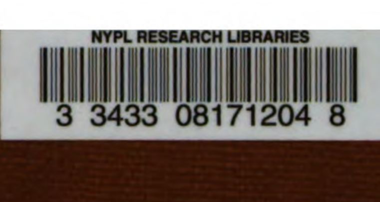
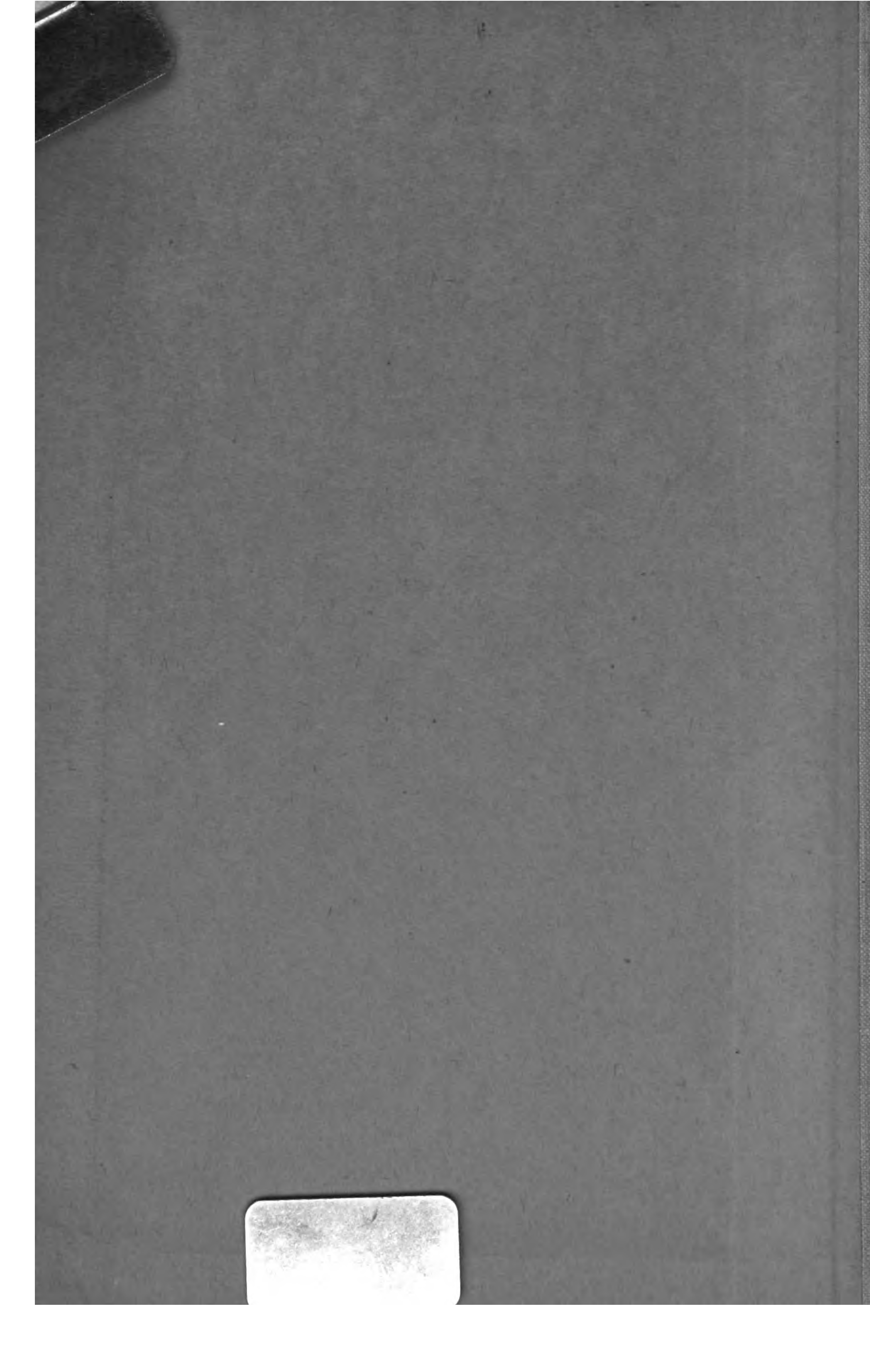
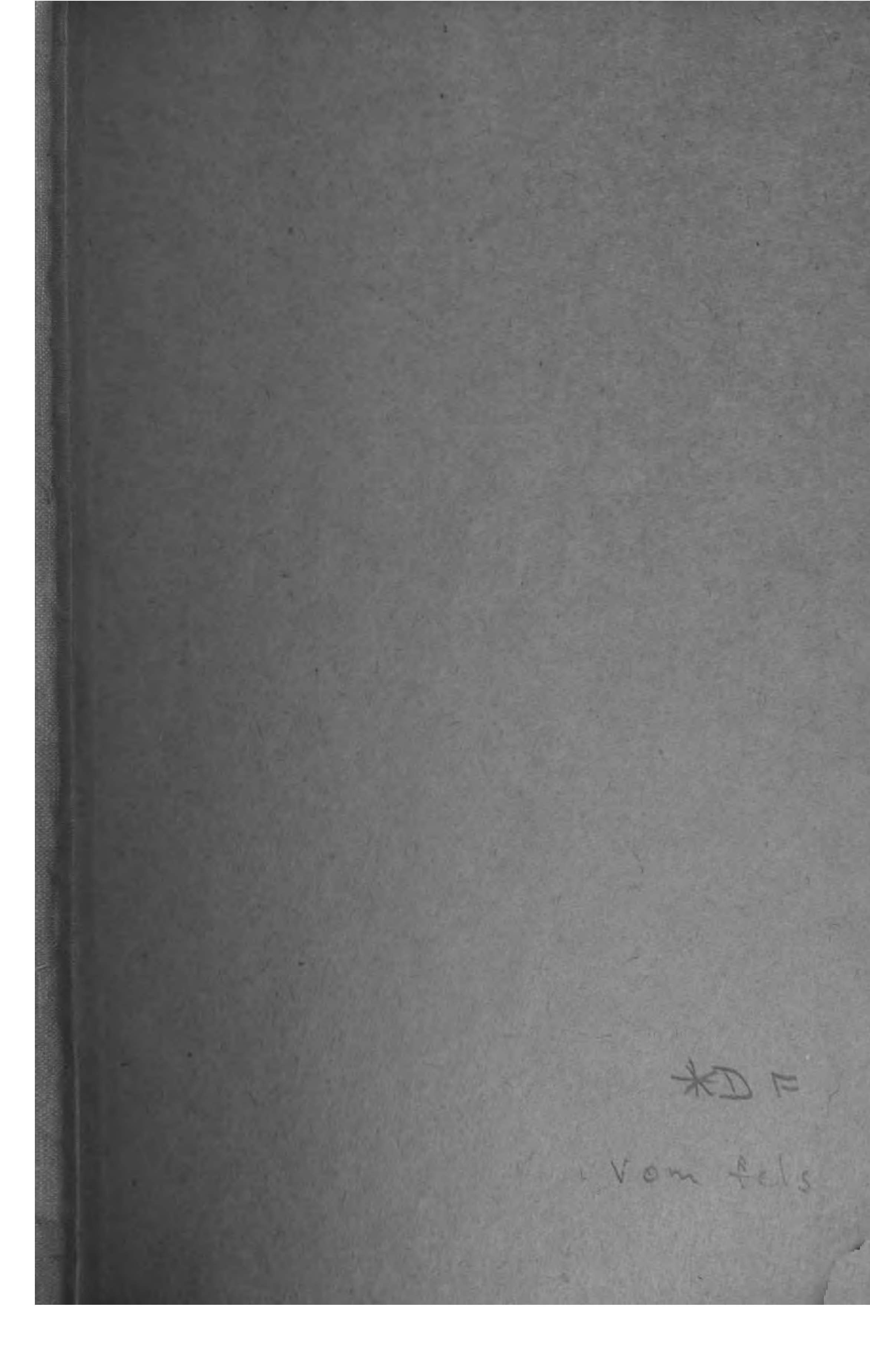
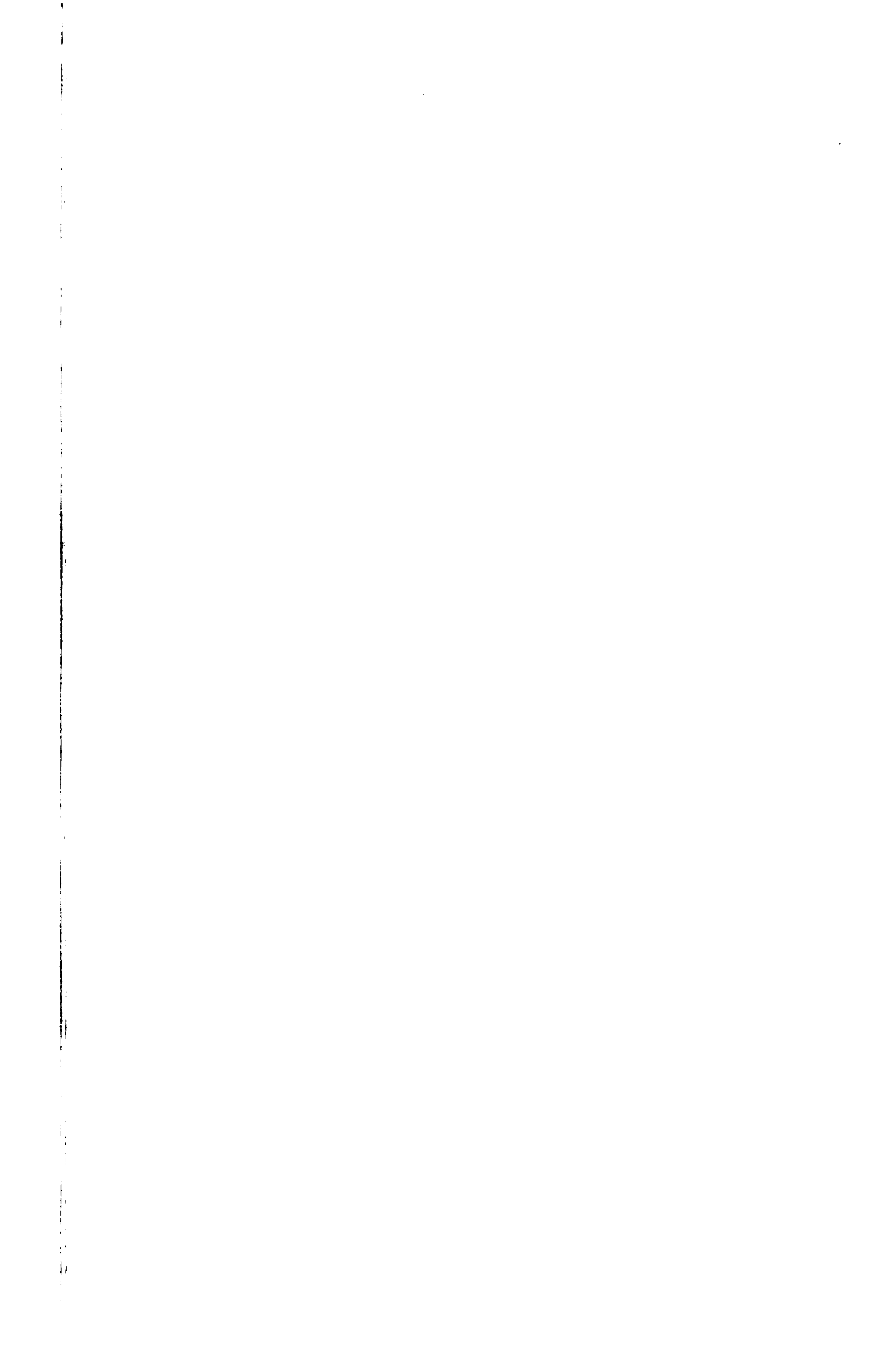












Erster Band.

(Oktober 1883 bis März 1884.)

Stuttgart.

Druck von Gebrüder Kröner.

Inhalt.

Erster Band (Oktober 1883 bis März 1884).

Romane, Novellen, Plaudereien u. dgl.

Länder- und Völkerkunde, Städtebilder rc.

Naturwissenschaftliche, naturgeschichtliche und heilwissenschaftliche Aufsätze.

Geschichte und Kulturgeschichte.

Bildende Kunst.

Litteratur.

Musik.

Artikel verschiedenen Inhalts.

Gedichte.

Von Himmel und Erde.

Sammler.

Humoristische Bilder.

Extrabeilagen.

Der verlorne Brautring.

Von

Karl Bartsch.

as dritte Zeichen zum Abgang des Schnellzuges aus dem langgestreckten Bahnhof in Heidelberg war bereits gegeben. Die Thüren aller Coupés waren geschlossen, aus einigen Fenstern sah man Gesichter herausblicken, [illegible] Verwandten und Freunden [illegible] zunickten. Die Kondukteure [illegible] geschäftig die Trittbretter entlang, während der Zug sich langsam in Bewegung setzte. [illegible] öffnete der Schaffner ein Coupé zweiter [illegible], welches durch seine Aufschrift als Ab[illegible] für Nichtraucher bezeichnet war. In [illegible] saß auf der einen Seite ein junges [illegible], dessen munter umherblickenden blauen [illegible] man es anmerkte, daß alles, was sie [illegible] Umgebung gewahrten, sie mit dem [illegible] Interesse erfüllte. Sie mochte kaum [illegible] als achtzehn Jahre zählen, eine hübsche [illegible] mit einem kecken Stumpfnäschen und [illegible] schwellenden, etwas aufgeworfenen Lippen, [illegible] dem reizenden kleinen Munde einen Zug [illegible] Energie und Unternehmungslust gaben.

Sie hatte den Vordersitz dicht am Fenster eingenommen; ihr schräg gegenüber saß ein junger Mann, der die Mitte der Zwanziger erreicht, vielleicht auch schon überschritten haben mochte. Braunes, etwas gelocktes Haar und ein nur wenig hellerer Vollbart umrahmten ein feines Gesicht, aus welchem ein Paar kluge, braune Augen blickten, die indes mit beinahe [illegible] Ausdruck mehr auf die Innenwelt als auf die äußere Umgebung gerichtet [illegible]. Die bleiche Gesichtsfarbe und die [illegible] ließen in ihm einen Mann vermuten, der dem Beamten- oder Gelehrtenstande angehörte.

Die dritte Insassin, an dem anderen Ende des Rücksitzes, war eine ältliche Dame mit [illegible] Locken, welcher Wohlwollen und Herzensgüte auf der Stirn geschrieben stand und deren Blick mit einem Ausdruck mütterlicher Teilnahme auf dem Gesichte des jungen Mädchens verweilte.

Der Schaffner bat um die Billete. Die alte Dame war schon vorher im Zuge gewesen, der junge Mann reichte das seinige hinüber und wollte gefällig auch dem jungen Mädchen das ihrige abnehmen, als er bemerkte, daß sie nach einem Griff in die Tasche unruhig hin und her suchte. Ihre Verlegenheit steigerte sich und sie brach endlich bestürzt in die Worte aus:

„Ich kann es nicht finden."

Höflich bemerkte der Schaffner, daß sie dann wohl ein neues lösen müsse, und erbot sich zur Besorgung desselben. Die junge Dame errötete, noch verlegener als vorher.

„O Gott," rief sie aus, „ich hatte es in meinem Portemonnaie, ich muß es verloren haben." Dabei quollen ihr die Thränen aus den Augen. Die alte Dame suchte sie zu begütigen und meinte, es werde und müsse sich ja wohl noch finden; freilich sei die Warnung, die man an mehreren Punkten des Bahnhofes angeschlagen treffe, sich vor Taschendieben zu hüten, leider nur zu berechtigt.

Der Schaffner hatte sich inzwischen entfernt, die junge Dame setzte ihre Nachforschungen fort, überzeugte sich aber, daß alles umsonst sei.

Jetzt ergriff der junge Mann das Wort.

„Erlauben Sie mir, mein Fräulein," sagte er mit fast schüchternem Tone, „Ihnen aus der peinlichen Lage behilflich zu sein, in welcher ich Sie sehe. Darf ich nach Ihrem Reiseziel fragen?"

Sie nannte ihm die Stadt, es war die Endstation der Bahnlinie. Als der Schaffner wieder am Fenster erschien, ersuchte ihn der junge Mann, ein Billet für das Fräulein zu besorgen.

„Ich weiß nicht," sagte das junge Mädchen, „wie ich Ihnen danken soll, daß Sie sich einer Ihnen völlig Unbekannten so freundlich annehmen."

„Vielleicht bin ich doch nicht ganz so vertrauensvoll als es scheint," versetzte der Angeredete mit leichtem Lächeln. „Denn es trifft sich gerade, daß Ihr Reiseziel für heute auch das meinige ist. Sie sehen also, ich kann, wenn wir ankommen, sogleich Beschlag auf Sie legen."

Das junge Mädchen – Gertrud war ihr

Name — lächelte mitten unter den Thränen, die ihr noch auf den Wangen standen. Aber nur einen Moment leuchtete der frohe, fast schalkhafte Blick aus ihren Augen; gleich darauf füllten sie sich aufs neue mit Thränen, so daß die gute alte Dame zum zweiten Male sich zur Trösterin berufen fühlte.

„Aber nun, mein liebes Fräulein," sagte sie, näher rückend und Gertruds Hand ergreifend, „beruhigen Sie sich. Für den Augenblick ist ja durch unseren menschenfreundlichen Reisegefährten Rat geschafft, und da Sie Ihr Ziel in einigen Stunden erreicht haben, wird sich ja wohl auch das übrige machen. Sind Sie in W. zu Hause?"

„Ja," versetzte Gertrud, „ich treffe die Meinigen jedenfalls am Bahnhofe, wenn ich ankomme."

„Nun dann ist ja alles gut, und vorausgesetzt, daß das verlorene Portemonnaie nicht unersetzliche Schätze enthielt —"

„Ach, das ist es ja eben," fiel Gertrud mit neu hervorströmenden Thränen ein. „Nicht das Billet und das bißchen Geld, das noch drin war, aber —"

„Nun, was denn?" fragte teilnehmend die alte Dame.

Gertrud errötete.

„Sie lachen mich aus, wenn ich's sage. Es war auch gewiß eine dumme Mädchenfurcht, und sie ist mir nun schlecht genug bekommen."

„Das klingt ja ganz rätselhaft," nahm der junge Mann das Wort.

„Wirklich, Sie machen mich neugierig," sagte die alte Dame, „zu erfahren —"

„Nun, Sie sollen es wissen, und wenn Sie mich dann auslachen, so hab' ich's verdient. Ich war von G., wo ich bei einer Pensionsfreundin ein paar Wochen zugebracht hatte, heute morgen abgereist. Die Eltern meiner Freundin rieten mir, gleich ein durchgehendes Billet nach Hause zu nehmen; weil es aber ein so prachtvoller Herbsttag sei, sollte ich nicht versäumen, hier in Heidelberg mir die Schloßruine anzusehen und einen Zug zu überspringen. Gretchen — das ist nämlich meine Freundin — hätte mich am liebsten begleitet; aber ihr Vater erlaubte es nicht, weil sie so heftig erkältet war. Das war uns nun beiden recht leid; denn ich hatte mir's so herrlich gedacht, mit Gretchen zusammen durch die Ruine zu streifen, von der ich schon so viel hatte erzählen hören."

„Aber fürchteten Sie sich denn nicht," fragte die alte Dame, „diesen Abstecher so ganz allein zu machen?"

„Es mag Ihnen wohl etwas abenteuerlich erscheinen," versetzte Gertrud; „aber ich habe nun einmal die Lust an allem, was ein bißchen gefährlich aussieht. Gretchen, die ist ganz anders: und ich glaube, sie hätte sich zuletzt auch nicht entschließen können, mich zu begleiten. Sie war schon einmal auf dem Schlosse gewesen und da hatte sie mir von schauerlichen Winkeln erzählt, und von Stellen, wo einem schwindlich werden kann. Aber das war erst recht, was mich lockte. So ganz fremd in einer Stadt, von niemand gekannt — das hatte ich mir immer so reizend vorgestellt. Und nun gar in einer alten Burgruine! Gretchens Vater meinte, es sei ganz unbedenklich; wenn ich mich aber fürchte, wolle er mit mir fahren. Nun sehen Sie, ich habe Gretchens Vater recht herzlich lieb; aber ich wollte doch meinen Mut zeigen, und dann dacht' ich auch: wenn es denn nicht mit Gretchen sein kann, dann will ich lieber allein."

Der junge Mann, der dem Geplauder Gertruds mit wachsender Teilnahme zugehört hatte, lächelte über die unschuldige Naivetät, die der Bericht der kleinen Erzählerin atmete.

Gertrud, die sich ganz der alten Dame zugewendet hatte, bemerkte es nicht und fuhr fort:

„Aber wie ich nun hier auf dem weiten Bahnhof ankam und das Gedränge von Menschen sah, da wurde mir auf einmal bange. Und wenn ich mich nicht vor den Mitreisenden und dem Schaffner geschämt hätte — ich wäre wahrhaftig auf dem Perron wieder umgekehrt und gleich weiter gefahren. Da fiel mir die Tafel ins Auge: „Vor Taschendieben wird gewarnt." Gretchen hatte mir am Tage vorher eine Geschichte erzählt, daß die Diebe den Leuten, wenn ein rechtes Gedränge ist, sogar die Ringe vom Finger ziehen, ohne daß man's merkt. Das kam mir jetzt wieder in den Sinn, als ich in der Restauration etwas aß und die Leute sich so herandrängten, und da steckte ich meinen Verlobungsring" —

„Wie? Sie sind Braut?" unterbrach sie hier die alte Dame.

„Ei freilich, schon seit sechs Wochen," sagte Gertrud. „Also ich steckte den Ring in mein Portemonnaie, denn er war sehr hübsch und hätte einem Diebe gar gut in die Augen stechen können. Nun, da ich meinen Schatz gesichert glaubte, kehrte mir auch der Mut zurück. Und wie ich die sonnige Baumallee entlang nach dem Schlosse hinaufstieg, da kam die alte Abenteuerlust über mich, und ich dachte: so schön ist's doch noch niemals gewesen. Es ging auch alles ganz gut, und ich wurde zuletzt so überlustig, daß ich beinahe gewünscht hätte, es möchte doch ein kleines Abenteuer kommen — nur ein ganz kleines, etwa so ein Mann mit einem recht großen, dunklen Barte und mit recht finsteren dunklen Augen —"

„Etwa so wie unser Reisebegleiter?" fiel die alte Dame lächelnd ein.

Gertrud, die sich mit kindlicher Lebhaftigkeit so in die Situation hinein versetzt hatte, daß sie die Anwesenheit des jungen Mannes ganz vergessen zu haben schien, blickte nach ihm hin und errötete verlegen.

„Was werden Sie von mir denken?“ sagte sie dann nach einer kleinen Pause.

„Wenn ich einen kleinen Gegendienst von Ihnen erbitten darf,“ versetzte der junge Mann, „so ist es der, daß Sie so unbefangen in Ihrer Erzählung fortfahren, als ob ich gar nicht da wäre. Sie glauben nicht, wie mich das freut.“

„Ich bin auch gleich zu Ende,“ fuhr Gertrud fort. „Ja wirklich, die Leute sahen alle so civilisiert aus, und wenn nicht an mancher Stelle, die ich erstieg und an der ich die entzückende Aussicht über Strom und Thal genoß, der Blick in die Tiefe ein angenehmes Gefühl des Schauerlichen erweckt hätte, so wäre mir alles beinahe zu wenig romantisch verlaufen. Kein einziger Mensch kümmerte sich um mich, und nur, als ich in dem einen Ecktürmchen stand und in die Ferne hinausschaute, da trat ein ganz netter junger Mann zu mir heran und fragte, ob ich hier bekannt sei. Und da ich es verneinte, machte er den Erklärer und zeigte mir alle fernen Punkte am Horizonte, und bot mir an, durch den großen Feldstecher zu sehen, den ich mit beiden Händen halten mußte. Es war auch wirklich wunderschön, wie ich da die fernsten Höhen so deutlich sah, wie mit Händen zu greifen.“

„Ja, und Sie bemerkten nicht,“ warf der junge Mann ein, „während Sie so in der Aussicht schwelgten, daß die Hände Ihres Begleiters inzwischen auch nicht unthätig waren; denn er ohne Zweifel war es, dem Sie den Verlust Ihres Geldes und des Ringes verdanken.“

„Sie haben gewiß Recht,“ sagte Gertrud, „denn wie wär' es auch anders möglich? Daß die Diebe so nett und anständig aussehen könnten, glaubt' ich freilich nicht. Es fiel mir nur auf, daß er, als ich den Feldstecher abgesetzt, sich so plötzlich empfahl und so rasch um die Ecke verschwand — grade wie ich dachte, es ist doch recht artig von ihm, und dem Zufall dankbar war, daß er mir einen so höflichen Kavalier zugeführt hatte. Nun bin ich für meine Leichtgläubigkeit hart gestraft“ — und hier drangen ihr die Thränen von neuem in die Augen, die während ihrer Erzählung in heller Munterkeit geleuchtet hatten. „Denn, nicht wahr,“ sagte sie, sich zu der alten Dame wendend, „es ist ein schlimmes Zeichen, wenn man den Verlobungsring verliert, und bedeutet niemals etwas Gutes für die Zukunft?“

„Ich weiß wirklich nicht,“ versetzte lächelnd die Angeredete.

„Ja gewiß,“ sagte Gertrud ganz ernst; „Gretchen hat es mir gesagt, und die hat es von ihrer älteren verheirateten Schwester, die auch eine Freundin gehabt, die ihren Ring verlor und ist sehr unglücklich geworden. Ach! ich werde gewiß auch sehr unglücklich werden.“

Trotzdem ihre Thränen jetzt noch reichlich flossen und alles verriet, daß sie den ihr zugestoßenen Verlust wirklich als ein schweres Unglück empfand, konnte der junge Mann sich doch eines leichten Lächelns nicht erwehren.

In dem Augenblicke wandte die alte Dame sich zu ihm und sagte:

„Wenn mich nicht alles täuscht, werden Sie, mein Herr, die Zweifel unserer jungen Begleiterin besser lösen können als ich. Wie denken die Gelehrten über diese Frage?“

„Da Sie denn in der That meinen Stand erraten haben, so erlauben Sie, mich Ihnen vorzustellen.“

Er nannte seinen Namen und überreichte eine Karte, auf welcher die Worte: Dr. Waldemar Brunner, Professor der Geschichte, und in der Ecke der Name der Universität stand, an welcher er wirkte.

„Aber freilich,“ fuhr er fort, „muß ich gleich mein Unvermögen bekennen, Ihre Frage zu beantworten.“

„Es war auch nicht so ernstlich gemeint,“ sagte die alte Dame; „diese Rätsel löst wohl überhaupt kein Mensch, mag er Gelehrter oder Laie sein. Aber sehen Sie, liebes Fräulein, da Sie an schlimme Vorzeichen glauben, so werden Sie, denke ich, auch den glückbringenden ihr Recht nicht versagen. Und ein solches hat Ihnen soeben der Himmel gesendet, worüber der Gelehrte freilich auch wieder lächeln wird. Da ist gerade ein Nachtschmetterling zum Fenster hereingeflogen und hat ein paar Augenblicke auf den Blumen Ihres Hutes gerastet. Sehen Sie, da schwirrt er wieder weiter.“

„Und das,“ sagte Gertrud, indem ihre Thränen zu fließen aufhörten und ihr Auge wie in Hoffnungsstrahlen zu leuchten begann —

„Das ist ein gutes Zeichen,“ sagte die alte Dame, „so hab' ich's von meiner alten Tante gehört. Aber das ist freilich lange her, und die heutige Jugend glaubt wohl nicht mehr daran.“

„O doch,“ versicherte Gertrud ganz ernst, „dann ist's gewiß auch wahr. Also das ist ein gutes Zeichen?“

„Und bringt es nur dem Glück,“ sagte scherzend der Professor, „auf dessen Haupt der Falter sich niederließ? Ich könnte wohl auch etwas davon brauchen, wäre jedoch gerne bereit, wie Sie gewiß nicht minder, meinen Anteil an dem zu hoffenden Glücke an das Fräulein



abzutreten, wenn ich damit den munteren Augen ihren hellen Glanz wiederzugeben vermöchte."

„Leider gilt es nur dem Fräulein," versetzte die Dame, „ihr wird das unleugbar drohende Unheil, das der Verlust des Ringes bedeutet, durch das neue Zeichen des Glückes, das so rasch darauf folgte, reichlich vergütet werden. Denn ich wollte es Ihnen vorher nur nicht sagen, mein liebes Fräulein, weil ich fürchtete, es möchte Sie noch trauriger machen: die Sache hat ihre Richtigkeit mit dem Ringe. Jetzt kann ich's ja verraten, wo das Glück Ihnen einen Ersatz gibt."

„O wenn das doch wäre!" rief Gertrud freudig, „wie gern glaube ich Ihnen!"

Inzwischen war die Abenddämmerung hereingebrochen; auf der Bergkette, welche den gewundenen Strom einschloß, an dessen Ufern die Eisenbahn sich hinzog, lagen die letzten Strahlen der untergehenden Sonne. Die Reisenden überließen sich schweigend ihren Gedanken. Der Professor befand sich in einer eignen Stimmung. Als Mann der Forschung jedem Aberglauben abhold, vermochte er in diesem Falle doch nicht die Gefühle der beiden weiblichen Wesen zu verspotten, die so fest an die Bedeutung von guten und bösen Vorzeichen für die Zukunft des Menschen glaubten.

Auf einer der nächsten Stationen mußte die alte Dame, die, während es dunkelte, ein wenig eingenickt war, den Zug verlassen; sie schied mit einem herzlichen Glückwunsche für Gertrud. Diese und der Professor saßen eine kurze Zeit allein im Coupé; die Unterhaltung wollte aber auch jetzt nicht recht flott werden, es war, als wenn das vorher harmlos plaudernde Mädchen dem Gelehrten gegenüber nicht ihre frühere Unbefangenheit wiedergewinnen könnte, und auch er vermochte, dem ernsten Zuge seiner Gedanken nachhängend, nicht so schnell in den leichten Ton überzugehen, den das Gespräch zuerst angeschlagen hatte. Beiden war es daher nicht unlieb, daß das Coupé sich bald mit neuen Insassen füllte, und je mehr man sich dem Endziele näherte, wurde es belebter, da so mancher von einem Ausfluge in die Umgebung der Stadt mit dem letzten Zuge zurückkehrte.

Jetzt war das Ziel erreicht. Der Zug hielt, der Professor nahm Gertrud das leichte Handgepäck ab und half ihr aus dem Wagen. Auf dem Perron standen ihre Eltern, deren einziges Kind sie war, und ihr Bräutigam. Der Professor wollte sich entfernen, als Gertrud, aus der Umarmung der Ihrigen sich losmachend, ihm nachrief: „Nein, Herr Professor, so dürfen Sie nicht fort!" und mit wenig Worten erzählte sie nun den Eltern das kleine Reiseabenteuer, wobei sie jedoch den Verlust des Ringes noch verschwieg. Die Eltern erschöpften sich in Dankesbezeugungen und der Vater sagte: „Da Sie doch heute nicht weiter können, so seien Sie unser Gast und nehmen mit unserem Fremdenzimmer vorlieb, falls Sie nicht durch andere persönliche Beziehungen in Anspruch genommen sind."

Der Professor erwiderte, daß er ganz fremd in der Stadt sei; er habe die Absicht gehabt, am folgenden Tage eine in der Nähe gelegene Oertlichkeit zu besichtigen, die für seine geschichtlichen Studien ihm von großem Interesse sei, und nehme das freundliche Anerbieten gern an. Gertruds Bräutigam erbot sich sofort zur Besorgung des Gepäcks, und nach kurzem Aufenthalte fuhr man in das Haus von Gertruds Eltern. Dasselbe, am Markte der Stadt gelegen, schien zu den stattlichsten in seiner Umgebung zu gehören. Gleich beim Eintritte konnte der Professor nicht zweifelhaft sein, daß er in einem Kaufmannshause sich befinde; der geräumige Flur war teilweise von großen Warenballen eingenommen. Das Ganze machte mehr einen Eindruck von alter Solidität, als von Eleganz. Dem entsprach auch der Charakter der Zimmer und ihrer Einrichtung; alles ehrenfest und solide, aber mit einem kleinen Anstrich von Altväterischem. Der Kaufmann Werner hätte reichlich alle Mittel gehabt, um sein Haus mit dem modernsten Komfort zu versehen, aber er legte geflissentlich einen gewissen Wert auf die von Eltern und Großeltern überkommenen alten Erbstücke.

Der Professor wurde in ein behagliches Zimmer geführt und nach einiger Zeit von dem Vater in das Wohnzimmer geleitet, wo er die ganze Familie bereits beisammen fand. Es war außer den Hausbewohnern nur noch die Familie des Bräutigams zugegen, der Kaufmann Baumann und seine Frau, sowie eine jüngere Schwester Oskars, dies war der Name von Gertruds Verlobtem. Als man sich zu Tische setzte, der Professor dem Brautpaare gegenüber und zwischen Mutter und Schwiegermutter der Braut, glaubte er in Gertruds Augen noch Spuren von Thränen zu sehen und schloß daraus, daß die inzwischen erfolgte Mitteilung von dem Verluste des Ringes dieselben hervorgerufen.

Das Gespräch lenkte sich auch sehr bald auf das Reiseabenteuer und Oskar bemerkte, zum Professor gewendet, es sei ihm nicht faßbar, daß in unserem aufgeklärten Jahrhundert noch soviel Aberglaube, selbst in den Gemütern der Gebildeten, wurzeln könne. Er habe Gertrud soeben gescholten wegen ihres thörichten Wahnes, daß der Verlust des Ringes notwendig etwas Schlimmes zu bedeuten habe.

„Ich bin überzeugt, Gertrud," fuhr er fort, „wenn ich dir morgen einen viel schöneren Ring bringe, ist die kindische Furcht verschwunden."

„Nein, Oskar," versetzte Gertrud, „das darfst du nicht denken. Sieh, du könntest mir jetzt den prachtvollsten Diamantring geben, und der verlorene Ring wäre ein ganz wertloser Reif — ich wäre doch unendlich froher über ihn als über jenen."

„Das mag ja sein," sagte Oskar, beinahe in etwas ärgerlichem Tone, „und wenn du ihn deswegen vorziehst, weil ich dir ihn an unserem Verlobungstage an den Finger gesteckt, so ist mir's ja ganz recht; aber nur um Himmels willen nicht, weil an seinen Verlust sich ein Unglück anschließen muß. Du bist doch noch ein rechtes Kind," setzte er sanfter hinzu, „in einem Jahre hast du hoffentlich vernünftigere Gedanken, denn ich möchte doch nicht, daß meine kleine Frau in ihren Hausstand solche Ammenmärchen mit herübernähme."

Des Professors Blick streifte Gertruds Antlitz, es zuckte wie ein verhaltener Schmerz über dasselbe, und sie schien aufs neue mit Thränen zu kämpfen.

„Sie urteilen doch vielleicht zu streng," richtete er jetzt das Wort an Oskar. „Ich möchte das, was der Grund der Empfindung in Fräulein Gertruds Seele ist, doch nicht so schlechthin als Schwäche oder Thorheit verwerfen."

„Wie?" versetzte Oskar, und ein fast spöttischer Zug lagerte sich um seinen Mund, „Sie, der Geschichtsprofessor, der Mann der Wissenschaft, reden dem Aberglauben das Wort?"

„Sie werden," entgegnete Brunner, „dem Volke seinen Aberglauben so wenig nehmen wie seinen Glauben, und ich bin der Ueberzeugung, daß in wirklich gläubigen Gemütern notwendig auch der Keim zu dem liegt, was wir Aberglauben nennen, daß von dem Augenblicke an, wo der letzte Rest des Aberglaubens aus der Seele der Menschheit verschwunden sein wird, auch der fromme kindliche Glaube sein Ende gefunden hat. Der Glaube an wunderbare Zusammenhänge, die unserer Vernunft und Fassungskraft sich entziehen — bildet er nicht ebenso die Grundlage des Glaubens wie des Aberglaubens? Und was dem einen ein Gegenstand des Glaubens ist, wird es dem anderen nicht schon ein Aberglaube dünken, über den er meint spotten zu dürfen? Ich weiß nicht, wie Sie über die Mysterien der christlichen Religion denken —

„In dieser Hinsicht," versetzte Oskar, „rechnen Sie mich nur dreist zu den ärgsten Freigeistern. Ich finde es des neunzehnten Jahrhunderts geradezu unwürdig, daß man von unseren Kanzeln herab immer noch diese Mysterien predigt, die aller gesunden Vernunft ins Gesicht schlagen — in unserem Jahrhundert, wo der glänzende Aufschwung der Naturwissenschaften die Geister von Vorstellungen befreit haben sollte, die für die finsteren Tage des Mittelalters passen mochten."

„Auch darin muß ich Ihnen leider widersprechen," sagte der Professor.

„Wie?" erwiderte Oskar, „gehören Sie etwa selbst zu den Frommen im Lande?"

„Ich kann mich dessen nicht rühmen," sagte Waldemar, „und wenn Sie in unserer Universitätsstadt nachfragten, würden Sie mich wahrscheinlich ins entgegengesetzte Lager verwiesen hören. Doch nicht auf meine persönliche Stellung zu diesen Fragen kommt es hier an, sondern darauf, daß, wie Ihr eigner Ausspruch beweist, dem einen Menschen als unwürdiger Wahn erscheint was dem anderen ein Gegenstand seiner heiligsten Empfindung ist."

„Aber Sie werden doch nicht," fiel hier Gertruds Vater ein, „die Mysterien des Christentums mit dem Aberglauben auf eine Stufe stellen wollen? Man kann es immerhin mißbilligen, wenn jene von Freigeistern, wie sich dieser junge übermütige Mann zu meinem größten Erstaunen als solcher entpuppt, über Bord geworfen werden, und doch ihnen darin beistimmen, wenn sie den Aberglauben bekämpfen."

„Es mag paradox klingen," versetzte Waldemar, „wenn ich auf Ihre Frage nicht mit einem entschiedenen Nein antworte. In dem, was wir als Aberglauben bezeichnen, ist gar vieles, was dem Geiste des Christentums durchaus nicht widerspricht. Vieles reicht, wie die Wissenschaft gezeigt hat, mit seinen Wurzeln in die Zeit des germanischen Heidentums zurück und war einst Gegenstand des allgemeinen Volksglaubens."

„Wohl," sagte Oskar, „des Glaubens von Heiden, die Bäume und Klötze als Götter verehrten."

„Dieser Glaube," fuhr der Professor fort, „mag den damaligen Priestern, die die heidnischen Germanen bekehrten, ebenso als ein überwundener, niedriger Standpunkt des Geistes- und Kulturlebens erschienen sein, wie Ihnen und anderen heutzutage der fromme Christenglaube erscheint. Verehrungswürdig ist gleichwohl auch die am tiefsten stehende Volksreligion, solange ein Volk voll und gläubig sich ihr hingibt und nicht der Zweifel an ihrem Inneren nagt. Die Anbetung vor dem Unbegreiflichen, Ueberirdischen macht das Wesen des Glaubens, der Religion aus. Ob der gläubige Mensch zu den leuchtenden Sternen, die in

rätselhaftem Glanze auf ihn herniederstrahlen als zu seinen Göttern aufblickt, zu dem lebenspendenden und wärmenden Tagesgestirn, oder ob er betet zu dem unsichtbaren Gotte, der über allem Erschaffenen thront — für das religiöse Gefühl des Menschen, für die Andacht, die sein Herz erfüllt, ist es dasselbe. Und ist denn wirklich der Glaube unserer Vorfahren ein so roher gewesen? Zeigen nicht unsere alten Mythen, wie sie in unseren Märchen und Sagen fortleben, neben tiefem und lebendigem Naturgefühl auch einen tiefen sittlichen und ethischen Zug? Was in seiner Verdunkelung unsinnig erscheinen mag, war einst von sittlichen Gedanken erfüllt, das Ergebnis einer Lebenserfahrung, die die Besten eines Volkes sich zu eigen gemacht — nun ist es erstarrt, das geistige Band ist zerrissen, welches das Symbol mit dem ihm zu Grunde liegenden Gedanken verband. Die Wissenschaft, die Forschung schreitet nicht verachtend an diesen Resten der Vergangenheit vorüber; mit liebevollem Eingehen auf die Denkweise früherer Zeiten sucht sie das Erstarrte zu beleben, das Abgerissene wieder anzuknüpfen, und so den verschütteten Brunnen unseres alten Volksglaubens wieder aufzugraben."

„Das ist alles recht schön," bemerkte Oskar, „und hat im allgemeinen gewiß seine Richtigkeit; aber es würde Ihnen doch vielleicht schwer werden, in unserem besonderen Falle zu zeigen, daß der hier zu Grunde liegende Gedanke ein vernünftiger sei, oder den Aberglauben mit dem Ringe als einen solchen nachzuweisen, der im alten Volksglauben seine berechtigte Erklärung findet. Soviel ich weiß, haben unsere biederen Vorfahren gar keine Brautringe gekannt."

„Mir fällt nicht ein, zu behaupten," sagte Waldemar, „daß dieser bestimmte Aberglaube etwa ein altheidnischer sei, und ebensowenig, daß alles, was von Aberglauben in unserem Volke lebt, in graue Vorzeit hinaufreiche. Aber die Grundlagen der menschlichen Seele sind zu allen Zeiten dieselben gewesen, und nach allgemeinen Gesetzen erneuert sich derselbe Gedanke, in seiner Einkleidung wechselnd, aber im Grunde immer der gleiche."

„Da wäre ich doch begierig zu hören," versetzte Oskar, „welchen allgemein menschlichen Gedanken Sie hier herausschälen wollen."

„Ihre Aufforderung, meine Ansicht näher zu begründen," entgegnete der Professor, „trifft mich nicht unvorbereitet. Ich gestehe, daß mich schon während der Fahrt die Sache lebhaft beschäftigte. Ich suchte mir Rechenschaft zu geben, inwiefern die Empfindung, welche Fräulein Gertrud und unsere liebenswürdige alte Begleiterin gleichmäßig hegten, zu verteidigen sei oder nicht. Sie wissen, wie der Grieche, der unter allen Heiden doch wohl die feinste Empfindung für das schön Menschliche besaß, wie er die Vorstellung von dem Neide der Götter ausbildete. Sie mag uns sehr menschlich erscheinen, weil sie den weltgebietenden Mächten allzusehr menschliche Gefühle, ja Schwächen beilegt, und doch, sie ruht auf einem tiefinnerlichen Zuge unserer eignen Natur. Wir empfinden jedes Glück, das uns zu teil wird, als eine Gnade, als ein Geschenk, und je feiner besaitet die Seele ist, um so demütiger und dankbarer wird sie es hinnehmen. Es erscheint als ein unverdientes, und darum konnte sich auch die Vorstellung entwickeln, daß wir dem Schicksal, um sein Wohlwollen uns zu verdienen und zu erhalten, ein Opfer bringen müssen. Jeder Besitz weckt die Furcht des Verlierens, und je seliger das uns gewordene Glück unsere Seele macht, umsomehr bangt uns vor dem Augenblicke, da es nicht mehr unser sein möchte. Heftet sich nun das Glück an ein äußeres Symbol, so wacht unser Auge liebevoll über diesem, auf daß ihm nichts widerfahre. So lange das Symbol ungeschädigt ist, so lange glauben wir auch des Besitzes sicher zu sein. Wenn nun ein Zufall, mögen wir ihn veranlaßt haben oder nicht, das Symbol unseres Glückes uns zerstört oder raubt, so erwacht die Furcht, das Glück selbst zu verlieren. Und sie wird um so mächtiger sich regen, wenn wir uns sagen müssen, daß eigne Nachlässigkeit, Ungeschick oder Schuld den Verlust herbeigeführt haben. Wir glauben das Recht auf das Gnadengeschenk verwirkt, den Zorn der höchsten Gewalt, die unser Schicksal lenkt, auf uns herabbeschworen zu haben. Wir sind gern bereit, jedes Opfer zu bringen, das die Himmlischen wieder versöhnen kann, und wir heften uns sehnend an jedes Zeichen, das ihre Versöhnung uns andeutet."

Gertrud hatte den Worten Waldemars mit leuchtendem Blicke zugehört. Er hatte, meist gegen Oskar gewendet, gesprochen. Jetzt, wo er schwieg, fiel sein Blick auf sie und er gewahrte den strahlenden Ausdruck ihrer Augen, die voll und innig auf ihm ruhten.

Als man sich von Tische erhob, machte Oskar dem Professor den Vorschlag, falls er nicht zu ermüdet sei, ihn noch auf ein Stündchen in einen Zirkel von Herren zu begleiten, den er abends, wenn er von der Braut kam, noch zu besuchen pflegte. Waldemar, den die überraschenden Erlebnisse des Tages erregt hatten und der ohnehin, wie die meisten Gelehrten, ein Nachtarbeiter und daher spät zur Ruhe zu gehen gewohnt war, nahm das Anerbieten an. So verabschiedeten sich die beiden

jungen Männer, auch Oskars Eltern gingen und Gertrud blieb mit den Ihrigen allein zurück. Auch ihr war es nicht unlieb, daß die Herren sich entfernt hatten; sie war schon dem weiteren Verlaufe des Gespräches nur zerstreut gefolgt, ihre Gedanken bewegten sich noch immer um das Thema, welches Waldemar als ihr Verteidiger ausgeführt hatte. Als die beiden über den Marktplatz gingen und Gertrud ihnen vom Fenster nachblickte, war ihre Seele von mancherlei Empfindungen bewegt, über die sie sich selbst nicht Rechenschaft zu geben vermochte. Auf der einen Seite ein Gefühl der Trauer, auf der anderen eine freudig gehobene Stimmung. Wie sie auf ihr Zimmer ging, konnte sie noch lange nicht Ruhe und Schlaf finden. Waren es auch bei ihr die Erlebnisse des verflossenen Tages, die ein junges Gemüt wohl erregen durften? Das dumpfe Gefühl eines Unglücks, welches sich ihr an den verlornen Ring anknüpfte, war von ihr gewichen; aber sie dachte nicht mehr an Glück und Unglück der Zukunft, ihre Gedanken weilten ganz in der Gegenwart. Sie vermochte sie nicht von der Gestalt des Mannes loszureißen, den ein so seltsamer Zufall heute zu ihrem Hausgenossen machte. Was er gesprochen und wie er gesprochen, war so ganz verschieden von allem, was sie in ihrer Umgebung zu hören gewohnt war, ihre Seele schien ihr in ein fernes Zauberland entrückt zu sein, in welchem sie, den Fesseln der Alltäglichkeit enthoben, sich frei ergehen durfte.

Ein leiser Seufzer entfuhr ihren Lippen, als sie sich endlich zur Ruhe begab. Auch jetzt lag sie noch lange wachend im Bette und war noch nicht eingeschlafen, als sie die Tritte des heimkehrenden und an ihrer Thür vorübergehenden Waldemar vernahm.

* * *

Gertrud war Braut geworden, ohne selbst zu wissen wie. Oskars Vater und der ihrige waren die angesehensten Kaufleute in der Stadt, von Jugend auf innig befreundet. Sie und Oskar waren nebeneinander aufgewachsen, und der Gedanke, die Kinder einst zu verbinden und dadurch die Jugendfreundschaft der Väter auch auf das nachfolgende Geschlecht zu vererben, war zwischen den Alten oftmals Gegenstand des Gesprächs gewesen, als Gertrud noch im Flügelkleide zur Schule ging und Oskar das Gymnasium besuchte. Fünf Jahre älter als sie und bei der Lage der Dinge voraussichtlich bald imstande, einen eignen Herd zu gründen, sah Oskar schon als heranwachsender Jüngling Gertrud als seine zukünftige Verlobte an, und auch Gertrud wurde scherzhaft von den beiden Familien frühzeitig „das Bräutchen" genannt. Zu seiner kaufmännischen Ausbildung ging Oskar mehrere Jahre auf Reisen ins Ausland, nach London und Paris; ein Jahr nach ihm wurde Gertrud in eine Pension der französischen Schweiz geschickt, um dort zwei Jahre zu verweilen. Zum Frühjahr war sie zurückgekehrt, wenige Wochen später kam auch Oskar heim. Beide traten sich als Jüngling und Jungfrau entgegen. Nachdem eine kleine erste Verlegenheit überwunden war, standen sie bald auf dem alten traulichen Fuße. Nicht lange darauf fand die Verlobung statt; die Hochzeit wurde auf das folgende Frühjahr angesetzt.

Unter ihren Pensionsfreundinnen hatte Gertrud keine lieber gewonnen als Gretchen, die Tochter eines höheren Beamten in einer größeren Stadt Mitteldeutschlands. Die Sehnsucht nach ihr, die auch durch den lebhaft geführten Briefwechsel nicht gestillt werden konnte, veranlaßte Gertruds Eltern, ihr die Erlaubnis zu einem längeren Besuche bei der Freundin zu erteilen. Sie schrieb so glückliche Briefe von dort und ließ eigentlich so wenig Sehnsucht nach dem Bräutigam in ihnen durchblicken, daß, wer zwischen den Zeilen zu lesen verstand, sich wohl hätte seine Gedanken darüber machen können. Aber die Eltern und Oskar selbst fanden es so natürlich, daß, ehe die Mädchenzeit ihren so baldigen Abschluß erreichte, Gertrud noch einmal die ganze Süßigkeit einer Mädchenfreundschaft durchleben wollte. Auch Oskar kehrte nichts weniger als den sehnsuchtsvollen, sentimentalen Bräutigam heraus, sondern amüsierte sich mit seinen Genossen und mit anderen jungen Damen vortrefflich.

Am anderen Morgen war Gertrud, wiewohl sie weniger gut als sonst geschlafen, beizeiten auf dem Platze. Die gemischte Empfindung, die sich ihrer bemächtigt hatte, als sie zur Ruhe gegangen, war vor einer heiteren und glücklichen Stimmung verschwunden. Sie freute sich wie ein Kind auf das Frühstück und hatte immer noch eine Kleinigkeit an dem Frühstückstische zu ordnen, um ihn recht schmuck und zierlich herzustellen. Wie sie nun mit den Eltern und dem Professor daran saß und die Unterhaltung nach den ersten Begrüßungen bald in eine bedeutungsvollere Bahn einlenkte, da gewann das Gefühl erfreulichen Behagens die alleinige Herrschaft in ihrer Seele. Die Rede wandte sich auf die geschichtlichen Merkwürdigkeiten der Stadt, und Waldemar, den seine Specialstudien gerade auf diesem Boden vertraut gemacht, wußte aus der Vergangenheit gar manchen Zug anzuführen und auf manches aufmerksam zu machen, wovon Gertrud, wiewohl an dem

Orte geboren und erzogen, kaum je etwas gehört hatte. Es wurde beschlossen, den Vormittag zu einem Rundgange durch die Stadt zu benutzen, namentlich die merkwürdige Stadtkirche zu besichtigen, den Nachmittag aber zu einem Ausflug an einen Nachbarort zu verwenden, der für den Professor ein besonderes Interesse hatte und die Veranlassung zu seinem Aufenthalte in W. geworden war. Bei der Wanderung durch die Stadt und namentlich bei dem Besuche der Kirche fand Gertrud wieder Gelegenheit, nicht nur die vielseitigen Kenntnisse Waldemars, sondern ebenso sein feines Kunstverständnis zu bewundern. Sie verlor kein Wort von dem was er sagte und hing förmlich an seinen Lippen, wenn er ein historisches oder kunstgeschichtliches Denkmal erläuterte.

Zu Mittag stellte sich Oskar mit einem prachtvollen Ringe ein, den er Gertrud an den Finger steckte.

„Nur damit du," fügte er hinzu, „nicht ohne Ring bist und nicht immer auf die leere Stelle siehst, wie am gestrigen Abend. Der eigentliche Ersatz ist schon bestellt, genau so, wie der verlorene."

„Wie du gut bist," sagte Gertrud, „du bringst mir doppelte Entschädigung."

Nun erzählte sie ihm mit freudestrahlendem Gesicht von ihrer Morgenwanderung. Oskar schien die Mitteilung ziemlich gleichgültig aufzunehmen und richtete nur einige verbindliche Worte des Dankes wegen der willkommenen Belehrung an den Professor.

Am Nachmittage fuhr man in zwei Wagen in die herbstliche Landschaft hinaus, die im goldenen Glanze eines heiteren Septembertages alle ihre Reize noch einmal entfaltete. Nach einstündiger Fahrt war das Ziel erreicht, ein kleines Dörfchen, am Fuße einer Ruine, die in ihren Mauern einst ein mächtiges Geschlecht beherbergt hatte. Hier war dem Professor jeder Stein ein redender Zeuge der Vergangenheit. Er wußte viele bedeutende Züge aus der Geschichte der Burg zu berichten; aber auch die Sage hatte ihre Epheuranken um die alten Trümmer gesponnen. Gertrud, die den Platz schon öfter besucht, kannte diese Sagen; ihr war besonders die eine lieb geworden, von dem Schloßfräulein, das einem in der Burg dienenden Edelknappen seine Liebe zugewendet und mit ihm am Brunnen heimlich zusammentraf — eine mittelalterliche Pyramus- und Thisbegeschichte. Da mußte nun freilich Waldemar ihr ein rechtes Herzweh bereiten, als er erklärte, das Ganze sei gar keine Volkssage, noch weniger Geschichte, sondern die Erfindung eines gelehrten Herrn im vorigen Jahrhundert.

„O wie schade!" sagte Gertrud. „Sie zerstören mir da etwas, was mir Freude machte."

„Die Wissenschaft ist grausam," versetzte Waldemar, „und ihr Wort nicht selten herb wie das der Wahrheit. Der Irrtum mag oft süßer sein — wir haben nur nicht immer den Mut, der Wahrheit ins Gesicht zu schauen, gar mancher geht ihr ängstlich aus dem Wege und läßt sich wohl sein in dem behaglichen Traumzustande des Irrtums."

„Ja, wenn die gelehrten Herren nur auch wirklich überall die Wahrheit fänden!" bemerkte Oskar mit leichter Ironie.

„Wäre die Wahrheit so leicht zu finden," erwiderte Waldemar, „dann würde die Wissenschaft freilich rascher vorwärts schreiten. Aber der wahre Reiz des Forschens liegt nicht sowohl im Finden als im Suchen. Ich wenigstens halte es mit Lessing, der erklärte, wenn Gott ihm die Wahl ließe zwischen dem Besitz der Wahrheit und dem mit Irrtum verbundenen Ringen nach ihr, das letztere vorzuziehen. Das Sehnen nach Wahrheit und Erkenntnis, das in jedes Forschers Seele lebendig sein muß — das ist es, was ihn beglückt. Das Ringen nach einem hohen Ziele, auch wenn man sich bewußt ist, dies Ziel niemals vollständig, im besten Falle nur annähernd erreichen zu können, wirkt nicht entmutigend, nein! es weckt die besten und edelsten Kräfte im Menschen."

Waldemars Auge flammte von edler Begeisterung, während er so sprach. Wie er da stand, von dem Glanze der dem Untergang sich zuneigenden Herbstsonne beleuchtet, schien er ein beredter Prophet der Wahrheit, deren Evangelium er soeben verkündet hatte. Gertrud konnte den Blick nicht von ihm wenden. Und als nun sein Auge dem ihrigen begegnete, da mußte sie es errötend senken, als wenn sie sich selbst auf einer Schuld ertappt hätte. Wieder kam jenes Gefühl, aus Wonne und Schmerz gemischt, über sie, wie am vorigen Abend; sie hätte weinen mögen aus innerster Seele, und doch wieder aufjauchzen.

Sie war still und schweigsam, als man von der Ruine ins Dorf hinunterstieg. Dort wurde in dem wohlrenommierten Gasthof zu Nacht gegessen, und jetzt gewann auch Gertrud die Heiterkeit ihres Naturells wieder. Ja sie wurde ungewöhnlich gesprächig, erzählte viel von ihrem Pensionsleben, gab schalkhafte Schilderungen von ihren Lehrern und machte die kleinen Manieren und Angewohnheiten derselben ergötzlich nach.

Der Professor lauschte mit Entzücken ihrem ebenso naiven wie klugen Geplauder. Ihm war selten die Gelegenheit zu teil geworden, mit Mädchen dieses Alters zu verkehren. Ger-

trud hatte, wenn auch in Jahren etwas über das eigentliche Backfischalter hinaus, durch den längeren Aufenthalt in der Pension und den Verkehr mit meist jüngeren Freundinnen noch den ganzen Reiz des Backfisches behalten. Nur zu rasch verflogen die Stunden bis zur Rückfahrt. Während dieser waren, wie vorher, Waldemar und Oskar, dessen Schwester und Gertrud Fahrtgenossen. Gertrud, die etwas heiß geworden, atmete in vollen Zügen die kühle Nachtluft ein: Waldemar saß ihr gegenüber. Ihn überkam ein wehes Gefühl, daß er schon am anderen Morgen aus diesem Kreise lieber Menschen, in den ihn ein so wunderlicher Zufall geführt, scheiden müsse. Als er das aussprach, konnte Gertrud einen leichten Schreckensruf nicht unterdrücken.

„Du meinst wohl," sagte Oskar etwas spitz, „solche gelehrte Herren hätten nichts anderes zu thun, als deinesgleichen über Aberglauben und alte Geschichten eines Besseren zu belehren."

„Ich wollte," versetzte Waldemar, „ich hätte immer so empfängliche und dankbare Zuhörer, wie ich in Fräulein Gertrud einen gefunden zu haben glaube."

Die dunkle Nacht verbarg ihm die Glut, die bei diesen Worten Gertruds Wangen bedeckte.

„Gewiß," sagte sie leise, „ich würde mich gern belehren lassen; aber freilich, es wäre unbescheiden, Sie zu längerem Verweilen aufzufordern, da wir Ihnen so wenig zu bieten haben."

„Einer Aufforderung bedürfte es nicht," erwiderte Waldemar, „wenn nicht unaufschiebbare Verpflichtungen mich abzureisen nötigten."

„Und wird man Sie," nahm Oskar das Wort, „nicht vielleicht bald einmal wieder in unserer Gegend sehen, die Ihren Studien so willkommenen Stoff zu bieten scheint?"

„Sie wissen," sagte Waldemar, „daß während des Wintersemesters die Zeit von uns Professoren ganz in Anspruch genommen ist; vor dem Frühjahr kann ich an eine Reise nicht denken."

„Im Frühjahr? Das wäre ja gerade, wenn wir Hochzeit machen," rief Oskar aus.

Der Professor vermochte nichts zu erwidern, auch Gertrud schwieg. Es war gut, daß in dem Augenblicke der Wagen in die Stadt einfuhr und das Rasseln der Räder auf dem noch etwas altertümlichen Straßenpflaster eine Fortsetzung der Unterhaltung unmöglich machte. Nach wenig Minuten hielt man vor Gertruds Elternhause, wo der andere Wagen bereits angelangt war. Waldemar, der zuerst ausstieg, reichte Gertrud die Hand; wie ein Traum streifte der Hauch ihres Mundes sein Gesicht; dann schritt man die Freitreppe hinauf und begrüßte die Eltern. Die sichtlich etwas ermüdeten Mütter waren Anlaß, daß man bald zur Ruhe ging. Oskar forderte den Professor auf, auch diesmal ihn noch in seinen Zirkel zu begleiten; allein Waldemar erwiderte, daß, da der Zug in aller Frühe abgehe, er die Zeit benutzen wolle, um noch einige notwendige Briefe zu schreiben. So verabschiedete er sich von Oskar und dessen Familie; er bestand auch darauf, daß er Gertrud und den Ihrigen noch an dem Abend Lebewohl sage; indes der Vater und Gertrud ließen es sich nicht nehmen, am anderen Morgen beim Frühstück zu erscheinen.

Der alte Werner richtete an den Professor die Bitte, seinen Besuch bald zu wiederholen, und da auch hier Waldemar das Frühjahr als den spätesten Reisetermin bezeichnete, so lud ihn Gertruds Vater direkt zur Hochzeit ein. Waldemars Blick fiel auf Gertrud; diese hatte die Augen zu Boden gesenkt.

„Es ist etwas früh," sagte der Vater, „und der Tag jetzt noch kaum zu bestimmen. Ich will Ihnen auch heut noch kein Versprechen abnehmen; aber seien Sie überzeugt, daß Sie ein gern gesehener Gast bei diesem Familienfeste sind. Ist mir's doch nach den wenigen Stunden, als wären Sie uns seit lange nicht fremd. Ihr ideales Streben wird Sie dem Ziele, das Sie gestern sich und uns vor Augen stellten, gewiß nahe führen."

Jetzt hob Gertrud das Auge und Waldemar sah in ihr Antlitz, das sie voll und ganz ihm zukehrte. Ein heller Glanz von Freude und Glück verklärte es, und es schien ihm wie eine frohe Gewähr dessen, was der Vater soeben als Wunsch ausgesprochen hatte. Er brach auf, von Werner und Gertrud nach dem Bahnhof begleitet. Dort fand sich auch noch Oskar ein, und nach wiederholtem herzlichen Danke reiste Waldemar ab.

Es war wieder ein prächtiger Herbstmorgen; im Vorüberfahren blickte noch einmal aus dem Morgennebel die Ruine herüber und das Dörfchen, wo er gestern so frohe Stunden verlebt hatte. Der Sonnenschein dieser Stunden leuchtete noch in seiner Seele fort, ohne daß er selbst sich Rechenschaft darüber zu geben wußte.

Nicht anders sah es in Gertruds Innerem aus. Wenn in Waldemars Herzen die jugendlich liebliche Erscheinung durch den Zauber des Kindlichen, Naiven, mit welchem doch ein aus den hellen Augen sprechendes tieferes Verständnis und warmes Empfinden gepaart schien, einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen hatte, so war es bei Gertrud das Ungewöhnliche einer Erscheinung, wie die des Professors, was ihre Seele zunächst fesselte. Sie verglich ihn nicht mit anderen, am wenigsten mit Oskar, ja sie

vermied es beinahe ängstlich, die beiden in ihren Gedanken zusammenzustellen. Aber das fühlte sie schon jetzt, daß hier der Blick in eine andere Welt ihr erschlossen worden, zu der eine unbeschreibliche Sehnsucht sie hinzog.

* * *

Schon am selben Tage, wenige Stunden nachdem der Professor abgereist war, empfand sie das Bedürfnis, der geliebten Freundin ihr Herz auszuschütten. Sie schrieb einen langen Brief an Gretchen, in welchem sie ausführlichen Bericht über die Erlebnisse der Reise und was sich daran anschloß, erstattete. Da der aufmerksame Leser vielleicht hoffen darf, durch diese Mitteilungen an die Freundin einen Blick in das seiner Empfindungen sich nur undeutlich bewußte Gemüt Gertruds zu werfen, so machen wir von dem Rechte des Autors gerne Gebrauch und sehen über die Schulter des jungen Mädchens, das mit geröteten Wangen die Feder rasch über die Seiten hinfliegen läßt. Schon hat die zierliche Hand zwei Bogen voll geschrieben. Der Reisebericht, der nichts Neues für uns enthält, ist beendigt, und nun fährt sie, einen neuen Bogen ergreifend, nach einem träumerischen Blicke über die alten Giebeldächer auf der anderen Seite des Marktes, also fort:

„Nun sollte ich Dir ihn beschreiben, in seinem Aeußeren und in seinem Wesen. Siehst Du, Gretchen, das kann ich nicht. Denn wenn auch seine ganze Gestalt so lebendig vor meiner Seele steht, daß ich meine, ihn zeichnen zu können — da weiß ich's doch nicht, wenn ich ans Einzelne komme. Ich vermöchte Dir nicht einmal zu sagen, was für Augen er hat, ob blaue oder graue, braune oder gar grüne. Aber das weiß ich, daß diese Augen in einem wunderbaren Glanze leuchten, wenn er in Begeisterung und Feuer gerät, wenn er von dem spricht, was seine Seele erfüllt. Ist es ein gleichgültiges Gespräch von gewöhnlichen Dingen, da redet er beinahe etwas stockend und unbehilflich, als ob's ihm schwer würde. Wenn aber der Gegenstand der Unterhaltung den Flug nimmt in das Reich des Geistes, wo er herrscht und gebietet — wie strömen ihm dann die Worte zu!

„Ich möchte ihn gern mit jemand vergleichen, den Du kennst, damit Du Dir auch etwa eine Vorstellung von seinem Wesen machen könntest. Du weißt doch, wie Du und alle unsere Freundinnen in der Pension (und ich will mich nicht ausschließen) für den Professor Rameau schwärmten, der so schön Corneille und Racine vorlas. Aber das ist doch noch etwas ganz anderes. Denn hier ist's nicht die klangvolle Stimme allein, die zum Herzen dringt, sondern was er sagt. Ich weiß nicht, wie es kommt, ich hatte mir immer gedacht: so ein Professor, der redet nur hochgelehrtes Zeug, das Unsereiner höchst langweilig und ledern findet und nur mit halbem Ohr anhört. Er hat auch viel von gelehrten Dingen gesprochen, und ich habe wirklich nicht alles verstanden; aber ich habe trotzdem kein Wort verloren, und auch, was ich nicht verstand, fesselte mich und regte mich an. Ich ahnte manchmal nur den Sinn seiner Worte, wie eine Melodie, die man in der Ferne spielen hört und nicht deutlich erkennt, und doch tönt sie harmonisch in uns wieder. So mag's wohl dem Moses zu Mute gewesen sein, wie ihm der Herr das Land der Verheißung in der Ferne zeigte, das er selbst nicht betreten sollte. Ach! ich komme mir schrecklich dumm und unwissend vor seit diesen zwei Tagen. Aber ich meine nun einen Pfad vor mir zu sehen, auf dem ich dem Lichte entgegenwandeln kann. Und ich bin ja noch so jung, und mit dieser Sehnsucht nach Licht in der Seele will ich's schon noch weiter bringen. Freilich, wer einen solchen Führer immer an der Seite hätte, da müßte es viel rascher und leichter gehen! O das wäre herrlich! Hier kann und darf ich's ja kaum jemand sagen — sie würden mich wohl auslachen und mich eine Phantastin schelten. Aber nicht wahr, Du lachst mich nicht aus? Du kannst mit mir fühlen und diese Sehnsucht verstehen!"

Einige Tage nachher traf Gretchens Antwort ein, aus der wir unseren Lesern ebenfalls eine Stelle mitteilen wollen, die sich auf den eben gehörten Erguß bezieht.

„Ich könnte Dich wohl beneiden," schrieb die Freundin, „um die seltene Bekanntschaft, die Du auf so merkwürdige Weise gemacht hast. Das hab' ich mir schon lange gewünscht, so einen Mann kennen zu lernen, an dem ich bewundernd emporblicken dürfte! Aber, liebste Trudel, diese Augen, die so wunderbar leuchten! Du hast hoffentlich nicht zu tief hineingeschaut. Das wäre vielleicht die gerechte Strafe dafür, daß Du Dich immer über die Professoren in der Pension lustig machtest und sie kopiertest, wenn sie an ihren Brillen rückten und die langen Gesichter in ernste Falten zogen. Doch nein — das wäre zu hart. Das gäbe ja eine entsetzliche Geschichte, wenn Du, die Braut, Dich jetzt in einen anderen Mann ach! ich mag das Wort gar nicht hinschreiben, so schrecklich ist mir nur der Gedanke. Ich habe schon einmal so was in einem Romane gelesen, den ich bei meiner Schwester fand, und da hat es mich sehr gerührt, und ich habe bitterlich weinen müssen. Es war aber auch zu schön und zu ergreifend, wie das junge Herz mit sich kämpfte

und endlich doch nicht anders konnte. Und es ist auch schließlich ja ganz gut ausgegangen. Aber das ist nur in den Büchern so, das wissen die Dichter immer so einzurichten — im Leben, da muß es ganz anders sein. Da ist's gewiß ganz schrecklich, wenn das Herz in einen solchen Kampf gerät, und ich könnte mich zu Tode weinen, schon wenn ich daran dächte, daß das möglich wäre. Ich hätt' es auch nicht schreiben sollen, denn gewiß und wahrhaftig, bei Dir ist's ja nicht so, und Du bist ja viel zu lustig und zu heiter, um so etwas so ernst zu nehmen. Ich glaube, bei mir wäre das viel schlimmer — Gott bewahre mich, wenn ich jemals Braut werden sollte, daß mir dann ein anderer noch besser gefiele. Und nicht wahr, Du thust mir die Liebe und verbrennst meinen Brief auf der Stelle; denn es ist lauter dummes Geschwätz, und Du wirst selber darüber lachen. Ich habe gewiß auch deinen Brief nicht recht verstanden, und es ist ja natürlich, daß Du am Tage, als der Professor abreiste, noch so voll warst von der Erinnerung an die angenehmen Stunden und die anziehenden Gespräche. Das kommt alles von den einfältigen Romanen; ich glaube, Papa hat ganz Recht, wenn er sagt, in meinem Alter sollten die Mädchen noch gar keine Romane lesen, denn da kennen sie die Welt und die Menschen noch nicht und machen sich dann ein Bild zurecht, das ihnen nur den Kopf verdreht."

Aber Gertrud lachte nicht, als sie den Brief bekam; sie verbrannte ihn auch nicht, wie Gretchen gewollt hatte; sie las ihn wieder und wieder und dachte mehr darüber nach als ihr gut war.

Eine Woche später saß die Familie Werner beim Frühstück, als der Postbote unter anderen Geschäftsbriefen einen Brief von unbekannter Hand brachte. Als der Vater ihn geöffnet, rief er heiter: „Ah! von unserem Professor!"

Gertrud erblaßte; zum Glück bemerkte es niemand, denn die Mutter wandte, während der Vater den Brief vorlas, demselben das Gesicht zu. Es war ein Dankbrief, warm und aufrichtig empfunden; aber nichts konnte auf ein stärkeres Gefühl schließen lassen, und selbst über eine Stelle, in die vielleicht der Schreibende etwas mehr Empfindung hineingelegt, war der Vorleser achtlos hinweggegangen. Er hatte auch nachher nichts bemerkt, sondern an die Lektüre ein neues Lob des jungen Gelehrten angeschlossen, dessen reine Begeisterung für die Aufgaben der Wissenschaft er hervorhob.

„Ich will nicht leugnen," fügte er hinzu, „es hätte mich auch, als ich jung war, glücklich gemacht, einen mehr geistigen Beruf wählen zu dürfen. Aber das wäre in unserem Fabrikstädtchen gar nicht gegangen, und in meiner Jugend, da bestimmte noch der Vater, was aus dem Sohne werden sollte. Ich wurde überhaupt nicht gefragt, sondern eines schönen Tages aus dem Gymnasium, das ich besuchte, herausgenommen und ins Comptoir gesteckt. Nun, es ist ja auch so recht, und wenn man sieht, wie die Gelehrten sich abplagen müssen, und mancher verdiente Mann zeitlebens mit Not und Mühsal zu kämpfen hat, so darf man schließlich froh sein, sicheren Boden unter den Füßen zu haben."

Die Mutter hatte den Brief, nachdem ihn der Vater gelesen, nochmals in die Hand genommen, und so war er, als Werner mit den anderen Geschäftsbriefen ins Comptoir ging, liegen geblieben. Gertrud hätte für ihr Leben gern ihn auch noch einmal gelesen, aber sie scheute sich, so lange die Mutter da war, und meinte, man müßte es ihr gleich ansehen, warum. Erst als die Mutter das Zimmer verließ, griff sie mit bebender Hand nach dem Briefe. Und wie schon beim Vorlesen des Vaters, so war's auch jetzt eine Stelle, die ihr zu denken gab. Er hatte geschrieben:

„Und so darf ich wohl dem kleinen Unfall, der Ihrer Fräulein Tochter begegnete, dankbar sein; denn ihm verdanke ich die unvergeßlichen, nur zu flüchtigen Stunden in Ihrem Hause. Dieser Herbsttag wird einen Nachglanz auf meinen einsamen Winter werfen, und die Erinnerung daran mich noch oft an meinem stillen Studiertische aufsuchen."

Als der Professor diese Worte geschrieben, waren ihm selbst Bedenken aufgestiegen, ob er nicht besser thäte, das Blatt zu vernichten. Allein zuletzt schienen sie ihm nicht mehr als ein inniges Dankgefühl für empfangene Freundlichkeit auszudrücken, und sie waren auch wirklich von allen, Oskar, dem der Brief gleichfalls mitgeteilt wurde, nicht ausgenommen, so aufgefaßt worden. Gertrud allein haftete an diesen Worten, nicht als wenn sie dieselben direkt auf sich bezogen hätte; dazu war ihr Wesen zu bescheiden und die eigene Empfindung ihr noch zu rätselhaft und dunkel — nein! was an jenen Worten unbewußt so tiefen Eindruck auf sie machte, war, daß sie ganz gleich empfand, daß auch ihr die Erinnerung an den mit Waldemar verlebten Herbsttag in der Seele fortleuchtete. Und dies Gefühl wuchs, je mehr der Spätherbst seinem Ende zueilte und der Winter heranrückte. Aber mit ihm freilich zugleich ein Gefühl der Trauer, das bald auch über ihr kindlich frohes Antlitz seinen Schatten legte und den liebevollen Blicken der Eltern nicht lange verborgen blieb.

Sie hatte den Vater gebeten, ihr einige

Geschichtswerke, die Waldemar ihr empfohlen, zu verschaffen und war nun oft stundenlang in diese Lektüre vertieft. Oskar, der sie öfter dabei betroffen, machte seine spöttischen Bemerkungen darüber, und als sie einmal erregt ihm widersprach, that er, der überhaupt einen etwas sarkastischen Zug hatte, die Aeußerung:

„Ah! das sind wohl die Folgen von dem gelehrten Besuch? Du scheinst ja auf dem besten Wege, ein Blaustrumpf prima Sorte zu werden."

Gertrud wurde dunkelrot; war es die Entrüstung über den Spott gegen das, was ihr ein heiliger Kultus dünkte, oder war es die Erinnerung an Waldemar, was ihr das Blut bis an die Schläfe emporjagte? Zum erstenmal ging das Brautpaar in Verstimmung auseinander.

Ueber einer Entdeckung überraschte sich Gertrud: daß, wenn sie in einem ihrer Lieblingsbücher las, es ihr immer war, als wenn die Stimme Waldemars aus dem Buche zu ihr spräche: sie hörte den Klang seiner Worte, und die Gedanken, die sie in sich aufnahm, wurden ihr durch ihn vermittelt. Als sie dies zuerst bemerkte, erschrak sie über sich selbst; aber wie von einem süßen Zauber bestrickt, gab sie sich den stillen Zwiegesprächen mit dem fernen Leiter ihres Geistes hin, ohne die Gefahr zu ahnen, in die sie immer tiefer hineingeriet. Und bald war ihr das Bild des Freundes nicht bloß in jenen Stunden nahe, die sie der Bildung ihres Geistes widmete, und die die Weihe ihrer Tage ausmachten — auch im Kreise der Ihrigen und in Oskars Gegenwart, oder wenn sie an seinem Arme spazieren ging, drängte sein Bild sich zwischen sie und ihre Umgebung. Morgens beim Erwachen stellte es ungewollt sich ein, und bei ihm weilte ihr letzter Gedanke, wenn sie des Abends entschlummerte.

Besorgt sah der Vater, dessen Liebling sie war und zu dem sie in einem innig herzlicheren Verhältnis als zu der guten, aber geistig unbedeutenden Mutter stand, ihrem stillen Treiben zu. Es war ihm nicht entgangen, daß zwischen ihr und Oskar nicht mehr alles wie früher war; sie war einsilbiger, oft wie aus Träumen emporfahrend, wenn er sie anredete; sie wich seinen Zärtlichkeiten beinahe aus und schien sie mehr zu dulden als liebend zu erwidern. Ihr bleiches Aussehen weckte zuerst den Gedanken an ein körperliches Leiden; der Arzt wurde befragt, vermochte aber keine Besorgnis erregenden Symptome festzustellen.

Einmal, als Gertrud mit dem Vater allein war, nahm er das Wort.

„Was ist dir, Kind?" sagte er sanft und zärtlich, „ich kenne dich nicht mehr. Du bist seit einiger Zeit wie ausgetauscht. Das ist nicht mehr meine lebensfrohe und lachlustige Gertrud, die mit ihrem heiteren Singen mich oft, wenn ich in meinem Comptoir saß, nicht störte, sondern durch ihre Heiterkeit glücklich machte."

Gertrud brach in Thränen aus.

„Habe Vertrauen zu deinem Vater," fuhr er fort, „du hast keinen treueren Freund als ihn. Es lastet etwas auf deiner Seele. Und wenn ich sehe, daß du gegen Oskar nicht mehr so bist wie sonst, beschleicht mich eine Ahnung —"

Gertrud erbleichte; gleich darauf flog eine jähe Röte über ihr Antlitz. Dann stürzte sie sich mit neuausbrechenden Thränen in des Vaters Arme und verbarg ihr Gesicht an seiner Brust. Lange hielten sich Vater und Tochter umschlungen; dann löste sich Gertrud aus der Umarmung und sagte mit gesenkten Augen:

„Oskar hat mein Wort, Vater, und ich bin ihm ja auch gut, und bis vor wenigen Wochen wußte ich's auch nicht anders, als daß ich mit ihm glücklich werden würde und er mit mir. Siehst du, Vater, deine Gertrud ist noch ein Kind gewesen, wie sie Braut wurde. Sie ist's jetzt nicht mehr. O Vater, ich weiß jetzt den Tag, wo meine Kindheit aufhörte. Da ist es über mich gekommen, und ich hab' es lange, lange selbst nicht gewußt, aber nun weiß ich's. Und auch das weiß ich: wie ich jetzt bin und fühle, kann ich Oskar nicht glücklich machen."

Aufs neue strömten ihre Thränen.

„Armes Kind," sagte der Vater, „und was soll nun geschehen?"

„Das frage mich nicht, Vater," versetzte Gertrud; „ich fordere mein Wort nicht von Oskar zurück, ich werde, wenn du es willst, seine Frau."

„Mit diesem Gefühl im Herzen?" erwiderte der Vater. „Nimmermehr! Ich weiß, daß in unserem Kreise Verstandesheiraten oft genug geschlossen werden. Aber ich habe nur dich, mein einziges Kind: du sollst nicht das Los jener Unglücklichen teilen, die in einem nach außen glänzenden, innerlich sonnenlosen Dasein niemals erfuhren, was des Lebens Seligkeit ausmacht. Du bist keine jener Naturen, die in einem rauschenden Leben Ersatz finden können für die fehlende Heimat am Herzen eines geliebten Gatten. Nein, Gertrud, ist dies dein fester Entschluß, dann will ich selbst, so sauer es mir wird bei den innigen Beziehungen zu Oskars Familie — ich selbst will diesen Bund lösen, der nimmermehr segenbringend werden kann bei solcher Empfindung. Doch laß uns nichts überstürzen! Prüfe dich nochmals ernstlich, versuche es, ob du gegen Oskar nicht sein kannst wie früher — unbefangen, herzlich, traulich —"

Gertrud schüttelte den Kopf.

„Das ist stärker als ich," sagte sie, „und ich kann nicht heucheln. Und ich weiß nun auch, daß das früher nicht so die rechte und wahre Liebe war. Ich habe ja, wie ich von ihm getrennt war, auch an ihn gedacht; aber nie mit heißer Sehnsucht und nie mit pochendem Herzen. Und wie ich bei Gretchen zum Besuch war, da ging's mir nicht anders, und da war ich doch schon seine Braut. Siehst du, Vater, es mag ja nicht gerade so sein, wie es in den Büchern steht, aber das weiß ich doch, daß eine rechte Braut, wenn sie ihren Bräutigam so von Herzen lieb hat — da hat sie keinen anderen Gedanken als ihn und möchte immer bei ihm sein, und wenn sie seine Schritte hört, da klopft ihr schon das Herz und sie denkt mit Wonne an die Zeit, wo sie immer bei ihm und mit ihm sein wird. Und das kann ich nicht, Papa. Ach! mir graut vor dem Frühjahr und vor allem, was da kommen soll. Ich habe schon oft den lieben Gott gebeten, daß er mich in diesem Winter sterben läßt, damit ich das Frühjahr nicht erlebe."

Jetzt konnte auch der Vater seine Thränen nicht zurückhalten.

„Du sollst nicht sterben, mein süßes Kind," rief er leidenschaftlich aus, „du sollst leben und glücklich sein! Und nun, wo du mich ganz in deiner Seele hast lesen lassen, sage mir eins: was du dir denkst, wie eine rechte Braut empfinden müsse — ist das aus der Erfahrung deines Herzens gekommen, oder," fügte er lächelnd hinzu, „ist's auch nur aus den Büchern genommen, in denen das so schön beschrieben steht?"

„Frage mich nicht, Vater," flüsterte Gertrud und barg aufs neue ihr Köpfchen an seiner Brust.

„Nun, ich weiß genug," sagte der Vater, ihr über die blonden Locken streichelnd. „Gott wolle alles zum guten Ende lenken!"

Die Sache ging ihm doch recht im Kopfe herum, und es wurde ihm nicht leicht, einen Entschluß zu fassen. Zwar war er entschieden, jetzt, wo er über Gertruds Empfindungen keinen Zweifel mehr hegen konnte, ihr treu beizustehen, aber, was ihm die Ausführung schwer machte, war die nicht zu vermeidende Mitteilung an Oskar und dessen Familie. Da kam ihm Oskar selbst entgegen. Als er bald nach dem Gespräche zwischen Gertrud und ihrem Vater aus geschäftlichem Anlaß mit ihm zu reden hatte, äußerte er sich über die auffallende Veränderung, die seit einiger Zeit mit Gertrud vorgegangen. Nach einem verlegenen Räuspern faßte sich Vater Werner ein Herz und teilte ihm, vorsichtig und allmählich, mit, was er aus Gertruds Munde vernommen hatte. Zu seiner Ueberraschung nahm Oskar diese Mitteilung ruhiger auf, als er erwartet hatte. Ja, wiewohl der Vater die Hinweisung auf eine andere Neigung, die in dem Herzen seiner Tochter Raum gewonnen, Oskar verschwieg, so sprach dieser aus eignem Antriebe die Vermutung aus, daß mit dem Besuche des Professors jener Umschwung doch wohl zusammenhänge.

„Mit einem so gelehrten Herrn zu konkurrieren," schloß er spöttisch lächelnd, „ist mir freilich unmöglich, und so halte ich es für das beste, Gertrud ihr Wort zurückzugeben."

Dem alten Werner sank eine Centnerlast vom Herzen, als Oskar so sprach, und es hätte wenig gefehlt, so wäre er ihm um den Hals gefallen. Nicht so leicht nahm Oskars Vater die Sache hin. Er hatte sich seit Jahren in den Gedanken hineingelebt, in Gertrud, die ihm sehr ans Herz gewachsen war, seine künftige Schwiegertochter zu erblicken. Es gab eine zeitweise Störung in dem bis dahin ungetrübten Verhältnis der beiden altbefreundeten Familien; mehrere Wochen besuchte man sich gar nicht und vermied auch am dritten Orte sich zu begegnen.

Oskar schien der Verlust der Braut am wenigsten nahe zu gehen; er stürzte sich mit einer gewissen Ostentation in die geräuschvollen Vergnügungen des Winters. Kaum war die Sache in der Stadt ruchbar geworden, als von allen Seiten die Fangnetze nach der guten Partie, für die er mit Recht galt, ausgeworfen wurden. Doch würde es kaum einer Mutter geglückt sein, ihn zu erobern, wenn nicht seit kurzer Zeit eine Familie im Orte gewohnt hätte, die für alle Insassen der Stadt und so auch für Oskar der Reiz des Ungewöhnlichen umgab. Fünfundzwanzig Jahre vorher war ein junger Mann aus W., der so ziemlich allgemein für einen Thunichtgut galt, nach Amerika ausgewandert, hatte dort sein Glück gemacht und war, nachdem er eine Engländerin geheiratet, vor einigen Monaten, von Anhänglichkeit an die alte Heimat erfaßt, nach Deutschland zurückgekehrt. Außer zwei jüngeren Söhnen hatte er eine hübsche und elegante Tochter, die denn auch nicht verfehlte, als sie reichgeschmückt und diamantenbeladen auf den Winterbällen erschien, die gesamte männliche Jugend der Stadt in Ekstase zu versetzen. Nicht frei von einem Hange zur Koketterie, hatte sie, noch als Oskars Verhältnis mit Gertrud bestand, diesen anzuziehen versucht. Jetzt wurden diese Versuche energischer, aber mit großer Vorsicht fortgesetzt, und hatten so trefflichen Erfolg, daß eines Tages die gute Stadt durch die Anzeige der Verlobung von Oskar Baumann mit Helene Brown — so hatte anglisierend der Vater seinen

deutschen Namen Braun umgeformt — überrascht oder eigentlich nicht überrascht wurde. In prachtvoller Toilette machte das elegante Paar seine Brautvisiten. Auch die Familie Werner wurde mit einem Besuche beehrt, ja absichtlich schien Oskar Gertrud seine Braut zuerst vorstellen zu wollen. Gertrud empfand eine aufrichtige Freude, weil sie, Oskars Gefühle nach den ihrigen bemessend, glaubte, auch er habe nun diejenige gefunden, die ihm ein Glück gewähren werde, welches sie selbst ihm nicht bieten konnte. Erst jetzt fühlte sie sich erleichtert und frei von dem Drucke, der, seit sie Oskar sein Wort zurückgegeben, auf ihr gelastet hatte. Die Rosen auf ihren Wangen kehrten wieder, man sah sie wieder heiterer; freilich die frühere kindliche Munterkeit fand sich nicht ein. Sie hatte einen tieferen Blick in das Leid des Menschenherzens gethan als sonst ein Mädchen in ihren Jahren zu thun pflegt. Auch war ihr Herz weit davon entfernt, ruhig und glücklich zu sein. Denn erst jetzt, wo sie sich innerlich ganz frei und sich selbst wiedergegeben wußte, empfand sie lebhafter als je, wie in ihrer Seele das Bild des geliebten Mannes Platz gegriffen. Und doch wußte sie so wenig, wie es in seinem Inneren aussah. Wie durfte sie hoffen, daß das unbedeutende Mädchen, dem er ohnehin, da sie Braut war, weniger Beachtung schenken durfte, einen nachhaltigen Eindruck auf ihn gemacht? Die einzige Stelle in seinem Briefe — war sie nicht ebensogut, ja wahrscheinlicher einer anderen Deutung fähig, und war es nicht vielleicht nur ihre Empfindung, die diesen Worten eine tiefere Deutung beilegte?

Vater und Mutter sahen nicht ohne elterliche Bekümmernis auf diese Neigung, die oft der Gegenstand ihres Gespräches war.

„Wenn du ihm auf seinen artigen Brief ein paar Worte schriebst und dadurch wieder anknüpftest?“ meinte einmal die Mutter. „Da könnte man ja leicht einfließen lassen —“

„Wo denkst du hin, Alte?“ versetzte Vater Werner. „Unser Kind, sozusagen, anbieten? Wenn ihn sein Herz herzieht, wird er ohnehin wiederkommen.“

„Wie?“ versetzte die Mutter, „wenn er sie als die Braut eines anderen betrachtet? Du sagtest ihm ja selbst, daß im Frühjahr Gertruds Hochzeit sei. Grade wenn Gertrud einen Eindruck auf ihn gemacht hat, wird er ihr aus dem Wege gehen. Aber wüßte er, daß sie frei ist —“

„Liebe Alte, du willst dem lieben Gott ins Regiment eingreifen. Laß ihn nur machen, er hat schon so manches wider menschliches Berechnen und Erwarten hinausgeführt; vertrauen wir ihm auch hier. Ehen werden im Himmel geschlossen: an das alte Sprichwort wollen wir uns halten. Ist es Gottes Wille, so führt er die jungen Leutchen schon zusammen.“

Dagegen konnte die Mutter nun freilich nichts einwenden. Sie wagte nur noch schüchtern zu bemerken, ob denn nicht auf indirektem Wege ihm die Nachricht zugeführt werden könnte, etwa indem man ihm anonym eine Verlobungskarte Oskars schickte. Allein auch davon wollte der Vater nichts wissen, und als er, wiewohl von vornherein sicher, wie Gertrud darüber denke, dieser die Ansicht der Mutter vortrug, fand er sie im Einverständnis mit seiner eignen Anschauung.

Die heftigen Gemütsbewegungen, die in den letzten Zeiten auf Gertrud eingestürmt hatten, blieben nicht ohne Nachwirkung auf ihre nicht sehr kräftige Konstitution. Als daher das Frühjahr heranrückte, riet der Hausarzt zu einer Erholungsreise und schlug einen der lieblich gelegenen Kurorte am Genfersee vor. Gertruds Eltern war dieser Vorschlag sehr willkommen, weil sie dadurch der Beteiligung an Oskars Hochzeit entgehen konnten, die, es schien fast absichtlich, in dieselbe Frühjahrszeit gelegt worden war, in welcher nach der Bestimmung der Familien Werner und Baumann Oskar und Gertrud hatten vermählt werden sollen. Die Hochzeit dachte man mit allem Prunke zu feiern, den der geldgesegnete Vater der Braut entfalten konnte. Das freundschaftliche Verhältnis zwischen Werners und Baumanns war, wenn auch nicht so innig wie früher, doch soweit hergestellt, daß ein Abschlagen der Einladung einen demonstrativen Charakter erhalten hätte. So, die erwünschte Gelegenheit ergreifend, um der Sache aus dem Wege zu gehen, reiste man zu Anfang März nach der Schweiz ab. Montreux war ins Auge gefaßt, weil der Arzt, der schon manchen Leidenden dorthin geschickt, die Verhältnisse aus eigner Anschauung kannte und namentlich die von einer gebildeten Dame geleitete Pension L. aufs beste empfehlen konnte. Sie trafen dort auch alles nach Wunsch, ein komfortable eingerichtetes und dabei doch gemütliches Haus mit reizendem, unmittelbar am See gelegenen Garten, eine angenehme, aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzte Gesellschaft, so daß schon nach wenigen Tagen manche Beziehungen angeknüpft waren und die Eltern wie die Tochter einen zusagenden Umgang fanden.

* * *

Doch es ist Zeit, daß wir uns nach dem Manne umsehen, der ohne es zu ahnen, solche Umwälzungen in einem friedlichen und, wie es schien, harmlos glücklichen Dasein hervorgebracht

hatte. Auch ihm war das liebliche Bild der Reisebegleiterin, mit welcher ihn ein so seltsamer Zufall näher bekannt gemacht, als sonst bei der Art unseres Eisenbahnlebens Reisende bekannt zu werden pflegen, noch oft vor die Seele getreten. Er hatte wenig mit der Frauenwelt verkehrt. In engen Verhältnissen, in einer kleinen Stadt aufgewachsen, nur Brüder, keine Schwestern zur Seite, hatte er von früh auf nur wenig Anlaß zu Damenbekanntschaften gehabt. Da die Vaterstadt nur ein Progymnasium hatte, mußte er die oberen Klassen an fremdem Orte zubringen, und da die Mittel schmal waren, mit einer sehr bescheidenen Pension sich begnügen. Da er außerdem schon als Schüler durch Privatstunden einen Teil seines Lebensunterhaltes sich erwerben mußte, so hatte das zur Folge, daß er auch in der etwas größeren Gymnasialstadt zur Pflege geselliger Beziehungen gar keine Muße fand. Student geworden, hatte er das Studium der Geschichte mit leidenschaftlichem Eifer ergriffen; die Liebe zur ernsten Arbeit, geweckt durch einen anregenden akademischen Lehrer seines Faches, ließ ihn leicht die studentischen Vergnügungen verschmerzen, zu denen die Mittel, trotzdem daß er auch jetzt viel Privatunterricht gab, nicht ausreichten. Seine erste geschichtliche Arbeit, hervorgegangen aus einer Preisaufgabe, erweckte ein günstiges Vorurteil für den angehenden Historiker; eine ausgesprochene Begabung für den mündlichen Vortrag, welche wiederholt im Seminar zu Tage getreten, veranlaßte einen der Professoren, an dem Waldemar mit schwärmerischer Verehrung hing, ihn trotz seiner Armut zum Betreten der akademischen Laufbahn zu ermutigen. Das Feld der Geschichte, welches er zu besonderer Pflege sich erwählt hatte, war gerade in dem Augenblicke nicht stark besetzt, und so glückte es ihm, schon zwei Jahre nach seiner Habilitation, auf Grund einer inzwischen reicher gewordenen litterarischen Thätigkeit und eines trefflichen akademischen Lehrerfolges, einen Ruf als Ordinarius an eine jener kleineren Universitäten zu erlangen, die als Aus- und Durchgangspunkte späterer Berühmtheiten von jeher gegolten haben.

Am Beginn unserer Erzählung hatte er dies Amt ein Semester lang inne. Der Eintritt in eine umfassende Lehrthätigkeit, da er, den Verhältnissen der kleinen Hochschule entsprechend, ein weiteres Gebiet als das engere seiner Specialstudien zu behandeln hatte, ließ ihm in diesen Sommermonaten wenig Muße zu geselligem Verkehr. Im Winter, an dessen Ablauf wir eben stehen, war ihm das Versenken in die Arbeit doppelt willkommen, um das liebe Bild zu verdrängen, das dennoch oft bei den ernsthaftesten Studien plötzlich vor seiner Seele stand. Zwar konnte er den freundlichen Aufforderungen und Einladungen seiner Kollegen sich nicht ganz entziehen, auch war er eine gesellige heitere Natur; aber von den Mädchen, die er kennen lernte, machte keines Eindruck auf ihn, vielleicht eben, weil sein Gemüt nicht mehr frei und unbefangen war. Auch in diesen geselligen Kreisen tauchte nicht selten Gertruds Bild vor ihm auf, er glaubte ihrer Stimme zu lauschen und in die hellen Augen zu blicken, die an jenem Tage sinnend auf ihm geruht; und wenn er dann zerstreut antwortete und infolge davon oft geneckt wurde, so war Gertrud der einzige Anlaß. Die von ihrem Vater hingeworfene Einladung zur Hochzeit kam ihm wohl manchmal in den Sinn: halb hoffte, halb fürchtete er sie eines Tages zu bekommen und fragte sich unschlüssig selbst, was er in dem Falle wohl thun und erwidern werde. Ein bittersüßes Gefühl durchdrang ihn bei dem Gedanken, sie im strahlenden Glanze des Brautschleiers zu sehen — wie sehnte sich sein Herz danach, sie noch einmal zu erblicken, ehe sie einem anderen für immer angehörte, und bangte doch vor der Erregung, welche, das fühlte er, dieser Anblick in ihm hervorrufen würde. Es war ihm nicht entgangen, daß Gertrud, bei aller Kindlichkeit ihres Wesens, doch geistig hochbegabt war, während Oskar, wie er sich aus Gesprächen bald überzeugte, in nichts das Niveau einer gewöhnlichen Natur überragte. Der Gedanke: Wird sie glücklich sein? und wird diese auf Kinderfreundschaft gebaute Liebe ausdauern fürs Leben? drängte sich ihm auf; aber er wußte keine Antwort darauf zu geben.

Das Semester ging seinem Ende entgegen; ein älterer unverheirateter Kollege, der einzige, mit dem er wirklich befreundet geworden war und der auch, wie er selbst, das Bedürfnis fühlte, nach anstrengender Thätigkeit ein paar Wochen ganz auszuruhen, machte ihm den Vorschlag, mit ihm an den Genfersee zu reisen, wo er seit mehreren Jahren fast regelmäßig einen Teil seiner Osterferien verlebte. Sie wählten das nach dem östlichen Ende des Sees zu gelegene Veytaux zum Standquartier, wo der Blick über die blaue Wasserfläche beinahe noch anmutiger und landschaftlich abgeschlossener ist als in Vevey oder Montreux. Sie waren mittags angekommen und hatten, da vor dem Essen noch eine halbe Stunde Zeit war, einen Blick in die Fremdenliste all der zahlreichen, am Ufer sich hinziehenden Ortschaften geworfen. Unter der großen Menge von Fremden, die in der Pension L. in Vernex-Montreux wohnten und im Frühjahr durch die aus dem italienischen Winteraufenthalt heimkehrenden Zugvögel mit jedem

Tage sich mehrten, fand Waldemar auch: Kaufmann Werner mit Familie aus W. Sein erstes Gefühl war das der Verwunderung: zu dieser Zeit, wo nach allem die Hochzeit unmittelbar vor der Thür stand, Gertrud und ihre Familie hier? Er suchte weiter, ob er den Namen Baumann auch fände; aber so sehr er auch suchte, er konnte den in dem Augenblicke mehr gefürchteten als gewünschten Namen nicht entdecken. Unwillkürlich atmete er auf; sein nächster Gedanke war: also verheiratet ist sie noch nicht, und ich kann sie sehen, und nicht im Brautschleier, und nicht an seiner Seite! Dieser Gedanke trieb ihm doch ein wenig das Blut zum Herzen. Dabei hielt er das Blatt immer noch in der Hand.

„Sie wollen die Liste wohl auswendig lernen, lieber Kollege?“ scherzte sein Reisegefährte.

Leicht errötend, wie jemand, der über einem geheimen Gedanken ertappt ist, reichte Waldemar ihm das Blatt hin.

„Was haben Sie denn? Ihre Hand zittert,“ fragte der Kollege weiter.

„Nichts,“ versetzte Waldemar ausweichend, „ich fand nur den Namen einer Familie, die ich im vorigen Herbst auf der Reise flüchtig kennen gelernt.“

„Angenehme Leute?“ fuhr der andere fort. „Haben Sie Lust, die Bekanntschaft zu erneuern und fortzusetzen — ich stehe zur Verfügung.“

Nach dem Diner machten die beiden Herren eine Promenade in der Richtung nach Montreux. An dem Hafenplatze angekommen, sahen sie gerade einen der zierlichen Dampfer landen, die den Verkehr auf beiden Ufern des Sees vermitteln. Sie blieben einen Augenblick stehen, um dem Aus- und Einsteigen der Passagiere zuzuschauen. Plötzlich sah Waldemar die Familie Werner kommen. Gertrud, als sie ihn gewahrte, erblaßte, gleich darauf übergoß eine dunkle Röte ihre Wangen. Auch Gertruds Eltern schienen durch die Begegnung überrascht; doch schon im nächsten Augenblicke trat Werner auf Waldemar zu, faßte seine Hand mit beiden Händen und rief heiter:

„Sie hier, Herr Professor? Welch unverhofftes Zusammentreffen!“

Waldemar stellte seinen Freund vor, und dadurch kam man gegenseitig über die Verlegenheit hinweg, die sich aller bemächtigt hatte. Während die beiden Herren die Familie bis an die Thür ihrer Pension begleiteten, führten hauptsächlich der ältere Professor und Werner die Unterhaltung; die übrigen gingen schweigsam neben- und hinterher, jedes über diesen zweiten wunderbaren Zufall nachdenkend. Ehe man sich trennte, wurde für den folgenden Tag ein gemeinsamer Spaziergang verabredet.

Als die beiden Freunde wieder nach Veytaux zurückgingen, bemerkte der ältere Kollege lächelnd:

„Eine flüchtige Bekanntschaft nennen Sie das? Darum wohl auch das flüchtige Rot auf dem Gesichte der jungen Dame, und wenn mich mein Auge nicht täuschte, waren auch der Herr Kollege nicht ganz frei von einem rötlichen Anhauch.“

„Sie sollen alles wissen,“ erwiderte Waldemar, „und wenn Sie dann nicht gestehen, daß es wundersame Fügungen im Leben gibt, so erlaube ich Ihnen, mich für den krassesten Aberglaubenshelden zu erklären.“

Beide traten in ein kleines, dicht am Ufer gelegenes Wirtshaus ein, und da der Abend ungewöhnlich milde war, setzten sie sich draußen unter eine Platane, die freilich noch ihre nackten Zweige über sie ausbreitete. Der Freund hörte Waldemars Erzählung, ohne ihn zu unterbrechen, aufmerksam an.

„Das gibt zu denken,“ sagte er dann, „und ich alter Junggeselle bin da wenig geeignet, zu raten und zu helfen. Daß Sie das junge Mädchen lieben, darüber läßt mich Ihr Bericht nicht im Zweifel, und daß auch Sie ihr nicht gleichgültig sind, konnte ein halbwegs menschenkundiger Beobachter unseres Zusammentreffens am Landungsplatze wohl bemerken. Heiratet sie nun den anderen, so gibt das eine fatale Geschichte — so ein Stück Wahlverwandtschaft.“

„Der morgige Tag muß entscheiden,“ erwiderte Waldemar, „ob ich überhaupt hier bleiben darf oder nicht.“

Während er, von den Qualen der Ungewißheit gefoltert, noch im Dunkel des Abends ruhelos herumirrte, ja noch einmal den Weg nach Vernex machte, um dem geliebten Wesen möglichst nahe zu sein, hatte bei der Familie Werner die Begegnung eine höchst befriedigende Wirkung hervorgebracht. Gertrud, selig in sich gekehrt, sprach wenig, aber Vater und Mutter konnten ihre Herzensfreude über diese gnädige Fügung des Himmels nicht zurückhalten, die allen ihren Sorgen ein Ende machen zu wollen schien.

„Nun ist alles gut,“ rief Gertruds Vater, indem er die Tochter in seine Arme schloß.

Mit diesem beseligenden Gefühl ging Gertrud zur Ruhe und schlief, von sanften beglückenden Träumen gewiegt, während Waldemar eine schlaflose Nacht verbrachte.

Die Frühlingssonne blickte am anderen Morgen klar vom wolkenlosen Himmel auf den tiefblauen See hernieder, als die beiden Professoren sich von Veytaux aufmachten, um die Familie Werner zu der verabredeten Partie abzuholen. Sie fanden sie schon bereit; man schlug den Weg nach der wildromantischen

Felsschlucht, der Gorge du Chauderon, ein, welche in der unmittelbaren Umgebung von Montreux den reizendsten Punkt bildet und uns plötzlich aus dem eleganten Kurort in eine wunderbare Felsennatur versetzt. Jetzt im beginnenden Frühling, wo die Macht der Sonnenstrahlen das Eis auf den Bergen zu schmelzen anfing, waren die Wassermassen des herabstürzenden Gebirgsbachs mächtig angeschwollen, und übertäubten mit ihrem Tosen zuweilen die Worte der Wanderer, die an seinem Rande den steilen Weg emporklommen.

Es hatte sich wie von selbst so gemacht, daß bald nach dem Eintritt in die Schlucht Waldemars Kollege und Freund mit Gertruds Eltern, er selbst an des geliebten Mädchens Seite ging. Es wurde ihm nicht leicht, in ein Gespräch einzulenken; seine Seele war viel zu unruhig, um nicht vor jeder Enthüllung zu bangen, die der nächste Augenblick bringen konnte. Gertrud, in deren Herzen eine freudige Zuversicht lebte, fand schneller den Ton, der zu einer unbefangenen, herzlichen Unterhaltung hinüberführte. Sie knüpfte harmlos an die kurze Zeit ihres Zusammenseins im Herbste an, an den Brief, den er an ihren Vater gerichtet, und wie sie manchmal gewünscht hätte, öfter von ihm zu hören, um wenigstens in Briefen etwas von der anregenden Wirkung zu empfangen, die sein Aufenthalt nicht auf sie allein, sondern ebenso auf ihre Eltern ausgeübt.

„Was mir jene flüchtigen Stunden waren," versetzte Waldemar, „konnte mein Brief nur unvollkommen ausdrücken; ich werde Ihnen zeitlebens dankbar dafür sein."

„Nicht Sie waren uns, wir waren Ihnen Dank schuldig," sagte Gertrud. „Ich will von mir gar nicht reden, deren Sie sich so zartfühlend annahmen. Und wissen Sie, wie ich strebte, Ihnen zu danken? Dadurch, daß ich den geistigen Funken, den manches Ihrer Worte in meiner Seele geweckt hatte, nährte und pflegte, daß ich an meiner Bildung weiter arbeitete, so gut ich ohne Führer konnte. Es hat mir nicht nur viele Freude gemacht, es hat mir auch über schwere Stunden hinweggeholfen."

„Schwere Stunden?" versetzte Waldemar, „in den Tagen, die die sonnigsten des ganzen Lebens sind — schwere Stunden im Leben einer Braut?"

Er hatte das Wort mit bebender Stimme gesprochen. Gertrud senkte das Haupt.

„Das war es eben," sagte sie leise, „daß ich die Braut eines Mannes war, den ich liebte, wie meinen Bruder, wie den Gespielen meiner Kindheit, aber" —

„Vollenden Sie, ich beschwöre Sie," rief Waldemar.

„Dem ich das nicht geben konnte, was ein Mädchenherz geben muß, wenn es glücklich sein und glücklich machen will."

„Und Sie sind nicht mehr Oskars Braut?" rief Waldemar, vor tiefster Erregung zitternd.

„Ich bin es nicht mehr," flüsterte Gertrud fast unhörbar.

Waldemar war stehen geblieben. Er blickte Gertrud fest und tief in die Augen.

„Dieser Augenblick," sagte er, „entscheide über Glück und Wehe meines Lebens. Gertrud, jetzt darf ich reden, darf ich aussprechen, was ich ohne das Wort, das Sie soeben sprachen, tief in glühender Seele verborgen hätte, in einem Herzen, das in diesen einsamen Wintertagen eines klar erkannt hat, ach! ebenso erschreckend klar, wie es jetzt in sonnig leuchtender Klarheit empfindet: daß es dich liebt, du Einzige — Gertrud, geliebtes Mädchen, willst du mein sein?"

In unbeschreiblich süßer Verwirrung hob Gertrud das gesenkte Köpfchen zu ihm empor und lächelte ihn selig an. Er zog sie sanft in seine Arme und während sie ein leises Ja hinhauchte, drückte er auf ihre reinen Lippen den ersten bräutlichen Kuß, der das Glück zweier Herzen besiegelte, die sich so wunderbar gefunden.

Die Vorausgehenden hatten von all dem nichts bemerkt, da eine der zahlreichen Windungen der Felsschlucht das zurückbleibende Paar ihren Blicken entzogen. Jetzt blieben sie stehen, und Gertruds Vater rief ihren Namen. Bald erreichten die Liebenden mit beflügelten Schritten die Eltern, denen der Glanz nicht entging, der aus den Augen der beiden leuchtete. Gertrud drängte es, den Eltern ihr Glück zu verkünden, und noch ehe sie die Schlucht verließen und wieder in das sonnige Thal herniederstiegen, hatte sie ihnen alles vertraut, indes Waldemar, mit dem Freunde vorausschreitend, auch diesem sein Glück mitteilte.

Schon am folgenden Tage wurde bei einem kleinen Mahl, an welchem außer den Eltern und dem liebenden Paare nur Waldemars Kollege teilnahm, die Verlobung gefeiert. Noch mehrere Wochen reinsten Glückes durfte Waldemar an der Seite Gertruds verbringen, die jetzt erst den ganzen Reichtum eines jungen Herzens, das zum erstenmal liebt, vor ihm entfaltete.

* * *

Es war am Abend eines heißen Augusttages, als vom Bahnhof zu Heidelberg ein Wagen nach dem Schloßhotel fuhr. Im Fond des Wagens saß der junge Professor an der Seite seiner ihm vor wenig Stunden angetrauten kleinen Frau. Sie hatten es sich so ausgedacht, daß der Ort, wo sie zuerst so wunderbar zu-

sammengetroffen, der erste Rasttag ihres neuen Lebens sein sollte.

Sie wandelten nach eingenommenem Souper durch den Schloßgarten und die Ruinen. Gertrud erzählte von ihrer abenteuerlichen Wanderung durch dieselben und zeigte ihrem Waldemar die Stelle, wo der elegante Dieb ihr den Ring gestohlen und damit, freilich ohne es zu wollen, ihr einen ungeahnt reichen Schatz geschenkt hatte.

In das Hotel zurückgekehrt, standen sie noch lange auf der Terrasse desselben und genossen den Blick auf das im Mondesglanze zu ihren Füßen liegende Thal, aus dem das leise Rauschen der Stromeswellen zu ihnen emporDrang. Hin und wieder flogen „Sternenschießen“, wie unsere Vorfahren poetischer die Sternschnuppen benannten, vom Himmel zur Erde nieder.

Vom westlichen Ende der Stadt glänzte ein Lichtmeer herüber: es war der Bahnhof. Waldemar wies mit dem Finger dahin.

„Dort fuhr,“ sagte er lächelnd, „vor einem Jahre ein liebes, loses Mädchen hinaus, in heller Verzweiflung über ein verlorenes Billet, und in noch hellerer über einen verlorenen Ring — ein kleines, abergläubisches Mädchen.“

In dem Augenblick schwirrte ein Nachtfalter über Gertruds Haupt dahin.

„Hörst du den Falter summen?“ sagte sie. „Und die alte Dame hat doch recht gehabt: hat er mir nicht Glück gebracht?“

„Dein Glück und das meine,“ sprach Waldemar, und zog das geliebte Weib in seine Arme.

Rolands Horn.

Von

Emanuel Geibel.

Der Kaiser Karl bei Tafel saß,
Und Sorg' und Herzeleid vergaß.

Zwölf Knaben trugen die Speisen dar,
Zwölf Jungfraun schenkten den Wein so klar.

Zwölf Paladine saßen im Kreis;
Der Harfner sang der Helden Preis.

Er sang, wie jüngst der stolze Mohr
Vor ihrem Dräun den Trutz verlor,

Und Frieden schwur in Kaisers Hand
Und gab in Rolands Hut das Land.

Dazwischen scherzten sie frohgemut;
Ins Fenster schien des Abends Glut.

Da horch, da zieht ein tiefer Klang
Gedämpft durch Hall' und Pfeilergang.

Herr Karl wird still und lauscht empor,
„Der Hirt am Born wohl bläst sein Horn“.

Und wieder Gesang und Gelächter im Saal,
Da hallt es und ruft es zum andern Mal.

„Was wird es sein! Zum Orgelbraus
Psalmiert der Abt im Gotteshaus.“

Und nochmals Lieder die Hall' entlang
Und Würfelklirren und Becherklang.

Da dröhnt zum dritten mit Macht der Schall,
Die Ritter, die Knaben verstummten all.

Auffuhr der Kaiser nach Schwert und Spieß,
Den Scharlachsessel er hinter sich stieß.

„Das war kein Abt, kein Hirt am Born,
Ihr Degen, das war Rolands Horn!

Zu Roß, zu Roß! Zu den Waffen all!
Wir reiten hinab gen Ronceval“.

Sie ritten wohl über den Bergeskamm,
Der Halbmond bleich am Himmel schwamm.

Sie ritten durch Wald und Schlucht zuthal,
Die Wipfel glühten im Morgenstrahl.

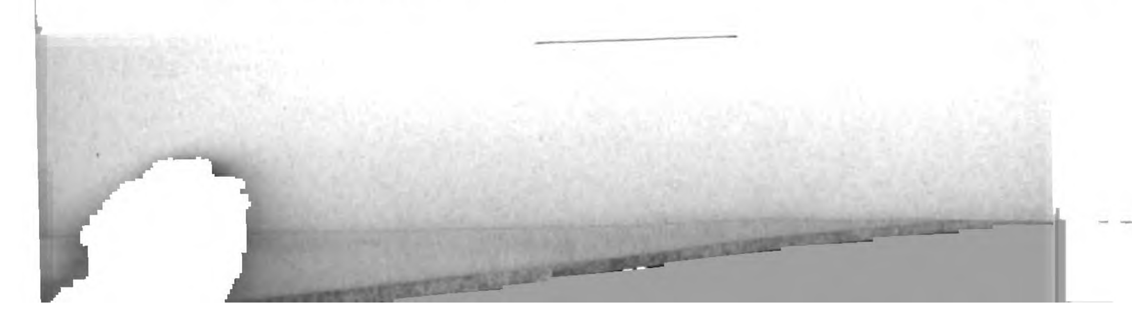
Und als sie kamen zum Bach im Grund,
Da floß er rot zu dieser Stund.

Und als sie kamen ins breite Feld,
Da war es mit Leichen um Leichen bestellt.

Und als sie kamen zur Felsengaß,
Da lag Herr Roland starr und blaß,

Zerhauen Helm und Stahlgewand
Zersprungen das Horn in seiner Hand.

(St. Goar 1843.)





Das Landsknechtsleben.

Von

Johannes Scherr.

1.

Der „Landsknecht" gehört zum Inventar der deutschen Dichtung. Vom 16. Jahrhundert bis auf unsere Tage herab ist er in Volksweisen gefeiert oder schimpfirt worden und hat auch in der Kunstpoesie eine häufig wiederkehrende Figur abgegeben. Poeten, welche den Landsknecht in seinen besten Jahren gekannt haben, wollten freilich wenig oder gar nichts Gutes an ihm finden. So z. B. der ehrliche Hanns Sachs, den wir weiter unten vernehmen werden.

In der Wirklichkeit war die Landsknechtschaft eine kriegsgeschichtliche Notwendigkeit, d. h. ein Ergebniß des Umwandelungsprozesses, welchen an der Schwelle zur Neuzeit das deutsche Kriegswesen durchzumachen hatte.

Die Motive dieses Prozesses waren nicht allein technischer, sondern ebensosehr und fast noch mehr socialer Natur. In jener Beziehung mußte, wie jeder weiß, die Einführung der Feuerschießgewehre jeden Kalibers das ganze Waffenwesen seines mittelalterlichen Charakters mehr und mehr entkleiden; in dieser setzte die allmäliche Verwandelung des mittelalterlichen Feudalstaats in den neuzeitlichen Polizeistaat an die Stelle des Feudalheers immer entschiedener das Soldheer.

Die Kriegsverfassung des deutschen Reiches im Mittelalter war ein Ausfluß der Feudalität gewesen. Der Kaiser, als Oberlehnsherr der Reichsaristokratie, berief die großen Reichslehnsträger zur Leistung des Reichsheerbanns. Diese ihrerseits forderten ihre Vasallen und diese wiederum ihre Afterlehnsmänner zur Erfüllung ihrer kriegerischen Lehnspflicht auf. Das mittelalterliche Reichsheer war demzufolge wesentlich ein adeliges und bestand aus ritterlicher Eisenreiterei. Weitaus die Mehrzahl dieser Ritter gehörte dem sogenannten niederen Adel an, welcher vor dem Aufkommen des Städtebürgertums fraglos als der Kern der Nation bezeichnet werden durfte. In demselben Maße nun aber, in welchem die Strammheit der Reichsverfassung

sich lockerte und die fürstlichen Territorialgewalten immer dreister und erfolgreicher gegen die kaiserliche Obmacht ankämpften, ging es auch mit der Reichskriegsverfassung und Reichskriegsführung im mittelalterlich-ritterlichen Sinne immer rascher bergab. Mit der zunehmenden



Landsknecht mit Schlachtschwert.

Kultur nahmen auch die Bedürfnisse zu, alle Verhältnisse wurden verwickelter und die folglich schwerer und immer schwerer werdende Not und Sorge des Daseins lehrte die Menschen rechnen. Das ganze neuzeitliche Leute- und Völkerleben spitzte sich mehr und mehr zu einem Rechenexempel zu und schon im sogenannten Reformationszeitalter war es damit so weit, daß die

Vasallen herausrechneten, die persönliche Leistung des Kriegsdienstes käme sie viel teurer zu stehen, als wenn sie mittels Entrichtung einer bestimmten Taxe an den Lehensherrn von dieser



Pfeifer und Trommler.

Leistung sich befreiten. Den Fürsten konnte das auch recht sein. Denn sie gewannen dadurch das Geld zur Bezahlung der bewaffneten Söldner, der Soldaten, deren sie zu ihren unaufhörlichen Kriegen bedurften.

Allerdings steht es fest, daß im deutschen

Reiche, wie auch anderwärts, die Anfänge des Waffendienstes um Sold bis ins 12. Jahrhundert hinaufreichen, weil eben das kriegerische Material, welches der feudale Lehensdienst lieferte, für länger währende Kriege schon dazumal als unzulänglich sich erwies. In England, Frankreich und Italien war das Soldtruppenwesen, die Soldaterei, bereits im 14. Jahrhundert eine stehende Einrichtung. In Deutschland wurde sie das im Verlaufe des 15. Jahrhunderts, allwo der handwerksmäßige Solddienst, wie ihn die schweizerischen „Reisläufer" und die deutschen „Landsknechte" zu ihrem Beruf und Geschäft machten, den zeitweiligen Lehensdienst verdrängte und verdrängen mußte. Schon darum, weil zu einer Kriegsführung, wie die durch den Gebrauch der Pulverschießwaffen veränderte Taktik sie mit sich brachte, nicht mehr Gelegenheitskrieger, sondern nur noch Berufssoldaten ausreichten. Im Mittelalter war die Entscheidung der Schlachten bei der schweren Eisenreiterei gewesen. Dann hatten in ihren Burgunderkriegen die Eidgenossen gezeigt, was ein mauerfest stehendes und mauerdicht zum Angriff schreitendes Fußvolk gegen geharnischte Ritter und Rosse vermochte. In den ersten Decennien des 16. Jahrhunderts bildete sich weiterhin das planmäßige Zusammenwirken von Fußvolk, Reiterei und Feuerwerkerei (Artillerie) aus, wie das die Feldschlachten von Marignano (1515) und Pavia (1525) zuerst im großen Stil veranschaulichten.

Genau jedoch in dem Verhältniß, in welchem die Technik des Kriegswesens stieg, sank der sittliche Gehalt desselben. Denn ganz zweifellos war gegenüber dem mittelalterlichen Lehenskriegsdienst der neuzeitliche Soldatendienst in ethischer und in nationaler Hinsicht ein Rückschritt. Der Ritter war, wenn er dem Aufgebot seines Lehensherrn zum Heerbann folgend sein Roß sattelte und sein Schwert gürtete, einem Gebote der Pflicht und Ehre nachgekommen. Davon wußte der Soldat, der Reisläufer, der Landsknecht nichts. An die Stelle von Pflichtbewußtsein und Ehrgefühl trat bei ihm das Geschäft, der Nutzen, der persönliche Vorteil und Gewinn. Er verkaufte sich an den Meistbietenden, ja häufig sogar an den notorischen Feind seines Vaterlandes, und für den Mangel aller höheren sittlichen Motive boten Soldatenehre, Fahnentreue und Corpsgeist einen fürwahr nur schwachen Ersatz.

Es lag in der Natur der Sache, daß die Söldnerbanden zuvörderst hauptsächlich aus den Reihen des niederen Adels, der Krautjunkerschaft, sich rekrutirten. War doch dieser Stand infolge der Großthuerei, womit er das in den letzten Perioden des Mittelalters gäng und gäbe Prasser- und Schwelgerleben der hohen deutschen Aristokratie nachzuäffen versucht hatte, durchschnittlich so verarmt, daß er um jeden Preis neue Nahrungsquellen aufthun mußte. So trugen denn die armen Teufel von Junkern ihre Haut zu Markte und wurden drüben in Frankreich „Reisters" und daheim in Deutschland „Landsknechte". Denn also, nicht „Lanzknechte", ist das Wort zu sprechen und zu schreiben, weil diese Söldner als die Knechte, die Waffenknechte des Landes galten, dessen Fürst sie jeweilig in seinen Dienst genommen, oder wohl auch, weil sie im Gegensatze zu den vom Gebirge kommenden schweizerischen Reisläufern aus den ebeneren deutschen Landen stammten. Sehr bald reichte die Junkerschaft für den Landsknechtedienst nicht mehr aus und so kam es, daß die deutschen Dörfer wie die deutschen Städte starke Kontingente dazu stellten. So starke, daß binnen kurzem die „Fähnlein" der Landsknechte überwiegend aus Bauernburschen und Handwerksgesellen bestanden. Dieser Umstand ist zu einem wichtigen Motiv socialer Entwickelung geworden. Indem der Bauer und der Bürger neben dem Junker in Reih und Glied stehen, gehen und fechten lernten, machte sich das deutsche Bauern- und Bürgertum im neuzeitlichem Sinne des Wortes allmälich waffenfähig und waffentüchtig. Kein Zweifel, daß durch solche Waffengenossenschaft von Bauern, Bürgern und Edelleuten die Schroffheit mittelalterlicher Ständeunterschiede wesentlich gemildert werden mußte. Daher darf man kecklich sagen, daß die gemeinsame Betreibung des Waffenhandwerkes eins der ausgleichenden und vorbereitenden Momente der nach und nach sich vollziehenden staatsbürgerlichen Gleichstellung der sogenannten unteren Stände mit den sogenannten oberen gewesen sei.

Diese socialpolitische Evolution ist beträchtlich dadurch gefördert worden, daß in den ersten Zeiten der Landsknechtschaft vorwiegend nur die bessern Elemente der Bevölkerung sich daran beteiligten. Schon aus finanziellen Gründen konnte ja Lumpengesindel keinen Zutritt finden. Denn das Fähnlein oder Regiment bekleidete und bewaffnete die Rekruten nicht, sondern ver-

langte, daß, wer der landsknechtischen Werbetrommel folgen wollte, in vollem Gewand, guten Schuhen, gerüstet mit Küraß und Blechhaube, bewehrt mit einem breiten Schwert, mit einer Hallbarte oder einem langen Spieß zur Aufnahme in die Musterrolle sich melden und gestellen sollte. So eine Selbstausrüstung hatte aber einen gewissen Grad von Wohlhabenheit zur Voraussetzung, so daß ab- und durchgebrannte Habe- und Taugenichtse bei den „frummen" Landsknechten nicht anzukommen vermochten. Die „frommen Landsknechte"? Ja, so nannte man anfänglich diese deutschen Söldnerbanden und so liebten sie selber sich zu nennen. Aus dem soeben angedeuteten Grunde nicht ganz mit Unrecht. Denn eine gewisse Ehrbarkeit und Ehrenhaftigkeit, verbunden mit Anschauungen und Regungen, welche dazumal Gottesfurcht und Frömmigkeit hießen, war zu Anfang in den Regimentern der Landsknechte daheim, welche man geradezu als kleine Soldatenstaaten bezeichnen könnte. Im Verlaufe der Zeit sind diese freilich bedenklich ausgeartet, wie eben alles Menschliche auszuarten pflegt. Die Verwilderung, welche der Krieg immer im Gefolge hat, machte die Bezeichnung „fromme Landsknechte" zu einer bittersatirischen. Der starke Verbrauch von Mannschaft bewirkte die Zulassung von allerlei Menschenbafel in die Fähnlein, und solche zu Landsknechten gewordenen Vaganten, Bakchanten und Schnurranten trugen die ganze Wüstheit eines zügellosen Studenten-, Komödianten- und Schelmenlebens in die Lager.

Für den eigentlichen Schöpfer der Landsknechtschaft dürfen wir den Kaiser Maximilian den Ersten ansehen. Dieser „letzte Ritter" begriff ungeachtet seiner romantischen Wallungen und Wollungen ganz gut die Notwendigkeit einer zeitgemäßen Umgestaltung des Kriegswesens, welche ihm ja seine für die Behauptung der burgundischen Erbschaft seiner Frau Maria geführten Kämpfe sehr nahelegten. Er war der erste Werber und Drillmeister von „Landsknechten". Denn er ist es ja gewesen, der, wie Barthold richtig gesagt hat, „zuerst rüstiges Land- und Stadtvolk unter seine Fähnlein zusammenbrachte, ihnen Sold gab, sie nach Schweizerart waffnete, ohne Schild, mit achtzehn Fuß langen Spießen, mit Hallbarten und Schlachtschwertern, sie Glied und Rotte halten lehrte, die Lanzen ausstrecken, einen Igel machen, und also gerüstetes Volk unter adeligen und bürgerlichen Hauptleuten und Weibeln, unverdrossen gegen seine Feinde führte" [1]). Deshalb hebt das alte zeitgenössische Lied vom „Landsknechtsorden", den Kaiser preisend, also an:

> „Gott gnad dem großmechtigen Keiser frumme,
> Maximilian! bei dem ist aufkumme
> Ein Orden, durchzeucht alle Land
> Mit Pfeifen und Trummen:
> Landsknecht sind sie genant" [2]).

Zu den frühzeitigst aufgethanen Werbeplätzen der Landsknechtschaft gehörten die in Oberschwaben. Die „Fußknechte", welche den hier „aufgeworfenen" Fähnlein zuströmten, hießen darum die „oberländischen". Doch ist diese Bezeichnung weiterhin auf alle aus Süddeutschland stammenden Landsknechte ausgedehnt worden, während die aus den nördlicheren Kreisen des Reiches kommenden „niederländische" hießen. Aus dem Schwabenland ging auch eine ganze Reihe großer Landsknechteführer hervor, beginnend mit dem Grafen Eitel Friedrich von Zollern, Hohenberg und Haigerloch, fortgesetzt durch mehrere Herren von Hohenems, zum höchsten Glanz gebracht durch Georg von Frundsberg und Schärtlin von Burtenbach.

2.

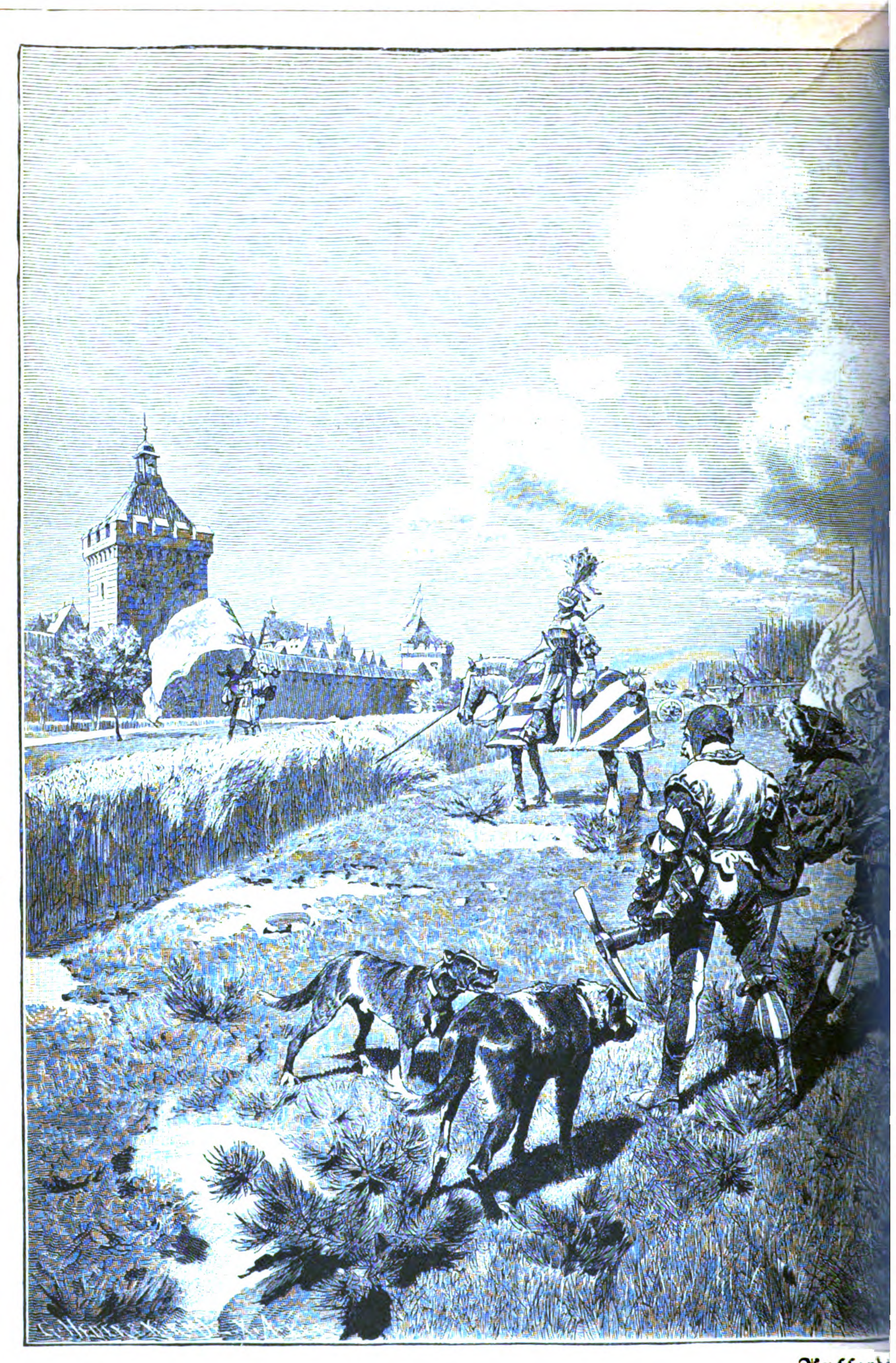
Die Werbung, Gestellung und Einreihung der Landsknechtebanden ging in ganz prosaisch-geschäftsmäßiger Weise vor sich. Man könnte sagen, daß man im 16. Jahrhundert in Landsknechten spekulirte, wie heutzutage in Eisenbahnen, Kanälen, Bergwerken und Häuserbauten, in „Türken" und „Rumäniern". Denn es hieß nicht nur „Point d'argent, point de Suisse", sondern gerade so „Kein Geld, kein Landsknecht". In einem Landsknechtelied ist gesungen:

> „Such dir ein reichen Herren,
> Wilt du das Kriegen lernen" —

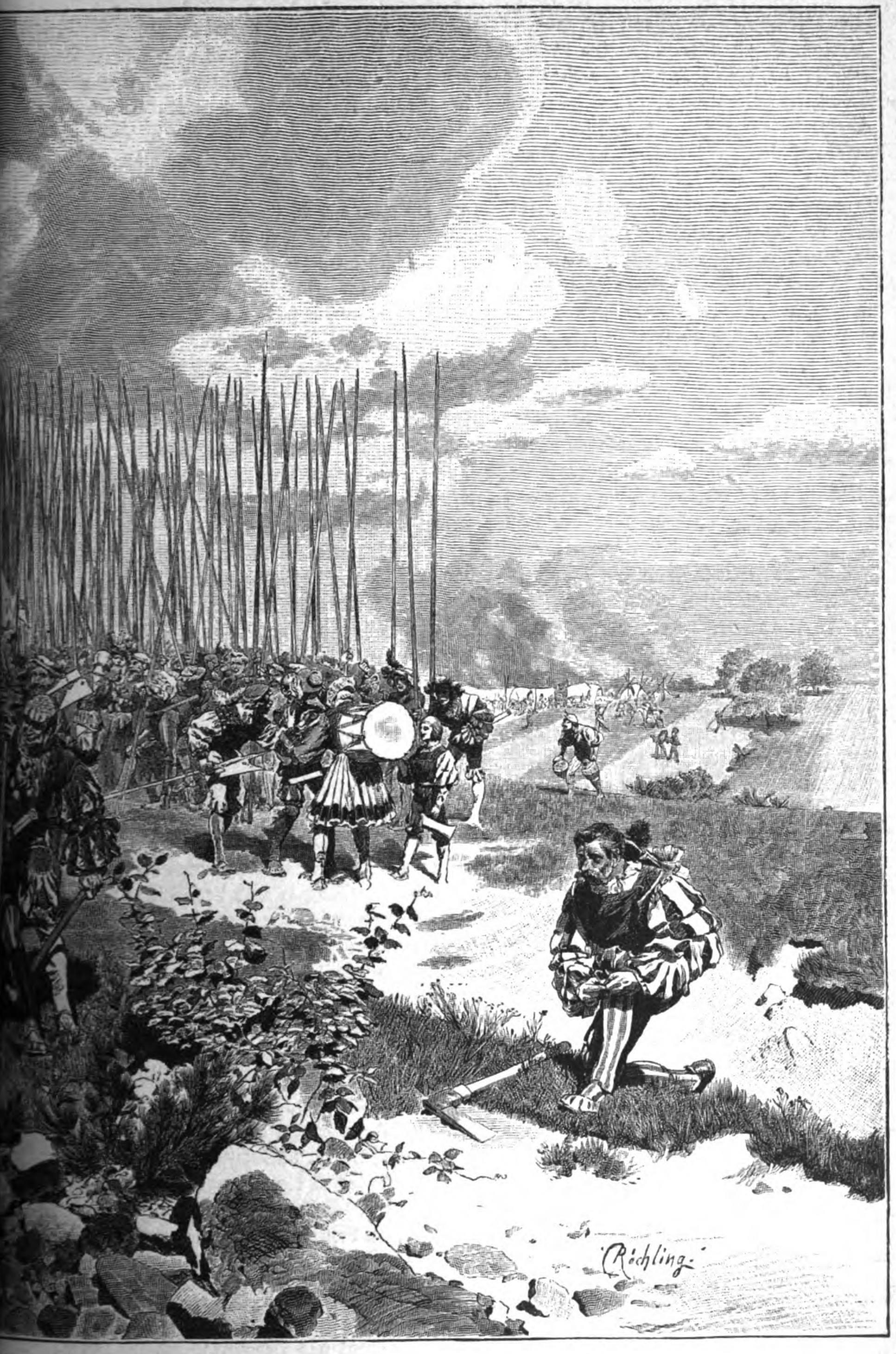
und in einem andern wird insbesondere der Dienst beim König von Frankreich als profitlich herausgestrichen und zugleich ein verachtungsvoller Seitenblick auf die Kärglichkeit bäuerischen

[1]) F. W. Barthold, Georg von Frundsberg (1833), S. 6.

[2]) L. Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder (1844), I, 516. Auf den nächstfolgenden Seiten stehen noch verschiedene Landsknechtelieder, deren ja auch Bd. 2, 3 u. 4 von Liliencrons großer Sammlung: „Die historischen Volkslieder der Deutschen" (1865 fg.) viele enthält.



Aufford



[...] Uebergabe.

Lebens geworfen [1]). — Wann ein Kaiser, König, Herzog, Fürst oder auch eine Reichsstadt zur Führung dieses oder jenes Handels Kriegsvolk vonnöten hatte, gab so ein „Kriegsherr" einem Bandenführer von Ruf einen Bestallungsbrief als „Feldoberster" nebst einem „offenen Patent", welches ihn ermächtigte, „ein Regiment — (das Wort nicht im jetzigen Sinne verstanden) — ober- oder niederländischer Knechte aufzurichten", item auch den „Artikelbrief", will sagen das Verzeichniß der Verwaltungs-, Mannszucht- und Rechtsatzungen, unter welchen er sein Soldheer gehalten wissen wollte. Ein Regiment aufrichten hieß also eine größere oder kleinere Streitmacht von Landsknechten anwerben und organisiren. Zugleich mit den genannten Vollmachten händigte der Kriegs- oder „Soldherr" seinem Feldobersten das zu dem Geschäft nötige Geld ein, wenn er welches hatte. Wenn nicht — was häufig vorkam — mußte auf Pump geworben werden, d. h. der Feldoberst mußte bei Kapitalisten seinen persönlichen Kredit einsetzen, um „nervum rerum" vorgestreckt zu erhalten. Nachdem dergestalt für die „Finanzirung" des Unternehmens gesorgt war, ging der Herr Feldoberst, welcher der General und zugleich der Bankier seines Kriegsherrn war, zunächst darauf aus, unter ihm bekannten und befreundeten Kriegsgesellen sich umzusehen, um aus denselben seinen Stellvertreter, den Oberstleutnant, sowie die Hauptleute der einzelnen Fähnlein zu wählen und, falls man so sagen darf, seinen „Stab" zu bilden, zu welchem etwa zu zählen waren der „Feldzeugmeister" (Artilleriegeneral), der einen „Zeugmeister" unter sich hatte, welcher seinerseits die „Büchsenmeister" (Batteriekommandanten) befehligte, — sodann der „Geschirrmeister" (Trainkommandant), der „Oberste Feldarzet", der „Oberste Feldprofoß" und endlich der Troßbefehliger, dessen amtlichen Titel die Heuchelei unserer Tage aus ihrem Wörterbuch gestrichen hat [1]). Der „Feldweibel" hatte im „Fähnlein" schon denselben großen Stand, welchen er noch heutzutage in der „Compagnie" behauptet, obzwar ihm der „Leutnant" und der „Fähnrich" im Range vorgingen. Die „Rottmeister" wurden in den einzelnen Fähnlein von den Landsknechten selber gewählt.

Hatte der Feldoberst sein Offiziercorps beisammen, ging es ans Werben der Mannschaft. Es war dies vorzugsweise das Geschäft der Hauptleute, denen ja daran gelegen sein mußte, ihre Fähnlein so rasch wie möglich vollzählig zu haben. Zu diesem Zwecke ließen sie das kaiserliche, königliche, fürstliche, reichsstädtische Werbpatent unter Trommelschlag in Dörfern, Weilern und Städten „umschlagen" und daraufhin strömten die „gartenden" (dienstlosen) Knechte von allen Seiten zu den bezeichneten Sammelplätzen. War als Feldoberst ein Franz von Sickingen, ein Marx Sittich von Hohenems, ein Georg von Frundsberg, ein Sebastian Schärtlin ausgerufen, so wetteiferten Kriegsgesellen vom Adel wie von der Bürger- und Bauerschaft gleichermaßen, die Reihen der Fähnlein zu füllen. Eine starke Anziehungskraft übte auch der Eintritt von weitum berufenen landsknechtischen Streithähnen und Vorfechtern. Solche waren z. B. der Jörg Langmantel, der Anton Sixt aus Waiblingen und der Jörg Heerdegen aus Schorndorf, genannt der „Faulpelz", welcher sich aber nicht faul erwies, als er, im Ungarland eines Nachts auf der Lagerwacht durch einen Schwarm Türken überfallen, neun seiner Angreifer erschlug und die übrigen in die Flucht jagte. Kaiser Karl wollte, als ihm dieses uns vom alten schwäbischen Zeitbuchschreiber Crusius überlieferte landsknechtische Heldenstücklein gemeldet worden, den Faulpelz zum Ritter schlagen. Der aber verbat sich die Ehre, sagend: „Ein Landsknecht bin ich und ein Landsknecht bleib' ich mein Lebtag."

War an dem bestimmten Sammelplatz das

---

[1]) „Wol auf, ir Landsknecht alle,
Seit frölich, seit guter Ding!
Wir loben Gott den Herren,
Darzu den edlen Köning.
Er legt uns ein gewaltigen Haufen ins Felt,
Es soll kein Landsknecht trauern umb Gelt,
Er will uns erlich lonen
Mit Stüwern und Sonnenkronen.

Beim Pauren muß ich dreschen,
Muß essen saure Milch,
Beim König trag ich die vollen Fleschen,
Beim Pauren ein groben Zwilch,
Beim König trit ich ganz tapfer ins Felt,
Zieg daher als ein freier Helt,
Zerhawen und zerschnitten
Nach adelichen Sitten."

[1]) Ich folge hier und weiterhin vorzugsweise dem Grafen Reinhard zu Solms: „Acht Bücher der Kriegsordnung" (1559) und Leonhard Fronsperger: „Kriegsregiment und Ordnung" (1564), „Kriegsbuch", erster und ander Theyl (1573—75).

„aufgerichtete" Regiment beisammen, d. h. ein Landsknechteharst von 8 bis 10 oder auch von 10 bis 16 Fähnlein, jedes zu 400 Mann gerechnet, so erschien der „Musterherr", ein vonseiten des Kriegsherrn gesandter Offizier von hohem Rang, um Inspektion zu halten. Nachdem die Musterung, welche jeden Mann einzeln vornahm, vorüber, Mannschaft und Ausrüstung gut befunden, der Artikelbrief im „offenen Ring" verlesen und das „Treugelöbniß" geleistet war, galt der Harst für feldmäßig und kriegstüchtig. Vorausgesetzt, daß in dieser Soldatenrepublik, deren Diktator der Herr Feldoberst war, sämmtliche „Aemter" ihre regelrechte Besetzung erhalten hatten. Denn außer den bereits genannten Stabsoffizieren mußte ein Landsknechte-Regiment auch seinen „Schultheiß" haben, d. h. einen im Civil- und Kriminalrecht wohlerfahrenen Justizamtmann, welcher dem Rechtsverfahren vorstand. Ferner seinen „Quartiermeister", seinen „Proviantmeister", seinen „Zahlmeister", seinen „Brandmeister", welcher die Brandschatzungsgeschäfte besorgte, und seinen „Kapellan". Große Sorgfalt verwandte der Oberst auf die Auswahl der Fähnriche. Nur ein Landsknecht von erprobtem Mut und vielfacher Kriegserfahrung konnte die Fahne führen. Denn auf diese waren in der Feldschlacht und beim Mauersturm die Blicke der Landsknechte gerichtet als auf ihren Leitstern. Ausgezeichnet durch farbenschimmernden Anzug, versteht der Fähnrich, dem Trommler und Pfeifer stets zur Seite sind, die mächtige Fahne — denn eine solche war in Wahrheit das „Fähnlein" — wohl zu regieren und zu schwenken, weiß damit allerlei „Merkzeichen" zu geben und sie kühn voranzutragen im heißesten Streit.

Georg von Frundsberg, der „liebe Vater der frommen Landsknechte", ist der vorragendste Organisator der Landsknechtschaft gewesen und die von ihm getroffenen Einrichtungen haben der Hauptsache nach lange vorgehalten. Zu Mindelheim in Schwaben im Jahre 1443 geboren und ebendort 1528 gestorben, stand er unter den Feldhauptleuten und „Kapitänen" des sogenannten Reformationszeitalters mit in der vordersten Reihe. Die von Kaiser Karl dem Fünften erlassene „Kriegsordnung" brachte dann auf Grund der verbesserten Feuerwaffen in die taktische Gliederung der Landsknechteharste manche Aenderung. Demzufolge pflegten an der Spitze eines Fähnleins 12 bis 15 „Musketiere" zu marschiren, bewaffnet mit „kleinen Doppelhaken" oder Musketen, welche aus langen Rohren panzerdurchdringende Kugeln schossen, aber ihrer Schwerfälligkeit wegen beim Feuergeben auf einen gabelförmigen „Bock" gelegt werden mußten. Den Musketieren traten die „Arkebusiere" nach, welche die Arkebuse oder den „Halbhaken" führten, ein zuerst mit einem Luntenschloß, später mit dem um 1517 zu Nürnberg erfundenen Radschloß versehenes Gewehr. Den Musketieren und Arkebusieren, welche leichte Kürasse und Sturmhauben trugen, sowie ein breites zweischneidiges Schwert, folgten die „Pikeniere", bewehrt mit Brustpanzer, Blechschurz, Armschienen und Pikelhaube und bewaffnet mit einem kurzen Seitengewehr, zwei Radschloßpistolen („Fäustlingen") und einer sehr langschäftigen Pike, statt welcher etliche Rotten des Fähnleins auch langstielige Beile („Hallbarten") oder lange zweihändige Schlachtschwerter führten. Der Musketier hatte durchschnittlich einen Monatsold von 8, der Arkebusier von 6, der Pikenier von 4 Gulden. Der Kapellan eines Fähnleins bezog monatlich 8, der Feldweibel 12, der Fähnrich 20, der Leutnant 20, der Hauptmann 40, der Regimentsoberst 400 Gulden. Nach glücklich geführten großen „Aktionen" wurde der Mannschaft eine Extrabelohnung verabreicht („Sturmsold"). Stockungen in der Auszahlung des Soldes pflegten die Herren Landsknechte so übel zu vermerken, daß sie darob häufig in wütende Meutereien ausbrachen, welche auf die Kriegsläufte mitunter ausschlaggebend einwirkten.

Uniformirung war in der Landsknechtschaft nicht daheim, wie denn gleichförmiger Schnitt und gleiche Farbe der Soldatentracht erst bei den mittels Werbung zusammengebrachten stehenden Heeren allgemein wurden. Allerdings vernehmen wir schon aus den letzten Zeiten des Mittelalters da und dort von einem Ansatz zum Uniformbrauch. Kaiser Friedrich der Dritte ließ zu seiner „Romfahrt" tausend Reisige mit roten Waffenröcken ausstatten. Die Stadt Bremen uniformirte sogar schon i. J. 1361 ihre Marinesoldaten. Der Franzosenkönig Franz der Erste hatte bei Marignano ein schwarzuniformirtes Regiment aus Geldern, von welchem in dem prachtvollen Schlachtgemälde, welches Abraham Emanuel Fröhlich geschaffen hat, gesagt ist:

„Zunächst den Landesknechten stellt hinterm Wall
sich dar

Die weltverrufne Bande, der Geldern schwarze Schar.
Schwarz ist ihr Herz und schwarz auch die Hand von Mord und Brand
Und schwarz vom Haupt zur Sohle ist all ihr Zeug und Kriegsgewand" [1]).

Aber abgesehen von solchen Ausnahmefällen, begnügten sich die Landsknechtebanden, zum Zeichen der Zusammengehörigkeit Feldbinden von der Farbe ihres zeitweiligen Soldherrn zu tragen. Im übrigen waren diese Söldner so recht die Modegecken und Modegimpel ihrer Zeit. Sie liebten es, falls es ihnen ihre Mittel gerade erlaubten, einen möglichst großen Kleiderstaat zu treiben und jede herrschende Mode bis zum Superlativ des Unsinns zu steigern. So die „zerhauene" Tracht, die „zerschnittene" Tracht, so die Pluderhosenmode. Landsknechte brachten es glücklich so weit, wahre Ungeheuer von Hosen zu tragen, wozu 60, ja sogar 130 Ellen Zeug verwendet wurden. Auch in abenteuerlichen Hüte- und Baretteformen waren die Herren Landsknechte sehr erfinderisch. Man sehe nur in den vortrefflichen Holzschnittbildern, womit Jost Ammann die Kriegsbücher des Leonhard Frunsperger ausgestattet hat, die Figuren des Büchsenmeisters, des Feldprofoß, des Feldweibels und des H . . . . weibels an. In einem Liede, welches ein Flugblatt von 1555 brachte, ließ sich „ein alter Landsknecht" über all das modegeckische „Affenspiel" also vernehmen:



Pikenier.

„Welcher denn nu will wissen, was doch erfunden sei:
Die Kriegsleut sind geflissen auf solche Büberei,
Sie lassen Hosen machen mit einem Ueberzug,
Der hängt bis an die Knochen, daran han sie nit gnug.

Ein Latz muß sein darneben wol eines Kalbskopfs groß,
Karteken drunter schweben, Seiden on alle Maß;
Auch hangen dran die Zotten, einer halben Ellen lang.
Tut man dann ihrer spotten, sie heben an ein Zank.

Und wolt ich doch gern sehen, wie er's wolt greifen an,
Wann solt ein Sturm geschehen, wie ich oft gsehen han:
Zum laufen noch zum steigen kann man in brauchen nicht,
Vom waten will ich gschweigen, wie denn da oft geschicht.

Da stet er wie ein Lüllen in seim zerhackten Kleid.
Wie wil er doch erfüllen seinen geschworen Eid?
Schickt man in zu scharmützen, wo laufen vonnöten wär,
Kann er sich selbs nit bschützen, sein Haut muß halten her."

---

[1]) Fröhlich, Ulrich Zwingli (1840), S. 31, Die Schilderung der Schlacht von Marignano (S. 29—51) gehört unbedingt mit zu dem Besten, was der modernen Epik überhaupt geglückt ist.

3.

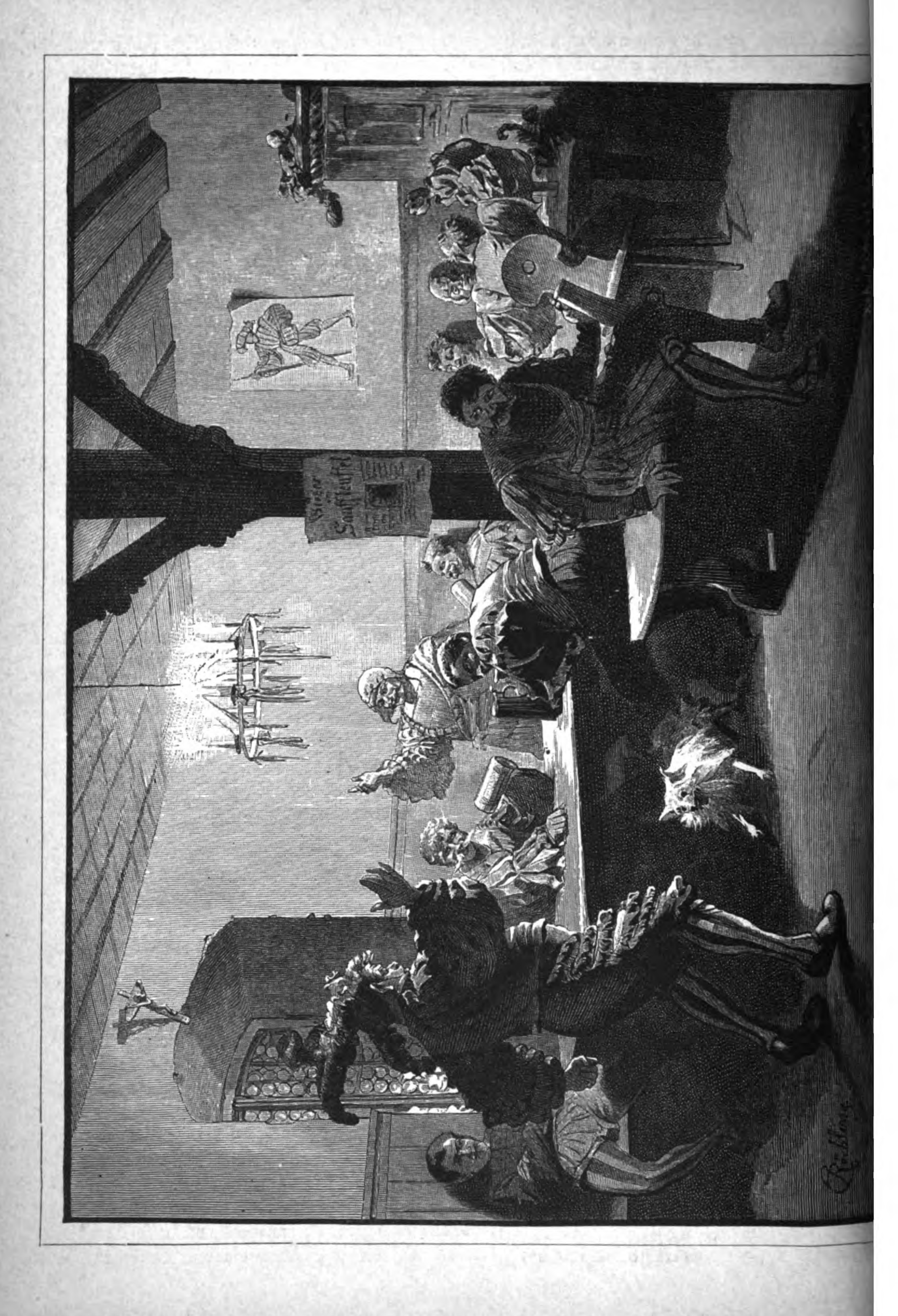
Zur Landsknechtezeit waren die Heere bei weitem nicht so groß wie schon im dreißigjährigen Krieg und mehr noch im 18. Jahrhundert. Eine Armee von 25,000 Mann Kombattanten galt für eine recht stattliche. Doch rückten immerhin auch Heere von bedeutenderer Stärke ins Feld und wir wissen von landsknechtischen „Regimentern", die an 10,000 Streiter, also 40

Fähnlein zählten. Solche Massen waren taktisch schwer zu handhaben, und da die Drillung des einzelnen Mannes sehr einfach, die Manövrirfähigkeit der Fähnlein und Regimenter eine nur sehr schwerfällige war, so mußte beim Angriff und bei der Verteidigung die Wucht des Harstes das Beste thun.

Die Stärke und der Stolz der deutschen Landsknechtschaft war die „gevierte Ordnung", ein vierseitig geschlossener Lanzen- und Hallbartenwald, im offensiven Vorstoß wie im defensiven Widerstand gleich furchtbar. Beim Vormarsch zum Angriff ging der „verlorene Haufe" ausschwärmend und plänkelnd voran, eine auserlesene Mannschaft, als die kühnsten und erprobtesten Streiter aus den Fähnlein durch Zuruf oder auch durchs Los gewählt [1]). Mißglückte der Angriff, so wurde der „verlorene Haufe" erst so recht zu einem solchen, weil man ihn ohne weiteres seinem Geschick, d. h. dem Tod oder der Gefangenschaft überließ. Kam aber die kühne Vorhut vorwärts, so „druckte" der „helle Haufe", d. h. das ganze Regiment in festgeschlossenem Viereck nach, den Boden unter wuchtigem Gestampf erbeben machend, Schritt und Tritt geregelt nach dem Takt des Sturmmarsches, dessen fünf Trommelschläge der Landsknecht in die Worte übersetzte: „Hüt dich, Baur, ich komm!" Die Arkebusiere wurden mit ihren „Rennfähnlein" dem „Igel" (Viereck) rechts und links als Flügel „angehängt". Die Musketiere mit ihren Doppelhaken pflegte man in die Mitte des Igels zu stellen, von wo aus sie, indem sich nach Bedarf der Umstände diese oder jene Seite der Schlachtordnung öffnete, ihr Feuer abgeben konnten. Selbstverständlich ist, daß je nach der Bodenbeschaffenheit der Walstatt, sowie nach den verschiedenen Vorkommnissen im Gang einer Schlacht die „gevierte Ordnung" mancherlei Aenderungen erfuhr. Bei solchen Schwenkungen kam auf die Geschicklichkeit der Fähnriche und die Kaltblütigkeit der Feldweibel sehr viel an. Stehender Brauch war, daß die aufmarschirte Landsknechtschaft, bevor sie zum Kampf antrat, auf die Kniee fiel und ein Gebet verrichtete. Die zum Luthertum sich bekennenden Mannschaften pflegten einen Choral anzustimmen. Eine schöne symbolische Handlung ist es gewesen, daß nach uralter Kämpferweise die Landsknechte nach verrichtetem Gebet oder gesungenem Lied den Staub von ihren Kasaken und Schuhen schüttelten, als wollten sie, dem Schlachtengeschicke sich weihend, von allem Unreinen sich ledigen. Dann wurden die Feuer-

Zum Tode wund.

[1]) „Und vor den Reihen schreitet die allerkühnste Macht,
Die Freischar der Verlornen, bereit zum schwersten Kampf der Schlacht.
Das ist das Volk der Buben, das früh dem Haus entfloh,
Zur Schlachtenhandwerk lernte, nur kampf- und beutefroh;
In Hitz' und Frost gehärtet, von Kräften wunderbar,
War stets ihr Mut noch größer als jede Schrecknis der Gefahr."
(Fröhlich, a. a. O. 30.)



waffen zum Dienst bereitgemacht und die Spieße gefällt. Der mit den Hauptleuten in schwerer Rüstung vor der Front haltende Regimentsoberst gab das Zeichen zum Angriff, die Fähnriche erhoben die Fahnen, die Spielleute bliesen und schlugen den Sturmmarsch und der ganze „Igel“ schob sich vorwärts, der Oberst und die Hauptleute zwischen dem „verlorenen“ und dem „hellen“ Haufen reitend.

Die Walstatt war der Ehrenplatz im Landsknechtsleben. Hier konnten sich alle die besseren und besten Eigenschaften dieser Söldner zeigen und bethätigen und zeigten und bethätigten sich wirklich. Sonst aber ist von der Landsknechtschaft eben nicht viel Rühmens zu machen. Sie war ja, wenigstens in ihrer frühzeitig schon eingetretenen Ausartung, eine Heimat für alle „katilinarischen Existenzen“ von dazumal, und was für wilde, verwegene, vor nichts zurückschreckende Gesellen die Herren Landsknechte der Mehrzahl nach gewesen sein müssen, wird schon durch die furchtbare Strenge bewiesen, womit kraft der

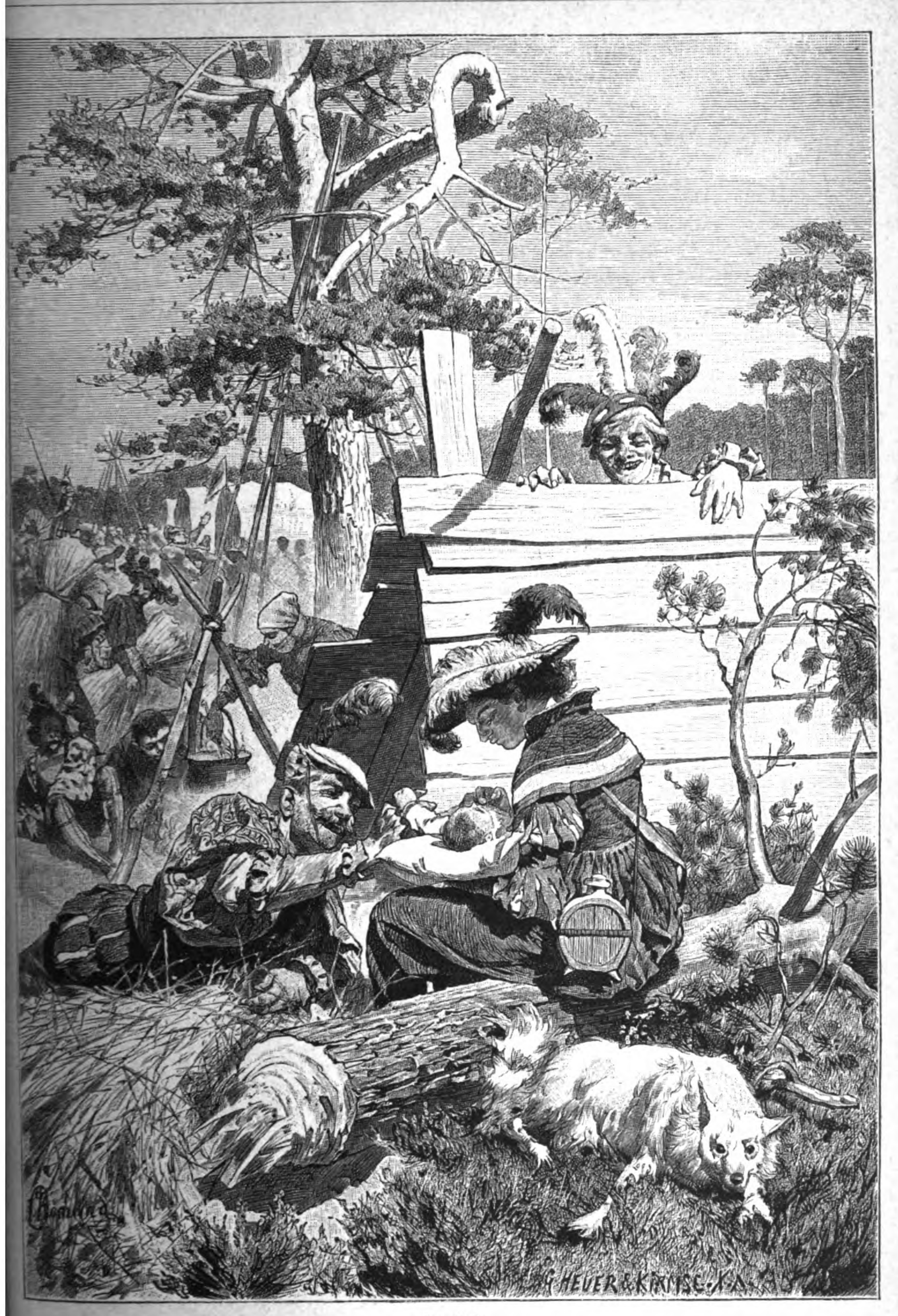


Heerestroß.

„Artikelbriefe“ und der auf die „Karolina“ basirten landsknechtischen „Gerichtsordnungen“ gegen Insubordination, Meuterei, Rauben, Morden, Brennen und Schänden vorgefahren werden mußte. Nach Aufrichtung eines Regiments gab man der Mannschaft die Entscheidung anheim, ob die im Regiment vorfallenden Malefizsachen durch das unter dem Vorsitz des Schultheiß aus den Hauptleuten, Fähnrichen und Feldweibeln zusammengesetzte, unter freiem Himmel im geschlossenen Ring tagende Schwurgericht abgeurteilt oder aber durch das „Spießrecht“, das „Recht der langen Spieße“ zum Austrag gebracht werden sollten. Dieses Spießrecht war das verwirklichte Ideal summarischen Verfahrens. Das Regiment, zu welchem der Angeklagte gehörte, schloß einen Kreis. Mitten darin standen der Bezichtigte und der als öffentlicher Ankläger amtende Profoß. Die Anklage wurde vorgebracht und der Verklagte mittels des Handmehrs seiner Kameraden entweder freigesprochen oder aber verurteilt, sofort „durch die Spieße gejagt zu werden“. Falls dieser Spruch gefallen, formirte das Regiment mit vorgestreckten Spießen und Hallbarten eine Gasse. An den Eingang derselben stellte der Profoß den Verurteilten, klopfte ihm dreimal, „im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes“, auf die Achsel und ließ ihn laufen. Er hatte in der Regel nur etliche Schritte weit zu laufen, bis er unter den Speerstößen zusammensank [1]).

[1]) S. die Darstellung d. Spießrechtes b. L. Frunsperger, Kriegsbuch, I, 12. In der Frankfurter Chronik von Lersner findet sich — abgedruckt in Scheibles „Kloster“, Bd. 6, S. 30 — die Schilderung einer spießrechtlichen Hinrichtung vom J. 1548 in Frankfurt a. M.

Auf der Walstatt.



Lageridylle.

Geschworene und Spießrechtspfleger hatten der Beschäftigung genug. Denn in diesen Kriegsgesellen war

> . . . . „In teutschen Landen
> Gar ein böses volk aufferstanden“ —

wie Hanns Sachs in seinem Schwank „Der Teuffel lest kein Landsknecht mehr in die Hell fahren —“ sagt und des Breiteren ausführt. Der treffliche Nürnberger Meistersänger betont das Unsittliche der Söldnerei:

> „Die Landsknecht dienen gerne allezeit
> Einem Kriegsherren der in Gelt geit,
> Er hab geleich recht oder nit
> Da bekümmern sie sich nit mit“ —

und zeigt dann ergötzlich, wie Beltzebock (Beelzebub) selber vor ihnen sich entsetzt und Reißaus nimmt, dem Lucifer meldend:

> „Ich bin entrunnen jn mit not,
> Es ist die allerwildest rott,
> Man heist sie die frommen Landsknecht,
> Man thut ja aber jn Unrecht,
> Wann ich mag auf mein wahrheit jehen,
> Wilder Leut hab ich nie gesehen,
> Jr Kleyder auff den wildsten sitten
> Zerflambt, zerhawen und zerschnitten,
> Eins theils jr Schenckel blecken theten,
> Die andern groß weit Hosen hetten,
> Die jnen biß auff die Füß rab hiengen,
> Wie die gehoßten Tauber giengen.
> Jr Angesicht schrammet und knebelbartet,
> Auff das allerwildest geartet,
> In summa wüst aller gestalt,
> Wie man vor Jaren uns Teuffel malt“ [1]).

Der alte Meister, dessen Sittenschilderei überall den Stämpel der Wahrhaftigkeit trägt und dessen größter Vorzug gerade in der Einfachheit, Natürlichkeit und Frische besteht, womit er die Anschauungen und Sitten seiner Zeit malte, hat auch einen „Landsknecht-Spiegel“ gereimt, welcher uns ein furchtbares Bild des Kriegswesens und Kriegführens im 16. Jahrhundert erblicken läßt [2]). Und doch ist es im folgenden Jahrhundert noch viel schlimmer geworden.

Die Schilderungen, welche da Grimmelshausen im „Simplicissimus“ und Moscherosch in seinen „Gesichten“ vom Soldatenleben zur Zeit des dreißigjährigen Krieges entworfen haben, gehören ja zum Traurigsten, was uns von menschlicher Verwilderung überliefert worden ist.

[1]) Hanns Sachsens „Sehr herrliche schöne und wahrhaffte Gedicht“, Nürnberg 1589, I, Fol. 371.

[2]) Ebendas. I, 3, Fol. 246.

Auch ein jüngerer Zeitgenosse von Hanns Sachs, der genialste deutsche Poet des 16. Jahrhunderts, Johann Fischart, ist auf die Landsknechte zu sprechen gekommen. Nicht so fast aber im moralisirenden Ton, als vielmehr im humoristischen Stil, das will sagen im Humorstil des Schutzpatrons der Literatur damaliger Zeit, so da kein anderer war als der heilige Grobianus. Der hat unsern Fischart zu jenem Kapitel in der „Flöhhatz“ [1]) inspirirt, wo er erzählt, wie Landsknechte in der Herberge bei Brot, Knoblauch und ungarischem Wein saßen und zum Zeitvertreib ihre Filzläuse um die Zeche wettlaufen ließen.

Einen weltgeschichtlichen Auftritt setzte der grobianische Humor in Scene inmitten der namenlosen Gräuel, welche beim fürchterlichen „Sacco di Roma“ die kaiserlichen Kriegsvölker nach Erstürmung der Siebenhügelstadt im Mai von 1527 verübten. Da haben die lutherischen Landsknechte, welche unter Karls des Fünften Fahne dienten, tagtäglich allerhand „Kurzweil und Affenspiel“ getrieben, dem Papsttum und seiner ganzen Klerisei zum Spott und Tort. Die beiden Landsknechte Wilhelm von Saudizel, ein Edelmann, und der „Grünewald“ spielten dabei vertretende Rollen. Allgemein bekannt ist, wie der Saudizel eines Tages, prächtig als Papst vermummt, mit einem großen Gefolge von als Kardinäle, Bischöfe und Aebte verkleideten Kameraden vor die Engelsburg geritten kam, hinter deren Mauern Papst Clemens der Siebente eine Zuflucht gesucht und gefunden, und nach Abspielung von allerlei Possen und Travestieen den Doktor Luther zu seinem Nachfolger ernannte, wozu die ganze Bande ihre Zustimmung gab unter dem johlenden Geschrei: „Papst Luther! Luther Papst!“

Nach wildbdurchstürmten Mannesjahren ging der Landsknecht, falls er mit dem Leben davongekommen, einem traurigen Greisenalter entgegen. Seinen Sold hatte er verjubelt, die Arbeit hatte er verlernt, häufig auch seinen Körper unheilbar zerrüttet. Der rechnenden und sparsamen Gesellen, welche sich einen Notpfennig für ihre alten Tage zurückgelegt haben, gab es

[1]) Straßburg 1610, Blatt Giij.

in den Banden wohl auch, aber gewiß nicht viele. Der Mehrzahl blieb, wann sie nicht mehr als dienstüchtig gemustert wurden, nichts übrig, als unter die Bettler, die „Merodebrüder“ und „Landstörzer“ zu gehen. So wie so gingen sie dann elendiglich zu Grunde. Glücklich daher der Landsknecht, von dem da heißen konnte, was ein neuzeitlicher Dichter, Geibel, einen Landsknecht ganz im Charakter der Landsknechtschaft singen ließ:

„Und werd ich gar erschlagen,
Erschlagen auf breiter Haid,
Vier Spieße müssen mich tragen,
Ein Grab steht gleich bereit.
So schlägt man mir den Pummerlein pum,
Der ist mir neunmal lieber
Als aller Pfaffen Gebrumm.“



Das Ende vom Liede.

Die Notlüge.

Von

Jürgen Bona Meyer.

Die meisten Menschen werden im flüchtigen Hinblick auf ihre eigne Handlungsweise der Meinung sein, die Sache sei einfach: man könne eben nicht umhin, bisweilen eine kleine und selbst eine große Unwahrheit zu sagen, doch gelinge es nicht, über das wie und wann dieser Zulassung etwas Bestimmtes zu sagen, das mit unseren sittlichen Grundsätzen in Einklang zu bringen wäre. Das erste könnte richtig sein, das zweite erregt Bedenken. Die meisten Menschen spüren in sich das sittliche Gebot der Wahrheit und können bei dem geringsten Nachdenken die Frage nicht abweisen, wie sollen wir nun diesen Grundsatz mit der so oft notwendigen Verletzung der Wahrheit in Einklang bringen? Sollen wir unser Sittengesetz unpraktisch oder unsere Praxis unsittlich nennen? Und wenn nun wirklich die Lüge mitunter notwendig ist, lassen sich keine Grenzen angeben, innerhalb deren allein die Lüge erlaubt sein kann? Läßt sich für diese Erlaubnis der Lüge in gewissen Grenzen kein sittlicher Rechtsanspruch erheben, der uns zu einem Einklang mit dem Grundsatz der Wahrheit bringt? Da haben wir schon eine Menge Fragen, die jeder denkende Mensch sich doch ein=

mal gestellt und in seiner Weise zu lösen versucht hat. Anderes will auch die Philosophie nicht; sie wird sich hier nur darin von dem gewöhnlichen Nachdenken unterscheiden, daß sie etwas systematischer zu Werke geht und daß dabei die möglichen Gegensätze schärfer heraustreten. Darüber wundert sich indessen nur, wer nie versuchte, die letzten Konsequenzen gewöhnlicher Ansichten zu ziehen; denn nur ein solcher Mensch hat es nie erfahren, wie schwer es in der That ist, den Streit verschiedener Grundsätze vermittelnd durch eine richtige Formel zu lösen. —

So werden gewiß nicht wenige staunend vernehmen, mit wie harten Worten manche Philosophen überhaupt jede Notlüge verworfen haben. Fichte nannte die Verteidigung der Notlüge das Verkehrteste, was unter Menschen erhört worden. „Der Verteidiger deckt dadurch," sagt er (System der Sittenlehre p. 288), „seine in Grund und Boden verderbte Denkart auf." Das klingt gewaltig schlimm für alle, die vielleicht der Notlüge ein gutes Wörtchen reden möchten; sie stehen nach Fichtes Ausspruch als Menschen mit Schurkendenkart da. Sie könnten darüber als über eine Sonderlingsansicht lachen; indessen, nicht Fichte allein, auch Kant verdammte die Notlüge. Kant und Fichte waren nicht minder achtbare Menschen als große Denker, wir müssen uns daher doch wohl nach einem Advokaten zur Verteidigung der Notlüge umsehen. Hören wir zunächst die eigentliche Sachlage.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erregte die Frage nach dem Rechte der Notlüge einen internationalen Streit zwischen Deutschland und Frankreich, der seitdem als philosophischer Bürgerkrieg innerhalb beider Länder selbst fortgeführt worden ist. Der 1767 zu Lausanne geborene, auf dem Karolinum in Braunschweig erzogene und als Mitglied der konstitutionell-liberalen Partei in Frankreich berühmt gewordene Benjamin Constant glaubte nämlich in Kant gelesen zu haben: Selbst wenn ein Mensch in mein Haus flüchte, um sich vor einem Mörder zu verbergen, dürfe ich, von dem Mörder befragt, die Wahrheit nicht verleugnen. In einer Schrift „Des reactions politiques" erklärte sich Constant gegen diese harte Behauptung Kants. Und dieser, der zwar nicht wußte, daß er bei seiner Verwertung der Notlüge gerade auch diese Nutzanwendung gezogen hatte, vertrat nunmehr dieselbe doch selbst an dem besagten Beispiel in einer eignen kleinen 1797 publizierten Schrift: „Ueber ein vermeintliches Recht aus Menschenliebe zu lügen" [1]).

Kant nimmt also das Beispiel Constants auf. Ein Unschuldiger ist in mein Haus geflüchtet; ein Mensch, der seinem Leben nachsteht, sucht ihn bei mir. Darf ich den Mordlustigen durch eine Lüge täuschen? Kant verneint dies. „Es ist doch möglich," sagt er, „daß, nachdem du dem Mörder auf die Frage, ob der von ihm Angefeindete zu Hause sei, ehrlicherweise mit ja geantwortet hast, dieser unbemerkt ausgegangen ist, und so dem Mörder nicht in den Wurf gekommen, die That also nicht geschehen wäre; — hast du aber gelogen und gesagt, er sei nicht zu Hause, und er ist auch wirklich (obzwar dir unbewußt) ausgegangen, wo dann der Mörder ihm im Weggehen begegnete und seine That an ihm verübte, und so kannst du mit Recht als Urheber des Todes desselben angeklagt werden. Denn hättest du die Wahrheit, so gut du sie wußtest, gesagt, so wäre der Mörder über dem Nachsuchen seines Feindes im Hause von herbeigelaufenen Nachbarn ergriffen und die That verhindert worden. Wer also lügt, so gutmütig er dabei auch gesinnt sein mag, muß die Folgen davon, selbst vor dem bürgerlichen Gerichtshofe, verantworten und dafür büßen, weil Wahrhaftigkeit eine Pflicht ist, die als die Basis aller auf Vertrag zu gründenden Pflichten angesehen werden muß, deren Gesetz, wenn man ihr auch nur die geringste Ausnahme einräumt, schwankend und unnütz gemacht wird. — Es ist also ein heiliges, unbedingt gebietendes, durch keine Konvenienzen einzuschränkendes Vernunftgebot, in allen Erklärungen wahrhaft zu sein."

Fichte, der die Frage am selben Beispiel erörtert [2]), ist darüber noch viel kategorischer. Er verlangt, daß man dem Verfolger zunächst in aller Güte das Unrecht seiner Absicht vorstelle und fruchte dies nicht, dann soll man sich in die Brust werfen und zum Mörder sagen: Nur über meine Leiche führt der Weg. „Im schlimmsten Falle," sagt Fichte, „könnt ihr nichts weiter als sterben; nachdem ihr aber tot seid, ist es nicht mehr eure Sache, das Leben des Angegriffenen zu schützen, und zugleich seid ihr dadurch von der Gefahr der Lüge gerettet. — Der Tod geht

[1]) Kants Werke Bd. VII. p. 295.
[2]) F. W. Bd. 4 p. 294.

der Lüge vorher, lieber sterben als lügen; bei diesem Grundsatz kommt es zur Lüge nie."

Wir mögen nun zugeben, daß bei dem erwähnten Beispiel der von Kant gesetzte Fall eintreten könnte, in dem die Wahrheit nützt und gerade die Lüge Gefahr bringt, wir mögen auch zugeben, daß in den von Fichte gesetzten Fällen der fichtische Mensch gewiß sehr edel gehandelt hätte, aber ob diese edle Aufopferung sittlich nötig und die Rücksicht auf den möglichen Nutzen der Lüge in Kants Fall jedenfalls verwerflich ist, — das ist noch die Frage.

Fichte und Kant behaupten es. Fichte sagt, ein Mensch, der lügt, tritt zu sich selbst in Widerspruch; er weiß das Wahre und sagt es nicht. Die tiefe Scham, die jeder Lügner empfindet, beruht darauf, daß dies Verschweigen an sich schon ein Unrecht und überdies noch das Zeichen der eignen Feigheit ist, die der mit dem Aussprechen der Wahrheit verbundenen Gefahr ausweichen will. Zur Wahrheit aber sind wir verpflichtet, weil es unsere menschliche Aufgabe ist, nicht nur in uns, sondern auch in anderen die richtige Erkenntnis zu befördern.

Kant, im wesentlichen derselben Meinung, drückt sich noch etwas einfacher aus. Nach ihm verlangt einerseits die Würde von uns selbst das Befolgen der Wahrheit und anderseits die Rücksicht auf die Notwendigkeit des allgemeinen Vertrauens, das durch eine jede erlaubte Ausnahme geschwächt wird. Kant ist also der Meinung, daß nur bei ausnahmslosem Vertrauen der Verkehr unter Menschen möglich ist. Die Einheit des sittlichen Verbandes unter den Menschen scheint ihm kein Abweichen von dem Gesetz der Wahrheit zuzulassen.

Aus diesen Gründen verwerfen Kant und Fichte die Notlüge unbedingt. Ehe wir das Recht der Verwerfung prüfen, werfen wir einmal einen Blick auf sonst geäußerte Ansichten dieser beiden Philosophen und einen Blick auch in ihr Leben. Am Leben muß die Theorie gemessen werden. Wie wurden nun Kant und Fichte mit ihrer schroffen Theorie im Leben fertig?

Sie können denken, daß es hier weniger ungewöhnlich aussieht. Allerdings lernen wir beide als edle Charaktere kennen, die von stärkerem Wahrheitsgefühl beseelt waren als die meisten Menschen. Indessen so rigoristisch wie ihre Theorie war ihr Leben nicht. Kant zunächst ist sehr nachsichtig gegen die sogenannten geselligen Lügen. „Alle Tugend im Verkehr ist Scheidemünze," sagt er[1]), „und ein Kind ist der, der sie für echtes Gold nimmt. Besser noch ist es, Scheidemünze, als gar kein solches Mittel in Umlauf zu haben. Die Menschen sind, je civilisierter, desto mehr Schauspieler; sie nehmen den Schein der Zuneigung, der Achtung vor anderen, der Sittsamkeit, der Uneigennützigkeit an." Kant findet es gut, daß es so in der Welt ist. Die Komplimente und die ganze höfische Galanterie, samt den heißesten Freundschaftsversicherungen mit Worten, wie die: Meine lieben Freunde! Es gibt keinen Freund! verwirft Kant nicht, sondern sucht ihnen vielmehr eine gute Seite abzugewinnen. Sind gleich diese Zeichen des geselligen Scheins nicht immer Wahrheit, sagt er, so betrügen sie doch auch nicht, weil ein jeder weiß, wofür er sie nehmen soll. Vornehmlich darum sind diese Zeichen guter Sitte gut, weil die anfänglich leeren Zeichen des Wohlwollens und der Achtung nach und nach zu wirklichen edlen Gesinnungen hinleiten und so die Scheidemünze durch Gewohnheit in echtes Gold verwandelt wird. Durch Halten auf den guten Schein werden die Menschen am Ende das, was sie scheinen wollen. — Diese Sätze Kants enthalten gewiß viel Wahrheit; allein bei seiner rigoristischen Theorie von der Würde des Menschen hätte man eher erwarten müssen, von ihm eine Kapuzinade über den geselligen Schein zu hören, als ein Herauskehren der guten Seite desselben. Und wenn Kant in seiner Erziehungslehre[2]) nicht mißbilligt, ein Kind so weltklug zu machen, daß es seine Fehler vor der Welt zu verbergen wisse, so öffnet er der Verstellung eine weite Pforte, die vielen zu weit scheinen wird. Wir erkennen darin unerwartete Konzessionen, die Kants praktischer Sinn gegen seine Theorie dem Leben gemacht hat.

Sollte dies mit Fichte, der behauptet haben soll, wenn seine Frau auf dem Totenbette nicht die Wahrheit vertragen könne, so müsse sie an der Wahrheit sterben, im Leben wohl anders gewesen sein?

Ich habe in Fichtes Biographie nach bloßer Mutmaßung gerade die Stellen aufgeschlagen, an denen es sich zeigen konnte, ob Fichte in der Praxis der Wahrheit ein Mensch gewesen wie andere Menschen. Daß er im Leben so strenge

---

[1]) W. Bd. 7. Anthropol. p. 42.
[2]) W. Bd. 9. p. 422.

nicht geurteilt haben werde, wie im Denken, war meine Voraussetzung, und wirklich, sie hatte mich nicht getäuscht.

Fichte wurde in Schulpforte erzogen; diese Lehranstalt hat noch manchen klösterlichen Zwang bewahrt. Daß junge Leute sich solchem Zwang durch List, durch Lug und Trug zu entziehen suchen, ist eine so allgemeine Erfahrung, daß ich nicht zweifelte, sie träfe auch bei Fichte zu. Daß dies der Fall war, gesteht Fichte, der sogar einmal einen Fluchtversuch aus der Anstalt machte, zu, und wiewohl er das Unrecht einsah, schob er doch die größte Schuld auf den Zwang der Schule[1]). Es gehörte auch später noch mit zu seiner Theorie, daß der Mensch nur in der Unterdrückung lüge[2]). Der rigoristische Fichte hätte unbedingtere Worte der Verwerfung auch gegen diese Nötigung haben müssen. Will man dem Knaben diesen Fehler so hoch nicht anrechnen, so findet sich noch ein schlagenderes Beispiel der Notlüge aus Fichtes späterem Leben. Der Frankfurter Philosoph Schopenhauer behauptet: Ein jeder Mensch, der nicht auf den Kopf gefallen sei, werde, wenn er in einem Hause um die Tochter werbe, und ihm bei einem beabsichtigten Besuch auf der Treppe ein Bekannter begegne, der nach dem Grunde seines Kommens fragt, ohne Anstand eine falsche Antwort geben. Dasselbe dachte ich, und dachte dazu, daß wohl jeder Mensch, der eine Braut besucht hat, und also auch Fichte einmal, in solche Lage gekommen sein wird. Mit diesem Gedanken warf ich einen Blick in Fichtes Leben und richtig, dem armen Fichte ist sogar einmal durch solche Rücksicht ein Besuch bei seiner Braut vereitelt worden. Ein Bekannter traf ihn vor der Hausthür seiner Geliebten, im Begriff sie zu besuchen. Da er aber diesem seine wahre Absicht nicht sagte, so konnte er nicht umhin, ihn an einen anderen Ort hinzubegleiten[3]). Ja mehr noch, Fichte, der einem Menschen, der notlügt, eine in Grund und Boden verderbte Gesinnung zuschreibt, fragt seine Braut, ob es nicht gut sei, ihren Verwandten einen falschen Grund seiner Rückkehr in ihre Heimat Zürich vorzulügen, um ihr Verhältnis zu verheimlichen, freilich mit etwas Gewissensbissen thut er es, aber um so schlimmer für ihn, daß er es dennoch thut[1]). — Und mehr noch, dieser rigoristische Fichte interessiert sich bei seiner ersten Einrichtung in Jena für seine mäßig betrügende Köchin, weil sie gut kocht, so sehr, daß er seiner Frau, die ihm mit Sack und Pack der häuslichen Einrichtung nachkam, schon im voraus meldet, diese Köchin müsse trotz ihrer Trügerei behalten werden. Ein mäßiger Trug, das sei in Jena schon eine Tugend. Einer betrüge den anderen: Der Professor seine Zuhörer, der Schriftsteller den Verleger und der Rezensent das Publikum. Und da sie es alle thäten, so komme zuletzt doch alles so ziemlich ins Gleiche[2]). — So leichthin sprach der gestrenge Fichte.

Manche werden sagen, das sei ja nur die gelegentliche harmlose Aeußerung eines Briefes. Gewiß, aber gerade an solchen Punkten bricht das Bedürfnis der Menschennatur durch und zeigt ein Handeln, das ungebundener ist als die Theorie. Ist nun dies Handeln so allgemein wie die Praxis der Notlüge, der selbst ein Kant, ein Fichte trotz ihres gestrengen Grundsatzes nicht ausweichen konnten, so muß der Grundsatz eine eingeschränktere Fassung haben, eine solche, die mit der Wirklichkeit in Einklang steht. Wir können also zweifeln, ob die Notlüge unbedingt ein Unrecht ist. Ja wir müssen fragen, ob wir nicht geradezu ein Recht zur Notlüge haben können.

Sogar Schopenhauer und jüngst Dr. Rée in seinen zum Nachdenken anregenden Wanderungen auf dem Gebiete der Ethik haben dieses unser Recht zur Notlüge philosophisch beweisen wollen. Schopenhauer nennt die Lehre von der Notlüge einen elenden Flecken auf dem Kleide einer armseligen Moral[3]) und behauptet[4]): Der Mensch hat das Recht zu lügen, 1) in allen Fällen, wo er das Recht hat, Gewalt gegen andere zu gebrauchen und 2) in jedem Fall, wo unbefugte Fragen an ihn gerichtet werden, die dabei so beschaffen sind, daß er ebensowohl durch Ablehnen der Beantwortung, als durch das aufrichtige Erteilen der Antwort sein Interesse gefährden würde. Wie man Fußangeln und sogar Selbstschüsse zum eignen Schutze legen darf, so darf man nach Schopenhauer das eigne Wohl gegen unbefugte Uebergriffe auch mit Lügen umzäunen.

[1]) Fichtes Leben Bd. 1. S. 18.
[2]) W. Bd. 4. S. 202.
[3]) Fichtes Leben, Bd. 1. S. 70.

[1]) Ebendaselbst, Bd. 1. S. 123.
[2]) Ebendaselbst, Bd. 1. S. 291.
[3]) Welt als Wille und Vorstellung, Bd. 1. S. 227.
[4]) Parerga und Paralipomena, Bd. 2. S. 225.

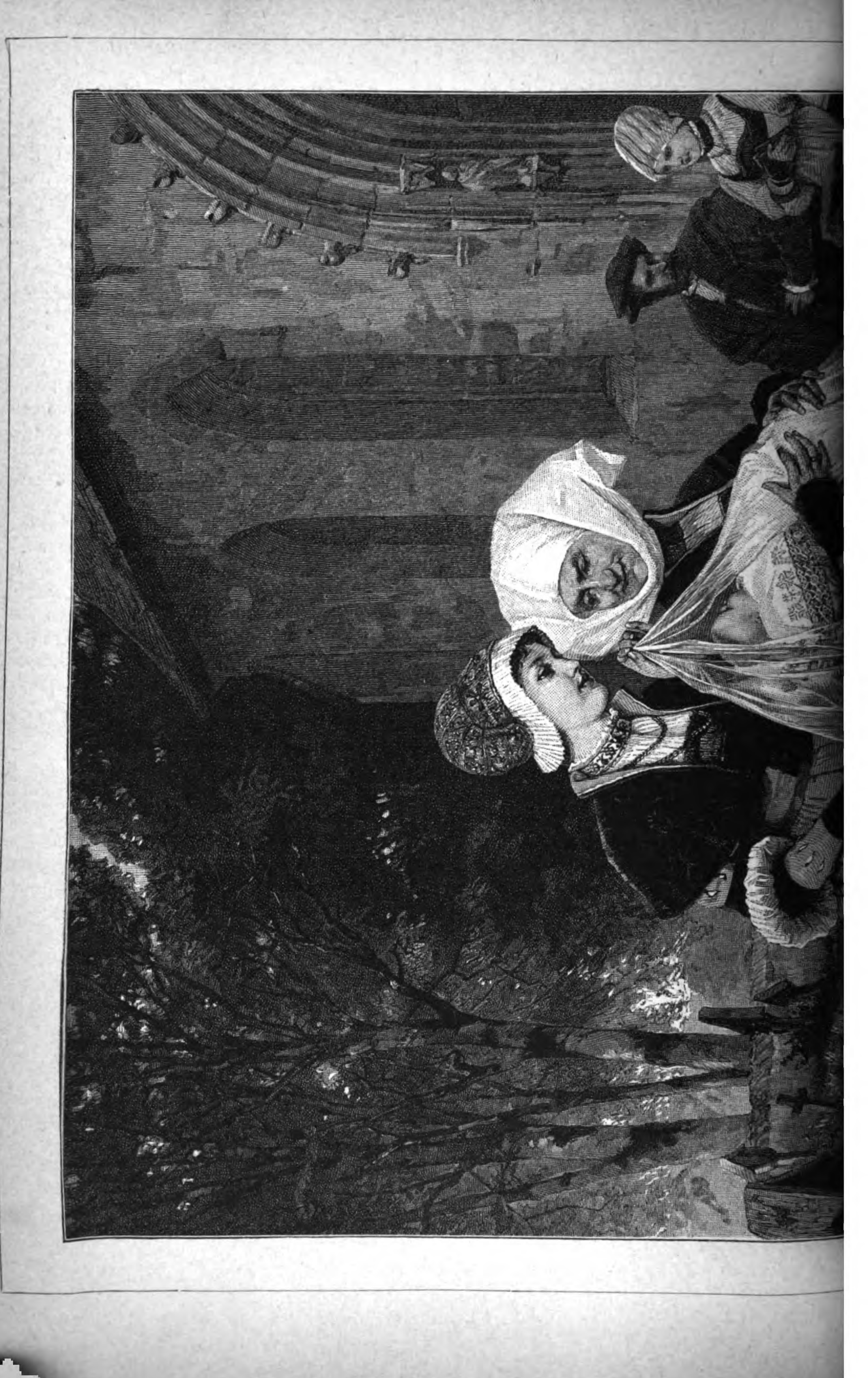
Diese Lügen aus Notwehr sind in Schopenhauers Augen kein Unrecht, sondern gerade umgekehrt, das Aufheben eines Unrechtes. Es ist der Uebergriff eines fremden Willens, der mir einen Zwang androht, von dem ich mich nur durch eine Lüge befreien kann. Jeder ist nun Herr seines Willens und meist nur aus unreinen Motiven wird einer von mir etwas zu erfragen trachten, was ich ihm vorenthalten will. Diese Uebergriffe des fremden Willens auf meinen Willen sind gerade das sittliche Unrecht des anderen und wenn ich durch eine Lüge diesen beabsichtigten Uebergriff aufhebe, so schaffe ich damit das moralische Unrecht eines anderen aus der Welt. Dies zu thun, habe ich nicht nur ein Recht, sondern ich bin sogar dazu verpflichtet.

Diese Rechtfertigung der Lüge durch Schopenhauer ist nicht erschöpfend, abgesehen davon, daß sie sich auf eine Lehre über den Willen stützt von zweifelhafter Richtigkeit.

Im sittlichen Verbande der Menschheit stehen keineswegs die Personen mit ihrem Einzelwillen isoliert nebeneinander; die Erziehung legt uns sogar die Pflicht auf, mit unserem Willen den Willen des Kindes zu beherrschen. Es braucht daher das Streben nach dieser Herrschaft über einen fremden Willen keinenfalls bloß aus unreinen Motiven hervorzugehen. Wenn ich dem Kinde oder dem Kranken durch täuschende Worte eine bevorstehende Gefahr verheimliche, so trübe ich allerdings durch meinen Willen ihre Erkenntnis, aber ich pflanze damit keinen unrechten Willen in sie, sondern vielleicht gerade den Willen, der zur Beseitigung der Gefahr der richtige ist. Jedenfalls entspringt dieser Uebergriff meines Willens aus keinen unedlen Motiven, sondern einzig aus dem reinen Wunsch, die Gefahr des Kindes oder des Kranken nicht zu vergrößern. Es ist also keineswegs solcher Willensübergriff stets ein Unrecht und noch viel weniger ist jede Notlüge nur das Aufheben solchen Uebergriffes. Und dann zuguterletzt würde Kant noch sagen können, die Aufhebung dieses Unrechts durch eine Lüge wäre nur die Aufhebung eines Unrechts durch ein anderes. Daß wir ein Recht auf das Unrecht haben, sei aber von Schopenhauer nicht bewiesen. Wir müßten Kant darin beistimmen und können dem Schopenhauer weiter nichts nachrühmen, als daß er die Fälle, in denen die Notlüge erlaubt sein soll, etwas genauer bestimmte.

Sehen wir, ob Dr. Rée mehr erreicht hat. Dr. Rée geht davon aus[1]), alles was wir wissen, für unser Eigentum zu erklären, und demgemäß betrachtet er denjenigen, der durch unbefugtes Fragen und Spionieren in dieses unser Wissenseigentum einzubringen sucht, wie einen Dieb, der von unserem Vorrat nehmen will. So gut ich nun ein Recht habe, diesen Dieb von meinem Besitz zu jagen, so gut auch soll ich das Recht haben, dem unbefugten Frager mein Wissensgeheimnis selbst durch eine Lüge zu verbergen. Dieser Nachweis des Rechtes für eine bestimmte Sorte von Notlügen, für die nämlich, die bezwecken, uns ein berechtigtes Geheimnis zu bewahren, soll freilich auch nach Dr. Rées Meinung nicht die Frage nach dem Rechte aller anderen Sorten von Notlügen erschöpfen; aber selbst zu der Beschränkung hinkt der Nachweis. Wenn ein Dieb mit meinem Geldbeutel davonläuft, so habe ich den Geldbeutel nicht mehr in der Tasche; lockt mir aber ein Gedankendieb das aus dem Kopfe, was ich weiß, so bleibt mir das gestohlene Wissen nichtsdestoweniger im Kopfe. Die Fälle sind so verschieden, daß nicht das Gesetz, das für den einen Fall paßt, auch ohne weiteres für den anderen gilt. Ist der Dieb im Unrecht, so ist es doch darum noch derjenige nicht, der wissen will, was ich weiß. Und treibt ihn dazu ein ungerechter Grund, so ist doch damit noch mir nicht als Recht zuerkannt, alles, was diesem Unrecht entgegentritt, thun zu dürfen. Die Lüge als solchen erlaubten Schutz gegen den Geheimnisdieb zu betrachten, das hieße nach Kant wieder ein Unrecht mit dem anderen bekämpfen. Man könnte sagen, hinter Dr. Rées und Schopenhauers Rechtfertigung der Lüge lauere der Grundsatz: daß ein guter Zweck die Mittel heiligt. Bei ihren Erwägungen ist zu sehr nur an die Notlügen gedacht, die wir aus Notwehr sagen, gegen fremde Uebergriffe in unser persönliches Recht. Die Menschen leben aber der guten Meinung, Notlügen nicht nur zu ihrem Heil zu sagen, sondern oft zum Heile anderer. So stehen wir nun also: wir finden in uns den Grundsatz der Wahrheit, das Leben führt uns Fälle vor, bei denen wir glauben, den Grundsatz der Wahrheit verlassen zu müssen, versuchen wir aber bei solchen Fällen ein Recht zur Lüge zu beweisen, so geraten wir in theoretische Irrtümer und Widersprüche gegen anerkannte sittliche Grundsätze. Was anfangen

[1]) a. a. O. S. 181 und 195.





Nach der Taufe. Von Robert Beyschlag.

bei diesem Widerspruch zwischen Thun und Grundsatz?

Mirza Schaffy sagt:

„Höre was der Volksmund spricht:
Wer die Wahrheit liebt, der muß
Schon sein Pferd am Zügel haben —
Wer die Wahrheit denkt, der muß
Schon den Fuß im Bügel haben —
Wer die Wahrheit spricht, der muß
Statt der Arme Flügel haben!
Und doch singt Mirza Schaffy:
Wer da lügt, muß Prügel haben!“

Können wir Menschen denn wirklich weiter nichts thun, als lügen, wenn's sein muß, und doch alles Lügen tadeln, weil es nicht sein soll? — Fast scheint es so. Bei allen einzelnen Fällen der Notlüge, die wir erdenken mögen, ist für und wider sie ohne Schluß gesprochen. Hat derjenige recht, der behauptet, die konventionellen Lügen der Höflichkeit seien schadlos, weil sie niemand für Wahrheit halte, so gilt das gewiß für viele. Unterzeichne ich gehorsamster Diener, so baut doch keiner auf diesen unterzeichneten Dienstgehorsam. Anderseits aber haben diese bekannten konventionellen Lügen keineswegs so bestimmte Grenzen, daß niemals ein Mensch durch sie getäuscht würde. Im Gegenteil belügt der gesellige Schein gar viele; wir Deutschen denken über ihn anders als die Franzosen, und anders als wir beide denkt der Engländer. Die konventionelle Lüge ist also keineswegs so leichthin zu erlauben, weil sie nicht täuscht. Es hat also auch ihre Verwerfung etwas für sich. — Der eine sagt, einem Kinde, das mich nicht ganz versteht, darf ich eine Lüge sagen, damit es schweigt; der Gegner behauptet, ein Kind, das gehorsam ist, schweigt, wenn du auf seine Frage ohne Lüge zum Kinde sagst: das verstehst du nicht. Der eine sagt: einem Kranken darf ich durch eine Lüge seine Gefahr oder eine schmerzliche Nachricht verhehlen, aus Furcht, der Schreck möge ihm tödlich sein, und der Gegner meint, ein Kranker, der die Wahrheit scheue, sei sterbenswert, oder es sei nur unsere verkehrte Meinung, daß ihm die Wahrheit schaden könnte.

Der eine nennt es erlaubt, einen Unschuldigen durch eine Lüge von einer Gefahr zu befreien, der Gegner behauptet: man könne nicht wissen, ob es nicht ohne Lüge auch gegangen wäre und jedenfalls macht er den Lügner nun mit Recht für alle schlimmen Folgen verantwortlich.

Gibt es keine Lösung dieser Gegensätze? Aus allem Gewirre der Meinungen geht nur so viel hervor, daß wir alle uns zur Wahrheit verpflichtet glauben und doch der Notlügen nicht entbehren können. Warum aber dann den beschränkten Gebrauch nicht lieber geradezu erlauben wollen?

Kant will dies nicht zugeben, weil durch solche gelegentlich erlaubte Lügen das allgemeine Vertrauen erschüttert wird. Dem widerspricht das ganze Leben. Die Menschen haben schon viel aus Not und ohne Not gelogen und doch vertrauen sie einander noch immer genug, um miteinander verkehren zu können. Die Erfahrung also widerlegt jene Befürchtung Kants. Ein anderes ist es mit unserer Menschenwürde, die uns die Unwahrheit verbietet. Es gibt allerdings keine Moral, die behauptet: die Lüge ist Tugend und Wahrheit Laster. Der Mensch fühlt sich nur zur Wahrheit sittlich verpflichtet und die meisten Lügen sind im Grunde nur Notlügen. Kant hat das große Verdienst, darauf hingewiesen zu haben, daß unser Inneres der Wahrheit zustrebt. Aber es ist eine Einseitigkeit Kants, wenn er thut, als hätte der Mensch nur diese eine Verpflichtung zur Wahrheit in sich. Ein Mensch, der gemütlos genug wäre, einem Sterbenden eine Schreckensnachricht mitzuteilen aus Wahrheitsgefühl, der würde einen Gefühlsmangel an den Tag legen. Und das Mitgefühl für Freude und Leid unserer Nebenmenschen bildet auch einen Teil unserer Menschenwürde.

Das eben ist es, der Mensch ist gebunden durch verschiedene Pflichten, die in Kollision geraten können. In solchen Fällen gilt es dem Befehl der höheren Pflichten zu folgen. Dies behauptete auch Frau von Staël gegen Kant. (de l'Allemagne): „Kant prétend, qu'il ne faut jamais se permettre, dans aucune circonstance particulière, ce qui ne saurait être admis comme loi générale; mais dans cette occasion il oublie qu'on pourrait faire une loi générale de ne sacrifier la vérité qu'à une autre vertu.“ —

Allein das ist ebenso leicht gesagt, wie schwer gethan, weil wir keinen Kodex haben, der uns sagt, was höhere Pflichten sind. Man hat versucht, die Erlaubnis zur Lüge durch Regeln einzudämmen. Benjamin Constant sagte, nur dem seien wir Wahrheit schuldig, der ein Recht auf Wahrheit habe. Aber wer hat denn ein Recht auf Wahrheit und wer hat keins?

Ein Franzose Barni, der den Kant über-

setzte, meint[1]), nur dann sei mir die Lüge erlaubt, wenn ich keinen Nutzen von ihr ziehe. Das reicht nicht aus, wir erlauben uns eine Lüge, die uns aus einer Gefahr befreit, in die wir ohne unsere Schuld geraten, z. B. wenn ich mich durch eine Lüge aus den Händen eines Mörders befreien kann. Und in der Praxis dürfte wohl die Frage, wann ich um eines anderen willen und wann ich um meinetwillen lüge, nicht allemal so klar und offen zu beantworten sein. Die Menschen lügen oft nur um ihrer Bequemlichkeit willen und reden sich ein, es geschehe allein zum Besten anderer.

So müssen wir also im Hinblick auf das Leben gestehen, daß es unmöglich ist, das Lügen unbedingt zu verbieten oder die Erlaubnis zum Lügen in untrüglich feste Regeln zu bringen. Aber doch behaupten wir, durch diesen Einklang mit dem Leben keineswegs allen sittlichen Halt im Prinzip verloren zu haben. — Wir sollen wahr sein und streben nach Wahrheit aus innerem sittlichen Pflichtgefühl; nur können wir bei der Unvollkommenheit unserer Zustände das Ziel nicht immer erreichen. Wir wenden auch auf die Wahrheit den alten Satz an: keine Regel ohne Ausnahme, aber wir hüten uns wohl, die Ausnahmen zur Regel zu machen.

Wir sagen nicht: lüge, so oft du magst, sondern: weiche von der Wahrheit ab nur in dringendster Not. Nur das erste wäre die Regel einer laxen Moral; das letzte ist die Regel, die mit dem Gesetz der Sittlichkeit und dem Leben harmoniert. Denn daß eine Not zum lügen eintreten kann, das kann nur der leugnen, der blind ist gegen die Kollisionen der Pflichten im Menschenleben. — Das Gesetz unserer Sittlichkeit verbietet uns auch, einen Menschen zu töten und doch sollen wir auf Gebot des Staates oder des Vaterlandes in den Krieg ziehen und womöglich Tausende töten. Wir nennen zwar die Vorschrift der Mennoniten, die ihnen verbietet, am Kriege teilzunehmen, eine sittlich reine, und der Staat anerkennt sie insoweit, daß er den Mennoniten erlaubt, sich durch eine Abgabe von ihrer staatlichen Verpflichtung loszukaufen; — aber wir müssen doch bekennen, daß es in der Welt noch nicht so aussieht, als möchten alle Menschen die mennonistische Enthaltung vom Kriegswerke zur sittlichen Pflicht erheben. Vielmehr wird noch überall die Bravour des Kriegers gefeiert. Es ist nun eine Unnatur der unbedingten Feinde der Notlüge, wenn sie mit Begeisterung vom Kampfe für's Vaterland reden, bei dem es ohne Totschlag nicht abgeht. Es ist noch unnatürlicher, wenn religiöse Seelen die Notlüge unbedingt verdammen, und es ganz in sittlicher Ordnung finden, daß ein Scharfrichter auf Befehl des Staates mit kaltem Blute einem Menschen das Leben nehmen kann. Die Empfindung oder vielmehr die Empfindungslosigkeit des Scharfrichters ist sicherlich unsittlicher, als die Empfindung einer Frau, die ihren dummdreist fragenden Nachbarn eine Lüge sagt, um die Liederlichkeit ihres Mannes zu verbergen. Wir glauben sogar, daß die Zeit kommen muß, wo es unmöglich ist, ein Todesurteil zu vollstrecken, weil sich kein Mensch mehr findet, der roh genug ist, Henker zu sein. Wir hoffen ähnliches auch vom Kriege, denn auch das Kriegführen bleibt immer ein rohes Handwerk, und einem wahrhaft sittlichen Menschen muß es schwer fallen, in der Schlacht die erste Kugel in das Herz des Feindes zu schicken. Aber doch ist es anders mit dem Kriege als beim Töten des Henkers. Der Krieger setzt doch sein eignes Leben aufs Spiel und kämpft um höhere Güter, zu deren Verteidigung leider die wahrhaft in sich edlen Mittel nicht immer kräftig genug sind. In unserer Welt gibt es leider oft gegen Gewalt kein anderes Mittel als Gewalt. Ueberzeugt, daß diese Kollisionen mit steigender Civilisation seltener werden, können wir noch nicht ihr Vorhandensein schon jetzt in Abrede stellen. So gut nun das Wohl des Vaterlandes von uns den Kampf um dasselbe fordert, und die Erfüllung dieser höheren Pflicht die Verletzung des sittlichen Verbotes zu töten nach sich zieht, so gut auch können höhere Pflichten uns zur Notlüge führen. So gut aber trotz des Krieges das Gesetz fortbesteht, das uns gebietet, das Leben unseres Mitmenschen heilig zu achten, so gut auch besteht trotz der Notlügen die Verpflichtung zur Wahrheit. Die Ausnahme stürzt die Regel nicht, vielmehr sucht die Regel beständig die Zahl der Ausnahmen einzuschränken.

Können wir bei den so überaus mannigfaltigen Rücksichten, die sich im gewöhnlichen Leben kreuzen, für die Zulassung der Ausnahmen keine bis ins einzelste leitende feste Regel finden, so lassen sich doch einige allgemeine Gesichtspunkte angeben, unter denen die Lüge aufhört unsittlich zu sein.

[1]) Doctrine de la vertu. Analyse critique LXXX.

Wir werden zu diesem Ende unter den Lügen, diejenigen, die im Dienste des Unrechts stehen, von denen unterscheiden müssen, die im Dienste edler Empfindungen sind.

Ueber erstere werden alle sittlichen Menschen gleicher Meinung sein. Alles Unrecht, was die Menschen thun, entspringt aus Selbstsucht. Mag sich diese nun in Eitelkeit, Herrschsucht, Gewinnsucht oder anderen lasterhaften Richtungen äußern, immer wird die Selbstsucht die gegründeten Rechtsansprüche anderer verletzen. Darin besteht ihr sittliches Unrecht. Jede Lüge daher, die im Dienste solcher Selbstsucht steht, ist unbedingt zu verwerfen.

Aber es gibt andere Lügen, die aus edlerem Streben hervorgehen. Wir sagen dem Kranken, dem Kinde eine Lüge um ihres Besten willen. Wir befreien uns durch eine Lüge von dem Mörder, um uns für die bessere Menschheit und für unsere Familie zu erhalten. Eine Lüge, die aus solcher Gesinnung hervorgeht, könnte unnötig und deßhalb verkehrt sein; unsittlich ist sie nicht, denn sie entspringt nicht aus unsittlicher Gesinnung. Wir können den Marquis Posa einen thörichten Schwärmer nennen, weil er meinte, durch eine Lüge seinen Freund Karlos dem von ihm gebildeten Ideal entgegenführen zu können; aber wir werden doch gestehen, daß die Lüge Posas einer edlen Gesinnung entsproß. — Wenn Desdemona lügend stirbt, indem ihre letzten Worte versuchen, von dem Mohren den Verdacht ihres Mordes abzuwälzen, so können wir diese Lüge für fruchtlos und unnötig halten, aber wir gestehen, daß in ihr eine edle Empfindung sprach.

Sagte doch selbst der fromme Jakobi, als ihn der Rigorismus der Kantischen Pflichtenlehre empörte: „Lügen würde ich wie die sterbende Desdemona, die, um ihren Gatten zu retten, sich selber des Mordes angeklagt; betrügen würde ich wie Orest, als er anstatt seines Freundes Pylades sterben wollte."

Das Leben führt uns den Anlaß zu Lügen solcher Art nicht selten entgegen; gewiß benutzen wir diesen Anlaß viel zu häufig zur Lüge, wo wir mit mutiger Wahrheit noch edler zum Ziele kämen. Aber es kommen auch Fälle genug, wo es gemütlos wäre, aus kaltem Pflichtgefühl zur Wahrheit nicht lügen zu wollen. — Mir ist eine Geschichte erzählt, die dies recht deutlich zeigt. Ein Schiff litt Schiffbruch, die Rettungsboote wurden ausgesetzt und das Schiff war schon im Sinken. Nur ein Mann irrt noch am Bord des sinkenden Schiffes, er vermißt seine Frau und will hinab in die Kajüte des sinkenden Schiffes, um sie zu suchen. Die Bekannten im Rettungsboote rufen ihn zu sich, er fragt sie nach seiner Frau. Sie wissen, daß diese allerdings noch in der Kajüte des Schiffes ist, sie wissen aber auch, daß sie nicht mehr zu retten ist, daß auch der Mann unrettbar verloren wäre, wenn er in die schon mit Wasser gefüllte Kajüte stiege, um sie zu suchen; sie erlügen deßhalb, seine Frau befinde sich schon unter den Geretteten im Boote. Im Dunkel der Nacht kann er seine Frau nicht sehen, beim Getose des Sturmes ihre Stimme nicht hören; aber er glaubt seinen Bekannten, stürzt ins Rettungsboot und findet sich gerettet ohne seine Frau. — Das war allerdings eine gewagte Lüge der Freunde. Der Mann hätte wohl aus Gram darüber, daß er nicht an die Rettung seiner Frau ging, wahnsinnig werden können. Er wäre dann seinen Freunden und Kindern zur Qual am Leben geblieben und besser wäre es dann, die Freunde hätten ihn nicht getäuscht. Aber doch wäre ihre Lüge keine sittliche Schuld. Der Wunsch, wenigstens ihn zu retten und den Vater für die Kinder zu erhalten, war für sie die sittlich natürlichste Empfindung im Augenblick dieser Aufregung. Der Trug konnte gut ausfallen; ohne Trug wären zwei Opfer von den Wellen verschlungen. Der unglückliche Ausgang hätte allerdings den Freunden zur Qual gereicht, aber sie hatten in Wirklichkeit die Freude zu sehen, daß der Vater den Schmerz überwand und zum Besten seiner Kinder fortlebte. Die Resultate unserer Handlungen stehen nicht in unserer Macht, auch gute Thaten können zu qualvollem Ausgang führen. Auf die Gesinnung kommt es an, mit der eine Handlung geschieht, eine edle Gesinnung kann auch die Lüge adeln. Nur mahnt die Erfahrung uns zur Vorsicht.

Aber wer hilft uns nun, unter solcher Kollision der Pflichten das Rechte finden? Ich weiß darauf nur eine einfache Antwort. Das eben thut das von Klugheit geleitete Gewissen, dessen Aussprüche sich niemals zu genügenden Regeln krystallisieren lassen. Da das Leben so verschiedene Ansprüche an uns macht, so kann eine höhere Pflicht uns nötigen zu lügen. Aber das hebt den Grundsatz der Wahrheit nicht auf, vielmehr treibt uns dieser beständig an, aus jenen Konflikten des Lebens soviel wie möglich ohne Lüge

jervorzugehen. Aus diesem Drängen des innen Gesetzes der Wahrheit gegen die Not der Umstände bildet sich der sittliche Fortschritt der inzelnen Menschen so gut, wie der der Menschheit. Je sittlicher die rechtlichen Bande in der Menschheit werden, um so leichter wird es den Menschen, mit siegender Wahrheit durch die Welt u gehen.

An dieser Hoffnung halten wir fest gegen Schopenhauer, der meint, die Menschheit bessere ich nie. Schopenhauer sieht [1]) hinter allem ugendsamen Außenwerk nur Lug und Trug. Ihm erscheint das ganze Leben wie eine große Maskerade, auf der sich hinter der Maske der trengen Rechtlichkeit, Höflichkeit, selbst Freundschaft, doch meistenteils nur Geldspekulanten ergen. In dieser Hinsicht behauptet er, bildeten ie Kaufleute den einzigen ehrlichen Stand, sie llein geben sich für das aus, was sie sind, für Geldspekulanten; sie gehen unmaskiert durch die roße Lebensmaskerade. Schopenhauers einziger Trost bei dieser endlosen Verstellung besteht nur arin, daß es noch Hunde gibt, in deren ehrliches Gesicht man ohne Mißtrauen schauen ann.

Sollen nun auch wir so schlimm vom Leben enken! Oder sollen wir vielmehr mit Börne [2]) agen, die Menschen seien über ihren wechselseitigen Verkehr jetzt so aufgeklärt, daß sie sich nander nicht mehr täuschen können und es sich aher zu lügen gar nicht mehr verlohne?

Wir wollen weder das eine noch das andere agen. Wir wollen behaupten, daß es Fälle eben kann, in denen eine höhere Pflicht uns ebietet, eine Unwahrheit zu sagen. Wir behaupten sogar, daß es Fälle gibt, in denen, wie es bei Posa, bei Desdemona der Fall war, ie Lüge das Zeichen einer edlen Regung und Gesinnung ist. Aber wir halten zugleich den Grundsatz der Wahrheit aufrecht und fordern, daß dieser beständig daran arbeite, die erlaubten Fälle zur Notlüge einzuschränken. Wir behaupten, daß alle Regeln über diese Fälle nicht ausreichen können und stets im Gewissen ihre Ergänzung suchen müssen. Wir glauben ferner und hoffen, daß im Fortschritt der Menschheit auch diese Kollisionen der Wahrheit seltener werden und wissen aus Erfahrung, daß viel ohne Not gelogen wird und daß die wenigsten Menschen die volle Kraft der Wahrheit kennen und zu schätzen wissen.

[1]) Parerga und Paralipomena, Band 2, S. 177.

[2]) Gesammelte Schriften, T. 6. S. 60.

Ueber Blutverluste.

Von

Prof. Dr. J. N. Ritter von Nußbaum.

Das Blut ist die wichtigste Flüssigkeit in unserem Körper. Dasselbe belebt und ernährt alle Organe und Gewebe, das Gehirn und Rückenmark, die Lungen, die Leber, das Herz, die Nieren, die Haut, die Knochen und die Muskeln, mit einem Worte: unser ganzer Körper wird vom Blute ernährt und funktionsfähig gemacht.

Der 13. Teil des Körpergewichtes ist ungefähr Blut. Ein Mensch, der also 130 k wiegt, dürfte 10 k Blut besitzen.

Das ist natürlich nur eine mittlere Annahme, denn es gibt blutreiche und blutarme Menschen.

Das Blut ist keine rote Flüssigkeit, sondern eine hellgelbliche wässerige, in welcher aber ungefähr 250000 Millionen rote Blutkörperchen und vielleicht 50000 Millionen weiße Blutkörperchen herumschwimmen. Die roten Blutkörperchen, welche bei einer 800fachen Vergrößerung im Mikroskope ungefähr so — gesehen werden, geben eben dem Blute das rote Aussehen. Die weißen Blutkörperchen sind etwa dreimal größer.

Die roten Blutkörperchen sind ganz besonders wichtig, weil sie es sind, die aus der eingeatmeten Luft den Sauerstoff aufnehmen.

Das Blut führt nämlich alles mit sich, was unsere Organe und Gewebe zum Leben und zur Funktionsfähigkeit bedürfen.

Das Herz treibt das Blut in die Lungen und dort wird dasselbe durch Aufnahme des eingeatmeten Sauerstoffes hellrot gemacht.

Der Sauerstoff der täglich eingeatmeten 9000 l Luft nun sowohl als auch der Saft aus unserer Nahrung, welcher im Darme vom Speisebrei extrahiert wird, werden vom Blute in Röhren, welche wir Pulsadern nennen (weil sie das Pulsieren des Herzens fühlen lassen), zu allen Organen gebracht. Wie ein Pumpwerk treibt das Herz das hellrote ernährende Blut in pul-



sierenden Adern zu allen Organen. Dort lösen sich diese Pulsadern zu ganz feinen Aestchen, ja zu Haargefäßchen auf und von diesen feinen Gefäßchen wird die Ernährung vermittelt. Hier geschieht der Austausch der Stoffe, der Sauerstoff und alles nötige Material wird vom Blute abgegeben, und das verlebte, unbrauchbar gewordene wird in das Blut zurück aufgenommen. Dadurch geschieht es, daß das sauerstoffreiche Blut, welches hellrot zu den Organen hinläuft, dunkel und sauerstoffarm zurückkommt. Die kleinen Aestchen sammeln sich wieder zu größeren Stämmen und laufen als Venen mit ihrem unbrauchbar gewordenen, verlebten Blute wieder zum Herzen zurück, um aufs neue wieder Sauerstoff und Nahrung zu holen. Dieser Kreislauf findet ungefähr in einer Minute 2—3 mal statt. Bei Blutverlusten ist es daher zu unterscheiden, ob wir hellrotes sauerstoffreiches Blut aus den pulsierenden Adern oder ob wir dunkles verlebtes Blut aus den nicht mehr pulsierenden zurücklaufenden Venen, oder Blut aus den feinen Gefäßchen der Gewebe verlieren. Wir erkennen diese drei Arten der Blutverluste auf den ersten Blick.

Eine Blutung aus den Pulsadern spritzt mit Intervallen in großen Bogen rhythmisch wie der Puls und hellrot heraus; eine Blutung aus den Venen, welche also das zum Leben unbrauchbar gewordene Blut wieder zum Herzen zurückführen, läuft kontinuierlich wie ein Brunnen und dunkelrot heraus; eine Blutung aus den feinen Gefäßchen der Organe und Gewebe rieselt aber aus vielen Punkten wie durch ein Sieb heraus.

Je schneller das Blut verloren geht, desto tiefer wird der Eindruck des Verlustes auf unseren Organismus.

Wenn wir 1 k Blut in wenigen Minuten verlieren, so werden wir wahrscheinlich bewußtlos und ohnmächtig, wenn wir aber die gleiche Quantität in acht Tagen verlieren, so wird der Eindruck auf unser Allgemeinbefinden kein großer sein. Deshalb sehen wir oft in Krankheitszuständen langsam Unmassen von Blut verlieren und doch besteht das Leben fort.

Nicht jeder Blutverlust schädigt die Gesundheit. Es gibt, wie Sie wissen, regelmäßige Blutverluste, die geradezu zur Gesundheit nötig sind und nur schaden, wenn sie zu arg werden, ja auch unregelmäßige Blutverluste werden von unserer Natur oft zu unserem größten Vorteil eingeleitet. Es gibt Leute, welche, wenn sie nicht hie und da aus der Nase oder aus dem Darme Blut verlieren, die erschreckendsten Symptome in den Augen, in den Ohren, im Kopfe, in der Brust oder im Unterleibe verspüren.

Das bleiben aber immer große Ausnahmen. Im Durchschnitte sind alle abnormen Blutverluste sehr schädlich und bringen ein frühes Alter und eine Minderung der Leistungsfähigkeit und wenn nicht deutliches Wohlbefinden auf den Blutverlust erfolgt, so dürfen wir immer annehmen, daß uns derselbe schadet und dürfen uns mühen, denselben zu vermeiden.

Es gibt zwar sogar Fälle, wo wir Aerzte künstlich Blutverlust herbeiführen. Bei großer Entzündung, wenn wegen Blutüberfüllung und Spannung ein verletztes Glied in der Gefahr steht, durch Anschoppung und Stillstand des Blutes brandig zu werden, da kann eine Blutentziehung das Glied und oft mit dem Gliede auch das Leben retten. Wir setzen in der Nachbarschaft Blutegel oder Schröpfköpfe, wodurch der Abfluß des Blutes beschleunigt wird, wir spalten manchen festgespannten durchschossenen Fuß und retten mit dieser Entspannung und Blutentziehung das verletzte Glied.

Bei hochgradiger Blutstauung in inneren Organen kann ein Aderlaß lebensrettend sein. Glauben Sie ja nicht, daß der Aderlaß eine Modesache war, als die Aerzte bei einer Lungenentzündung täglich dreimal 1 Pfd. Blut und mehr abzapften. Glauben Sie ja nicht, daß sich die Anschauungen der Aerzte so geändert haben. Das, was sich geändert hat, ist der Genius epidemicus, der regierende Krankheitscharakter. Würde man vor 50 Jahren bei einer heftigen Lungenentzündung kein Blut abgezapft haben, so wären gewiß viel mehr Kranke gestorben und würde man heutzutage die Entzündung noch mit Aderlässen behandeln, so würde man die traurigsten Resultate haben. Jetzt haben sogar Entzündungen den nervösen Charakter. Der herrschende Krankheitscharakter ist jetzt entschieden ein blutarmer, nervöser. Jetzt bedürfen wir anstatt Aderlässen Chinawein, Eisen, Fleischextrakt, Morphin. Seit 70—80 Jahren haben sich diese Verhältnisse gewaltig verändert. Zweifellos ist die aufgeregte überstürzte Lebensweise die Hauptursache. Die Kräfte werden zu rasch verbraucht, die Aufreizungen sind zu viel und zu groß. So herrlich die Erfindungen unseres Jahrhunderts sind, so sehr müssen sie hier angeschuldigt werden. Eisenbahn und Telegraph haben eine so rasche Kommunikation erzeugt, daß ein neuer Gedanke,

[l]cher in Amerika entsteht, schon in wenigen [St]unden die ganze Welt durchläuft, während [ma]n sonst nach einem halben Jahre kaum davon [et]was erfuhr. Durch diese schnelle Mitteilung [ist] die Entwickelung aller Wissenschaft und Kunst [ein]e sehr rasche und mächtige geworden. Das Ge[hir]n des Einzelnen kann das, was die ganze Welt [pr]oduziert, kaum mehr erfassen. Die Mittel[mä]ßigkeit versinkt, nur hervorragende Köpfe [br]ingen es zu etwas. Denken Sie zurück: wie [ma]n vor hundert Jahren zu subalternen Beamten [Le]ute wählte, welche nur einfach lesen, schreiben [un]d rechnen konnten. Man sagte: dieser Mann [ist] sehr geschickt, er liest Geschriebenes und Ge[dr]ucktes, schreibt schön und rechnet gut. Jetzt [ha]ben Hunderte das Gymnasium durchgemacht, [ha]ben Lateinisch, Griechisch und Französisch ge[le]rnt, Geographie und Mathematik studiert und [w]arten zu Hunderten auf eine ganz untergeord[ne]te Stellung. Schon das Kind muß deshalb [üb]eranstrengt werden, wenn es gut fortkommen [so]ll. Daher beginnt die Ueberreizung schon [be]im Kinde.

Es ist bekannt, daß das Denken und Studieren [g]radesoviel oder noch mehr Nahrungsstoff und [vi]el mehr Zeit zur Ruhe und Erholung bedarf [al]s das starke Arbeiten. Ja ein Denker, der [ge]istig arbeitet, bedarf meist sieben Stunden [S]chlaf, wenn er ausruhen soll, während Leute, [di]e auf dem Felde oder im Walde arbeiten, mit [vi]er bis fünf Stunden Ruhe meist ganz genug [ha]ben. Es ist also klar, daß in unserer auf[re]genden Zeit, wo das Gehirn viel mehr arbeiten [m]uß als früher, auch der Stoffverbrauch ein viel [g]rößerer ist. Leute, die entschieden blutreich sind, [ko]mmen heutzutage nur als Ausnahmen vor.

Es hat sich daher die künstliche Blutent[zi]ehung auf ein Minimum beschränkt. Im [G]egenteil ist bei uns Aerzten fortwährend das [B]estreben vorhanden, das Blut zu ersparen und [w]ir haben in der allerneuesten Zeit damit ge[ra]dezu überraschende Erfolge erlebt.

Während vor ein paar Decennien noch bei [je]der Operation, namentlich bei Amputationen [u]nd Resektionen größere Quantitäten Blut ver[lo]ren gingen und die der Operation folgende [S]chwäche und oft der eintretende Tod unabweis[li]ch als Folge des Blutverlustes angesehen werden [m]ußte, haben wir jetzt gelernt, einen Fuß oder [ei]nen Arm abzunehmen oder einen Knochen [h]erauszusägen und zu meißeln, ohne daß oft ein [e]inziger Tropfen Blut den weiß bedeckten Tisch befleckt. Das sogen. Esmarchsche Verfahren, welches darin besteht, daß einige Minuten vor der Amputation das zu amputierende Glied senkrecht in die Höhe gehalten und dann von der Peripherie gegen das Centrum hin mit Kautschukbinden eingewickelt wird, wodurch natürlich das Blut alles gegen den Leib herabsinkt und das erhobene Glied blutleer wird. Oberhalb der Amputationsgrenze wird dann ein elastischer Schlauch oder ein elastisches Band herumgeschnürt, so daß nach Abnahme der Kautschukbinde während der Amputation kein Tropfen Blut verloren geht. Werden nach der Amputation die Hauptgefäße zugebunden und auf die Wunde ein komprimierender Verband gelegt, bevor der abschnürende Schlauch gelöst wird, so geht in der That oft nicht ein Tropfen Blut verloren und während der Heilzeit macht sich dies durch ein ganz ungestörtes Wohlbefinden sehr bemerklich. Der früher beobachtete Schwächezustand wird nie mehr gesehen.

Die bei weitem größten Blutverluste, die wir heutzutage beobachten, sind krankhafte Blutungen und schwere Verwundungen. In Krankheitszuständen, wie Typhus, bei Blattern, bei Scharlach kommen Blutungen in der Nase oder im Darme vor, deren Stillung oft außerordentlich schwierig ist.

Während sonst das Nasenbluten bald bekämpft wird, wenn man kalte Umschläge auf Stirne und Nase macht, kaltes Wasser aufschnupft, ein Glas kalte Limonade trinken läßt, Füße und Hände wärmt, so gelingt in dieser Krankheit die Blutstillung oft nur durch eine quälende Manipulation, indem man den Raum zwischen Mund und Nase mit Hilfe eines eingeführten Instrumentes fest verstopft.

Es fehlt eben in dieser Krankheit oft die Gerinnungsfähigkeit des Blutes und die Kontraktionsfähigkeit der geborstenen Gefäße. Es gibt überhaupt einzelne Menschen, bei welchen auch im gesunden Zustand, ohne Typhus und Scharlach &c. das Blut nicht gerinnt und die verletzten Adern sich nicht kontrahieren wollen. Es sind dies sogen. Bluterfamilien. Eine ziemlich schlimme Familienerbschaft, welche gewöhnlich eine Generation überspringt und vom Vater nicht auf den Sohn, sondern auf den Enkel übergeht. Leute aus solchen Bluterfamilien können sich an einem Blutegelstich, aus der Wunde eines ausgezogenen Zahnes, aus einem kleinen Schnitte im Finger verbluten.

Es ist mir als Operateur schon manchmal vorgekommen, daß ich solchen Personen Operationen machen mußte, ohne von ihrer Blutereigenschaft etwas zu wissen. Kleine Operationen hatten in solchen Fällen Blutung zur Folge, deren Stillung geradezu aufreibend war. In einigen Fällen blieb, um das Leben zu retten, nichts übrig, als ein paar Tage und Nächte unausgesetzt bei dem Patienten zu bleiben und die kleine Wunde mit den Fingern zuzuhalten.

Von den Verletzungen sind es namentlich die Schnitt- und Hiebwunden, welche stark bluten, Stichwunden lassen manchmal keinen so großen Verlust zustande kommen, weil sich nach Hinwegnahme des flachen Dolches oder Degens vielleicht die Fleischteile günstig übereinander verschieben, und so die Wunde mehr oder weniger verschließen. Bei Rißwunden und Quetschwunden sind die Blutverluste selten groß, weil sich zerrissene und gequetschte Gefäße gerne zusammenziehen und nicht klaffen, wie durchschnittene. Je schärfer ein Messer schneidet, desto weiter klafft das durchschnittene Gefäß, desto größer wird der Blutverlust; namentlich verlängert sich seine Dauer. Ein kleiner Schnitt, mit dem Rasiermesser gemacht, und das Bluten will gar nicht mehr aufhören, während ein tiefer Schnitt, mit einem schlecht schneidenden Taschenmesser gemacht, nur ganz kurze Zeit blutet, weil letztere Wunde fast einer gerissenen ähnelt. Wir Chirurgen haben von dieser Erfahrung profitiert und benützen bei sehr riskierten Operationen, wenn wir z. B. eine gefäßreiche Geschwulst aus dem Rachen herausnehmen, oder an einer Stelle operieren sollen, wo wir kaum mit den Fingern beikommen können, um mit einem Faden das blutende Gefäß zuschnüren zu können, mit Vorliebe recht schlecht schneidende Messer und Scheeren, weil wir die Erfahrung gemacht haben, daß die Blutung dann recht gering ausfällt. Dort, wo man mit den Händen und Fingern gut beikommen kann, wird der Arzt jeder Blutung Herr, aber gewöhnlich ist eben kein Arzt in Bereitschaft, wenn Adern aufspringen oder schwere Verletzungen bei Unglücksfällen oder bei Raufereien Blutungen hervorrufen. Manche Leute wissen sich in solchen Situationen gar nicht zu helfen, thun sogar gerade das, was recht unpassend ist, weshalb ich heute besonders gerne davon spreche. Die Hilfe, die man bei großen Blutverlusten bringen soll, ist eine zweifache:

1) Soll man das Fortbluten verhindern und 2) soll man den durch Blutverlust geschwächten Körper restaurieren? Von diesen beiden Hilfen ist eine so wichtig wie die andere. Ein ganz kleiner Kunstgriff kann vielleicht das fliehende Leben erhalten. Bei großen Blutverlusten fallen die Menschen schwindelig zusammen, Gesicht und Lippen erblassen, Augen und Ohren versagen ihren Dienst und gewöhnlich verlieren die Blutenden, nachdem sie ein paar Mal tief geseufzt und gegähnt haben, das Bewußtsein ganz. Es dauert dann auch nicht mehr lange, so ist der Puls nicht mehr fühlbar, bleibt die Respiration aus und werden das Gesicht, die Arme und Füße mit kaltem klebrigem Schweiß bedeckt. Jeder Teil des Körpers, der gar kein Blut mehr bekommt, versagt seinen Dienst, wird lahm. Wenn man einem Tier jene große Blutader zubindet, welche vom Herzen nach der unteren Körperhälfte geschickt wird, so wird die untere Körperhälfte sofort gelähmt.

Werden aber Organe, die zur Forterhaltung des Lebens unbedingt nötig sind, nicht mehr genügend mit Blut versorgt, so hören selbe zu funktionieren auf, und es tritt der Tod ein.

Wird daher so viel Blut verloren, daß sogar die wichtigsten Teile, das Herz und das verlängerte Mark, nicht mehr genügend mit Blut versorgt werden, so tritt sofort der Tod ein. Es ist höchst interessant, daß die gütige Natur fast bei jeder ernsten Erkrankung auch schon gleich wieder das beste und wirksamste Heilmittel mit herschenkt. Denken wir nach, was einem, der sich verblutet, alles passiert, so müssen wir sagen, etwas Besseres könnte für den ersten Moment der gelehrteste Arzt nicht anordnen.

Betrachten wir z. B. jemanden, der sich beim Schnitzen eines Holzes durch Abgleiten des Messers die große Armpulsader abschneidet, sehr viel Blut verliert, niemand zu Hilfe rufen kann und ohnmächtig zusammenstürzt.

Der Verunglückte ist offenbar in größter Gefahr sich zu verbluten und zu sterben, weil die wichtigsten Teile seines Organismus, das verlängerte Mark und das Herz nicht mehr genug Blut erhalten. Allein vielleicht rettet ihn der Zustand, in welchen er jetzt geraten ist?

Soll er gerettet werden, so muß zu den wichtigsten Teilen, zum verlängerten Mark und zum Herzen wieder Blut geschafft werden, und muß die profuse Blutung am Arme gehemmt werden.

Beides hat vielleicht die gütige Natur aus-

geführt: durch das Niederstürzen bekam das verlängerte Mark wieder mehr Blut, weil es in eine tiefe Lage gebracht wurde, wohin einfach nach dem Gesetze der Schwere Blut hinlief, während bei aufrechter Stellung ein geschwächtes Herz das Blut nicht mehr bis zum Hals, und Kopf hinauftreibt; ferner wurde durch den Blutverlust das Herz so schwach, daß das Blut nicht mehr bis zu der vom Herzen weit entfernten durchschnittenen Armpulsader getrieben wurde. Sie sehen, daß im unglücklichen Vorgange selbst schon wieder ein Heilmittel liegt. Die beiden wichtigsten Punkte sind glücklich getroffen. Das Niederstürzen brachte das verlängerte Mark in eine tiefe Stellung, so daß wieder Blut hinfloß; die durch den Blutverlust eingetretene Herzschwäche half die Blutung stillen, weil das schwache Herz das Blut nicht mehr bis zur Wunde trieb.

Dauert es nicht gar zu lange, bis ärztliche Hilfe kommt, so kann der Verunglückte dadurch gerettet werden.

Für den ersten Moment hätte der beste Arzt nichts anderes gethan, als den ohnmächtig werdenden Verletzten mit dem Kopfe recht tief gelegt. Es gibt daher gar nichts Unpassenderes und Schädlicheres als wenn man Leute, die wegen Ohnmacht, wegen Blutarmut des Gehirns umsinken, gleich wieder aufrichten und in die Höhe reißen will, was man leider so häufig sieht. Die tief horizontale Lage ist das beste, was man einem solchen Kranken geben kann.

Wir Aerzte haben diese Hilfen der Natur abgelauscht und legen jeden ohnmächtigen Blutarmen mit dem Kopfe recht tief. Auch den Wert der Herzschwächen wissen die Aerzte zu schätzen. Bei Blutungen, die recht schwierig zu stillen sind, weil sie vielleicht an schwer zugänglichen Plätzen sind, haben die Aerzte oft schon einen Aderlaß als letztes Hilfsmittel und mit Erfolg versucht, um so durch rasche Schwächung des Herzens die Blutstillung zu begünstigen.

Bei Operationen machen wir fast täglich die Erfahrung, daß Schwächung der Herzthätigkeit die Blutung sehr vermindert.

Das Chloroform nämlich hat, wie auf alle Muskeln, so auch auf den Herzmuskel, eine sehr schwächende Wirkung, der Herzschlag wird viel kraftloser. Es wird daher das Herzpumpwerk, welches das Blut zu den Pulsadern hinaustreibt, viel weniger wirksam und die bei Operationen durchschnittenen Adern, welche ohne Chloroformanwendung das Blut in forciertem Strahle 6—8 Schuh hoch hinausspritzen, bluten bei Chloroformanwendung sehr mäßig; kaum 1—2 Schuh hoch spritzt das Blut in schwachem Strahle hervor. Es ist die dadurch gewonnene Bluterspamis ein Hauptwert der Chloroformnarkose. Wenn wir auch bei Operationen an Armen und Füßen durch das heute bereits angeführte Verfahren der Blutleerenmethode das Bluten verhindern, so gibt es ja viele Operationen an Kopf, Hals, an der Brust und dem Leibe, wo diese elastische Abschnürung des Bluts unanwendbar ist.

Auch Arzneimittel verschiedener Art geben die Aerzte bei Blutungen, um die Herzthätigkeit zu schwächen. Sie sehen also, daß im unglücklichen Vorgange selbst die allerbesten Mittel zur Rettung angedeutet sind.

Auch bei anderen Erkrankungen der Menschen, nicht nur beim Verbluten, sieht man, daß in der Krankheit selbst schon wieder ein Heilmittel geboten ist. Erlauben Sie mir, noch ein Beispiel anzuführen: eine tüchtige Indigestion. Der Patient hat zu viel oder sehr Unverdauliches gegessen, und ist recht krank geworden. Er hat den Appetit ganz verloren und muß mehrmals heftig erbrechen.

Nichts Besseres kann ihm ein Arzt bieten. Das Erbrechen befördert das Unverdauliche oder zu viel Genossene rasch heraus und der verlorene Appetit macht, daß der Kranke unwillkürlich ein paar Tage strenge Diät hält, was ihm wohl sehr zu gute kommt, was er aber bei guter Eßlust kaum thun würde. Sie sehen, daß auch hier wieder in der Erkrankung schon auch das Heilmittel verborgen steckt.

In vielen Fällen bei stärkeren Blutungen reicht aber die Naturhilfe nicht aus. Wenn nicht bald fremde Hilfe kommt, ist das Leben verloren.

Der bewußtlos daliegende Kranke macht noch einige konvulsivische Bewegungen, atmet noch ein paarmal in langen Zwischenräumen und stirbt.

Langsame und länger dauernde Blutungen werden, wenn sie auch die gleiche Quantität verlieren lassen, besser ertragen, schädigen aber stets die Verdauung in hohem Grade, machen Erbrechen und bringen oft eine Schlafsucht, aus welcher man die Kranken kaum herausbringt. Schließlich bringt man ihnen auf keinem Wege mehr Nahrung bei. Durch den Mund verhin-

dert es der gänzliche Mangel an Eßlust, und die in den Darm gebrachte Nahrung wird unverdaut wieder entleert. Unter solchen Verhältnissen bedarf es keines bedeutenden Blutverlustes; er führt doch alsbald zum Tode. Bei allen Blutverlusten, seien sie akut oder chronisch, sind die zwei bereits genannten Aufgaben: Stillung der Blutung und Restauration, Wiederbelebung des geschwächten Organismus, die Hauptsache.

Für Laien ist es nun nicht wertlos zu wissen, wie man sich dabei am besten benimmt, wenn der Zufall es will, daß man Augenzeuge einer großen und lebensgefährlichen Blutung ist. In meiner Lebensstellung mache ich oft und oft die Erfahrung, daß bei solchen Unglücksfällen das Widersinnigste angewandt wird und niemand auch an das Allereinfachste, Naheliegende, was das beste wäre, denkt.

Ich sehe, wie bereits schon erwähnt, so oft, wie man Verunglückte, die dem Verbluten nahe sind und kalt und fast leblos am Boden liegen, rasch in die Höhe zieht und auf einen Stuhl setzt oder auf ein Sofa legt. Das ist eine sehr schlechte Hilfe, die dem Verunglückten das Leben kosten kann, während er vielleicht gerettet worden wäre, wenn man ihn am Boden hätte liegen lassen. Das wenige Blut, welches in seinem Körper noch war, wäre dann vielleicht doch noch genügend zum wichtigsten Organ, zum verlängerten Mark hinzulaufen, während jetzt, wo der Körper höher gelegt wurde, das verlängerte Mark blutleer wird, da die geschwächte Herzkraft nicht ausreicht, das wenige Blut bis zum Nacken hinaufzupumpen.

Ebenso unzweckmäßig und schädlich verfahren die Leute meist mit der Blutstillung. Wenn sie aus einem verwundeten Arm oder Fuß das Blut herausströmen sehen, so binden sie gewöhnlich ein dickes Tuch oder das andere [illegible]. Etwas Schädlicheres könnten sie aber nicht tun, denn trockene Tücher saugen das Blut rasch in sich und verdecken einem hinzukommenden kundigeren Helfer die Hauptursache der Gefahr. Ich habe auf diese Weise mehrere Menschen sterben sehen, die sehr leicht zu retten gewesen wären. Ich erinnere mich einer Frau, welcher am Fuße eine Krampfader aufgesprungen war. Das Loch war nicht größer als ein kleines Körnchen, aber das Blut soll im Bogen hoch heraus gespritzt sein. Die Frau war ohnmächtig zusammengesunken und ängstliche Leute hatten sie auf einen nahen Lehnstuhl gehoben und ihren blutenden Fuß mit drei oder vier Handtüchern fest zugewickelt.

Als ich, herbeigerufen, kam, war die Frau wirklich tot und da es weit von meiner Wohnung entfernt war, hätte es viel zu lange gedauert, den Apparat für eine Transfusion, für eine Bluteinspritzung, herbeizuholen. Ich machte alle möglichen Belebungsversuche, allein das Leben kehrte nicht wieder zurück. Die über den Fuß gewickelten Handtücher waren schwer mit Blut angesaugt.

Wenn Sie sich diesen einzigen Fall näher betrachten, so werden Sie das Fehlerhafte der Behandlung nicht verkennen, und leicht einsehen, daß eine Lebensrettung durch vernünftiges Eingreifen gar nicht zu bezweifeln gewesen wäre.

Hätte man die blutleere Frau nicht aufgesetzt, sondern liegen gelassen, so wäre das verlängerte Mark, dieser lebenswichtigste Teil kaum funktionsunfähig gemacht worden; und das kleine Loch der aufgesprungenen Ader hätte jedes Kind mit einer Fingerspitze so sicher verschließen können, daß auch kein Tropfen Blut mehr verloren gegangen wäre, während die Handtücher pfundweise das Blut einsaugten.

Es ist gewiß keine große Mühe, eine solch kleine Wunde eine viertel oder halbe Stunde lang mit einer Fingerspitze zuzuhalten, so lange bis ein Arzt Hilfe bringt.

Es gibt gar kein besseres und sicheres Blutstillungsmittel als das Loch, wo das Blut herausläuft, mit dem Finger oder mit der Hand zuzuhalten. Sollte es länger dauern, bis ärztliche Hilfe kommt, so können ja zwei oder drei Menschen einander ablösen. Es kommt selbst bei uns Chirurgen vor, daß wir eine Blutung gar nicht anders stillen können, als durch Zuhalten mit den Fingern. Ich habe an Kranken schon Blutungen erlebt, wo ich und vier meiner Herren Assistenten über 72 Stunden (drei Tage und drei Nächte) im Zuhalten abwechselten und dadurch allein eine tödliche Blutung verhinderten.

Der Finger oder die Hand ist eben etwas sehr Praktisches. Man kann sich jeder Stellung anpassen und der Finger wie die Hand sind impermeabel und saugen kein Blut ein. In Fällen, wo etwa seine Anwesenheit für viel längere Zeit nötig war, habe ich mir oft schon aus Guttaperchapapier, in welches ich Watte einwickelte, und welches ich mit Chloroform fest zuklebte, künstliche impermeable Finger gemacht und selbe



mit Heftpflaster und Binden auf den blutenden Punkt hingebunden. So sicher ist aber keine Vorrichtung wie die menschliche Hand, denn alles andere kann sich im Schlafe oder beim Husten oder Niesen verschieben und wirkungslos werden.

Wenn Sie sich also darauf einstudieren wollen, wie Sie einen schwer Verletzten vor Verblutung retten können, so vergessen Sie drei Punkte nicht:

1) Den Kopf tief liegen zu lassen oder tief zu legen, wenn er nicht schon so gelagert ist,

2) Die Oeffnungen, aus welchen das Blut herausspritzt, mit den Fingern, mit der Hand oder Faust zuzuhalten und

3) den Ohnmächtigen zu beleben, zu restaurieren.

Der dritte Punkt ist zwar der am wenigsten wichtige, aber doch kann auch dieser Punkt lebensrettend werden. Das Anspritzen des Gesichtes und der Brust mit kaltem Wasser, das Reiben und Bürsten der Hände und Füße, das Umwickeln des Körpers mit warmen Tüchern hat einen unendlichen Wert und wirkt äußerst wohlthätig; ist dann der Verunglückte so weit gebracht, daß er schon schluckt, so kann ein Löffel Cognak oder irgend etwas Geistiges, selbst guter Wein und gutes Bier, ein Stück Zucker mit den bekannten Hoffmannschen Tropfen und Karmelitergeist sehr nützen. Englisches Riechsalz, Eau de Cologne, Essig oder eine angebrannte Feder unter die Nase gehalten, die Nase damit gekitzelt, ist auch nicht ohne Wert.

Bis ärztliche Hilfe kommt, kann hiermit die Zeit äußerst nutzbringend, ja geradezu lebensrettend ausgefüllt werden.

Wir Aerzte besitzen natürlich noch ergiebigere Mittel.

Schon den ersten Punkt, die Blutstillung, bringen wir meist rasch und sicher fertig. Wir binden die blutenden Gefäße zu oder umstechen sie mit Nadel und Faden oder flüchten uns auch zur Kompression, wenn eine Unterbindung manchmal nicht ausführbar ist, weil sich die blutenden Gefäße zu weit in die Fleischmasse zurückgezogen haben.

Bei Blutungen, wo das Blut aus viel kleinen Gefäßchen herausrieselt, wobei oft die ganze Hand kaum zur Kompression reicht, wenden wir auch Mittel an, welche die Blutung durch Gerinnung des Blutes stillen. Eine ganz vorzügliche Flüssigkeit besitzen wir hierzu im sogenannten Eisenchlorid, aber auch der Alaun, das Terpentinöl und verschiedene Mittel können hier nützlich wirken. Ein glühend gemachtes Eisen oder ein durch galvanischen Strom glühend gemachtes Platin ist zur Blutstillung oft sehr nützlich. In den letzten Jahren wurde eine sehr praktische Erfindung gemacht mit dem sogenannten Thermocauter. Platininstrumente, die nicht massiv, sondern inwendig hohl sind, werden an der Weingeistlampe erhitzt und dann wird mit einem Handgebläse immer Petroleum oder Benzin und Ligroin, irgend etwas Brennbares in den Platinkolben hineingeblasen und auf diese Weise das Platin glühend gemacht und stundenlang glühend erhalten. Für uns Aerzte hat ein solches feines, glühendes Platininstrument großen Wert; denn so feines glühendes Eisen wird sehr schnell kalt, während wir das Platin solange wir wollen, selbst stundenlang, glühen lassen können.

Das glühende Platin hat für uns noch den enormen Vorteil, daß es auch wie ein Licht leuchtet und wir daher in tiefen Höhlen, im Rachen, im Darme, in tiefen Wunden, sehen, was wir betasten. Trotz allem diesen haben auch wir Aerzte oft nichts Besseres und Sichereres als die Hand und die Fingerspitzen, denn es gibt Fälle, wo eine Unterbindung nicht ausführbar und wo das Blut recht wässerig ist, seine Gerinnungsfähigkeit verloren hat und weder von Alaun und Eisenchlorid, noch von der Glühhitze zum Stocken gebracht wird. Das Zuhalten der blutenden Oeffnung allein ist hier sicher.

Noch viel reicher sind wir Aerzte aber mit Hilfsmitteln zur Wiederbelebung, zur Restauration ausgestattet.

Daß auch wir Aerzte den Ohnmächtigen nicht in die Höhe richten, ist gewiß.

In ernsten Fällen legen wir sogar den Kopf recht tief und heben Arme und Füße in die Höhe, um das wenige Blut, das noch vorhanden ist, an die zwei wichtigsten Punkte, an Herz und an das verlängerte Mark hinzuschieben. In Fällen, wo durch massenhaften Blutverlust die Gefahr für das Leben den höchsten Grad erreicht oder selbst der Tod sogar schon einzutreten droht, hat man die Transfusion, d. i. die Einspritzung von fremdem Blute, lange Zeit als das erste Mittel angesehen, ist aber in der neuesten Zeit von dieser Anschauung etwas zurückgekommen. Nachdem in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts an Hunden und anderen Tieren die Transfusion mit dem überraschendsten Erfolge ausge-

führt worden war, indem man Hunde verbluten ließ und nachdem sie tot dalagen, das aufgefangene Blut wieder in eine Ader einspritzte und den Hund wieder lebendig werden sah; nachdem sich Hunderte von Augenzeugen überzeugt hatten, daß sogar in Fällen, wo jeder den verbluteten Hund für tot hielt, das Tier durch die Transfusion wieder vollständig zum Leben gebracht worden war, schöpfte man auch für den Menschen die kühnsten Hoffnungen.

Man glaubte nicht allein solche, die wegen Blutverlust sterbend seien, durch die Transfusion wieder lebend und gesund machen zu können, sondern man hoffte auch, daß bei allen großen Schwächezuständen, die nach langen und schweren Krankheiten folgen, das Einspritzen von gesundem kräftigem Blute Enormes leisten werde. Endlich war man der Ansicht, daß es bei Blutvergiftung, durch Eiterung, durch Syphilis, durch Kohlendunst, durch Leuchtgas, Phosphor rc., auch in der Cholera und anderen Krankheiten kein wirksameres Mittel mehr gefunden werde.

Bei den Vergiftungen mit Leuchtgas, Kohlendunst rc. ließ man eine Quantität des vergifteten Blutes zuvor heraus und spritzte dafür eine größere Quantität ganz gesunden Blutes ein.

Leider ist die Transfusion selbst ein sehr gefährlicher Vorgang. Es gehört immer ein geübter Chirurg dazu, wenn nicht tödliche Gefahren befürchtet werden sollen. Wird ein kleines Blutgerinnsel oder ein wenig Luft mit dem Blute eingespritzt, so erfolgt der Tod sicher und sofort meist noch während der Operation. Auch können mit dem Blute eines fremden unbekannten Menschen alle erdenklichen Krankheiten und Krankheitsanlagen mit eingespritzt werden, so daß schon das Suchen nach gutem Blut keine leichte Aufgabe ist, was auch der Hauptgrund war, warum man sich entschloß, dem Menschen Tierblut einzuspritzen und erst in den letzten Jahren wurden wieder viel Transfusionen mit dem Blut von Lämmern gemacht.

Zur Zeit, als man recht für diese Operation schwärmte, glaubte man, daß man mit der Transfusion auch das Temperament ändern könne. Man meinte, wenn man einem Schafe Hundeblut einspritzte, bekäme das Schaf die Eigenschaft des Hundes. Man hoffte, wenn man einem aufgeregten sanguinischen Menschen das Blut eines ruhigen Phlegmatikers einspritze, so würde der Aufgeregteste ruhig werden. Man befürchtete aber auch, daß Menschen, denen man Schafs- oder Katzenblut einspritze, die Eigenschaften eines Schafs oder einer Katze bekämen, und da man es mit den Experimenten wirklich zu weit trieb, wurde den katholischen Aerzten von Rom aus verboten, den Menschen Tierblut einzuspritzen. Der Enthusiasmus für die Transfusion hat sich freilich sehr abgekühlt, aber von Zeit zu Zeit lodert er wieder in die Höhe und es gab seit 200 Jahren keinen bekannten Chirurgen, der nicht mit großen Erwartungen Blut eingespritzt hat.

Als ganz falsch bewies sich die Hoffnung, daß man mit dem Blute auch den Charakter verändern könne. Es wurden weder fromme Lämmer zu falschen Katzen, noch umgekehrt; auch war die Befürchtung eine irrige und lächerliche, daß man dem Menschen durch Einspritzen von Tierblut etwa tierische Eigenschaften beibrächte.

Hingegen bewies man bei genauerer Beobachtung in der neuesten Zeit, daß das Einspritzen von Tierblut dem Menschen nichts oder sehr wenig nütze, weil es sehr bald durch die Nieren mit dem Urin wieder abgeht und daß das Einspritzen von Lammblut, welches in letzter Zeit so sehr empfohlen wurde, gefährlich ist, weil die Lämmer oft schwere pyämische Krankheiten an sich haben, die man ihnen gar nicht anmerkt, die aber dem Blute giftige Eigenschaften geben. Meine Wenigkeit hat 19 Bluttransfusionen am Menschen gemacht. Ich nahm immer Menschenblut. Da ich selbst sehr vollblütig bin, und einen Aderlaß ohne jeden Schaden machen kann, so nahm ich das Blut zehnmal von mir selbst, neunmal von menschenfreundlichen gesunden Angehörigen oder erkauften Leuten. Ich habe die Anschauung gewonnen, daß bei wirklichen raschen Verblutungen die Transfusion nicht sehr wertvoll ist, denn gewöhnlich ist es, bis der Arzt herbeigeholt ist und die schwierige Operation in Ordnung hat, zu spät. Hingegen habe ich Fälle, wo Kranke, die monatelang so blutarm waren, daß man keinen Puls mehr fand, daß sie jede Nahrung und jede Arznei erbrochen haben, immer kühl und schlafsüchtig und sichtlich dem Tode nahe waren, durch die Transfusion von einem Pfund Blut rasch aufblühten und vollkommen genasen. Allen Wert möchte ich ihr daher nicht absprechen, wie es manche thun, aber ich möchte ihren Wert auf wenige Fälle beschränken. Weil es so gefährlich ist, ein Gerinnsel einzuspritzen, so hat man das Blut vorher meist gequirlt und durch

seine Leinwand geseiht oder man hat gar nur das Blutwasser eingespritzt und ganz ähnlichen Erfolg gehabt ohne die früheren Gefahren. Ja in den letzten paar Jahren hat man angefangen, Milch oder Salzwasser in das Blut einzuspritzen, was sich als sehr wirksam und als meist leichter ausführbar und ungefährlicher erwies. Man glaubt zu beobachten, daß es zur Lebensrettung lediglich nötig sei, die leeren Blutgefäße wieder bis zu einem gewissen Grade anzufüllen, weil die Ernährung der Organe vorzüglich von der Füllung der Ernährungsgefäße, vom Drucke des Gefäßinhalts auf die Gefäßwand abhängt, und dieses Füllungsverhältnis läßt sich eben mit Milch oder Salzwasser viel bequemer erreichen.

Andere haben, weil das Einspritzen in die Adern so schwer und gefährlich ist, in den Unterleib eingespritzt, weil man weiß, daß das Bauchfell Flüssigkeiten rasch aufsaugen kann. Wieder andere spritzten das Blut mit langen Röhren hoch in den Darm hinauf, damit es vom schwachen Körper aufgenommen wird und nicht wie ein gegebenes Klystier wieder abgeht.

Weit wertvoller als alle diese Versuche erscheint mir die in neuester Zeit mit so außerordentlich glücklichen Erfolgen geübte sogenannte Autotransfusion. Ich komme natürlich in meiner Lebensstellung sehr oft in die Lage, Blutungen gefährlich werden zu sehen. Ich kann aber versichern, daß ich eine große Anzahl von Fällen aufgezeichnet habe, wo die Lebensrettung lediglich dieser Autotransfusion zugeschrieben werden mußte.

Unter Autotransfusion versteht man die Bemühung, alles Blut, welches der sterbende Körper noch besitzt, für jene edlen Organe zusammen zu sammeln, von welchen die Fortdauer des Lebens bedingt ist. Ich habe bereits schon mehrmals das Herz und das verlängerte Mark als die zwei für das Leben wichtigsten Teile bezeichnet. Für diese, oder kürzer gesagt, für Kopf, Hals und Brust soll also das im sterbenden Körper noch vorhandene Blut zusammengesammelt werden. Ich habe auch schon erwähnt, daß wenn jemand, z. B. einen Stich in die große Armpulsader oder Schenkelpulsader bekäme, so stark auch das Blut anfangs herausströmt, doch nicht alles Blut ausläuft, sondern gewöhnlich das Bluten aufhört, sobald der Verletzte schwach und ohnmächtig niedersinkt. Sein Herz hat nicht mehr die Kraft, das Blut so weit fortzupumpen. Der Verletzte hat trotzdem noch eine ziemlich beträchtliche Blutmenge in seinen Gliedern. Diesen vorteilhaften Zustand benützt nun die Autotransfusion. Man verschließt vor allem die Quellen der Blutung durch Unterbindung oder einfache Kompression und wickelt die beiden Arme und beiden Füße von den Fingerspitzen und Zehenspitzen bis zum Leibe hin fest mit elastischen Binden ein und legt den Verblutenden mit dem Kopfe recht tief, so daß man alles Blut, das in den beiden Armen, Füßen und Bauche noch vorhanden ist, gegen Kopf, Hals und Brust hindrängt und hinlaufen läßt. Hat man keine elastischen Binden, so kann man sich aus jedem Bett- oder Tischtuche die nötigen Binden schneiden. Der Erfolg dieser Methode ist geradezu staunenerregend.

Verletzte, welche kalt und blaß daliegen, keinen Puls mehr haben, nicht mehr atmen und vollständig gefühllos und bewegungslos sind, werden in wenig Sekunden wieder zum Leben gebracht, schlagen die Augen auf und schauen als wie erwachend um sich und machen sofort tiefe Seufzer, welche die Atmung wieder einleiten. Diese Verhältnisse sind so mechanische, einfache, daß man über die Wirkung staunen muß. Ich habe schon Verblutende so behandelt, welche dem Tode so nahe gekommen waren, daß sie trotz tiefer Lage des Kopfes noch ehe ich die Glieder einwickeln konnte, zu sterben schienen. Um den wichtigen Teilen noch rascher Blut zuzuführen, hob ich ihnen beide Arme und beide Füße hoch auf und ganz merkwürdig war es: wie das Blut nach dem Gesetze der Schwere von den Gliedern zum tiefliegenden Kopfe und zur Brust herabsank, sie schlugen die Augen auf und gaben Lebenszeichen; ließ ich die Füße und Arme sinken, so schlossen sich auch die Augen des Sterbenden wieder. Erst nachdem alle vier Glieder fest gewickelt und noch dazu hochgelegt waren, wurde die Erholung eine bleibende.

Diese Autotransfusion ist so leicht zu machen, daß sie selbst Laien ausführen können und ich versichere Sie, daß eine wirkliche Bluttransfusion kaum brillantere Resultate, aber unendlich viele und größere Gefahren hat.

Wenn man diesen Manipulationen noch andere Hilfsmittel beifügt: Scharfe Riechmittel, heiße Tücher auf den kalten Leib, worauf ich unendlich viel halte; und etwa noch einige Einspritzungen von Kampferöl und -äther unter

die Haut, so werden wir uns im Erfolge gewiß mit der Bluttransfusion messen können.

Sollte nach Einwickelung der Glieder und Hochlegung derselben noch keine Atmung und keine Herzthätigkeit deutlich werden, so machen wir gewöhnlich mit durchschlagendem Erfolge die künstliche Respiration, indem wir ungefähr alle 2—3 Sekunden mit beiden Händen den Brustkorb fest zusammenpressen und dann wieder loslassen. Durch unseren Druck wird die verlebte Luft aus den Lungen ausgepreßt und beim Nachlassen des Druckes wird durch die Elasticität des Rippenkorbes wieder frische Luft in die Lungen eingesogen.

Das Wertvollste bei diesem Eingriffe ist aber nach meiner Meinung der Stoß, welchen wir hierdurch auf das unthätige Herz ausüben. Wenn wir keinen galvanischen Apparat bei der Hand haben, so dürfte kaum ein besseres Mittel gefunden werden, das erlahmte Herz wieder thätig zu machen. Die Physiologen zeigen gewöhnlich ihren Schülern ein Experiment, welches dies recht anschaulich macht. Schneidet man nämlich einem decapitierten Frosche rasch das Herz heraus und legt es auf einen Teller, so schlägt es noch einige Sekunden fort, dann liegt es tot und regungslos auf dem Teller. Nimmt man nun einen Bleistift und stößt damit ein paarmal das Herz, so fängt es wieder aufs neue für kurze Zeit zu schlagen an.

Man sieht also, daß selbst ein totes Herz durch direkte mechanische Reizung wieder zur Thätigkeit gebracht werden kann, und das ist hier notwendig, das ist lebensrettend. Wenn man alles zusammen anwendet, was in solchen Lagen nützt und leicht anwendbar, sogar von Laien ausführbar ist, so dürfte die langsam verlaufende, mühsame und gefährliche Transfusion kaum einen Vorrang haben.

Legt man den Kopf, den Hals, und die Brust also recht tief, wickelt man die Arme und Füße bis zum Leibe hinauf fest mit Binden ein, um alles noch vorhandene Blut gegen Kopf, Hals und Brust zu drängen, bürstet man die Herzgegend, läßt an scharfen Sachen riechen, spritzt etwa noch Kampferäther unter die Haut, wärmt den Kranken mit heißen Tüchern ein, und macht man schließlich noch durch rhythmisches Zusammendrücken des Brustkorbes die Herzthätigkeit und Respiration wieder ergiebig, so glaube ich, wird man meist einen Erfolg erreichen, mit welchem die glücklichste Transfusion zufrieden sein könnte und nebenbei haben wir die große Beruhigung, nichts gethan zu haben, was dem Kranken gefährlich sein könnte, während die Transfusion selbst in geschickter Hand die größten Gefahren in sich schließt, namentlich wenn man für die Güte des verwendeten Blutes keine hinreichende Garantie hat. Das erste und wichtigste Gesetz in der ganzen Heilkunst bleibt aber immer: nicht schaden!

Man macht natürlich diese Bemühungen: das Reiben und Zusammenpressen der Brust, das Einwärmen und alles andere fort, bis der Verletzte zu sich kommt, selbständig atmet und einen deutlichen Herzschlag vernehmen läßt. Zeigt sich aber nach 10—20 minutenlanger Arbeit, was natürlich sehr aufregend und anstrengend ist, kein Lebenszeichen, so untersuchen wir, ob überhaupt noch Leben vorhanden und etwa nicht schon der Tod eingetreten ist.

Diese Untersuchungen machen wir in den letzten Jahren mit großer Sicherheit. Man war lange im Zweifel, welches Zeichen das sicherste Todeszeichen sei; diese Frage wurde schon viel diskutiert, da manche eine schreckliche Furcht vor dem Lebendigbegrabenwerden haben. Die genauesten Nachforschungen haben ergeben, daß es gar nie vorkommt, daß jemand lebendig begraben wird, wenn man die Gestorbenen wie bei uns, noch 1—2 Tage liegen läßt. In allen Leichenhäusern von ganz Deutschland ist noch nie jemand wieder erwacht. Man hat wohl oft solche interessante Geschichten erzählt, wenn man aber die Erzähler vor Gericht geladen hat und schwören ließ und ihnen bei nachgewiesener Unwahrheit mit großer Strafe drohte, da gestanden alle ein, daß die Erzählung eine erfundene war. Im Kriege hingegen mag es öfter vorkommen, daß man Scheintote für wirklich tot hält und begräbt. Ich erinnere mich im deutsch-französischen Kriege im Dezember 1870 an mehrere Fälle, wo die Sanitätssoldaten starr am Boden liegende Verwundete für Tote ansahen und nicht mehr auf ihre Krankenwägen laden wollten, bis wir Aerzte kamen, das Ohr auf die Brust legten und noch Herzbewegungen hörten. Solche Verwundete leben heute noch. Unsere Soldaten hatten aber schon 20 Stunden nichts mehr genossen, hatten den ganzen Tag anstrengend marschiert und gekämpft, sind bei zwei Grad unter Null stark erfroren und haben aus ihren Wunden Blut verloren. Dies alles zusammen bewirkte den Scheintod.

Man darf aber überzeugt sein, daß Scheintote im Grabe nicht erwachen und ihrer Lage bewußt werden. Scheintod geht sicher unvermerkt in wahren Tod über, wenn nicht große Anstrengungen zur Wiederbelebung gemacht werden.

Im russischen Feldzuge soll es aber sehr oft vorgekommen sein, daß man Erfrorene als Tote begrub, während sie noch rettbar gewesen wären. Napoleon dem Ersten, der seine Soldaten über alles liebte, ging dies sehr zu Herzen und er schrieb, von Rußland zurückgekehrt, sofort einen großen Geldpreis aus für das sicherste Todeszeichen. Diesen Preis bekam Professor Andral in Paris, welcher erklärte, die sicherste Untersuchungsmethode sei das Behorchen des Herzens mit dem Hörrohre, mit welchem man hört, wie sich bei jedem Herzschlage die Herzklappen anspannen.

Es ist wahr, daß viele andere Todeszeichen, z. B. die Totenflecken, die Kälte ꝛc. da sein können und das Hörrohr weist nach, daß der Tod noch nicht eingetreten, das Herz noch thätig ist; allein der Preis gebührt doch dem Hörrohre nicht. Noch viel besser und sicherer ist die Erfindung unseres verstorbenen Breslauer Professors Middeldorf. Derselbe erklärt: viel sicherer als das Hörrohr sei eine lange Stecknadel, welche man zwischen der fünften und sechsten Rippe bis in die Herzspitze hineinstößt. Die Stecknadel muß so lang sein, daß die Hälfte frei außen bleibt. Die leiseste Herzbewegung zeigt sich an dem hervorstehenden Teile der Nadel. Ohne Herzbewegung ist das Leben nicht denkbar. Das Köpfchen unserer Stecknadel zeigt aber bei verblutenden Tieren und überhaupt bei Sterbenden noch deutlich kleine Bewegungen des Herzens, wenn das Hörrohr schon lange kein Klappenspannen mehr hört. Diese Untersuchungsmethode, welche man Akidopeirastik, Nadeluntersuchung nennt, ist also das zuverlässigste Mittel, den Tod zu erkennen, und ein so kleiner feiner Stich in die Herzspitze ist vollkommen ungefährlich. So lange also die Nadel bei einem Verblutenden noch vorhandenes Leben zeigt, werden wir nicht ermüden, den Verunglückten retten zu helfen. Es ist eine große und anstrengende Aufgabe, es ist aber auch ein großer Lohn, sagen zu können, dieses Leben haben wir gerettet.



Gnomen beim Nachtisch. Von Karl Gehrts.

Poirethouse.

Von Viktor Blüthgen.

1.

In einer der letzten Straßen zwischen dem oberen Broadway und der fünften Avenue hielt ein Kabriolett, mit einem Pferde bespannt. Es war bereits dunkel, ein etwas nebliger Maiabend, der Himmel voll schwerer Wolken. Doch erlaubte die Straßenbeleuchtung, in Verbindung mit den zwei Krystalllaternen des Kabrioletts, zu bemerken, daß dieses Wägelchen sehr elegant gebaut war, und daß der Fuchs davor einer sehr edlen Rasse angehörte.

Man konnte ferner gewahren, daß eine Dame einen der beiden Sitze im Fond innehatte und die Zügel hielt, ein jugendlich schlankes Figürchen. Sie trug einen Paletot, welcher mit Pelz besetzt war, auf dem Kopf einen kleinen Hut, vielmehr eine Art Barett mit einem dichten Schleier, welcher sich um Gesicht und Hals schlang; die Hände waren mit dunklen Handschuhen bekleidet.

Sie saß aufrecht, regungslos, wie eine große Puppe. Nur einmal machte sie eine kurze Bewegung der Ungeduld, die Zügel bewegten sich und das Pferd trat schallend mit dem Hinterfuße auf.

Ein paar Sekunden später öffnete sich die schwere Thüre des Hauses und ein Schwarzer kam die wenigen Stufen nieder, in blauer, weiß gesäumter Livree, den lackierten Cylinder respektvoll in der Hand.

„Doktor Evertson ist nicht zu Hause, Miß Poiret,“ sagte er in schlecht ausgesprochenem Französisch. Dabei zogen die Mundwinkel seiner wulstigen Lippen Falten einer aufrichtigen Betrübnis, und der erhobene Blick seiner Augen kehrte erschreckend viel Weiß heraus.

„Hast du gefragt, wo er ist?“

„Ich fürchte, ich habe das verabsäumt, Miß Poiret.“

„Du bist ein Dummkopf, Bob,“ murrte die Dame aufgeregt. Mit einer entschlossenen Bewegung warf sie eine Decke von den Knieen, sprang unbekümmert um die Zügel, nach denen Bob eilig haschte, auf das Trottoir und schritt so leichtfüßig wie energisch treppauf in das Haus. Der Schwarze blickte ihr verlegen nach und kraute sich in dem Wollkopf, auf den er soeben den Lackhut gestülpt hatte, um sofort seine Aufmerksamkeit neugierig dem hier mäßigen Straßenverkehr zuzuwenden.

Im zweiten Stock klingelte es derb, und die alte Wirtschafterin des Doktor Evertson, welche sich kaum wieder vor das Kaminfeuer gesetzt hatte, sprang mit sichtlichem Verdruß auf, änderte indes sofort ihre Mienen, als sie sich der verschleierten Dame gegenüber sah, welche vornehm den Kopf neigte.

„Ich muß Doktor Evertson sprechen,“ sagte die Fremde bestimmt. „Mein Diener versichert, der Doktor sei nicht zu Hause. Wäre es möglich, ihn irgendwo aufzusuchen?“

„Ich glaube nicht,“ meinte die Alte, doch nicht ganz sicheren Tones.

„Wann denken Sie, daß er zurückkehrt?“

„Ich fürchte, es wird sehr spät werden heute.“

„So werde ich warten. Ich ersuche Sie, mir ein Zimmer anzuweisen. Mein Wagen mag so lange auf der Straße halten.“

Die Alte hob den Armleuchter höher und versuchte unwillkürlich, die Gesichtszüge der Fremden durch den Schleier zu prüfen. Aber der Schleier war sehr dicht. Nur ein wenig Weiß der Haut und die Stelle, wo die Augen blitzten, ließ sich ermitteln.

„Bitte zu folgen.“

Eine Thür ging auf, ein dunkler Raum erhellte sich einigermaßen von den Kerzen; an den Wänden zogen sich Lehnpolster hin, auf einem Tische, an dem ein paar Fauteuils standen, lagen Bücher —

„Es ist kalt hier,“ bemerkte die Verschleierte

ungeduldig. „In diesem Zimmer kann ich nicht warten."

Die Alte bedachte sich. Endlich brachte sie zögernd heraus:

„Doktor Evertson ist bei seiner Mutter. Sie feiert ihren Geburtstag heute. An diesem Geburtstag pflegt er um sieben Uhr zu ihr zu gehen und den Abend bei ihr zuzubringen. Er läßt sich dort von niemand stören."

„Gut. Sagen Sie mir, wo Mistreß Evertson wohnt."

„Aber ich versichre —"

Eine ungeduldige Bewegung unterbrach sie.

„Das andere ist meine Sache. Haben Sie nur die Güte, mir die Adresse zu geben."

„Nun: in Bloomingdale, an der Ecke der zehnten Avenue und West 85. Street."

„Ich danke Ihnen."

Ein flüchtige Geste des Abschieds, und Miß Poiret verließ die Wohnung.

„Bloomingdale, Bob," sagte sie unten, indem sie rasch in dem Kabriolett Platz nahm und sich die Decke überlegte, bevor der Schwarze ihr dabei helfen konnte. Kurz darauf rasselte das Gefährt die Straße hinunter, in den Nebeldunst hinein.

Ein paar neugierige Gesichter verschwanden, ein paar Fenster schlossen sich, und die von dem Wiederklang des Lebens auf den großen Verkehrsadern erfüllte Luft schlug wieder über der Stelle zusammen.

Das bezeichnete Eckhaus war ein nettes Gartenhäuschen, weit einsamer gelegen, in einem Vorstadtbezirk, welcher noch Luxus mit Garten und Gärtchen verstattete. Ringsum wohnte kleines Rentnervolk, meist alte Leute, welche sich eines Tages überschlagen hatten, wieviel sie im Leben zusammengebracht, und welche fanden, daß es just soweit reichte, um sich „auf dem Lande" draußen ein Haus und einen Garten anzukaufen. Kapitän Evertson hatte zu ihnen gehört, seit er bei einem Sturme in der Nähe von Neufundland beinahe sein Schiff verloren, jedenfalls das Bein gebrochen hatte, zu dessen Heilung kaum ein halbes Jahr gereicht. Nun war er indes tot, sein pockennarbiges Seemannsgesicht verschwunden und Mistreß Evertson Alleinherrscherin im Hause.

Seit länger teilte ein Faktotum ihre Einsamkeit, welche sie gegen den Wunsch ihres Sohnes sich aufzugeben weigerte; ein deutscher Zimmermann, welchen der Doktor einmal von der Straße nach einem schweren Sturz vom Gerüst aufgelesen und kuriert hatte, nachdem er eine Stunde fast zwischen Neugierigen gelegen. Bolle war Gärtner, Laufbursche, Aufwärter; zerschlagen und zerrissen bis in das Gesicht hinein, aber gutmütig und dankbar wie ein Deutscher.

Heute befand er sich in der nächsten deutschen Kneipe und trank Bier auf das Wohl seiner Herrin, und statt seiner weilte Doktor Evertson in dem Hause, welches der Geschmack des Verstorbenen in einen schwarzgeteerten Bretterzaun eingesargt hatte, hoch und dicht genug, um es in seiner Gartenumgebung mehr ahnen als sehen zu lassen.

Die Stube hatte Holzwände wie Schiffsplanken, braune Holzmöbel und einen ungeheuren Kamin. Bunte Lithographieen in Goldrahmen, ein Pfeifenständer mit Pfeifen aller Art, der Staatsanzug des Verstorbenen an einem Nagel, Muscheln und Nippsachen — das und manches andere beglänzte die auf- und abschwellende Flammenglut im Kamin. Auch einen gewaltigen Ofenschirm aus Bambusstäben mit chinesischer Malerei.

Vor dem Kamin saß die alte Frau in der Haube und dem weißen Kragen der Puritanerinnen, und ihr frischrotes und kluges Gesicht blickte fast mutwillig auf den Sohn, der einen so großen Ruf als Arzt genoß und der doch ihr Sohn blieb. Er war so kraftvoll und breitschulterig, sein Kopf so mächtig und braunlockig, seine Rede so kurz angebunden, wie es der Vater ihm nur irgend vererben konnte. Er ging bartlos gleich ihm, aber sein Gesicht war hübscher, seine Zähne waren weißer und statt der Fischaugen des Alten hatte er die braunen irischen Augen der Mutter überkommen.

Er hielt die Beine übereinander geschlagen und ließ die Mutterhand darauf ruhen, welche er streichelte.

„Und welches sind die beiden Fragen, die ich dir beantworten soll, Mammy?"

„Erstlich: Warum du nicht reich wirst?"

Ein Lächeln lief über das bis zur Härte ernste und feste Gesicht wie ein züngelnder Flammenschein.

„Weil du nichts davon haben würdest, weil ich's nicht brauche, weil ich nicht der Sklave der Leute sein will, sondern kurieren, wo mir's gefällt, weil — ja weil —

„Weil du soviel armes Volk umsonst ku-



rierst, weil du soviel verschenkst, ganz heimlich, Tommy, mein Junge, das erzählen sie sich in dem Wirtshause, wo Bolle sein Bier trinkt, und du denkst, das weiß deine eigne Mutter nicht? Ich will nun nicht sagen, daß dem nicht mehr so sein sollte, aber es wäre doch hübsch, wenn du eine lackierte Kutsche hättest. Du läufst so viel, und ich glaube meiner Seel', das ist nicht gut, denn dein Vater hatte das Asthma und es sollte mich wundern, wenn du nicht auch so etwas hättest. Und nun das zweite: Warum nimmst du dir keine Frau, Tommy?"

Jetzt lachte der Arzt hell auf.

„Ich weiß es nicht, Mammy; ich habe so lange nicht mehr daran gedacht, mir eine Frau zu nehmen, daß ich vergessen habe, aus welchem Grunde ich aufgehört habe, daran zu denken."

„Sieh, so bist du nun," sagte Mistreß Evertson. „Sonst machst du immer ein ernstes Gesicht, und wo es sich um eine so wichtige Angelegenheit handelt, lachst du. Ich möchte für mein Leben gern wissen, wen du heiratest — denn du thust es, schweig still mein Junge, du thust es, so wahr wie es dein Vater gethan hat. Ich könnte sterben und es thäte mir leid, wenn ich's dann nicht wüßte. Eine Vornehme, Tommy, ich bitte dich, und eine, die ein gutes Herz hat — — aber ich will den Thee machen, ich habe schon die Biskuits besorgt, die du so gern knabberst, dann reden wir noch — —"

Sie horchte.

Draußen rasselte ein Wagen und hielt jenseit der Planken.

Es war der Wagen der Miß Poiret.

Gleich darauf klingelte es.

Der Doktor ließ die Hand der Mutter fallen und beide erhoben sich.

„Kennst du jemand, der hier zu Wagen herkommt, um dich zu besuchen?" fragte jener fast heftig.

„Bewahre Gott; ich möchte eine Hand verwetten, daß sie sich verfahren haben und die fünfte Avenue in Bloomingdale suchen. Nun wollt' ich doch, daß der Bolle hier wäre —"

„Und ich sage: die alte Meg hat geschwatzt. Geh hinaus, Mammy; wenn sie mich holen wollen: ich bin auf keinen Fall hier."

Er wandte sich verstimmt um, trat hinter den Bambusschirm, auf welchem die chinesischen Fische so gegen alle Naturgeschichte über den Köpfen bezopfter Fischer schwammen, und ließ sich verstimmt in ein Ledersofa fallen, das dort stand.

2.

Mistreß Evertson war eine couragierte Dame. Sie wäre durch das Vorgärtchen jede Stunde um zu öffnen gegangen, auch wenn sie nicht, wie diesmal aus der Thatsache, daß man zu Wagen ankam, volle Beruhigung bezüglich der Möglichkeit eines räuberischen Attentats schöpfen durfte. Sie hielt nicht einmal einen Hund, wie ihre Nachbarn.

„Wohnt hier Mistreß Evertson?" fragte die rauhe, fettige Kehlstimme Bobs ihr in das Gesicht, als sie die Bretterthür geöffnet.

„Well, Sir, die bin ich selber, so wahr als Kapitän Jim Evertson mein Mann war." Während sie das langsam sagte, spähte sie in das Laternenlicht, wo das Pferd scharrte und schnaufte.

„Um Verzeihung: befindet sich Herr Doktor Evertson im Hause?"

„Das möchte ich nicht behaupten, wiewohl er hier gewesen ist und wieder hier sein wird," war die vorsichtige Antwort. Allein sie war doch nicht vorsichtig genug gegeben.

„Bob, komm her und halte die Zügel!" rief es im Fond des Wagens.

Bob stürzte hinüber und es entwickelte sich eine Bewegung im Dunkeln, aus welcher schließlich Miß Poiret hervorging.

„Mistreß Evertson, wollen Sie den Wunsch eines bekümmerten Mädchens erfüllen, so gestatten Sie mir, Sie in ihre Stube zu begleiten," sagte es süß und doch zugleich so bestimmt vor der alten Frau, daß diese unwillkürlich einen Schritt beiseite that, wie um die Bittende einzulassen.

„Es gibt verschiedene Gründe, Miß, aus denen man wünschen kann, bei mir einzutreten. Was meinen Sohn betrifft, so kann ich Ihnen nur wiederholen, daß Sie ihn nicht bei mir sprechen werden."

„Sie sagten, daß er wieder hier sein werde. Mir liegt über alles daran, daß er eine Bestellung von mir empfängt. Vielleicht, daß die Fürsprache der Mutter bewirkt, was sonst niemand vermag. Sie erlauben, Mistreß Evertson?"

Der elastische Schritt der Vermummten führte die knarrenden Stiefelchen vorüber, ehe die alte Frau protestieren konnte. Sie erholte sich indes rasch von ihrer sprachlosen Verwunderung, schlug die Thür zu und verriegelte sie wieder.

„Hab' ich je in meinem Leben etwas flott segeln gesehen, so ist es diese junge Dame. Ich bin überholt, daran ist kein Zweifel, und ich bin neugierig, was Tommy nun anfängt."

Sie trat unmittelbar hinter dem Besuch in die Stube, und ein Blick ließ sie vermuten, was hier inzwischen geschehen.

„Ich hoffe, Miß, Sie werden mir im Notfalle bezeugen, daß Sie dieses Zimmer mit Sturm genommen haben," betonte sie absichtlich. „Sie erzeigen mir, ich bitte darum, die Ehre, auf diesem Stuhle Platz zu nehmen."

Es war der Stuhl am Kamin, welchen Doktor Evertson verlassen hatte. Er stand so, daß der auf ihm Sitzende dem Bambusschirm das Gesicht zuwenden mußte.

Miß Poiret dankte mit einer kurzen Verneigung, ließ sich neben der alten Frau nieder und wickelte den Schleier vom Gesicht.

Dieses Gesicht war bildschön: klein, schmal, von ungemeiner Klarheit und Frische der Haut, mit zwei großen braunen fest und scharf blickenden Augen, einer geraden, edel geschnittenen Nase und einem kleinen, feinen, aber sichtlich das Befehlen gewohnten Munde. In die helle Stirn fielen ein paar krause braune Löckchen, Kinn und Wangen zeigten Andeutungen von Grübchen.

Mistreß Evertson betrachtete das erst wie geblendet, dann mit unverhohlenem Wohlgefallen.

„Diese junge Dame ist vornehm," sagte sie bei sich; „sie weiß, was sie will, und was sie will, führt sie aus, darauf möchte ich schwören. Und ich habe nie ein schöneres Gesicht gesehen."

Miß Poiret nahm keine Notiz von dem Eindruck, den sie hervorbrachte. Sie zog traurig die Bogen der Brauen höher, starrte in die tanzenden Flammen, welche sich in ihren Augen spiegelten, und seufzte.

„Mistreß Evertson, ich habe keine nahen Verwandten mehr, ausgenommen meinen Vater, und ich stehe im Begriff, diesen zu verlieren, wenn Doktor Evertson ihn nicht rettet. Ich habe alle Aerzte von Namen konsultiert, bis auf Ihren Sohn, und sie gaben ihn verloren. Man hat mir jetzt erst gesagt, daß, wenn irgend ein Mensch noch helfen könnte, es Doktor Evertson wäre!"

„O, o," schüttelte die alte Frau den Kopf, „das ist eine betrübte Sache; aber was meinen Sohn betrifft, so glaube ich selber, daß er mehr weiß und kann, als alle Doktoren der Welt. Freilich meinen Jim, seinen Vater hat er auch nicht retten können, und daran sah ich, daß er für diese Welt verloren war, und getröstete mich der göttlichen Barmherzigkeit."

„Sie begreifen, Mistreß Evertson, daß ich nicht nach Poirethouse zurückkommen kann ohne Ihren Sohn."

„Das ist schlimm, sehr schlimm, Miß — —"

„Poiret —"

„Gut, Miß Poiret also. Ich fürchte, Sie werden doch ohne ihn fahren müssen."

„Wollen Sie mir sagen, wo ich ihn finde?"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen —"

„Nun gut, so werde ich hier warten. Ich baue auf Ihr Wort, daß er wieder hier sein wird. Ich appelliere an Ihr Herz. Und gesetzt, Sie sagten mir, daß Sie nicht an heute, sondern an einen anderen Tag gedacht hätten, wo er Sie besuchen würde, so würde ich wieder vor sein Haus fahren und ihn die Nacht hindurch erwarten."

Doktor Evertson saß wie eine Memnonssäule auf dem Ledersofa, nur sein Gesicht spiegelte seine Empfindungen. Beim Eintritt der Frauen zornig, dann nur noch verdrießlich, hatte er endlich die Augen geschlossen und die Süßigkeit jener Stimme auf sich wirken lassen, und nun kämpfte er zwischen Lächeln und Aerger. Nebenbei stieg ein wenig der Wunsch in ihm auf, daß dieser Bambusschirm minder undurchsichtig sein möchte.

Die Matrone warf ein paar Holzstücke in den Kamin, daß die Glut funkenstäubend aufprasselte. Nun wußte sie, was sie sagen sollte.

„Sie wollten mir eine Bestellung übergeben, Miß Poiret. Vielleicht kommt mein Sohn heute noch, vielleicht auch nicht. Es wäre auch möglich, daß er die Nacht bei mir zubrächte, und dann würden Sie vor seinem Hause vergeblich warten und sich den Schnupfen holen."

„Ich dachte allerdings einen Augenblick daran, ihm durch Ihre Vermittelung schildern zu lassen, wie es meinem Vater ergangen. Papa fiel eines Tags aus dem Wagen, der mich hergebracht, weil das Pferd anzog, da er aussteigen wollte. Er fiel sehr unglücklich, Mistreß Evertson; zwar nur ein wenig auf den Kopf, daß er meinte, es habe ihm nicht viel geschadet; aber von dem Tage an bekam er einen unnatürlich großen Durst und verlor dafür den Appetit. Er aß immer weniger und trank immer mehr,

magerte ab und wurde schwächer, ohne Schmerz zu empfinden — ich sehe ihn zu Grunde gehen, Mistreß Evertson. Der Gedanke an sich bekümmert mich nicht, in der Welt allein da zu stehen, aber es ist schrecklich, seinen Vater zu verlieren, den man liebt."

Miß Poiret sprach das bestimmt, laut, in deutlich accentuiertem Englisch. Nur gegen Ende ihrer Rede hatte sie merklich Mühe, ihren Schmerz zu bemeistern.

Doktor Evertson hörte hinter seinem Schirm mit wachsendem Interesse zu. Er hob vorsichtig erst den Kopf, neigte den Oberkörper immer weiter nach vorn, stellte die Füße fest auf die Stiefelsohlen und hatte nunmehr alle Vorbereitungen getroffen, um ohne Geräusch aufzustehen.

Er musterte noch einmal die Fläche des Bambusschirmes und kam zu der Ueberzeugung, daß sie keine Lücke biete und daß er bei seiner Größe um Kopfeslänge über sie hinausragen würde, wenn er sich erhöbe.

Weshalb auch aufstehen? Wenn eine junge Dame eine süße Stimme hat, welche zugleich Charakterkraft verrät — welche Nötigung bietet das, sich diese junge Dame anzusehen?

„Sie haben ausnehmend recht, Miß," sagte inzwischen die Matrone voll Teilnahme. „Ich wünsche Ihnen von Herzen, daß Ihre Aerzte Dummköpfe sind und daß mein Sohn Ihrem Papa auf die Beine hilft. So möchte ich denn vorschlagen: fahren Sie in Gottes Namen nach Hause, und ich werde sorgen, daß mein Tommy umgehend von dem Fall in Kenntnis gesetzt wird — so rasch dies in der Macht eines Menschen steht, will das sagen."

In diesem Augenblick gab es ein Geräusch hinter dem Schirm.

„Der Vater dieser Dame ist nicht zu retten," sprach die Stimme Doktor Evertsons rauh.

Miß Poiret erhob sich. Einen Moment hatte ihr Auge etwas Triumphierendes, dann nahm sie ihre frühere ernste und bekümmerte Miene wieder an.

„Sir, ich wußte, daß Sie hinter jenem Schirm saßen. Wollen Sie die Güte haben, mir zu sagen, warum mein Vater nicht zu retten ist?"

„Es gibt eine Stelle am Hinterkopf, deren Verletzung die von Ihnen geschilderten Symptome hervorruft. Sie bezeichnen ein Leiden, gegen welches die Heilkunde machtlos ist. Man hat bisher keinen Fall notieren können, der nicht tödlich verlaufen wäre."

„Sind Sie Ihrer Diagnose sicher, Sir?"

„Sonst wären wir in einer Minute auf dem Wege nach Ihrer Wohnung."

„Ich danke Ihnen, Sir; es ist das nämliche, was mir die anderen Aerzte auch gesagt haben."

Sie stöhnte leise.

„Ich danke auch Ihnen, Mistreß Evertson," wandte sie sich an diese. „Sie hatten nicht die Absicht, mir Ihre Beihilfe vorzuenthalten —"

„O, Miß Poiret," fiel die alte Frau ein, „Ihr Unglück betrübt mich wahrhaft. Ich stehe im Begriff, den Thee zu bereiten: darf ich Ihnen eine Tasse anbieten? Es ist kühl draußen, und ich bemerkte, daß Sie im offenen Wagen fahren."

Sie legte die Feuerzange nieder, mit welcher sie im Kamin umhergeschürt, um ihre Verlegenheit zu bemeistern, und sah Miß Poiret treuherzig an. Diese öffnete ein kleines Portemonnaie mit Perlmutterschalen, nahm ein Goldstück heraus und legte es auf den Platz, den sie innegehabt. Es klirrte leise mit dem feinen Goldklang.

„Ich hoffe nicht, daß Sie mich bezahlen wollen," sagte es heftig hinter dem Schirm. „Ich habe Ihnen weder geraten noch geholfen."

„Ich bemühe niemand, Sir, ohne ihm seine Mühe zu vergüten," klang es stolz zurück.

Und Miß Poiret wickelte sich mit rascher Bewegung ihren Schleier wieder um Gesicht und Hals, verneigte sich stumm gegen die alte Frau und ging aus dem Zimmer.

Der Bambusschirm flog zur Seite und Doktor Evertson stand mit zornigem Gesicht im Licht der Flammen. Er bemerkte das Goldstück, nahm es und eilte der jungen Dame nach.

Diese hatte mit dem Aufsuchen des Riegels an der Bretterthür Zeit verloren. Sie stand noch im Dunklen tastend, als die starken Männertritte sich näherten, und die Empfindung, daß der Doktor auf sie erbittert sei, vermehrte die Unsicherheit ihrer Hand. So mußte sie sich's gefallen lassen, daß er ihr öffnete. Stumm schritt sie in das Freie hinaus, wo Bob alsbald seine gegen die Nebelkälte gerichteten Armbewegungen einstellte; schweigend folgte ihr der Arzt, mit langen Schritten auf den Neger zusteuernd. Seine Hand legte sich auf Bobs Schulter.

„Ich habe hier ein Ding, das ich Ihrem Belieben überlasse, Mann," sagte er.



Voltaires letzte Ausfahrt. Von Moritz Leloir.

Nach einer Photographie aus dem Verlag von B. Schlesinger in Stuttgart. (E. Lecadre & Co., Paris.)

Der Neger betrachtete erstaunt das Goldstück in seiner Hand. Als er seinen Hut zog und sich nach dem Geber umsah, gewahrte er, daß derselbe auf halbem Wege zur Thür eine kurze Verbeugung gegen Miß Poiret machte und dann, ohne sich weiter um das Gefährt zu kümmern, im Gehöft verschwand. Dies ging so schnell vor sich, daß sein: „Ich danke Ihnen, Sir," zu spät kam.

„Nach Hause," warf die junge Dame trocken hin. —

Die Theemaschine summte auf dem Tischchen, welches Mistreß Evertson rasch gedeckt hatte. Das Paar saß wieder am Kamin, der Doktor auf dem nämlichen vom Alter braun gebeizten Holzstuhl, den Miß Poiret vor ihm innegehabt. Die ganze Episode war aus dem Zimmer verschwunden, und doch war es dem schweigsamen Manne, als sei die Thatsache, daß hier zehn Minuten lang ein elegantes, schwarz vermummtes Figürchen mit einer Stimme wie eine Stahlseite gesessen, irgendwie leibhaftig auf dem Stuhl zurückgeblieben.

Daran war Mistreß Evertson schuld, welche nicht aufhören konnte, von dem Besuch zu sprechen.

„Reizend, Tommy! Wie ein Taubenäpfelchen hübsch und niedlich war das Gesichtchen, die Zähne nicht zu vergessen, so klein und dicht und blendend; und nun die Augen — nein, als ob ich gut gebrannte Kaffeebohnen sehe, die der Krämer mit Butter abgerieben hat — nun, ich sage dir, ausnehmend schön. Es ist nicht recht, daß du wie ein Bär hinter dem Schirm brummtest, mein Junge: du hättest dir das ansehen sollen, statt deine Mutter in Verlegenheit zu setzen, daß ich erst eine Dummheit um die andere sagen mußte und am Ende gar nicht wußte, was ich sagen sollte, als du deine Stimme hören ließest. So wahr Kapitän Evertson im Himmel ist: du hättest ganz anders gesprochen, wenn du Miß Poiret gesehen hättest, gewissermaßen nicht so grob, sondern recht wie zu einer vornehmen Lady — — ja ich will doch erst die Biskuits auf den Tisch setzen; bessere hast du nie gegessen; wie die Nüsse so süß — — und vornehm — o, o, Tommy, sie saß wie gedrechselt und bewegte den Kopf langsamer als ein Papagei — es war doch unrecht, daß du das Geld nicht nahmst, mein Junge; sie bot es gewiß mit gutem Herzen — —"

Als der Doktor Evertson sich am Morgen nach der Stadt begab, nahm er den Hausmeister Bolle fünfzig Schritt mit sich auf ein kurzes Gespräch. Er fand es wünschenswert, zu wissen, wo Poirethouse läge, welches ein gewisser kranker Herr Poiret mit seiner einzigen Tochter bewohne. Dagegen sei es unnötig, daß sich irgend jemand, ausgenommen er selbst und der ehrenwerte Meister Bolle mit dieser Frage beschäftige.

Tags darauf erfuhr er, daß Poirethouse ein hübsches Landhaus am East River sei, Blackwell-Island gegenüber gelegen.

3.

Es ist keineswegs eine gleichgültige Sache, unter welchen Umständen eine Bekanntschaft gemacht wird, und junge Damen, welche Eroberungen zu machen wünschen, sollten das bedenken.

Die erste Begegnung pflegt auf lange hinaus die Erinnerung zu bestimmen und Vorurteile für und gegen zu wecken, welche eigensinnige Leute zähe festzuhalten pflegen. Außergewöhnliche Umstände geben da einer Person leicht ein Relief, das sie weit über das Maß ihrer Bedeutung heraushebt, mit apartem Reiz bekleidet, den Eindruck ihrer Erscheinung rätselhaft verstärkt.

Man hat ein junges Mädchen in einem einsamen Gebirgswirtshause kennen gelernt, vom Regen mit ihm zusammengeworfen, oder in einer Gefahr, aus der man es retten konnte, oder im Moment, da es auf einer Liebhaberbühne reizend Figur stand — und man verliebte sich sterblich. Man würde sie vielleicht unbeachtet gelassen haben, falls zuerst jemand im Frack auf einem langweiligen Thee uns vor sie geführt hätte: Herr X. — Fräulein Y.

Der Nimbus der Umstände ließ auch die Erscheinung der Miß Poiret für Doktor Evertson verhängnisvoll werden.

Eine rauhe, anspruchslose Natur, stellte dieser Mann ein medizinisches Genie dar, das bei angeborener Herzensgüte genug Rücksichtslosigkeit besaß, um die ungeheuren Anforderungen, welche an die Arbeitskraft eines Arztes von großem Ruf gestellt werden, bis auf ein ihm bequemes Maß zurückzuweisen. Dies Maß genügte indessen, ihn der Ansicht zu machen, daß er nicht Zeit genug für eine Frau habe; unge-

rechnet, daß die Erfahrungen, welche er in seiner Praxis bezüglich der Frauen gesammelt, ihm die Ehe keineswegs als wert erschienen ließen, seinem bisherigen Junggesellendasein vorgezogen zu werden.

Miß Poiret war die erste Dame, welche seine Phantasie beschäftigte. Sie hatte ihm eine Niederlage beigebracht, und das ärgerte ihn. Er hatte sie herausgefordert, und sie unhöflich genug behandelt: das peinigte ihn und füllte seinen Kopf mit Scenen, in denen er auszugleichen suchte. Vielleicht wäre weder das eine noch das andere der Fall gewesen, hätte er nicht diese süße und feste Stimme gehört, dies schlanke Figürchen gesehen und — hätte Miß Poirets Gesicht nicht als ein verschleiertes Rätsel vor ihm gestanden, dessen Auflösung nach der beredten Versicherung der Mistreß Evertson etwas ganz außerordentlich Reizendes darstellte.

Gleichwohl änderte er eine Woche lang nicht das Mindeste in seiner Lebensweise. Er hatte eine Art Furcht, die Gegend aufzusuchen, wo, wie er wußte, Poirethouse lag, und als es der Zufall wollte, daß man ihn ganz in der Nähe der Besitzung zu einer Kranken rief, schlug er aus.

Eines Tages saß er in dem Mietwagen, den er zuweilen benutzte und fuhr nach Poirethouse.

Wie das gekommen?

Er las seit einer Woche täglich in dem Kaffeehause, in das ihn der Zufall gerade trieb, die Todesanzeigen. So stieß er endlich auf die Nachricht, daß der sehr ehrenwerte François Louis Poiret Esq., Begründer der nunmehr in anderem Besitz weiter blühenden Seidenimportfirma dieses Namens, nach längerem trübseligen Leiden, mit den Sakramenten seiner Kirche versehen, entschlafen sei. Die sterbliche Hülle desselben werde in der Morgenfrühe des 23. Mai. gegen acht Uhr nach Greenwood-Cemetery übergeführt werden.

Doktor Evertson ließ das Blatt fallen, zog einen kleinen Taschenkalender hervor und stellte fest, daß er dies am 22. Mai gelesen. Er erlebte einen unruhigen Abend, dem eine wenig erquickliche Nacht folgte, und am Morgen gegen sieben Uhr schickte er nach dem Wagen und besprach mit dem Kutscher, von welcher Landungsstelle aus mutmaßlich die sterblichen Reste des Mister Poiret befördert werden möchten. Er trug einen schwarzen Anzug und hatte einen Cylinderhut aufgesetzt.

Als er vor der Verzäunung des Landungsplatzes hielt, fand er den Zugang geschlossen. Er hieß die Droschke warten und mischte sich in die Menschen, welche des Augenblicks harrten, da der fällige Dampfer abfuhr und die Flügel wiederum geöffnet wurden. Eine Minute später befand er sich auf dem freien Platz zwischen den Wartesälen und musterte das Ungeheuer von Dampfer, welches die Wellen des East River furchte: nichts von den Bestandteilen eines Leichenkondukts befand sich darauf.

Er fragte einen der Beamten, ob man an diesem Morgen bereits einen Trauerzug hinüber befördert habe; der Mann spuckte einen kleinen Sumpf vor sich hin und sagte gleichmütig: „No, Sir!“

Doktor Evertson überlegte. Sollte er auf den Trauerzug hier warten? Eine Nötigung, daß man hier überfuhr, bestand nicht. Oder drüben in Greenwood-Cemetery? Oder — suchte er einfach Poirethouse auf, wo aller Wahrscheinlichkeit nach die Einsegnungsceremonie noch nicht beendet war?

Er entschied sich für das letztere, obwohl es ihm das unsympathischste war.

Nach einer Viertelstunde hielt er bei der Villa, hinter einem stattlichen Zuge von Equipagen, zwischen Neugierigen.

Er bemerkte eine ganze Reihe Villen mit Gärten, welche sich zum Flusse hinabzogen. Er musterte aussteigend Poirethouse, einen schönen und reichen Bau aus rotem Sandstein, im französischen Mansardenstil gehalten, mit einem verschwenderischen Karyatidenportal von weißem Marmor. Ein umgitterter Vorgarten mit grünem Rasen, Palmen, Magnolien und kahlästigen Tulpenbäumen voll Blütenflammen. Ein Bronzeschwan spie den Wasserstrahl eines Springbrunnens in die Luft. Ueber dem Portal war ein großes Fenster geöffnet, aus welchem monotones Psalmodieren klang und weißliche Wölkchen sich in das Freie kräuselten.

Er schritt an dem Gitter hin. Wo es endigte, führte zwischen dem Garten von Poirethouse und dem der Nachbarvilla ein schmaler Pfad. Doktor Evertson gab der Versuchung nach und stieg zum Flusse hinab.

Vor ihm lag der East River, nach rechts hin sogar in seiner ganzen imposanten Breite: ein Mastenwald, Wolken aus Dampferschloten, Flöße und Boote, gespannte Segel und flatternde Wimpel, ein bewegtes Bild. Hier Blackwell-



Island mit üppigem Baumschmuck, dort Brooklyn, die Stadt der Kirchen. Der Pfad mündete auf eine kleine Halbinsel aus, welche mit ihrer Krümmung eine Bucht einschloß.

Diese Halbinsel war durch die Gartengitter, welche rechts und links zum Ufer umbogen, abgegränzt. Das Gitter von Poirethouse, dessen Kopfspieße vergoldet waren, zeigte hier eine Thür, einen Zugang zu der Halbinsel.

In der Bucht lagen ein größeres Fischerboot, ein zierliches Segelboot und zwei Ruderjollen. Das Uferwasser, in beständiger Bewegung durch die Schaufelwellen der Dampfer, wiegte die Fahrzeuge. Auf der Halbinsel ein Blockhausbau mit gekreuzt doppelter Brettbedachung, die man geteert und dick mit Sand beworfen hatte. Holzbänke lehnten sich vor die Hütte; auf kurzem wilden Rasen feuchte Netze, welche in der Maisonne glitzerten.

Der Doktor, der seine sonstige rauhe und ungeduldige Art für heute ganz abgelegt zu haben schien, stand, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, und musterte in unbewegter Haltung die kleinen Fahrzeuge der Bucht. Das Segelboot war schwarz angestrichen; an der Seite zwei aufgemalte Blumenkränze, durch eine Guirlande verbunden, in einem ein A, im anderen ein P. Der geschnitzte Kiel lief oben in einen Drachenkopf aus. Die eine Jolle war gelb mit schwarzem Blattwerk gemustert, in einem Mittelfelde, Gold auf Blau der Name Adeline.

„Adeline Poiret," sagte Doktor Evertson bei sich; „der Zugang da aus dem Garten von Poirethouse hat seine Erklärung. Das Boot und die eine Jolle gehören dem Fischer. Dieser Sonderling treibt also wohl sein Gewerbe eingeklemmt zwischen zwei Villen, statt sein Fleckchen Erde vorteilhaft zu verkaufen. Er sieht Miß Poiret sicherlich oft, denn es steht zu vermuten, daß er nebenher ihrer Neigung zum Ruder- und Segelsport beisteht. Der East River ist gefährliches Fahrwasser für eine junge Dame, und sie thut gut, sich Obhut und Hilfe zu sichern."

Er sah im Geist Miß Poiret vor sich, die zierliche kräftige Figur, auch ein reizendes Gesicht, wie Mistreß Evertson es beschrieben, mit dem Ausdruck souveräner Eigenwilligkeit.

Wagenrollen auf der Straße unterbrach die idyllische Stimmung. Der Arzt machte kehrt und suchte seinen Kutscher auf. Der Zug war bereits in Bewegung, lauter geschlossene Equipagen, von denen eine nach der anderen davon jagte, um dem im amerikanischen Tempo rollenden Leichenwagen nachzukommen. Er teilte dem Kutscher seine Absicht mit, das Ende des Zuges zu bilden, und stieg ein.

Man kam endlich an den Landeplatz, und fuhr in der That auf einen Dampfer. Die Kolosse des East River haben Platz für die Wagen eines Trauerzuges. Durch verwirrendes Wasserleben ging die Fahrt, endlich landete man. Ein endloser Weg bis man das Totenglöckchen über dem Portale von Greenwood-Cemetery läuten hörte. Ein Gartenplatz in diesem Park des Todes, der nirgend seinesgleichen hat, zeigte sich bestimmt, die Ruhestätte Mister Poirets zu werden.

Ein flüchtiger Blick auf den nahen Weiher, in den sich Trauerweidenzweige senkten und den ein Mailüftchen kräuselte, auf die ihre Blätter entfaltenden Eichen über der Gruft, die Magnolien und Cypressen, die ganze maienselige Welt ringsum. Mitten in der von Weihrauch duftenden Ceremonie suchte Doktor Evertsons Auge diejenige, um derentwillen er hier war.

Es gab keine andere Dame im Kreise als jene einzige in tiefer Trauerkleidung. Der schwarze Schleier um Kopf und Hals ließ eben das Gesichtchen frei, und Doktor Evertson, der jeden Zug der Schilderung seiner Mutter im Gedächtnis hatte, verglich, bis sich sein Geist gleichsam an diesem Gesicht festgesogen hatte und alles Vergleichen aufhörte. Wie fest und straff diese jugendfrischen Züge gezeichnet waren, wie unbeweglich sich der kleine Mund zusammenpreßte, wie sicher und willenstüchtig die großen braunen Augen dreinschauten!

Diese Augen zeigten mehr Ernst als Trauer, und doch lag es um sie wie die letzten Schatten schwerer Stunden und die letzten Spuren verwehter Thränen. Der verstorbene Mister Poiret war dem Doktor Evertson im Grunde sehr gleichgültig, aber als er sich in die herbe Fassung des Gesichtchens dort vertiefte, bewegte sich seine Seele in Bekümmernis, als sei es ein Freund, den man begrabe.

Nur einmal sprach das junge Mädchen während der Ceremonie: sie wandte sich an einen Herrn, welcher neben ihr stand. Es war ein Mann, der dem Arzt bekannt vorkommen wollte; ein Gesicht, das ihn berührte als ob er Rhabarber schluckte: nicht jung, nicht alt, englisch zugeschnitten, eigentümlich gerötet, mit weißgelbem Haupthaar und rötlichgelben Bartkoteletten, die

blauen Fischaugen voll Hochachtung und Teilnahme gegen seine Nachbarin; eine mehr schlanke als kräftige Gestalt, tadellos in Haltung und Toilette. Der Mann schien bei Miß Poiret eine Vertrauensstellung einzunehmen.

Plötzlich kam dem Beobachter eine Erinnerung. Er war eines Nachts in ein Klubhaus der fünften Avenue geholt worden. Ein junger Mann hatte den Versuch gemacht, sich zu erschießen, ein schmächtiges blondes Bürschchen von kaum zwanzig Jahren. Es war dem Arzt aufgefallen, daß der Unglückliche nicht das geringste an Schmuck, nicht einmal eine Uhr bei sich getragen, obwohl derselbe nach Wäsche und Kleidung sicher der besten Gesellschaft angehörte. Die Verletzung war gefährlich, aber nicht tödlich gewesen; er hatte die Kugel entfernt, den Verband angelegt, Verhaltungsmaßregeln gegeben.

Drei Männer waren Zeugen gewesen, unter ihnen der Nachbar der Miß Poiret.

Am Morgen darauf war er wieder im Hotel erschienen und hatte einen Toten gefunden. Der junge Mensch hatte in der Nacht den Verband gelöst und sich verblutet. Wieder war es jener Mann dort gewesen, der ihm eine Note im Betrag von hundert Dollars überreicht hatte, indem er zugleich höflich seiner Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß es dem bewährten Arzt ohne das eigenmächtige Eingreifen des Unglücklichen zweifellos gelungen sein würde, ihn am Leben zu erhalten.

Damals hatte sich Doktor Evertson nicht bemüssigt gefunden, zu fragen, wer jener Mann sei. Man hatte ihm keine Namen genannt, und Neugier war nicht Doktor Evertsons Sache. Jetzt spürte er ein brennendes Verlangen, das Versäumte nachzuholen.

Ein alter Herr mit breitem gutmütigen Gesicht, der neben ihm stand, schien ihm vollkommen geeignet für diesen Zweck.

„Oh, — das ist Mister Edward Fish, Sir, der gegenwärtige Inhaber der Firma F. L. Poiret,“ lautete die Antwort. „Ein sehr reicher Mann, Sir, welcher mit Glück spekuliert, East 23. Street einen Palast bewohnt, unvergleichliche Pferde besitzt, ein Gentleman, Sir, um dessen Namen es schade wäre, wenn man eines Tages Bedenken tragen sollte, seine Wechsel zu honorieren.“

Die letzte Wendung klang so merkwürdig, daß der Fragende den alten Herrn scharf fixierte, um in seinen Zügen einen Kommentar darüber zu finden. Allein dieses frische sorgfältig rasierte Gesicht verriet nichts als harmloses Wohlwollen, durch die Stimmung des Augenblicks mit dünnem Schleier gedämpft.

„Ist Mister Fish verheiratet?“

„Nein, Sir. Aber es sieht mir aus, als würde diesem Uebelstande bald abgeholfen werden.“

Es war Doktor Evertson ein Stich durchs Herz, daß der Mann ziemlich unverblümt aussprach, was ihm selber durch die Gedanken ging. Doch fesselte ihn jetzt die Wahrnehmung, daß die Ceremonie ihr Ende gefunden hatte. Der Geistliche wechselte einige Worte mit Miß Poiret und entfernte sich dann samt seiner Begleitung, die Erde kollerte über den Sarg, man ging und reichte der jungen Dame die Hand: endlich nahm dieselbe den Arm des Mister Fish — alles drängte zur Heimkehr.

Doktor Evertson trat ein wenig zurück, kreuzte die Arme und sah nach, wie das junge Paar der Equipage zuschritt. Er konnte die Augen nicht von dem zierlichen Geschöpf in Schwarz abwenden, welches jetzt wußte, daß seine Zukunft auf seinen eignen Willen gestellt war. Ein Erdwall, ein schaufelnder Totengräber, Blütenkränze — das bedeutete für sie das Aufhören einer Vorsehung.

Die Freiheit des schönen Mädchens war ein unbeschriebenes Blatt. Zu keiner Zeit ist das Verlangen, zu schreiben, größer, als wenn uns der Zufall vor ein weißes Blatt setzt und uns eine Feder in die Hand drückt. Die nächsten Eindrücke, welche Miß Poiret empfing, wurden wahrscheinlich verhängnisvoll für dieselbe. Eine junge Erbin bleibt nie lange unverheiratet.

Schritte unterbrachen den Gedankengang des Doktors. Ein Diener in Livree kam auf ihn zu und brachte ihm eine Karte.

„James Patterson,“ stand darauf.

Doktor Evertson machte ein überraschtes Gesicht. Der Chef eines Bankhauses, welches, wie man sagte, über eine Milliarde gebot, sandte ihm seine Visitenkarte. Er wandte sie um und las mit Bleistift geschrieben:

„Sir! Ich höre mit Vergnügen, daß der Mann, mit dem ich soeben ein paar Worte gewechselt, jener Doktor Evertson ist, welchem ich die Erhaltung meiner Schwester, Mistreß Robert, verdanke. Nehmen Sie an, daß es mir eine große Freude sein würde, Ihnen bei ge-

legener Zeit ein paar Gefälligkeiten erzeigen zu können."

In der That: dieser kleine gutmütig aussehende Herr, den er für einen anhänglichen Geschäftsfreund des Hauses Poiret gehalten, war James Patterson. Ein solches Anerbieten war nicht zu verachten, wenn auch dem Empfänger im Augenblick nicht vorschwebte, was ihm jemals Veranlassung bieten könnte, darauf zurückzukommen. Nur empfand er etwas wie Freude darüber, daß dieser einflußreiche und weitblickende Mann eine, wie es schien, zweideutig pointierte Aeußerung über Mister Fish gethan. Ja, indem er sich die Worte vom ersten bis zum letzten in das Gedächtnis zurückrief, glaubte er bestimmt annehmen zu dürfen, daß sie ironisch gemeint waren.

Er suchte seine Droschke auf — der Kutscher war es gewesen, der dem Bankier den Namen des Arztes verraten. Bald lag Greenwood-Cemetery mit seinen Hügeln und Weihern, seiner Baumwelt, den lauschigen Plätzchen und blumengeschmückten Grabgärten hinter ihnen und das geschäftige Leben summte und rasselte und knarrte wieder an ihnen vorüber.

Der Doktor dachte an Miß Adeline, an Poirethouse, an die kleine Halbinsel hinter den Gärten, in deren Hafen das Segelboot und die Jolle schaukelten. Ein wunderlicher Einfall kam ihm, und er war in der Laune, ihm nachzugehen.

„Ich werde die nähere Bekanntschaft von Miß Poiret machen. Ich werde ihr nicht verraten, wer ich bin — sie soll mich erst von einer freundlichen Seite kennen lernen. Ich kalkuliere, sie ist es wert, daß ein vernünftiger Mann sich ihretwegen einige Unbequemlichkeiten macht, welche darin bestehen, daß er seine Wohnung gegen den Aufenthalt in einer Bretterbude vertauscht. Vielleicht daß ich dies unterlassen würde, wenn ich die Notwendigkeit einzusehen vermöchte, daß Mister Fish und Miß Poiret ein Paar werden. Allein das gerade Gegenteil ist der Fall."

Auf dem jenseitigen Ufer des East River erhielt der Kutscher die Weisung, nach Poirethouse zu fahren. Dort hieß ihn Doktor Evertson sich in der Nähe aufhalten, während er selbst, heute zum zweitenmal, das Blockhaus am Flusse aufsuchte.

Der Zufall war ihm günstig.

Ein alter, sichtlich noch rüstiger Mann mit ausrasiertem Schnurrbart saß müßig auf der Bank neben der Thür der Hütte, einen Filzhut auf dem Kopfe, eine kurze, schwarzbraune Thonpfeife im Munde, aus welcher er dicke Wolken sog. Er wandte kaum den Kopf, als Doktor Evertson sich ihm näherte.

„Sie sind der Besitzer dieser Hütte, Mann?"

„Well, Sir, sozusagen."

„Sie haben nicht Lust, das Ding zu verkaufen?"

„No, Sir."

„Aber vielleicht, es zu vermieten?"

Der Mann sah den Sprecher mit zwei stechend grauen Augen von der Seite an und blies die eine Backe auf als hätte er Kautabak dahinter. Endlich stieß er eine Wolke blauen Dampfes von sich und sprach sehr entschieden:

„Unmöglich, Sir, sozusagen."

„Reden wir ein vernünftiges Wort, Mann," fuhr Doktor Evertson fort, indem er sich ohne Umstände neben ihn setzte. „Was treiben Sie hier? Sie fangen Fische, wie ich bemerke. Das hindert Sie nicht, eine Zeitlang abwesend zu sein, wenn Sie für den Ertragsverlust schadlos gehalten werden. Sie fahren zuweilen mit einer jungen Dame auf den East River hinaus. Ist dem so?"

„In der That, Sir."

„Nun: diese junge Dame kann nichts dagegen haben, wenn es Ihnen einfällt, auf ein paar Monate Ihre Schwester in Pittsburg aufzusuchen. Haben Sie sonst noch eine Beschäftigung hier? Sie haben doch keine Angehörigen bei sich?"

„Nicht, daß ich wüßte, Sir."

Der Doktor zog ein Portefeuille hervor und entnahm demselben ein Papier.

„Für was halten Sie das?"

Der Fischer schielte scheinbar gleichgültig auf die Banknote.

„Eine Fünfhundertdollarnote, Sir, wenn meine Augen richtig imstande sind."

„Nun gut. Angenommen, Sie steckten dieses Ding zu sich und gingen damit, ohne jemandem ein Wort davon zu sagen, drei Monate auf Reisen oder wohin Sie sonst wollen — was sagen Sie dazu?"

„Geht auf keine Weise, Sir, abgerechnet, daß dieses Geld sozusagen kaum einen Monat langen würde."

Doktor Evertson holte ruhig noch zwei ähnliche Noten heraus.

„Es wäre unbillig, Ihnen weniger zu geben, als Sie nötig haben, um auszukommen, wiewohl es scheint, daß Ihre Ansprüche an das Leben nicht zu den mäßigen gehören. Was meinen Sie hierzu?"

Der Alte wiegte den Kopf, als ob er etwas gehört, was ihn schmerzlich bewege.

„Geht nicht, Sir; geht beim besten Willen nicht."

Doktor Evertson erhob sich und schob die Banknoten wieder in das Portefeuille zurück.

„Gott befohlen, Mann! Ein jeder weiß, was ihm seine Sache wert ist, und was er thun kann und was nicht."

Er nickte und verließ den Platz. Der Alte ließ ihn zehn Schritte hingehen, ohne ihn aus dem Auge zu verlieren.

„Drei Monate, sagten Sie, Sir?" fragte er endlich.

Der Doktor wandte den Kopf und hielt an.

„Keinen Tag mehr und keinen weniger."

Jetzt stand der Alte phlegmatisch auf.

„Es wäre, um Ihnen gefällig zu sein. Aber meine Schwester wohnt nicht in Pittsburg, sondern in St. Louis; eine große Reise das, Sir, sozusagen."

„Sie können mich schlechterdings nicht dafür verantwortlich machen, daß Ihre Schwester so weit in das Land gegangen ist."

„Will ich auch nicht. Wann meinten Sie, daß ich reisen soll, Sir?"

„Diesen Augenblick. Ich habe da einen bequemen Wagen, welcher uns befördern wird. Sie überlassen mir dieses Haus, wie es ist."

„Well, Sir; und Sie werden jedermann erzählen, der nach mir fragt, daß meine Schwester in St. Louis krank geworden ist und mich zu sehen gewünscht hat? Und Sie haben mir das Geld zur Reise gegeben, weil Sie meines Vaters Sohn wohlwollen — ist's an dem, Sir?"

„In der That — wie heißen Sie?"

„Dunby, Sir?

„Es ist so, Mister Dunby; und nun haben Sie die Güte, mir zu folgen."

Der Alte gehorchte, ohne eine Miene zu verziehen. Nur ein Blinzeln seiner Augen verriet, daß er Vergnügen über die Sache empfand.

4.

Es war einen Tag später.

Miß Adeline Poiret saß wieder im weißen Morgenrocke am Fenster des nach der Straße zu liegenden Empfangzimmers. Die lockeren Formen des Gewandes, das Häubchen auf dem braunen, reichen Haar, gaben ihrer ganzen Erscheinung etwas Milderes; dabei half ein Hauch von Schwermut, der über ihr Gesicht gebreitet lag. Nur wenn sie einmal aus ihren Gedanken auftauchte und den Blick auf das Zifferblatt der Kaminuhr richtete, spannten sich ihre Züge, und die Finger der kleinen, schmalen Hand bewegten sich in nervöser Ungeduld.

Jetzt war der Zeiger auf die Zehn vorgerückt.

Sie ergriff eine silberne Schelle, welche auf dem Fenstersims stand, und klingelte.

Die Thür ging geräuschlos auf, und eine Anzahl Personen, darunter Bob, der Neger, betrat das Zimmer, vorweg eine breite, behäbige Figur mit glattrasiertem Gesicht und ausgesprochen deutscher Physiognomie, dessen würdevolles Auftreten den kommandierenden Hausmeister andeutete. Koch, Gärtner, Kammerdiener, weibliches Personal — der Beruf der einzelnen ließ sich erraten.

Die Augen der jungen Dame schweiften über die Gruppe hin, kühl, aber nicht nachlässig. Der Respekt, welcher sich drüben in den Mienen malte, war dementsprechend, ohne Affektation und Aufdringlichkeit.

„Mister Poiret ist tot," hub Miß Adeline mit fester Stimme an, „und ich bin die Erbin seiner Hinterlassenschaft. Ihr habt einen guten Herrn verloren, dem ihr, wie ich hoffe, ein ehrendes Andenken bewahren werdet. Ich betone dies, da es, wie aus der für euch ausgesetzten Summe hervorgeht, in seinem Wunsch gelegen hat. Ich habe euch diese Legate durch Mister Bauer auszahlen lassen und wünsche, daß ihr der Reihe nach euren Anteil nennt."

Eine kurze verlegene Pause, dann wurde eine Stimme nach der anderen laut, mit Ausnahme derjenigen des Hausmeisters. Miß Poiret nickte in ihrem Schaukelstuhl und faßte dann den Deutschen ins Auge, der beleidigt aussah.

„Ich bemerke, daß ich diese Aufzählung aus keinem anderen Grunde wünschte, als um euch die Gewißheit zu geben, daß jeder bekommen hat, was ihm zusteht, woran ich selbst keinen Augenblick gezweifelt habe."

Das fleischige Antlitz Mister Bauers klärte sich auf.

„Mister Poiret hat euch,“ fuhr sie fort, „indem er starb, seines Dienstes entlassen. Es steht jedem von euch frei, sich einen anderen Dienst zu suchen; Dick Ramsley würde, obwohl ich keines Kammerdieners benötige, immerhin als aufwartender Lakai bleiben können. Wer nicht Lust hat, in meinem Dienste zu stehen, mag sich melden.“

Sie schwieg und die Leute auch. Nur Dick Ramsley räusperte sich, fuhr sich mit der Hand gerührt in die grellgrauen Augen und schien reden zu wollen, unterließ es jedoch gleich den anderen.

„Oder vielleicht, daß einer von euch mit den bisherigen Bedingungen nicht einverstanden ist.“

Wiederum Schweigen.

„Ich kalkuliere, Miß Poiret, wir wünschen alle unsrer neuen Herrschaft ein längeres Leben, als es Mister Poiret beschieden war, und uns für unser Teil nichts Besseres als wir gehabt haben,“ sagte endlich der Hausmeister.

„Ich danke,“ nickte die junge Dame. „Sie werden jeden durch Handschlag verpflichten, Mister Bauer.“

Es geschah. Nun wandte sich der Hausmeister der jungen Herrin zu und ging ein paar Schritte über den Teppich.

„Ich denke, es ist am Platze, daß ich mit meinem Handschlag die Verpflichtung, welche ich empfing, Ihnen übergebe, Miß Poiret.“

Die junge Dame sah ihn so erstaunt an, daß er verlegen innehielt.

„Bleiben Sie einen Augenblick, Ihr anderen geht. Ich kenne euch, wie ihr mich genügend kennt, um zu wissen, was ihr von mir zu erwarten habt.“

Sie winkte, die Leute verschwanden, Mister Bauer blieb in unsicherer Haltung.

„Ich wollte Sie nicht beschämen, aber ich muß Ihnen sagen, daß ich vorziehe, die Normen für unsern Verkehr auch fernerhin selbst zu bestimmen. Ich besitze eine nervöse Hand, Mister Bauer, und ich weiß nicht, ob die Berührung der Ihrigen mir angenehm sein würde. Im übrigen wissen Sie, daß ich Sie sehr schätze und — ich sage Ihnen in diesem Augenblick, daß ich mich freue, auf diese ehrliche und kräftige Hand auch für meine Person zählen zu dürfen.“

Es lag ein Gemisch von aristokratischer Reserve und Liebenswürdigkeit in dieser Abfertigung, welches zugleich abstieß und bestrickte. Mister Bauer war im Begriff, sich gekränkt zurückzuziehen, als sein Blick das heimliche Lächeln gewahrte, das die Grübchen in den Wangen vertiefte.

„Miß Poiret,“ sagte er versöhnt lächelnd, „schicken Sie mich in Wasser oder Feuer, ich gehorche.“

Damit ging er eilig, als fürchte er eine neue Kränkung.

Die junge Dame sah ihm noch immer lächelnd nach. Es schien ihr eine gewisse Befriedigung zu gewähren, daß sie ihre Herrschaft über diese Leute festgestellt hatte, und dieser naive Zug ließ ihr doppelt gut neben der Rücksichtslosigkeit ihres sonstigen Auftretens. Allmählich wurde sie ernst, besah seufzend die rosigen Nägel der kleinen Hand und griff endlich zu einem Buche, in das sie wie mit kräftigem Entschlusse ihre Aufmerksamkeit versenkte, nur selten bei Straßengeräuschen einen Blick durch das Fenster werfend.

Eine halbe Stunde mochte vergangen sein, als ein Wagen in raschem Tempo vor die Villa fuhr. Sie ließ das Buch sinken und sah etwas erstaunt hinaus: und plötzlich warf sie die Lektüre auf ein Tischchen, lehnte sich in den schwankenden Stuhl zurück und hob nachlässig den Kopf, eine Lady vom Scheitel bis zur Sohle.

Dick Ramsley trat ein und trug auf silbernem Teller eine Visitenkarte.

„Mister Fish ist willkommen,“ sagte sie mit einem Blick auf die Karte.

Hinter der Portiere, welche Dick zurückschlug, trat jener rötlich blonde Gentleman mit den hochachtungsvollen Fischaugen herein, welcher auf Greenwood-Cemetery der Gegenstand eines so eigentümlichen Gesprächs zwischen Doktor Evertson und dem Banquier gewesen. Er verbeugte sich mit steifer Höflichkeit, während die junge Dame ihm die Hand hinreichte.

„Ich kann nicht unterlassen, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, Miß Adeline, und Ihnen zu wiederholen, wie schmerzlich mich der Verlust Mister Poirets ergreift, den ich als Mensch wie als Geschäftsmann so hochgeschätzt habe.“

„Nehmen Sie einen Stuhl, Edward,“ war die ruhige Antwort. „Es ist mir lieb, ein Viertelstündchen verplaudern zu können.“

„Ich wünschte, ich könnte Sie ein wenig trösten.“

„Trösten? das ist eine konventionelle Redensart. Ich hoffe, Sie sind klug genug, um

zu wissen, daß man niemand trösten kann. Seelenschmerz ist so gut eine Krankheit, wie jede andere; ich weiß nicht, welches Organ davon angegriffen ist: die Nerven, die Leber — eines Tages ist der Höhepunkt überschritten und der Schmerz mildert sich, bis er verschwindet. Wie wollen Sie jemand trösten, der das gelbe Fieber hat? Ich bin einfach eine Rekonvaleszentin, Edward. Ich denke, Sie kennen mich genug, um zu wissen, daß mir konventionelle Phrasen ein Greuel sind."

„Ich denke, Teilnahme thut immer wohl; an meiner Betrübnis werden Sie hoffentlich nicht zweifeln?"

„Ich bin eine skeptische Natur. Sehen Sie sich um: entdecken Sie irgendwo eine Schale voll jener Karten und Billets, welche von Schmerz und Vertröstungen auf ein Wiedersehen im Himmel überfließen? Ich kenne Damen, welche eine Woche lang jeden Morgen vor einer solchen Schale sitzen und sich die schönen Worte wiederholen würden — gläubige Seelen, welche ihr Trauerflämmchen gern so gut und lange wie möglich nähren, oder eitle Geschöpfe, zufrieden und geschmeichelt, als ob eine Galacour an ihnen vorüber defiliere. Was mich betrifft, so hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als jedes dieser Papiere in den Kamin da zu werfen. Papa hatte keine Anlage zu sentimentalen Freundschaften, wie Sie wissen. Den Gentlemen, welche mit ihm zuweilen spielten, den Hunderten, mit denen er sonst gesprochen oder Briefe gewechselt hat, ist es — seien wir ehrlich — völlig gleichgültig, ob Mister Poiret nach Europa übergesiedelt, oder ob er tot ist, und die, welche ihm Wohlthaten danken, bedauern im Grunde nur, daß er ihnen fortan keine mehr erzeigen wird. Sie sind der einzige, der Papa etwas näher gestanden: abgerechnet, daß er einmal Ihr Vormund war, haben Sie Poirethouse, wie es scheint, gern besucht. Indessen wie ich Sie beurteile, betrachten Sie das Leben viel zu nüchtern, um viel bei einem Todesfalle zu empfinden. Sie streichen eine Ziffer aus der Summe Ihrer Beziehungen und zeichnen sie in Ihr Verlustkonto ein. Habe ich recht oder nicht?"

Ein aufmerksamer Beobachter hätte in den Augen des Besuchers gelesen, daß er zerstreut zuhörte. Doch hatte er den Schluß genügend erfaßt, um sagen zu können:

„Sie urteilen sehr hart, Miß; ich vermute, wenn Sie mich richtig kennten, so würden Sie glauben, daß ich sehr wohl tieferer Empfindungen fähig bin."

Die blauen Fischaugen machten einen Versuch, wärmer zu glänzen; er griff nach der kleinen Hand, welche mit einer Quaste spielte, und erhob sich, um die schmalen Lippen darauf zu drücken. Miß Adeline duldete das, ja es glitt ein Lächeln heimlicher Befriedigung über das Gesichtchen, welches so anmutig, fast kindlich aussah und doch so hart und herb sprechen konnte, so erschreckend nüchtern und verständig. Dann entzog sie ihm rasch die Hand und sprach mit Betonung: „Ich jedenfalls trage jetzt Trauer, Edward, und bin zum mindesten ein paar Monate lang, sagen wir drei, unfähig, etwas anderes zu thun, als dem Andenken meines teuren Vaters zu leben."

Er hatte wieder Platz genommen, und einen Augenblick verschlang er freudig überrascht das schöne Mädchen mit den Augen. Dann besann er sich.

„Ich verstehe und gehorche, so schmerzlich ungern ich das Fernbleiben von Poirethouse ertragen werde. Nur hatte ich gehofft, Ihnen vielleicht geschäftlich nützen zu können. Ich denke, es gibt da allerlei zu ordnen, was bei einer Hinterlassenschaft unvermeidlich ist. Wenn Sie einer zuverlässigen und geschäftskundigen Hand bedürfen —"

„Das ist alles in guten Händen. Doktor Pereire, der Advokat meines Vaters, besorgt die Sache, und ich denke, seine Zuverlässigkeit leidet keinen Zweifel —?"

Mister Fish nickte schwach.

„Sie kennen übrigens meine Verhältnisse, wissen, wieviel Papa seinerzeit aus dem Geschäft gezogen: er hatte noch ein wenig mehr übrig, aber er hat in letzter Zeit nicht günstig spekuliert und dies Mehr ungefähr zugesetzt. Der Advokat wird Sorge tragen, daß der Rest sicher angelegt wird. Im übrigen hindert Sie nichts, mir dann und wann einen Besuch zu machen, dafern er in den Grenzen dieser kurzen Morgenvisite bleibt und mir keinerlei Verpflichtungen auferlegt."

Sie schaukelte so ruhig dabei, daß man sah, das Wesen dieses schönen jungen Geschöpfes befand sich in völligem Gleichgewicht. Mister Fish erhob sich und führte ihre Hand noch einmal ehrfurchtsvoll an seine Lippen.

„Ich werde Ihre Güte nicht mißbrauchen," sagte er sich empfehlend. „Ich denke, Sie haben

die Ueberzeugung, daß Sie keinen gehorsameren Diener besitzen, als Edward Fish und keinen Menschen, der Sie besser zu schätzen weiß, als ihn."

„Glaube ich nicht," rief sie ihm lächelnd nach. „Mein Haushofmeister, der für mich durch Wasser und Feuer gehen will, ist mir sicherer, was indes an unseren Beziehungen nichts ändert."

Sie konnte den ungeduldigen Blick nicht sehen, mit dem der Scheidende zur Portiere ging, und als er die letzte Verbeugung machte, war in seinem glatten Gesicht von Ungeduld nichts mehr zu bemerken.

„Seine Höflichkeit ist abscheulich," sprach die junge Dame für sich, und griff wieder zu ihrem Buche. „Aber er ist ein Gentleman, ohne Frage, und er ist der Mann, mich in die Gesellschaft einzuführen so, wie ich eingeführt zu sein wünsche. Sein Vermögen ist enorm, und er besaß das Vertrauen Papas. Ich habe dem Lebenden seinen Wunsch nicht erfüllt, dem Sterbenden — —" sie blickte einen Moment wie gedankenlos vor sich — „es wird das beste sein," schloß sie bestimmt. „Ich stehe allein; ich kann nicht immerfort die Einsiedlerin von Poirethouse spielen. Und Mister Fish ist so erträglich wie irgend ein Mann, den ich kenne, und was die Hauptsache: er wird mich nicht inkommodieren. Am Ende ist jeder Mann ein notwendiges Uebel."

Sie sah nach der Uhr und erhob sich.

„Es ist Zeit, daß ich Toilette mache."

5.

So seltsam war dies junge Mädchen, um deswillen sich Doktor Evertson in das Fischerhäuschen am East River bannte. Sie besaß das Temperament der Französin und die Frühreife der Amerikanerin. In häuslichem Komfort verwöhnt und verzogen, hatte doch zugleich die Zurückgezogenheit, in der sie mit ihrem Vater lebte, sie mitten in einer Weltstadt voller Genüsse und Zerstreuung auf sich selbst gesammelt. Ihr Verkehrsbedürfnis hatte sie durch den Umgang mit ihrem Vater befriedigen gelernt. Sie brauchte keine Gesellschafterin, sie hielt keinen Hund, keinen Papagei. Von dem Augenblick, da Mister Poiret die Augen geschlossen, gab es kein Wesen, an dem ihr Herz hing. Sie fühlte auch keine Sehnsucht danach, die Stelle des Verstorbenen innerlich wieder zu besetzen. Die Erinnerung an ihn genügte: sie hatte ihn leidenschaftlich geliebt, und ihr Schmerz war größer, als sie zeigte. Die Oeffentlichkeit mit ihren Bällen, Konzerten, Theatern, Sehenswürdigkeiten existierte kaum für sie. Sie wußte, daß sie schön war, und sie hatte stets sorgfältig und glänzend Toilette gemacht, aber sie war nie auf den Einfall gekommen, jemand anderem gefallen zu wollen, als dem Vater und sich selbst. Der alte Herr sprach gern und wußte viel, er besaß eine gute Bibliothek und nutzte sie in Gesellschaft der Tochter. Das füllte ihre Zeit aus und entzog sie dem Bedürfnis, in jenen Künsten zu dilettieren, welche sonst die Muße junger Damen beschäftigen. Allmählich hatte sie die Zügel des Hauswesens in die Hand genommen, führte Bücher, konferierte mit dem Hausmeister und Gärtner und fuhr allenfalls zur Erholung spazieren, am liebsten auf dem Wasser des East River.

Solange Mister Poiret lebte, genügte ihr das. Jetzt berechnete sie, daß angesichts der großen Leeren vor ihr, der Zeitpunkt gekommen sei, wo es sich empfehle, eine „Partie zu machen" und Dinge kennen zu lernen, welche eine reiche, ihr fremde Welt bildeten.

Sie hatte eine sehr geringe Meinung von den Männern im allgemeinen, ihren Vater ausgenommen. Und doch kannte sie, außer diesem, nur Mister Fish genauer, den Erben der väterlichen Firma. Hätte sie Romane gelesen, so würde sie vielleicht ihr Zukunftsideal mit sich herumgetragen haben, wie so viele junge Mädchen, deren leidenschaftliche Versuche, den Gatten diesem Ideal wenigstens nach Möglichkeit ähnlich zu machen, nach der Trauung so viele Monate jungen Ehelebens vergiften. So war es vielleicht eben Mister Fish, der ihre absprechende Meinung über die Männer verschuldet hatte, die sich mit einer Art souveränen mitleidigen Wohlwollens paarte. In der That bemühte sich ihr Vater, sie dem ehemaligen Mündel günstig zu stimmen, und aus Liebe zu dem alten Herrn ließ sie den rotblonden Gentleman gelten und behandelte ihn längst vertraulich.

Sie hätte mit Jugendfreundinnen wieder anknüpfen können, um sich von ihnen in die Gesellschaft einführen zu lassen und andere junge Männer kennen zu lernen. Allein nicht nur war ihr der ganze Weg zu umständlich: sie war ohne Neugier und ohne Hoffnung, daß dabei viel

herauskäme. So hielt sie sich an den Wunsch ihres Vaters und an die Thatsache, daß sie keinen rechten Grund sah, Mister Fish nicht mit ihrer Hand zu beglücken, welcher ein sehr durchsichtiges Verlangen nach derselben hegte. Ob aus Neigung? Es schien so; allein sie war sich auch klar darüber, daß er ohne ihr Vermögen nicht einen Finger nach ihr gerührt haben würde.

Sie war sehr helläugig, diese Miß Poiret, welche gegen Abend im Garten hinter der Villa promenierte, schwarz, bis auf die feine Blüte des Gesichtes. Der Garten senkte sich steil genug zum Flusse hinab, daß sie von jedem Standpunkte aus auf die gewaltige Wasserfläche blicken konnte, welche im Licht der sinkenden Sonne glitzerte, auf den Wirrwarr von Fahrzeugen, Rauchwolken und Häusern gegenüber. Zwischen ihren trüben Gedanken ließ sie die Blicke beobachtend hinüber schweifen, wenn irgend etwas ihre Aufmerksamkeit fesselte, beobachtete sie Knospen und Triebe, und endlich haftete ihr Auge auf der Hütte des alten Dunby und auf den leise schaukelnden Fahrzeugen. Diese Gegend mußte eine große Anziehungskraft für sie besitzen, denn sie blieb unschlüssig stehen, schüttelte endlich den Kopf, als werfe sie Bedenken ab und ging auf dem kürzesten Wege zu der Gitterthür hinunter.

„Es wird mich zerstreuen," sagte sie.

In der Hütte saß Doktor Evertson und schrieb an einem vierschrötigen Holztische, welcher die Spuren unzähliger Messerschnitte trug. Eine Bank, ein paar Stühle, ein Wandschrank, ein eiserner Ofen, der zum Kochen eingerichtet war, ein langes Wandbrett — damit war das Mobiliar des Raumes bis auf einen merkwürdigen Gegenstand erschöpft. Dieser Gegenstand war ein hübscher, zierlicher, goldbronzierter Gartenstuhl mit braunem Kettengeflecht als Sitz und einem Brettchen als Fußhalter. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß auf diesem Stuhl niemand als Miß Adeline Poiret zu sitzen kam. Das Merkwürdige daran aber war der Umstand, daß er an der Wand hing, wohl um ihn gegen die schmutzige Gewohnheit des Spuckens zu schützen, welcher, nach Spuren auf dem festgestampften Lehm des Fußbodens zu urteilen, Mister Dunby der Landessitte gemäß in ausgiebiger Weise fröhnte. Eine Bretterwand wies auf einen Nebenraum hin, in welchem das Bett und ein Haufen Gerät und Gerümpel sich befanden, das der Doktor zusammengeräumt hatte, um Platz zu schaffen. Für sich hatte er Bücher und Schreibzeug, etwas Garderobe und ein paar Wolldecken herbeigeholt. Er hatte sich vorgenommen, eine wissenschaftliche Arbeit zu schreiben: daher jene Büchermenge auf dem Wandbrett. Seinen Patienten galt er laut Zeitung, Anschlag an seiner Wohnung und Aussage der alten Meg als verreist. Für seinen Lebensunterhalt hatte er nicht allzuweit ein Speisehaus ausfindig gemacht, das seinen mäßigen Ansprüchen genügte.

Während er so selbstverständlich fest auf seinem Entschlusse stand, daß keine Spur von Reue oder Unbehagen über den Tausch ihn störte, plagte ihn doch einigermaßen die Erwartung, in welcher Weise sich das Ding weiter entwickeln würde. Miß Poiret hatte er bisher so wenig zu Gesicht bekommen, wie seine Einsamkeit irgend eine andere Unterbrechung erfahren hatte. Es war gar nicht so sicher, daß die Trauernde in allernächster Zeit den Wunsch hegen würde, ihre Fahrzeuge zu benutzen. Und wenn sie nun kam, was dann? In seiner früheren Stimmung wäre er keinen Augenblick in Verlegenheit gewesen, irgend eine Situation, auch die ungewöhnlichste, mit sicherer Hand abzuthun. Aber ein Zusammentreffen mit Miß Poiret in dieser Hütte fand ihn nicht mehr so innerlich unabhängig und jeder Rücksicht entbunden, wie er einst dagestanden. Das schöne und eigenartige junge Mädchen flößte ihm ein Interesse ein, das ihn befangen machte, wenn er sich auch zunächst keine Absicht als die gestellt hatte, sie aus der Nähe zu beobachten.

Er hörte, mit unruhiger Hand den Gegenstand seines Nachdenkens festhaltend, nichts von dem schwebenden Tritt der winzigen Füßchen, die das Erbteil der französischen Abkunft Miß Poirets waren — da rief plötzlich eine weibliche Stimme, hart und süß zugleich, dicht vor der Thür: „Dunby, sind Sie drinnen?" Und Doktor Evertson zuckte ein wenig zusammen, und das barsche Gesicht des Mannes rötete sich. Seine Hand schrieb mit der Feder Züge in die Luft, er selbst veränderte indes nichts an seiner schreibenden Haltung; und jetzt lächelte der fest geschlossene Mund, und um die scharfen, fast finsteren Augen spielten leise Fältchen, zum Zeichen, daß er vorbereitet war.

„Dunby!" rief es ungeduldiger.

Doktor Evertson nahm ein Buch vom Tisch und starrte unverwandt hinein.

6.

Die Thür wurde aufgerissen, der Doktor hörte das weiche Geräusch von Frauenkleidern und drehte langsam und wie erstaunt den Kopf in den Rücken.

„Sind Sie schwerhörig geworden, Dunby, daß — — was ist das? Wer sind Sie, Sir, und wo ist Mister Dunby?"

Der Doktor erhob sich in seiner ganzen Stattlichkeit, machte mit dem Kopfe ein kurze Verbeugung und bemerkte ruhig:

„Mister Dunby ist verreist, und ich habe für die Zeit seiner Abwesenheit diese Räume gemietet. Der Gentleman ist zu einer todkranken Schwester in den Süden gefahren. Wie ich vermute, habe ich die Ehre, mit Miß Poiret zu reden, wenigstens sprach er die Ansicht aus, daß diese Dame nach ihm fragen würde. Für diesen Fall bin ich beauftragt, sein Bedauern auszudrücken, daß die Eile der Abreise ihm nicht erlaubte, sich zu verabschieden."

„Das ist köstlich! Und Sie, Sir, haben hier gemietet? Wie kam es, daß Ihr Wunsch, hier zu mieten, mit der so plötzlichen Abreise des ehrenwerten Mister Dunby zusammentraf?

Sie sah halb spöttisch, halb zornig aus, und ihre großen Augen maßen den Fremden von oben bis unten.

„Ich bin ein Privatgelehrter, Miß, der bereits seit drei Jahren den Wunsch hegt, in diesem Häuschen zu wohnen, um in seiner Mußezeit ungehemmt einer Leidenschaft für Fischen und Segeln fröhnen zu können. Ich habe — aber darf ich Sie einladen, Platz zu nehmen? Ich weiß, daß jener Stuhl da für diesen Zweck bestimmt ist — —"

Er machte Miene, in ihre Nähe zu kommen, um den hübschen Phantasiestuhl von der Wand zu nehmen.

„Bemühen Sie sich nicht, Sir, wie Sie auch heißen —"

„Volle," entgegnete der Doktor kopfnickend.

„Nun wohl; ich beabsichtige, Ihre weitere Erörterung stehend anzuhören."

„Wie Sie wünschen, Miß. Ich habe also diesen Ort, welcher wie geschaffen ist für meine Neigungen, vom Wasser aus entdeckt und bereits vor zwei Jahren mit dem Besitzer über Ankauf oder Vermietung verhandelt, damals leider vergeblich. Gestern führte mich mein Weg hier vorüber, und die Bemerkung, daß man im Begriff sei, jemand zu beerdigen, fesselte mich. Ich überzeugte mich sehr bald, daß es sich nicht um Mister Dunby, sondern um Ihren Vater handelte, Miß; indes rief der Vorfall mir den alten Wunsch in das Gedächtnis, und da ich den ehrenwerten Herrn bei den Vorbereitungen für seine Abreise traf, hatte ich Glück. Ich denke, diese Auseinandersetzung läßt nichts unaufgeklärt, was Sie an meinem Hiersein befremdet."

Die ruhige, kurze Art, wie der Fremde sprach, schien die junge Dame zu entwaffnen. Der Mann hatte weder etwas Lächerliches, noch etwas Unangenehmes. Er war offenbar jemand, der auf der Höhe der Bildung stand; das Klare, Präcise in seinem Wesen erweckte Sympathie und machte Miß Poiret geneigt, seinen Worten Glauben zu schenken, wenngleich ihr Mißtrauen nur zögernd wich. Seltsam — ihr war, als habe sie eine ähnliche Stimme schon gehört: wo doch gleich?

„Sie wohnen sonst — —?" fragte sie rasch.

Der Doktor stutzte; er war auf diese Frage nicht gefaßt. Indes kam ihm ein glücklicher Gedanke: er nannte ein Hotel in einem entfernten Stadtteil und nahm sich vor, noch heute dort für einen Moment ein Zimmer zu mieten, für den Fall, daß es Miß Poiret einfallen sollte, Nachfrage halten zu lassen.

„Gut also, Sir. Sie haben für einige Zeit das Häuschen des Mister Dunby gemietet. Wenn ich Ihnen nun aber sage, daß Dunby gar nichts zu vermieten hatte, sondern, daß ich die Eigentümerin der Wohnung bin?"

Doktor Evertson erstarrte. Diese Eröffnung, an deren Wahrheit er nicht zweifeln konnte, machte den ganzen Plan problematisch. Der Verdruß drängte endlich das Erstaunen aus seinem Gesicht und er sagte hastig:

„Dann kann ich nur behaupten, daß der sehr ehrenwerte Herr Dunby ein Schuft ist, der mich geprellt hat, vorausgesetzt, daß er nicht als Mieter das Recht erworben hat, diese Wohnung in Aftermiete zu geben."

„Nicht daß ich wüßte. Der Mann wohnt überhaupt nicht zur Miete, sondern hat meinem Vater das Grundstück mit dem Vorbehalt verkauft, daß er lebenslänglich hier frei wohnt und fischt, wogegen er die Pflicht hat, meine Fahrzeuge zu bewachen und mich zu bedienen, wenn es mir gefällt, Fische zu angeln oder auf das Wasser hinaus zu fahren. Sie sehen ein, Sir,

daß ich diesem Manne nicht das Recht zugestehen kann, ohne weiteres davonzugehen und jemand Fremdes in seine Wohnung zu setzen, wie kurz oder lange es ihm beliebt."

„Es scheint, Miß: der Gentleman, der mit meinem Gelde verreist ist, hat nicht übel gerechnet. Er wäscht seine Hände in Unschuld und gutem Glauben und überläßt Ihnen, die Ursache zu sein, daß ich als Betrogener dastehe, indem Sie mich aus dem Hause weisen."

Er war ihr näher getreten, ernstlich erregt. Dieser Fremde war jedenfalls eine imposante Erscheinung, und Miß Poiret hatte ein Gefühl, als sei sie ihm nicht ganz gewachsen. Ihr Blick war ein wenig unsicher, als sie entgegnete:

„Ich habe nichts mit dem zu schaffen, was Sie und Dunby untereinander abmachen, Sir. Ich finde es abgeschmackt, mir die Verantwortung für Ihren Schaden aufbürden zu wollen."

Doktor Evertson hatte sich wieder gefaßt.

„Verzeihen Sie, Miß; Sie mögen recht haben. Wenn Sie wünschen, lassen wir durch das Gesetz ausmachen, ob Mister Dunby als lebenslänglicher Bewohner zugleich das Recht bewahrt hat, die Wohnung auf einige Zeit zu vermieten oder nicht."

„Sie halten das für streitig?"

„In der That, Miß; und ich habe jedenfalls das Recht, so lange in Besitz der Wohnung zu sein, bis die Entscheidung gefallen ist."

Die junge Dame stand unschlüssig. Endlich maß sie ihn kühl von oben bis unten und sagte:

„Ich will Sie nicht in diesem Recht stören. Ich denke, ich werde ohne diesen undankbaren Menschen fertig werden. Undankbaren — bah, der Mann hat seinen Vorteil im Auge, wie alle Menschen, wie ich selber schließlich. Ich habe den Begriff Dankbarkeit längst aus meinem Katechismus gestrichen. Good bye, sir!"

Sie wandte sich mit einer energischen Bewegung ab und schritt der Thür zu.

„Einen Moment, Miß, wenn ich bitten darf," sagte der Doktor ruhig hinterdrein. Sie hielt die Thürklinke und blickte über die Schulter zurück. „Ich möchte nicht, daß Sie durch die Entfernung des Mister Dunby etwas entbehrten. Auf die Künste, in deren Ausübung dieser würdige Gentleman Ihnen beistand, verstehe ich mich, wie bemerkt, so gut wie er. Verfügen Sie gefälligst für die Zeit seiner Abwesenheit über meine Dienste."

„Ich bedaure," gab sie leidenschaftlich zurück, „ich werde meine Geräte durch einen Diener abholen lassen und mir selber helfen."

Sie trat hinaus und die Thür schloß sich.

Doktor Evertson kreuzte die Arme über der Brust und blieb eine Weile auf der nämlichen Stelle stehen. Etwas wie Enttäuschung malte sich in seinen Zügen.

„Ich fürchte, sie ist wie die meisten Weiber, die ich kenne. Derselbe Eigensinn, derselbe Trotz, dieselbe Ueberstürzung, welche einem vernünftigen Manne das Leben sauer machen. Das Einzige: sie denkt logisch, und ich bin überzeugt, man würde wissen, wie man mit ihr dran ist. Schön ist sie, ganz eigenartig schön. Mammy hatte recht. Aber was will ich hier? Mich dünkt, wir beide wären fertig miteinander, und ich habe nicht länger nötig, meine Kranken im Stich zu lassen und diese immerhin etwas unbequeme Lebensweise zu führen."

Nach einer Weile lächelte er in sich hinein.

„Vielleicht lassen sich unsere Beziehungen bessern. Was konnte ich vom Anfang anderes erwarten, als Verdruß ihrerseits, nachdem ich diesen braven Mann bestochen, wie in ein Mauseloch zu verschwinden? Seh' einer, wie pfiffig er sich um die Frage schob, ob er ein Recht habe, mir die Wohnung zu überlassen! Diese alten Burschen verstehen es, eine Hinterthür zu nützen, trotz dem besten Advokaten. — Ich denke, daß ich gut thue, einige Geduld zu lernen."

Ein Klopfen — Dick Ramsley trat herein, starrte den Doktor neugierig an und stotterte, daß er die Ruder für die Jolle der Miß Poiret holen solle.

„Will Miß Poiret allein fahren?"

„Ich denke, es ist an dem, Sir," war die Antwort.

Doktor Evertson öffnete die Thür zur Kammer.

„Links in der Ecke beim Fenster stehen Ruder. Sie mögen sich die zur Jolle gehörigen aussuchen."

Dick schlich mit Scheu an dem breiten löwenköpfigen Manne vorüber, holte die gelben Ruder mit dem schwarzen Blattwerk darauf und drückte sich so geräuschlos wie möglich wieder zur Ausgangsthür, wo er sich höflich empfahl. Der Doktor begab sich an das Fenster. Er sah die schlanke schwarze Gestalt am Ufer stehen — die scheidende Sonne zog einen Goldschimmer um ihre Konturen. Sie trug einen bequemen schwarzen Strohhut. Ihre Hand machte eine

energische Bewegung gegen Dick, welcher in die Jolle stieg, um die Ruder zu befestigen. Das Herz Doktor Evertsons bewegte sich, und er sagte plötzlich wie mit einer Eingebung vor sich hin:

„Sie wird meine Frau; sie muß es werden. Diese tiefe Unruhe in mir will es.“

Dabei zogen sich seine Brauen zusammen, als nehme er sich vor, einem verhaltenen Zorn Genugthuung zu schaffen.

Bisher glaubte er, Dick werde das Rudern übernehmen, allein er sah, daß er sich irrte. Der Diener stieg wieder aus der Jolle, Miß Poiret trat hinein und setzte sich zwischen die Ruder. Dick löste die Kette — mit kräftigen Schlägen trieb sie das Fahrzeug aus der Bucht, während jener am Ufer stehen blieb und sie beobachtete.

Das Wasser war nicht ungewöhnlich bewegt, obwohl in der Luft gewitterhafte Wolken standen. Auch schien die junge Dame kräftig und des Ruderns kundig zu sein, denn die Jolle flog glatt und gleichmäßig weiter. Gleichwohl konnte sich der Doktor eines Gefühls von Besorgnis nicht erwehren. Der East River war gerade in dieser Abendstunde sehr belebt; wenn Miß Adeline sich zu weit auf das Wasser hinaus wagte, bedurfte sie voller Besonnenheit und Sicherheit des Armes, um unter allen Umständen freies Wasser zu behalten.

Der Diener stand noch immer am Ufer und der Doktor trat plötzlich zu ihm hinaus.

„Fährt Miß Poiret öfter allein?“ fragte er.

„Ich glaube, daß der alte Dunby immer mit ihr hinausgefahren ist, Sir,“ war Dick's Antwort.

Der Doktor starrte ein paar Sekunden auf das Wasser hinaus, ging zögernd zur Hütte und kam entschlossen wieder, ein Paar andere Jollenruder im Arm. Rasch löste er die Ketten der zweiten Jolle, sprang hinein und schwamm kurz darauf denselben Weg hin, welchen das Fahrzeug der jungen Dame genommen hatte und welcher noch mit einem Wasserstreif gekennzeichnet war.

Der Sohn des Kapitän Evertson wurde in ihm lebendig. Wie eine Seeschwalbe schoß die Jolle über das Wasser. Erst als er Miß Poiret zwanzig Fuß vor sich hatte, schwenkte er ab und glitt langsam spielend hierhin und dahin, immer die Nähe zu dem anderen Fahrzeug wahrend.

Die Stirn der jungen Dame krauste sich, und sie gab der Jolle eine Schwenkung, daß sie den Doktor im Rücken hatte. Nach einiger Zeit schien sie dies nicht mehr für nötig zu halten. Ein vornehmer Instinkt riet ihr, ihn einfach als einen Fremden zu ignorieren. Sie folgte also unbekümmert ihrer Laune. Auch der Doktor kümmerte sich scheinbar nicht um sie; nur ein zeitweiliger Augenaufschlag bewachte ihr Fahren und zugleich die ganze Lage.

„Geben Sie acht, Miß!“ rief er plötzlich hinüber. „Es kommt ein Dampfer herunter. Vergessen Sie nicht, gegen die Wellen zu legen!“

Miß Poiret that, als hörte sie nicht, während sie heimlich den Dampfer ins Auge faßte. Es war ein Schlepper. In ziemlicher Entfernung passierte er mit seinem Gefolge vorüber; das Wasser bewegte sich mit breiten Wellen gegen sie her, und eine halbe Minute tanzten die Jollen hinauf und hinunter.

Der Doktor sah, daß sein Schützling von Mister Dunby etwas gelernt hatte.

Beruhigter ließ er sie gewähren. So bewegten sich beide spielend von Gefahr zu Gefahr. In Pausen betrachtete er das glühende Gewölk, die Baumformen auf Blackwell-Island und den Wasserverkehr. Dabei sank die Sonne völlig. Die Luft ward kühler, und Miß Poiret nahm ein Tuch um und sah nach der Villa hinüber, welche nur undeutlich sichtbar war. Als sie die Zipfel über die Schultern geworfen, begann sie langsam den Rückweg zu nehmen.

Nah und fern Fahrzeuge; geblähte Segel, braun und grau — Rufe und undeutlich rauhe Reden, Räderschlagen, schrilles Pfeifen. Ein hübscher, schwarzgeteerter Zweimaster mit rotem Kreuz auf grünem Bug kam in bedenkliche Nähe, und eine grobe Stimme rief vom Bord Scheltworte herunter. Alles in allem ein prächtiges Abendbild: das belebte dunkelnde Wasser, hier und dort ein weißer Schaumkamm, ganze Schaumstrudel, glitzernde Fahrtspuren — die reichen Ufer, aus denen ein Licht nach dem anderen aufschimmerte, der Himmel, an dem die Sterne zwischen den verglimmenden Wolkenbergen zu scheinen begannen.

Nordöstlich wieder ein Dampfer, groß wie eine Kaserne: er hatte bereits die Lichter angezündet und schien seinen Kurs gegen das Ufer hin zu nehmen. Ein fernes Pfeifen südwestlich: aus leichtem Nebel glühten die Lichter eines zweiten Dampferriesen. (Forts. folgt.)

Aus dem Salzkammergut.

Von

Anton von Ruthner.



Gmunden (S. 76).

I. An den Ufern des Gmundnersees.

So oft von den schönsten Teilen der östreichischen Alpen die Sprache ist, wird sicher darunter das Salzkammergut genannt. Und mit vollem Recht! Tief innen im Hochgebirge, vornehmlich in den Centralalpen, dort wo der Firnschnee die Spitzen der Berge krönt und die Gletscherströme mit ihren blauen Anbrüchen zum ernsten Thalgrund herabwallen oder himmelhohe Felswände senkrecht zu Thal stürzen, herrscht eine großartige Majestät der Natur. Allein eine solche Größe bewirkt in vielen bloß ein gleichgültiges Anstaunen oder selbst ein Gefühl der Beengung und nicht dasjenige des vollen Behagens; im Salzkammergut einen sich dagegen die lachenden Thäler und freundlichen Höhen der Ausläufer der Alpen in allmählichem Ansteigen mit dem in grotesken Formen emporstrebenden Hochgebirge zu einer Reihe von Landschaftsbildern, welche Größe und Anmut verbinden. Reiche Farbentöne erfreuen ringsum das Auge und vollends dort, wo sich der Spiegel eines Sees ausbreitet, glänzt und flimmert die ganze Landschaft in entzückender Weise. Und gerade eines größeren Reichtums an Seen kann sich kein Teil der Alpen berühmen als das Salzkammergut, welchem, von kleineren Hochseen gar nicht zu sprechen, der Gmundner- und Hallstättersee und die Gosauseen angehören.

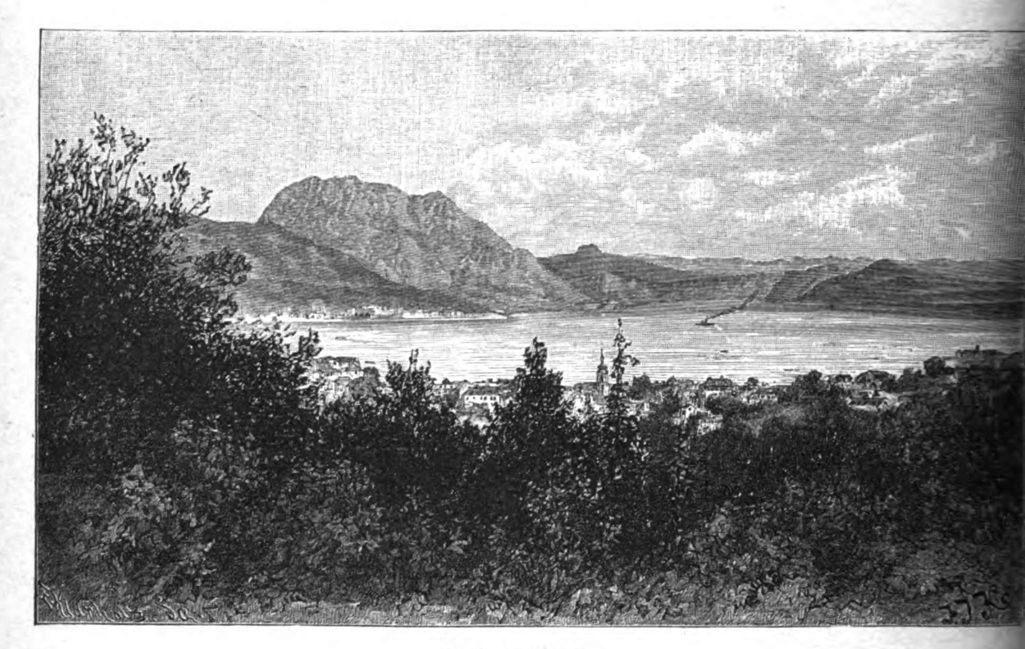
Wo bleibt aber nur der Attersee, wo der St. Wolfgangsee, der Mond- und Almsee? denkt sich jetzt gewiß einer oder der andere der geneigten Leser und rechtfertigt dadurch einen kleinen Exkurs, zu welchem den Verfasser sein geographisches Gewissen drängt.

Es ist ganz unglaublich, welche Gegenden alle zum Salzkammergut gezählt werden, die nicht dazu gehören. Der Begriff Salzkammergut ist ein administrativer und umfaßt den Bezirk des alten Landgerichtes Wildenstein und ins Geographische übersetzt das Thal der Traun vom

Eintritt des Flüßchens aus Steiermark nach Oberöstreich bis zum Einfluß desselben in den Traun- oder Gmundnersee mit allen auf dieser Strecke in das Hauptthal mündenden Seitenthälern. Ja, selbst diese Abgrenzung erleidet nochmals eine Einschränkung, weil das Gebiet am St. Wolfgangsee den vom Salzkammergut unabhängigen Bezirk Mondsee gebildet hat. Damit aber erkennen wir den eigentlichen Boden der Erzeugung und Bearbeitung des Salzes mit den Salzbergen von Ischl und Hallstatt und den Pfannhäusern von Ebensee, Ischl un Hallstatt als das wahre Salzkammergut.

Nur weil Gmunden durch lange Zeit de Sitz der Oberleitung des oberöstreichischen Sal wesens war, machte man das Zugeständnis au das Land um den Traunsee mit Gmunde zum Salzkammergut zu rechnen und nannte die das äußere Salzkammergut, das eigentlic Salzkammergut aber das innere.

Danach gehört der Atter- und Mondse ebensowenig als der St. Wolfganger; der Alm



Der Gmundnersee (S. 77).

see und Aussee als ein Teil Steiermarks dem Salzkammergut an.

Was soll man vollends dazu sagen, wenn Salzburg, die Hauptstadt eines eignen Landes, das, abgesehen von seiner Verschiedenheit in geographischer Beziehung, seine selbständige hochinteressante Geschichte hat, zum Salzkammergut gerechnet wird, und doch kommt dies gar nicht selten vor.

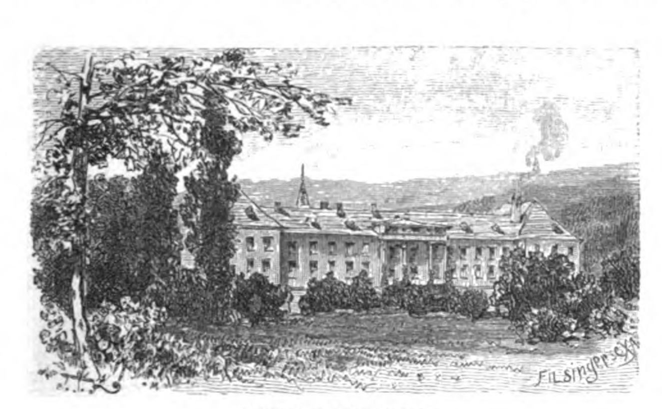
Unsere heutigen Skizzen sollen sich auf das Salzkammergut, allerdings das äußere und innere, beschränken.

Wir betreten es von Norden.

Nach dem Hauptort des Ländchens, der Stadt Gmunden (S. 75), führen von der Weltstraße, der Kaiserin Elisabeth-Westbahn, zwei Dampfeisenbahnen, denn auch die alte Pferdebahn, welche in Lambach abzweigt, wird gegenwärtig mit kleinen Lokomotiven befahren.

Sie gewährt den Vorteil, daß man auf ihr die Gelegenheit hat, den Traunfall zu besuchen, jenen hochpittoresken Absturz, welchen der Fluß in einer romantischen Waldschlucht in der Richtung vom rechten Ufer gegen das linke über ein 13 m hohes Felsenriff, von den Klippen auf der Höhe desselben in mehrere Schaumstrahlen geteilt, macht, während neben diesem „Wilden Fall“ ein Teil des Flusses am rechten Ufer in einem 394 m langen und im ganzen 15 m geneigten Kanal, dem „Guten Fall“, als Bahn für

ie Schiffe abwärts gleitet. Auch zeigt sich der raunstein und vor allem die Aehnlichkeit seiner bersten Kammlinie mit einem menschlichen rofil, das wieder dem des unglücklichen Königs on Frankeich, Ludwig XVI., gleihen soll, von inem andeen Punkte ünstiger als on ihr. Endlich tritt erade auf ihr or Gmunden mit einem Schlage das entzückende Bild des Gmundnerees (S. 76) or das trunkene Auge des Ankommenden. — Dafür entspricht die in Attnang von der Westahn zum Laufe durch das Salzkammergut, dann ber Aussee in das Ennsthal abzweigende Salzkammergutahn als eine rößere Bahn en heute in rster Linie estellten Anforderungen: Schnelligkeit nd Bequemichkeit, unleich mehr, nd darum angt die groe Mehrzahl er Fremden uf ihr in Gmunden an. Die alte Landtadt Gmunen hat wie ndere Orte ihresgleichen urch Jahrhunderte, freilich ein- oder anderenale durch Kriegslärm unsanft aus dem Schlafe eweckt, ruhig geschlummert, wobei in ihren Träumen die Salzküfel und der Herr Salzobermtmann sicherlich die erste Rolle gespielt haben.



Schloß Ebenzweier (S. 79).

Nur einmal in dieser langen Zeit hat sich ein weiter tragendes geschichtliches Ereignis in und bei ihr vollzogen, als im zweiten, dem größeren, oberöstreichischen Bauernkrieg des Herzogs Maximilian von Bayern General Heinrich Gottfried von Pappenheim am 14. November 1626 nach schwerem vierstündigen Kampfe die von Glacianus, dem „Studenten“ befehligten Bauern auf das Haupt schlug und damit den Krieg zu Ende führte.

Noch heute legt der sogenannte Bauernhügel bei Pinsdorf, in welchem 4000 gefallene Bauern begraben sein sollen, Zeugnis von diesem Tage ab. Der „Student“ wurde auf der Flucht gegen den See getötet, er kam jedoch nicht so leichten Kaufs davon, einfach im Bauernhügel begraben zu werden, vielmehr wurde zum warnenden Exempel sein Kopf auf einem Spieß in Linz und der übrige Leichnam in Vöcklabruck zur Schau ausgestellt! Wir werden auf den Bauernkrieg, die specifisch oberöstreichische Episode in der Geschichte dieses Landes, an einem anderen Orte zurückkommen.



Schloß Ort (S. 78).

Erst die neueste Zeit mit ihrer Erleichterung

des Reisens und dem potenzierten Interesse an der Natur hat auch die Physiognomie Gmundens wesentlich geändert. Die Stadt ist ein Kurort und beliebter Sommeraufenthalt, besonders der Wiener, sie ist Saisonstadt geworden. Sie besitzt ein Soolbad und andere Bäder, ein Kurhaus, eine Esplanade, ein Theater, große Hotels und dem allen entsprechende Preise.



Traunkirchen.

Kirche in Traunkirchen.

Schon im Aeußeren finden wir die alte und neue Zeit nebeneinander; die erstere hat sich zumeist in der inneren Stadt behauptet, die letztere vornehmlich den äußeren Raum den See entlang gegen „Ort" und die übrige Umgebung zunächst dem See erobert, wo wir überall am Gestade und auf den Höhen über demselben neuen Häusern und Villen begegnen.

Es würde zu weit führen, alle beachtenswerten alten Häusergruppen und einzelnen Bauten oder neuen Villen und Gebäude aufzuzählen und so werde aus jenen bloß des Rathauses auf dem Seeplatz und des früheren Oberamtsgebäudes, aus diesen nur der Villen Württemberg, Toscana, Satori mit ihrem Park und des rückwärts vom Seeplatz und dem Rathaus hart am See gelegenen großen Hotels Austria gedacht.

Wer wollte auch an dieser Stelle, über welche die Natur ihre Reize im vollsten Maße ausgegossen hat, seine Aufmerksamkeit selbst bedeutenderen Bauwerken, als sie hier vorkommen, schenken!

Die Stadt erhebt sich am nördlichen Ufer des Sees unmittelbar an ihm oder auf den darüber aufsteigenden Anhöhen, der größere Teil auf dem linken Ufer der dem See entströmenden Traun, der kleinere auf dem rechten. An zahlreichen tiefen Punkten, namentlich auf dem Seeplatz und der schattigen sich den See entlang in der Richtung gegen Ort hinziehenden Esplanade dann auf den meisten Höhen, in ausgezeichnetster Weise auf dem Kalvarienberg, erschließt sich das zauberische Landschaftsgemälde des Gmundnersees, welchem die Krone der Schönheit unter den Seen Oberöstreichs einzuräumen wir kei[n] Bedenken tragen.

Zu Füßen das weite dunkelgrüne Wasse[r]becken, in welchem sich die Stadt spiegelt un[d] in welches rings hübsche Landhäuser, die meiste[n] auf der Westseite bis zur Bucht von Ebenzweie[r] und dann wieder um Traunkirchen, hinabblicken. Stattlich nimmt sich im nordwestlichen Teile de[s] Sees das Doppelschloß Ort (S. 77), das See[]schloß mit hohem Turme und durch eine lang[e] Brücke mit dem Landschloß verbunden, aus[.] Ebenzweier schaut aus seiner Bucht und ihm nah[e] die Kirche von Altmünster zu uns herüber un[d] anmutig leuchtet die Rotunde von Traunkirche[n] mit den an sie gereihten Bauten von ihrer Land[]zunge herab.

Und welche unvergleichlichen Gegensätze bil[]den nun die sich vom Ufer nach Westen ausdehnen[den] lieblichen Gefilde der Viechtau und der grün[e] Gmundnerberg mit der Riesenmauer, mit welche[r] auf dem Ostufer der Traunstein der Flut ent[]steigt, als der vorderste des Hochgebirges, da[s] sich auf demselben Ufer im Erlakogel und andere[n] Hochspitzen nach Süden fortsetzt, auf dem West[]ufer dagegen in dem hinter Traunkirchen in de[n] See vorspringenden Sonnenstein sich aufbaut von diesem südwestlich als der Stock des Höllen[]gebirges lagert und welches in südlicher Fern[e] über der Stelle, wo der See hinter Traun

chen in einer Schlucht zu endigen scheint, mit n Bergen des Toten Gebirges, darunter der chönberg 2093 m, der höchste und zugleich die öfte Erhebung in unserer Rundschau, das sinne-rückende Landschaftsbild abschließt.

Neben diesem Prachtgemälde wollen wir nur z des interessanten Anblicks gedenken, welchen f der am Ausfluß der Traun aus dem See Stadtteile an ihren Ufern verbindenden rücke die Kunstbauten, Klause und Kanal, ge-ihren, durch die es allein ermöglicht ist, daß r Fluß aus dem See in das ihm sogleich an-wiesene tief gelegene Bett ohne einen gewal-gen Absturz gelangt. Auch die Gruppierung r Häuser der höheren Stadtteile des linken fers auf dem steilen Gehänge gegen dies tiefe lußbett ermangelt hier nicht der malerischen Virkung.

Gmunden hat nach der Volkszählung vom . Dezember 1880 in der Ortsgemeinde über 00 Bewohner, die Stadt mit den Vorstädten er bei 5000.

Noch erwähnen wir, daß der im Jahre 1442 s Pfarrer von Laa in Niederöstreich verstor-ne und im Stephansdom in Wien begrabene ohannes de Gamundia, der Verfasser des ersten llständigen Kalenders, in Gmunden geboren ar und daß hier M. L. Schleifer als Bergrat lebt hat und im Jahre 1842 gestorben ist, dessen lame als der eines der ausgezeichnetsten neuern ichter nur darum, weil er allen litterarischen reisen ferne gestanden hat, ungleich weniger enannt wird, als er es verdient.

Nun aber verlassen wir das reizende Gmun-en zur weitern Fahrt in das Salzkammergut.

Dazu stehen uns zwei Wege offen, über den ee oder zu Lande auf dem westlichen Seeufer.

Wir halten die Fahrt auf dem See, auf dem an, sei es auf dem Dampfschiffe oder im leichten ahn inmitten der wundervollen Scenerieen da-ingleitet und das Auge sich fürchtet, zu lange uf einem Bild dieses Ufers zu verweilen, um arüber nicht eines des anderen Ufers zu ver-iumen, für dankenswerter.

Doch auch die Fahrt zu Lande, insbesondere uf der Eisenbahn, ist reich an prächtigen Blicken inab auf den See, zurück nach Gmunden und einer Umgebung, hinüber nach dem massigen Traunstein und hinein in die liebliche Bucht von Traunkirchen.

Zunächst beschäftigt uns Altmünster und in seiner Nähe das ansehnliche Schloß Ebenzweier (S. 77). Letzteres war ein Besitztum des Erz-herzogs Maximilian von Este und ist nach dessen Tode in den Besitz der Gräfin Chambord über-gegangen. So bringen denn Mitglieder dreier



Der Spitzlstein am Gmundnersee (S. 83). – Straßendenkmal unterhalb des Sonnensteins (S. 83).

depossedierten Fürstenhäuser den Sommer am Gmundnersee zu, der Herzog von Cumberland in einer Villa bei Gmunden, die Witwe und ein Sohn des Großherzogs Leopold II. von Toscana in Villen bei Ort und Traunkirchen, die Gräfin Chambord aber fast gegenüber dem riesigen Profil ihres Urohms in Ebenzweier.

Altmünster, Zeuge alter Funde, um das herum die Römer seßhaft waren, gilt als die älteste Pfarre in einem weiten Umkreise und der



Haus in Ebensee (S. 83).

Name bestätigt es, daß hier schon in alter Zeit ein Gotteshaus bestanden hat.

Den Geschichtsfreund fesselt in der Kirche vor allem der über 2 m hohe und halb so breite Grabstein aus rotem Marmor, auf welchem der im Jahre 1629 im Schloß Ort, das ihm Kaiser Ferdinand II. geschenkt hatte, verstorbene und hier begrabene Statthalter Graf Herberstorf in Lebensgröße und voller Rüstung abgebildet erscheint.

Hier nun ist uns der passende Anlaß gegeben, um einige Streiflichter auf den oberöstreichischen Bauernkrieg zurückfallen zu lassen.

Bald nach dem Ausbruch des 30jährigen Krieges ward nach Kaiser Matthias' Tode im Jahre 1619 der schon 1617 in Böhmen und 1618 in Ungarn als König gekrönte Erzherzog Ferdinand von der steirischen Linie der Habsburger als Ferdinand II. zum Deutschen Kaiser gewählt und durch die Verzichtleistung des Erzherzogs Albrecht auch Herr im Erzherzogtum Oestreich.

Die drei weltlichen Stände des Landes Oestreich ob der Enns standen mit der Konföderation der Protestanten Böhmens, Mährens und Schlesiens in Verbindung und zögerten, dem neuen Landesherrn zu huldigen; dieser hatte jedoch bereits mit seinem Jugendfreunde Herzog Maximilian von Bayern ein Bündnis zur Unterwerfung der Widerspenstigen in Oberöstreich und Böhmen geschlossen und als er vergebens den Weg der Güte versucht hatte, fand der Einmarsch der Bayern in Oberöstreich statt. Grausamkeiten von beiden Seiten ließen nicht lange auf sich warten, doch bald unterwarfen sich die Stände dem Herzog und es schien Ruhe einzutreten.

Jetzt aber wurde Graf Adam Herberstorf als Statthalter eingesetzt und im März 1621 eine kaiserliche Verordnung bekannt gemacht, daß das Land pfandweise dem Herzog von Bayern überlassen sei. Die großen Anforderungen der Bayern an die Bewohner, welche ohnehin durch die vorhergegangenen unruhigen Zeiten arg gelitten hatten, und Herberstorf, der rauh im Benehmen, hart und unbeugsam war, Oberöstreich als erobertes Land und alle Stände als Rebellen behandelte, um deren Rechte er sich nicht zu kümmern brauche, riefen neuerlich eine große Erbitterung hervor und vollends die gewaltthätige Durchführung der Gegenreformation fachte endlich das unter der Asche glimmende Feuer zur hellen Lohe an.

Der bedeutendste Aufstand ereignete sich damals im Mai 1625 bei der Einsetzung eines katholischen Pfarrers in Zwiespalten, dem Markt Frankenburg.

Graf Herberstorf teilt das Los aller Männer, welche in aufgeregten Zeiten, besonders in Religionskriegen, eine hervorragende Rolle spielen: von der eignen Partei werden sie vergöttert,

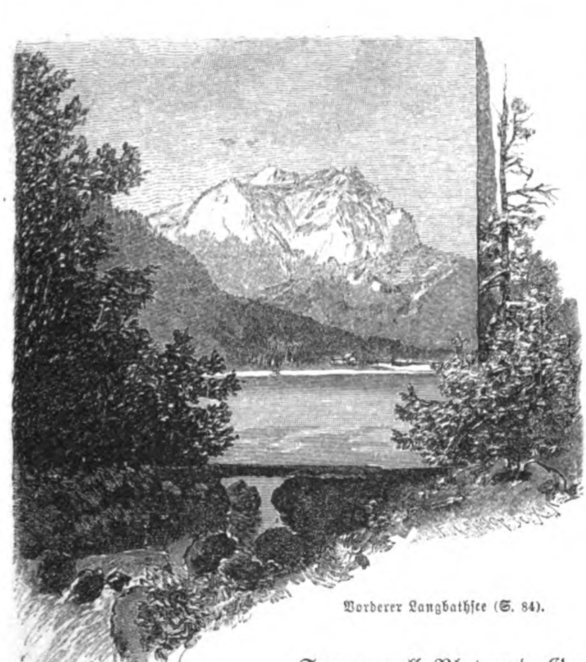
n der Gegenpartei verketzert, so daß es schwer , über sie ein richtiges Urteil zu fällen.

Zum Glück gibt uns Herberstorf durch sein orgehen bei diesem Aufstand einen untrüglichen laßstab zur Beurteilung seines Charakters an e Hand.

Etwa 5000 bewaffnete Bauern hatten sich bei wiespalten versammelt und belagerten während niger Tage das Schloß, da erschien Herberstorf it Reiterei, anonen und 200 Mann ußvolk. Er bestellte alle Unrthanen aus n am Aufund beteiligten farreien für n nächsten ag auf freiem eld bei einer roßen Linde. Wirklich fanden ch beiläufig 000 Bauern n. Herberstorf eß sie von Soldaten umingeln, ritt itten unter sie, efahl die Richer von Franenburg und Vöcklamarkt, ann die Ausschüsse, die sogenannten Achter, aus den aufständischen Pfarren, zusammen 38 Personen, abzusondern. Dann erklärte er hnen, sie hätten alle das Leben verwirkt, er wolle es aber der Hälfte schenken. Sie müßten deshalb zu je zweien um das Leben würfeln, wer verspiele, solle gehenkt werden. Und nun begann das grauenhafte Spiel: 19 Paare spielten auf einem ausgebreiteten schwarzen Mantel, 17 von den Verlierenden wurden wirklich gehängt, 2 begnadigt.

Wieder folgte eine Zeit der Ruhe vor dem Sturm. Zuletzt brachten diesen die vielen Härten in der Fortsetzung der Gegenreformation, die Gelderpressungen und Gewaltthätigkeiten Herberstorfs, seiner Soldateska und der Bayern, allerdings auch die Aufreizungen des Volkes durch die auswärtigen Protestanten, zum Ausbruch und im Mai 1626 begann der große Bauernkrieg, der nach mancherlei Glückswechsel und nach fruchtlosen Unterhandlungen, wie wir erwähnt haben, durch die Schlacht bei Gmunden sein Ende gefunden hat, durch welchen aber Oberöstreich Wunden geschlagen waren, an denen es lange Zeit geblutet hat.

Es ist hohe Zeit, das Grab des Mannes zu verlassen, von welchem seine Grabschrift erklärt: „Welcher eine große Seyln und Beschützer der heil. Kathol. Kirche gewest“ und von welchem seine Gegner ernstlichbehaupteten, der Böse in Person habe sich ihn, den erst 45jährigen, im Schloß Ort geholt.



Vorderer Langbathsee (S. 84).

Als der wohlthuendste Gegensatz dieser Scenen voll Blut und Greuel tritt uns jetzt Traunkirchen (S. 78) als ein Bild von seltener Anmut entgegen.

Ein niedriges, felsiges Vorgebirge fällt, an seinem östlichen Ende mit Laubholz bekleidet, steil in den See ab. Auf seiner Höhe gewahren wir zu äußerst den Rundbau der Kirche (S. 78) mit seinem, der hier herrschenden Stürme halber, nur niedrigen Turm und daran sich anschließend das einstige Stiftsgebäude und elegante neuere Bauten. Rückwärts steht auf dem höheren Abhange der Kalvarienberg und die Johanniskirche, die übrigen freundlichen Häuser und Villen des Ortes haben sich in den beiden Buchten auf der Nord- und Südseite der Halbinsel angesiedelt. In diese Seeidylle blickt vom Ostufer der Recke Traunstein, von Südsüdwesten aber der Sonnenstein herein.

Schon im Jahre 909 kommt urkundlich in

Traunkirchen ein angeblich zum Andenken eines Sieges über die Ungarn gestiftetes Mannskloster vor. Es scheint in der damaligen kriegerischen Zeit bald in Verfall geraten zu sein. Erst Markgraf Ottokar VI. von Stire und sein Sohn Leopold der Starke haben das Kloster und zwar für Benediktinernonnen wieder hergestellt und Ottokars Schwester Atha wird als die erste Aebtissin desselben genannt. Im Jahre 1573 wurde es aufgehoben, hierauf kamen seine Besitzungen im Jahre 1622 an die Jesuiten, bei denen sie bis zur Aufhebung des Ordens blieben, worauf sie landesfürstlich geworden sind.

Als eine ungemein weihevolle Feier wird das Fronleichnamsfest in Traunkirchen auf dem See in Kähnen abgehalten. Ein größeres Schiff mit dem Altar umgeben die zahlreichen Kähne mit den im Sonntagsschmuck prangenden Bewohnern, und es erweckt einen unvergeßlichen Eindruck, wenn bei der Ablesung der Evangelien



Der hintere Langbathsee (S. 84)

alle Ruder ruhen, die Bevölkerung in die Kniee gesunken ist und nur die Stimme des Priesters weithin über den See ertönt.

Wahrscheinlich hat die günstige Gelegenheit, welche ein an einem See gelegenes Nonnenkloster dazu bietet, auch für Traunkirchen eine Hero- und Leandersage hervorgerufen. Ein junger Ritter, so meldet sie, liebte ein Edelfräulein; der harte Pflegevater steckte dieses dafür in das Kloster zu Traunkirchen. Darauf baute sich der Ritter ein Schlößchen gegenüber von Traunkirchen in der Eisenau und schwamm allnächtlich über den See zu seiner Geliebten, bis in einer Nacht der gefürchtetste Wind des Sees, der Viechtauer, sich erhob und die haushohen Wogen den Jüngling verschlangen.

Verschieden von dem bis Traunkirchen sanft ansteigenden westlichen Seeufer fällt das Gebirge auf der Ostseite fast überall unvermittelt zum See ab, so daß es nur an wenig Stellen für einzelne Ansiedlungen Raum gelassen hat.

Zunächst im Süden des Traunstein zeigt sich die Lainaustiege mit dem Wege zur Mayralpe, von welcher aus, also von der Südseite, in der Regel der Berg bestiegen wird, weil der nördliche Weg von Gmunden über die aussichtreiche Himmelreichwiese und den Laudachsee zwar bequemer, aber ungleich weiter ist.

Kein anderer Berg von der Höhe von 1691 m imponiert so sehr und ist so allgemein bekannt wie der Traunstein und er verdankt dies dem Umstand, daß er, vor die übrige Alpenkette nach Norden vorgeschoben, ohne ebenbürtige Nachbarn dasteht, daher im ganzen Flachland sichtbar und durch seinen Absturz kenntlich ist.

Der Ersteiger gewinnt thatsächlich bald die Ueberzeugung, daß er keine alles beherrschende Hochspitze besiegt hat. Denn sieht er sich auch durch eine fast unbegrenzte Landaussicht und noch mehr durch den genußreichen Blick auf Gmunden und auf seinen See belohnt, so ist die Aussicht auf das Hochgebirge eben wegen der nur mäßigen Höhe des Berges und seiner Lage am Nordrand der Alpen nicht sehr dankbar.

Der Charakter des südlichen Teiles des Sees unterscheidet sich wesentlich von dem des nördlichen. Die Berge, auf dem Ostufer der Erlakogel mit dem Spitzlstein (S. 79), auf dem westlichen der Sonnenstein, sind sich näher gerückt, der letztere verhindert durch sein Hinaustreten in den See den Rückblick auf die breite Seefläche nach Norden und bis Gmunden, auch sind des steilen Abfalles der Bergumrandung halber die Ufer unbewohnt und so zeigt sich uns dieser Teil einsam und ernst. — Doch schon ist das südliche Ende nahe. Die Eisenbahn tritt hinter Traunkirchen in den langen Tunnel durch den Sonnenstein und langt nach dem Verlassen desselben bald in dem am südlichen Seerande gelegenen Langbath-Ebensee an.



Kreuzstein (S. 85).

Tiefer als die Bahn und nahe dem Gestade läuft die auch erst in den letzten Jahrzehnten mit großen Kosten mit Tunnels und Schutzdächern gegen Steinfall erbaute Straße von Traunkirchen nach Ebensee (S. 80). An der am weitesten in den See vorspringenden Stelle des Ufers unterhalb des Sonnensteines ruht an dieser Straße auf mächtigem Unterbau ein monumentaler Löwe (S. 79), welcher bei seiner vielen Muße sicher die Gelegenheit wahrnehmen wird, über die kolossalen Fortschritte der Verkehrsmittel in der neuesten Zeit seine Betrachtungen anzustellen.

II. Im inneren Salzkammergut.

Das Thal der Traun ist dort, wo es am Südrande des Traunsees endigt, von einiger Breite. Teils am See, teils weiter thalein-

wärts lagern einzeln oder in Gruppen beisammen die Häuser der Ortschaften Langbath und Ebensee, wovon das am linken Ufer der Traun liegende Langbath in den Abteilungen Ober- und Unterlangbath eine Bevölkerung von 1800 bis 1900 Seelen zählt, Ebensee, welches das rechte Flußufer besetzt hält, aber 1000—1500 Bewohner. Die dichten, dem Pfannhause entsteigenden Rauchwolken belehren uns, daß wir uns jetzt im eigentlichen Gebiet der Salzerzeugung befinden. Das Pfannhaus, ein stattliches Gebäude, und die übrigen, salinarischen Zwecken dienenden Vorrichtungen und Baulichkeiten bilden denn auch die Sehenswürdigkeiten.



Offensee.

Jagdschlößchen des Kaisers am Offensee.

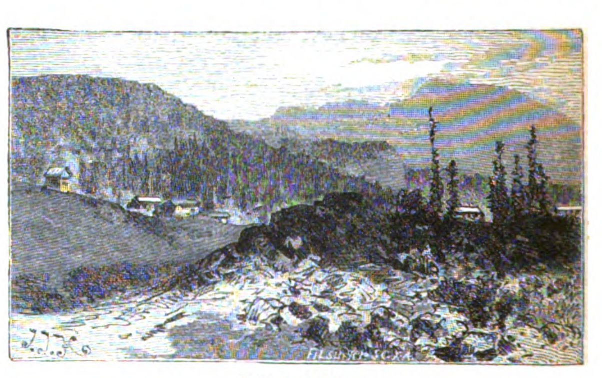
Hier endigt die Soolenleitung, durch welche die Soole von Hallstatt und Ischl in Röhren zur hiesigen Pfanne gelangt und deren Länge, vom Rudolfsturm in Hallstatt an gerechnet, 37 ½ km beträgt.

Das Auge verweilt mit Wohlgefallen auf der hübschen Gruppe, in welcher die Häuser und die Ortskirche am Westrand des Thales auf ansteigendem Terrain lagern.

Von Langbath aus besucht man die pittoresken Langbathseen (S. 81 u. 82). Sie sind westlich vom Traunthal in die Ausläufer des Höllengebirges am Nordrand des Hauptstockes desselben eingebettet. Das Höllengebirge gilt als eines der besten Reviere des Salzkammergutes für die Hirsch- und Gemsjagd und der Kaiser von Oestreich ergötzt sich darin nicht selten an dem edlen Weidwerk.

Am vorderen See befindet sich auch wirklich ein kaiserliches Jagdschlößchen. Der hintere See, obgleich kleiner an Umfang, übertrifft den Vorderen an interessanter Gestaltung dadurch, daß die Hochspitzen des Höllengebirges mit ihren Steilwänden in seiner nächsten Nähe emporsteigen. Beide Seen umgeben dunkle Forste, deren Hineinreichen auf Landzungen in das Wasserbecken des hinteren Sees die günstige Wirkung desselben erhöht.

Das Traunthal wird südlicher schmäler. Seine Umrandung erhält es auf der Westseite von den südlichen Ausläufern des Höllengebirges und später von jenem Gebirge, das den Raum im Süden von der Einsattelung der beiden Weißenbäche, wovon der mittlere zur Traun und der äußere zum Attersee abfließt bis zur Ischl einnimmt, auf der Ostseite aber durch die Höhen am nordwestlichen Ende des Toten- oder Prielgebirges.



Hüttenwerk Alpe.

Ein aus dem Thale ostwärts abzweigendes Sträßchen führt zu dem einsamen, unterhalb des Nordrandes der zuletzt genannten mächtigen Berggruppe eingetieften Offensee (s. oben), bei welchem man gleichfalls ein kaiserliches Jagdschlößchen antrifft. Ein anderes Sträßchen steigt auf der

westlichen Thalwand zu der erwähnten Einsattelung an den Weißenbächen hinan, um sich dann zum Attersee hinabzulassen. Hierauf tritt am östlichen Rande des Traunthales die Hohe Schrott, gleichfalls ein Berg der Prielgruppe und berühmtes Gemsrevier, imposanter auf, jetzt sind bereits rückwärts von Ischl liegende Berge sichtbar, kündigt der Kreuzstein (S. 83), ein gewaltiger Felsblock mitten in der Traun, von welchem ein Kruzifix herabblickt, die breite Mündung des Rettenbachs und der Kohlenstein, ebenfalls ein Felsstück in der Traun mit einem Kreuze, die Nähe von Ischl an und nun ist auch der hübsche Bahnhof des berühmten Badeortes schon erreicht.

Ischl verdient vollkommen den Ruf als einer der reizendsten Sommeraufenthalte in den östreichischen Alpen durch seine wundervolle Lage, welche vornehmlich auf der ausgezeichneten Gliederung seiner Thäler beruht. Denn die Traun, welche es durchfließt, wendet sich in ihm aus ihrem bisherigen nördlichen Lauf zu einem nordöstlichen. Dadurch erscheint ihr Thal aufwärts und abwärts als zwei selbständige Thäler, über deren ersterem ganz nahe bei Ischl das Katergebirge, entferntere Teile des Ramsauergebirges (S. 86), in südlicher Ferne aber die Firnspitzen des Dachstein nach Ischl herabsehen, über dem anderen dagegen nebst der Hohen Schrott noch der Erlakogel am Traunsee. Zu diesen Thälern gesellt sich dasjenige des von Westen kommenden, am Nordrand des Marktes und am Fuße des Jainzen in die Traun mündenden Flüßchens Ischl und in diesem Thale sind in Ischls Nähe der das Bild desselben

Rettenbachwildnis (S. 86).

kennzeichnende breite und hohe Sattelberg, die Ziemitz, und entfernter die Berge bei St. Wolfgang, darunter der allbekannte Schafberg, sichtbar.

Die Physiognomie des Marktes ist eine von der Gmundens wesentlich verschiedene. Hier ist mit dem Raum nicht gekargt, sind die Hauptgassen breiter, die Häuser kleiner und niedriger, jedoch sauber, mitunter in geschmackvollem Villenstil erbaut und vielfach durch Gärten und Parkanlagen unterbrochen.

Der größere und elegantere Teil breitet sich als der eigentliche Markt auf dem linken Ufer der Traun aus. Auf dieser Seite des Flusses läuft wenig Schritte entfernt vom Ende der belebtesten Gassen des Marktes und von der nach Gries, dem Teile Ischls auf dem rechten Flußufer, führenden breiten Holzbrücke die Esplanade mit ihren schattigen Alleen an der spiegelklaren lichtgrünen Traun flußaufwärts und ihrer Fortsetzung, der Franz-Karls-Promenade, gereichen einige der schönsten Villen zur Zierde.

Motiv aus dem Ramsauer Gebirge (S. 85).

Die Bevölkerung der Ortsgemeinde Ischl beträgt 7700 Seelen. Davon entfallen über 2100 auf den Markt, 480 auf das sich daranreihende Kaltenbach, über 1000 auf Reiterndorf und weil noch einige kleinere Ortschaften in unmittelbarem Zusammenhang mit dem eigentlichen Ischl stehen, ist die Zahl der Bewohner des gemeinhin unter Ischl verstandenen Komplexes mit mehr als 4000 nicht zu hoch gegriffen.

Die Eigenschaft eines besuchten Saisonortes fördert natürlich die Gangbarmachung der näheren und entfernteren Umgebung und wenn auch kaum ein Punkt derselben des landschaftlichen Reizes entbehrt, so besitzen doch einzelne davon wieder ihre besonderen Vorzüge.

So gewährt der Weg nach Laufen auf dem linken Traunufer sowohl auf der Thalsohle als auf der wenig Klafter darüber hinlaufenden Soolenleitung stets den kühlenden Schatten des vom Katergebirge herab bis an den Fluß reichenden Waldes, erschließt sich vom Sirius Kogel und von Sterzens Abendsitz auf dem rechten, von dem Park der Kaiservilla und dem Kalvarienberg auf dem linken Traunufer der günstigste Ueberblick über den Markt und von der Dachsteinaussicht, in deren Nähe der Hohenzoller Wasserfall von einer Felswand herabrauscht, ein ausgezeichneter Anblick des Hochplateaus des Dachsteingebirges mit der nur in einigen Teilen des Marktes sichtbaren hohen Dachsteinspitze selbst. Die Einfahrt in den etwa 1 ½ Stunden entfernten Salzberg aber bietet Interessantes in anderer Beziehung.

Vor allem anderen jedoch wird den Naturfreund der Gang in die Rettenbachwildnis (S. 85) erfreuen. In ihr stürmt der klare Rettenbach in einer tiefen nach rückwärts von hohen Bergen überragten Waldschlucht zwischen Felswänden, in denen er Becken ausgewaschen und deren Vorsprünge er glatt geschliffen hat, dahin. Holztreppen führen zu beiden Seiten hinab auf die über ihn geworfene Brücke, welche einen höchst günstigen Standpunkt zur Besichtigung der interessanten Naturscenerie abgibt.

Und noch ist die Bergschau von Ischl nicht erschöpft, vielmehr machen sich auch Teile des Alt-Aussееr Gebirges, der Losen und Sandling, in der Richtung des Ischler Salzbergs und der Furche des Rettenbachs im Südosten bemerkbar.

Von den nächsten höheren Bergen und Hügeln steigen rings die Wälder herab an die Flußufer bis an die Villen und Häuser des Marktes und wohin sie nicht reichen, dort lacht überall das freundlichste Grün der Matten.

Von den entfernteren Ausflugspunkten stehen obenan St. Wolfgang mit dem Schafberg, dann in südlicher Richtung Gosau, Hallstatt und Aussee.

Der Besuch von Gosau und Hallstatt fällt in den Rahmen unserer Aufgabe und so dringen auch wir jetzt im Traunthale südwärts vor.

Bald ist der alte Markt Laufen erreicht. Der wilde Laufen, eine durch Felsen veranlaßte etwa 5 m hohe Stromschnelle in seiner Nähe, welche einst die Schiffahrt gefährdete, ist schon längst unschädlich gemacht.

Bei der Eisenbahnstation Anzenau mündet aus Westen abermals ein Weißenbach, in dessen Hochthälchen die großartige, von Quadern zur Regulierung der Holztrift erbaute Chorinskyklause steht. — Dann folgt das ansehnliche über 1000 Einwohner zählende Goisern. Seine katholische Kirche ist alt, seine protestantische ein hübscher Bau, sein übrigens sehr bescheidenes an der Poststraße gelegenes Schloß Neu-Wildenstein war vom Jahre 1770 an der Sitz des Landgerichtes für das Salzkammergut.

Das wieder breitere und gut angebaute Traunthal wird von mittelhohen Bergen, darunter im Westen von dem nach dem Dorfe Ramsau benannten Ramsauer Gebirge, umrandet, dabei ragen im Osten höhere Spitzen aus der Gegend von Alt-Aussee über die Thalwand empor.

Bei Steg sind wir am nördlichen Ende des Hallstätter Sees angelangt, doch nimmt uns noch die weit in den See hinausgeschobene, offenbar von dem an ihr mündenden Gosaubach angeschwemmte Halbinsel der Gosaumühle den Anblick des südlichen Teiles des Seebeckens.

Das im Schweizerstil erbaute Hauptgebäude der Gosaumühle, umgeben von seinen Nebengebäuden, nimmt sich recht stattlich aus (s. unten).



Gosaumühle (S. 88).

Rückwärts von dieser Ansiedelung klettert die Straße nach dem Gosauthale am Gosaubach (S. 88) hinan und steht der Gosauzwang in geringer Entfernung vom Ufer des Sees. Um die Soolenleitung in gerader Linie über das Ende der Schlucht des Gosauthales fortführen zu können, wurde der ebenso zierliche als kühne Bau im Jahre 1757 von einem einfachen Arbeiter in Hallstatt, Namens Spielbichler, aufgeführt. Sieben schlanke Pfeiler aus Quadern, der höchste über 43 m hoch, tragen in der Länge von 132 m die Röhren der Leitung, ein Geländer läuft auf beiden Seiten der flachbedeckten Röhren wie auf einer Brücke hin.

Beim Heraustreten aus der lange und stark ansteigenden Schlucht am Gosaubach überrascht uns das eigentliche Gosauthal mit dem Dorfe Gosau auf das Angenehmste. Der Thalboden ist breit und trotz der hohen Lage — das Dorf Gosau liegt 766 m hoch — vortrefflich bebaut. Das Thal zieht sich im Bogen nach Süden zu den Gosauseen und in dieser südlichen Richtung wird es von einer der groteskesten Ketten der nördlichen Kalkalpen Oesterreichs, den sich aneinander reihenden Zähnen und Zacken der Donnerkogeln (S. 89), des Stuhl- und Gosauer-Steingebirges überragt.

Dies Gebirge, das über dem Thale mit den Donnerkogeln beginnt, verleiht demselben auch zumeist seinen großartigen Charakter, denn die Berge auf den übrigen Seiten treten nicht in

markierter Gestalt auf. — Das Gosauer Stein- und Stuhlgebirge ist ein Seitenast der Dachsteingruppe und steht mit dem Hauptstocke derselben rückwärts von den Gosauseen in Verbindung. Ueber dasselbe, dann über die westliche Thalwand von Gosau läuft die Grenze zwischen Salzburg und Oberöstreich und im Westrand ist der nach Abtenau im Salzburgischen führende Paß Gschütt eingetieft. Die Bevölkerung des Thales besteht aus 1158 Seelen. Sie ist in überwiegender Mehrzahl protestantisch und gilt als intelligent.

Der Gang zu den Gosauseen (S. 89 u. 90) unterhalb des Stuhlgebirges, großenteils in duftigen Nadelwäldern und an dem über Felsklippen dem Thale zustürmenden Gosaubach erfrischt den Körper und Geist in gleichem Maße.

Der vordere Gosausee erschließt sich erst, wenn man schon bei ihm angekommen ist. Nur wenig Seen in den an Seen reichen Alpen können sich in der landschaftlichen Schönheit mit ihm messen. Das dunkelgrüne, $^1/_2$ Stunde lange und halb so breite Becken fassen links hohe Waldberge ein, rechts oberhalb der grünen Matten am Gestade die Wände und Zacken des Stuhlgebirges. Sie schließt die etwas zurückstehende Prachtgestalt des 2412 m hohen Großwandkogels ab. Von ihm nach links baut sich dann im Hintergrund der Hauptstock des Dachsteingebirges auf, zunächst der vielgeschluchtete Reisgangkogel am schimmernden Gosaugletscher, über welch letzterem die hohe Dachsteinspitze sichtbar ist (S. 90).



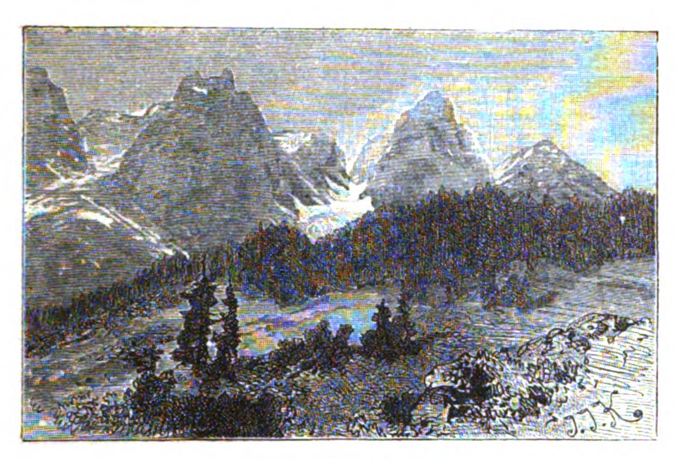
Die Gosau.

Viel zu wenig wird der, auch der Kreidensee genannte, hintere Gosausee gewürdigt. Er liegt etwa dritthalb hundert Meter höher als der vordere See und ist bei gleicher Breite bloß halb so lang wie dieser. Allein sein wunderbares, wie durch einen Beisatz von Kreide leicht getrübtes lichtblaues Gewässer ruht in einem wahren Felsenkessel am Fuß der höchsten nur zu unterst bewaldeten Berge. Riesengroß steigen am Ende der kleinen Wiese am südlichen Gestade, auf welcher die welteinsame Hütte der hinteren Seealpe steht, die Felswände empor zur Zinne des Reisgangkogels und bis zur hohen Dachsteinspitze, überall umgürtet mit leuchtenden Gletschern, als deren Abfluß der Kreidenbach zum See herabstürzt.

Von Gosau geht man auf bequemen Wegen, oder läßt sich gar tragen, auf die ihrer Aussicht halber berühmte sich nördlich an die Donnerkogeln anlegende Zwieselalpe. Ihre Gebirgsschau reicht weit und erstreckt sich auch über einen Teil der eisigen Kette der hohen Tauern; das Prachtstück derselben bleibt jedoch die nahe Dachsteingruppe mit dem unvergleichlichen Vordergrund der Gosauseen.

Wir sind wieder an den Hallstättersee zurückgekehrt. Südlich von der Gosaumühle (S. 87) thut sich erst das eigentliche Bild des Sees auf. Er erreicht im südlichsten Teile die größte Breite. Die östliche Seite nimmt der Sarstein ein und bei dem steilen Absturz desselben bis in den See hat es viel Arbeit und Pulver gekostet, die Eisenbahn an seinen Fuß am Ufer hinzuführen.

Auf der Westseite zieht sich der Wald von Steg bis zur Gosaumühle von den Höhen herunter bis an das Gestade und an die von Steg nach Hallstatt führende Straße. Darüber ragt der Kahlenberg auf. Von der Gosaumühle bis Hallstatt nimmt dann die Steilheit des Gehänges derart zu, daß auch ihm nur mit Mühe der Raum für die Soolenleitung und Straße abgetrotzt werden konnte. Dahinter erhebt sich westlich von Hallstatt der Plassen (S. 93) mit dem Salzberg und schaut als das Wahrzeichen des letzteren der Rudolfsturm von seiner Höhe auf den See. Die Berge im Süden endlich gehören dem eigentlichen Dachsteingebirge an, unter ihnen treten der Däumel, Krippenstein und Hierlatz besonders hervor. Diese Umrandung durch hohe und steile Gebirge gestaltet den See bei seiner nicht bedeutenden Breite zu einem ernsten, und bloß der Blick auf Hallstatt (S. 91), auf das ihm nahe Lahn mit seiner dampfenden Salzpfanne und auf die breite Oeffnung des Thales des Waldbachs läßt im Beschauer den Eindruck der Monotonie nicht aufkommen, welchen besonders die lange nicht gegliederte Wand des Sarsteins hervorzurufen geeignet ist und den auch die liebliche grüne Bucht von Obertraun am südöstlichen Ende des Sees nur an den wenigen Punkten hintanzuhalten vermöchte, wo sie nicht durch Ufervorsprünge dem Auge entrückt ist. Zudem ermangelt der See, an dessen Ufer nach Hallstatt durch zwei und nach Lahn sogar durch drei Monate kein Sonnenstrahl zu dringen vermag, nur zu oft des goldenen Sonnenscheins. Hallstatt bildet freilich eine nicht leicht wiederzufindende Scenerie und die Ueberraschung, die es bereitet, wenn man sich ihm nähert oder in ihm selbst angekommen ist, bleibt durchaus nicht hinter derjenigen von der Ferne zurück.



Die Donnerkogeln (S. 87).



Der vordere Gosausee (S. 88).

In der originellsten Weise sind seine Häuser

vom Seeufer an auf den Klippen des steilen Bergabhangs förmlich übereinander gebaut. Vom Dach des einen Hauses herausgetreten, findet man sich vor der Hausthüre des Nachbars. Die meisten Häuser sind bloß durch ein schmales Gäßchen oder über eine kleine Stiege zugänglich, und solcher Gäßchen und Stiegelchen gibt es nicht viel weniger als Häuser. Diese Holzhäuser selbst aber, wie seltsam sehen sie mit ihren je nach dem Terrain, auf welchem sie stehen, gestalteten Anbauten und Galerieen aus! Dazu rauscht mitten zwischen dem Gewirr von Häusern der Mühlbach in einer Klamm, in der sich noch einige Mühlen eingenistet haben, über die Bergwand herab! Die höchste Befriedigung gewährt der Besuch der katholischen Pfarrkirche, welche auf einiger Höhe über dem See auf einem mächtigen Felsen und auf massiven Stützmauern steht. Selbst ein ehrwürdiges gotisches Bauwerk aus dem Ende des 15. Jahrhunderts enthält sie einen Flügelaltar, der, wenn er auch den berühmten Flügelaltar von St. Wolfgang an Kunstwert nicht erreicht, doch eine der besten Arbeiten dieser Art ist, welche Oberöstreich besitzt. Er scheint von zwei Meistern gefertigt zu sein, deren einer, wahrscheinlich ein Künstler aus der Nürnberger Schule, die Figuren und Reliefs schnitzte und die inneren Flügelbilder, der andere dagegen die Außenseite der Flügel und die Rückseite des Schreins malte, und gehört dem Anfang des 16. Jahrhunderts an. Außerdem ist der Blick von dem malerischen Friedhof an der Kirche, auf welchem wir die alte Michaelskapelle mit ihrem Beinhaus nicht unbeachtet lassen dürfen, über den in seinem größten Teil sichtbaren See äußerst dankbar. Die ansehnliche protestantische Kirche, ein neuerer Bau, erhebt sich unmittelbar am Ufer und verdient ebenso wie die aufstrebende Schule für Holzschnitzerei und Marmorarbeiten besichtigt zu werden.



Dachstein und Gosausee (S. 88).

Der Markt Hallstatt hat eine Bevölkerung von 740, Lahn von 237 Seelen, 37 Personen wohnen auf dem Salzberg.

Auch in Hallstatt bildet die ebenso wie in



Hallstatt (S. 89).

Traunkirchen, auf dem See abgehaltene Fronleichnamsprozession eine erhebende kirchliche Feierlichkeit.

Wer sich um die Wissenschaft interessiert, wird sich hinaufgezogen fühlen zum keltischen Gräberfeld auf dem Salzberg. Auf dem alten Treppenweg vom Markt auf den Salzberg kommt man zum viereckigen Rudolfsturm, welchen Albrecht I. von Habsburg im Jahre 1284 zum Schutz von Hallstatt hat erbauen lassen. Von ihm zieht eine Thalmulde hinan zu den unterhalb des Plassen gelegenen Gebäuden des Salzbergs. In ihm liegt das Gräberfeld und zwar in nur geringer Entfernung vom Rudolfsturm auf dem südlichen Abhang des Thales.

Schon in älterer Zeit wurden in Hallstatt Funde gemacht, welche die Anwesenheit der Kelten und Römer in der Umgegend außer Zweifel stellten und bereits der östreichische Reiseschriftsteller Schultes erwähnt dessen, was er davon am Anfang unseres Jahrhunderts in Hallstatt gesehen hat.

Wir wollen sogleich hier auf den merkwürdigen Umstand aufmerksam machen, daß die Keltenfunde alter und neuer Zeit ausschließlich auf dem Salzberg und die Römerfunde ebenso ausschließlich in den Gegenden am See vorzüglich in der Lahn und im Echernthal gemacht worden sind.

Die Funde auf dem Salzberg hörten nach Schultes' Zeit niemals ganz auf, bis endlich der Bergmeister Ramsauer um das Jahr 1846 die Ausbeutung der Begräbnisstätte nach einem System einleitete.

Von 1846—1864 wurden dann die Grabungen unter Einflußnahme des K. K. Münz- und Antikenkabinetts in Wien betrieben und später bis tief in die siebziger Jahre hinein mit kurzen Unterbrechungen auf Veranlassung wissenschaftlicher Institute, wie des Hofmuseums in Wien, des Linzer Landesmuseums oder von einzelnen Privaten fortgesetzt. Es wurden dabei reichlich 2000 Gräber aufgedeckt und denselben 12—15000 Fundstücke: Waffen,



Hallstätter Friedhof.

Gefäße, Schmuck von Eisen und Gold u. s. w. entnommen.[1])

Man hält dafür, daß diese Begräbnisstätte, welche durch die in i erbeuteten Fundstück eine wahre Schatzkam mer für die Kenntni von dem Kulturzustan der Bewohner Nor cums vor der römische Invasion geworden is wie eine zweite äh liche in den Alpen nic besteht, vom 6. od 5. Jahrhundert v Christus bis zum B ginn der christliche Zeitrechnung in B nützung gestanden ha

Der Geognost un Geolog wird noch in besondere die Forma tion der Gebirge u Hallstatt in das Au fassen. Sie ist näm lich hier wie in Gosa und Abtenau, reich a Versteinerungen un von so ausgeprägte Charakter, daß d Geologie die Wor Dachsteinkalk, Gosau und Hallstätter Schic ten u. s. w. vielfa als allgemeine Begrif für alle gleichen Ge birgsbildungen a nimmt.

Ehe wir von Hal statt scheiden, pilger wir in das zunächst d Lahn sich öffnende pit toreske Echernthal. W staunen die himme hohen Wände an, di sich auf der Nordseit als die Echernwan und auf der Südseite als der Absturz des Hier lats über ihm erheben und schreiten im schattige Forst und am klaren Waldbach fort, bis un dumpfes Brausen die Nähe des Waldbachstrub ankündigt (S. 93). Der mächtige Bach gelang über eine Felswand von der beträchtlichen Höhe von etwa 100 m, zuerst in einer selbstgeschaffenen Rinne gleitend, hierauf in kühnem Sprunge z

[1]) Der Verfasser verdankt diese Daten der Güte des Sekretärs der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Herrn Dr. Much, welcher ihm dieselben auf die betreffende Anfrage in der liebenswürdigsten Weise zur Verfügung gestellt hat.

, nebenan rechts
ziehen sich kleinere
rfäden und fällt
anderer stärkerer
rstrahl von noch
rer Höhe über das
iuer zur Vereini=
mit ihm herab und
eilt er in wilden
jeuern Sätzen hin=
um glitzernden See.
ie meisten Ersteiger
ohen Dachsteinspitze
0) 2996 m, schlagen
Weg durch das
nthal ein. Der
asser hat den Berg
0 Jahren erstiegen,
sich aber, obwohl
anche liebe Erinne=
an diese Besteigung
in ihm seit jener
fortlebt, nicht in
ltete Details über
Besteigung einlassen.
glaubt er der höch=
Erhebung nicht bloß
reichs und Steier=
ls, sondern der ge=
en nördlichen Kalk=
n durch die Bemer=
gerecht werden zu
n, daß die Aussicht
ihr zu den bevor=
esten in den östrei=
hen Alpen zu rech=
ist, weil das Pano=
a, wie das wenig an=
r Hochspitzen, Groß=
gkeit mit malerischer



Waldbachstrub (S. 92). Der Plassen.

önheit vereinigt. — War aber die Erstei=
g schon im Jahre 1853 für den gewandten
gsteiger mit keinen namhaften Schwierig=
en verbunden, so ist sie heute, wo die zu=
st den Bemühungen des Deutschen und
treichischen Alpenvereins zu verdankende
rbesserung der Wege und tüchtige Schulung
Führer selbst den minder Geübten thunlichst
en Gefahren schützt und wo die Erbauung
nach dem verdienten Erforscher der Dachstein=
uppe, Professor Simony in Wien, genannten
monyhütte am Rande des Karlseisfeldes, also
in ungleich größerer Höhe als der des alten
Nachtquartiers, der Wiesalpe, die Aufgabe am
eigentlichen Tage der Ersteigung vermindert,
ohne Gefahr und selbst ohne übergroße Beschwerde
auszuführen.

Weil es jedoch nunmehr dringend ge=
boten erscheint, das Salzkammergut rasch zu
verlassen, besteigen wir das kleine Dampfschiff
zur Fahrt über den See nach der am östlichen
Ufer liegenden Bahnstation Hallstatt und steigen
dort in den nächsten Eisenbahnzug nach Aussee,
durchfliegen mit demselben die Idylle von Ober=

traun und sind, beständig die junge Traun uns zur Seite, in kurzer Zeit an der Grenze des Salzkammerguts und Steiermarks angekommen, um bald darauf im Bahnhof von Aussee einzufahren.

Zur Aesthetik des Diamanten.

Von

Jakob von Falke.

Wenn ich dir, lieber Leser, einiges vom Diamanten zu sagen beabsichtige, so fürchte nicht, daß ich dich mit so oder so viel Karat unterhalte oder die alten Geschichten vom „Sancy“, vom „Florentiner“, vom „Berg des Lichts“ oder dem „Stern des Südens“ erzähle. Ich habe nur einige ästhetische Bemerkungen zu machen, welche mich Erfahrung und Beobachtung gelehrt haben. Wenn du über Millionen verfügst, so wirst du diese Bemerkungen vielleicht gebrauchen können, falls du die Absicht hast, deiner Gemahlin einen entsprechenden Brillantschmuck zum Geburtstag oder zu Weihnachten zu schenken — sie wird es dir ja nicht übelnehmen. Sollte es aber nicht der Fall sein, nämlich daß du nicht über Millionen verfügst noch die Absicht hast, ein Millionengeschenk zu machen, so hast du doch vielleicht Gelegenheit, einmal fürstlichen oder königlichen Schmuck zu bewundern. Alsdann, wenn du so liebenswürdig sein willst, gedenke meiner Worte und prüfe, ob ich recht habe.

Der Diamant hat nicht jedermanns Beifall, ich meine nicht von seiten des Besitzers oder der Besitzerin, sondern von seiten künstlerischer Autoritäten. Sie sagen, sein unruhiges Gefunkel, das blitzartige Aufschießen der farbigen Strahlen sei gar nicht künstlerisch; es verhindere nur das Erkennen der Form oder etwaiger Arbeit, die mit ihm in Verbindung gebracht werde. Die Kunst verlange Ruhe zu ihrer Betrachtung und der Diamant gewähre diese Ruhe nicht. Ja, als Schmuck verwendet, fessele er die Augen mit seinen grellen Effekten und ziehe sie ab von der Betrachtung der Trägerin und ihrer etwaigen Schönheiten.

Diese Anklagen sind nicht ohne Grund. Der Diamant übt solche Wirkung, aber man muß auch in der Kunst nicht alles auf die Form betrachten wollen, zumal dann nicht, wenn es sich um Dekorationen handelt. Man muß ger dieses Wetterleuchten des Diamanten als Ku element ansehen und es dekorativen Zwec dienstbar machen. Man muß es, nicht mäßig wohl aber leiten, regieren, richtig benützen u verwenden.

Die Juwelierkunst hat daher nicht unre gethan, wenn sie im Laufe der Zeiten beständ darauf ausgegangen ist, das Feuer, die Wirku des Diamanten zu erhöhen. Sie hat gelernt i zu schleifen, mit dem Schliff seine Facetten u mit den Facetten sein Lichterspiel zu vermehr Die Goldschmiedekunst der Renaissance, die d Schliff einfacher und fast tafelförmig hielt, se den Diamanten in ein goldenes Kästchen, d so hoch, daß er hinlänglich Licht fangen konn und gab ihm auf dem Grunde dieses Kästche eine wohl präparierte schwarze Folie. Die J weliere von heute machen es umgekehrt. S fassen den Diamanten, nachdem sie ihm in Bri ant- oder Rosettenform eine reiche Facettieru gegeben haben, ganz à jour, sodaß er allsei vom Licht umspielt und durchdrungen ist; kei Folie, keine Kassette, noch sonst etwas, was d Licht verhindern könnte. Sie haben ihm a die Goldfassung genommen und dieselbe du Silber ersetzt und nicht mit Unrecht. Die golde Fassung erhöht den Wert nicht, wohl aber g sie dem Diamanten einen Stich in das Gel wie unscheinbar derselbe auch sein mag. D bleiche, farblose Silber ist seiner Natur hom gener, denn der Diamant soll weiß sein. teilt diese Eigenschaft mit den Perlen und d Frauen — die weißesten sind die schönsten. D rosenroten Diamanten, die gelben Diamant sind Specialitäten, aber an Schönheit stehen den weißen nach. So werden die weißen Frau — ceteris paribus — immer den Sieg d Schönheit davontragen.

Die heutigen Diamantschleifer — sie wohn bekanntlich in Amsterdam — haben nun wo mit Kunst und Wissenschaft aus dem Diamant sein höchstes und reinstes Feuer herauszulock verstanden, aber die gegenwärtige Mode d Fassung (vom Silber abgesehen), der Verwe dung und Gestaltung als Schmuck, der Ve bindung mit anderen Steinen thut nicht de gleichen, steht wenigstens nicht auf gleicher zie bewußter Höhe, sondern ist vielmehr irregegange

Unsere Juwelier-Goldschmiede, voran d Franzosen, haben sich verleiten lassen, den d korativen Naturalismus der Kunst des neu

ehnten Jahrhunderts auch auf ihren Edelstein-chmuck und insbesondere auf den König desselben, en Diamanten zu übertragen. Das wäre auch anz in der Ordnung gewesen, wenn sie den ichtigen Naturalismus gefunden und ergriffen ätten, nämlich einen Kunststil, der auf der ignen Natur des Diamanten beruht. Aber as war es nicht, sondern die möglichst getreue Nachbildung von pflanzlichen Gebilden wie Blätter, Blumen, Ranken, Kornähren, sodann von leinen farbenglänzenden Tieren, wie Käfer, Schmetterlinge und dergleichen.

Mit der möglichst naturgetreuen Nachbildung solcher Dinge durch Edelsteine ist es nun wohl recht schlecht bestellt, denn mit diesem Material kann man viel Wirkung erzielen, nur das nicht. Es bleibt also doch nichts übrig, als eben die Idee, daß hier eine Rose, ein Schmetterling vorgestellt sei, und sodann die Hauptsache, die Wirkung von Licht und Farbe. Wenn es aber so ist, so ist hier die Idee eines Gegenstandes der Natur doch völlig überflüssig, ja sie ist mehr als das, sie ist ein Hindernis. Indem der Schmuck nach einem fremden Bilde geschaffen wird und dieses die Arbeit beherrscht, ist es unmöglich, die eigentlichen und echten künstlerischen Eigenschaften des Materials, in diesem Falle also das Feuer und Lichterspiel des Diamanten, so zu berücksichtigen, wie sie es verlangen. Wer Gelegenheit hat viel Schmuck zu sehen, sei es in seinem eignen Tresor, sei es im Salon, in Ausstellungen und Juwelierläden, kann sich leicht davon überzeugen. Ein beliebtes Motiv z. B. ist eine entfaltete, blätterreiche Rose, deren Blätter aus zahllosen kleinen Brillanten gebildet oder mit ihnen überdeckt sind. In ihre natürliche Lage gestellt, hindern nun diese Blätter eines das andere in der Wirkung, die vielen durcheinander schießenden Lichter erhöhen sich nicht durch Vereinigung in ihrer Stärke, sondern scheinen sich vielmehr gegenseitig aufzuheben oder ergeben statt großen und gemeinsamen Effektes nur ein kleinliches, unruhiges Gefunkel. Ist es aber — ein anderes Beispiel zu gebrauchen — ein Käfer, den der Schmuck darstellt, so ist es noch dazu ein garstig unförmliches Tier, das zum Vorbild genommen. Was lebend ein Schrecken der Frauen, wenn es etwa in das Haar gerät, soll nun als Kostbarkeit darin herumkriechen.

Aber die Wirkung des Irrtums erstreckt sich noch weiter. Durch das Unterlegen eines pflanzlichen oder tierischen Gebildes wird die Wirkung des Schmuckes an sich, wenn nicht vernichtet, doch beeinträchtigt, damit kann aber auch ein solcher Schmuck an der Trägerin nicht die Wirkung üben, für welche er bestimmt ist. Denn da er eben ein Schmuck ist, so müssen wir doch annehmen und festhalten, daß er schmücken und nach seinen Fähigkeiten aufs beste schmücken soll.

Nun ist es wohl richtig, daß die Besitzerin solchen Schmuckes meistens wenig nach der Wirkung fragt, sondern sich in dem Bewußtsein vom Diamanten stolz und glücklich weiß. Es ist auch etwas an diesem Bewußtsein, das bei dem raschen Wechsel im Steigen und Fallen der Börsen- und Lebenskurse, wie es heute die Tagesordnung ist, ein bescheidenes Gefühl der Sicherheit verleiht. Allein wir unsererseits fragen nach der Kunst und nach der Schönheit und können uns daher mit jenem immerhin stolzen Bewußtsein nicht begnügen.

Wir fragen nach der Schönheit und wollen wissen, wie der Brillantschmuck beschaffen sein muß, um den besten Effekt zu machen und die Trägerin am besten zu schmücken — die Trägerin, denn für den Mann ist der Diamant niemals ein Schmuck, sondern nur ein Wert.

Wenn der Brillantschmuck an sich am schönsten gebildet, so ist anzunehmen, er ist es auch mit Rücksicht auf die Trägerin. Mit Unterschied freilich, denn wenn nicht jedes Diamantendiadem oder Diamantenkollier der Trägerin zur Zierde gereicht, so ist auch nicht jede Dame, die es trägt, für diesen Schmuck geeignet. Der Diamant mit seiner stolzen Wirkung setzt stolze hohe Gestalten voraus, schlanken, graden Hals, ein mit Würde und Anstand getragenes Haupt von regelmäßiger Bildung. Kleine, unansehnliche Gestalten (wenn es deren im „schönen Geschlechte" geben sollte!), unbedeutende Köpfe werden vom Brillantschmuck völlig geschlagen und vernichtet. Ebenso ist es ein richtiges Gefühl, welches der in eigner Schönheit und Frische prangenden Jugend solchen Schmuck verbietet.

Wir nehmen aber an, die Dame weiß ihn geziemend mit Würde und Anstand zu tragen, wie muß er gestaltet sein, um sie aufs beste zu zieren? Ein Blick auf die Vergangenheit nützt uns nicht viel, denn erst die moderne Zeit hat den Diamanten zu dem geschaffen, was er heute ist. Seine eigne Natur, der rechte Naturalismus, den wir schon oben angedeutet haben, muß uns leiten.

Die moderne Schleiferei behandelt den Dia-

manten als Brillanten, als Rosette, als Tafelstein, immer wie einen Krystall von regelmäßiger Facettenbildung. In dieser Gestalt ist er gleich einem Sterne, der strahlenförmig in gerader Richtung nach allen Seiten seine Blitze ausschießt. Es ist also einerseits Regelmäßigkeit, anderseits das Strahlen- und Sternförmige in der Natur des Diamanten gegeben. Dazu kommt ein negativer Umstand. Liegen Diamanten übereinander, wie bei der oben geschilderten Rose, so wird sich die Wirkung brechen. Es ist damit die Häufung im Relief ausgeschlossen, und es empfiehlt sich die Steine auf der Fläche nebeneinander oder aneinander (à jour) zu setzen.

Hieraus geht nun hervor, daß regelmäßige, sternförmige, ausstrahlende Gebilde der Eigenart des Diamanten am meisten entsprechen. Dabei fällt die Ausstrahlung in die Richtung der Zeichnung, beider Wirkung fällt zusammen und verstärkt sich. Diese verhältnismäßig große Einfachheit der künstlerischen Gestaltung ist zwar eine Beschränkung nach der formellen Seite, aber Brillantdiademe sind auch nicht allzuhäufig, und ein erfinderischer Künstler, der das Material versteht, wird auch daraus etwas zu machen wissen. Daß die Wirkung so gestalteten Brillantschmuckes nicht bloß die höchste, sondern auch die angemessenste ist, davon wird die Beobachtung, um welche wir Leser und Leserin ersuchen, leicht die Ueberzeugung verschaffen. Sie ist die wirksamste für sich und auf dem Haupte der schönen Trägerin.

Auf dem Haupte, sagen wir, denn für uns ist kein Zweifel, daß der Diamant in reichem Schmucke auf dem Haupte seinen besten und wirksamsten Platz besitzt. Ihm zunächst stehen Brust und Schultern. Um den Hals gehören Perlenreihen als schönster und harmonierendster Schmuck. Ein Diamantenkollier, eng umliegend, trennt mit seiner starken Wirkung den Kopf vom Rumpfe; gar ein schwarzes Samtband, mit Diamantsternen besetzt, wie man es heute sieht, enthauptet die Trägerin. Sinkt das Kollier kettenartig mit bedeutendem Anhängschmuck auf die Brust herab, so mag es gut am Platze sein.

So ist es, wenn der Diamant allein mit seines Gleichen in Verbindung steht. Er liebt das, denn er ist ein Aristokrat, und mehr als das, er ist ein Souverän, der alles andere unter sich sieht. Er ist die Hoheit im Kreise der Edlen, d. h. der edlen Steine. Das liegt nicht bloß in seinem Werte, sondern auch in seiner Art. Rein und farblos schießt er seine feurigen Blitze aus; sein Kunstelement ist das Licht, das Element der anderen ist Farbe, zwar nicht tote, sondern transparente Farbe, die erst bei den Halbedelsteinen opak und tot ist. Die Verschiedenheit ist bedeutend genug, um sich gegenseitig schädigen zu können, wenn z. B. Saphire, Smaragde, Rubine, gleichwertig nach der Wirkung zusammengestellt werden. Die farbigen Steine erscheinen als Farbenfleck und der Diamant verliert von seiner Reinheit. Die Verbindung sollte also immer derart sein, daß das eine vom anderen beherrscht wird und der beherrschte Teil nur den Rahmen, die Fassung des anderen bildet. Das kann nur so sein, daß der Diamant die herrschende Mittelstellung einnimmt, häufiger aber, da die großen Saphire und Smaragde immer noch minder selten sind, und auch besser umgekehrt so, daß ein großer Smaragd oder Saphir oder Rubin von einem Kranze kleiner Brillanten umgeben ist. Nichts dürfte ungeschickter sein, als wechselnde oder unregelmäßige, unsymmetrische Stellung und Verbindung dieser verschiedenfarbigen Steine.

Doch die Sache ist nicht so mit wenigen Worten abgemacht, wenn wir vom Diamanten zu der Aesthetik der farbigen Edelsteine hinübergehen. Das lag aber nicht in unserer Absicht. Wir wollten nur unsere Beobachtungen über den König aller Steine mitteilen, die wir noch einmal der gelegentlichen Prüfung der Leser empfehlen. Sind die glücklichen Besitzer und Besitzerinnen der „Berge des Lichts" und ihres Gleichen zu der Ueberzeugung gekommen, daß wir recht haben, so werden auch die Juwelier-Goldschmiede folgen und die Mode sich ändern. Es ist ja nicht das erste Mal, daß die Umwandelung in dem weiten Gebiete des Geschmacks, der Kunstindustrie, sich auf diesem Wege vollzieht.

Gegenüber.

Von

Richard Leander.

Wozu ist das Fenster? —
Um dran zu sitzen.
Wozu ist das Köpfchen? —
Es aufzustutzen.
Wozu ist die Hand? —
Um die Augen zu schützen.
Wozu sind die rosigen Fingerritzen? —
Um durchzublitzen. —

Im Conzert.

Carmen Sylva.

R. Hemmleb.




konnt es nicht weh-ren, ich muſs-te ſie eh-ren, die wan-dern-de Schaar. Ich
wein-te ja nicht! Ich wein-te ja nicht! Nein! der klin-gen-de Re-gen, er zog mir ent-
ge-gen, er hat mich ge-kannt, er hat mich ge-kannt. Er wähu-te den
ſchö-nen, den wei-nen-den Tö-nen mein Füh-len ver-wandt, mein Füh-len ver-
wandt, mein Füh-len ver-wandt, mein Füh-len ver-wandt.
p
pp
cresc.
f
rit.
Ped.

Die englische Landwirtschaft.

Von

F. Heinr. Geffcken.

Die Lage der englischen Landwirtschaft bildet den Gegenstand des von einer 1875 eingesetzten königlichen Kommission 1881 an das Parlament erstatteten Berichtes. Danach befindet sich dieselbe gegenwärtig in einer äußerst gedrückten Lage, unter der alle beim Ackerbau beteiligten Klassen leiden. Sämtliche Mitglieder der Kommission und vernommene Zeugen stimmen darin überein, daß der Notstand wesentlich der Aufeinanderfolge schlechter Ernten zuzuschreiben ist und daß diese außerdem von besonders ungünstigen Umständen begleitet waren. Den mageren Jahren ging eine Reihe fetter vorher, deren Folge war, daß einerseits die Eigentümer die Pachten steigerten, anderseits die Arbeiter höhere Löhne forderten, beides fiel auf die Pächter, der Statistiker Giffen berechnet das Plus, welches diese zu tragen hatten, für das Königreich auf 10 Mill. £. Dazu trafen die schlechten Ernten mit niedrigen Preisen zusammen, was günstig für die Masse der Konsumenten, aber nachteilig für die Produzenten war. Unter der Herrschaft der Korngesetze konnten die Pächter bei schlechten Ernten gute Geschäfte machen, denn nicht eher durfte fremdes Getreide eingeführt werden, als bis der Marktpreis eine gewisse Höhe erreicht hatte; dies Verhältnis, das angesichts der Opfer, welche es dem Bedarf der Konsumenten auferlegte, sich als unhaltbar erwies, hat sich in das Gegenteil verkehrt; ohne Rücksicht auf die einheimische Ernte wird das fremde Getreide eingeführt und diese Einfuhr hat sich riesig gesteigert, in zwanzig Jahren für Weizen um 75 Proz., für Gerste 90, für Hafer 122 Proz., an Nahrungsmitteln wurden 1860 pro Kopf der Bevölkerung eingeführt für 1 £ 11 sh. 11 d., 1880 für 3 £ 4 sh. 11 d. Mit den schlechten Ernten in England fiel zusammen der ungeheure Aufschwung der amerikanischen Getreideproduktion seit dem Ende des Bürgerkrieges, der 1860 20 Mill. Quarters betrug und 1879 die Summen von 60 Mill. Quarters erreichte, wovon 1/3 ausgeführt wurde, so daß der Preis des Weizens auf 38 sh., den niedrigsten Stand seit 30 Jahren fiel; die durch den einheimischen Ausfall verursachte Mehreinfuhr, die nach den Preisen von 1867 18 Mill. £ gekostet hätte, kostete 1879 nur 12 Mill., was für die arbeitenden Klassen sehr vorteilhaft, für die einheimische Produktion um so ungünstiger war, als naturgemäß das Sinken des Preises des eingeführten Getreides auch den Preis des inländischen verhältnismäßig drückte. Diesen Verlust berechnet Giffen auf 14 Mill. £, wozu die obenerwähnten für höhere Pachten und Löhne mit 40 Mill. kommen, 1/3 davon ungefähr haben die Eigentümer durch freiwillige Pachtnachlässe getragen, 2/3 die Farmer, deren früheres von Caird auf 52 Mill. berechnetes Einkommen somit um 16 Mill. abnahm.

Dieser Zustand ist um so bedenklicher, als keine Aussicht vorhanden, daß die amerikanische Konkurrenz nachlassen wird, der Getreidebau in den Vereinigten Staaten ist bis jetzt rein extensiv, der jungfräuliche Boden wird bis zur Erschöpfung ausgebeutet und dann verlassen, aber seine Fülle ist so groß, daß dies System, wie man berechnet, noch bis Ende dieses Jahrhunderts wird fortgeführt werden können. Außerdem verfügen die amerikanischen Landwirte über die besten Maschinen und der Boden ist so reich, daß selbst der einfachste Fruchtwechsel seine Produktionskraft wieder herstellt. Für denselben leistet eine Bestellung mit Mais dasselbe wie in England eine solche mit Wurzelfrüchten. Gegenwärtig sind 64 Mill. Acres mit Mais bebaut, wovon 90 Proz. in Amerika konsumiert werden, fast ausschließlich für Vieh- und Schweinezucht, aber wenn neben der extensiven Ausbeutung des Weizenbodens der Fruchtwechsel mit Mais, der den Boden ausruhen läßt, Fortschritte macht, so läßt sich Mais so gut nach Europa ausführen, wie Weizen und hierin liegt die Aussicht auf eine neue amerikanische Konkurrenz. Ebenso bedeutend ist die Steigerung der überseeischen Fleischproduktion und der damit zusammenhängenden Zweige; die Vereinigten Staaten zählen an Rindvieh jetzt 33 Mill., wovon fast 15 Mill. Milchkühe, England nicht 10 Mill., wovon 1/3 Kühe, die im energischen Aufschwung begriffene Käserei nährt durch ihre Abfälle die Schweine. Wenn die rasch wachsende Bevölkerung auch einen großen Teil dieser Produktion absorbiert und die Verschiffung des lebenden Viehes sowie des frischen Fleisches Schwierigkeiten bietet, so steigt doch die Ausfuhr vom gesalzenen, geräucherten und eingemachten Fleisch sowie von Butter, Kunstbutter und Käse rasch.

1880 wurden in England für 12141000 £ Butter, für 5 Mill. Käse, für 2 1/4 Mill. Eier eingeführt, wovon ein starker Betrag namentlich an Butter auf Amerika kommt.

Was kann nun dieser Lage gegenüber geschehen? Zunächst ist zu konstatieren, daß sich nirgends das Verlangen zeigt, die einheimische Produktion durch Zölle zu schützen. Es wäre eine solche Forderung auch geradezu ungereimt in einem Lande, welches alle Nahrungsmittel, die Transport ertragen, in immer steigender Menge vom Auslande bezieht, 1853 brauchte die Weizeneinfuhr nur den Verbrauch von 18 Tagen im Jahre zu decken, jetzt wird bereits die Hälfte des konsumierten Weizens eingeführt. 1867—69 betrug die Einfuhr von Nahrungsmitteln 79 Mill. £, 1877—79: 129 Mill. bei einer Zunahme der Bevölkerung um 3180000. Den einheimischen Produzenten durch Zölle wirklich bessere Preise zu sichern, hieße bei solcher Einfuhr der Masse der Konsumenten ihren notwendigen Lebensunterhalt in einer Weise verteuern, die für ein so überwiegend industrielles Land wie England nicht in Frage kommen kann.

Ebensowenig sieht die Kommission ein Heilmittel in einer großen Maßregel, welche die Schaffung eines Standes kleiner Grundeigentümer bezweckte. Unstreitig leiden England und Schottland an Latifundien und dem daraus folgenden Mangel eines selbständigen Bauernstandes. Es ist kein wünschenswerter sozialer Zustand, daß nur 180000 Personen über 10 Acres Land und die 600 Familien der Pärie allein 1/5 des ganzen Bodens besitzen. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß die Konzentration des Grundbesitzes teilweise diese Folge des englischen Erbrechtes ist, das im Intestatfalle die Rechtspräsumtion für den ältesten Sohn statuiert, ein Pflichtteilsrecht am Boden nicht kennt und obwohl eigentliche Fideicommisse selten sind, doch dem Besitzer das Recht gibt durch Substitution für zwei Generationen über sein Gut zu verfügen. Diese Bestimmungen abzuschaffen und die Uebertragung von Grundbesitz so leicht wie möglich zu machen, wird sich gewiß empfehlen, aber praktisch würde damit wenig geändert, da die Erbfolge durchweg testamentarisch ist. Die Freiheit der letztwilligen Verfügung im Sinne des Code Napoleon durch eine gezwungene Teilung des Gutes unter die Erben zu ersetzen, widerstrebt der englischen Rechtsauffassung durchaus, zumal dies Prinzip auf dem Festlande auch wirtschaftlich zu sehr zweifelhaften Resultaten geführt hat. So lange aber die Freiheit der letztwilligen Verfügung bestehen bleibt, werden gerade die großen Grundeigentümer ihren Besitz zusammenhalten, zum Verkauf werden nur Güter kommen, die stark verschuldet sind und gerade bei solchen Verkäufen hat der kleine Kapitalist am wenigsten Aussicht zu konkurrieren. Abgesehen von dem Erbgang aber konzentrierte sich der Grundbesitz in England auch deshalb immer mehr in den Händen weniger reicher Leute, weil nur diese imstande sind den hohen Preis zu zahlen, den das Land hat und sich mit der geringen Rente von kaum 2 Proz. zu begnügen, die es nach dem Marktpreis bringt. Grundbesitz verleiht in England ebenso soziale Auszeichnung, wie dasselbe ins Parlament führt, deshalb sucht jeder reich gewordene Mann ein Gut zu erwerben, um dadurch eine Familie zu gründen (to make an eldest son). Aus diesem Grunde würde auch eine zwangsweise Zerstückelung der Latifundien die Farmer nie zu Grundeigentümern machen, weil sie niemals den Preis für das Land zahlen könnten, den der reiche Industrielle oder Kaufmann dafür zu bieten bereit ist. Noch weniger wären die arbeitenden Klassen dazu imstande, die auch bei den hohen Löhnen schwerlich geneigt wären die prekäre Lage kleiner Grundbesitzer für ihren jetzigen Verdienst einzutauschen. Die Zahl der ländlichen Arbeiter hat sich durch die Maschinen vermindert, aber ihre Lage hat sich gebessert; seit Elisabeth ist der Preis des Bodens auf das Doppelte, der Lohn auf das Sechsfache gestiegen, außerdem haben sie den Vorteil billiger Miete für ihre Cottages und Gärten. Endlich kommt in Betracht, daß wenn auch der Grundbesitz in verhältnismäßig wenigen Händen ist, der größte Teil desselben in Farmen von mäßiger Ausdehnung, also kleine Wirtschaftseinheiten zerlegt ist, 85 Proz. des bebauten Bodens kommt auf Pachtungen von durchschnittlich 168 Acres, daneben bestehen die kleinen Farmen in der Nähe großer Städte, die vorwiegend Gartenbau treiben. Die Bewirtschaftung ist also durchaus intensiv und die englischen Farmer (1160000) müssen auch wegen ihres Besitzes an totem und lebendem Inventar zu einem Teile als landwirtschaftliche Miteigentümer gelten.

Was aber das wirtschaftliche Ergebnis des Systemes betrifft, so ist unbestreitbar, daß die englische Landwirtschaft unter demselben die höchste Ausbildung erreicht hat und in größerem Maße

als dies in irgend einem anderen Lande der Fall ist, den möglichsten Ertrag aus dem Boden zieht. Der Durchschnittswert des Acre ist in England etwas über 50 £, in Frankreich nach A. de Foville 32 £, obwohl letzteres soviel hochwertige Produkte wie Wein, Südfrüchte, Zuckerrüben u. s. w. hat. Frankreich bringt auf gleicher Fläche nur etwas mehr als die Hälfte der Weizenmenge, die England erzeugt, weil bei der Geteiltheit des Landes die Kultur von Gras und Grünfrüchten nicht möglich ist, die dem Boden Ruhe und durch Viehzucht ausreichenden Dünger gibt. England produziert nach Caird 28 Bushel Weizen pro Acre, Frankreich 16, Deutschland ebensoviel, Indien 14, Rußland und die Vereinigten Staaten 13. Dazu hat es im Verhältnis zu seiner Bodenfläche mehr Pferde, Vieh und Schafe als ein anderes europäisches Land und von ausgezeichneter Beschaffenheit. Last not least hat das englische System den Vorteil, daß unter ihm das Grundeigentum sehr wenig verschuldet ist, während die Grundschuld der Krebsschaden des festländischen ist, welcher die Leistungsfähigkeit der Eigentümer zerstört, wo sich nicht die Geschlossenheit der Höfe erhalten hat. Von 3 977 781 ländlichen Besitzungen Frankreichs werden ³/₄ von ihren Eigentümern bewirtschaftet und trotz der sprichwörtlichen Sparsamkeit und fleißigen Genügsamkeit des französischen Bauern, trotz der allgemein steigenden Entwickelung, welche den Preis des Hektars von 500 Frs. in 1789 auf 1110 Frs. in 1874 brachte, war das Ergebnis, daß der Boden 1848 mit 8 Milliarden Hypotheken beschwert war, eine Summe, die jetzt auf 14—15 Milliarden gestiegen ist. Was Deutschland betrifft, so berechnet Beta (Deutsche Agrarverfassung 1876 S. 6), daß der Bodenwert seit 1820 um $1/3$ bis $1/2$ gestiegen ist, aber $7/8$ des landwirtschaftlichen Reinertrags für Verzinsung der Grundschuld fortgehen. Es wollen in England eben nicht so viele Leute vom Boden leben wie auf dem Festlande, die überschüssigen Kräfte wenden sich zur Industrie und in die Kolonieen, seine Entwickelung ist einfach die des industriellsten und kapitalreichsten Landes und eine Gefahr liegt für die Gesamtheit der Bevölkerung nur in der nicht sehr wahrscheinlichen Möglichkeit eines Krieges, in dem seine Gegner ihm die Zufuhr abschneiden könnten.

Eine Aenderung des englischen Systems des Grundbesitzes ist also aussichtslos und würde die Lage der Landwirtschaft nicht verbessern, Caird berechnet sogar, daß die Farmer durchschnittlich fünfmal soviel produzieren als sie thun würden, wenn sie Eigentümer wären.

Es bleiben daher nur zwei Auswege. Einmal die größtmögliche Steigerung der Intensität der Wirtschaft durch verbesserte Maschinen, Düngung und Betrieb derjenigen Kulturen, die noch den lohnendsten Ertrag versprechen, während ein Verharren auf dem Getreidebau in bisheriger Weise den englischen Landwirt nur in die Lage bringen würde, in der der Handweber sich nach Cartnorights Erfindung des mechanischen Webstuhles befand; die Weizenkultur, die bereits von 1869—79 um 3 Mill. Acres abnahm, wird voraussichtlich immer mehr gegen Viehzucht und Gartenfrüchte zurücktreten. Anderseits muß eine Herabsetzung der Pachten stattfinden. Unstreitig sind die Pächter jetzt in sehr übler Lage, vielfach geradezu bankrott, aber von einer Aussaugung derselben durch die Grundherren, von der L. v. Stein spricht, kann doch nur selten die Rede sein. Eine solche hat ihre wirksame Grenze eben darin, daß der Eigentümer, der sie versucht, nach Ablauf der Pacht keinen Pächter wieder finden würde. Eben deshalb sehen wir auch, daß wie nach Abschaffung der Kornzölle so auch jetzt die Grundbesitzer im eignen Interesse sich zu freiwilligen, erheblichen Pachtnachlässen bereit zeigen. Mit Ablauf der gegenwärtigen Pachten wird sich eine durchgreifende Neuordnung der Pachten vollziehen müssen, die den veränderten Umständen Rechnung trägt, die Grundbesitzer werden schließlich die Verlierenden sein, sowie sie früher bei dem Steigen der Pachten ohne ihr Verdienst gewonnen und wenn der Verlust getragen werden muß, so ist es doch das beste, daß derselbe in letzter Instanz auf die stärksten Schultern fällt. Eben deshalb empfiehlt sich auch nicht ein Nachlaß der allerdings bedeutenden Lokalsteuern, die auf dem Grundbesitz ruhen, da derselbe nur den Eigentümern zu gute käme, insofern dieselben, selbst wenn der Pächter sie früher gezahlt hätte und nun weniger zahlte, in gleichem Maße die Pacht steigern würde.

Einer besonderen Erwähnung bedürfen die irischen Verhältnisse. Irland stand vor alters unter Häuptlingen, deren gewählte Vertreter und Nachfolger (Tanaists) den Gliedern des Clans ihr Ackerland zuwiesen. Durch die englische Eroberung verloren die Häuptlinge ihre patriarchalische Gewalt und blieben nur Guts-

herren, die Mitglieder des Clans wurden Hörige, die Haus und Land gegen gewisse Abgaben und Dienste innehatten. 1605 erklärte Jacob I. das von dem Einzelnen besessene Land für frei vererbliches Eigentum, aber die Grundherren nahmen das Gesamteigentum für sich und setzten nur die Ueberweisung zur Nutzung fort; dieselbe war allmählich durch die Einbürgerung der Pacht antiquiert, aber der Pächter behandelte den Pachtzins als die dem Lord schuldige Rente, während er sich als Eigentümer ansah, der über das Land verfügen kann, solange er die Rente zahlt. Nur die Personen der Gutsherren wurden geändert durch die massenhaften Konfiskationen des Landes der aufständischen Clans unter Heinrich VIII., Elisabeth, Cromwell und Wilhelm III., welche sicher nicht verteidigt werden sollen, zumal sie das Land eines wesentlichen Reichtums beraubten, indem die Wälder, welche den Aufständischen zum Verstecke dienten, niedergeschlagen wurden. Ebensowenig sind die Uebel des Absentismus, der Aussaugung der Pächter durch Mittelleute, die Beherrschung der katholischen Massen durch eine protestantische Minorität zu beschönigen, es ist kein gesunder Zustand, daß das beste Drittel des Bodens 272 Gutsherren gehört und 77,2 Proz. der Pächter, tenants at will, sind, d. h. einjähriger Kündigung unterliegen. Indes das Unrecht jener Konfiskationen würde sicher nicht dadurch gut gemacht, daß man, wie Mill 1868 vorschlug, die jetzigen Besitzer expropriierte, die doch an der Vergangenheit unschuldig sind, deren Besitz die gesammelte Arbeit von Generationen repräsentiert und die nur sehr ungenügend entschädigt werden würden, wenn man das Land, welches Schlösser und Parks einnehmen, nach dem Preis von Kornfeldern vergütete. Aber auch den Irländern würde damit nicht geholfen werden. Wollte man das dergestalt herrenlos werdende Eigentum versteigern, so würden Kapitalisten, namentlich wohlhabende Städter die Erwerber sein, würde aber der Staat kein erhebliches Opfer bringen und nur Pächter als Käufer zu einem niedrigen, allmählich abzuzahlenden Preise zulassen oder selbst den Pächtern das Recht geben, die Pacht als 20fache Rente abzulösen, so blieben bei einer solchen agrarischen Revolution zunächst alle Taglöhner unberücksichtigt, die sich zu den Pächtern wie 600 000 zu 400 000 verhalten und die gerade unter kleinen Grundbesitzern, welche das Möglichste aus dem Boden ziehen müssen, weit schlechter stehen würden als dermalen, wo sie gegen Unbilligkeit der Pächter den Rückhalt am Grundherrn haben. Aber auch die neueren Eigentümer hätten keine verlockenden Aussichten. Einmal müßten sie, da sie durchweg kein Kapital haben, den Kaufpreis leihen und verzinsen, sodann aber kommt noch mehr ein Moment in Betracht, das Mill ganz ignoriert. Welches auch die Vorteile und Nachteile der großen oder kleinen Kultur sein mögen, sicher ist, daß die letztere nur da lohnt, wo intensiver Betrieb möglich ist, wie in der Lombardei, Belgien, Pfalz, Elsaß. Nun ist aber kein Land durch Natur des Bodens und Klimas so auf extensive Wirtschaft angewiesen, wie Irland; der vierte Teil der Insel besteht aus Moor und ödem Gebirg. Der kulturfähige Boden eignet sich wenig für Korn, um so mehr für die mit Kapital betriebene Graswirtschaft, und demgemäß geht die Konsolidation zu großen Weidegütern unaufhaltsam vor sich. Seit 1851 hat die Anbaufläche für Getreide um 34 Proz. abgenommen, das Grasland um 1 ½ Mill. Acres zugenommen, es beträgt jetzt 79,21 Proz. Von dem mit Getreide bebauten Land bestehen ⅚ aus Haferfeldern, die beiden einzigen Feldfrüchte, die im kleinen gebaut werden, sind Kartoffeln und Flachs. 1868 waren 3 ½ Mill. Acres mit Kartoffeln bestellt, in England von 10 Mill. Acres nur ½ Mill. Nun herrscht schon an sich in der Bevölkerung die Neigung vor, das gepachtete Land bis auf das äußerste zu teilen [1]). Der kleine Eigentümer würde dies in erhöhtem Maße fortsetzen. Er würde bei der herkömmlichen zahlreichen Nachkommenschaft auf das Grundstück, das nur für seinen Unterhalt berechnet war, seine Söhne und Schwiegersöhne nehmen, welche alle davon leben wollten, so daß sie bei aller Dürftigkeit der Existenz es rasch erschöpfen würden, wozu noch kommt, daß der Irländer keineswegs angestrengte Arbeit, um so mehr aber den Whisky liebt. Der Besitzer würde unfähig sein, den Zins oder Kanon zu zahlen, das Land würde verschuldet und käme schließlich unter den Hammer. Nach dem Tode des Besitzers müßte es entweder geteilt oder für die jüngeren Kinder hypothekiert werden. Auf diese Weise ist also den Pächtern nicht zu helfen. Die sog. Brightsche Klausel der

[1]) 1875 hatten von 525 900 ländlichen Haushaltungen 51 221 unter 1 Acre, 66 359 : 1—5 Acres, 163 062 : 5—10 Acres. Dazu drängen sich diese kleine Pachtungen mit ihren Lehmhütten gerade in der armen Gegend zusammen.

Landakte von 1871, wonach Gutsherren und Pächter übereinkommen können, unter Mitwirkung des Landed Estates Court eine Grundablösung zu bewirken, ist ziemlich toter Buchstabe geblieben, griffe man aber zu dem heroischen Mittel der zwangsweisen Ablösung seitens des Staates, so würde durch eine solche agrarische Revolution, die sich mit keiner der festländischen Ablösungen von Rechten und Leistungen, auch nicht mit der russischen Ablösung der Leibeigenschaft vergleichen ließe, doch schwerlich für mehr als eine Generation Ruhe geschafft. Was zur Beseitigung der angeführten Uebelstände geschehen konnte, um früheres Unrecht gut zu machen, ist erfolgt. Die protestantische Kirche hat ihre Rechte verloren. Die Landakte von 1871 hat den Pächtern Entschädigung für Verbesserungen und Besitzstörungen zugesichert, schriftliche Pachtkontrakte auf eine gewisse Zeit vorgeschrieben und für die Pfändung des Pächters bestimmte Grenzen gezogen. Ja die neueste Gladstonische Akte scheint uns entschieden schon zu weit zu gehen, indem eine specielle Behörde die Pacht bis zu 15 £ Rente bestimmen soll, denn es zeigt sich, daß diese Maßregel keineswegs imstande gewesen ist, die Norentagitation und die agrarischen Missethaten zu hemmen. Das Verfahren macht enorme Kosten und während die Grundbesitzer sich über massenhafte Herabsetzungen der Pachten beklagen, sind auch die Pächter in so vielen Fällen nicht mit den Entscheidungen der Kommission zufrieden, daß bis Mitte Dezember 1881 bereits gegen 40 Proz. derselben Berufung angemeldet war. Der jetzige Zustand Irlands rechtfertigt sicher nicht den sehr bedenklichen staatssocialistischen Charakter dieser Maßregel, denn so gut der Pächter die Festsetzung einer billigen Pacht, so gut kann dessen Tagearbeiter die Fixierung eines angemessenen Lohnes fordern und was dem ländlichen Arbeiter recht, ist dem industriellen billig.

Ebensowenig hat die Sistierung der Exmission bis Ende 1881 genützt, das Volk hat sie als dauernde Maßregel aufgefaßt und weigert fortgesetzt die Zahlung der Pacht. Der Kredit des Eigentümers wird ruiniert, und Gladstone selbst ist gezwungen gewesen, zu den schärfsten Maßregeln gegen die mit Mord und Brand kämpfende Agitation zu greifen. Gesetze können nicht Natur des Landes und Volkes ändern; für eine Bevölkerung, welche die Unterhaltungsmittel des Bodens übersteigt, gibt es nur die Alternative, industrielle Produktion oder Auswanderung. Erstere ist in Irland verhältnismäßig gering und es bleibt also nur die letztere. Erst der Exodus von 1850 hat den sich in den vierziger Jahren stets steigernden Krisen der Hungersnot abgeholfen, seitdem ist die Bevölkerung wieder gewachsen bis sie 1871 5½ Mill. erreichte. Damit war das Maß schon überschritten, 1881 ergab sich ein Rückgang von 253 538, während England ohne Wales in dem Zeitraum über 3 Mill. zunahm. Von 1853—1880 sind mehr als 2 Mill. Irländer ausgewandert, in den letzten 10 Jahren 626 724, wovon 75 Proz. dem Alter von 15—35 Jahren angehörten. Auch für die Zukunft wird Auswanderung das einzige wirksame Mittel gegen die Not bilden, die natürlich da am größten ist, wo die Bevölkerung besonders zahlreich und der Boden nahezu erschöpft ist. Es ist deshalb bereits im Parlament von O'Connor Power der zahlreich unterstützte Antrag gestellt worden, ein vom Staat subventioniertes System der Auswanderung einzuführen, und obwohl die Regierung noch abgelehnt, darauf einzugehen, so hat doch der irische Sekretär Trevelyan die Familienauswanderung als die beste und bleibendste Hilfe gegen den Notstand anerkannt. Man kann offen einräumen, daß das sehr traurige Zustände sind, ohne zu glauben, daß sie sich durch Gesetze ändern lassen.

Sommerabend.

Von

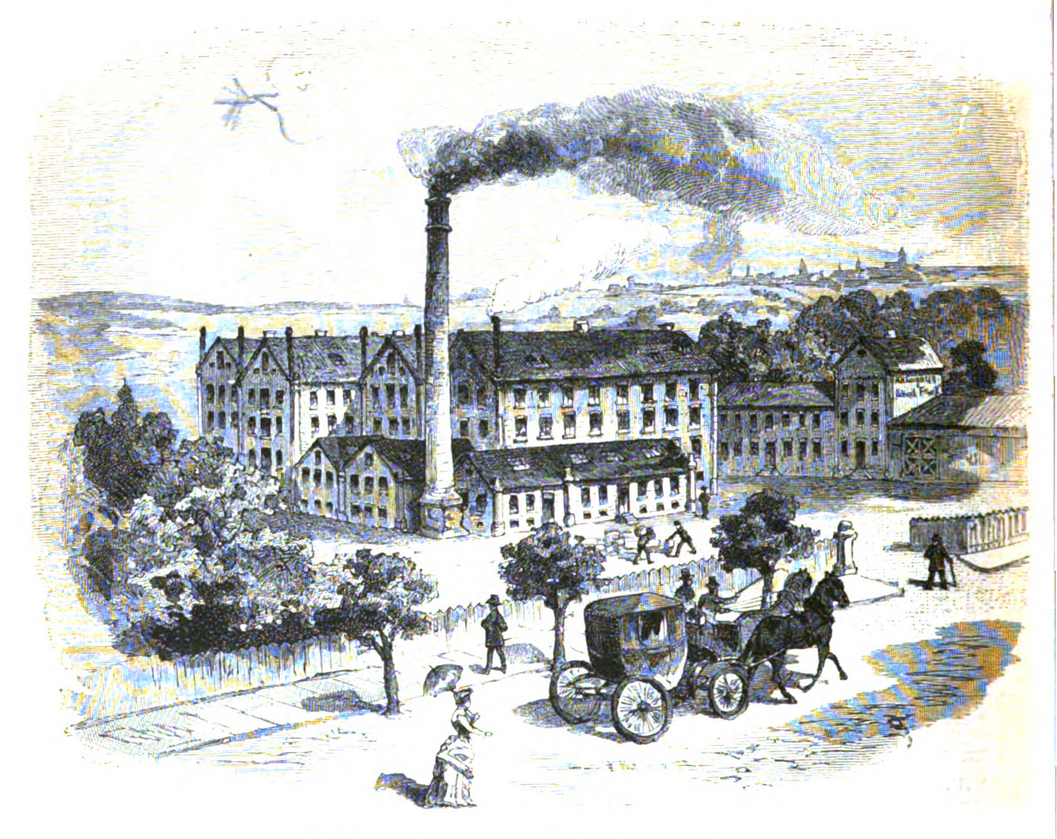
Fr. Xav. Seidl.

Du steigst vom hohen Himmelssaale,
O Sommerabend, mild und schön,
Vergoldest noch mit heitrem Strahle
Rings all die blauen Bergeshöhn.

Nach all den tobenden Gewittern
Herrscht nun ein Friede wunderbar,
Und auf der Bäume Zweige zittern
Des Mondlichts Strahlen hold und klar. —

Wie macht mein Herz die Ruhe selig
Nach all des Tages wirrem Streit,
Ein' jede Sorge schwindet mählich
In dieser süßen Einsamkeit.

Denn viel Erinnerungen gleiten
Vorüber, und in Sternen mild
Begrüßen sich, die nie sich scheiden,
Mein Glück und dein geliebtes Bild.



Die Biskuitfabrik von Langnese in Eppendorf bei Hamburg (S. 106).

Ein Gang durch eine deutsche Biskuitfabrik.

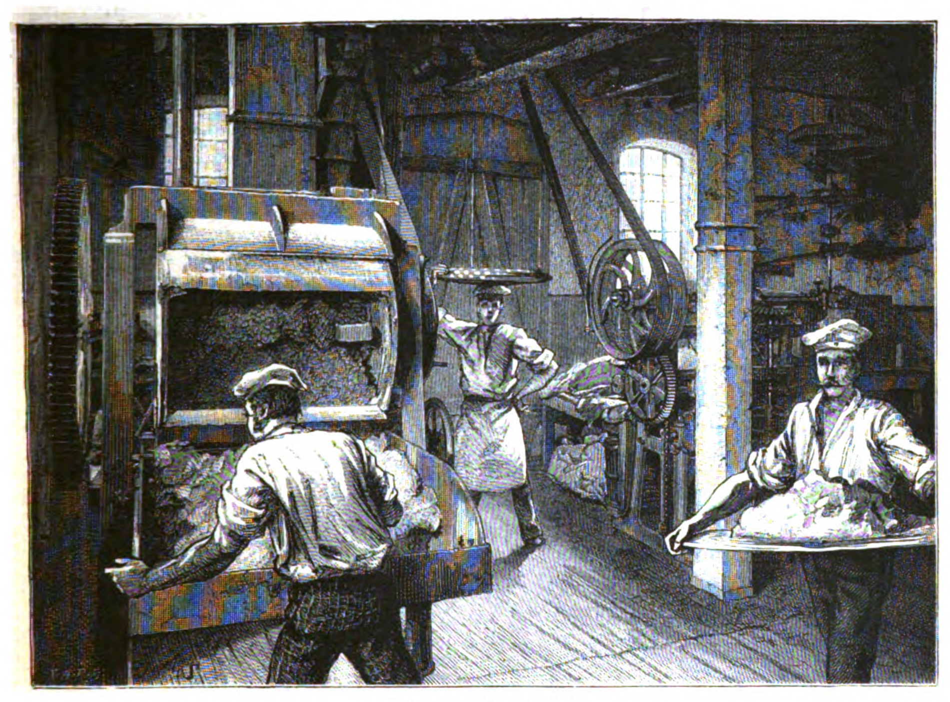
Von

W. Uhland.

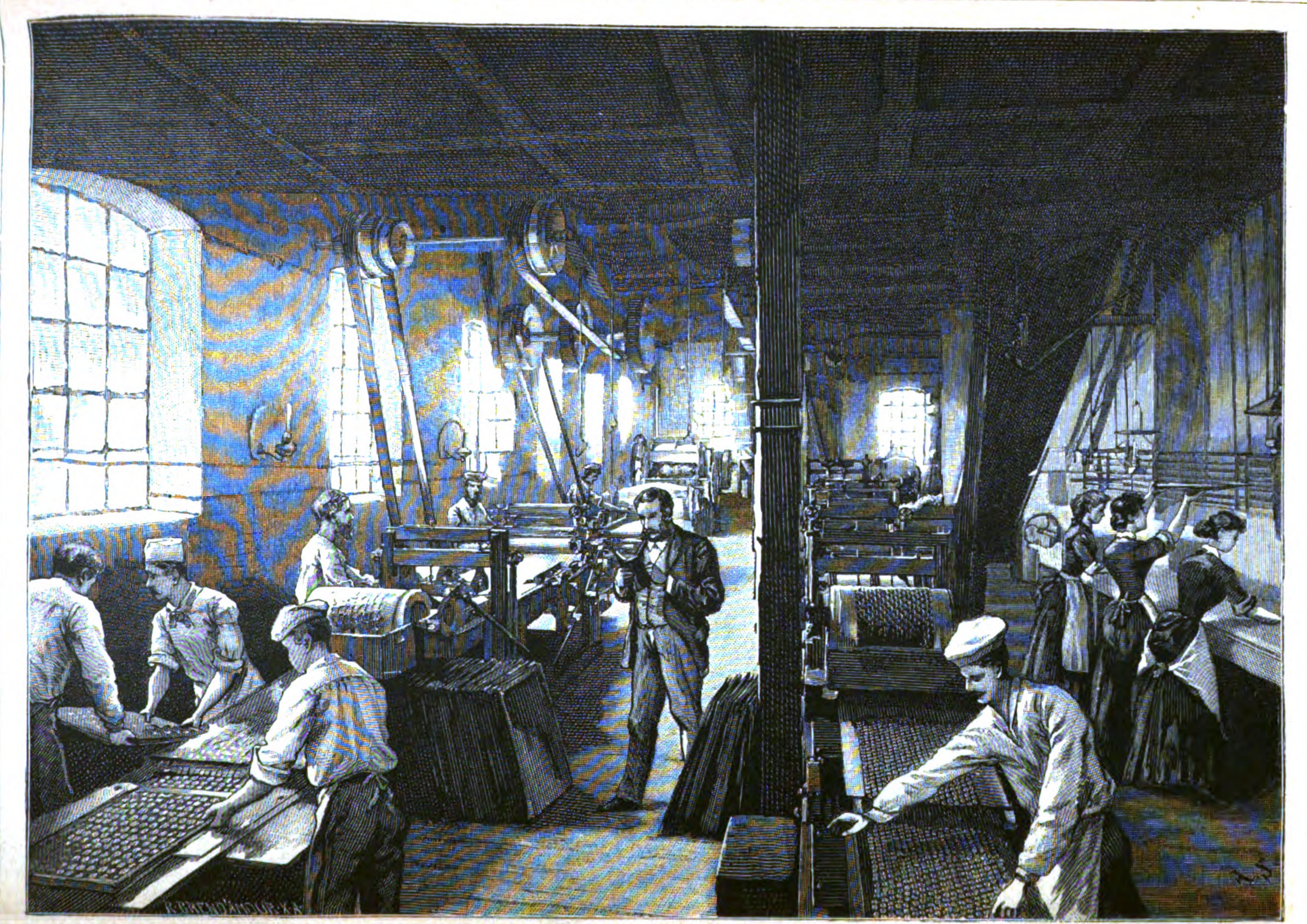
Unter den vielen neuen Industrieen, die sich, hervorgerufen durch das gesteigerte Luxusbedürfnis, zum Teil in überraschend kurzer Zeit herangebildet haben, hat wohl kaum eine einen so rapiden Aufschwung genommen, wie die Fabrikation der sogenannten englischen Biskuits. Während früher diese Art Gebäck ausschließlich in England fabriziert und von dort nach Deutschland wie nach anderen Ländern exportiert wurde, bestehen gegenwärtig speciell in Deutschland in mehreren Städten Etablissements, in denen die Fabrikation in wahrhaft großartigem Maßstab betrieben wird, und obwohl auch jetzt noch ansehnliche Quantitäten von englischen Firmen eingeführt werden, nehmen die Erzeugnisse deutscher Biskuitfabriken im Inland sowohl als auf dem Weltmarkt einen hohen Rang in der kommerziellen Wertschätzung ein. Schon heute ist der Verbrauch an Biskuits in den verschiedenen Klassen der Bevölkerung ein ausgedehnter zu nennen, doch darf mit Sicherheit angenommen werden, daß derselbe künftig noch immerfort zunehmen wird, da dieses Gebäck mit Rücksicht auf hohen Nährwert, leichte Verdaulichkeit und gefällige Form, sowie durch den Vorzug der Haltbarkeit, demzufolge dasselbe ohne Verminderung

des Wohlgeschmacks lange Zeit aufbewahrt werden kann, für die mannigfachsten Zwecke, insbesondere der Haushaltung und Krankenpflege, und für den Gebrauch auf Reisen eine mehr und mehr anerkannte Bedeutung gewonnen hat. Durch die bei der Anwendung entsprechender mechanischer Hilfsmittel ermöglichte Massenfabrikation ist der Preis der Biskuits ein verhältnismäßig so niedriger geworden, daß die minder feinen Sorten selbst von den ärmeren Volksklassen konsumiert werden, da man schon für wenige Pfennige eine hinreichende Quantität erhält, um Kindern einen Genuß zu bereiten, der ihnen unzweifelhaft zuträglicher, als die sonst für Näschereien vorzugsweise beliebten Zuckerwaren ist.

Im nördlichen Deutschland und namentlich in den Hafenstädten, wo man ja überhaupt mehr nach englischem Stil lebt, sind die Biskuits bereits ein wirklicher Bedarfsartikel geworden, der von jedem Kolonialwarenhändler in mehr oder minder reicher Auswahl geführt wird. Der eminente Fortschritt der Fabrikation zeigt sich schon in ihrer außerordentlichen Mannigfaltigkeit, indem die nach hunderten zählenden Biskuitsorten keineswegs allein aus der kommerziellen Notwendigkeit, immer neue Formen zu schaffen, hervorgegangen sind, vielmehr bei der Zusammensetzung der meisten derselben die Rücksicht auf specielle Zwecke maßgebend gewesen ist. So eignen sich vorzugsweise zum Frühstück, Nachtisch und Abendessen: Lunch, Dessert, Cracker, Butter, Abernethy; zu Kaffee, Thee, Schokolade: Picnick, Napoleon, Medium, Maizena, Queen-Drops, Schokolade, Cacao-Nut, Fine Tea, Victoria, Vanille, Kaffeebrot, Biskuit-Kringel; zu Eis, Wein, Liqueur ꝛc.: Fancy-Routs, Leopold, Alexander, Mignon, Macaroons, Ratafias, Ginger-Nut, Spice-Nut, Cinnamon, Almond-Drops; für Kinder: Milk, Pearl, Leaflet, Nic-Nac, Star, Union, Kombination, Zuckernüsse; für Kranke, speciell Magenleidende: Cracknel, Rusks, Soda, Diet, Water, Albert, Lorne, Zwieback, Waffeln; für Land- und Seereisen: Cabin, Cuddy, Captain, Tourist, Mixed, Osborne, Queen, Marie, Schiffsbrot; für Suppen: Gem, Soup, Vanille-Drops. Selbstverständlich ist auch in vielen Fällen für verschiedene Zwecke eine



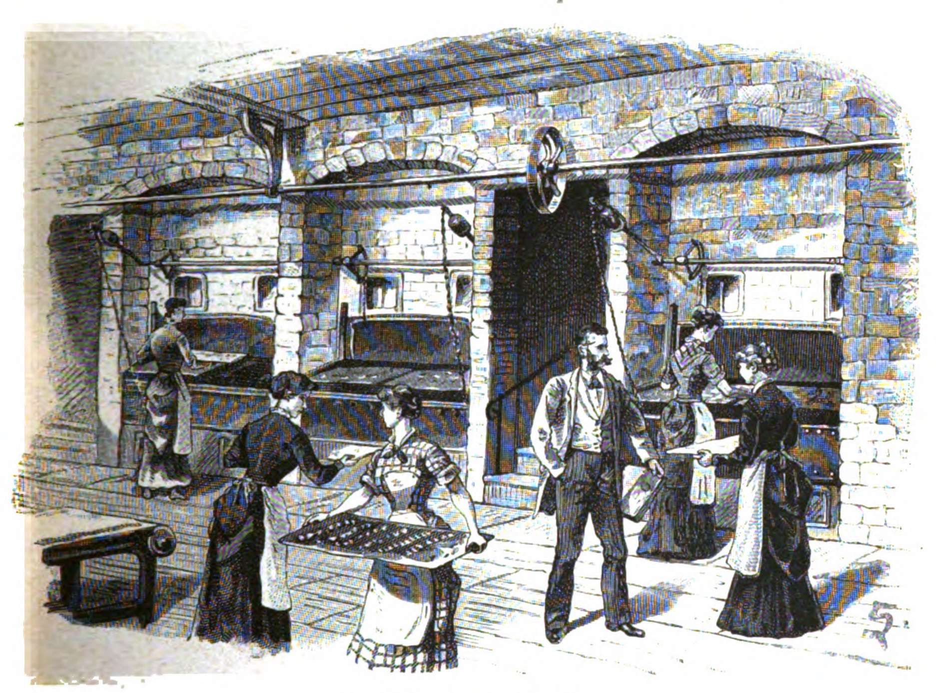
Teigmischmaschinen (S. 108).



Teigausstechmaschine (S. 108) — Teigwalze. — Ausstechmaschine (S. 108).

und dieselbe Sorte mit gleichem Vorteil anwendbar.

Wenn in der Geschichte aller Völker die Anfänge der Brotbereitung — also die ersten ungeschickten Versuche, aus dem in den verschiedenen Getreidearten gebotenen Nährstoff ein zugleich wohlschmeckendes, gesundes und haltbares Nahrungsmittel darzustellen — den Uebergang von der Barbarei zu der niedrigsten Stufe der Kulturentwickelung bezeichnen, so ist man wohl einigermaßen berechtigt, in der zu staunenswerter Leistungsfähigkeit ausgebildeten Biskuitfabrikation der Gegenwart die Macht der Civilisation mit ihrem verfeinernden Einfluß auf alle Lebensgewohnheiten repräsentiert zu sehen. Könnte heute — man verzeihe mir das Extravagante der Vorstellung — einer jener Urmenschen, welche den durch Zermalmen der Getreidekörner zwischen Steinen gewonnenen Brei in der Asche ihres Holzfeuers rösteten, die Innenräume einer unserer großen Biskuitfabriken betreten und den Betrieb in seinen eine ununterbrochene Kette

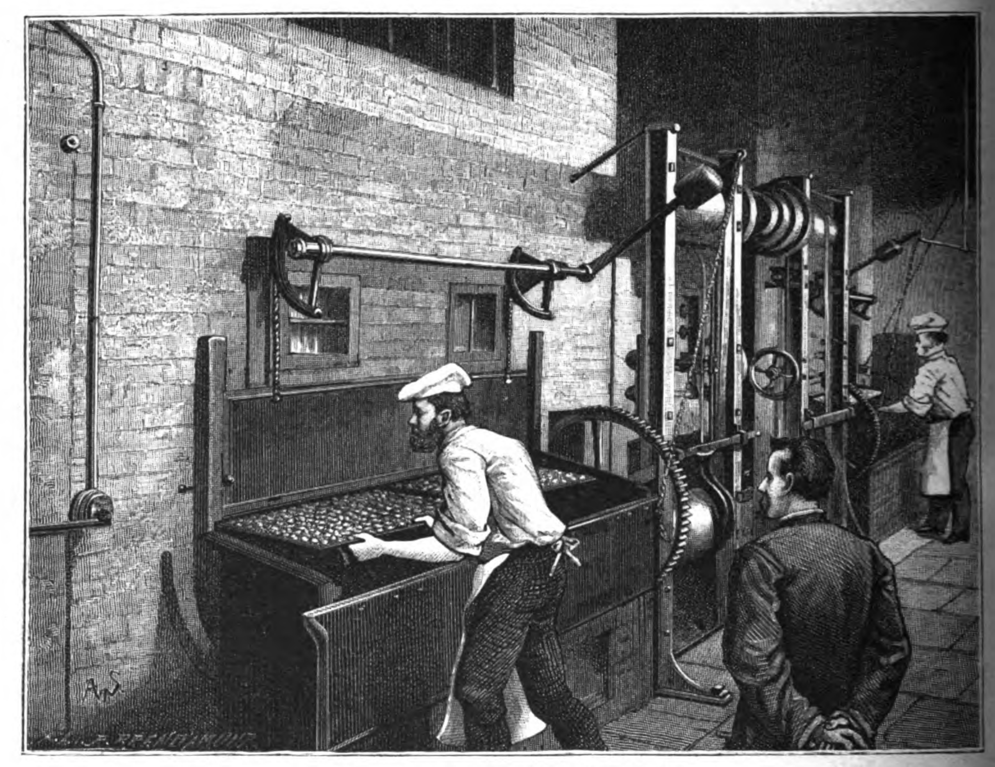


Beschickung der Backöfen (S. 109).

bildenden Operationen verfolgen, so müßte ihm das Ganze dieses Betriebes, das auf den hochcivilisierten Beschauer den Eindruck eines mit mathematischer Genauigkeit ineinander greifenden Triebwerks macht, als das geheimnisvolle Werk übernatürlicher Kräfte erscheinen. Ist nun auch unsere Generation — das mit der Milch der Wissenschaft aufgezogene Geschlecht des neunzehnten Jahrhunderts — einem solchen mit Schauer gemischten Gefühl der höchsten Bewunderung kaum noch zugänglich, so vermag doch für jeden nach allgemeiner Bildung Strebenden der Besuch eines derartigen Etablissements eine reiche Quelle der Belehrung und der geistigen Anregung zu werden, und es sei mir daher gestattet, den geneigten Leser um seine Begleitung bei einem Gange durch die älteste und wohl auch bedeutendste Biskuitfabrik Deutschlands, überhaupt des Kontinents, die von A. H. Langnese in Hamburg, zu ersuchen. Diese Fabrik, in welcher täglich etwa 50 Centner Mehl, 8 bis 10 Centner Zucker, 3—4 Centner Butter und 500—600 Liter Milch — ohne der in geringerer Menge verbrauchten Zuthaten zu gedenken — zu Biskuits verarbeitet werden, erscheint besonders auch durch ihre rationelle, zugleich den

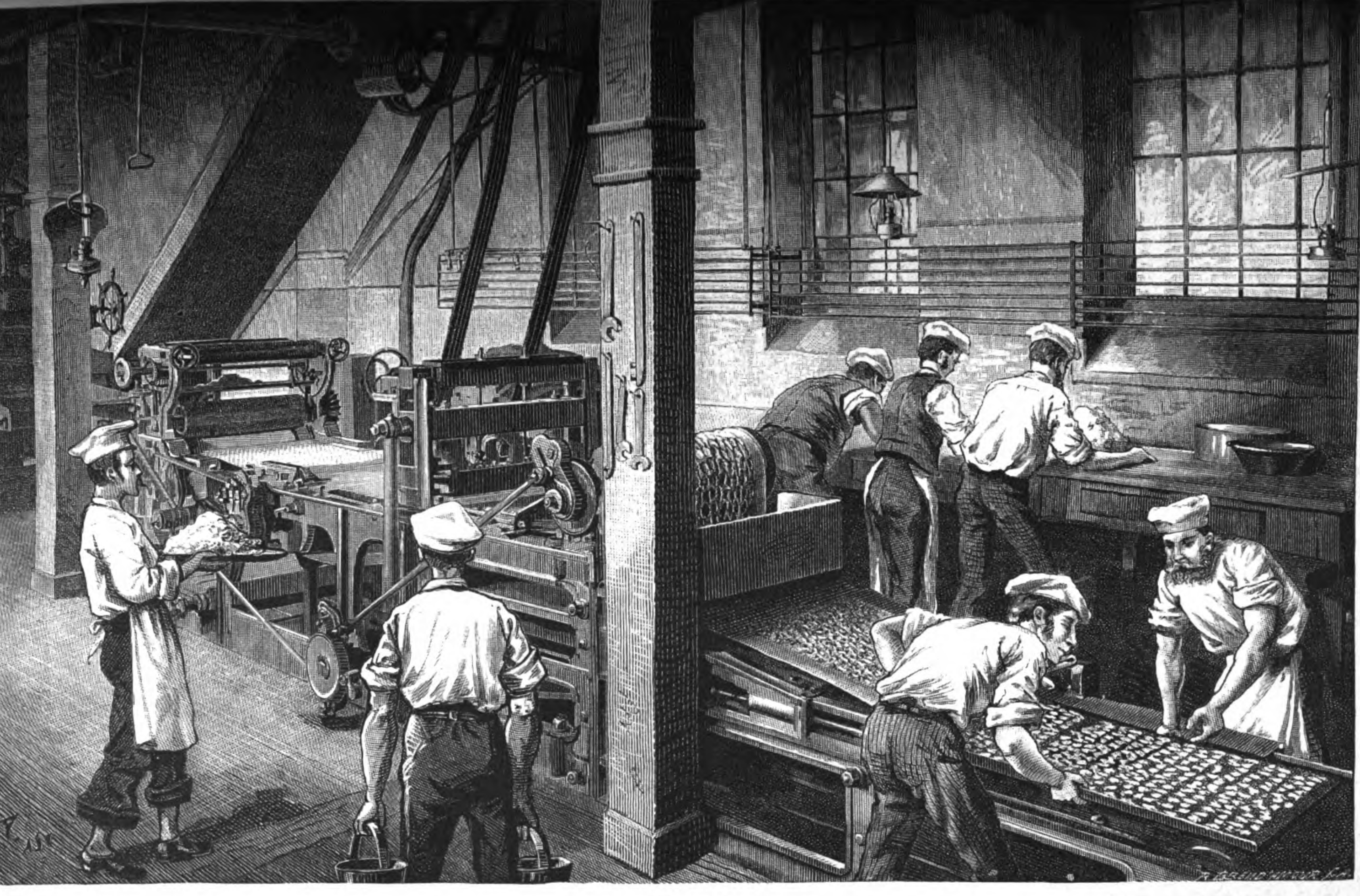
Standpunkt der heutigen Technik charakterisierende Einrichtung befähigt, dem Besucher die kraftvolle Entwickelung der jungen Industrie in einem Gesamtbild von wahrhaft imponierenden Verhältnissen zur Anschauung zu bringen.

Um aus den angeführten Quantitäten von Rohmaterialien die 4000 Kilogramm Biskuits zu erzeugen, welche die tägliche Leistung der Fabrik darstellen, sind in derselben mehr als 200 Arbeiter und Arbeiterinnen beschäftigt und trotz dieser bedeutenden Anzahl disponibler Kräfte würde es unmöglich sein, die angegebene Höhe der Produktion zu erreichen, wenn nicht die Herstellung der Biskuits nahezu ausschließlich auf mechanischem Wege, durch eine Reihe äußerst sinnreich erdachter Specialmaschinen, erfolgte, wodurch sich zugleich der Fabrikationsprozeß zu einem der interessantesten der gesamten Industrie gestaltet.



Ausmündung zweier kontinuierlicher Backöfen (S. 110).

Schon die räumliche Ausdehnung des in Eppendorf, einem der zahlreichen Vororte Hamburgs, einen stattlichen Gebäudekomplex bildenden Etablissements (S. 102) gestattet einen Schluß auf den Umfang der in demselben betriebenen Fabrikation. Dem Gange dieser Fabrikation entsprechend, begeben wir uns zunächst in die oberen Stockwerke, welche die Lagerräume für die Rohmaterialien enthalten und zu welchen die letzteren mittels durch Dampfkraft in Thätigkeit gesetzter Aufzüge hinaufbefördert werden. Der Transport der Materialien nach den unteren Räumen, wo die zu ihrer Verarbeitung dienenden Maschinen aufgestellt sind, erfolgt in der Weise, daß Mehl, Butter, Zucker, Milch 2c., in bestimmtem Verhältnis zusammengegeben, in die über den Boden hervorragenden, die Kopfstücke von Leitungsröhren bildenden kastenartigen Trichter geschüttet werden, um so, in genau dem Bedarf entsprechenden Quantitäten, unmittelbar an den Ort ihrer Verwendung zu gelangen. An dem einen Ende des Arbeitssaales stehen die in mehreren Größen mit einer Leistungsfähigkeit von 2000—5000 Kilogramm vorhan-



Biskuitausstechmaschinen (S. 108).

denen Mischmaschinen (S. 103), in denen die verschiedenen Substanzen zu einem steifen Teig gemengt werden. Hier mündet die Röhrenleitung in einen ringsum geschlossenen Trog, in welchem ein kräftiges Rührwerk ein inniges Mischen sämtlicher Ingredienzien bewirkt. Sobald der Teig die gehörige Konsistenz erlangt hat, öffnet ein Arbeiter einen an dem Troge befindlichen Schieber, wodurch die Masse auf den vor der Maschine stehenden Tisch fällt. Abgesehen von der durch Handarbeit nur schwer zu erreichenden quantitativen Leistung dieser Maschine, hat die Anwendung derselben vor der gewöhnlichen Herstellungsart des Teigs den Vorzug größerer Sauberkeit und der verlockende Eindruck, den die Biskuits als Handelsware zu machen geeignet sind, mag bei manchem Konsumenten in nicht geringem Grade durch die Gewißheit verstärkt werden, daß bei dem ganzen Arbeitsprozeß die menschliche Hand nur indirekt mitgewirkt hat, und vor allem das unappetitliche Kneten mit den Händen vollständig vermieden ist. Zur weiteren Bearbeitung wird der aus der

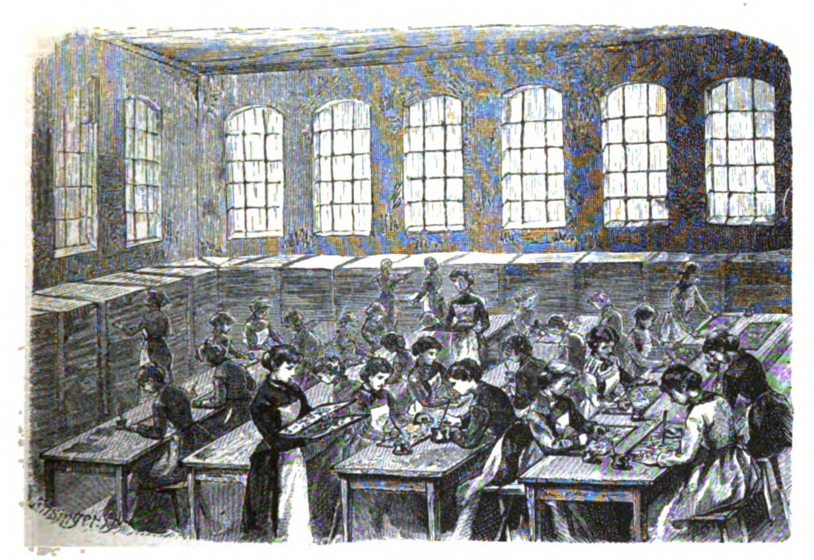


Packraum.

Mischmaschine kommende Teig auf die vor derselben stehende Teigwalzmaschine (S. 104) gebracht, die zuerst die Arbeit des Knetens fortsetzt und sodann den fertigen Teig zu 60—80 cm breiten, entsprechend langen Platten von gummiartiger Konsistenz auswalzt. Die wirksamen Teile derselben sind schwere, gußeiserne Walzen, die der Teig mehrmals in wechselnder Richtung zu passieren hat. Die Thätigkeit dieser Maschine ersetzt somit die Arbeit des Wellholzes, nur daß sie die betreffende Manipulation in viel vollkommenerer Weise ausführt, da der Teig nicht nur besser durchgearbeitet, sondern auch zu größeren Platten ausgewalzt wird, als dies mittels des Wellholzes geschehen kann.

Um die erforderliche gleichmäßige Dicke zu erhalten, werden die so hergestellten Teigplatten in einer Maschine, die auch das Ausstechen der Biskuits zu besorgen hat, nochmals dem Druck zweier Walzen unterworfen, wobei sie zugleich zu einem fortlaufenden Band vereinigt werden. In dieser Vorrichtung, der sog. Egalisier- und Ausstechmaschine (S. 104 u. 107), wird das gleichmäßig starke Teigband mittels endloser, über Walzen laufender Tücher unter einen sich auf und ab bewegenden Apparat geführt, der

die Biskuitformen trägt und bei jedem Niedergange mehrere Dutzend Biskuits aussticht. Mittels desselben Apparats werden die meisten Biskuits gleichzeitig geprägt, indem ihnen die Firma, die Bezeichnung der Sorte oder irgendeine Verzierung aufgedrückt wird. Die ausgestochenen Stücke fallen auf ein endloses Tuch, durch welches sie weiter geleitet und selbstthätig auf Bleche abgelegt werden, während der zurückbleibende Teil des Teigbandes, der nach dem Ausstechen die Form eines Netzes angenommen hat, gleichfalls von einem endlosen Tuche erfaßt und, in anderer Richtung als die Biskuits, aus der Maschine befördert wird, um mit dem im weiteren Verlauf des Betriebs aus der Mischmaschine kommenden Teig von neuem auf die Teigwalzen gegeben und zu Platten verarbeitet zu werden. Die Wirkungsweise der Egalisier- und Ausstechmaschine, die als der interessanteste Teil des ganzen Herstellungsprozesses gelten kann und bei welcher die Funktion des bedienenden Arbeiters nur darin besteht, auf der einen Seite die Teigplatten zwischen die Egalisierwalzen zu führen und auf der anderen Seite die mit ausgestochenen und geprägten Biskuits belegten Bleche abzunehmen, ist für den Zuschauer

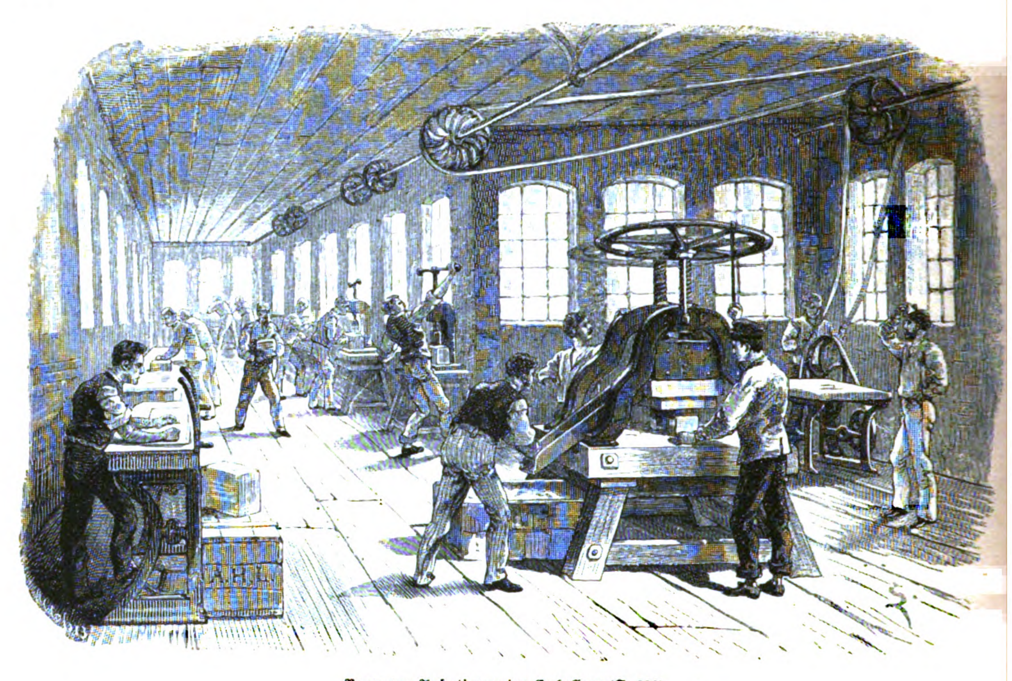


Saal zum Dekorieren (S. 111).

geradezu überraschend und macht durch die ruhige Sicherheit des Vorgangs einen überaus angenehmen Eindruck. Je nach der Form und Größe der auszustechenden Biskuits werden von einer solchen Maschine in zehnstündiger Arbeitszeit 500—2000 kg derselben mit Leichtigkeit hergestellt.

In nicht minder präciser und eigenartiger Weise als die Zubereitung der Biskuits erfolgt das Backen — die letzte und wesentlichste der Operationen. Mit Rücksicht auf die Notwendigkeit, die für die einzelnen Biskuitsorten zulässige Backdauer innerhalb bestimmter Grenzen halten zu können, muß begreiflicherweise die für diesen Zweck gebräuchliche Betriebsweise eine von dem gewöhnlichen Verfahren völlig abweichende sein.

In der Langneseschen Fabrik finden wir die Einrichtung derart getroffen, daß auf je eine Ausstechmaschine ein Backofen kommt und die Mündung des letzteren unmittelbar vor der Kopfseite der ersteren liegt, sodaß die mit Biskuits belegten Bleche von einer Arbeiterin direkt aus der Maschine in den Ofen geschoben werden (S. 105). Von einem eigentlichen Einschieben, wie bei den Backöfen gewöhnlicher Konstruktion, kann hier zwar nicht die Rede sein, da der 12 bis 15 m lange Ofen mit einer besonderen Vorrichtung versehen ist, mittels deren die Bleche langsam durch denselben hindurchbewegt werden. Es sind nämlich an beiden Seiten des Ofens Kettentrommeln angebracht, deren eine von der Transmission aus in Umdrehung versetzt wird,



Raum zur Anfertigung der Emballage (S. 111).

und über welche vier endlose Ketten durch den ganzen Backraum laufen. Die den Ofen bedienende Arbeiterin hat infolgedessen nichts zu thun, als die Bleche auf die Ketten zu setzen, worauf das Weitere selbstthätig bewirkt wird. Das Innere des Ofens ist, den verschiedenen Stadien entsprechend, durch welche der Backprozeß bis zu seiner Vollendung hindurchzugehen hat, in drei Abteilungen oder Kammern getrennt. In der ersten derselben, welche eine bedeutende Höhe der Temperatur schon durch die geringe Länge des Raumes bedingt, wird durch trockene Wärme auf der Oberfläche der Biskuits eine dünne Kruste gebildet. Von der nächsten Abteilung ist diese Kammer durch einen Vertikalschieber getrennt, welcher beinahe bis zu den die Bleche tragenden Ketten herabreicht und nur eben den Weg für die Biskuits offen läßt. In der zweiten größeren Kammer, in welcher der Hauptteil des Prozesses vor sich geht, sind die Biskuits während des Backens der Einwirkung feuchter Wärme ausgesetzt. Zu diesem Zweck wird in einem Blechtrog, dem durch eine Röhrenleitung von außen Wasser zugeführt wird, eine hinreichende Menge Dampf erzeugt. Durch eine um ein Scharnier drehbare Klappe, welche zu der für den Durchgang der Biskuits erforderlichen Höhe durch diese selbst gehoben wird, ist die zweite Abteilung von der dritten getrennt, in welcher durch die Funktion einer besonderen Feuerungsanlage eine etwas trockenere Wärme als in der vorhergehenden Abteilung entwickelt wird, die den Abschluß des Backprozesses vollzieht. Die Zeit, während welcher die Bleche den Ofen von dem einen Ende bis zum anderen passieren, entspricht in jedem Falle der Dauer, die zum Ausbacken der betreffenden Biskuitsorte erforderlich ist, wobei, dieser Verschiedenheit entsprechend, die Geschwindigkeit der Ketten mittels eines hierzu angebrachten Mechanismus reguliert werden kann. Auf derjenigen Seite des Ofens (S. 106), auf welcher die Biskuits denselben verlassen, sind wieder Arbeiter aufgestellt, welche die Bleche abnehmen, worauf das fertige Backwerk in die untergestellten Kisten fällt. Wie ersichtlich, ist der Betrieb der Biskuitöfen ein vollkommen kontinuierlicher, wodurch allein sich die hohe Leistungsfähigkeit derselben erklärt. Es gewährt in der That einen eigentümlich fesselnden Anblick, die Bleche mit den appetitlich aussehenden und lieblich duftenden Biskuits in ununterbrochener Reihenfolge

sich dem Ofen entwinden zu sehen, und zwar wird das Eigentümliche der Erscheinung noch dadurch erhöht, daß man sich an diesem Ende des Backofens in einem von dem eigentlichen Arbeitssaal durch die Oefen getrennten Raume befindet und daher von dem Einschieben der Bleche nichts zu sehen vermag. Im Arbeitssaale selbst sind alle erwähnten Maschinen in vierfacher Anzahl vorhanden, sodaß vier vollständige Serien gebildet sind, deren jede für sich allein arbeiten kann. Auf diese Weise ist eine Betriebsunterbrechung fast zur Unmöglichkeit gemacht, da bei vorkommenden Reparaturen immer nur eine der Serien außer Thätigkeit gesetzt zu werden braucht.

In einem besonderen Teile der Fabrik wird die von der Herstellungsweise der harten Biskuitsorten einigermaßen abweichende, in qantitativer Hinsicht weniger bedeutende Fabrikation der weichen Biskuits; Queens ꝛc. vorgenommen. Das Charakteristische des hierbei gebräuchlichen Verfahrens beruht auf der Anwendung der sogenannten Queensspritze — einer Vorrichtung, die mit einer Wurstfüllmaschine große Aehnlichkeit hat und aus welcher der Teig in langen Strängen ausgepreßt wird, um nach Erfordernis abgeschnitten zu werden. In anderen Räumen (S. 109) werden einzelne Biskuitsorten mit Zuckerguß oder sonstigen Verzierungen versehen, welche Manipulatian durch Handarbeit erfolgt.

Von wesentlicher Bedeutung ist naturgemäß in einer Fabrik von der Produktionsfähigkeit des Langneseschen Etablissements die für die Verpackung der zum Verkauf fertigen Erzeugnisse aufgewendete Arbeit (S. 108). Auch hier sind die Einrichtungen durchaus rationell, dem industriellen und kommerziellen Fortschritt der Gegenwart angemessen. Einen wichtigen Verbrauchsartikel des Fabrikbetriebs stellen die Etiketten dar, die in neuester Zeit in fast künstlerischer Vollendung ausgeführt werden und dem als Handelsware auftretenden Produkt zu seinen mannigfachen Vorzügen auch den der ästhetischen Wirkung verleihen. Wie umfassende Arbeiten auch nach dieser Seite zu bewältigen sind, zeigt deutlich die Abbildung auf Seite 110.

Die hohe Entwickelungsstufe, welche die deutsche Biskuitfabrikation, zum großen Teil dank der Initiative der Firma Langnese, innerhalb des letzten Jahrzehnts erreicht hat, gibt, gegenüber dem auf vielen Seiten immer noch bestehenden Zweifel an der Selbständigkeit und Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie, den abermaligen glänzenden Beweis, daß dieselbe überall, wo sie ihre volle Intelligenz und Thatkraft einsetzt, selbst auf den erst neuerlich eroberten Gebieten, den Wettstreit mit der Industrie des Auslands in keiner Weise zu scheuen braucht.

Aus dem Leben.

Von

Aglaja von Enderes.

Für manchen Menschen ist das Leben ein Dahinwandeln auf saftig grünen Matten. Hie und da gibt es hier wohl einen Maulwurfshügel zu überspringen, ein Wassergräblein zu übersetzen; aber nach solcher Anstrengung geht es dann wieder schön sanft weiter, immer im Grünen, immer auf gutem, üppigem Wiesenlande, bis an den Horizont, mit welchem jeder Ausblick, und wäre er der reizendste und der weiteste, doch endlich einmal schließt.

Für andere Menschen ist der Lebensweg ein Klimmen und Klettern auf steinigem, felsigem, unwirtbarem Abhange, ein Emporringen, das mit den ersten Lebenstagen beginnt, und immer härter wird, je länger der Weg dauert, je müder die Glieder und je dünner die Lüfte werden, durch die es zur Höhe geht. Hinter solchen Menschen ist dann auch immer das Schicksal her und sorgt, daß sie nicht rasten, nicht etwa einmal tief Atem holen, um die beengte Brust zu erweitern und den heißen Kopf zu kühlen; nein; immer fort, immer zu! ist die Schicksalsparole, immer zu, von Tag zu Tage, von Nacht zu Nacht, dem kleinen Fünkchen Licht entgegen, das als bleiche Hoffnung weit oben winkt. Ja, wenn das Fünkchen Licht nicht wäre! — Schade nur, daß, wenn solch ein klimmender Lebenswanderer je einmal oben anlangt, daß er dann selten mehr die Kraft hat, sich des Fünkchens Licht zu freuen, das er nun von Angesicht zu Angesicht schauen kann, oder daß ihm dann die volle Erkenntnis kommt, wie winzig klein das Lichtchen ist, das Ziel, für das er sich ein Leben lang wund und müde gerungen hat.

Manche dieser mühsam ringenden und klimmenden Menschen machen wie mit geballten Fäusten ihren freudlosen, langen Weg. Ihr

Auge ist offen für allen Sonnenschein, der auf anderen Bahnen liegt; sie wissen, wie es wäre unter einem lachenden Himmel, auf weichem Boden, vom Glücke umfächelt, vom Genuße gewiegt den Weg zu gehen, der zum Ende führt. Jeder Stein unter ihren Füßen wird unmutvoll zur Seite gestoßen, jedes Hindernis wird mit knirschenden Zähnen genommen und mit zornigem Hohne wird der eignen Ohnmacht gedacht.

Andere gehen mit gesenktem Haupte, mit geschlossenen Lippen, mit zuckendem Herzen, verschwiegen und stille ihren mühseligen Lebensweg und noch Andere — — Aber ich will lieber mit meiner kurzen Erzählung beginnen.

In einer großen, deutschen Stadt steht ein altes, hochgiebliges Haus, mit einem schmalen, halbdunklen Eingangsthor, mit einer hübschen Treppe, an der ein schwarzes Gitter aus Schmiedeeisen hinaufläuft, und mit einem Dache, in welchem zwei Stockwerke übereinander aufgetürmt sind. Aus jedem dieser Stockwerke schaut eine Reihe spitzbogiger Fenster in die schmale Gasse hinab, und in jedem dieser Fenster blinzelt an hellen Tagen die Morgensonne mit ihrem funkelndsten Lichte, und wirft von ihrem goldigen Ueberflusse soviel hinein, als gelte es den Spiegelscheiben eines stolzen Königspalastes.

Hinter einem dieser spitzbogigen Fenster wohnte vor Jahren eine Ausnäherin, das heißt — in das Gemeinverständliche übersetzt — eine Arbeiterin, welche in durchsichtigen Tüll und netzartige Gewebe, mit Nadel und Faden, allerlei Blumen und Ornamente, Sträußchen und Bordüren nähte; eine mühsame, heute halbvergessene Arbeit, deren Produkte einst zu dem Sonntagsstaate unserer Großmütter gehörten. — Da diese Ausnäherin zugleich die Heldin unserer kleinen Erzählung ist, so thut es mir leid, berichten zu müssen, daß sie nie schön, ja vielleicht nicht einmal hübsch gewesen ist. Sie hatte ein Gesicht, das man, wenn man es das erste Mal sah, schon oft gesehen zu haben glaubte; nicht blaß, nicht rot, nicht schmal, nicht rund, mit Augen, die immer ruhig, immer gegenwärtig waren. — Früh am Morgen, mit dem ersten Tageslichte, saß sie schon an ihrer Arbeit, und spät abends fiel das Licht der Lampe auf die weißen Hände und den weißen Faden herab, der sich in schimmernden Blümchen durch das Spitzengewebe zog. Sie war stolz auf ihre Arbeit, die sie in derselben Stube und an demselben Fenster einst von der Mutter erlernt hatte, und die ihr nun des Lebens Bedarf, wenn auch notdürftig, so doch ganz genügend decken half. Die Phantasie, die qualvoll beglückende Himmelsgabe, die brauchte unsere Heldin bei ihrer Arbeit nicht in Anspruch zu nehmen; die Blümchen und Sternchen, die Linien und Bogen waren nett vorgezeichnet, und es hieß nur den Weg hübsch einhalten, den die Nadel zu gehen hatte. Eben darum aber, weil die Phantasie mit ihren Launen und spielenden Sprüngen nichts bei der Arbeit zu thun hatte, ließ sich das Ergebnis dieser letzteren haarscharf feststellen und genau berechnen, wieviele Groschen sich vom Tagesanbruch bis zum Frühstück, vom Frühstück bis zum Mittagsmahl und von diesem bis zum Abendschluß verdienen ließen. Diese Rechnung war längst festgestellt, und auf ihr baute sich die Deckung des Lebensbedarfs, und der Stolz und die Liebe auf, die unsere Heldin für ihre Arbeit empfand.

Dem Platze gegenüber, an dem unsere Näherin saß, hing eine große altmodische Wanduhr, deren Zifferblatt die Sonne vorstellte; ein kreisrundes lachendes Gesicht, mit vielen vergoldeten Strahlen und einem weiten, offenen Munde; und in diesem Munde schwang sich der Pendel hin und her, und verschwand bald rechts, bald links — bald rechts, bald links — vom Morgen bis zum Abend — und vom Abend bis zum Morgen — immer zu — immer zu — ohne Aufenthalt — ohne Ruhe. — Ein Fremder, der etwa aus dem pulsierenden Leben der Stadt und der Straßen plötzlich heraufgekommen wäre in die kleine Stube mit dem altertümlichen Mobiliar, und die Scene überblickt hätte: dort die Hand, die auf- und niederflog, und da der Pendel, der sich so leise hin und her bewegte — immer zu — immer zu —, ein Fremder hätte diese Scene vielleicht etwas traurig finden können; aber der kam nicht hier herauf, um solche müßige Betrachtungen anzustellen, und diese blieben somit dem Stübchen ferne.

Man hat es versucht, statistisch festzustellen, wie wenige schulpflichtige Kinder unserer großen Städte aus den Mauern dieser Städte je hinausgekommen sind; wie wenige von ihnen eine blühende Wiese, einen Bach, ein Kornfeld je gesehen haben; die Zahl solcher Kinder erwies sich bei derartigen Erhebungen als eine unglaublich, unerhört geringe, aber sie ließ sich nicht wegleugnen. — Ein solches großstädtisches Kind war auch Mamsell Tine, unsere Heldin. Die Sperlinge kamen auf das gegenüberliegende

Dach geflogen, und die Tauben der Stadt; andere Vögel kannte sie nicht; aber sie wußte, daß es deren andere gebe. Im Frühlinge, wenn zuweilen eine Lerche über den Dächern aufflog und jauchzte, dann erinnerte sich Tine, daß sie auch von Lerchen gehört habe, die draußen in den Feldern wohnen, und Jahr um Jahr weite Reisen machen. Den Vogel fanden ihre Augen nicht, denn der war hoch, hoch oben, unter den höchsten, blendend glänzenden Wolken. Aber das that nichts zur Sache; sie freute sich des sanften Gewirbels und dachte, daß einst wohl eine Zeit kommen werde — nein, nicht eine Zeit, sondern ein Tag, ein heller warmer Sonnentag, an dem sie mit Gotthold draußen in den Feldern lustwandeln und eine Lerche von Angesicht zu Angesicht schauen werde. —

Wer war aber Gotthold? — Nun, das muß ich wohl vor allem berichten.

Gotthold war vor Jahren ein armer, kleiner, unscheinbarer Schulbube gewesen, der in der Gasse mit dem hochgiebligen Hause, und an der Schwelle dieses Hauses mit dem kleinen Mägdlein spielte, das nach und nach zur Mamsell Tine emporwuchs. — Später war Gotthold Student gewesen; einer von den stillen, fleißigen, unscheinbaren Studenten, von denen die Professoren wenig, die Kameraden gar keine Notiz nehmen. Groß, mager, mit langen Armen, die so aussahen, als hätte er sie schon so mit auf die Welt gebracht, mit abgetragenen Kleidern, mit einem vielgeprüften Hute und einer stets verbogenen Brille schlug er sich durchs Leben, durch Unterrichtsstunden, gegen freien Tisch und schmales Honorar, durch kleine Zurücksetzungen und Demütigungen und endlich durch die Lehramtsprüfung, die er mit gutem Erfolge bestand.

Schüchtern, mit etwas vorgeneigtem Kopfe, viel zögernd und viel schweigend, war er bisher durch das Leben gegangen; aber an jenem Tage, an dem erfolgreichsten, glücklichsten und denkwürdigsten seines Lebens, nachdem er aus dem Nebenzimmer, in welchem er sein Urteil gefaßt erwartete, in den Prüfungssaal zurückgerufen und ihm der Wahrspruch der Kommissäre verkündigt worden, an jenem Tage stürmte er mit fliegendem Atem und lächelndem Munde die Gassen entlang und die drei Treppen hinauf und in die Dachstube, in welcher Mamsell Tine, seine Freundin, seine einstmalige Gespielin wohnte.

Und ihre Freude! Einen preisgekrönten Dichter hätte sie nicht stolzer empfangen können, als Gotthold, den angehenden Volksschullehrer, der im altmodischen Fracke, die weiße Binde um den Hals, die hungervollen Tage im Gesichte, die durchwachten und durchlesenen Nächte in den Augen, ein glückliches Lächeln um den Mund, an der Schwelle ihrer Thüre stand.

Er war so stolz, so glücklich, daß er alle Zaghaftigkeit, alle Zweifel vergaß; es war ihm zu Mute, als hätte er, statt Fibel und Schiefertafel, demnächst ein Ministerportefeuille zu handhaben, und in diesem überschwenglichen, überströmenden Selbstvertrauen wagte er es, Mamsell Tine, dem Ideale seiner Jugend, dem höchststehenden weiblichen Wesen, an das er je zwischen seinen Büchern und Heften zu denken gewagt, der Perle aller Mädchen, wie er sie in einem kleinen Gedichte genannt, das er seit Jahren wohlgeborgen in seiner Brieftasche bei sich trug, ihr, der bisher scheu Angebeteten, sein Herz und seine Hand anzutragen. — Das Wort kam über seine Lippen, ohne daß er eigentlich wußte, daß dies geschehen war; er sprang im Uebermaß der Empfindung in das Meer der Glückseligkeit, und als ihm Tine die Hand freundlich hinreichte und er sich an diese Hand festklammern konnte, dann wußte er auch, daß er nicht untergehen, sondern schwimmen, ewig oben schwimmen werde, von dieser Sekunde an bis in die Unendlichkeit. —

Soweit waren die beiden verlobt. Niemand war Zeuge, niemand beglückwünschte oder bekrittelte die neue Verbindung, niemand war zu Gaste bei dem höchsten Feste voll stupendesten Glückes, niemand als der Pendel in der lachenden Wanduhr; und der konnte sich nicht aufhalten und nichts sagen als sein altes, eintöniges Lied: Immerzu — immerzu!

Und am nächsten Tage saß Mamsell Tine wieder bei ihrer Arbeit, als ob gar nichts vorgegangen wäre, und Gotthold ging wieder seinen Berufsgeschäften nach. Mit dem sicheren Lehrerposten ging es nicht gleich; da gab es andere, ältere Kandidaten, Männer, die schon Jahre, schon viele Jahre warteten. Gotthold wußte das; es war gar nicht notwendig, ihn noch mehr zu verschüchtern, wie dies die Herren „Oben“ thaten, wenn er fragend an ihre Thüre kam. Er wußte ja daß er jahrelang warten müsse; er wollte — er hoffte nur, nicht vergessen zu werden; nur das wollte er sich erbitten.

Und so arbeitete er denn fort, wie er es

früher gethan hatte. Unterrichtsstunden ergaben sich immer, auch hie und da ein freier Tisch, ein Neujahrs- ein Weihnachtsgeschenk; alles recht klein und kümmerlich, aber doch. Der Tag ging so mit der Arbeit hin und dann kam der Abend, der gute, glückselige Abend. — Ein Buch unter dem Arme, ein Heft einer illustrierten Zeitschrift, das er sich irgendwo erbeten, ein Bändchen Gedichte von Schiller oder Goethe in der Hand, flog er die steile Treppe zu dem Dachstübchen hinan. Mamsell Tines Tagewerk war nicht so früh zu Ende; die kleinen weißen Blümchen warteten auf andere und noch andere, und darum setzte sich Gotthold mit seinem Buche zu ihr und las ihr vor. Die breiten, überwältigenden Lebensströme Shakespearescher Dichtung, die leuchtende Flut freier Gedanken deutscher Sänger ging durch das kleine Stübchen, während Gotthold über das Buch geneigt saß und Tines Hände Blümchen um Blümchen in das feine dünne Gewebe zogen. — Von dem welterschütternden Flammengeiste, der durch die gelesenen Worte zuckte, ahnten die beiden stillen Menschen nichts; aber es that ihnen der fern rollende Donner und das Wetterleuchten fremder Gedanken wohl, und sie freuten sich von Abend zu Abend auf die gemeinsam verbrachten Stunden.

Und so ging ein Winter hin und ein Sommer, und dann noch ein Winter und noch ein Sommer — und dann Jahr um Jahr. Aus der Lehrerstelle, aus dem fixen Amte wollte immer und immer nichts werden. Zuerst kamen die verdienstvollen, die zu berücksichtigenden Männer, dann die, welche hinter diesen gestanden und lange schon gewartet hatten, und dann kam immer wieder ein Verdienstvoller an die Reihe, und Gotthold wartete und wartete.

Die beiden Verlobten sprachen wenig oder nichts über die Sache. Warum sollten sie auch so ungeduldig sein? Sie waren ja verlobt, und einander gewiß; wenn sie sich dies letztere auch nicht sagten — weil es ja eines von dem anderen wußte. Sie hatten auch nicht Muße über ihr Schicksal zu grübeln und da sich die fremden Menschen nicht um sie kümmerten, so hatten sie nicht die Qual der mahnenden Teilnahme zu ertragen. Sie hofften nichts vom nächsten Tage, sondern alles von einer viel späteren Zeit, und darum blieb ihnen die tägliche Enttäuschung erspart, und die Hoffnung auf die Zukunft im Herzen. Daß sie über diesem Hoffen und Warten von Tag zu Tage älter wurden, das sahen sie nicht, und hätten sie es gesehen, sie hätten es begreiflich gefunden und sich ruhig darein gefügt.

Und so lebten sie denn stille fort, froh in dem Gedanken, eines dem anderen soviel zu sein und einst noch mehr werden zu können, vergnügt über den letztvollbrachten Tag, den Blick auf die nächsten Aufgaben gerichtet. Jeden Abend kam Gotthold die steile Treppe herauf, immer in gleicher Hast, wenn auch nicht immer mit derselben Schnelligkeit wie in den Tagen der Jugend. Und was ihm auch das Leben bringen mochte, an Entbehrungen, an Mühen, an kleinen Verzichtleistungen, — an der Thüre des Dachstübchens war er Tines Verlobter, der stolzeste, glücklichste Mann der Erde! —

Und weil denn alles Glück ein Ende nehmen muß und das Schicksal endlich einmal genug gethan zu haben glaubte für die beiden stillen, wünschelosen Menschen, so schlug es ein winziges, unscheinbares Blättchen seines ewigen Geschichtsbuches um — und Tine war nicht mehr. —

Gotthold ging als einziger Leidtragender hinter dem Sarge her; stille wie immer, etwas vorgeneigt, aber ruhig und gefaßt, und gehoben von dem Bewußtsein, daß er Tines Verlobter gewesen.

Als er von dem Kirchhofe heimgekehrt war, saß er lange stumm und sinnend, bis die Abenddämmerung hereinbrach, die wohlgekannte, langgewohnte, liebe Stunde. Er zündete ein Licht an, holte sein Schreibzeug zusammen, und verfaßte eine Eingabe an die Schulbehörde des Landes. Dieses Schriftstück enthielt die feierliche Verzichtleistung auf das durch Jahre angestrebte Amt; Gotthold räumte seinen Anspruch, wie er sagte, einem anderen, verdienstvollen Manne ein. Er meinte das nicht etwa spottweise, nicht bitter; er dachte nur, es könnte ein anderer Kandidat vielleicht auch verlobt sein, und vielleicht auch lange, lange schon warten; und er meinte, es wäre doch hübsch, wenn die beiden fremden, von ihm ungekannten Menschen, nicht bis an das Ende bloß Verlobte wären.

Er schrieb die letzten Worte langsam nieder, und dann war ihm zu Mute als hätte er alle Reichtümer seines Lebens einem anderen vermacht.

„Immerzu — immerzu —" sagte indessen der Pendel der Wanduhr in Tines vereinsamtem Stübchen. Aber für diesmal irrte er sich, denn es kam niemand in die Stube um die Uhr aufzuziehen; — der Pendel ging langsamer, — und endlich blieb er stehen.



Unser Hausgarten.

Von O. Hüttig.

Der Weinstock im Garten.

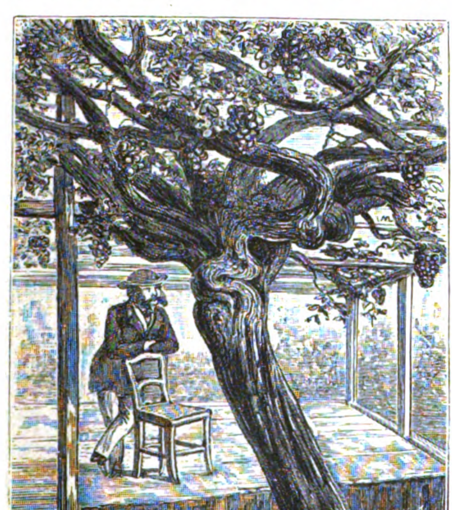
Indem wir dem geehrten Leser herzlich für das Interesse danken, mit welchem er uns während eines ganzen Jahres durch Gewächshäuser, Treib- und Blumengärten gefolgt ist, bitten wir ihn um seine fernere Gesellschaft, indem wir ihn gleichzeitig an das Beispiel des Laertes erinnern, von dem Homer Kunde gibt, indem er Odysseus nach der Rückkehr von seinen Irrfahrten den Vater anreden läßt:

„Greis, nicht fehlet dir Kund' in tüchtiger Gartenbestellung,
Sondern schön wird alles gepflegt, kein einzig Gewächs hier,
Weder Rebe noch Obst, kein Oelbaum, Feigen- und Birnbaum,
Keines der Beet' auch vermißt die gehörige Pfleg' in dem Garten“ — — —.

Wir beginnen den neuen Jahrgang mit einigen Mitteilungen über den Weinstock im Garten.

Die ältesten Nachrichten verlegen die Heimat des Weinstocks an den Fuß des Ararat, wo noch heute armenische Mönche die Weinberge zeigen, welche Vater Noah 2300 Jahre v. Chr. angelegt haben soll; aber die Trauben werden nicht reif, „wegen der Sündhaftigkeit der jetzigen Menschen“, erklären die Mönche gleichzeitig. — Noch ältere Spuren des Weinbaus finden sich in Aegypten, in den Kulturbildern, welche das Grabmal des Phtahho-tep bei Memphis und die Felsengräber von Beni Hassan uns zeigen, deren Ursprung mit in das 4. Jahrtausend v. Chr. verlegt wird. — Auch Homer singt in der Odyssee (IX. 208).

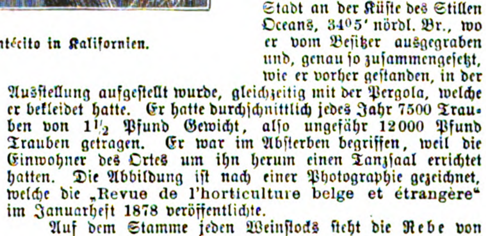
„Wenn sie tranken von ihm, dem lieblichen rötlichen Weine,
Füllt er einen Pokal und goß darunter des Wassers
Zwanzig Maß; doch entströmte dem Kruge der lieblichste [Wohlduft
Göttlicher Art“ — —



Riesenweinstock von Montécito in Kalifornien.

Entrüstet verlassen wir den Gedanken an einen Wein von solcher Verdünnung, um uns ausschließlich mit dem Weinstock und seinen Trauben zu beschäftigen, wie sie im Garten gezogen werden, von wo sie zwar auch zuweilen in die Kelter und in den Keller wandern, öfter aber und in der Regel frisch als wohlschmeckendes und gesundes Beerenobst Verwendung finden.

Der Weinstock besteht, wie wir bereits in „Rechts praktischer Weinbau“ (XVI. Aufl. Leipzig. 1881. L. Fernau) ausgeführt haben, aus der Wurzel, dem Stamm (auch mehreren Stämmen), der Rebe und der Rute. Der Stamm ist der mehr als zweijährige Teil; er ist schwarz von Farbe und von einer meist losen Rinde bedeckt; er wird bis 1000 Jahre und mehr alt und erreicht unter günstigen Umständen eine bedeutende Stärke, wie ein Weinstock auf der Ausstellung in Philadelphia 1875 zeigte, der, nur 50—60 Jahre (nach einer Sage der Einwohner mehrere 100 Jahre) alt, an der Basis einen Durchmesser von 50 cm hatte. Er stammte von Montécito bei Santa Barbara, einer kleinen Stadt an der Küste des Stillen Oceans, 34° 5' nördl. Br., wo er vom Besitzer ausgegraben und, genau so zusammengesetzt, wie er vorher gestanden, in der



Ausstellung aufgestellt wurde, gleichzeitig mit der Pergola, welche er bekleidet hatte. Er hatte durchschnittlich jedes Jahr 7500 Trauben von 1½ Pfund Gewicht, also ungefähr 12000 Pfund Trauben getragen. Er war im Absterben begriffen, weil die Einwohner des Ortes um ihn herum einen Tanzsaal errichtet hatten. Die Abbildung ist nach einer Photographie gezeichnet, welche die „Revue de l'horticulture belge et étrangère“ im Januarheft 1878 veröffentlichte.

Auf dem Stamme jeden Weinstocks steht die Rebe von

brauner Farbe und mit glatter Rinde; bei zweijährigem Alter wird sie zum Stamm, trägt aber bis dahin die Rute, den jungen diesjährigen Trieb, der Trauben bringt, wenn er aus dieser einjährigen Rebe gewachsen, der aber Wasserschoß genannt wird, wenn er aus dem Stamm, d. h. aus älterem als einjährigem Holze sich entwickelt; er ist stets unfruchtbar. — Die Rute zeigt in Abständen von 10—15 cm Anschwellungen, Knoten genannt, auf denen alle anderen Organe des Weinstocks auf beinahe gleicher Höhe hervorbrechen, nur stehen sie bei jedem folgenden Knoten in umgekehrter Ordnung von rechts nach links. Da, wo die Anschwellung noch nicht am stärksten ist, hat die Rute eine Gliederung und bricht ab, wenn man sie stark seitlich biegt, und dann brechen auch die hier befindlichen Seitenorgane mit ab, nur das Blatt bleibt auf dem unteren Teile sitzen. — Auf dem unteren Teile des Knotens sitzt das Blatt; im Winkel des Blattes mit der Rute bilden sich 2—3 Augen, gewöhnlich zwei, von denen das eine schon im Sommer austreibt und Ableiter, gewöhnlich Geize genannt wird, während das andere Auge schlafend bleibt und im nächsten Jahre, wenn es stark genug ist, die Tragrute, den Zweig mit 1—5 Trauben liefert. Wird der Ableiter ausgebrochen, wie noch oft unverständigerweise geschieht, dann treibt das sonst ruhend bleibende Auge als Ableiter aus und ein drittes Auge entsteht, das aber nicht Zeit haben wird, sich so weit und so stark auszubilden, daß er im nächsten Jahre die Tragrute mit Trauben geben könnte; es wird häufig nur ein unfruchtbares Gebilde aus ihm entstehen. Daraus folgt die wichtigste aller Regeln für die Behandlung des Weinstocks, daß an der Zuchtrute diejenige, welche im Herbst die Fruchtrebe genannt wird und im nächsten Jahre die Fruchtruten mit zahlreichen Trauben entwickeln soll, vor ihrer vollendeten Reife, niemals die Ableiter ausgebrochen werden dürfen.



Der Knoten.

Dem Blatte gegenüber, ungefähr auf gleicher Höhe, sitzt eine Gabel (Ranke oder Klammer) oder eine Traube. Gabel und Traube sind gleichbedeutende Organe, oder eigentlich ist letztere nur ein Anhängsel der ersteren; sie sind dazu bestimmt, die Rute an ihrer Stütze festzuhalten; man findet Gabeln mit einzelnen Beeren, die Traube mit einem Stück Gabel, niemals aber Gabeln und Ranke neben-, d. h. getrennt voneinander dem Knoten entspringend. — Wenn an zwei aufeinander folgenden Knoten Gabeln sitzen, so ist der dritte Knoten jedesmal frei davon, und da Traube und Gabel sich vertreten, so folgt auf zwei mit Trauben besetzte Knoten stets ein trauben- bezw. rankenfreier Knoten, und eine Regel ohne Ausnahme ist, daß, wenn auf eine Traube eine Gabel ohne Traube folgt, an derselben Rute niemals wieder Trauben erscheinen; man kann also stets wissen, welches die oberste, die letzte Traube der Rute ist. Die Gabeln dagegen folgen einander in der angegebenen Ordnung bis an die Spitze, werden sogar immer kräftiger, je höher sie erscheinen.

Die Zahl der Knoten einer Rute ist sehr groß, im Durchschnitt 25—30; an stark treibenden Sorten sind schon bis 80 Knoten und mehr gezählt worden und könnte man deren Anzahl eigentlich als unbegrenzt bezeichnen, denn die Rute schließt niemals mit einer Gipfelknospe ab, wie z. B. der Zweig des Obstbaumes, sondern wie Fr. Mohr im „Der Weinstock und der Wein" sagt, mit jenem fächerförmigen Organ, womit sie im Frühjahr dem Auge entwächst und in welchem man sich noch eine unberechenbare Anzahl von Knoten eingeschachtelt denken kann, die nur (gegen Ende des Sommers) durch mangelnde Wärme und Feuchtigkeit an der Entwickelung gehindert werden.



Weinstock als Tafelaufsatz.

An einer im Frühjahr aus der Rebe austreibenden Rute befindet sich nur eine ganz beschränkte Anzahl Trauben, und diese sitzen stets tief. Die Rute beginnt, je nach der Sorte, mit zwei bis fünf leeren oder, außer dem Blatt, dem Auge und auf dessen anderer Seite vielleicht einem schwachen Ableiter, mit kleinen Gabeln besetzten Knoten, zeigt dann einen oder zwei mit Trauben besetzte Knoten, dann einen leeren, dann möglicherweise wieder einen oder zwei Knoten mit Trauben, dann wieder einen leeren Knoten, im besten Falle dann noch eine Traube, so daß eine Rute durchschnittlich drei, aber niemals mehr als fünf Trauben (bei der Isabella und der Constantia) haben wird. Nach einem warmen Vorjahre und nach guter Behandlung zeigen sich oft drei und mehr Trauben, wenn nach der Regel die betreffende Sorte nur zwei liefert, und ist die Bemerkung vielleicht nicht überflüssig, daß der Erfolg, d. h. eine reiche Fruchtbarkeit, immer nur die Folge ist des günstigen Wetters und der sorgfältigen Behandlung im vorigen Jahre.



Weinstock im Topf zur Tafeldekoration.

Aus der Rute, dem jüngsten Organe des Weinstocks, wird im Herbst, nachdem sie braun, d. h. reif geworden, die Rebe, und diese wird nach einem weiteren Jahre zum Stamm. Jedoch der Saft des Weinstocks wie der meisten übrigen Pflanzen steigt nach oben und entwickelt in den obersten Teilen seine stärkste Kraft, weshalb oben die meisten und kräftigsten Ruten mit ihren Trauben u. a. wachsen, während die unteren Teile gern kahl werden. Der Weinstock ist ein kletternder Strauch, welcher sich selbst überlassen, eine ganz bedeutende Ausdehnung erreichen kann, bei welcher die Pflege nicht mehr möglich und der Ertrag ein sehr zweifelhafter sein würde; diese Ausdehnung muß und kann ihm durch das Beschneiden beschränkt werden.

Das Beschneiden muß zur Zeit der Ruhe ausgeführt werden, also entweder im Herbst oder sehr zeitig im Frühjahr; geschieht es später, wenn der Saft schon begonnen hat, zu steigen, dann tritt dieser Saft aus der erzeugten Wunde, der Weinstock „blutet", und damit verliert er einen wichtigen Teil seiner Bestandteile, er wird geschwächt. Und das ist leicht begreiflich, denn nach den Untersuchungen des Oekonomierats Dr. Freiherrn v. Canstein hat ein von ihm beobachteter Weinstock an einem Tage 950 ccm, im ganzen Frühjahr 20150 ccm, d. h. 20,15 l Saft verloren, dessen quantitative Analyse in einem Liter 1,3796 g organische, 0,7408 g mineralische Substanz und 0,04592 g Stickstoff ergeben, und enthält die Asche dieser „Thränen" bedeutende Mengen Kalk (63,73 %) und Kali (16,2 %). Um dem Verlust dieser Nahrungsmittel vorzubeugen, beschneiden wir Norddeutschen den Weinstock immer im Herbst, auch um seinen Umfang zu beschränken und damit den Schutz gegen den Winter durch das Bedecken zu erleichtern.

Die ausführliche Darlegung der Regeln für das Beschneiden des Weinstocks mit seinen zahlreichen, in den Gärten mehr oder weniger beliebten Formen würde den uns zur Verfügung gestellten Raum weit überschreiten; wir begnügen uns deshalb mit

dem Hinweis auf die Thatsache, daß, wenn der Weinstock im nächsten Jahre Früchte tragen soll, er mit den nötigen Fruchtreben versehen sein muß, die im laufenden Jahre auf und aus den vorjährigen, nicht älteren Reben erzogen wurden, und daß, um ihm für absehbare Zeiten ein gesundes Wachstum und regelmäßige Fruchtbarkeit zu sichern, unter jeder dieser Reben ein Reserve-Organ, der „Zapfen“ vorhanden sein muß, aus dem im nächsten Jahre die Fruchtrebe und der Zapfen für das darauf folgende Jahr zu erziehen sind. Diese Erziehung wird durch die Sommerbehandlung und das damit verbundene „Ausbrechen“ ermöglicht, worauf wir im nächsten Frühjahr zurückkommen werden, weil dies der wichtigste Teil der ganzen Kultur des Weinstocks ist. Bis dahin verweisen wir auf das obengenannte, in der Hauptsache vom Ref. verfaßte Werk „Rechts praktischer Weinbau“.

Daß aber der Weinstock nicht nur ein äußerst wichtiger Gegenstand der Garten- u. a. Kultur ist, sondern auch eine hübsche Bereicherung der Tafelzierden werden kann, deutet die hier beigegebene Zeichnung an; für solchen Zweck muß er aber im Topf gezogen werden. — Hierzu ist ein Zeitraum von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Jahren nötig; im ersten Jahre erzieht man den Stock und im zweiten Jahre läßt man ihn Früchte tragen — „après cela le déluge“!

Die Rute.

Ueber die Erziehung solcher „einjähriger“ Topfreben erlauben wir uns schließlich noch einige kurze Andeutungen.

Zwei Traubensorten eignen sich am besten für diese Art der Rebenkultur: die Frankenthaler und Von der Lahn, und ist namentlich bei ersterer der Erfolg ziemlich sicher. Eine kräftige Fruchtrebe mit voll ausgebildeten gut ausgereiften Augen schneidet man im Januar zu Augenstecklingen, die im warmen Raume, am besten im Vermehrungshause oder im warmen Mistbeet angetrieben und, sobald sie Wurzeln gebildet haben, einzeln in kleine, später in größere und immer größere Töpfe mit möglichst fruchtbarer Erde versetzt werden. Die junge Rute wird, damit die unteren Augen sich möglichst kräftig ausbilden, in gebogener oder spiraler Form aufgezogen und über dem 14. Knoten gekappt: die Ableiter werden sich dann um so kräftiger entwickeln und dadurch um so mehr zur Stärkung der Augen beitragen, welche im nächsten Jahre die Fruchtruten liefern sollen. Später können diese Ableiter über dem 3. Knoten gekappt, dürfen aber nicht vor vollständiger Reife der Rute, jetzt Rebe genannt,



Weintrauben.

ganz ausgebrochen werden. Die Reife der Reben wird befördert durch einen sonnigen Standort und, vom August ab, allmähliche Entziehung des Wassers, schließlich durch Umlegen der Töpfe mit den Weinstöcken.

Beabsichtigt man eine Früherziehung von Trauben, dann können diese Topfreben angetrieben werden, sobald der erste Frost auf sie eingewirkt hat; begnügt man sich aber mit einer mehr natürlichen Entwickelung derselben, dann kann man sie ja auch im Zimmer, später im Freien weiter ziehen; Hauptsache dabei ist reichliche Nahrung (Dungguß zuweilen) und sonniger Standort.

Wenn aber solche Topfrebe, die wir uns mit roten oder gelben reifen Trauben bedeckt denken können, als Tafelzierde verwendet werden soll, dann dürfte der große Topf als unschönes Hindernis erscheinen. Wir empfehlen deshalb, den Wurzelballen vorsichtig und so viel wie nötig von der Erde zu entblößen und ihn mit Waldmoos einzuhüllen, das vorher mit in Wasser aufgelösten Mineralstoffen von folgender Mischung getränkt wurde: 380 ‰ salpetersaures Ammoniak, 300 ‰ doppelphosphorsaures (rohes) Ammoniak, 260 ‰ salpetersaures Kali, 50 ‰ doppeltphosphorsaurer Kalk, fein gepulvert und 10 ‰ schwefelsaures Eisen; diese Mischung kann auch beim Gießen der Weinstöcke und als Blumendünger verwendet werden.

Bei solchem mit Mineraldung versehenem Moos werden auch Gefäße von geringen Dimensionen noch gute Dienste leisten, namentlich auch solche von eleganten Formen, eleganter als die unseres Weinstocks als Tafelaufsatz.

Peter Cornelius.

Den 26. September d. J. werden es hundert Jahre, daß der Altmeister deutscher Kunst Peter von Cornelius in Düsseldorf das Licht der Welt erblickte. Sein Geburtshaus steht daselbst in der Kurzestraße Nr. 15, einer der ältesten Straßen der Stadt, nicht weit von dem kurfürstlichen Schlosse, worin sich bis vor wenig Jahren die Kunstakademie befand, an der Cornelius' Vater bekanntlich als Inspektor angestellt war. Wie im letzten



Das Geburtshaus von Cornelius in Düsseldorf.

Winter, so nötigte auch im Jahre 1784 eine große Ueberschwemmung des Rheins die meisten Bewohner jener Straße, ihre Häuser zu verlassen, deren Einsturz zu befürchten war, da die ersten Stockwerke ganz unter Wasser standen. Auch Cornelius' Mutter wurde mit dem kleinen Peter und den anderen Kindern aus dem Fenster durch Schiffer in einen Kahn gehoben und zu Verwandten gebracht, wo sie die Rückkehr besserer Tage abwartete. Das Haus wurde bald nach dem, am 6. März 1867 erfolgten Tode des Meisters mit einer einfachen Erinnerungstafel aus weißem Marmor geschmückt, welche in goldenen Lettern die Inschrift trägt: „In diesem Hause wurde Peter von Cornelius den 26. September 1783 geboren.“ Wir bieten unseren Lesern beifolgende Ansicht des schlichten Bürgerhauses.

M. B.



Burg Gleiberg.

Wenig bekannt und bis vor kurzem wenig besucht ragt auf einem Basaltkegel ein Stündchen von der Universitätsstadt Gießen entfernt eine zur Hälfte verfallene, halb aber noch bewohnbare Burg empor, die Burg Gleiberg; wohl verdient sie bekannt und besucht zu werden, denn landschaftlicher Reiz und architektonische wie historische Bedeutsamkeit schmücken dieses Schloß wie wenige Burgen gleichen Alters in deutschen Landen. Weitum reicht der Blick, die verschiedenen Mittelgebirge Deutschlands, Taunus, Vogelsberg und Westerwald und den ganzen Lahngau von Marburg bis Wetzlar kann überschauen, wer von den Mauerresten der Ruine oder gar von dem 120 Fuß hohen Wartturme Rundschau hält; und interessant wie die Fernsicht ist auch die Geschichte dieser Burg. Schier tausend Jahre ist sie alt und manchen Sturm hat sie erlebt: um das Jahr 900 haben fränkische Gaugrafen sie erbaut — der hohe Wartturm und das Gemäuer dicht um denselben wird auf Otto den Salier, Bruder des deutschen Königs Konrad I., den Franken (911—918), zurückgeführt. Nach den Amtsgrafen, die von dem Gleiberg („Glizberg") aus den Lahngau regierten, saß daselbst das erlauchte Geschlecht der Luxemburger (Lützelburger), dem die Kaiserin Kunigunde, Gemahlin Heinrichs des Heiligen (1002 bis 1024) entstammte, und es ist hohe Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, daß diese Fürstin, deren Brüder und Neffen sich urkundlich ausdrücklich „Herren von Gleiberg" nennen, auf diesem Schlosse geboren wurde. Der kurz nachher ausgebrochene Streit zwischen Kaiser und Papst spaltete auch die Familie der Gleiberger; ein Hermann Graf von Gleiberg hielt treu zu Kaiser Heinrich IV., aber ein Vetter desselben, ebenfalls Hermann von Gleiberg, auch der „Pfaffenkönig" benannt, ward Gegenkönig dieses Heinrich, fiel aber bei einem Sturme auf Limburg, während seine Anhänger den Gleiberg innehatten; erst eine Belagerung, die des Königs Sohn, der nachmalige Kaiser Heinrich V., 1103, leitete, brachte den Gleiberg, der damals als ein sehr festes Kastell galt, zu Fall und in die Hände der kaiserlichen Partei. Die höchste Blüte erreichte die Burg unter den Merenberger Grafen, die größte Ausdehnung jedoch unter den Nassauer Grafen, denen sie von 1333 bis 1816 gehörte; aber der dreißigjährige Krieg hat das Schloß hart mitgenommen; im Jahre 1646 wurde es, da die hessisch-darmstädtischen Truppen es von Gießen aus besetzt hatten, von den mit den Schweden verbündeten Hessen-Kasselern berannt und nach verderblicher Beschießung, aber auch nach zwei abgeschlagenen Stürmen, mit Accord eingenommen; seitdem liegt der ältere Teil der Burg in Trümmern, die hochragend den früheren Reichtum uns noch melden. Aber auch der 1646 nicht eingestürzte Teil wäre bereits verfallen, wenn nicht das Interesse unseres Kaisers und das der in Gießen und Wetzlar lebenden Freunde des Gleibergs, namentlich des Gießener historischen Vereins, unterstützt von den Geldspenden zahlreicher auswärtiger Gönner, sich der Erhaltung der Burg zugewandt hätte. Jetzt ist in dem, auf der Abbildung links stehenden, noch unter Dach befindlichen um 1550 erbauten Nassauer Bau eine Kastellanswohnung mit Restauration etabliert, ein großer mit Glaswappenfenstern u. s. w. stilvoll und reich ausgestatteter Saal und die traute ebenfalls im Stil der Renaissance des 16. Jahrhunderts eingerichtete Stube mit Wandgemälden sind ebenda hergestellt und so ist die denkwürdige und reizvolle Burg wohl bis auf ein weiteres Jahrhundert dem Verfall entrissen und ein beliebtes und interessantes Ziel der Spaziergänge der Gießener und der Umgebung geworden.

C. G.

Naturanstalten in der Häuslichkeit.

Von Dr. Karl Ruß.[1]

1. Einleitung.

Wer wollte daran zweifeln, daß wir uns der freien Natur immer mehr entfremden?

Im unabläßigen Fortschreiten auf allen Bahnen der Wissenschaften, Künste, Industrieen und des Erwerbs vornehmlich wird die Berührung des Menschen mit dem Naturleben in zunehmendem Maße erschwert. So, wie die Kultur rastlos vorwärts dringt, muß das freie Naturleben zurücktreten und schwinden; das emsige Menschenschaffen rückt uns der großen Allmutter Natur ferner, und insbesondere dort, wo gewaltige Menschenmassen zur Arbeit wie zum Genuß sich zusammendrängen, also in den großen Städten.

Um so lebhafter aber erwacht wohl bei den meisten Menschen die Sehnsucht nach der Berührung mit der freien Natur während der Ruhepausen bei der Arbeit. Hunderttausende von Großstädtern eilen an jedem Sonntage hinaus, um, wenn auch unter Schwierigkeiten und Drangsalen, doch an die frische Luft zu kommen; noch viel mehrere sehnen sich unwiderstehlich wenigstens nach irgend einem Berührungspunkt mit der Natur, sei es auch nur ein Blumenstrauß, ein Vogel oder ein anderes lebensvolles Wesen.

Da haben wir nun eine Erklärung für die sonst wohl so befremdend erscheinende, allüberall verbreitete Blumenliebhaberei, Vogelliebhaberei, für das eifrige Hegen und Pflegen zahlreicher andrer Geschöpfe in der Häuslichkeit — für alles das, was uns als Naturliebhaberei entgegentritt. In dieser Auffassung ergibt sich aber keineswegs allein die Berechtigung für die letztere; dieselbe begründet sich vielmehr noch in mancherlei anderen Gesichtspunkten. Jene Naturgegenstände in der Häuslichkeit sollen nicht nur Erheiterung, Vergnügen, Anregung, Belehrung, sondern auch im allmählichen Fortschritt den Ausgangspunkt für ernstes

---

[1] Wir machen bei Gelegenheit des Abdruckes dieses Artikels alle Naturfreunde auf das neueste Buch von Dr. Karl Ruß „Die sprechenden Papageien (Berlin 1882, Louis Gerschel) aufmerksam, in dem in der umfassendsten Weise über die Haltung der Papageien, ihre Zähmung, Ernährung, Gesundheitspflege 2c. gehandelt wird. Nach solchen mehr einleitenden Vorbemerkungen folgt eine ausführliche Beschreibung der verschiedenen Arten der Papageien und ein ungemein sorgfältiges Register, welches die Nutzbarkeit des Buchs für den Liebhaber ungemein erhöht. D. Red.

wissenschaftliches Streben gewähren. Sie haben in mehrfacher Hinsicht eine hohe erziehliche Bedeutung und selbst in der einfachsten Alltäglichkeit ergeben sie sich dadurch als wertvoll, daß sie die reiferen Kinder nützlich beschäftigen und ihren Sinn von unnützen Dingen ablenken. Alle diese Naturgegenstände könn.n sodann auch, wenn sie mit Verständnis und Geschmack hergerichtet werden, zum herrlichen Schmuck in der Häuslichkeit dienen.

Nach allen diesen Seiten hin will ich hier eine Reihe von Anleitungen dazu geben, in welcher Weise man sich die betreffenden Gaben der Natur am besten nutzbar machen, am vorteilhaftesten anzuschaffen, am lebenskräftigsten zu erhalten und am ergiebigsten auszunutzen vermag. Bevor ich mich aber den einzelnen Gegenständen unmittelbar zuwende, muß ich noch um Berücksichtigung einiger Hinweise bitten.

Die Mannigfaltigkeit der Naturgegenstände, welche wir in der Häuslichkeit um uns her erblicken, ist eine außerordentlich bedeutende; erst in der neueren und neuesten Zeit ist man aber mehr und mehr dazu gelangt, dieselben oder doch die meisten von ihnen zweckentsprechend zu behandeln. Wir haben ja bereits tüchtige Hand- und Lehrbücher auf allen diesen Gebieten vor uns, aber das große gebildete Publikum zeigt trotzdem für die sachgemäße Verpflegung der Stubentiere und -Pflanzen doch erst ein ungemein geringes Verständnis. Ein Stubenvogel im hübschen Häuschen gilt als recht nett; sehr oft aber ist der glänzende prächtige Käfig die Hauptsache und wenn derselbe auch noch so unzweckmäßig eingerichtet worden. Auf einer Ausstellung begeistert sich Jemand für den Harzer Kanarienvogel und ruht nicht eher, als bis er einen solchen Gesangskünstler sein eigen nennt, aber er hält es nicht für der Mühe wert, sich über denselben und seine Bedürfnisse zu unterrichten, er füttert ihn wie den gemeinen Kanarienvogel mit Hanfsamen, bringt ihn auch wohl neben einen solchen oder andere Vögel — und infolge dessen geht der kostbare Sänger elend zu Grunde oder er verkommt doch in seinem herrlichen Liede — und wird bald ein ebenso unausstehlicher Schreier, wie seine Genossen. Blumen und Blattpflanzen findet man fast in jeder Häuslichkeit, trotzdem aber gibt es doch nur wenige Pflegerinnen derselben, welche sie nicht nach längerer oder kürzerer Zeit kläglich verkümmern lassen, von kenntnisreicher, naturgemäßer Pflege der Gewächse in der Stube während des Winters haben z. B. die meisten Hausfrauen gar keine Ahnung. Goldfische, auch wohl ein Laubfrosch und dergleichen erscheinen als niedliches Spielzeug, als solches aber, ohne Einsicht ihrer Bedürfnisse, läßt man sie erbärmlich absterben. Derartige Beispiele sehen wir rings um uns her leider nur zu vielfach. Am schlimmsten ist es dabei immer, daß diese Liebhaber auch gewöhnlich eifrige Sammler sind, die alles zusammenraffen, was ihnen in Feld und Wald an schönen und interessanten Naturgegenständen in den Wurf kommt, alles mit nach Hause schleppen und dann aus Mangel an Kenntnis oder Interesse in der trübseligsten Weise verderben lassen. Jede Liebhaberei, welche ihrem Gegenstande kein Verständnis entgegenbringt, wird nur zu leicht zur bloßen Spielerei und dann hat sie in der That kaum irgendwelchen Wert. Das nähere Eingehen, also das eigentliche Verständnis, findet sich aber sachgemäß erst mit dem vollen und gründlichen Kennenlernen eines Gegenstandes, hier also eines Tieres oder einer Pflanze, nach allen seinen Eigentümlichkeiten, Vorzügen und Schattenseiten, Leistungen, sowie namentlich auch seinen Bedürfnissen und deren Befriedigung.

In dies.m Sinne will ich es mir angelegen sein lassen, die Kinder der Natur in der Häuslichkeit zu schildern; Stubenvogel und Vierfüßler, Reptil und Fisch, Kerbtier und Weichtier, Blume, Blattpflanze und Baum in der Stube, sie alle sollen lebensvoll vorgeführt, nach dem Eindruck, welchen sie machen und nach den Annehmlichkeiten, die sie uns bieten können, beschrieben werden; ihre Heimstätten, also Käfig und Ständer, Bauer und Bügel, Vogelstube, Kasten und Haus, Frosch-, Schildkröten- und Schlangenbehausung, Süß- und Seewasser-Aquarium, Terrarium, Kerbtierzwinger und Brutkasten, Blumenbrett, -Ständer, -Tisch, -Ampel, Kalt- und Warmhaus im Zimmer, alles soll angemessen in Wort und Bild dargestellt werden.

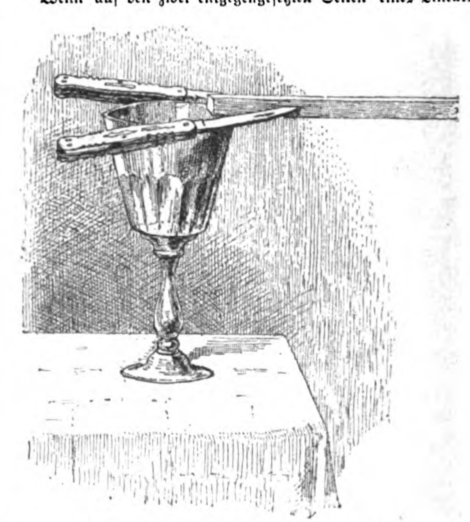
Zugleich aber erkläre ich ausdrücklich, daß ich in diesen Anleitungen mich keineswegs auf den bisher üblichen Bahnen halten und lediglich in die Fußstapfen derer treten werde, die schon vor mir solche Schilderungen gebracht haben. Wohl muß ich nächst den eignen Erfahrungen auch die anderer sorgsam beachten, aber mein Hauptziel ist es, daß ich alle meine Anleitungen so praktisch als irgend thunlich gebe, um den Lesern, bez. Liebhabern vor allem die Möglichkeit zu gewähren, daß sie jede solche kleinere oder größere Naturanstalt in der Häuslichkeit ohne große Mühe und Kosten und in der zweckmäßigsten Weise zugleich sich selber herzustellen, naturgemäß zu pflegen und für die Dauer zu erhalten vermögen.

Um die Leser nicht etwa durch Einförmigkeit zu ermüden, will ich keine sachliche Reihenfolge in diesen Mitteilungen innehalten, sondern ich werde die verschiedenen Stoffe mannigfaltig im bunten Wechsel aneinanderfügen.

Salonmagie.[1]

Zum veränderten Schwerpunkt. Ein paar Experimente, welche im Princip sich dem im 1. Heft d. 1. Jahrgangs mitgeteilten Experimente über das Gleichgewicht anreihen und nicht minder überraschen werden, bestehen in nachfolgendem.

Wenn auf den zwei entgegengesetzten Seiten eines Lineals



oder sonstigen Stabes von 10—14 Zoll Länge, 3 Zoll von dem Ende, zwei geöffnete gleich schwere Taschenmesser mit der Spitze festgesteckt werden, so läßt sich das Ganze, bei sehr geringer Berührung, auf dem Rande eines Weinglases in überraschender Weise balancieren, wie obenstehende Zeichnung zeigt.



Einen Eimer voll Wasser an einen Stab zu hängen, der frei auf dem Tische liegt. In dem Eimer befindet sich ein schräg liegender Stab a b, welcher, sobald der Eimer an den auf dem Tische liegenden Stabe c d gehängt wird, so gegen den Boden desselben bei a und nach oben bei b gegen den Stab c d gestemmt wird, daß dadurch der eigentliche Schwerpunkt verschoben und der Tragring e innerhalb des Tischrandes zu liegen kommt. Alsdann darf man unbesorgt den Eimer mit Wasser füllen, wenn er nicht schon vorher angefüllt war. Gut ist es, den auf dem Tische liegenden Stab bei b mit einem kleinen Vorsprung, z. B. einen fest umgewickelten Bindfaden zu versehen, um das Ausrutschen des Stabes bei b zu vermeiden.

[1]) Vgl. auch Jahrg. I, Heft 6, und Jahrg. II, Heft 3.

Lord Pinsel u

Von Lo



e bösen Buben.

endorfer.



Das Velociped.

Die erste Grundlage zur Konstruktion des Velociped hatte 1817 der Oberforstmeister Frhr. v. Draise in Ansbach mit der von ihm konstruierten Draisine gelegt, welche indes vorzugsweise bei Neubauten von Eisenbahnen zur Beförderung der Ingenieure auf solchen Strecken Verwendung findet, die noch nicht von Dampfwagen selbst befahren werden. Das Vélocipède, zuerst französisch, jetzt allgemein verdeutscht, ohne die Accents und das angehängte e geschrieben, verdankt in der dem Principe nach jetzt noch gebräuchlichen Form, seine Entstehung dem Pariser Mechaniker Michaux, an der mit der fortschreitenden Technik allerlei Veränderungen und Verbesserungen selbstverständlich nicht fehlen konnten. Je nachdem die Ma-

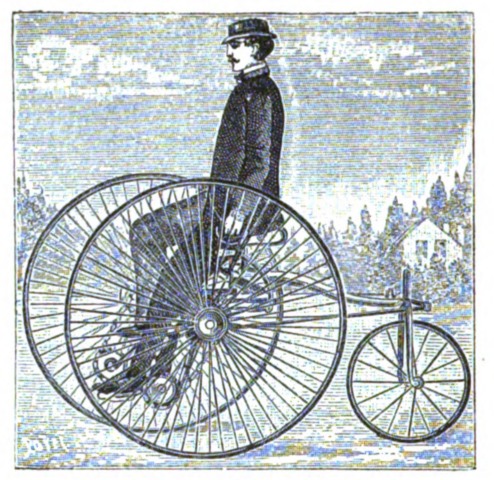
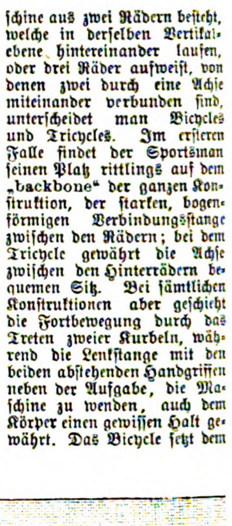


Fig. 1. Tricycle, gewöhnlicher Sitz des Reiters.



schine aus zwei Rädern besteht, welche in derselben Vertikalebene hintereinander laufen, oder drei Räder aufweist, von denen zwei durch eine Achse miteinander verbunden sind, unterscheidet man Bicycles und Tricycles. Im ersteren Falle findet der Sportsman seinen Platz rittlings auf dem „backbone“ der ganzen Konstruktion, der starken, bogenförmigen Verbindungsstange zwischen den Rädern; bei dem Tricycle gewährt die Achse zwischen den Hinterrädern bequemen Sitz. Bei sämtlichen Konstruktionen aber geschieht die Fortbewegung durch das Treten zweier Kurbeln, während die Lenkstange mit den beiden abstehenden Handgriffen neben der Aufgabe, die Maschine zu wenden, auch dem Körper einen gewissen Halt gewährt. Das Bicycle setzt dem Erdboden den geringsten Widerstand entgegen und ermöglicht deshalb die große Geschwindigkeit. Es erfordert aber, obgleich die rotierende Bewegung selbst zur Erhaltung des Gleichgewichtes beiträgt, eine geschicktere Handhabung. Seine Benutzung empfiehlt sich daher hauptsächlich für geübtere Reiter, während das Fahren mit dem Tricycle von älteren Herrn, Anfängern, Knaben, selbst von Damen leicht erlernt und vielfach ausgeübt wird.

Da ist uns nun doch ein „slip of the tongue“ untergelaufen; wir hatten bislang sorgsam vermieden, die Bezeichnungen „Fahren“ und „Reiten“ in Verbindung mit dem Velociped zu bringen und auch sonst immer lediglich das Substantivum als solches gebraucht, weil es uns darum zu thun war, vorher zu konstatieren, daß man in gleich schwerfälliger Weise sowohl „Reiten auf dem Velociped“ als „Velocipedfahren“ sagt, während der findige Engländer schon lange das bezeichnende und kurze Wort „bicycling“ für die Ausübung dieses Sport gefunden hat. Von der Pose des Sportsman ausgehend, wäre es

Fig. 3. Monarch.

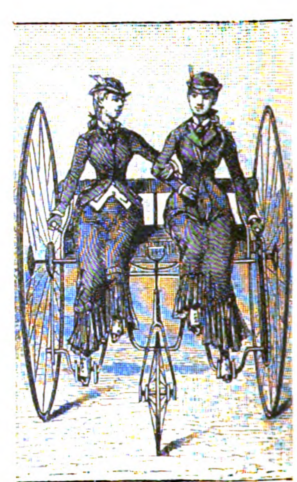


Fig. 4 Sociable für 2 Personen.

vielleicht am richtigsten, den Bicyclisten „reiten“ zu lassen, um das bequemere „Fahren“ für die auf dem dreirädrigen Velociped Sitzenden anzuwenden.

Während das Bicycle für den eigentlichen Sport vorzugsweise geeignet scheint, wird das dreirädrige Velociped gewiß bestimmt sein, für das tägliche Leben mehr und mehr in Gebrauch zu kommen. Der „smarte Yankee“ hat schon lange erkannt, daß ein solches Vehikel weder Pflege noch Futter kostet und benutzt es deshalb zu Fahrten über Land und in der Stadt um so häufiger, als am Endpunkte der Reise das geduldige Tier keiner Aufsicht bedarf und nur festgebunden zu werden braucht, um es vor der Annexion von seiten anderer Liebhaber zu wahren. Auch auf dem europäischen Kontinente gewinnt die Ver-

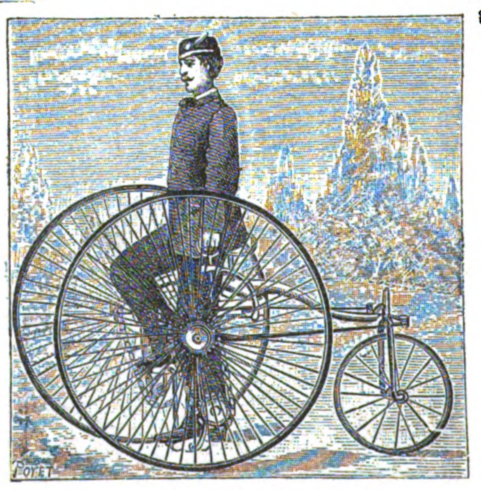


Fig. 2. Tricycle, Sitz senkrecht über der Achse.

wendung des Velocipeds zu diesen Zwecken immer größere Ausdehnung.

Namentlich in England hat das „tricycling“ bedeutend zugenommen und während eine vom Stanley-Club in London 1878 veranstaltete Ausstellung nur 70 Velocipede, darunter 3 oder 4 dreirädige aufwies, konnte man bei der kürzlich stattgehabten Wiederholung mehr als 520 Maschinen, darunter 289, also mehr als die Hälfte Tricycles zählen. Thatsächlich beschäftigt man sich in England in einem solchen Umfange mit steten Verbesserungen des vielbenutzten Tricycles, so daß bereits mehr als 300 verschiedene Konstruktionen vorhanden sein sollen.

Auf den beigegebenen, klar ausgeführten Zeichnungen geben wir unseren Lesern das

Bild einiger der hauptsächlichsten Systeme. Bei allen bilden die hohen Räder das eigentliche Movens, und das dritte kleinere Rad dient zum Lenken, beziehungsweise zur Vergrößerung der Sta-

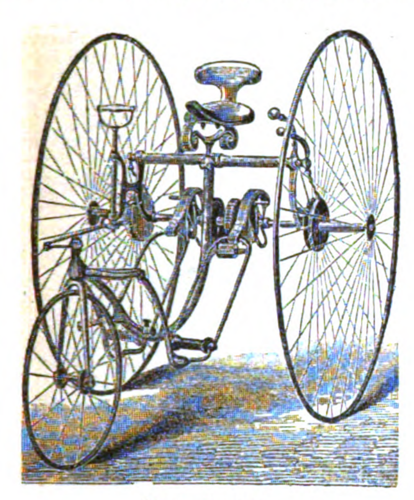


Fig. 5. Omnicycle.

bilität. Gewöhnlich wird der Reiter wenig hinter die Achse der beiden Haupträder und rückwärts der Pedale placiert (Fig. 1), durch deren Treten er die Maschine in Bewegung setzt. Sein Gewicht aber vermehrt die Kraft ohne größere Anstrengung und man hat deshalb stellbare Sitze konstruiert, welche es dem Reiter ermöglichen sollen, nach Erfordernis auch senkrecht über der Achse und den Pedalen Platz zu nehmen (Fig. 2). Der Monarch (Fig. 3) weist eine der einfachsten Konstruktionen auf, das Omnicycle (Fig. 5) und die Caroche zeigen eine mit der rechten Hand zu dirigierende Lenkvorrichtung während die linke Hand die für den Gebrauch auf volkreichen Straßen so wichtige, scharf wirkende Bremse mit einem Griffe anziehen kann. Der Humber (Fig. 7) wird durch eine Querstange nach Art der Bicycles gelenkt, und soll die bislang mit dem Tricycle erreichte größte Geschwindigkeit ermöglichen. Die verschiedenen Formen der sehr treffend als „sociables" (Fig. 4) bezeichneten Konstruktionen endlich vermögen zwei, drei, auch vier Personen auf angenehme Weise von Ort zu Ort zu schaffen. H. V.

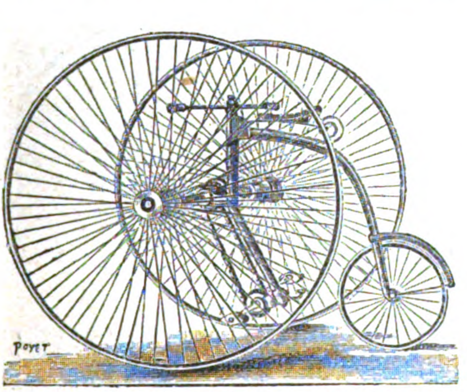


Fig. 7. Humber.

Zeitgemäßes aus Küche und Haus.

Von L. von Pröpper.

Russische Pastetchen (Koldumen). Man nehme ½ kg ganz frisches Rindfleisch, ½ kg Nierenfett und vier mittelgroße Zwiebeln und hacke alles so fein wie möglich; würze es mit Pfeffer, englischem Gewürz, wenig Gewürznelke, ziemlich viel Salz und reichlich fein geriebenem Majoran, vermische es mit sechs ganzen Eiern und ¼ kg zerlassener Butter und forme es dann zu kleinen Kügelchen. Nun rolle man Nudelteig messerrückendick aus, lege die Kügelchen auf die eine Hälfte derselben (nicht zu nahe aneinander), bestreiche den Teig rings um jedes Kügelchen mit verklopftem Ei und schlage die unbelegte Hälfte über das Ganze; drücke um jedes Kügelchen den Teig etwas an, steche mit einem runden Ausstecher die Koldumen aus, lege sie in kochendes Wasser und lasse sie so lange darin (zehn Minuten etwa), bis sie oben schwimmen; richte sie dann rasch in einer erwärmten Schale an, übergieße sie mit geriebenem, in Butter braun geröstetem Weißbrot und serviere sehr heiß als Hors d'œuvre.

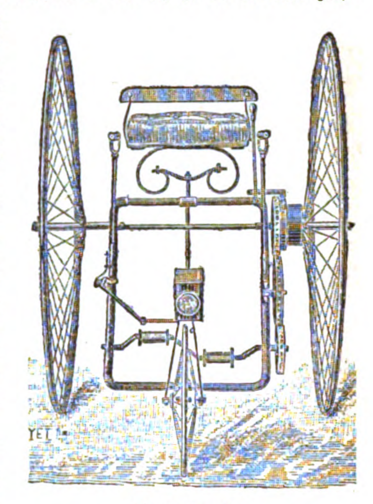


Fig. 6. Caroche.

Es dürfen die Koldumen nicht größer sein, als daß man sie bequem auf einen Bissen in den Mund schieben könne und durchaus nicht geschnitten werden, weil sonst zu viel Saft verloren ginge; sie sind besonders bei Herren sehr beliebt, wo dann feiner alter Branntwein dazu serviert wird.

Feldhühner mit Reis oder Tarhonya. Man wasche ¼ kg Reis und thue ihn in eine Kasserolle mit kochendem Wasser, bis er gehörig aufgequollen ist, etwa 15 Minuten lang, gieße das Wasser ab und 125 g heiße Butter über den Reis und lasse ihn, wohl zugedeckt, vollends gar dämpfen. Vor dem Anrichten schüttle man den Reis, damit er sich mit der Butter gehörig mische, gebe ihn nun gleich auf eine runde Schüssel, belege ihn in der Mitte mit frisch und recht saftig gebratenen Feldhühnern und gieße deren Sauce über sie.

Ebenso von Wachteln und Kramtsvögeln, die aber ganz bleiben, und besonders ist Reis mit Kramtsvögeln sehr gut.

Anstatt Reis kann man zu diesen guten und kräftigen Speisen sehr vorteilhaft die Szegediner Tarhonya verwenden, eine Art Suppenteig in Form von ganz kleinen Böhnchen und auch besonders gut in Suppen und zu Mehlspeisen in Art der Nudeln.

Zu Geflügel mit Tarhonya verrühre man nach Geschmack Rosen-Paprika etwa einen halben Eßlöffel voll süßer Butter, gieße dann gesalzenes Wasser daran und lasse ¼ kg Tarhonya ungefähr eine halbe Stunde darin kochen, richte das Geflügel mit seiner Sauce in Mitte der Schüssel gehäuft an und lege von der Tarhonya einen Kranz darum.

In Ermangelung von Rosen-Paprika kann man auch gewöhnlichen Paprika (spanischen Pfeffer) nehmen, oder, wer diesen scharfen Geschmack nicht lieben sollte, eine fein geschnittene Zwiebel in der heißen Butter gelb werden lassen.

Ich beziehe Tarhonya, Rosen-Paprika und mehrere andere gute Sachen, namentlich Liptauer Alpenkäse in Fäßchen, aus dem schönen Ungarlande von Herrn H. Pletsch in Budapest und kann dies Haus, welches auch schon mehrmals in „Vom Fels zum Meer" angezeigt hat (zuletzt noch im Märzheft 1883), bestens empfehlen.

Froschschenkel-Pastete. Man wasche vier bis fünf Dutzend schöne Froschschenkel, trockne sie ab, haue die Zehen weg

und biege die Füßchen ein; salze sie, lasse sie eine Viertelstunde lang stehen und wenn sie in einem Tuche abermals abgetrocknet sind, so dämpfe man sie in frischer Butter mit etwas Muskatnuß einige Minuten lang; gebe sie dann gehäuft (kuppelförmig) und mit ein paar Dutzend Krebsschweifchen und zwei Eßlöffeln voll Kapern dazwischen in eine mit Butter leicht bestrichene Pastetenschüssel (Pie-Dish) oder sonst etwas tiefe Schüssel, welche das Feuer erträgt und gieße einige Eßlöffel voll Bouillon daran; bestreiche den Rand der Schüssel mit verklopftem Ei und lege einen daumenbreiten Streifen von Blätterteig darauf, den man auch mit Ei bestreicht; bedecke die Froschschenkel mit einer Platte von dem Teige, drücke deren Rand auf den Streifen und schneide das etwa Ueberstehende ab: mache in die Mitte eine kleine Oeffnung, bestreiche die Pastete ebenfalls mit Ei und backe sie in dem gut geheizten Backofen (Röhre) eine halbe Stunde lang, stelle sie aber über einen Dreifuß recht hoch, damit der Teig viel Hitze bekommt und in dieser Zeit ausbäckt, ohne daß die feine Fülle austrockne und serviere gleich. — Soll eine Lieblingsspeise Gambettas, bekanntlich großer Frog-Eater gewesen sein und aus der Küche der Marquise de Pompadour stammen. Qui se ressemble, s'assemble. —

Schaum-Koch (Wiener Küche). Man verrühre drei Eßlöffel einer beliebigen Marmelade, am besten jedoch Erdbeeren — oder Marillen (Aprikosen) — Marmelade mit vier Eßlöffeln gesiebten Zucker, bis es weiß wird; ziehe dann den Schnee von acht Eiweiß leicht darunter und gebe es, in zugespitzter Form, auf eine mit frischer Butter bestrichene Schüssel, ziehe mit einem Löffel nach aufwärts rippenförmige Streifen, setze es eine halbe Stunde lang in die Röhre und serviere sofort, weil es sonst zusammenfällt.

Trachten der Zeit.

Von Ida Barber.

Man spricht davon, daß unsere eleganten Damen neuerdings mehr den einfachen, stilvollen Trachten Beachtung schenken



Fig. 1.

und doch sehen wir auf der Bildfläche des modernen Lebens zahllose Erscheinungen, die das seither beliebte „Auffallend und Kunterbunt" nach wie vor auf ihre Fahne schreiben, nur dann zu gefallen meinen, wenn sie in Form, Farbe und Schnitt der Gewandung möglichst apart erscheinen. Die neuen, zumeist wieder in zwei Nuancen gemischten Stoffe lassen ohnehin keine rechte Ruhe aufkommen, farbige oder schillernde Besätze, Bagdadstoffe, Velours- und Damastblumen, die den Seiden- und Gazestoffen eingewebt sind, erhöhen noch den Effekt; die dekorative Ausschmückung der Kleider ist reicher als im Vorjahre, man weiß wirklich nicht, worauf man die allbeliebte Phrase von der Rückkehr zur Einfachheit beziehen soll.

Ist sie vielleicht örtlich gemeint? Ich habe in der That während meiner letzten Anwesenheit in Berlin gefunden, daß die dortige Mode solider, ruhiger, fast möchte ich sagen, decenter ist, als die beispielsweise in Wien und vielen Teilen Süddeutschlands geltende. Man legt dort mehr Wert auf gute, gediegene Stoffe, denn auf jene sogenannte Formen- und Taillenschönheit, die



Fig. 2.

fast einer plastischen Schaustellung derjenigen Reize gleicht, die eher verdeckt, als bloßgestellt werden sollten. — Die Berliner Modelle sind reich garniert, im Schnitt aber weniger originell; man will dort nicht um jeden Preis Aufsehen erregen, schenkt der gediegenen Ausstattung mehr Beachtung als den excentrischen Formen. — Ein besonders reich assortiertes Lager der neuesten St ffe fand ich im Hause J. A. Heese (Berlin) und will versuchen, aus dem bergartig aufgetürmten Stoff-Chaos das Neueste und Empfehlenswerteste zu skizzieren. Besonders gut vertreten sind die jetzt zu jeder nur halbwegs eleganten Toilette in Verwendung kommenden Seidenstoffe. Da gibt es Surrah oder Taffetas quadrillé, glatte und bedruckte Foulards, Foulard serge, Foulard fond ottoman, Taffetas chiné, camaïen, Brocatelle, Velours ottoman etc. in den lebhaftesten, wie solidesten Farbenstellungen. Die Damas à deux tons mit reichen, in glänzenden Farben eingewirkten Mustern, die Chinés, die einen Farbenschmelz tragen, den nur andeutungsweise den Leserinnen klar machen zu wollen, vergebliches Werk der Feder sein würde, sind für Toiletten von höchster Eleganz bestimmt. Satin Duchesse rechnet, um mich des technischen Ausdrucks zu bedienen, zu den klassischen Seidenstoffen, Ottoman quadrillé zu den modernen, die mit kleinen Punkten, Ringen, allegorischen und mythologischen Figuren bedruckten und durchwirkten Façonnés zu den Phantasiestoffen. Gaze à velours ist ein zu Konfektionen trefflich verwendbarer durchsichtiger Seidenstoff mit en relief gearbeiteten Samtblumen. Der Gazegrund ist sehr haltbar gewebt, die Samtmuster so fein ausgeführt, daß der scheinbare Widerspruch des schweren Musters auf zartem Grunde in glück-

licher Weise gelöst und ein überraschend schöner Effekt erreicht ist.

Das Carreau, das schon seit Jahren modern, hat in diesem Sommer den Höhepunkt erreicht und kann in jeder Beziehung als Tagesmode gelten.

Durch die vielseitig abgeänderten und zu einer unendlichen Reihe von Mustern gestempelten Farbenstellungen bietet sich dem staunenden Auge ein Reichtum der Farben, den man bei der großen Einfachheit der sich kreuzenden Linien gar nicht für möglich gehalten hätte. Bald zeigen sich große, ruhige Felder voneinander getrennt durch Linien verschiedener Breite, bald gestalten schmale und breite Streifen sich zu Vierecken abgestumpfter Tönung. Dem großen Carreau gesellt sich stets ein Uni-Stoff, während man dem kleinen gleichfalls sehr modernen Carreau Samt und Seide in kräftiger Farbe zur Hebung der Toilette beigibt.

Zu den eleganteften karrierten Geweben gehören Crêpe damier, ein feines Kreppwollgewebe mit lebhaften, großgeformten Damiers, Crêpe jaspé, ein mit Seide jaspiertes Kreppgewebe, dessen Carreaus in äußerst weich verschwommenen, breiteren und schmäleren Linien durchkreuzt werden, Floconné nopé, ein Muster mit hellen Nopé-Streifen, welche den Flocken frisch gefallenen Schnees gleichen, Éponge, ein weiches, schwammartiges, fast durchsichtiges Wollgewebe, das in großen, freigezogenen Linien ein mächtiges Carreau über dem lose gewebten, fast rauhen Stoff zeigt. Éponge ist ein bisher wenig gesehener Stoff, der neben den mit Changeant-Streifen durchzogenen Foules zu den modernsten Geweben zählen dürfte. — Die abgepaßten Waren spielen wiederum eine größere Rolle, als man anfänglich anzunehmen geneigt war. Sie machen jede Zugabe für Besatz überflüssig und mögen sich wohl deshalb schnell in der Gunst der Damenwelt befestigt haben. Sehr beliebt sind Köpergewebe im Streifenmuster mit klein karrierter Kante beliebig lang oder quer zu nehmen, mit persischen oder japanesischen Figuren durchwirkte Stoffe wie mit Seide broschierte Popelines, deren mehrfarbige Bordüre Phantasieblumen und Palettenmuster darstellt.

Die Konfektion anlangend scheint man den mit Dreispitz gearbeiteten Schneppentaillen den Vorzug vor den englischen Jaquettes zu geben. Figur 5 veranschaulicht eine solche aus blaugrünem Foulé gefertigte Toilette, deren Rock je eine Stoff-, eine Samtfalte zeigt, darüber weiter, seitwärts nur durch eine Schnalle geraffter Ueberwurf, Taille im Dreizack mit zum Rock passendem Kragen und Manschetten. Die Robe verdient ihrer Einfachheit und Kleidsamkeit wegen vieler ihrer in manieriertem Geschmack auftretenden Kolleginnen vorgezogen zu werden.

Figur 4 kennzeichnet das neue Genre Suleika; zu derartigen Roben kommen abgepaßte persische Stoffe in Verwendung; die breiten mit Gold und bunten Seidenfäden durchzogenen Bordüren werden als glatte Seitenstreifen dem durchweg plissierten Rock aufgesetzt, die kurz geraffte Tunique zeigt als Abschluß nach oben hin eine schärpenartig gewundene Bordüre, die Taille ist mit zugespitztem Gurt und Shawlkragen gearbeitet, Gurt wie Shawl aus Besatzstoff und in diesem Arrangement trefflich kleidend.

Von bester Farbenwirkung ist eine in dem modernen gris perle ausgeführte Popeline-Robe Fig. 3, die mit passenden Samtstreifen garniert zu jeder eleganten Besuchs- und Empfangstoilette getragen werden kann. Die dem Rock aufgesetzten Samtstreifen endigen unten in Schlupfen, der Ueberwurf zeigt seitwärts eine große Raffung von Samt, die Taille breite Revers, zwischen denen in Schlupfen auslaufende Samtstreifen. Die neueren Mäntel sind aus façonnierter Samtgaze gefertigt, schwarz oder farbig gefüttert, so daß in letzterem Falle der Grundstoff durchschimmert. Fig. 1 ist ein derartiges, wunderbar schön ausgestattetes Modell (wie die früheren dem Hause J. A. Heese in Berlin entnommenen); die Aermel sind aus plissierten unten in einem Volant ausfallenden Spitzen gefertigt, auch mit Jaisfiguren und Passementerieen besetzt; den Rand des Mantels umgibt eine breite Chantilly-spitze mit in starker Seide umrandeten Konturen. Einfachere Mäntel werden wie Fig. 2 paletotartig geschnitten, hinten gerafft, die Aermeleinsatznähte bis zum Kragen hinaufgeführt.

Die neuen Hutmodelle zeigen mehr glatte, als geschweifte Formen, viel Samtgarnituren, Jaisgrelots, Goldborten und gut ausgestattete Kinnbänder, die à la Benoiton geknüpft und mit Blumenbouquets abgeschlossen werden. Junge Damen tragen viel hellgraue, große mit farbigen Schleiern umwundene Filzhüte, ältere Damen, die als Uebergangshüte von einer Saison zur anderen stets beliebten Tüllcapottes, denen man auch oft ein farbiges, zum Kleide passendes Seidenfutter gibt. —



Fig. 3. Fig. 4. Fig. 5.

Die Berliner hygienische Ausstellung weist auch in der Reihe der vielen Gruppen, die mit der Hygiene herzlich wenig zu thun haben, eine Bekleidungsgruppe auf, in der den nach Professor Jägers Wollregime gefertigten Gegenständen allgemeine Beachtung geschenkt wird. Findet das Wollregime Eingang, so dürfte es bald mit der Leinen- und Baumwollen-Wäsch-Manufaktur aus sein; man würde Leib- und Bettwäsche, sämtliche Kleidungsstücke, ja selbst Kragen und Stulpen aus Wolle herstellen, in der That eine Neuerung, die in der herrschenden Mode eine gewaltige Umwälzung hervorzubringen geeignet wäre. Da ich der Ausstellung gedenke, will ich die von der in ihrem Fache unerreichten Miederkünstlerin Madame Weiß (Wien) ausgestellten Mieder nicht unerwähnt lassen, die nach Ausspruch fachkundiger Aerzte das beste sind, was in diesem Genre geleistet werden kann. Die Furcht vor zerschnittenen Lebern und derartigen Schreckgespenstern hielt in letzter Zeit wohl manche Dame vom Tragen der Mieder zurück; die nach dem Weißschen System gearbeiteten Korsetts sind aber vollkommen orthopädisch, sie gewähren der Figur Halt und Stütze, ohne sie irgendwie einzuengen.

Beachtenswert ist die Ausstattung der für leidende und schiefe Personen konstruierten Mieder, die jede Unebenheit ausgleichen und die Figur vollkommen normal erscheinen lassen.

Die Corsets de mères sind neuerdings durch eine Gummimechanik wesentlich vervollkommnet, die Mieder für Herz-, Asthma- und Magenleidende fast ganz aus Gummi hergestellt, so daß jeder Druck gehoben ist.

Eine Allianz zwischen Mode und Hygiene wäre in der Vervollkommnung, wie sie in den Weißschen Fabrikaten zu Tage tritt, überall mit Freuden zu begrüßen; Trachten, die die Gesundheit schädigen, sollten überall ad acta gelegt oder meint man schon ihrer, wie beispielsweise der Korsetts nicht entraten zu können, so muß der Hygiene ihr Recht werden, und die modischen Fabrikate ihren Anforderungen gemäß hergestellt werden.

Karl Bartsch.

Der Name dieses ebenso verdienten wie rührigen Gelehrten, der zu den bedeutendsten Germanisten der Gegenwart gehört, wird jedem Leser dieser Blätter ohne Zweifel bekannt sein. Und wer auch wirklich nie eines der vielen und trefflichen litteraturgeschichtlichen Bücher des Heidelberger Professors in der Hand gehabt hat, wird doch seinem Namen da und dort in populären Blättern als Dichter begegnet sein, denn das Goethesche „Zwei Seelen wohnen ach in meiner Brust“ findet insofern auch Anwendung auf Bartsch, als er in seinen Neigungen seit 35 Jahren zwischen Wissenschaft und Poesie sich teilt. Zwar hat die erstere das Uebergewicht behalten, aber die zweite hat ihn doch durchs Leben wie eine treue Gefährtin begleitet, dasselbe verschönend und auch anderen Freude spendend. Bartsch, der am 25. Febr. 1832 zu Sprottau geboren ist, mithin schon ein halbes Jahrhundert durchlebt hat, und der auf dem Gebiete der germanischen und romanischen Philologie einen wahrhaft staunenswerten, vom schönsten Erfolg gekrönten Fleiß entfaltet hat, der als lyrischer Dichter und wirklich schöpferischer Uebersetzer reiche Anerkennung geerntet, tritt jetzt in einer neuen Dichtungsart vor das Publikum. Unserer Zeitschrift blieb es vorbehalten, den ausgezeichneten Gelehrten nun auch als Novellisten einzuführen. Die sonnige Freudigkeit, die über der, dieses Heft eröffnenden Novelle „Der verlorne Brautring“ ausgebreitet liegt, zeigt nichts von Bücherstaub und Studierstube, sie ist eine lebenswarme und lebensfrische Leistung, an deren ungekünstelten Reizen ein Jeder seine helle Freude haben muß. Wir wissen schon jetzt, daß diese Novelle Bartschs zwar die erste ist, welche dem Publikum vorgeführt wird, nicht aber seine letzte und dürfen wohl hoffen, daß ihr zu Aller Freude noch eine ganze Reihe folgt. r.

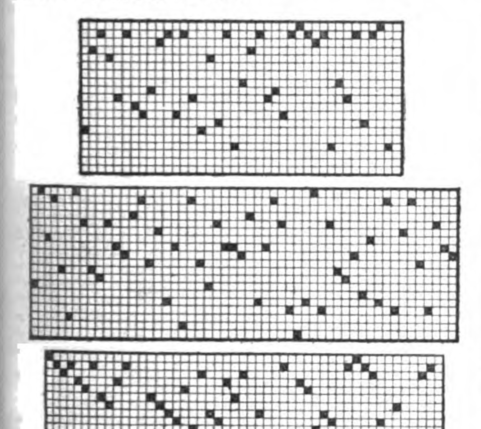
Neue Bücher.

In unserer belletristischen Litteratur erregt verhältnismäßig nur sehr Weniges Aufsehen, und das Wenige teilt sich wieder ein in solches, was ausschließlich von litterarischen Gourmands goutiert wird und solches, dem das breiteste Publikum das rechte ist, von dem aber die oberen 500 der Litteraturfreunde hinwiederum keine Notiz nehmen. Um so allgemeiner, und diese Gegensätze verbindend, scheint dagegen der neueste Roman George Taylors „Klytia“ (Leipzig 1883, S. Hirzel) Anklang zu finden, dem, wie bekannt, „Antinous“ als propagandamachender Vorläufer vorausgegangen ist. Und das Buch hat ein Anrecht auf dieses Gefallen, denn wenn es einerseits durch die abgerundete Darstellung, die psychologische Vertiefung der Charaktere, die meisterliche Durchführung seelischer Konflikte und Wandelungen anzieht, so malt der Autor anderseits mit so treuen Farben, verfügt ungesucht über so packende Effekte, führt so lebensvolle Situationen und spannende Konflikte herbei, daß auch der derbe Gaumen des großen Publikums etwas nach seinem Geschmacke findet. Der Roman nimmt seinen Stoff aus der Geschichte der Pfalz des 17. Jahrhunderts, in der die Religionsstreitigkeiten eine Hauptrolle spielen. Bekenner der verschiedensten Religonsansichten treten handelnd auf und sie werden mit so vielem Freimut behandelt, der Verf. strebt so gesunde Ziele an, daß auch der Empfindlichste in diesem Punkt keine Ursache zur Erregung finden wird, er müßte denn ein Verteidiger der Jesuiten sein, denen Taylor stark zu Leibe geht. Wir rechnen den Roman ohne allen Rückhalt zu denjenigen, die von den Gebildeten gelesen werden müssen. Unter den anderen belletristischen Novitäten, die eben vorliegen, finden sich Byrs „Andor“ (Jena 1883, Herm. Costenoble), der unsern Lesern noch in bester Erinnerung steht, vier Bände von Leopold Komperts im Erscheinen begriffenen „Gesammelten Schriften“ (Berlin 1882, Louis Gerschel) die u. a. die bekannten Werke „Böhmische Lieder“ und „Ghetto-Geschichten“ enthalten, die unter den Schilderungen des jüdischen Lebens noch immer einen ersten Platz einnehmen und musterhafte Kulturbilder sind; „Katastrophen“ von Johs. Proelß u. a. Das letztere Buch bildet den erdenklichsten Gegensatz zu den pessimistischen Zeitströmungen und dem Düsteres verheißenden Titel. Allerdings wird uns das Düstere nicht gespart — handelt es sich doch um Episoden aus den erschütternden Unglücksfällen der letzten Zeit (Ringtheaterbrand 2c.), aber aus allem geht doch etwas Frohmachendes hervor, unter allen Umständen bewahrt der Verfasser seinen Lebensmut und seine Lebensfreude und weiß auch dem Ueblen doch noch eine gute Seite abzugewinnen. Der beste Bestandteil des Buchs ist die Dichtung „Der Todesgruß auf der Taybrücke“, in dem Proelß sich als wirklicher Dichter zeigt und den treffenden Beweis führt, daß auch dem Zeitalter des Dampfes und des Eisens die echte Poesie nicht abgeht, wenn man sie nur zu fassen weiß. Vier andere Sammlungen kleiner Gelegenheitsaufsätze sind die Geschichten und Skizzen „Heut’ und gestern“ und die Vorträge und Studien „Aus der Bücherei“, beide von Ferdinand Groß (Wien, 1883, Karl Konegen) und Emil Peschkaus „Ein- und Ausfälle“, „Friedburg“ und „Zwei Tanten“ (Frankfurt, 1883, Koenitzer). Groß belehrt mehr und beschäftigt mehr unsere Gedanken, seine Darstellung verrät, daß das französische Feuilleton nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben ist, während Peschkau mit mehr Behagen und größerer Breite schreibt, auch dem Derben nicht aus dem Weg geht und seinen Humor gewissermaßen mit einem Vollmondgesicht lachen läßt. Eine Fülle ernst philosophischer Gedanken über alle wichtigeren Fragen des Daseins speziell des modernen Lebens hat Aug. Niemann in seinem zweibändigen Roman „Bacchen und Thyrsosträger“ (Leipzig, Grunow) niedergelegt, und Jedermann wird aus der Lektüre reiche Anregung zum Nachdenken schöpfen. „Der Versuch, Bilder moderner Kultur zu einem Roman zu verknüpfen“, wie sich der Verfasser im Vorwort ausdrückt, ist zwar nicht vollständig gelungen, aber die Zeitbilder sind originell, lehrreich und treu nach dem Leben wiedergegeben. Detailkenntnis unseres modernen Großstadtlebens verrät auch der Roman H. Köhlers „Allein in der Welt“ (Leipzig 1882, A. Krüger), in dem die Gegensätze der Gesellschaftsschichten scharf beleuchtet hervortreten und die durch Vorurteile einerseits, durch elementare Leidenschaft anderseits hervorgerufenen Konflikte psychologisch fein ausgearbeitet sind. Den schwerwiegenden Vorwurf können wir jedoch dem Verf. nicht ersparen, daß er den kunstvoll geschürzten Knoten nicht löst oder auch nur zu lösen versucht, sondern sich mit einem der hergebrachten Novellencoups aus dem Dilemma gezogen hat. Wicherts Roman „Hohe Gönner“ (Leipzig 1882, C. Reißner), auch ein Bild aus der Gegenwart wie die vorhergehenden, ist nichts für leicht erregbare Pensionsfräuleins, eher ein Reizmittel für den schärfere, gewürzte Kost verlangenden reifen Mann. Dramatische Komposition, fließende Sprache und zahlreiche Situationen, voll von warm pulsierendem Leben fesseln den Leser und erhalten die Spannung bis zum letzten Blatte. Ernst Lehmann, ein noch wenig genannter Schriftsteller, legt in einem „Berliner Schattenrisse“ (Berlin 1882, P. Sonntag) betitelten Werkchen keine üble Probe scharfer Beobachtungsgabe und glücklicher Mache ab. Ihm fehlen weder die Farben zu dem Grotesk-Komischen (Heldin des Korso; der weibliche Heiratsantrag; Frühreif), noch zu den düsteren Nachtstücken aus dem Leben der deutschen Kaiserstadt. Lehmann benutzt zu Modellen keine der überlieferten Phantasie- und Romangebilde, sondern Menschen von Fleisch und Bein, wie sie uns stündlich im Tiergarten oder auf dem Molkenmarkt begegnen. Unter dem Titel „Thron und Reich“ (Oldenburg 1882, Schulze) hat K. Neumann-Strela eine Reihe Bilder und Skizzen vereinigt, welche mit wenig Ausnahmen in gloriam des Hohenzollernhauses geschrieben sind. Sein Bestreben, die Liebe zu unserem Heldenkaiser und seiner Familie in weiten Kreisen zu erwecken, verdient volle Anerkennung und Unterstützung. Einige recht amüsante Stunden wird einem großen Publikum die Lektüre der „Feld- und Federzüge“ von F. von Köppen (Leipzig 1882, K. Reißner) verschaffen. Sie enthalten Erinnerungen des wohlbekannten Autors an seine Lieutenantsjahre (1850—60) und interessieren durch lebendige Schilderung der verhältnismäßig wenig gekannten Zustände jener politischen und socialen Uebergangsperiode, wie durch treffende Charakteristik von Persönlichkeiten, welche zum Teil jener Zeit die Signatur aufgedrückt haben. Allen Freunden eingehenderer Schilderungen von Land und Leuten kann in warmer Weise empfohlen werden Paul B. du Chaillys „Im Lande der Mitternachtsonne“, welches jetzt in deutscher Uebersetzung von A. Helms in Leipzig bei F. Hirt u. Sohn in 2 Bänden erschienen ist. Wir kennen wenig Bücher, aus denen man ein so treues Bild von Norwegen und Schweden, Lappland und Nord-Finnland erhält, wie eben aus dem genannten, das mit dem Vorzug einer liebenswürdigen, leicht lesbaren Darstellung auch den wichtigen größter Gründlichkeit verbindet. Dabei ist das Buch reich illustriert mit ca. 48 Tonbildern, an 200 Textholzschnitten, einer Karte 2c. und man sieht es diesen anschaulichen bildlichen Beilagen an, daß sie nicht nur prätentiöser Schmuck, sondern instruktives Material sein wollen.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Preisaufgabe.

In den Papieren eines nach Sibirien verschickten Nihilisten fanden sich außer allen möglichen revolutionären Zeitschriften, Briefen u. s. w. auch drei Kartonblätter, die mit quadratischen Mustern bedeckt sind. Man vermutet nun, daß die schwarzen Quadrate Buchstaben bedeuten, doch ist es auch dem raffiniertesten Beamten nicht gelungen, einen Sinn herauszulesen. Wir unterbreiten nun unseren geübten Lesern (Lösern?) die seltsamen Schriftstücke mit der Aufforderung, ihr Glück zu versuchen, und setzen 6 Preise aus, die unter den Einsendern von Auflösungen bis 15. Oktober verlooft werden sollen. Diese Preise bestehen in: 1 u. 2) Falke, Hellas und Rom, Prachtausgabe gebunden (Preis 70 M.); 3) Scherr, Germania, Volksausgabe gebunden (Preis 20 M.); 4) 20 Bände der Collection Spemann; 5) einer Serie kulturhistorischer Stammbücher (Preis 20 M.); 6) Bodenstedt, Kunst und Leben, I–III (Preis 30 M.).



Skat-Aufgabe.

Mittelhand hat: Treff-Aß, Sieben; Pique-Aß, Coeur-Aß, Zehn, König, Dame, Neun, Acht und Sieben. Mittelhand spielt Coeur-Solo. Trotzdem zwei Buben im Skat liegen, verliert Mittelhand das Spiel. Wie ist der Gang des Spiels?

Rebus.

Logogriph.

Mein Name sagt dir gleich zweierlei:
Einen Dichter und ein Werkzeug dabei.
Drei Zeichen entferne nun aus mir —
Einen Philosophen nenne ich dir.
Ein Zeichen drin ändre und aufs Haar
Bedeut' ich das Erste wieder fürwahr.

Rätsel.

Vorwärts ein Verbindungsmittel,
Rückwärts ein feudaler Titel.

Rätselhafte Inschrift.



Diamant-Rätsel.

1) Ein Mitlaut, 2) ein Artikel, 3) ein unentbehrliches Mineral; 4) ein berühmter deutscher Dichter, 5) ein Raubvogel; 6) ein Fluß in Steiermark, 7) eine Note.



Auflösungen zu Heft 12, Seite 692.

Arithmetische Aufgabe: Die Reisekosten betrugen 201 Mark, die Barschaft des ersten Studenten 88 Mark, die des zweiten 108 Mark, die des dritten 112 Mark.

Silbenrätsel: 1) Attila; 2) Dessau; 3) Orenburg; 4) Lustnau; 5) Ficus; 6) Walter Scott; 7) Irene; 8) Lob; 9) Borussia; 10) Rheinau; 11) Abälard; 12) Nagasaki; 13) Donau; 14) Theseus: Adolf Wilbrandt — Auguste Baudius.

Skat-Aufgabe: Gesetzt, Vorhand hätte Pique-König, Dame, Neun, Acht, Sieben, Carreau-Aß 2c.; Hinterhand Treff-König, Dame, Carreau-Zehn 2c., so spielt Vorhand Pique-König, Mittelhand Pique-Aß, Hinterhand Treff-König; dann Hinterhand Carreau-Zehn, Vorhand Carreau-Aß, Mittelhand Carreau-König; Vorhand zieht nun Pique-Dame, Mittelhand gibt Pique-Zehn, Hinterhand Treff-Dame und die Gegenspieler haben 60 Points.

Rätselsonett: Traurig, Trauring.

Rebus: Parsifal der eine Thor.

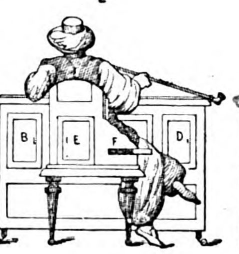
Rösselsprung: Frühling, Gedicht von E. Geibel. Ueber die sonnigen Bergesgipfel — Kommt es geflossen, wie Liebeshauch, — Schauerndes Leben durchflutet die Wipfel. — Hoch in den Blumen durchlodert der Strauch. — — Alles Gealterte will sich verjüngen, — Alles Gebundene sanft sich befrei'n. — Herz, wie jauchzest du in Sprüngen — In den klingenden Frühling hinein.

Logogriph: Macht, Nacht, Wacht, Schlacht.

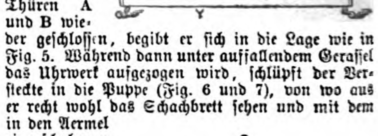
Ein enthülltes Geheimnis.

Es gibt eine Reihe öffentlicher Schaustellungen, welche eine Zeitlang als Non plus ultra des menschlichen Erfindungsgeistes ausposaunt werden, um sich schließlich als grober Schwindel zu entpuppen. Ein Repräsentant dieser sogenannten Wissenschaft ist der ab und zu auftauchende **mechanische Schachspieler.** Schon über 100 Jahre ist es her, daß dies automatische Kunstwerk, eine durch komplizierte Mechanik in Bewegung gesetzte Figur, die Schach spielen konnte, die Welt in Erstaunen setzte. Der Erfinder dieser **Schachmaschine** war der ungarische Baron W. von **Kempelen**, welcher 1763 zum erstenmal mit seinem Kunstwerk auftrat und in allen europäischen Ländern, selbst in Amerika die größte Verwunderung hervorrief. Die spielende Puppe ergriff mit der Hand die Steine, konnte den Kopf bewegen, nickte bei „Schach dem König“ drei- bei „Schach der Königin“ zweimal und nahm selbst die falsch gezogenen Figuren des Gegners weg. Möglichst sichtbar war ein großer Magnet aufgehängt, um den Glauben zu erwecken, der Magnetismus sei das Agens des Mechanismus. Manche scharfsinnige Köpfe haben sich vergeblich mit dem hier vorliegenden Rätsel beschäftigt, sogar zwei Bücher wurden über diese „brennende Frage“ geschrieben und nicht allzu lange ist es her, daß der so wohl gelungene Schwindel durch eine anonyme Schrift aufgeklärt ist. Die beigegebenen Illustrationen werden uns bei unserer Erläuterung unterstützen.

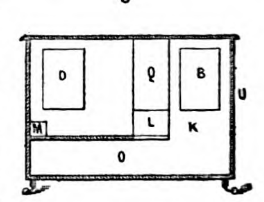


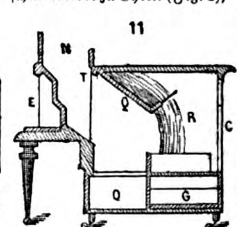






Der Schrank, hinter welchem der Automat stand, hatte eine Länge von $3^1/_2$ Fuß, war 2 Fuß breit und $2^1/_2$ Fuß hoch; verschiedene Thüren und Schubladen waren in demselben angebracht, der Sessel mit dem Schrank verbunden, außerdem alle Beine mit Rollen versehen. Kempelen leuchtete nun vor Beginn der Vorstellung der Reihe nach in alle Thüren und Fächer. Thüre A (Fig. 1) ließ Räder und Triebwerke, Thüre B (Fig. 2) einen leeren Raum, Schublade G Schachfiguren, C C einen dunklen Hohlraum mit zwei Kästchen L und M erblicken; durch Oeffnung der anderen Thüren D, E und F, wie durch Aufheben der Kleider der Puppe schien der Beweis erbracht, daß kein Mensch im Apparat versteckt sein könne. Natürlich war aber doch ein solcher darin verborgen, auf welche Weise er unentdeckt bleiben konnte, werden wir gleich sehen. Die Schublade G läßt hinten einen Raum O von 14 Zoll Breite, 8 Zoll Höhe und 2 Fuß 11 Zoll Länge (Fig. 9—11) frei, ferner trennen die beiden Vorhänge S (Fig. 8) und R einen leeren Raum ab, der trotz der geöffneten Thüren A und B nicht bemerkt werden kann. Das Kästchen L, dessen Deckel mit der Rückwand Q verbunden ist, läßt sich wie jene leicht beiseite schieben (Fig. 11), M verdeckt eine mit dem Raum O in Verbindung stehende Oeffnung. Das Innere der Figur ist ebenfalls hohl. (Fig. 8, 10, 11). Wenn der in dem Apparat verborgene Mann Vorhang R und Wand Q beiseite schiebt, kann er die Stellung, wie in Fig. 3 und 4, einnehmen; werden die Thüren A und B wieder geschlossen, begibt er sich in die Lage wie in Fig. 5. Während dann unter auffallendem Gerassel das Uhrwerk aufgezogen wird, schlüpft der Versteckte in die Puppe (Fig. 6 und 7), von wo aus er recht wohl das Schachbrett sehen und mit dem in den Aermel eingeschobenen Arm die Figuren erreichen kann.





Dieser höchst sinnreiche Apparat, eine Zeitlang verschollen, tauchte 1820 in England wieder auf, und erregte dasselbe Erstaunen, wie zu Lebzeiten seines Erfinders. Nachdem er abermals vergessen war, brachte 1844 der Franzose Houdin die Schachmaschine wieder zu Ehren (Fig. 8), doch machte er kein Geheimnis aus dem Schwindel und begnügte sich mit der anerkennenden Bewunderung, die der mit außerordentlichem Scharfsinn komponierte Mechanismus überall erntete. 1882 mischte sich bei einer Produktion die Polizei in das Spiel und befreite den armen schmächtigen Burschen, der täglich in dem Kasten ein wenig beneidenswertes Dasein führte, von seinen, doch kaum durch Geld aufzuwiegenden Qualen, worauf der Automat wieder einmal für einige Zeit schlafen gegangen ist, um natürlich über kurz oder lang von neuem zu erscheinen.

Verantwortl. Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Die graue Locke.

Ein Märchen von Georg Ebers.



Es war einmal ein Land, das war das schönste von allen Ländern, und das Schloß des Herzogs, dem es gehörte, lag an einem See, der war so blau, kein Blaufärber hätte ihn blauer färben können.

Einmal, vor langer, langer Zeit war der Ritter Wendelin mit seinem Knappen Jörg an diesen See gekommen und hatte an seinen Ufern nichts gefunden als wüste Heide und nackte Felsen. Aber das Land mußte früher ein anderes Ansehen gehabt haben, denn an manchen Stellen lagen zerbrochene Säulen und marmorne Statuen mit abgebrochenen Nasen und Händen ringsumher. An den Berglehnen gab es noch altes Gemäuer zu sehen, das früher wohl fruchtbare Erde und Weinstöcke getragen haben mochte; aber der Regen hatte längst die Bodenkrume von den Felsen gewaschen, und in den zusammengesunkenen Bauwerken und eingestürzten Kellern hausten jetzt Füchse, Nachtvögel und anderes Getier.

Der Ritter war kein Grübler; aber als er Umschau hielt, dachte er doch: „Was hier wohl vorgegangen sein mag," und der Knappe dachte dasselbe und folgte seinem Herrn. Der führte sein Rößlein an das Ufer des Sees, um es zu tränken, denn es fehlte zwar nicht an Wasserbetten im Lande, aber es gab in ihnen nichts als nackte Steine, grauen, ausgetrockneten Gries und Streusand für so viele Schreiber wie Fische im Meere sind.

„Wenn der See nun salzig wäre, wie das tote Meer im heiligen Lande," sagte der Ritter; und der Knappe entgegnete darauf: „Pfui tausend, das wäre!"

Während jener nun die Hand zum Munde führte, um das Wasser, welches ja leider keinenfalls Wein war, zu kosten, hörte er auf einmal ein wunderliches Tönen. Das klang sehr jammervoll und betrübt, aber doch weich und lieblich. Es schien von einem arg gequälten Weibe zu kommen, und das war dem Ritter gerade recht, denn er war ausgezogen, um Drachen zu töten und andere Abenteuer zu suchen. Er hatte auch schon manches glücklich bestanden, und an Jörgs Sattel hingen die Schwanzspitzen von sieben Lindwürmern, die sein Herr erlegt hatte. Aber eine Frau mit schöner, rührender Stimme in großer Gefahr, das war ein seltener Fund, und dem Ritter auch bisher noch nie in den Weg gekommen. Der Knappe sah ihm das helle Vergnügen aus den Augen leuchten, rieb sich die Stirn und dachte: „Heulen möchte man über den Jammer; aber was so einen Ritter nicht alles freut!"

Das Wasser des Sees war gar nicht salzig, ja absonderlich süß, und als Wendelin die Grotte erreicht hatte, aus der die jammernde Stimme kam, da fand er eine junge Frau, welche viel schöner war als alle Weiber, die er und der grauköpfige Jörg jemals gesehen. Wohl sah sie bleich aus, aber ihre Lippen schimmerten so feucht und rot wie Erdbeerfleisch, ihr Auge war blau wie der Himmel im heiligen Lande, und ihr Haar glänzte so licht wie lauter Sonnenstrahlen. Dem Ritter schlug das Herz bei ihrem Anblick sehr hoch, und er konnte gar nichts sagen, aber er bemerkte doch, daß sie Ketten an Händen und Füßen trug und daß ihr schönes Haar um einen smaragdnen Reifen, welcher von der Decke der Grotte niederhing, gerade so wie ein Tau um den Ring am Anker geschlungen war; sie aber nahm weder seiner noch des Knappen wahr, welcher die Hand über die Augen hielt, um sie besser zu sehen.

Da faßte Herrn Wendelin heißer Ingrimm, denn aus ihren großen Augen rollten viele Thränen auf das Kleid, welches schon so naßgeweint war, als hätte man sie eben aus dem See gezogen.

Als der Ritter auch das noch bemerkte, wurde er noch mitleidiger als er vorher zornig gewesen, und Jörg, ein weichmütiger Mann, mußte laut schluchzen, denn das Weib hatte ein gar zu rührsames Ansehen. So klang denn des Ritters Stimme bewegt genug, als er die Gefangene anrief und ihr sagte, daß er ein Deutscher sei, Wendelin heiße und ausgezogen

sei, um Drachen zu töten und für jeden das Schwert zu ziehen, welcher Unrecht erleide. Er habe schon manchen Strauß bestanden und verlange nichts Besseres als für sie zu kämpfen.

Da hörte sie auf zu weinen, aber sie schüttelte, soweit das gefesselte Haar dies duldete, traurig das Haupt und sagte: „Mein Feind ist zu mächtig. Du bist ein schöner, junger Gesell und gewiß der Liebling einer Mutter zu Hause, und ich will nicht, daß es auch dir ergehe, wie den anderen. Sieh den Nußbaum dort! Die weißen Kürbisse an seinen nackten Aesten, das sind ihre Schädel. Zieh schnell deines Weges, denn der böse Geist, welcher mich gefangen hält und nicht freigeben will, bis ich ihm gelobt habe, sein Weib zu werden, wird bald hierher kommen. Er heißt Misdral und ist sehr stark und mächtig. Er wohnt in dem wüsten Felsenlande drüben am nördlichen Ufer des Sees. Habe Dank für deinen guten Willen und ziehe weiter."

Aber der Ritter folgte diesem Rat mitnichten, sondern trat ohne viele Worte zu machen auf die schöne Frau zu und erfaßte ihr Haar, um es von dem Ringe zu lösen. Aber wie er den Smaragd berührte, züngelten ihm zwei Schlangen aus demselben entgegen.

„So," sagte Herr Wendelin, schlug die eine Hand mit einem wuchtigen Griff um die Hälse und die andere um die Schwänze der Vipern, riß sie auseinander und schleuderte sie auf die Klippen am See.

Als die Gefangene das sah, atmete sie auf und sprach: „Nun glaube ich, daß es dir gelingt, mich zu befreien. Zieh mir den Ring von der Hand!"

Der Ritter gehorchte, und als er die Finger der Frau, welche dünne und spitz waren, berührte, wurde ihm sehr wohl und warm ums Herz, und er würde sie gern geküßt haben; aber er streifte ihr nur den Ring ab, und wie er es dann versuchte, ihn an die Spitze seines kleinen Fingers zu zwängen, sagte das Weib: „Wenn du ihn drehst, so wird er dich in einen Edelfalken verwandeln. Denn wisse ... Aber wehe uns. — Wo das Wasser dort aufschnaubt, kommt er geschwommen."

Kaum hatte sie ausgesprochen, da tauchte aus dem See ein gräßliches Ungetüm empor. Das sah aus, als bestünde es ganz aus morschem, grauem Bimsstein. Zwei Kröten schauten ihm aus den Augenhöhlen, statt des Haares floß ihm brauner Seetang in wüstem Gewirr triefend über Nacken und Stirn, und statt der Zähne trug es lange eiserne Nägel im Maule, die einander über den Lippen kreuzten.

„Ein schöner Freier," dachte der Knappe. „Wenn der steinerne Bursche kein weiches Stellchen am Leibe hat, so komme ich sicher um meinen Dienst."

Der Ritter hatte ähnliche Gedanken und ging darum dem bösen Geiste nicht mit dem Schwerte zu Leibe, sondern hob ein mächtiges Stück Porphyr vom Boden und schleuderte es dem Riesen gerad' an die Stirn. Da nieste dieser und fuhr sich mit der Hand über die Augen, als hätte er einer Fliege zu wehren. Dann schaute er sich um, und als er den Ritter bemerkte, wieherte er laut und verwandelte sich in einen feuerschnaubenden Drachen. Das freute Herrn Wendelin, denn mit solchem Gewürm zu kämpfen war ihm eine liebe Gewohnheit, und schon hatte sein gutes Schwert in die Weiche des Ungetüms eine blutende Wunde gestoßen, als sich sein Gegner plötzlich von der Erde erhob und in Gestalt eines Greifen auf ihn eindrang. Nun wurde die Gegenwehr schwer; aber Wendelin fürchtete sich nicht und wußte Arm und Schwert zu brauchen, auch als ihn der böse Geist in vielen anderen, wechselnden Gestalten bedrängte. Zuletzt merkte der Ritter dennoch, daß die Kraft ihm erlahme. Das Gewicht des Schwertes schien sich zu verhundertfachen und ein Centner an jedem seiner Glieder zu hängen. Seinem Knappen ward es schwül ums Herz, und er hielt es für geraten, abseits zu reiten, denn das Ding konnte diesmal schlecht enden. Dem Ritter wankten bereits die Kniee, und als der Riese, welcher die Gestalt eines Einhorns angenommen hatte, an seinen Schild rannte, sank er zu Boden.

Da schrumpfte das Untier plötzlich zusammen und schoß als schwarze, hurtige Ratte auf ihn zu.

Nun schwanden ihm die Sinne; aber aus der Grotte, in der das gefangene Weib sich befand, hörte er rufen: „Der Ring, gedenke des Ringes!"

Da glückte es ihm, dem goldenen Reifen an seinem kleinen Finger einen leisen Stoß mit dem Daumen zu geben, und alsbald fühlte er sich so leicht und frei wie nie zuvor, und es war ihm, als verhärte sich sein ermattetes Herz zu einer Springfeder von geschmeidigem Stahl. Dabei ward ihm gar froh und übermütig zu Mute, und es überkam ihn eine so tolle Rauflust, als sei er wieder vierzehn Jahr alt geworden. Ein wunderlicher Drang trieb ihn hoch in die Luft, und er folgte ihm und regte, als habe er dergleichen zeitlebens benutzt, zwei bunte Flügel, welche ihm plötzlich gewachsen waren. Schon rieb sich sein gefiederter Rücken an einer Wolke, und doch sah er alles, was tief unter ihm auf der Erde vorging, so deutlich wie nie zuvor. Auch das Kleinste zeigte sich seinen verschärften Augen sonnenklar

und wie in einem besonders hellen und glatten Spiegel. So sah er auch jedes Härchen an der Ratte da unten, und wieder trieb ihn ein Drang, dem er ohne zu denken oder zu wägen folgen mußte, niederzuschießen und den Langschwanz mit Fängen und Schnabel anzufallen. — Wendelin hatte sich in einen Edelfalken verwandelt, und die Ratte wehrte sich vergebens gegen seinen kräftigen Angriff.

Die gefangene Frau war dem allem erst ängstlich und dann freudevoll gefolgt; wie aber der Falke die Ratte festhielt und ihr Wunde auf Wunde schlug, rief sie den Knappen herbei und befahl ihm, sie von ihren Fesseln zu befreien. Diese Arbeit fiel dem Jörg nicht sauer, ja sie behagte ihm so wohl, daß er sich gar nicht beeilte.

Als die Frau endlich los und ledig der Fesseln dastand, reckte und streckte sie sich und dabei ward sie immer schöner und herrlicher. Dann ergriff sie den smaragdnen Ring, um den das Goldhaar geschlungen gewesen war, schwang ihn hoch in die Luft und rief: „Falke, werde was du gewesen! Misdral, höre dein Urteil!"

Da empfing Wendelin sogleich seine ritterliche Gestalt zurück, und sie kam ihm recht schwer vor, nachdem er einmal ein Falke gewesen; die Ratte aber dehnte sich und schwoll an und wurde wieder zu einem Riesen von Bimsstein; doch der Unhold ging nicht mehr aufrecht, sondern wälzte sich winselnd und heulend wie ein geschlagener Hund vor den Füßen der schönen Frau. Da sagte diese: „Nun habe ich den Smaragd, in dem deine Macht über mich schlummert. Ich kann dich vernichten, aber ich heiße Klementine, und so will ich dir Gnade widerfahren lassen. Aber ich banne dich in deine Felsen. Da sollst du bleiben bis zur letzten Stunde des letzten Tages. Papaluka, Paparuka, — Smaragd, thu das Deine!"

Da wurde der Riese von Bimsstein so glühend wie schmelzendes Eisen. Nur einmal erhob er noch die geballte Faust, um Wendelin damit zu bedrohen, dann stürzte er sich in den See, und zischend und dampfend schlug das Wasser über ihm zusammen.

Nun stand der Ritter der Frau allein gegenüber, und als sie ihn fragte, welchen Dank er von ihr begehre, da wußte er nichts zu bitten, als daß sie sein Weib werden und ihm in seine Heimat nach Deutschland folgen möge; sie aber errötete und sagte traurig: „Ich kann dies Land nicht verlassen; auch darf ich keines Sterblichen Weib sein. Aber ich weiß, wie man Helden belohnt, und so biete ich dir meine Lippen zum Kusse."

Da kniete er vor ihr nieder, und sie nahm sein Haupt zwischen die schlanken Hände und vermählte ihren Mund mit dem seinen.

Als das der Knappe Jörg sah, seufzte er still vor sich hin und dachte: „Warum ist mein Vater bloß ein Müller gewesen? Was so einem Ritter doch alles vergönnt ist. Mit dem Kusse wird es hoffentlich nicht gethan sein; wenn sie keine knauserige Fee ist, gibt es vielleicht ein Tischlein-decke-dich als Aufgeld."

Aber Klementine gewährte dem Erretter reicheren Lohn, denn als sie bemerkte, daß in Wendelins braunem Haar an der linken Schläfe während des Kampfes mit dem bösen Geiste eine Locke ergraut war, sprach sie: „Dies Land soll dir fortan gehören, und weil dir eine Locke im wackeren Streit gegen das Unrecht gries und grau geworden ist, sollst du von nun an Herzog Griso heißen. Jeder Fürst wird dir, wenn er von dem Reiche hört, das ich dir schenke, seine Tochter zum Weibe geben, und wenn das Haus, dessen Ahnherr du sein sollst, mit Nachkommen gesegnet wird, will ich bei jedem Erstgebornen Patenstelle vertreten. Alle Söhne deines Hauses, die ersten wie die letzten, soll die graue Locke zieren, mögen sie schwarz oder braun oder blond sein. Die Locke leistet deinen Nachkommen Bürgschaft, daß viele Gaben des Glückes sie erwarten. Aber meine Macht ist begrenzt, und wenn höhere Gewalten mich einmal hindern, einem deiner Enkel Fortunas Gunst zuzuwenden, dann wird die Locke ihm fehlen, und es wird von ihm allein abhängen, wie sich sein Leben gestaltet. Und nun noch eins: Gib mir den Ring zurück und nimm dafür diesen Spiegel, welcher dir und den Deinen das, was ihr lieb habt, zeigen wird, auch wenn es in weiter Ferne verweilt."

„So wird es mir immerdar vergönnt sein, dich holde Frau vor meine Augen zu zaubern," rief der Ritter.

Da lächelte die Fee und sagte: „Nein, Herr Griso; der Spiegel zeigt dir nur sterbliche Wesen, und ich weiß ein Weib für dich, das du lieber anschauen sollst als jedes Spiegelbild, und wär' es auch das einer Fee. Habe Dank! Du bist Herzog, und nun empfange dein Reich!"

Damit verschwand sie, und alsbald zog ein leises Sausen und Klingen durch die Luft, und der Boden der Einöde bekleidete sich mit frischem Grün, die trockenen Flußbetten füllten sich mit klarem, rieselndem Wasser, und an ihrem Rande erwuchsen Wälder und schattige Haine. Das zerfallene Terrassengemäuer an den Berglehnen festigte sich und wuchs auf und bedeckte sich mit Erde, welche Weinstöcke und Fruchtbäume trug. Dörfer und Städte hoben sich und traten aus dem Lande hervor. Köstliche Gärten, voller Oliven-, Orangen-, Citronen-, Feigen- und

Granatbäume schmückten sich mit dunklen oder goldenen Früchten und tausendkernigen Aepfeln. In der Nähe der Grotte, in welcher die Fee gefangen gewesen, erwuchs ein Park von unvergleichlicher Schönheit, und in demselben begannen Quellen zu rieseln, Springbrunnen hoch aufzurauschen und an goldenem Netzwerk wand sich schattiges Schlinggewächs schnell empor.

Die gefallenen Säulen richteten sich auf, den zerstörten Marmorbildern wuchsen neue Nasen und Hände, und im Hintergrunde dieser Herrlichkeit erblickte der junge Herzog plötzlich, erst wie ein Nebelbild, dann mit fest umrissenen Formen ein fürstliches Schloß mit Altanen, Söllern und Säulenhallen, und mit Statuen von Erz und Marmor am Saume des breiten, flachen Daches.

Der Knappe Jörg sperrte den Mund weit auf, und als er den Palast mit seinem Herrn betrat, dampfte ihm aus der Küche lieblicher Bratengeruch entgegen, und weil sein Hunger noch größer war als seine Neugier, befahl er dem willigen Koch für seines Leibes Wohlfahrt zu sorgen.

Ritter Wendelin schritt durch die Gänge und Zimmer, die Säle und Hallen. Dort wimmelte es überall von Dienern, Leibwächtern und Heiducken, aus den Ställen klang das Gestampf von harten Rosseshufen und das Klirren der Halfterketten, die sich an vollen Krippen rieben. Trompeterchöre bliesen schmetternde Fanfaren, und das versammelte Volk im Vorhofe rief tausendstimmig wieder und immer wieder: „Unser erlauchter Herzog von Griso, Wendelin I., soll leben."

Der Ritter winkte den guten Leuten herablassend zu, und als der Kanzler sich tief vor ihm verneigte und in einer wohlgesetzten Rede des edlen Herzogs hohe Verdienste um das Reich pries, von denen Wendelin selbst gar nichts wußte, hörte er ihm doch ganz ernsthaft zu. — Er hatte so viele Abenteuer erlebt, daß ihm das ruhige Sitzen auf dem Throne recht wohl behagte. Er gab sich auch Mühe, sich des Amtes, welches er der Fee verdankte, würdig zu zeigen, und als er das Herrschen vom Abc an gründlich erlernt hatte, zog er nach Deutschland. Dort freite er sein Bäschen Walpurga, und führte sie in seinen Palast, und herrschte mit ihr viele Jahre über sein schönes Herzogtum. Die fünf Söhne, welche sein Weib ihm schenkte, kamen alle mit der grauen Locke zur Welt und wurden wackere Männer, welche dem Vater Heerfolge leisteten, brüderlich zusammenhielten und auf manchem Kriegszuge die Grenzen des Landes erweiterten.

So verging eine lange Zeit und ein Nachkomme des tapferen Wendelin folgte dem anderen auf den Thron. Der Erstgeborene wurde immer mit dem Namen des Ahnherrn genannt, und am Tauftage jeden Sohnes des Hauses erschien die Fee Klementine. Keiner sah sie, aber ein leises Klingen, welches durch das Schloß zog, verriet ihre Nähe, und wenn es nachließ, hatte sich das weiße Haar an der Schläfe des Neugeborenen zu einer Locke gekrümmt.

Als fünfhundert Jahre um waren, wurde Wendelin XV. zu Grabe getragen. Mit einer stattlicheren grauen Locke, wie er, war noch kein Griso zur Welt gekommen, und doch hatte er jung die Augen geschlossen. Die Weisen des Landes sagten, es komme auch auf die besonders begünstigten Menschen nur ein gewisses Maß von Wohlsein und Glück, und dies habe sich bei Wendelin XV. in dreißig Jahre zusammengedrängt. Allerdings war diesem Herzog von Kindheit an alles zum Besten geraten. Schon als Kronprinz hatte man das Größte von ihm erwartet, und dennoch war er ein vorzüglicher Herrscher geworden. Jedermann hatte ihn geliebt, das Heer war unter seiner Führung von Sieg zu Sieg geeilt, eine reiche Ernte hatte, so lange er das Zepter führte, die andere abgelöst, und die schönste und tugendhafteste Fürstentochter war sein Weib gewesen.

In einer heißen Schlacht hatte er, während ihn das Siegesgeschrei der Seinen umbrauste, den Tod gefunden. Was eines Menschen Herz nur immer begehren mag, war ihm zu teil geworden; nur das Glück, einen Nachkommen sein eigen zu nennen, hatte er nicht zu kosten bekommen; aber er war doch mit der Hoffnung auf einen Erben dahingegangen.

Jetzt wehten schwarze Fahnen von den Zinnen des Schlosses, die Säulen an der luftigen Vorhalle waren mit Flor umwickelt, die goldenen Kutschen schwarz lackiert und die Mähnen und Schweife der herzoglichen Rosse mit dunklen Bändern durchflochten worden. Der Jägermeister hatte die bunten Vögel im Tiergarten dunkel färben lassen, und die fröhlichen Spielleute im Lande sangen nichts als traurige Lieder in dumpfem Moll. Jeder Unterthan legte ein Zeichen der Trauer an. Selbst die Säuglinge lagen in Steckkissen mit schwarzen Bändern. Aber auch in den Herzen sah es traurig aus, und am betrübtesten in dem der jungen, verwitweten Herzogin. Die hatte auch alle leuchtenden Farben abgethan und ging in tiefem, tiefem Schwarz, aber ihre schönen sanften Augen waren ganz gegen die Kleiderordnung des Hofes feuerrot geworden von lauter Weinen.

Am liebsten würde sie dem Verstorbenen ins Grab gefolgt sein, doch eine süße, mächtige Hoffnung und die Aussicht auf beseligende

Pflichten hielt sie im Leben zurück und warf milde Sonnenstrahlen in die Zukunft, welche ihr noch schwärzer vorkommen wollte, als die Trauergewänder der Höflinge, die sie umgaben.

So vergingen fünf lange Monate und am ersten Tage des sechsten erhob sich Kanonendonner auf der Burg der Residenzstadt. Ein Schuß nach dem anderen erschütterte die Luft, aber die Bürger wurden nicht von den Geschützen geweckt, denn sie hatten ohnehin kein Auge geschlossen. Die Aeltesten wußten sich keiner Nacht wie der vergangenen zu erinnern. Von der Felsenlandschaft am nördlichen Ufer des Sees her, wo der böse Geist Misdral hauste, war ein furchtbares Unwetter heraufgezogen und hatte sich über der Stadt und dem herzoglichen Palast entladen. Es war ein Krachen, Rollen, Pfeifen und Brausen gewesen, als sei der jüngste Tag angebrochen. Die Blitze hatten nicht wie sonst das Dunkel mit dünnen, zackigen Lichtschneiden zersägt, sondern waren als feurige Kugeln zur Erde gefallen, und doch hatte keiner gezündet. Die Turmwächter erzählten, über das dunkle Gewölk sei wie ein Strom von Milch, der sich über schwarze Wolle ergießt, eine silberweiße Masse geflossen, und aus der Höhe habe man mitten unter dem Prasseln und Rollen des Donners lieblichen Saitenklang vernommen. Den hatten auch viele Bürger gehört, und der Hofinstrumentenmacher versicherte, es habe geklungen, als sei eins seiner Klaviere — wenn auch nicht von den allerbesten — zwischen Himmel und Erde gespielt worden.

Sobald die Kanonen auf der Burg zu donnern begannen, traten die Leute auf die Straße, und die Gassenkehrer, welche die Ziegel und Schieferstücke, die der Sturm von den Dächern gerissen, zusammenfegten, ließen die Besen ruhen und lauschten. Der Konstabler verbrauchte heute viel Pulver, und den Männern und Weibern, welche die Schüsse zählten, die er abfeuerte, wurde die Zeit lang, denn das Krachen nahm gar kein Ende. Sechzig Schüsse bedeuteten eine Prinzessin, hundertundeiner einen Prinzen. Als der einundsechzigste fiel, jubelte man auf, denn nun wußte man, daß die Herzogin einen Sohn geboren, — als aber dem hundertunderſten ein hundertundzweiter folgte, meinte ein verschmitzter Advokat, es könnten wohl zwei Prinzessinnen sein, beim hundertundzweiundsechzigsten riet man auf ein Mädchen und einen Knaben, beim hundertundachtzigsten rief der Schulmeister, dem sein Weib sieben Töchter geschenkt hatte: „Möglicherweise ein Drilling feminini generis!“ Aber diese Vermutung ward schon durch den hundertundeinundachtzigsten Schuß beseitigt, und als das Donnern beim zweihundertundzweiten aufhörte, wußte man, daß die geliebte Landesmutter von einem Knabenpärchen genesen sei.

Die Residenz schwamm in Freude. Statt der Trauerfahnen wurden Flaggen mit den bunten Landesfarben aufgehißt, an den Schaufenstern der Schnittwarenhändler gab es wieder rote, blaue und gelbe Stoffe zu sehen, und die Höflinge strichen die Falten von der Stirn und übten sich wieder im Lächeln.

Jedermann war herzensfroh, nur der Astrolog, die alten Weiber und einige Gelehrte machten bedenkliche Gesichter, denn die in solcher Nacht geborenen Kinder waren zweifellos unter recht üblen Zeichen zur Welt gekommen. Auch im herzoglichen Schlosse war die Freude nicht ungetrübt, und gerade die treuesten Diener des Hauses schienen besorgt und steckten beunruhigt die Köpfe zusammen.

Beide Knaben waren gesund und wohlgebildet, aber bei dem zweitgebornen fehlte der graue Haarstreif, welcher bisher jedem neugeborenen Griso zu eigen gewesen.

Der Hausmeister Pepe, ein direkter Nachkomme des Knappen Jörg, der die Geschichte des Ahnherrn der herzoglichen Familie aufs beste kannte, denn sein Großvater hatte sie ihm erzählt, wie dieser sie von seinen Vorfahren und diese von den ihren vernommen, war so niedergeschlagen, als sei ihm ein großes Unglück begegnet, und als er am Abend mit dem Kellermeister, dem Silberbewahrer und Tafeldecker beim Weine saß, hielt er mit seinen Befürchtungen nicht zurück, und wie bei ihm, so stand auch bald bei seinen Genossen die Ueberzeugung fest, das Unheil habe an die Pforte des glücklichen Hauses der Griso gepocht.

Dem zweiten Knaben war ein schweres Schicksal beschieden. Das glaubte nicht nur das Gesinde, sondern bald auch der ganze Hofstaat, denn des Astrologen übles Horoskop ward bekannt, die Weisen des Landes stimmten dem Sternseher bei, und bald erwies es sich, daß selbst die Fee Klementine gegen das dem zweiten Prinzen drohende Unheil nichts ausrichten könne; denn am Tauftage ließ sich weder das sanfte Tönen, noch der süße Wohlgeruch wahrnehmen, welcher sonst ihre Nähe verkündet hatte, aber sie war doch wohl dem herzoglichen Hause nicht ganz fern geblieben, das weiße Haar des erstgeborenen Prinzen hatte sich zur Locke gekrümmt; das des zweiten war freilich braun geblieben und man konnte darin auch mit dem Vergrößerungsglase kein weißes Fädchen entdecken. Dies erfüllte das Herz der jungen Mutter mit großer Besorgnis, und als sie die alte Nonna, welche schon ihres verstorbenen Gatten Wächterin gewesen, zu sich heranrief, um sie zu fragen, wie es bei der

Taufe ihres Gatten gewesen, brach diese in lautes Schluchzen aus und verriet der Herzogin endlich auch alles, was der Astrolog und die Weisen dem zweiten Knaben vorausgesagt hatten. Ein Griso, der ohne graue Locke durch die Welt gehen sollte; es war unerhört, war gräßlich, und so nannte die Alte das arme kleine Wesen auch ein Mal über das andere ein „Unglückskind“ und „ein beklagenswertes liebes Prinzchen.“

Da erinnerte sich die Mutter ihres letzten Traumes, in dem sie gesehen hatte, wie ein Drache ihren jüngeren Knaben anfiel, und eine große Bangigkeit um ihn erfüllte nun ihr Herz, und sie ließ sich ihn reichen, und als er ganz nackt vor ihr lag, betastete sie mit den schwachen Händen seinen kleinen runden Kopf, seinen geraden Rücken und seine zierlichen Beinchen. Ach, wie ihr das wohlthat! Es war ein tadellos gewachsenes Kind, ihr Kind, ihr Eigen, und es fehlte ihm nichts als die graue Locke. Sie konnte sich nicht müde an ihm sehen, und endlich neigte sie sich zu ihm nieder und sagte leise: „Du liebes kleines Herzblatt, du bist gerade so gut und echt wie dein Bruder. Der wird ein Herzog, und dies Glück ist nicht gar groß, und wir wollen's ihm gönnen. Die Unterthanen machen ihm später schon Sorgen genug. Für sie wird er ein großer Mann werden müssen, und die Amme gibt ihm wohl kräftigere Nahrung als ich schwaches Weib. Aber dich, armes, herziges Unglückswürmchen, dich nähre ich selbst mit der eigenen Brust, und wenn es dir im Leben nicht wohl geht, an mir soll's nicht liegen.“

Als dann der älteste Priester kam, um sie zu fragen, welchen Namen sie für den zweiten Knaben ausgesucht habe, — denn daß der erstgeborene Wendelin XVI. heißen müsse, das verstand sich von selbst, — erinnerte sie sich wieder an ihren Traum und sagte schnell: „Georg, denn der hat den Drachen getötet.“

Da schaute der Greis sie verständnisvoll an und sagte ernst: „Das ist ein guter Name für ihn.“

Die Zeit verging, und beide Prinzen gediehen prächtig. Georg ward von der eigenen Mutter, Wendelin von der Amme genährt. Darauf lernten sie erst lallen, dann laufen, dann reden, denn das machen die Söhne eines Herzogs mit grauer Locke geradeso wie alle anderen Buben. Und doch ist kein Kind wie das andere; und wenn ein Ausbund von einem Schulmeister ein vollkommenes Werk über die Erziehung schreiben wollte, so müßten darin so viele Kapitel stehen, als es Knaben und Mädchen auf Erden gibt, und es würde darum nicht zu den dünnsten Büchern gehören.

Was nun die beiden herzoglichen Zwillinge anging, so waren sie vom ersten Tage an sehr verschieden geartet. Wendelins Haar war schlicht und würde ohne die graue Locke, welche wie ein silbernes Fragezeichen an der linken Schläfe hing, vollkommen schwarz gewesen sein; Georg hatte dagegen einen hellbraunen Krauskopf. An Wuchs blieben sie einander gleich bis zum siebenten Jahre, dann aber begann der jüngere Knabe sich länger zu strecken, als sein Bruder. Sie liebten einander sehr, aber das Spiel, welches dem einen gefiel, behagte dem anderen nur selten, und es konnte scheinen, als wären ihre Augen nach verschiedenen Rezepten gemacht, denn Georg sah mit den seinen vieles weiß, was sein Bruder schwarz sah.

Beide wurden sorglich gehütet und durften niemals allein sein. Dem Erstgeborenen war das auch ganz recht, denn er lag gern still und ließ sich Kühlung zufächeln und die Fliegen abwedeln. Dabei mußte man ihm Märchen vorlesen, denn die gefielen ihm, bis er dabei einnickte. Es war erstaunlich, wie lange und tief er schlafen konnte. Die Höflinge sagten, er kräftige sich jetzt schon für die Anstrengungen der Regierungszeit.

Bevor er ordentlich sprechen konnte, verstand er es schon ausgezeichnet, sich bedienen zu lassen, und was andere für ihn thun konnten, dafür rührte er selbst keinen Finger. Dabei war sein stilles Gesicht mit den großen, müden Augen schön über die Maßen, und die eigene Mutter sah ihn oft scheu und ehrerbietig an, wie ein Wunder. Um ihn brauchte sie sich niemals zu sorgen, denn im ganzen Lande gab es kein Kind, das braver und folgsamer gewesen wäre.

Mit dem Unglückskinde, dem Georg, sah es dagegen ganz anders aus. Ihn mußte man bewachen und hüten, denn es steckte ihm gar böser Uebermut im Blute, und er that alles, um das Unheil, welches ihm drohte, heraufzubeschwören. Wo es nur anging, entzog er sich den Dienern und Wärtern. Er ersann waghalsige Spiele und verleitete die Buben der Schloßbeamten und Gärtner, das mitzumachen, was er sich ausgedacht hatte.

Bauen und immer bauen war sein schönstes Vergnügen.

Bald errichtete er Häuser aus rohen Steinen, bald grub er tiefe Höhlen mit Kammern und Sälen in den Sand. Dabei rührte er die Hände fleißiger als seine armen Spielkameraden, und wenn er beschmutzt und mit triefender Stirn in das Schloß zurückkehrte, schüttelten die Höflinge bedenklich den Kopf und sahen befriedigt auf Wendelin, welcher als echtes Herzogskind sich die schneeweißen Hände niemals beschmutzte.

Georg war von gemeinerem Schlage, als

sein hoher Bruder, das war sonnenklar. Wenn dieser über Hitze klagte, sprang Georg in den See, wenn Wendelin fror, pries jener die frische, schneidige Luft. Für ihn hätte die Herzogin gern hundert Augen gehabt, und sie schalt und tadelte ihn oft, während ihr anderer Sohn nichts von ihr zu hören bekam, als gütige Worte. Aber Georg flog ihr oft ganz unprinzlich stürmisch an die Brust, und dann küßte und herzte sie ihn und ließ ihn nicht aus den Armen; wenn sie sich dagegen zärtlich gegen ihren Erstgeborenen erwies, so drückte sie ihm nur die Lippen auf die Stirn oder streichelte ihm das Haar. Georg war gar nicht so schön wie sein Bruder, und hatte nur ein derbes, frisches Bubengesicht, aber seine Augen waren besonders tief und treu, und seine Mutter fand alles darin wieder, was ihr selbst das Herz bewegte.

Beide waren so glücklich, wie jedes Kind, das im Sonnenscheine der Mutterliebe aufwächst; aber die Herren und Frauen am Hofe und die Palastbeamten hatten doch längst bemerkt, daß das Unglück schon jetzt mit dem jüngeren Prinzen sein Spiel trieb. Wie häufig zog er sich die Ungnade der gütigen Frau Herzogin zu, und die Unfälle, welche schon den elfjährigen Knaben betroffen hatten, waren gar nicht zu zählen. Beim Baden hatte er sich zu weit in den See hinausgewagt und wäre beinahe ertrunken; in der Reitbahn war er von einem wilden Pferde über die Schranken geschleudert worden, und der Leibchirurgus wurde wegen blutender Löcher im Kopfe und gequetschter Gliedmaßen am Leibe des zweiten Prinzen, so oft wie der Mond wechselt, aus der Ruhe gestört.

Wenn auch keiner dem wilden Knaben gram war, außer dem Hofmarschall und dem Ceremonienmeister, so beklagte doch jedermann das Unglückskind, und wie scharf das Schicksal den armen Georg verfolgte, das wurde recht deutlich kund, als einmal das steinerne Haus, welches er mit anderen Buben errichtet hatte, über ihm zusammenstürzte. Man zog ihn besinnungslos unter den Quadern und Blöcken hervor, und der Hausmeister, welcher auf das Geschrei der Kameraden Georgs herbeigeeilt war, legte ihn in der Prinzenstube aufs Bett und pflegte ihn, während der Arzt gerufen wurde.

Die Wärterin Nonna leistete dem Hausmeister Beistand, und die beiden treuen Menschen schütteten sich dabei gegenseitig das Herz aus. Sie erinnerten einander an die bösen Vorzeichen, welche die Geburt dieses Prinzen begleitet hatten, und Pepe sprach die Befürchtung aus, daß das Unglückskind nicht wieder aufkommen werde.

„Leider, leider," sagte er, „wird es am Ende auch für das liebe Herzogsblut am besten sein, wenn ihn der Himmel jetzt schon zu sich nimmt, denn ein früher Tod ist immer noch besser als ein langes Leben in lauter Unglück und Elend."

Der Knabe hatte dies alles Wort für Wort verstanden, denn er konnte zwar noch kein Glied rühren und mußte auch die Augen geschlossen halten, aber sein Gehör und Verstand waren völlig wach geblieben.

Die alte Nonna hatte bei der Rede des wackeren Pepe viel Thränen vergossen, und dieser versuchte noch, ihr Mut zuzusprechen, als Georg sich plötzlich aufrichtete, die Augen mit dem Rücken der Hände rieb und sich reckte und streckte. Ja, plötzlich sprang er, munter wie eine Bachstelze, aus dem Bett und auf die Füße.

Die beiden Alten schrieen laut auf vor Erstaunen und lachten dann noch lauter vor Freude, aber der Leibchirurgus, welcher gerade ins Zimmer trat, machte ein bitterböses und enttäuschtes Gesicht, denn die schöne Aussicht, einem Herzogskinde das Leben zu retten, wurde ihm hier vor den leiblichen Augen zu Wasser.

Die Herzogin war während dieses üblen Vorfalles abwesend gewesen. Als sie heimkehrte, zwang sie sich erst zu scheltenden Worten, dann aber ließ sie ihrer mütterlichen Empfindung freien Lauf, und als Georg ihr die Hände um den Hals schlang, und sie fragte, ob es denn wahr sei, daß er lauter Unglück haben werde, solange er lebe, hätte sie gern laut aufgeschluchzt, aber sie hielt die Thränen gewaltsam zurück und nannte Pepe und Nonna alte Einfaltspinsel und die Vorzeichen, von denen sie geredet, thörichtes Zeug. Dann lief sie schnell aus dem Zimmer, und es war Georg, als höre er sie draußen weinen. Er hatte es ihrem Leugnen angehört, daß sie ihn nur beruhigen wollte, und von Stund an hielt er sich selbst für ein Unglückskind. Das war freilich übel, aber es war doch auch gut, denn er erwartete jeden Morgen einen schlimmen Tag, aber wenn er am Abend nichts als Lust und Freude erfahren hatte, ging er dankbar für das Gute, was er genossen, und das ihm doch eigentlich gar nicht zukam, ins Bett. Von jener Zeit an ließ ihn die Mutter strenger als bisher überwachen, ging ihm selbst nach, wie eine Henne, die Entlein ausgebrütet hat, und verbot ihm, mit Steinen zu bauen.

Die edle Frau wurde gerade jetzt auch von anderen Sorgen bedrängt, denn der Nachbar, ein König, welcher von ihrem Gatten und seinem Vater in manchem Kriege besiegt worden war, hielt es nun, da das Land der Griso nur von einer Frau und ihrem Statthalter regiert

ward, an der Zeit, in das Herzogtum einzufallen und die Provinzen, welche er an dasselbe verloren, zurück zu erobern. Der Marschall Moustache stand mit dem Heere im Felde, und sehr bald mußte eine Schlacht geschlagen werden, welche wie alle Schlachten entweder mit einem Siege oder einer Niederlage enden konnte.

Eines Tages erschien ein Bote aus dem Lager und brachte einen Brief des tapfern Moustache, welcher um mehr Truppen bat, da das Heer des Feindes dem seinen sehr überlegen sei. Da berief der Statthalter den großen Rat, bei dem die Frau Herzogin nicht fehlen durfte. So schloß sie sich denn mit den Würdenträgern des Reiches in dem großen Sitzungssaale ein und ließ zum erstenmal seit langen Wochen Georg aus den Augen.

Das bemerkte der wilde Bursch mit Vergnügen, und weil der See heute besonders bewegt war, schlich er sich, während sein Bruder wegen des schlechten Wetters im Hause verweilte, an das Ufer, sprang mit dem Sohne des Obergondeliers in ein Boot und trieb es mit starken Ruderschlägen keck durch die Wellen. Die blonden Locken des Knaben flatterten im Winde, und wenn eine Woge den Nachen recht hoch warf, jubelte er laut auf vor Vergnügen. Er durfte nur mit besonderer Erlaubnis und auf einem wohlbemannten sicheren Fahrzeuge auf den See, und auch dies hatte sich stets im Bereiche der südlichen Hälfte desselben zu halten. Das war denn immer ein mäßiges Vergnügen gewesen; aber so ganz frei und als sein eigener Herr gegen den Sturm und Wogenschwall anzukämpfen, das war eine Lust ohnegleichen. Anfänglich pochte ihm zwar das Herz ein wenig, weil er sich bewußt war, Untersagtes zu treiben, aber gerade weil diese Fahrt verboten war, gewann sie besonderen Reiz, und er beschloß sie ganz auszugenießen, denn um den Verweis kam er doch nicht.

Die nördliche Hälfte des Sees hatte er noch niemals besucht, und gerade dort war es immer so unheimlich dunkel, und da, das hatte ihm die Nonna erzählt, sollten Geister hausen und einen gebannten, gräßlichen Riesen von Bimsstein bewachen. Vielleicht bekam er den schauerlichen Spuk zu sehen, wenn es ihm bis zum anderen Ufer vorzudringen gelang. Das war eine köstliche Aussicht! Und so wandte er den Kiel des Nachens nach Mitternacht, befahl seinem Gefährten, die Ruder wacker zu rühren und that das Gleiche.

Als sie weiter nach Norden kamen, begannen die Wogen sehr hoch zu gehen; ein Sturm erhob sich und schnitt ihm in das feuchte Gesicht, aber je toller der See sich gebärdete, desto froher und freier ward ihm zu Sinne.

Sein Gefährte begann sich zu fürchten und drängte zur Rückkehr, er aber machte sein Prinzenrecht geltend und gebot ihm heftig, zu gehorchen, wenn er befehle.

Da wurde es plötzlich dunkel um ihn her, und als habe ein gewaltiges Flußpferd sich unter den Nachen geschlichen und ihn mit dem Rücken in die Luft geschnellt, flog er hoch in die Höhe. Nun fühlte Georg wie ihn ein wirbelnder Strudel erfaßte und ihn in raschen Kreisen niederzwang in die Tiefe. — Der Atem und das Bewußtsein verging ihm, und als er wieder zu sich kam, befand er sich in einer verschlossenen Höhle unter lauter wunderlichen Gebilden von triefendem Tropfstein. Durch das Gewölbe ihm zu Häupten ertönte ein lautes, grunzendes Lachen und eine Stimme, welche klang wie das Gebell eines heiseren Hundes, rief ein Mal über das andere: „Da haben wir das Herzogsbalg, da hätt' ich den Griso."

Nun erinnerte Georg sich wieder an alles, was er von Pepe und Frau Nonna erst zufällig gehört und dann heimlich herausgefragt hatte. Er war in die Hände des bösen Geistes Misdral gefallen, und nun sollte das echte und rechte Unglück, welches ihn von Kind auf bedroht hatte, wirklich beginnen. Ihn fror und hungerte sehr, und als er an den schönen Garten zu Hause und den gedeckten Tisch im väterlichen Schlosse, an dem man so behaglich auf hochlehnigen Stühlen zugreifen konnte und die wohlgenährten Aufwärter dachte, ward ihm ganz flau zu Mute.

Dann fiel ihm ein, wie großen Kummer sein Ausbleiben seiner Mutter verursachen werde. Er sah sie vor seinem inneren Auge mit aufgelöstem Haar weinend durch den Garten schweifen, ihn suchen und immer wieder suchen.

Als er noch kleiner gewesen, hatte sie ihn oft in ihr Bett genommen und Rotkäppchen mit ihm gespielt. Daran mußte er nun denken, und wie sie in der nächsten Nacht und vielen anderen Nächten mit feuchten Augen und ruhelos auf den seidenen Kissen liegen werde. Da wurde ihm ganz weinerlich zu Mute, dann aber ward er zornig und stampfte vor lauter Unwillen gegen sich selbst mit dem Fuße.

Er zählte erst dreizehn Jahre, und doch war ihm als einem echten Griso alles Bangen und Grauen so fremd wie seinem Ahnherrn Wendelin I.; ja als er die Stimme des bösen Misdral wieder vernahm, und er die gräßlichen Verwünschungen mit anhören mußte, welche dieser gegen die Seinen ausstieß, wurde er von neuem Ingrimm ergriffen und las, wie es der erste Wendelin vor fünfhundert Jahren gethan hatte, einen Stein auf, um ihn dem Unhold in das runzlige Gesicht zu schleudern.

Der Misdral kam nicht, und der gefangene Knabe durfte ihn auch nicht zu sehen erwarten, denn er hatte aus dem Gerede von der Höhle erfahren, daß der böse Geist wegen eines Eides, den er der Fee geleistet, sich nicht an ihm vergreifen dürfe, und darum vorhabe ihn verhungern zu lassen. Diese Aussicht schien ihm um so weniger reizend, je unbehaglicher ihm jetzt schon in der Magengegend zu Mute war. Die Höhle empfing einiges Licht aus einer Oeffnung in der gewölbten Felsendecke, und als er nicht mehr weinen konnte und lange genug zornig gegen sich selbst und den bösen Misdral gewesen war, wußte er nichts Besseres zu thun, als sich in seinem Kerker umzuschauen und die Tropfsteingebilde zu betrachten, welche ihn rings umgaben. Davon sah eines aus wie eine Kanzel und ein anderes wie ein Kamel, ein drittes reizte ihn zum Lachen, denn es hatte ein Gesicht, welches dem Präceptor Sophus, der ihn und seinen Bruder Grammatik lehrte, täuschend ähnlich sah. An einem der Pfeiler glaubte er ein weinendes Weib zu bemerken, und dabei traten ihm wieder die Thränen ins Auge. Aber er wollte nicht weinen und schaute zur Decke empor. Da hingen lange Stalaktiten, von denen viele wie Eiszapfen und andere wie feuchte graue Wäsche aussahen. Die erinnerten ihn wieder an den Trockenplatz hinter dem Schloßgarten, wo hier ein langer Strumpf und dort ein breites Hemd von der Leine herunterhing, und nun ward sein Hunger so rege, daß er den Gürtel fester über den Hüften zusammenzog und laut zu stöhnen begann.

Dann ward es Nacht, — die Höhle verdunkelte sich, und er versuchte zu schlafen, aber er konnte es nicht, obwohl Tropfen auf Tropfen mit gleichmäßigem eintönigem Geplätscher von der Decke in die Wassertümpel am Boden fiel.

Je später es ward, desto mehr quälte ihn der Hunger und das Schwirren der Fledermäuse, die er im Dunkeln nicht sah.

Daß es Tag werden möge, danach sehnte er sich besonders, und mehr als einmal erhob er in seiner Bedrängnis die Hände und betete um Rettung, aber weit inbrünstiger noch um ein Stückchen Brot und das Licht des Morgens. So saß er in sich versunken da und biß sich, um doch wenigstens etwas zu kauen, mit den Zähnen auf die Nägel, da hörte er in einer der Lachen am Boden etwas plätschern. Das mußte ein Fisch sein, und wie er sich aufrichtete, um zu lauschen, war es ihm, als ob eine leise Stimme seinen Namen riefe. Nun spitzte er die Ohren ganz scharf und jetzt — nein, er täuschte sich nicht, jetzt klang es hell und freundlich von unten herauf: „Georg, armer Bursch, bist du wach?“

Wie das ihm gutthat, und wie schnell er aufsprang und die Frage bejahte! Nun war er gerettet, das schien ihm so gewiß, als daß zwei mal zwei vier ist, obgleich es doch ganz anders kommen konnte.

Ueber der Lache, aus welcher die leise Stimme gekommen war, erglänzte nun ein matter Lichtschein und ein hübscher Goldfisch streckte den Kopf aus dem Wasser, machte eine runde Schnute und sagte dann mit kaum vernehmbarer Stimme, denn ein rechter Fisch bringt es wegen der Lunge im Reden niemals besonders weit, daß Georgs Pate, die Fee Klementine ihn sende. Seine Herrin sei zwar keineswegs mit seinem Ungehorsam zufrieden, aber weil er sonst ein braver Bub und sie den Grisos zugethan sei, wolle sie ihm diesmal aus der Not helfen.

Da rief der Knabe dringend: „Nach Hause, schaff' mich nach Hause, zu meiner Mutter.“

„Das würde freilich das Einfachste sein,“ entgegnete der Fisch, „und es steht auch in unserer Macht, deinen Wunsch zu erfüllen; aber wenn dich meine Gebieterin aus der Gewalt des bösen Misdral befreit, so wird sie ihm dafür gestatten müssen, deinem Hause ein anderes Leid zuzufügen. Euer Heer steht im Felde, und wenn du zu den Deinen zurückkehrst, wird der Riese euren Feinden helfen, sie werden die Euren schlagen, eure Residenz erobern und es kann leicht geschehen, daß dabei deiner Mutter Uebles widerfährt.“

Da fuhr Georg straff in die Höhe und schwenkte abweisend die Hand. Dann senkte er den Lockenkopf und sagte bescheiden und traurig: „Dann bleibe ich hier und verhungere.“

Da schlug der Fisch vor Vergnügen mit dem Schwänzchen das Wasser, daß es hoch aufspritzte, und sprach weiter, obgleich ihn die erste Meldung schon ganz heiser gemacht hatte: „Nein, nein, so schlimm soll's nicht werden. Wenn du bereit bist, als armer Bursch in die Welt zu ziehen und niemand zu sagen, daß du ein Prinz bist, woher du stammst und wohin du gehörst, dann wird kein Feind eurem Heer und der Frau Herzogin etwas anhaben können.“

„Und ich werde meine Mutter und Wendelin nie wiedersehen?“ fragte Georg, und über seine Wangen lief es nun so naß, wie über den Tropfstein.

„Doch, doch,“ entgegnete der Fisch, „wenn du dich wacker hältst und etwas Gutes und Großes zustande gebracht hast, darfst du zu den Deinen zurück.“

„Etwas Gutes und Großes“, wiederholte Georg. „Das muß sehr schwer sein. Und wenn ich wirklich dergleichen fertig bringe; woher weiß ich denn, ob die Fee es auch dafür hält?“

„Sobald dir die graue Locke wächst, darfst du jedermann sagen, daß du ein Herzogskind bist und wieder nach Hause," lispelte der Fisch. „Folge mir jetzt. Ich leuchte dir voran; 's ist ein Glück, daß du viel gelaufen und hübsch mager bist, sonst würdest du vielleicht unterwegs stecken bleiben. Nun gib acht. Diese Lache fließt durch einen Gang im Berge in den See ab. Ich schwimme dir voran, bis zu dem großen Teiche, in dem das Quellwasser dieses Gebirges sich sammelt. Dann muß ich mich rechts halten, um in den See zurückzugelangen; du aber schwimmst in den linken Kanal, und der wird dich eine Stunde lang forttragen und dann mit der Quelle des großen Vitalestromes ins Freie führen. Dem folgst du, bis er sich gen Osten wendet und steigst dann über den Berg und wanderst immer nach Norden. Halte deine Hand unter meine Schnute, damit ich dir Reisegeld gebe."

Georg that wie ihm geheißen, und der Fisch spie ihm vierzig blanke Groschen in die Hand. Mit einem jeden sollte er die Zehrung für einen Tag und das Quartier für eine Nacht bezahlen.

Nun tauchte der Fisch tief unter, Georg aber warf sich ihm nach in die Lache und folgte dem Lichtschein, welcher von seinem schuppigen Führer ausging. Bisweilen wurde der Felsengang, in dem er auf dem Bauche durch flaches Wasser hinkroch, so eng, daß er sich den Kopf stieß und die Schultern zusammenzwängen mußte. Manchmal dachte er, daß er zwischen den Felsen stecken bleiben müsse, wie ein Keil im Holze. Aber er machte sich immer wieder los und kam in den großen Quellteich, wo viele Mädchen mit grünem Haupte und schuppigem Schwanz sich tummelten und ihn einluden, mit ihnen Haschens zu spielen. Aber der Fisch riet ihm, sich nicht bei den müßigen Dirnen aufzuhalten und nahm von ihm Abschied.

Nun war Georg wieder allein und ließ sich von dem schnellen, unterirdischen Flusse forttragen. Endlich trat dieser als Vitalefluß ins Freie, und der Knabe fiel mit ihm über eine Felsenwand in ein großes von grünem Laubwerk umkränztes Becken. Da spritzte das Wasser hoch auf, die Forellen in demselben bekamen einen großen Schreck, ein Hund begann laut zu bellen, und der Hirt, welcher am Ufer gesessen hatte, fuhr in die Höhe, denn das bunte Paket, welches da mit dem Quell über den Felsen gesaust war, tauchte nun aus dem Wasser auf und hatte ganz das Ansehen eines hübschen, dreizehnjährigen Buben.

Solcher stand denn auch bald triefend und pustend vor ihm und sah den Käse und das Brot, welches der weißbärtige Mann verzehrte, sehnsüchtig an.

Der Hirt war sehr, sehr alt und ganz taub, aber er verstand in den Augen des nassen Buben zu lesen, und weil er gerade seine Ziegen gemolken und ein freundlicher Mann war, reichte er ihm einen Becher Milch. Dazu brach er ein Stück Brot und forderte Georg auf, sich in die Sonne zu setzen, welche vor einer Stunde aufgegangen war.

So wie diese Mahlzeit hatte dem Prinzen noch keine gemundet, und während er aß und trank und sich sonnte, würde er jeden für närrisch gehalten haben, der ihm gesagt hätte, daß er ein Unglückskind sei.

Als er satt war, dankte er dem Hirten und reichte ihm einen der Groschen, welche der Fisch ihm gegeben, aber der Alte wies ihn zurück.

Da erwachte in dem Knaben der prinzliche Stolz, und er schob, weil er doch von einem in Lumpen gekleideten Mann nichts geschenkt haben wollte, diesem das Geld wieder zurück; doch der Hirt nahm es auch diesmal nicht an. Aber als er auf die kostbaren Kleider des Prinzen, welche auch das Wasser nicht verdorben hatte, einen Blick geworfen, schüttelte er den Kopf und sagte ernst: „Was arme Hand gern gibt, das zahlt kein Geld. Behalt' deinen Groschen."

Da errötete Georg über und über und steckte sein Silberstück ein und sagte: „So vergelt' es dir Gott." Das ging ihm ganz leicht und herzlich über die Lippen, und doch war es das Wort, mit dem die Bettler im Lande der Griso zu danken pflegten.

Bis Mittag folgte er dem Strome ganz schnell, um sich trocken zu laufen, und dabei dachte er an allerlei, aber es ging so rasch, daß er weder etwas Frohes noch Trübes recht festhalten konnte; als er jedoch unter einem blühenden Holunderbusch Rast hielt, kam ihm wieder seine Mutter in den Sinn, und daß er ihr so großen Kummer bereitet, und sein Bruder und die Nonna und der alte Pepe, und nun ward er sehr traurig und weinte, weil er sie vielleicht nie mehr wiedersehen sollte, denn etwas Gutes und Großes zu vollbringen, das mußte sehr schwer sein, und der Fisch hatte es doch von ihm verlangt. Er blieb auch drei Tage lang ganz niedergeschlagen, und wenn er an spielenden Buben oder an einer Linde vorbeikam, unter der Burschen und Mädchen lustig tanzten und sangen, dachte er: „Ihr habt es gut; ihr seid keine Unglückskinder wie ich."

In der ersten Nacht blieb er in einer Mühle, in der zweiten in einer Herberge und in der dritten in einer Schmiede zur Nacht, und als er in aller Frühe aufbrechen wollte, kam ein Reiter hastig geritten und rief dem Meister zu, welcher vor seiner Werkstätte stand: „Die

Schlacht ist verloren. Der König flieht. Die Grisos ziehen auf die Residenz zu."

Da lachte Georg laut auf und als das der Bote hörte, schlug er nach ihm mit der Gerte; aber er traf ihn nicht und der Knabe lief nun weiter, und es kam ihm vor, als hätte ihm jemand die Last abgenommen, welche ihn bisher bei seiner Wanderung bedrückt hatte. Es flog ihm auch einmal durch den Sinn, daß die Seinen und der Feldherr Moustache die Schlacht nur gewonnen hätten, weil er kein Prinz mehr sei und sich die Füße wund laufe.

Es war noch früh, als er zu der Stelle gelangte, an welcher der Fluß sich nach Osten wendet. Von hier aus mußte er sich nordwärts halten und fand einen Weg, der durch den Wald auf die Spitze der Bergkette am Ufer des Flusses führte. Der Tau hing noch an den Gräsern, und in dem Eichen- und Buchenlaub über ihm flötete, rief, girrte, zirpte und hackte es so lustig, als ob alles was Vogel hieß, mit Sing und Sang ein Fest feiere und der Specht den Takt dazu schlage. In den Zweigen spielte Sonnenschein, auf dem blumigen Boden lagen die Schatten der Blätter wie lauter runde Guldenstücke, und obgleich er bergan stieg, ward ihm das Atmen wunderbar leicht, und auf einmal, er wußte selbst nicht warum, sang er ein Lied, das er von den Gärtnerburschen gelernt hatte, frisch hinaus. Um Mittag glaubte er die Höhe erreicht zu haben, aber hinter ihr erhob sich ein noch höherer Gebirgszug, und nachdem er gerastet und das Butterbrot, welches die Frau des Schmiedes ihm mitgegeben, verzehrt hatte, wanderte er weiter und gelangte, als die Sonne sich zum Untergang neigte, auf die höchste Bergesspitze weit und breit.

Von da aus konnte er den Fluß wiederum sehen. Der schlängelte sich glänzend und gleißend wie eine silberne Schlange durch grünes Wiesenland. Waldige Höhen zogen neben ihm hin, die Spitzen des Forstes waren vom Wiederschein der sinkenden Sonne mit leuchtenden Bändern verbrämt, und über die schneeigen Firnen des fernen Felsengebirges breitete sich ein rosiger Schimmer, der ihn an die Pfirsichblüten daheim erinnerte. Die grauen, steinigen Höhen hinter ihm umwallte nun ein zarter, veilchenfarbener Duft, und ganz, ganz weit im Süden leuchtete etwas Blaues auf, und das konnte der liebe See sein, den er vielleicht nie mehr wiedersehen sollte. Das alles war wunderschön, und sein Herz füllte sich bis zum Ueberfließen mit Erinnerungen und Hoffnungen. Er wandte die feuchten Augen bald nach rechts, bald nach links, und nirgends fanden sie eine Grenze. Wie weit, wie unermeßlich weit war die Welt, und sie sollte von nun an sein Heim sein, nicht mehr der enge Schloßgarten zu Hause. Zwei Adler wiegten sich unter den sanft erglühenden Lämmerwölkchen, und nun sagte er sich, daß er nicht weniger ungebunden umherziehen könne auf Erden, als sie in der Luft. Da faßte ihn das Gefühl, ganz frei zu sein, mit voller Gewalt, und er riß das Hütlein vom Kopfe, schwang es hoch über sich hin und eilte den Berg hinunter und fand bei einem Einsiedler gastliche Aufnahme für die Nacht.

Von nun an bereitete das Wandern ihm Lust. Er war ein Unglückskind, — da half kein Leugnen, — aber einem Glückskinde konnte doch nicht viel anders zu Mute sein als ihm. Am dreißigsten Tage fand er in dem flachen Lande, wohin er schon längst gelangt war, einen Reisegefährten. Der war eines Steinmetzen Sohn und weit älter als er; aber er nahm doch den lustigen jungen Vagabunden als Kameraden an, und weil er gerade von der Wanderschaft heimkehrte und bald bemerkte, daß Georg ein anstelliger, kernhafter Bursch mit offenem Kopf war, beredete er ihn, sich bei seinem Vater in die Lehre zu geben. Der hieß Kraft und war ein tüchtiger Meister, und nahm seines Sohnes Reisegefährten, welcher gerade seinen letzten Groschen an den Mann gebracht hatte, gern bei sich auf. So wurde aus dem Herzogskinde ein Steinmetzlehrling. —

Im Schlosse der Griso herrschte indessen viel Jammer und Gram. Der Bursch, mit dem Georg in den See gefahren war, hatte das Leben gerettet und kam am anderen Morgen nach Hause; — aber soviel man ihn auch ausgefragt, brachte man doch nichts aus ihm heraus, als daß er mit seinen leiblichen Augen gesehen habe, wie der Prinz ertrunken sei. Mit dieser Auskunft mußte man sich wohl zufrieden geben, aber die Herzogin that es mitnichten, denn eher gibt ein König die Krone hin, als eine Mutter die Hoffnung aufgibt, ihr Kind zu erhalten. Sie besaß ja auch ein Mittel, um sich zu vergewissern, wie es mit ihrem Lieblinge stand: den Zauberspiegel, welchen die Fee dem ersten Wendelin geschenkt hatte, und in dem alle Grisos jederzeit diejenigen sehen konnten, welche sie liebten. In diesem Spiegel hatte sie auch ihren Gemahl vom Rosse sinken und sterben sehen. Jetzt nahm sie ihn wieder aus dem Elfenbeinschreine, in dem er verwahrt ward; aber so lange Georg in der Höhle des bösen Geistes gefangen saß, wollte sich nichts auf der blanken Fläche zeigen. Das war nicht gut; aber sie hörte nicht auf zu hoffen und dachte: „Wär' er gestorben, so müßte ich doch seine Leiche sehen." Während der ganzen Nacht saß sie vor dem Spiegel, und am Morgen kam ein Bote vom Heere der Grisos und meldete, daß der

Feind dränge und eine Schlacht auch ohne die neuen Truppen, welche der Feldherr Moustache gefordert, geschlagen werden müsse. Der Ausgang sei zweifelhaft, die Herzogin möge alles für sich und die Prinzen zur Flucht bereit halten und auch die Kronjuwelen, das Staatssiegel und einige Wispel Gold mitnehmen.

Nun ließ der Statthalter dies alles in Kisten legen und auch seinen eigenen Schlafrock dazu packen. Dann bat er die hohe Witwe, in den Spiegel zu schauen und ihm es sagen zu lassen, sobald das Bild der Schlacht sich ihr zeigen werde.

Gegen Morgen sah die Herzogin, wie die Heere zusammenstießen, aber gleich darauf verlangte es sie wieder, ihren Sohn zu erblicken. Und siehe, da trat er ihr vor die Augen, und er saß neben einem alten, zerlumpten Hirten und aß mit ihm Käse und Brot und war ganz naß und konnte die Kleider nicht einmal wechseln. Das ängstigte sie sehr, und sie sah ihn schon von Schnupfen, Fieber oder von einer Lungenentzündung ergriffen, hilflos im Freien liegen, und von nun an kümmerte sie sich gar nicht mehr um die entscheidende Schlacht und vergaß, während sie ihm mit den Blicken folgte, viele Stunden lang alles andere. Dabei berief sie die Jäger und Boten und die Professoren, welche Geographie, Pflanzen- und Steinkunde trieben, und ließ sie mit in den Spiegel schauen, und fragte sie, ob sie wüßten, wo das Gebirge liege, das sie darin sahen. Aber die blanke Fläche zeigte nur die nächste Umgebung des Wanderers und keiner konnte ihr Auskunft erteilen, wo Georg sich befand. Da sandte sie Leute nach allen Himmelsrichtungen aus, um ihn zu suchen.

So ging der halbe Tag dahin, und als der Statthalter am Nachmittag wiederkam, um sich nach dem Verlauf der Schlacht zu erkundigen, erschrak sie, denn sie hatte dieselbe völlig vergessen.

Nun befahl sie dem Spiegel wiederum, ihr das Heer und den Feldherrn Moustache, welcher ein Vetter des verstorbenen Herzogs war, zu zeigen, und da erblickte sie mit Schrecken, daß die Reihen der Ihren ins Schwanken geraten waren. Der Statthalter sah dies gleichfalls und schlug die Hände vor die schmale Stirn und rief: „Alles verloren! Meine Würde, Eure Hoheit, das Land! Ich muß in den Schatz, in den Stall, die Feinde, die Flucht — unsere Tapferen. — Geben Eure Hoheit wohl acht auf den Verlauf des Kampfes — höhere Pflichten . . ."

Damit entfernte er sich, und als er nach einer halben Stunde ganz rot von all den Anordnungen, die er getroffen, wiederkam und unbemerkt von der Herzogin ihr über den Rücken in den Spiegel schaute, fuhr er unwillig zurück und rief so ärgerlich, wie es ein Hofmann, welcher weiß, was sich ziemt, niemals werden darf: „Beim Blut meiner Ahnen! Ein Bub, der bergan steigt . . . und es thut uns so dringend not, zu erfahren —"

Da seufzte die Herzogin auf, ließ die Schlacht abermals erscheinen, und nun zeigte es sich, daß sich die Dinge, während sie nach ihrem Sohne Ausschau gehalten, zum Besseren gewandt hatten. Das freute sie sehr, und der Statthalter rief: „Ich habe es Ew. Hoheit vorausgesagt. Die Bedingungen liegen so, daß uns der Sieg schwerlich entgehen kann. Wackerer Moustache! Im Vertrauen auf ihn konnte ich die Karawane mit den Schätzen ruhig aufbrechen lassen. Ew. Gnaden werden mir gestatten, sie zurückzuberufen."

Von nun ab durfte die Herzogin nicht mehr nach ihrem Kinde sehen, bis der Kampf sich entschieden, aber nachdem die Ihren gesiegt hatten, brauchte sie den Spiegel wieder nach Herzenslust.

So lange sie Georg traurig hinziehen sah, dachte sie: „Ist das mein ausgelassener Bub? Wenn er doch wieder fröhlich dreinschaun und einen dummen Streich machen möchte;" und als der Knabe dann als lustiger, freier Wandervogel weiter zog, freute sie sich wohl, aber es bekümmerte sie doch, daß er so sorglos aussah, als habe er sie völlig vergessen.

Alle Boten, welche ausgesandt worden waren, um ihn zu suchen, hatten ihn nicht finden können, sie aber erfuhr durch den Spiegel, daß er ein Steinmetzlehrling geworden war und grobe Arbeiten zu verrichten hatte. Das betrübte sie sehr. Er war ja leider ein Unglückskind, aber in so tiefes Elend hätte er doch nicht zu geraten brauchen. Freilich schaute er gewöhnlich fröhlich drein, während Wendelin, der Thronfolger, recht mürrisch aussah.

Das Herzogtum dieses glücklichen Knaben hatte sich durch den gewonnenen Krieg vergrößert, und die Stände sprachen davon, es zum Königreiche zu erheben. Er besaß alles, was sich ein Menschenkind nur immer wünschen kann, und dennoch schien er mit jedem neuen Monate verdrossener und unzufriedener zu werden.

Wenn der Thronfolger in der goldenen Kutsche ausfuhr und die Herzogin hörte, wie das Volk ihm zujubelte, oder wenn sie ihn beim Fasanenschmaus mit der Zunge schnalzen und ihn lange Spargeln durch die Zähne ziehen sah und dabei bedachte, wie kümmerlich und schwer es sein Bruder habe, konnte sie dem Glückskinde, dem alles Gute zu teil ward, was dem armen, ausgestoßenen Georg abging, geradezu gram sein.

Einmal sah die Herzogin im Spiegel, wie

Georg ein Uhrwerk, das er behutsam auseinander genommen hatte, wieder zusammenzusetzen versuchte, und als der Statthalter mit dem Ceremonienmeister bald darauf hinter sie trat, um gleichfalls in den Spiegel zu schauen, erhoben beide ein lautes Zetergeschrei und gebärdeten sich, als sei der Feind von neuem ins Land gebrochen.

„Der arme, arme Unglücksprinz," schrie der eine; „ein Griso, es ist unerhört, schmählich, entsetzlich," jammerte der andere. Und sie hatten allerdings etwas Gräßliches zu sehen bekommen, denn vor ihren Augen war dem Sohne Wendelins XV. von einem rohen Handwerker der Rücken mit einem Rohrstocke tüchtig verbläut worden. Aehnliche Greuelscenen bekam die Herzogin auch später in der Schule, wohin der Steinmetz seinen Lehrling gegeben hatte, zu sehen. Ach, und wie lange mußte das arme Kind dort hinter großen Reißbrettern und vor schwarzen Tafeln mit garstigen Figuren sitzen, während Wendelin nur zwei Stunden am Tage von einem freundlichen Lehrer, der ihn mit sanfter Hand und wie zum Spaß in die Wissenschaft einführte, Unterricht empfing. Was nach Schwierigkeit aussah, wurde von ihm ferngehalten, und alles Bittere verstand man für ihn mit süßem Honig schmackhaft zu machen. Auch in der Schule wandelte das Glückskind gleichsam auf Rosen, und wenn er dem Lehrer dennoch bisweilen ins Gesicht gähnte, so war derselbe stolz darauf, denn bei allem, was andere junge Menschenkinder Vergnügen nennen, gähnte der Prinz noch viel öfter und lauter.

Als er sechzehn Jahr alt geworden, wurde er für volljährig erklärt, denn Prinzen werden eher verständig, als andere Menschen. Man krönte ihn auch gleich darauf nicht nur zum Herzog, sondern zum König, und auch dabei hielt er öfter das Spitzentuch vor den Mund.

Der Staat wurde unter ihm vortrefflich regiert, denn seine Mutter und die Weisen des Landes hatten tüchtige Männer ausgesucht, welche alles konnten und vollbrachten, was nötig war. Sie wurden des Königs heimliche Räte genannt. Der erste hatte das Heer, der andere die Verwaltung, der dritte die Steuern und Zölle, der vierte die Schulen zu verwalten, ein fünfter hatte für den König Gnade zu üben und der sechste, welcher den Titel des Rates der Räte führte, für Seine Majestät zu denken. Diesem erfahrenen Manne war es auch überlassen worden, eine Gemahlin für den jungen König zu wählen und er hatte seine Aufgabe wunderbar gelöst, denn die Prinzessin, welche an Wendelin XVI. zwanzigstem Geburtstage mit ihm Hochzeit machte, war die Tochter eines mächtigen Königs und so schön, als habe der Herrgott, als er sie formte, einen besonderen Zirkel benutzt. Ein ebenmäßiger gestaltetes Wesen konnte man in dem berühmtesten Wachsfigurenkabinett nicht finden, und dabei besaß sie die Kunst, ihre regelmäßigen Züge stets in bester Ordnung zu halten, denn wenn etwas Komisches vorkam, hob sie nur leise die Lippe, und wo andere geweint und das Gesicht verzerrt hätten, senkte sie nur langsam die Augenlider. Sie war auch sehr tugendhaft, und trotz ihrer siebzehn Jahre wurde sie „weise" genannt, denn sie sagte nie etwas Einfältiges, und gewiß aus Bescheidenheit verschwieg sie die klugen Gedanken. Das war Wendelin doch nicht gleichgültig, sondern sehr lieb, weil er selbst nur ungern redete, aber die Herzogin-Mutter grämte sich darüber, denn sie hatte sich gefreut, ihr volles Herz in das einer Tochter zu ergießen und die Gattin ihres Sohnes zu ihrer Vertrauten zu machen; doch war es anders gekommen, denn wenn sie die reiche Fülle der Empfindung, welche sie selbst belebte, auszuströmen versuchte, so war es ihr immer, als fließe alles, was sie sagte, von der schönen Königin ab, wie das Wasser von der Brust eines Schwanes.

Das Volk freute sich seines Königspaares, denn es sah gar vornehm und fürstlich aus, wenn beide, schräg in die Ecken der goldenen Kutsche gelehnt, dahergefahren kamen und so stolz in die Luft schauten, als hätten sie im Himmel ihre Bekanntschaft, und nichts auf Erden zu suchen.

So vergingen die Jahre, und die Wahl des Rates der Räte schien diesmal doch nicht vollkommen glücklich gewesen zu sein, denn die Königin schenkte ihrem Gemahl keinen Erben, und dem Hause der Griso drohte die Gefahr, mit Wendelin XVI. auszusterben. Das bekümmerte die Herzogin wohl, aber doch nicht so tief, als man denken sollte, denn sie wußte, daß noch ein anderer Griso lebe, und ihr Mutterherz hörte nicht auf zu hoffen, daß dieser einmal wiederkehren und den Stamm ihres Gatten erhalten werde.

Sie hörte auch nicht auf, Boten in die Lande zu senden, in denen Georg nach der Tracht der Leute und dem Ansehen der Gegenden und Bauten, welche sein Bild im Spiegel umgaben, weilen konnte.

Ein einziges Mal hatte sie ihrer Schwiegertochter vergönnt, mit ihr in das blanke Glas zu sehen, aber nie wieder, denn da die Königin Georg gerade zu sehen bekam, wie er ärmlich gekleidet in einem dürftigen Dachzimmerchen mit perlender Stirn über Zeichnungen gebückt dasaß, hatte sie nur die Nasenflügel leise zu-

sammengezogen, als ob sie von dem Geruch der Armut gestreift zu werden fürchte, und dann gleichgültig gesagt: „Das sollte der Bruder meines hohen Gemahls sein? Unmöglich!“

Von dieser Stunde an gestattete die Herzogin außer der alten Nonna niemand mehr mit in den Spiegel zu schauen, und doch verbrachte sie viele, viele Stunden an jedem Tage, um dem elenden Lebenswege ihres Unglückskindes zu folgen. Manchmal wollte es ihr freilich scheinen, als mische sich doch etwas Glück in das kümmerliche Dasein des armen geplagten Gesellen, und es fiel ihr auch auf, daß, während der schöne Knabe Wendelin trotz seiner grauen Locke, nun er älter, überstark und sehr rotwangig wurde, mehr und mehr aussah wie ein ganz gewöhnlicher Pächter, der Dutzendjunge Georg sich dagegen nach und nach in eine schlanke Mannesgestalt mit hoher Stirn und leuchtenden Augen verwandelte.

Welche Aengste hatte sie mit ihm zu durchleben, welche Schmerzen schnürten ihr, so oft sie ihn Not leiden sah, und das war nichts Seltenes, das Herz zusammen, aber wie häufig mußte sie auch mit ihm lachen, und sich freuen, wenn das Unglückskind sich der wunderlichen Täuschung hingab, glücklich zu sein. Hatte sie je ein so strahlendes Gesicht gesehen, wie das seine, als ein würdiger Greis in langem Künstlertalar ihn eines Tages in einem prächtigen Saale an die Brust zog und über große Baupläne, an denen sie Georg bei der Arbeit gesehen hatte, einen Lorbeerkranz hängte? Und dann — er war in ein fernes Land gezogen — gebärdete er sich mitten in der kläglichsten Not so ausgelassen lustig, als hätte das Glück sein größtes Füllhorn auf einmal über ihn ausgegossen.

Er bewohnte eine weiß getünchte Kammer, die nicht einmal gedielt, sondern nur mit rohen Ziegelsteinen ausgelegt war. Abends genoß er nichts als ein Stückchen Brot, einige Feigen, etwas Ziegenkäse und dazu einen Schluck trüben Weins, den er mit Wasser verdünnte. Ein altes ärmliches Weib pflegte ihm dies Bettlermahl zu bringen, und es ging ihr durchs Herz, wenn sie sah, wie er die Kupferstücke zusammensuchte, mit denen er es bezahlte. Heute schien er die letzten verausgabt zu haben, denn er kehrte das Beutelchen um, schwenkte es durch die Luft, und dabei fiel auch nicht die kleinste Münze zur Erde.

Das war ihr wieder mitten ins Herz gedrungen, und sie hatte lange und bitterlich weinen und dabei an das Wohlleben ihres anderen Sohnes denken und dem grausamen und blinden Schicksal grollen müssen, welches seine Güter doch gar ungerecht verteile.

Als ihre Augen endlich wieder trocken genug waren, um das Bild in dem Spiegel zu erkennen, schaute sie alsbald hinein, und da sah sie ein langes ärmliches Haus, an das sich ein großer Raum schloß, über den sich ein Spalier breitete. Um die rohen Holzstäbe desselben schlang sich in buntem Gemisch üppiges Feigen- und Weinlaub, der Mond versilberte die Ranken und Blätter, und der lichte Schein eines hellen Feuers warf goldene und purpurne Lichter auf das Haus, das Spalier und das fröhliche Volk, welches unter ihm zechte.

An einem schmalen Tische saßen junge Männer in wunderlicher Tracht mit heiteren und lebhaften Gesichtern, vor jedem stand eine mit Stroh umflochtene langhalsige Flasche, Becher wurden gefüllt, geleert, geschwungen, aneinandergestoßen, aus den Augen der Trinker begann schwärmerische Glut zu strahlen, jede Bewegung freier und lebhafter zu werden, und nun sprang einer auf den Tisch, und dieser eine war der schönste von allen, war ihr Georg, und er sah aus, als weile er nicht auf Erden, sondern im Himmel, und als sei es ihm gestattet, den Herrgott selbst und seine himmlischen Heerscharen zu schauen. Und nun sprach er und sprach, und die anderen hörten ihm zu und regten sich nicht, bis er den großen Becher mit einem so langen Zuge geleert hatte, daß der Herzogin schauderte.

Welch ein Jubel war dann unter den anderen ausgebrochen. Wie besessen waren sie aufgesprungen, und einer hatte sogar den Pokal weit von sich und durch die Ranken am Spalierdache geschleudert.

Als Georg endlich wieder auf dem Boden stand, wurde er von den Jungen und Alten umringt, und die ganze frohe Schar begann zu singen, und zuletzt sah die Herzogin ihren Sohn mit einem buntgekleideten Mädchen — es war wohl schön, aber barfuß und gewiß nur des Schenkwirtes Kind — sich wie ein Wirbelwind im Tanze drehen und ihr dabei — das hätte er, ein Griso, nicht zu thun brauchen, aber sie gönnte es ihm dennoch — die jungen, kirschroten Lippen küssen.

Wirkliches Glück konnte das ja kaum sein, denn einem Unglückskinde wird kein solches beschieden, aber was war es denn anders? Rausch? Raserei? Gleichviel, er hatte doch ganz das Ansehen eines jungen, überseligen Menschenkindes gehabt.

Er war in Italien, das wurde ihr mehr und mehr zur Gewißheit, und doch konnte kein Bote ihn finden; aber nach einem Jahre war ihr Sohn mit Dingen beschäftigt, welche neue Abgesandte auf die Spur führen mußten. Georg hatte die elende Kammer verlassen, und

wohnte in einem prächtigen, hochgewölbten Raume. Bei Tage pflegte er mit einer Pergamentrolle in der Hand und gar stattlich gekleidet vielen Bauleuten zu befehlen. Oft sah sie ihn auf mächtigen Gerüsten, so hoch, so himmelhoch über dem Erdboden stehen, daß sie selbst der Schwindel ankam, gegen den er gefeit zu sein schien.

Zuweilen kam ein hoher, fürstlich aussehender Herr mit einem schönen Fräulein und vielen Höflingen und Dienern zu dem Bau, und dann wurde ihr Sohn gerufen, und er zeigte dem Herrn und der Dame, welche dessen Tochter zu sein schien, die Pläne und redete lange mit ihnen. Dabei erwies er sich gar nicht höfisch, aber seine Bewegungen waren so frei und schön und seine Augen blickten so offen und doch so liebenswürdig bescheiden, daß sie ihn übergern ans Herz gezogen und geküßt hätte.

Doch das konnte ja nicht sein; aber nach und nach kam es ihr vor, als trage er nach anderen Lippen als den ihren Verlangen, denn er sah das Fräulein mit ganz besonderen Augen an, und sie schien sich dies gern gefallen zu lassen.

Einmal ließ sie auch, während sie mit Georg sprach, eine Rose fallen, und als er sie aufgehoben hatte, mußte sie ihm wohl gestattet haben sie zu behalten, denn sie erhob keinen Einspruch, als er die Blume an die Lippen preßte und sie dann unter das Wams auf die Brust schob. Der große Bauplan schützte ihn dabei vor unberufenen Blicken.

Eines Abends sah sie ihn mit einer Laute im Mondschein über eine Gartenmauer klettern, aber dann bewölkte sich der Himmel und sie konnte ihn nicht mehr erkennen, wohl aber ein erleuchtetes Fenster, an dem ein holdseliges Mädchenbild stand. Diese Jungfrau gefiel ihr über die Maßen, und es überlief sie kalt und heiß, wenn sie bedachte, daß Georg sie doch vielleicht zum Weibe gewinnen und ihr eines Tages zuführen könne. Aber es fiel ihr immer und immer wieder ein, daß er ein Unglückskind sei, und einem solchen, dachte sie, werde ein Mädchen, wie dieses, nimmer zu teil.

Was sie in den nächsten Wochen erblickte, das bestärkte nur diese Vermutung. Er hatte sonst immer ein entschiedenes, schneidiges, selbstgewisses Ansehen gehabt, jetzt aber kam er ihr vor wie eine Uhr, welche anders zeigt als sie schlägt, denn auf dem Bau gebot er seinen Leuten so aufrecht, so fest und sicher wie immer, aber sobald sie ihn allein sah, machte er ein Armsündergesicht und saß entweder elend und zusammengeknickt da oder lief ruhelos auf und ab und focht mit den Armen in der Luft umher. Manchmal schlug er sich auch mit der flachen Hand vor die Stirn oder mit der Faust auf die Brust, daß ihr ganz bange ward.

Nach einem Gartenfeste, wobei es ihm vergönnt gewesen war, ganz allein und wohl eine Stunde lang mit der Tochter seines Bauherrn in einem dämmerigen Laubgang auf und nieder zu wandeln und ihr die Hand mehr als einmal zu küssen, brach er gar, sobald er auf seinem Zimmer allein war, in bittere Thränen aus und gebärdete sich dann so gräßlich, daß sie für seinen Verstand fürchtete und sich die Augen rot weinte. Und gerade in dieser Zeit hätte sie Freude, lauter innige Freude empfinden sollen, denn es war wieder zu tage gekommen, daß der Rat der Räte weiter voraus zu sehen verstand als andere Menschen, und daß er sich bei der Wahl der Königin doch nicht geirrt hatte, denn diese war eines Prinzen genesen, und zwar eines echten Griso. Die graue Locke sah zwar etwas schmächtig aus und es fehlte ihr die kecke Rundung, aber daß sie grau war, mußte jeder sehen, der nicht farbenblind war.

Wie gern hätte sich die Herzogin des Enkels so recht inniglich gefreut, aber ihr Herz war, selbst wenn sie ihn auf dem Arme hatte, geteilt, und zog sie zu dem Spiegel und zu ihrem Unglückskinde zurück.

Wendelin XVI. war, als er den ersten Schrei seines Kindes gehört und die Botschaft empfangen hatte, daß es ein Sohn sei, seit zwölf Jahren zum erstenmal froh wie andere Leute gewesen, denn was sein königliches Leben auch bot, alles kam ihm über die Maßen schal vor. Das größte Vergnügen empfand er, wenn er gedacht, daß es erst vier sei und es schon fünf geschlagen hatte.

Das Kind war doch einmal etwas ganz Neues, und sein Herz, welches sonst so gleichförmig und langsam schlug, wie eine ausgelaufene Uhr, welche nachgeht, regte sich etwas schneller, wenn er des Kleinen gedachte. So saß er denn in den ersten Wochen stundenlang neben der goldenen Wiege und schaute den künftigen siebzehnten Wendelin mit der Lorgnette aufmerksam an, bis auch dies ihn nicht mehr unterhielt und der träge Strom des früheren Lebens ihn wieder langsam von Minute zu Minute, von Stunde zu Stunde mit forttrug.

Die Königin, seine Gefährtin auf dieser gemächlichen Reise, war ihm in vielen Stücken ähnlich geworden. Sie gähnten beide, wie andere Menschenkinder atmen. Wünsche hatten sie nicht, denn weil alles, was sie besaßen, vom Besten war, so konnte ihnen morgen nie etwas Besseres begegnen und zukommen als heute. Ihr Lebensweg war eine gerade lange Pappelallee, in der sie schläfrig nebeneinander hergingen.

Der Hausmeister Pepe, welcher, seitdem Wendelin den Thron bestiegen hatte, sein Leibdiener geworden, war gewiß geneigt, seinen Gebieter, der unter so günstigen Vorzeichen die Welt erblickt hatte, und dem alles nach Wunsch ging, für ein Glückskind zu halten, aber wenn er ihn in mancher stillen Nacht seufzen und wimmern hörte, dachte er: „In der eigenen Haut ist's doch am besten."

Der Leibdiener war verschwiegen, und was er da wahrnahm, vertraute er keinem an wie der alten Nonna. Die hatte auch zu schweigen gelernt, und teilte, was sie von dem Alten hörte, nicht einmal der Herzogin mit, denn diese war ohnehin schwer genug heimgesucht.

Wie bleich war das Bild ihres Lieblings geworden, welches der Spiegel jetzt der Mutter zeigte; aber thätig und auf dem Platze hatte er sich in den schlimmsten Tagen erwiesen, und der Dom, an dem er nun schon seit drei Jahren baute, war auch bald fertig. Am eifrigsten wurde noch an der großen Kuppel geschafft, welche den Mittelbau stolz überwölbte. Wenn Nonna der Herzogin über die Schulter schaute um Georg zu suchen, war er dort, solange es Tag war, immer zu finden. Manchmal hatte beiden Frauen das Herz still gestanden, wenn er auf die höchsten Balkenspitzen des Gerüstes geklettert war, um von dort aus die Arbeit zu lenken. Das Schicksal hätte nur nötig gehabt, den Fuß des Unglückskindes um einen Zoll zu verrücken oder einer Wespe zu befehlen, ihn in den Finger zu stechen, um seinem Dasein ein Ziel zu setzen. Dabei ängstigte sich die arme Mutter doppelt für ihn, weil er da oben in der gräßlichen Lebensgefahr gar nicht demütig, sondern ganz besonders trotzig und selbstbewußt dreinschaute.

Die Kuppel war schon ganz rund. Warum wollte sie gar nicht fertig werden, warum mußte er immer und immer wieder hinauf auf das Gerüst?

„Nonna, Nonna, sieh nur, ich ertrag' es nicht länger," rief sie eines Tages, nachdem sie lange in das Glas geschaut hatte. „Halte mich — da springt er. Nonna, ist es geglückt? Ich kann nicht mehr hinsehen," und dabei wankte der Spiegel in ihrer Hand hin und her.

„Oh," entgegnete die Alte und atmete auf: „Da steht er wie Wendelin I. Standbild drunten auf dem Markte, eingewurzelt und angenagelt. Seht nur . . . . ."

„Ja, ja, er steht," stieß die Herzogin hervor und warf sich auf die Kniee, um Gott Dank zu sagen.

Indessen schaute die Wärterin immerfort in das Glas, und auf einmal kreischte sie so laut auf, daß ihre Gebieterin zusammenfuhr, das Antlitz tief in die Hände verbarg und stöhnend fragte: „Gefallen? Vorbei?"

Aber Nonna ließ sie nicht ausreden, sondern sprang trotz der Gicht in ihren Füßen ganz rüstig, mit dem Spiegel in der Hand auf ihre Gebieterin zu und stammelte halb lachend, halb weinend, wie berauscht und doch ganz klar und bestimmt: „Georg, unser Georg! Sehet nur her. Unserem Jungen ist die graue Locke, hier, unter meinen Augen ist sie ihm gewachsen."

Da sprang die Herzogin auf und warf einen Blick in den Spiegel und sah die graue Locke ganz, ganz deutlich und vergaß, daß sie eine Fürstin und Nonna eine arme Dienerin war, und zog sie an ihr Herz und küßte sie gerade auf den Mund, der so bärtig war, daß mancher Page gern mit ihr getauscht haben würde. Dann griff sie nach dem Spiegel, um sich noch einmal zu überzeugen, ob sie recht gesehen; aber auch ihr zitterten die Finger vor innerer Bewegung, und das Kleinod glitt ihr aus der Hand und fiel zu Boden und zerbrach in tausend Stücke.

Das war ein Schreck! Zum Glück hatte Nonna in vielen Kinderstuben, das, was man Nerven nennt, abgelegt, sonst wäre sie sicher in Ohnmacht und mit ihrer Herrin zu Boden gefallen; aber so konnte sie die arme Herzogin stützen und ihr noch dazu gute Worte zusprechen.

Indessen untersuchte der junge Baumeister auf dem Gerüste den Schlußstein in der Wölbung der Kuppel und fand sein Werk wohl gelungen, aber er ahnte nicht, daß ihm eine graue Locke gewachsen war, denn ältere Meister kamen, prüften seine Arbeit und drückten ihm die Hände, lobten ihn und sagten, er habe ein schönes und seltenes Kunstwerk vollendet. Sie besichtigten mit ihm auch das Innere des Domes, und dann erschien der Fürst, für welchen Georg das Gotteshaus gebaut hatte, und ließ sich von den Meistern erklären, wie fest und harmonisch geformt die Wölbung sei, welche vor wenigen Stunden zum Abschluß gekommen. Der hohe Herr folgte verständnisvoll ihrer Rede und nachdem er genug vernommen, zog er den Baumeister an die Brust und sagte: „Ich danke Euch, mein Freund. Ich habe Euch trotz Eurer Jugend Großes anvertraut, und Ihr habt meine Erwartung mehr als erfüllt. In meinem Alter achtet man es für Gewinn, unenttäuscht davon zu kommen, und den Tag, an dem etwas überboten ward, worauf wir hofften, zählen wir zu den guten im Leben. Euer Werk gereicht meinem Reiche und dieser Stadt zur Zier und wird Euren Namen fortleben lassen unter den Menschen. Nehmt dies von einem Manne, der es wohl mit Euch meint."

Nun nahm der Fürst die goldene Kette v

er eigenen Brust, hängte sie Georg um den Hals und fuhr fort:

„Die Kunst sei leicht, sagen manche, und andere wieder, die Kunst sei schwer. Beide sind im Rechte. Es muß wonnevoll sein und gleichsam zum Himmel erheben, solch ein Werk zu ersinnen, aber daß die Ausführung schwer ist und mit großer Sorge verbunden, das sehe ich wieder an Euch, denn gestern noch freute mich der jugendliche Glanz Eures braunen Haares, und heute, — während Ihr die letzte Hand an den Kuppelbau legtet, wird es gekommen sein, — heute ist Euch hier an der linken Schläfe eine Locke ergraut, Peregrinus."

Da fuhr Georg heftig zusammen, denn er sah den höchsten Wunsch seines Herzens sich plötzlich erfüllen. Unter dem Namen Peregrinus war er in die Fremde gezogen und hatte niemand verraten, daß er ein Fürstenkind sei. Sein Herz war seit Jahren übervoll von Liebe zu der Tochter des Fürsten, und was er selbst empfand, das ward von ihr in Treuen erwidert, das wußte er; aber er hatte seine Sehnsucht wacker bekämpft und Leid und Herzweh getragen, um die Seinen vor Unheil zu bewahren.

Wie innig ihm der Fürst zugethan war, dafür fehlte es nicht an Beweisen und würde er ihm gesagt haben: „Ich bin ein Griso", so hätte der edle Herr ihm gern seine Tochter gegeben. Das hatte Georg sich tausendmal wiederholt, aber er war stark geblieben und hatte geschwiegen, und gehofft und gehofft, daß er mit gutem Können und redlichem Fleiß das Werk vollenden werde, welches in der Höhle des Zauberers Misdral von ihm verlangt worden war. Sobald ihm die graue Locke wachse, hatte der Fisch der Fee Klementine gesagt, sei das große Werk vollendet, welches ihn berechtige, den Namen seines Vaters wiederum zu führen und ohne die Seinen zu gefährden nach Hause zurückzukehren. Und nun war er am Ziele. Das Werk war gelungen, er durfte sich wieder einen Griso nennen, denn die Locke, der Schmuck seines Hauses, zierte auch ihn.

Der Fürst sah ihn hoch erglühen und tief erblassen, und als er fragend anhob: „Nun, Peregrinus?" warf sich der Baumeister vor ihm auf die Kniee, preßte die Lippen auf seine Hände und rief dann außer sich:

„Nicht Peregrinus; von nun an bin ich wieder ein Griso, bin Georg, der zweite Sohn des Herzogs Wendelin, von dem Ihr hörtet, und nun, nun, edler Herr, nun darf ich's gestehen, daß ich Eure Tochter Speranza liebe und mit keinem Gotte tauschen würde, wenn Ihr mir Euren Segen erteiltet."

„Ein Griso!" rief der Fürst. „Wahrlich, wahrlich, dieser Tag gehört nicht nur zu den guten, nein, zu den besten und allerbesten. An mein Herz, du lieber, du trefflicher Sohn."

Eine Stunde später hielt Georg die Prinzessin im Arme.

Das gab eine Hochzeit! Aber Georg kehrte nicht sogleich zu den Seinen zurück, sondern schrieb nur der Mutter, daß er lebe und glücklich sei und sie mit seiner Gemahlin aufzusuchen gedenke, sobald ein großes Werk, welches er begonnen, ganz vollendet sei. Zu dem Briefe legte er das Bild seiner holden Gemahlin, und als die Herzogin dies erblickt und jenen gelesen hatte, wurde sie um zehn Jahre jünger vor lauter Freude, und die alte Nonna um fünf.

Als Wendelin XVI. mitgeteilt wurde, daß sein Bruder noch lebe, lächelte er, und die Königin that das Gleiche, aber sobald sie mit ihrem Gemahl allein war, rief sie, nun werde das Land der Griso noch kleiner werden, und es sei ohnehin nicht so groß wie das ihres Vaters.

Als Speranza ihrem Gatten einen Knaben geschenkt hatte, reiste die Herzogin mit der treuen Wärterin nach Italien, und das Wiedersehen, welches sie mit ihrem Sohne feierte, war glückselig über die Maßen. Zwei Monate blieb sie bei dem geliebten Paare, dann kehrte sie in die Heimat zurück, nachdem Georg und seine Gemahlin ihr versprochen hatten, sie im nächsten Jahre in der Grisostadt zu besuchen.

Der Dom war vollendet. Ein edleres Bauwerk gab es nicht unter der Sonne, und von weit und breit strömten die Künstler und Kenner herbei, um es zu sehen. Das Lob der Besten wurde Georg zu teil, und wo man von großen Baumeistern sprach, ward auch sein Name zuerst genannt.

Froh seines Werkes und doch bescheidenen Sinnes zog er endlich mit Weib und Kind in die Heimat.

An der Grenze empfing ihn lauter Jubel, denn der Feldherr Moustache hatte wieder einen Feind geschlagen, und beim Friedensschlusse war abermals eine neue Provinz dem Reiche der Griso zugefallen, welches dadurch beinahe die gleiche Ausdehnung gewann, wie das des Vaters der Königin.

In der Hauptstadt wehten Fahnen, läuteten hundert Glocken, krachten Böller, donnerten bald hintereinander, bald im lufterschütternden Chor große Kanonen, und hunderttausend Stimmen jubelten und schrieen: „Hoch, hoch, Wendelin der Glückliche lebe hoch!"

Die Stände hatten gestern beschlossen, den König, unter dessen Herrschaft das Land sich so wundervoll vergrößerte, und an den sich kein Mißgeschick auch nur von fern wagte, „Wendelin

den Glücklichen" zu nennen. Dieser Ehrentitel war auf allen Fahnen, an allen Ehrenpforten, an den Transparentbildern und selbst auf den Pfefferkuchenherzen in den Buden zu lesen.

Georg und sein holdseliges Weib waren froh mit all den fröhlichen Menschen, am glücklichsten aber, wenn sie mit der Mutter allein sein konnten.

Wendelin XVI. empfing den Bruder mit seiner Gemahlin im großen Empfangssaal und ging ihm sogar weiter entgegen, als der Ceremonienmeister es vorgeschrieben hatte; die Königin hielt sich aber ordnungsgemäß in den rechten Schranken. Nach der Tafel ging Wendelin mit seinem Bruder auf den Altan, und als er ihm dort gegenüberstand und ihn näher ansah, mußte er langsam die Augen niederschlagen, denn Georg kam ihm vor wie ein Mann von Stahl, und dabei hatte er die Empfindung, als habe er selbst keine Knochen in den Gliedern und keine Wirbelsäule im Rücken.

Am Abend war der See wundervoll beleuchtet, und eine große Wasserfahrt mit Musik und Feuerwerk sollte den Festtag beschließen.

Im ersten Boote saß Wendelin XVI. mit seiner Königin auf weichen Kissen von Samt und Hermelin, im zweiten Georg mit seinem lieben Weibe. Die Mutter mochte sich von diesen beiden nicht trennen, und das Glück, sie zu besitzen, keine Stunde entbehren.

Das Wetter war so köstlich, wie es nur an diesem Glückstage verlangt werden konnte. Der volle Mond schien so hell, als wolle auch er dem Könige zu seinem neuen Titel gratulieren, die Glocken begannen wieder zu läuten, und ein Mädchen- und Knabenchor sang in dem Kahne, welcher neben der königlichen Prachtgondel fuhr, das neu komponierte Lied, welches vierundzwanzig Strophen lang war, von denen jede: „Heil Wendelin dem Glücklichen" endete.

Der König saß neben seiner Gemahlin, welche auf den hergelaufenen Bruder schalt und ihrem Gatten gebot, zu untersuchen, ob dieser Baumeister nicht am Ende gar ein falscher Griso sei. Er und sein Kind, sagte sie, hätten wohl auch eine graue Locke; aber das Färben der Haare sei leicht, und dieser pausbackige Bube gehöre gewiß eher in die Wiege eines Bauern als eines Prinzen.

Wendelin XVI. hörte nicht, was sie sagte, denn sein Herz that ihm sehr weh, und jedesmal wenn eine Glocke die andere recht hell und vorlaut übertönte oder der Chor sein „Wendelin der Glückliche" besonders kräftig und überzeugt herausschmetterte, war es ihm, als ob man ihn verspotten und hänseln wolle. Am liebsten hätte er laut aufgeheult vor Scham und Seelenpein und sich in das zweite Boot zu seiner freundlichen Mutter und seinem starken Bruder Georg geflüchtet. Wenn er ins Wasser schaute, so meinte er, daß die Fische im See ihn auslachten, sah er aufwärts, so zog ihm der Mond ein höhnisches Gesicht und blickte spöttisch auf den armseligen Mann, welcher doch „der Glückliche" hieß. Er wußte sich nicht zu fassen und zog sich ganz in sich zusammen, hielt sich die Ohren zu, und hätte Gott weiß wie gern mit dem starken Schiffsmann getauscht, welcher ihm gegenüber frisch und mit sehnigen Armen das purpurne Segel stellte.

Eine leichte Brise trieb die königliche Gondel der Insel zu, auf der das Feuerwerk abgebrannt werden sollte. Das zweite Schiff folgte dem ersten in geringer Entfernung. Georg hielt die Hände seiner Mutter und Gattin in den seinigen, und dabei sprachen sie nur wenige Worte, aber jedes umschloß einen ganzen Schatz von Liebe und Glück und erzählte beredter, als lange Sermone, wie wert und hoch diese drei Menschenkinder einander schätzten.

Die königliche Gondel fuhr ruhig an der Klippe vorbei, welche die südliche von der nördlichen Seite des Sees teilte, sobald sich aber das zweite Boot derselben genähert hatte, pfiff plötzlich und unvorhergesehen ein furchtbarer Windstoß aus den Felsenspalten heraus, und bevor die Matrosen Zeit gefunden, das Segel zu reffen, traf er es einmal — und wieder — und riß das leichte Boot tief auf die Seite. Georg regte sich eifrig und half den Matrosen, aber schon hatte ein neuer Windstoß das Segel getroffen. Die Gondel schlug um, und ein tosender Strudel riß sie in den Abgrund. Neben Georg tauchten beide Frauen aus den Wogen empor. Er ergriff die Mutter und kämpfte wacker mit Sturm und Wellen, bis er sie auf den Sand am Fuße der Klippe niederlegte. Dann schwamm er mit ungestümem Eifer zu der Unglücksstätte zurück. Die Mutter war gerettet, aber sein Weib, seine Geliebte, sein Alles? Sie retten oder mit ihr untergehen war sein einziger Gedanke.

Da wallte ein goldiger Streifen auf den bewegten Wellen. Das war ihr Haar, ihr wundervoller, seidiger Hauptschmuck. Mit Riesenkraft strebte er ihm entgegen und nun erreichte er ihn, nun faßte er ihn, nun berührten seine bebenden Hände ihren Leib, nun hoben sie ihn in die Höhe. Sie atmete, sie lebte; es lag an ihm, sie dem bösen Feinde, sie dem Tode zu entreißen. Mit der einen Hand preßte er sie an sich, mit der anderen teilte er mächtig die Flut; aber es war, als hätte der See sich in einen Strom verwandelt, der in heftigem Lauf gegen ihn anstrebte. Er kämpfte, er rang mit keuchender Brust, doch vergebens, immer

vergebens. Schon begann ihm die Kraft zu erlahmen. Nach Hilfe ausschauend erhob er das Haupt und die Augen.

Da zog seines Bruders Gondel ruhig und unberührt von Sturm und Unheil wie ein Schwan im Mondschein dahin, und als er das sah, trübte ein bitterer Gedanke seine Seele, und es kam ihm in den Sinn, daß Wendelin der Glückliche heiße, und daß er selbst ein Unglückskind sei. Aber schon teilten seine Arme wieder die Wellen, und diesmal mit besserem Erfolg als vorher. Jetzt schlug Speranza die Augen auf und erkannte ihn und küßte ihm die Stirne und sagte: „Du liebster, bester der Menschen."

Von der Klippe rief die Herzogin: „Georg, mein guter, mein einziger Sohn!"

Da ward es ihm mit einemmal gar wunderbar warm ums Herz. Alle Bitterkeit schwand dahin, und das Wasser schien ihn mit der teuren Last an seiner Brust wie auf Armen zu tragen. Er sah, er fühlte seines Weibes Nähe. Vor sein inneres Auge stellte sich das Bild seiner Mutter, seines Kindes, seines herrlichen Werkes, des hohen unvergänglichen Domes, den er zu Gottes Ehre errichtet. Dann flog ihm durch den Sinn, wie süße Wonnen ihm jeder neue Frühling gebracht, wie das Schaffen ihn beseligt, mit wie heißem Entzücken ihn alles, was schön war auf Erden, durchdrungen hatte, und nun erwiderte er so dankbar bewegt als sei kein Mensch auf Erden je glücklicher gewesen, als er, den Kuß der Geliebten. Gerettet! Sie war gerettet! Er fühlte festen Grund unter den Füßen und hob sie zum Ufer empor; aber während er sie in die kräftigen Arme legte, welche sich von dort aus ihr entgegenstreckten, riß ihn eine wilde Woge in die Tiefe zurück: die Wasser des Sees schlugen über ihm zusammen.

Am nächsten Morgen fanden die Fischer seine Leiche. Sein Weib und die Herzogin waren gerettet. Die Weisen des Landes sagten, das Unglückskind habe so geendet, wie es vorauszusehen gewesen, und das Volk sprach ihnen nach.

In dem Mausoleum der Griso waren nur noch zwei Plätze frei, und diese mußten für König Wendelin den Glücklichen und seine Gemahlin aufgespart werden. So konnte das Unglückskind nicht einmal in der Gruft seiner Väter Ruhe finden, und man bestattete Georg auf einem grünen Hügel, von dem sich ein schöner Blick auf den See und in die Ferne bot.

König Wendelin der Glückliche und seine Gemahlin erreichten ein hohes Greisenalter. Nachdem er zuletzt völlig kindisch geworden, gewöhnte er sich auch ab, in der Nacht so jämmerlich zu seufzen und zu wimmern wie früher. Nach seinem Tode ward er neben der Königin Isabella in der kältesten Ecke des steinernen Mausoleums bestattet, und kein Sonnenstrahl berührte je seinen Sarkophag. Sein Sohn Wendelin XVII. besuchte denselben jedes Jahr einmal am Allerseelentage und legte einen trockenen Immortellenkranz auf den Deckel.

Georgs Grabhügel war rings von Sträuchern und Blumen umblüht. Liebende Mutter-, Gattin- und Kinderhände hegten und pflegten es, und wenn der Frühling kam, sangen Nachtigallen, Rotkehlchen, Finken und Amseln ohne Zahl fröhliche Lieder zu Häupten des Unglückskindes, das da ruhte. Sein Sohn Georg wuchs auf zum Stolz seiner Mutter und ward ein edler Fürst im schönen Italien. Jahrhunderte sind seitdem vergangen, und heute noch pilgern von nah und fern dankbare Künstler zu dem Grabe des großen Baumeisters Peregrinus Georg Griso und legen Kränze auf den grünen Hügel, den die Sonne so freundlich bescheint.

Sie weiß wohl nicht, daß unter demselben ein Unglückskind ruht.

Das Kind.

Von

Eduard Paulus.

Ich irr' auf öder Heide
Durchs harte Felsgestein,
Mir singt in meinem Leide
Ein schwarzes Vögelein.

Es singt von einem Feste
Und einer holden Braut,
Da traf die Hochzeitsgäste
Ein jäher Klagelaut.

Da hat der Todesengel
Sich auf das Kind gebückt,
Das mit dem Lilienstengel
Zum Feste sich geschmückt.

Da fiel Cypressenschatten
In dieses frohe Haus,
Die sich gefreuet hatten,
Sie gingen still hinaus.

Im lichten Feierkleide
Bestatteten sie dich, —
Ich irr' auf öder Heide
Und weine bitterlich.

Prinz Eugen nach der Schlacht bei Belgrad. Von Sig. l'Allemand.

Wir und unsere Nachbarinnen.

Von
Mathilde Lammers.

Wenn wir Menschenkindlein auf die Welt kommen, so sehen wir uns alle merkwürdig ähnlich, sind für unparteiische Augen nicht gerade hübsch und verraten auch dem scharfsichtigsten Beobachter noch sehr wenig von der äußeren und inneren Gestaltung, die uns anzunehmen und unserem Schicksal aufzuprägen bestimmt ist. Und doch, so sicher jedes Menschenlos und jedes Individuum sich von dem anderen verschieden entwickelt: die Grundbedingungen dieser Entwickelung sind dem Keime nach in der Regel schon gegeben, wenn das erste Lächeln die vorhergegangenen Thränen ablöst, und unter ihnen spielen nicht die unwichtigste Rolle die Nation und die sociale Stellung, in die ein Mensch hineingeboren wird. So läßt es sich denn an der Hand der Erfahrung auch wohl versuchen, in flüchtigen Umrissen den Lebensgang zu skizzieren, den die Frauen der wichtigsten Kulturvölker zu durchmessen pflegen, mit allem Vorbehalt, daß nur eine sehr umfangreiche Darstellung dem Gegenstande völlig gerecht werden könnte, und daß keine noch so ausgedehnte persönliche Beobachtung, eben weil sie immer nur einen Bruchteil der Erscheinungen umfaßt, irgend welchen Anspruch auf Unfehlbarkeit hat.

An der Schwelle des Daseins haben wir deutschen Frauen es besser als unsere Zeit- und Standesgenossinnen jenseits des Kanals und der Vogesen. (Da der geneigte Leser möglicherweise an dieser absoluten Fassung sofort Anstoß nimmt, so setze ich bescheidentlich „in der Regel" hinzu, bitte ihn aber aus stilistischen Gründen, diese notwendige Beschränkung, für welche ich ihm die Ausdrücke „gewöhnlich", „meistens", „vielfältig", „in der Mehrzahl der Fälle", „nach meinem Dafürhalten" zur Verfügung stelle, überall da selbst vollziehen zu wollen, wo ihm eine uneingeschränkte Behauptung mißfällt. Als vorsichtige Köchin möchte ich nicht gern Salz und Pfeffer an jedes Gericht thun, stelle aber die Büchslein mit dieser Würze zum beliebigen Gebrauch auf den Tisch.) Also das kleine deutsche Mädel, in dessen rotem Gesicht ohne Nase und Augenbrauen weder die künftige Schönheit noch die künftige Häßlichkeit sich ankündigt, scheint mir vom Schicksal mehr begünstigt als die kleine Miß oder Mademoiselle in demselben Stadium ihres Daseins. Die kleine Französin nämlich wird, sobald sie transportabel ist, en nourrice gethan; man bringt sie aus Paris — und Paris ist ja Frankreich! — nach einem ländlichen Ort zu irgend einer guten ländlichen Pflegefamilie, wo sie allerdings frische Luft und gute Nahrung, wahrscheinlich auch ganz gute Behandlung, aber doch nur gemietete Sorgfalt und bezahlte Liebkosungen empfängt, bis auf die kurzen Inspektionsbesuche, die Monsieur und Madame dem bébé alle vierzehn Tage oder drei Wochen abzustatten pflegen. Madame ist leider verhindert, ihren Mutterpflichten in anderer Weise nachzukommen. Gehört sie zu den oberen Zehntausend, so würde ihr Salon darunter leiden; ist sie Bourgeoise, so muß sie ihrem Gatten erwerben helfen, sei es in seinem Geschäft oder in einem anderen, das sie allein führt, und kann sich durch die beständige Aufmerksamkeit, welche die Pflege eines ganz kleinen Kindes erfordert, nicht stören lassen. Bis zum dritten, vierten, ja bis zum sechsten Jahr bleibt das kleine Fräulein also bei ihren Viceeltern, welche dafür oft in lebenslänglicher Anhänglichkeit als bescheidene Freunde des Hauses festgehalten werden.

Die kleine Engländerin dagegen bleibt nicht bloß im Hause, sondern bekommt auch gleich einen besonderen Teil des Hauses als Aufenthalt angewiesen: wenn es hoch hergeht, ein Schlafzimmer und ein Wohngemach, sonst wenigstens das erstere. Es ist auch nicht unerhört, daß ihre Mutter, etwa von einem unerfahrenen Kindermädchen unterstützt, ihre ganze Pflege allein übernimmt, und dann hat sie es allerdings mindestens ebensogut wie ihre kleine germanische Cousine am Rhein oder an der Elbe. Aber gewöhnlich beschränkt sich ihr Verkehr mit den Eltern doch auf einen oder einige tägliche Besuche, den Baby im Salon, oder jene im Kinderzimmer abstatten. Babys Pflegerin, Erzieherin oder Gesellschafterin ist in den ersten sechs Jahren ihres Lebens die Nurse, eine respektable, strenge, autokratische, wohlmeinende alte Dienerin, welche unter dem kleinen Volk (denn das englische Baby wächst immer in Gesellschaft vieler Geschwister auf) Zucht und Ordnung hält und sich nicht dreinreden läßt. Es wird täglich wiederholten Ueberschwemmungen ausgesetzt, durch welche seine Haut eine blendende Frische erhält; sein Kopf

wird von innen wenig, von außen so fleißig bearbeitet, daß seine Haare einen gewissen Lebensüberdruß in spätere Jahre mitnehmen, und es lernt gleichzeitig mit seinen Zähnen auch seine silberne Gabel handhaben, wodurch es seine Zugehörigkeit zur gebildeten Gesellschaft zu dokumentieren hat. Dabei ist es nichts weniger als unglücklich, denn es weiß früh seinen Willen durchzusetzen und sich über etwa verhängte Strafen mit stoischer Unabhängigkeit des Geistes erhaben zu fühlen.

Haben **wir** es aber nicht doch besser, die wir auf dem Schoß und dem Arm einer zärtlichen Mutter aufwachsen; wir, deren Wiege neben dem Bette der Mutter steht; wir, die wir im Stande der Nesthäkchen den Mittelpunkt des Hauses bilden, allen Leuten vor die Füße laufen dürfen, sobald wir laufen können, und bei unseren Puppen, unseren kleinen Geschwistern oder älteren Brüdern, in der Stube und der Küche schon vor dem schulpflichtigen Alter allerlei Vorstudien auf unseren künftigen Beruf machen?

Auch der anbrechende Tag unseres jungen Lebens entspricht diesem heiteren Morgenrot. Wir sind freilich kaum sechs Jahre alt geworden, wenn schon der Staat seine rauhe Hand nach uns ausstreckt und uns das Joch der ersten Pflicht eines jeden Deutschen, der Schulpflicht, auf den zarten Nacken legt, mit möglichst genauer Vorschrift von unendlicher Gelehrsamkeit, die wir im Laufe von acht oder zehn Jahren uns aneignen sollen, während die kleinen Französinnen und Engländerinnen staatsseitig noch nicht einmal verpflichtet sind, auch nur das kleine i kennen zu lernen. Indessen ihre lieben Eltern pflegen sie doch auch mit Lesen, Schreiben und Rechnen zu plagen, und da sind wir denn wieder soviel besser daran als jene, daß wir fortfahren, Kinder des Hauses zu bleiben und doch in lustiger Gesellschaft vieler anderer gleichalteriger Kinder auf möglichst leichte Art die Elemente alles Wissens in uns aufnehmen, während unsere kleinen Nachbarinnen entweder ganz von Hause weg in Kostschulen und Klöster gethan oder von einer langweiligen Gouvernante unterrichtet werden. Klöster, ich besinne mich, haben in Frankreich kürzlich aufgehört Erziehungsanstalten zu sein; aber die weltlichen Anstalten für Mädchen tragen doch notgedrungen ein klösterliches, wie die für Knaben ein militärisches Gepräge, und wenn ein Kind in solcher Anstalt sich auch keineswegs unglücklich zu fühlen braucht, so kann doch keine Anstalt der Welt ihm die Kindheit in einem guten Elternhause ersetzen.

Wie unser Lernen, so sind auch unsere Spiele verschieden. Wir spielen Mutter und Kind, oder Bewegungsspiele im Freien, und die Puppe ist unsere unzertrennliche Gefährtin. Die kleinen Engländerinnen geben sich lieber mit zahmen Tieren als mit Puppen ab und teilen früh den Sport ihrer Brüder: Reiten und Fahren, Schiffen und Ballspiel. Die kleinen Französinnen üben sich auf Salonkünste; sie spielen à la Madame, d. h. sie führen die Besuche Erwachsener mit allen obligaten Verbeugungen und Redensarten auf, oder sie geben dramatische Vorstellungen. Verkleiden mögen wir uns freilich alle gern.

Indessen die Jahre des Spiels und des Lernens rauschen dahin; eines Morgens steht die erwachsene Jungfrau da — was nun? Die Engländerin „kommt heraus“: nämlich aus der Kinderstube; sie macht Besuche, geht in Gesellschaften und wird, wenn sie zu den Vornehmen gehört, bei Hofe eingeführt. Wie ungebunden sie auch als Kind gewesen sein mag: jetzt ist es ihr eigener Ehrgeiz, vollkommen wie eine feine Dame aufzutreten und sich nicht den kleinsten Verstoß gegen die Regeln der Etikette zu schulden kommen zu lassen. Im übrigen bleibt in ihrem Leben vieles wie es war. Nach wie vor treibt sie gewisse Studien; nach wie vor lebt sie mit Vorliebe im Freien und macht sich körperliche Bewegung; nach wie vor verkehrt sie ohne Zwang und oft sehr vertraulich mit ihren Brüdern und den Genossen ihrer Brüder. Ist sie gut gestellt, so treten nun allerlei Pflichten des öffentlichen Lebens an sie heran. Sie hilft in der Armenpflege, sie unterrichtet arme Kinder, sie sammelt Geld für gemeinnützige Zwecke; sie schwört zu einer politischen Partei und nimmt an der Wahlbewegung leidenschaftlich teil. Sie gewöhnt sich so in das hinein, was binnen kurzem ihre wichtigste Aufgabe werden soll: die sämtlichen Interessen ihres Mannes zu teilen oder aber ein einsames Leben so zu führen, daß es weder des Inhalts noch des Segens ermangelt. Sie hat sich an dieser Stelle nicht ohne Grund mir voran in die Feder geschoben: hier scheint's mir allerdings, als wäre es unter den dreien **ihr** Pfad, auf den das hellste Licht fällt. Schicken wir den Schatten gleich hinterdrein.

Mademoiselle ist natürlich entweder das einzige Kind ihrer Eltern oder sie hat höchstens noch

einen Bruder, der aber nicht zu Hause erzogen wird. Sie selbst mag nun eine Kostschule besucht haben oder im Hause unterrichtet worden sein, so ist jedenfalls längst nachgeholt, was in ihrem Verhältnis zu ihrer Mutter während der ersten Lebensjahre an süßer inniger Traulichkeit fehlte. Gänzliche Offenheit in allen ihren Gefühlen ist ihr zur Pflicht und durch nachsichtige Zärtlichkeit leicht gemacht; unablässige Hut hat dafür gesorgt, daß sie innerlich und äußerlich so wenig wie möglich erlebt. Früh haben für sie die Lehrjahre in den tausend kleinen Künsten und Geschicklichkeiten begonnen, die das Leben, das Haus und die eigene Person schmücken, und deren die Französinnen Meisterinnen sind. Jetzt wird es Zeit — sie zu verheiraten. Man setzt sich mit den Eltern eines jungen Mannes in Verbindung, und es beginnt ein Erkundigen hin und her, nach Alter, Gesundheitszustand, Vermögen, Familienverbindungen, Stellung, bei welchem sich die beiden, die wir für die Meistbeteiligten anzusehen pflegen, ganz passiv verhalten. Ist alles nach beiden Seiten befriedigend erfunden, und sind die letzten hundert Franken der Mitgift stipuliert, so werden die jungen Leute einander vorgestellt, und in drei Wochen ist die Hochzeit. — —

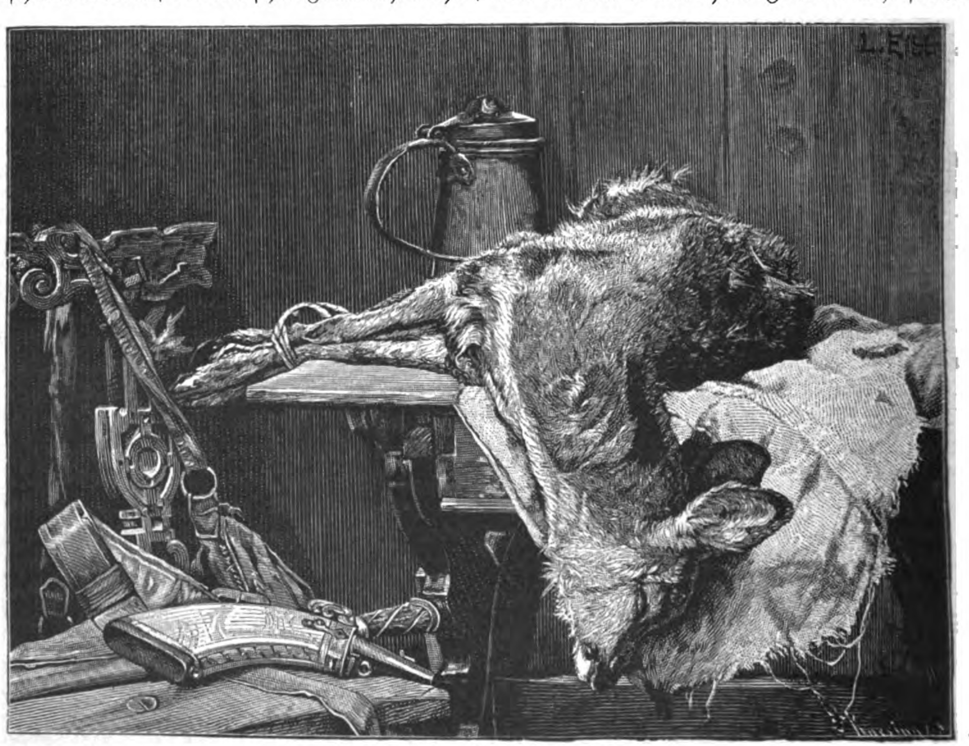
Diese Gedankenstriche vertreten die Worte, die mir fehlen, um die Entrüstung deutscher Frauenherzen über solchen Schacherhandel auszudrücken. Und dabei ist eine solche Verbindung nur durch den Tod zu lösen! Entsetzlich! sagt ein junges deutsches Mädchen, und hält sich die Ohren zu. Sie würde sich lieber ins Wasser stürzen als so über sich verfügen lassen, und ihre englische Stammverwandte, die wahrscheinlich schon einen boy-lover hat, noch ehe sie für erwachsen gilt, würde sich eher von Jack entführen lassen, ehe sie ihren Eltern solche Macht einräumte. Aber die junge Französin fügt sich seelenvergnügt ins Unvermeidliche und thut wohl daran; denn die allgemeine Sitte und der Code Napoleon sind auf jeden Fall stärker als sie.

Was treibt inzwischen unsere junge Landsmännin? Sie hat mit sechzehn Jahren zu lernen aufgehört, denn sie weiß in der That schon mehr als die beiden anderen; nur einige Talente kultiviert sie noch. Ihre Beschäftigungen sind vielseitig, wenn auch nicht anstrengend; ihre anerkannte Lebensaufgabe ist erfreulich, wenn auch nicht genau umgrenzt: sie soll nämlich ihrer Umgebung das Leben verschönern und sich selbst möglichst gut dabei unterhalten. Aber unter diesem auf der Oberfläche liegenden Lebenszweck birgt sich ein zweiter, unausgesprochener. Sie soll sich natürlich auch verheiraten, und zwar möglichst bald und vorteilhaft. In der Theorie ist nun ihr Lebensweg der folgende. Sie lebt noch ein paar Jahre im Elternhause, wo es ihr an nichts gebricht, mit gelegentlicher Abwechselung durch Besuche bei Freunden und Bekannten, Badereisen und Sommerfrischen. Irgend ein sehr angenehmer, gebildeter, solider und gutgestellter junger Mann sieht sie ein paarmal, fühlt sofort, daß er ohne sie nicht leben kann, bietet ihr schleunigst Herz und Hand und wird von ihr und ihren Eltern mit offenen Armen willkommen geheißen. „Und sie wurden Mann und Frau," wie es am Schluß der Märchen heißt, „und waren glücklich bis an ihr Lebensende!" Schade, schade nur, daß die Sache in der Praxis so oft anders verläuft! Entweder werden aus den paar Jahren viele Jahre, oder das Elternhaus schließt sich, ehe der eigene Herd gegründet werden kann. Oder der betreffende Mann ist nicht angenehm, oder nicht jung, oder nicht gebildet, oder nicht solide, oder nicht gut gestellt. Oder er kann sich nicht entschließen und läßt sie schmachten. Oder Papa und Mama wollen ihn nicht zum Schwiegersohn. Oder — auch das ist nicht unmöglich! — es kommt gar keiner! Und dann muß sie sich damit trösten, daß sie ihren Beruf verfehlt hat, denn auf einen anderen Ausgang ihrer Mädchenjahre war ihr Lebensplan nicht angelegt.

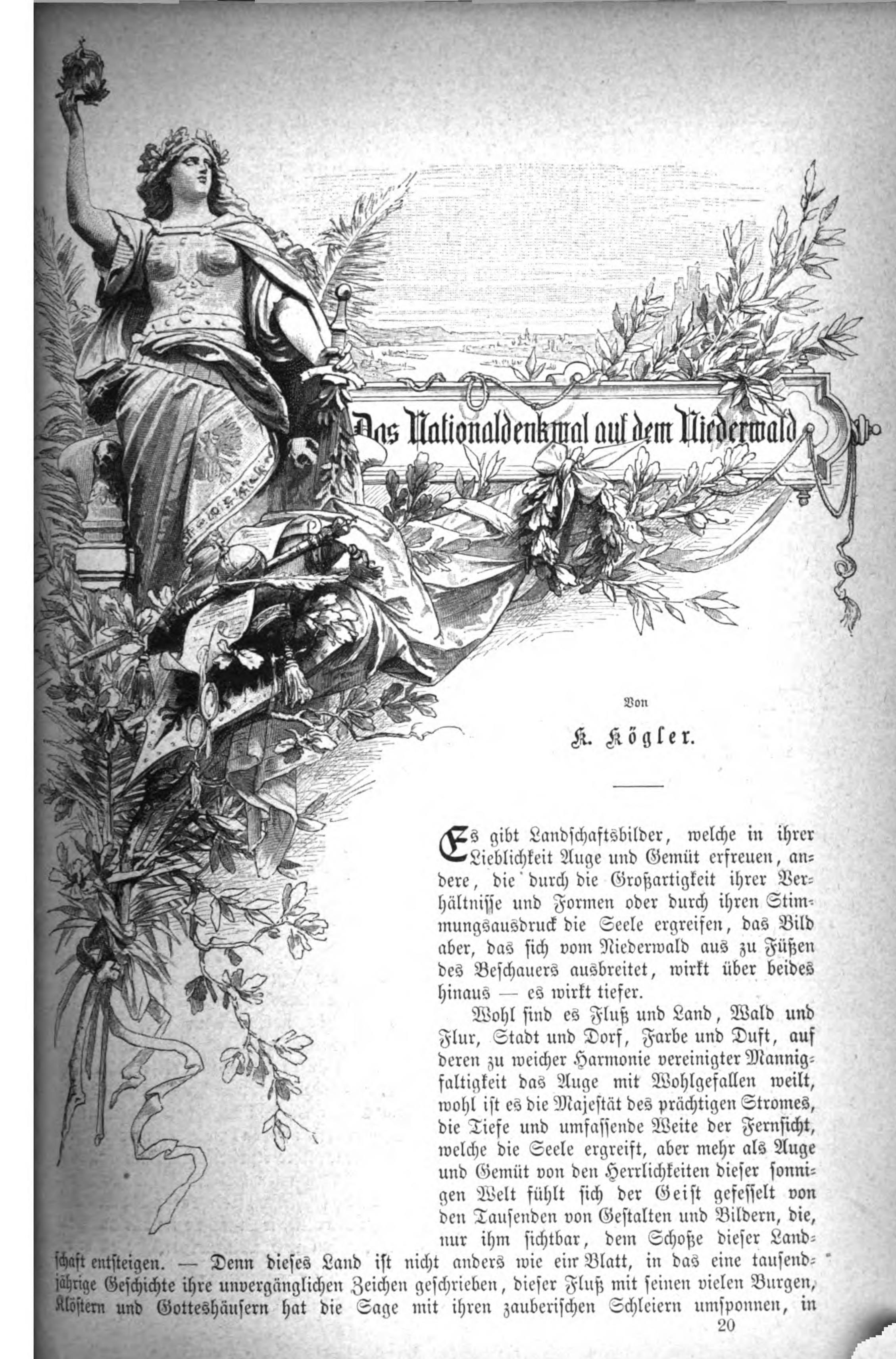
Aber hier auf dem Papier, wo es nichts kostet, wollen wir sie einmal nach ihrer Façon selig werden lassen; das passiert ja auch alle Tage im lieben deutschen Vaterlande, wenn es auch längst nicht mehr ohne Ausnahme ist. Dann beginnt für sie eine Zeit, deren überschwenglicher Seligkeit keine von ihren Nachbarinnen etwas an die Seite zu setzen hat: der öffentliche Brautstand und die Flitterwochen. Sie müßte über einem achtzehnjährigen Herzen einen vierzigjährigen Kopf tragen, wenn sie nicht mit der Meinung in die Ehe treten sollte, ihr Lebensglück sei ihr bereits in Gestalt eines unerschöpflichen Kapitals in die Hand gelegt, von dem sie immer nur auszugeben brauche, ohne das geringste dazu zu thun. Daß eine Kunst dazu gehört, ein Nachdenken, Anstrengung, Selbstverleugnung, langmütige Liebe und fortwährende Arbeit an sich selbst, voraussetzende Kunst, und zwar in einem gewissen Maße von beiden Seiten, wenn ein Ehebund fürs Leben beglücken soll, das läßt der

Eintritt in die Ehe, wie er in Deutschland offiziell verläuft, der Braut als kaum glaublich erscheinen. Und daher folgt dem strahlenden Morgen nur selten ein ebenso sonnenwarmer Tag, und Ausländer, welche das Leben deutscher Frauen in reiferen Jahren beobachten, sind geneigt zu meinen, daß ihre Nachbarinnen es dann besser haben als sie. Der Engländer teilt seine sämtlichen Interessen mehr mit seiner Frau, der Franzose nimmt stärker an ihren häuslichen und Familiensorgen teil; beide werden von früh auf gewöhnt, höfliche, rücksichtsvolle Formen auch im vertrauten Zusammenleben mehr zu beachten als der Deutsche. Formen, welche eine wahre tiefe Liebe nicht ersetzen, wohl aber sie, wenn sie vorhanden ist, verschönen und in ihrer Abwesenheit das Leben erträglich machen können. Jedenfalls gibt die Thatsache zu denken, daß in Frankreich und England verhältnismäßig mehr Ehen geschlossen werden als in Deutschland, und daß nach dem einstimmigen Urteil unparteiischer Beobachter der unglücklichen Ehen gerade in Frankreich weniger sind als bei uns. Man kann wohl sagen, daß nach der Eheschließung ein typischer Lebenslauf der deutschen Frau nicht mehr gezeichnet werden kann; diejenigen ihrer Eigenschaften, um deretwillen sie die meiste Aussicht auf eine Eheschließung gehabt hat, sind häufig zur Begründung eines glücklichen Lebens in der Ehe am wenigsten wirksam, und es kommt daher alles auf die Uebereinstimmung der Charaktere und äußere Umstände an, die in jedem Fall verschieden sein können. Von der deutschen Frau, der mittleren Stände wenigstens, wird im Durchschnitt eine größere und vielseitigere Leistungsfähigkeit verlangt als von ihren gleichgestellten Nachbarinnen; die Engländerin und die Französin haben beschränkteren Ansprüchen zu genügen, werden aber auf die Erfüllung derselben besser vorbereitet.

Die „alten Jungfern" endlich haben es in Deutschland nicht schlecht, wenn sie arbeiten können und wollen — was allmählich die Regel zu werden scheint; in England nicht, wenn sie Geld haben — was nicht mehr so sicher die Regel ist wie früher. Und in Frankreich? Ja, da gibt es kaum welche und die vorhandenen entziehen sich der allgemeinen Beobachtung, denn sie leben einsiedlerisch in der Welt oder gesellig im Kloster, und da wollen wir ihren Frieden nicht stören.



Stillleben. Von L. Eibl.



Das Nationaldenkmal auf dem Niederwald

Von

K. Kögler.

Es gibt Landschaftsbilder, welche in ihrer Lieblichkeit Auge und Gemüt erfreuen, andere, die durch die Großartigkeit ihrer Verhältnisse und Formen oder durch ihren Stimmungsausdruck die Seele ergreifen, das Bild aber, das sich vom Niederwald aus zu Füßen des Beschauers ausbreitet, wirkt über beides hinaus — es wirkt tiefer.

Wohl sind es Fluß und Land, Wald und Flur, Stadt und Dorf, Farbe und Duft, auf deren zu weicher Harmonie vereinigter Mannigfaltigkeit das Auge mit Wohlgefallen weilt, wohl ist es die Majestät des prächtigen Stromes, die Tiefe und umfassende Weite der Fernsicht, welche die Seele ergreift, aber mehr als Auge und Gemüt von den Herrlichkeiten dieser sonnigen Welt fühlt sich der Geist gefesselt von den Tausenden von Gestalten und Bildern, die, nur ihm sichtbar, dem Schoße dieser Landschaft entsteigen. — Denn dieses Land ist nicht anders wie ein Blatt, in das eine tausendjährige Geschichte ihre unvergänglichen Zeichen geschrieben, dieser Fluß mit seinen vielen Burgen, Klöstern und Gotteshäusern hat die Sage mit ihren zauberischen Schleiern umsponnen, in

dieser weichen Luft umweht dich die Poesie vieler Jahrhunderte.

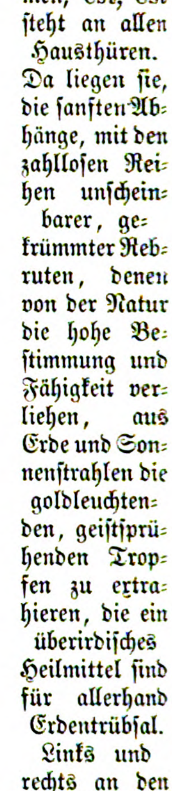
Laß dein Auge schweifen über die duftigen Rebenlande, die sich vor dir ausbreiten, und wo es auch Halt macht, lebt und webt es von den Geistern versunkener Geschlechter, von den märchenhaften Gebilden der Sage.

Mannigfaltige Bilder der Vergangenheit treten bunt durcheinandergeworfen, in ununterbrochener Kette und schier körperlich greifbar vor deinen Geist. Kriegsgetöse und Friedensstille, Greuelthaten und edelmütiges Christenwerk, düstere und heitere Zeiten schreiten in buntem Wechsel an dir vorüber. Wie getragen von der leise dazwischen tönenden bestrickenden Melodie der Zauberin Lorelei tauchen sie auf und entschweben. Fiele nicht der helle Sonnenschein der Gegenwart blendend dir in die Augen, sendete nicht der lebendige Geist der modernen Zeit durch die Dampfpfeife seiner den Fluß hinauf- und hinuntergleitenden, buntbewimpelten Schiffe dir zahlreiche Grüße herauf, rüttelte nicht das Dröhnen der unten am Fuße der Felsen hinpustenden Lokomotive dich aus der sinngefangennehmenden Traumwelt zur hellen Wirklichkeit auf, du würdest in ihr versinken.

Nun hörst du im Abhang die Nachtigall schlagen, siehst die Rebhügel sich färben mit dem bräunlichen Grün junger Triebe, der Winzer weißbeärmelte Schar waltet munter in den Weinbergen, von Rüdesheim, Bingen und den zahllosen Ortschaften klingen die Glocken herauf und der Eichwald rauscht über deinem Haupt. Und nun siehst du sie alle vor dir liegen, die gesegneten Orte, deren Namen genannt sind, soweit gesittete Menschen wohnen, die: Rüdesheim, Geisenheim, Oestrich-Winkel, Johannesberg, Hallgarten, Kindrich, Rauenthal (Markobrunnen), Hattenheim, Eltville, Ingelheim u. a. Vinum bonum tönt es hier von allen Türmen, est, est steht an allen Hausthüren.



Professor Johannes Schilling.



Da liegen sie, die sanften Abhänge, mit den zahllosen Reihen unscheinbarer, gekrümmter Rebruten, denen von der Natur die hohe Bestimmung und Fähigkeit verliehen, aus Erde und Sonnenstrahlen die goldleuchtenden, geistsprühenden Tropfen zu extrahieren, die ein überirdisches Heilmittel sind für allerhand Erdentrübsal. Links und rechts an den holperigen Gäßchen dieser Ortschaften, in dunklen, spinnwebverbauten Kellern nicht minder als in den unterirdischen säulengetragenen Kreuzgewölben der Edelhäuser, Abteien und Weingroßbauern liegen sie, diese edlen Tropfen, das Köstlichste, was deutsche Erde hervorbringt, gesammelt in mächtigen Gebinden; von hier aus treten sie, das Evangelium der Freude verkündend, ihre Apostelfahrten an, hinaus in alle Welt, zu allen Völkern!

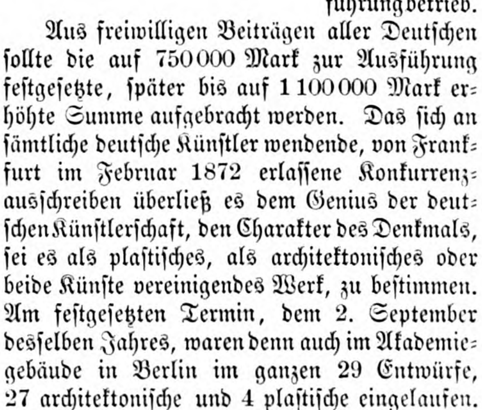
Welch fröhliches, freies, gesundes Volk diese Gauen bewohnt, wem müßte ich das berichten? Unverdrossen und weitherzig schaut es in die Welt, weinbauend und rührigen Verkehr trei-

bend zu Wasser und zu Land. — So verweben und verwachsen sich heitere, warmblütige Gegenwart, geschichtliche und sagenhafte Vergangenheit in dieser vor uns ausgebreiteten Welt zu einem Bilde von so nachhaltiger Tiefe der Wirkung wie kein zweites in unserem großen Vaterlande.

Und hier nun auf diesem erhabenen Punkte, dem inhaltreichsten, den deutsche Erde kennt, auf dieser Höhe, wo der Geist deutscher Geschichte, deutschen Lebens und deutscher Poesie dich so mächtig umweht, wie an keinem anderen Ort, hier wird dem deutschen Volke ein Heiligtum erbaut, ein Erhebungs- und Erinnerungsmal für alle späteren Geschlechter. — Am 10. Mai 1871, dem denkwürdigen Tage, da morgens zu Frankfurt a. M. der deutsch-französische Friedensvertrag unterzeichnet worden war, lud Graf Bismarck den Grafen zu Eulenburg unmittelbar nach jenem Akt zu einer Spazierfahrt ein. Unter welchen Gefühlen und Gesprächen diese Fahrt verlief, läßt sich denken. In dieser Stunde wurde vom Grafen Eulenburg die Idee eines allgemeinen deutschen Nationaldenkmals zur Erinnerung an die eben abgeschlossenen großen Ereignisse zum erstenmal ausgesprochen und von Bismarck gebilligt. Jener kann also die Vaterschaft dieses nationalen Gedankens beanspruchen. Allenthalben begegnete diese Idee, sobald sie laut wurde, der freudigsten Zustimmung. Bald bildete sich aus Männern aller Parteien, namentlich Reichstagsmitgliedern, ein Komitee, um die Verwirklichung derselben in die Hand zu nehmen. Nicht ohne große Meinungsverschiedenheit, wie sich denken läßt, kam man der Sache allgemach näher, insbesondere kostete es einige Schwierigkeiten, sich über die Platzfrage zu einigen: Die Pfalz, Saarbrücken, der Niederwald und Unterrhein stritten sich um die Ehre. Schließlich trug der von Kurdirektor Heil in Wiesbaden vorgeschlagene Niederwald den Sieg davon. Die Verwirklichung des Gedankens und die Ausführung des ganzen Denkmals ist das Verdienst des Landesdirektors H. Sartorius zu Wiesbaden, welcher elf Jahre lang die Geschäfte des Ausschusses als Stellvertreter des Vorsitzenden, Grafen zu Eulenburg, leitete und unter unendlichen Schwierigkeiten mit Ausdauer und Aufopferung die Ausführung betrieb.



Professor K. Weißbach.



Aus freiwilligen Beiträgen aller Deutschen sollte die auf 750000 Mark zur Ausführung festgesetzte, später bis auf 1100000 Mark erhöhte Summe aufgebracht werden. Das sich an sämtliche deutsche Künstler wendende, von Frankfurt im Februar 1872 erlassene Konkurrenzausschreiben überließ es dem Genius der deutschen Künstlerschaft, den Charakter des Denkmals, sei es als plastisches, als architektonisches oder beide Künste vereinigendes Werk, zu bestimmen. Am festgesetzten Termin, dem 2. September desselben Jahres, waren denn auch im Akademiegebäude in Berlin im ganzen 29 Entwürfe, 27 architektonische und 4 plastische eingelaufen.

Das Preisgericht, bestehend aus den Herren: Prof. Drake, Oberbaurat Strack und Geh. Regierungsrat Hitzig aus Berlin, Oberbaurat Schmidt aus Wien und Prof. Kasp. Zumbusch aus München, erklärte unter sieben ausgewählten Arbeiten drei, und zwar diejenige des Architekten Eggert in Berlin (S. 158), die des Bildhauers Prof. Joh. Schilling (S. 161) und die des Architekten Pieper (S. 161), beide aus Dresden, für die besten, keine einzige aber, teils aus materiellen, teils aus ästhetischen Gründen, als der gestellten Aufgabe vollkommen gerecht werdend. Dementsprechend wurde auch von der Verteilung der programmmäßigen Preise abgesehen und den drei genannten Künstlern je ein vom Komitee freiwillig ausgesetzter Ehrenpreis zuerkannt.

Eine zweite engere Konkurrenz, zu welcher außer diesen dreien noch einige andere Künstler persönlich eingeladen wurden, und welche 13 Entwürfe ergab, hatte wiederum ein negatives Resultat. Doch ward die Idee des Prof. Schilling als die geeignetste zur Ausführung begutachtet, und dieser zur nochmaligen Umgestaltung derselben aufgefordert.

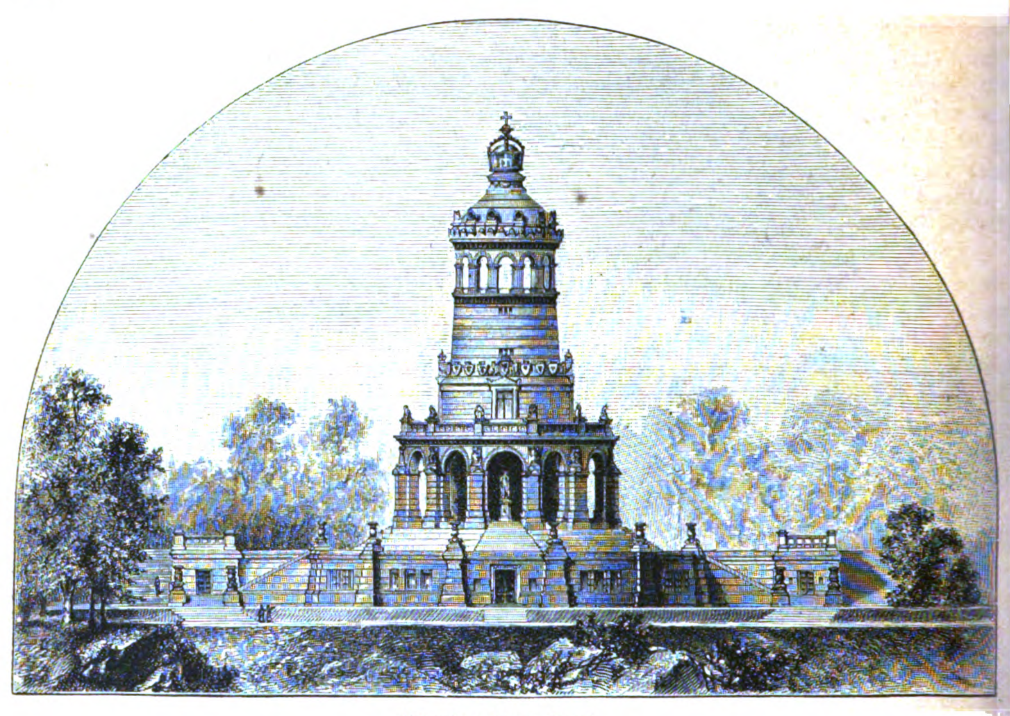
Man muß gestehen, das Komitee hat Glück gehabt. Prof. Schilling strafte den Erfahrungsgrundsatz Lügen, daß der in frischer Begeisterung erfaßte erste Entwurf einer künstlerischen Aufgabe der beste sei, und alles spätere Korrigieren und Umarbeiten nur zu ihrem Nachteil ausschlagen müsse. Seine dritte Skizze, die er im Verein mit dem Architekten Prof. Weißbach in Dresden ausführte, rief allgemeinen ungeteilten Beifall hervor. Und wirklich ist in diesem Entwurf die Aufgabe in unvergleichlich schöner Weise gelöst. Da Tausende von photographischen und anderen Nachbildungen von ihm verbreitet, er daher allgemein bekannt ist, füge ich nur eine kleine allgemeine Skizze hier bei, lediglich um den Vergleich mit den vorhergehenden Entwürfen zu ermöglichen (S. 164).

Zweiter Entwurf von Prof. Schilling.

Den Platzverhältnissen glücklich Rechnung tragend, aus dem Felsrücken des Berges sozusagen natürlich herauswachsend, entfaltet es sich aus dem massiv angelegten Unterbau, nach oben sich verjüngend, in den wohlthuendsten Verhältnissen zu kräftig hochaufstrebender Wirkung. Der



Die Grundsteinlegung am 16. September 1877.



Entwurf von Eggert (S. 156).

bis zur halben Höhe des architektonischen Teils reichende quadratische Unterbau ist hinten und nach beiden Seiten mit einer stufenförmig abfallenden weit ausgeschweiften Mauer eingefaßt, welche in ihrer Anordnung die organisch überleitende Verbindung mit dem Boden vermittelt. In maßvoller Gliederung emporsteigend, oben von einem kleinen überdachten Halbbogen, über dem sich frei der Reichsadler erhebt, abgekrönt, enthält er auf zwei, die Ecken flankierenden Sockeln die Figuren des Kriegs und des Friedens (S. 160), einen niederen, die breite Mittelfläche des unteren Geschosses wohlthuend unterbrechenden Vorsprung mit der Gruppe Rhein-Mosel, und im oberen Teil einen durch die ganze Fläche laufenden Querfries, der in Hautrelief den greisen Oberfeldherrn, umgeben von den deutschen Fürsten, Feldherren, Staatsmännern und Soldaten aller Waffengattungen, also die ganze deutsche Wehrkraft vereinigend, darstellt. Die Seitenflächen enthalten je einen Fries mit den Darstellungen: „Der Krieger Auszug“ und deren „Heimkehr“. Ueber diesem Unterbau erhebt sich auf feingegliedertem Uebergang, dessen eine Fläche, an den vorstehenden Reichsadler anschließend, in ringsumlaufender Reihe die Wappen der deutschen Staaten zeigt, der darüberliegende in der Mitte der vier Seiten je ein eisernes Kreuz und an den zurücktretenden Ecken je einen Lorbeerkranz trägt, das eigentliche Piedestal. Auf seiner vorderen großen Fläche enthält dieses einfach und schmucklos die Inschrift:

Zum Andenken
an die einmütige, siegreiche Erhebung des
deutschen Volkes
und
die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches
1870/71.

und endigt nach oben in drei schwach zurücktretenden Stufen, die den Sessel der Germania und diese selbst tragen.

Diese Germaniafigur, wie sie da vor uns steht, ist eine der schönsten Offenbarungen, die je einem Künstlergeist in gottbegnadeter Stunde aufgegangen ist. Es ist, als ob des Schicksals Huld, wie sie dem deutschen Volke bei den Ereignissen seiner stürmischen Wiedergeburt so unwandelbar zur Seite gestanden, in dieser herrlichen Figur ihrem Werke hätte die Krone auf-

setzen wollen. Kein Werk mühsamer Reflexion, scheint sie, wie weiland Minerva aus dem Kopf des Zeus, in göttlicher Vollendung aus dem begeisterten Haupte des Künstlers hervorgegangen zu sein. Frei von dem leisesten Anklang an irgend Vorhandenes erscheint sie bei aller Entfaltung klassischer Schönheitsformen, als die, in tausend Werken erstrebte, niemals gleich vollendet zur Erscheinung gebrachte, ideale Blüte deutschen, echt deutschen Wesens und deutscher Frauenschönheit. Ich kann sie nicht besser schildern als mit den Worten Fendlers: „Das Haupt von lang herabwallenden, mit Eichenlaub bekränzten Locken umrahmt, die jugendlich schönen Züge von kühner Begeisterung durchleuchtet, hat sie sich, mit dem linken Fuße vortretend, das lorbeerumwundene Schwert gegen den Boden stützend, von ihrem Thron erhoben, und im beglückenden Gefühl des Sieges über ihr befreites Land hinschauend, hebt sie mit der Rechten triumphierend den Preis des Kampfes, die wiedergewonnene Kaiserkrone hoch empor. Vom reinsten Wohllaut der Bewegung und von wunderbarer, edler und freier Hoheit des Ausdrucks ist diese Gebärde, von makellos keuscher Schönheit, die zur höchsten, freudigsten Entfaltung ihres Wesens gesteigerte Erscheinung der Gestalt. Durch die innere Erregung, die sie durchwogt, wird sie uns menschlich näher gerückt, — ihre stolze, in sich gesammelte Größe aber hebt sie wieder weit über das Gewöhnliche empor und stimmt das Gemüt des Beschauers zu bewundernder Verehrung. Jede Linie der Figur atmet diese Erhabenheit, die von unnahbarer Strenge wie von gefällig sich zueignender Anmut gleich weit entfernt ist. Aus echt nationaler und zugleich moderner Empfindung geboren, wendet sie sich nicht an den Kunstgeschmack auserlesener Kreise nur, sondern an das teilnehmende Verständnis der ganzen Nation und in hohem Maße scheint sie dazu berufen, ein dauerndes geistiges Besitztum derselben zu werden.“



Die künstliche Ruine Rossel auf dem Niederwald

Liegt in dieser Figur thatsächlich der Haupt-

wert des ganzen Denkmals, so treten die beiden Verkörperungen des Krieges und Friedens, jede in ihrer Art großartig und bedeutungsvoll gestaltet, gleichwohl durchaus würdig ihr zur Seite. Namentlich die erstere steht an Großartigkeit der Auffassung und Originalität der Erfindung der letzteren kaum nach. In kriegerischer Rüstung, mit im Winde wallendem Mantel darüber, das kräftige, kampferregte Haupt mit feuerloderndem Helm bedeckt, das Schwert gezückt, steht sie, in die Posaune stoßend, mit ihren weit gespannten mächtigen Flügeln da, die Personifikation der Kraft und Entschlossenheit. Mild und ruhig wie ein sanfter Frühlingstag schreitet dagegen die jugendliche Gestalt des Friedens einher. Das lockige Haupt mit Blumen bekränzt, bietet



sie mit der Rechten den Oelzweig, das Symbol des Friedens, während die Linke ein Füllhorn mit Früchten, den Segen desselben bedeutend, trägt. Weniger unmittelbar wirkend, wenn auch in der Ausführung die gleiche Meisterhand nicht verleugnend, ist die Gruppe des Rheines und der Mosel gedacht, wie jener als bisheriger Wächter an den Grenzmarken des Vaterlandes gegen den stets lauernden Feind, nunmehr von dieser abgelöst, das Wächterhorn mahnend in ihre Hand legt. Ueber die kritischen Meinungen, welche über diese Gruppe laut geworden sind, ein Urteil abzugeben, erlaube ich mir nicht. Der Gedanke selbst ist geistreich und schön,



und die Gruppe an ihrer Stelle dem Gesamteindruck des Monumentes nur günstig.

Die Namen der Helden, deren Bild das große Relief der Frontseite in Erz verewigt, werden nicht verloren gehen. Aber mit ihnen wird auch ein Name von friedlicherem Klange genannt werden, so lange ein Stein des Denkmals stehen, ein Stück seiner Bronzegestalten erhalten sein wird, der Name: Johannes Schilling. Er hat in dem Nationaldenkmal zugleich sich und der deutschen Kunst, hier weithin sichtbar an der großen Völkerstraße, ein dauerndes Ehrenzeichen geschaffen. Weitläufiger auf sein interessantes, thatenreiches Künstlerleben einzugehen, muß ich mir versagen, teile daher hier über seine Person nur mit, daß er in Mitweida im Jahre 1828 geboren, seine Studien an der Akademie in Dresden unter Rietschel, bei Prof. Drake in Berlin und Hähnel in Dresden machte, dieselben in Rom im Geiste der Antike vollendete, dann nach



Entwurf von Pieper (S. 156).

kürzerem Aufenthalt in Berlin nach Dresden zurückkehrte, zahlreiche, sämtlich das feinste Schönheitsgefühl zeigende Werke schuf, 1868 Professor an der dortigen Akademie wurde und nun seit 1874 rastlos mit Bewältigung der Riesenaufgabe des Nationaldenkmals thätig ist. Sein im Holzschnitt beigefügtes Bild (S. 154) mit dem herzgewinnenden Ausdruck sinnig-milden Wohlwollens und geistiger Belebung möge für eine längere Abhandlung über ihn entschädigen.

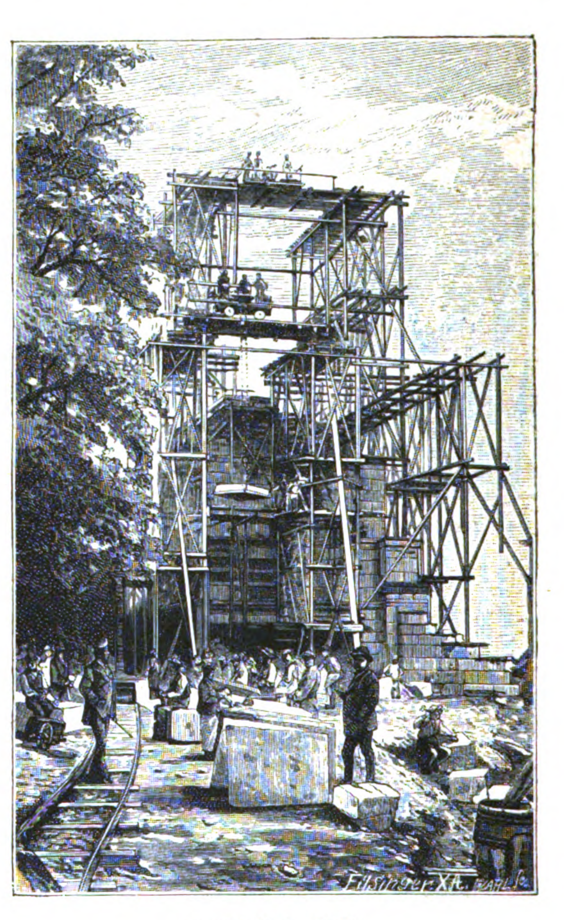
Neben dem seinigen wird noch ein zweiter Name mit dem Denkmal für immer verknüpft sein: Karl Weißbach, denn er hat dem Meister mit seiner Schwesterkunst treulich zur Seite gestanden und mitgestaltend, mitratend zum endlichen hochgelungenen Resultat viel beigetragen (S. 154).



Erster Entwurf von Prof. Schilling (S. 156).

Die kritischen Stimmen, welche sich häufig dem Vorgehen des Komitees gegenüber mißbilligend aussprachen, die angenommene Bausumme für drei- und vierfach zu gering erachteten, an dem Zusammenbringen derselben auf dem Wege freiwilliger Beiträge verzweifelten, Staatshilfe verlangten, im anderen Fall aber in Aussicht stellten, daß man sich mit einem untergeordneten Denkmal ohne jede Bedeutung werde begnügen müssen, waren nach dem Bekanntwerden des letzten Schillingschen Entwurfes verstummt. Da derselbe den leisesten Anklang

von Chauvinismus, jede gar naheliegende Anspielung auf den unterlegenen Feind vermied, und nur von reinster erhabenster Begeisterung zeugte, versöhnte er zugleich diejenigen, die befürchteten, daß die Nationaldenkmalidee wohl oder übel auf eine Provokation des französischen Volkes hinauslaufen werde. Glücklicherweise ließ sich das Komitee von alledem nicht beirren, wofür wir ihm heute dankbar sind. Seine vom schönsten Erfolge gekrönten Bemühungen waren keine geringen, namentlich aber werden die Verdienste des Herrn Landesdirektors Sartorius, auf dessen Schultern die ganze Angelegenheit hauptsächlich ruhte, um das Zustandekommen des Werkes dankbar anerkannt werden müssen. Nachdem man Prof. Schilling 1874 mit der Ausführung kontraktlich beauftragt hatte, ward sofort mit den Vorarbeiten am Platze energisch begonnen. 1877 am 16. September wurde von Kaiser Wilhelm im Beisein der Kaiserin, des Kronprinzen und dessen ältesten Sohnes, sowie der bedeutendsten Heerführer feierlichst der Grundstein gelegt.



Der Unterbau im Gerüst.

Die Bewohner Rüdesheims, Aßmannshausens und Umgebung werden diesen Tag nicht vergessen. Dort hoch über ihrem schönen Heimatland, vom deutschen Eichwald umrauscht, stand ihr Kaiser und gab mit drei Hammerschlägen dem Grundsteine jenes Werkes die Weihe, das ihren Niederwald zum heiligen Berge Deutschlands, auf welchem in Zukunft das deutsche Volk seine nationalen Feste feiern wird, zum Wallfahrtsorte aller künftigen Geschlechter machen wird.

„Wie mein königlicher Vater einst dem preußischen Volke an dem Denkmal bei Berlin zurief, so rufe auch ich heute von dieser bedeutungsvollen Stelle dem deutschen Volke zu: Den Gefallenen zum Gedächtnis, den Lebenden zur Anerkennung, den künftigen Geschlechtern zur Nacheiferung."

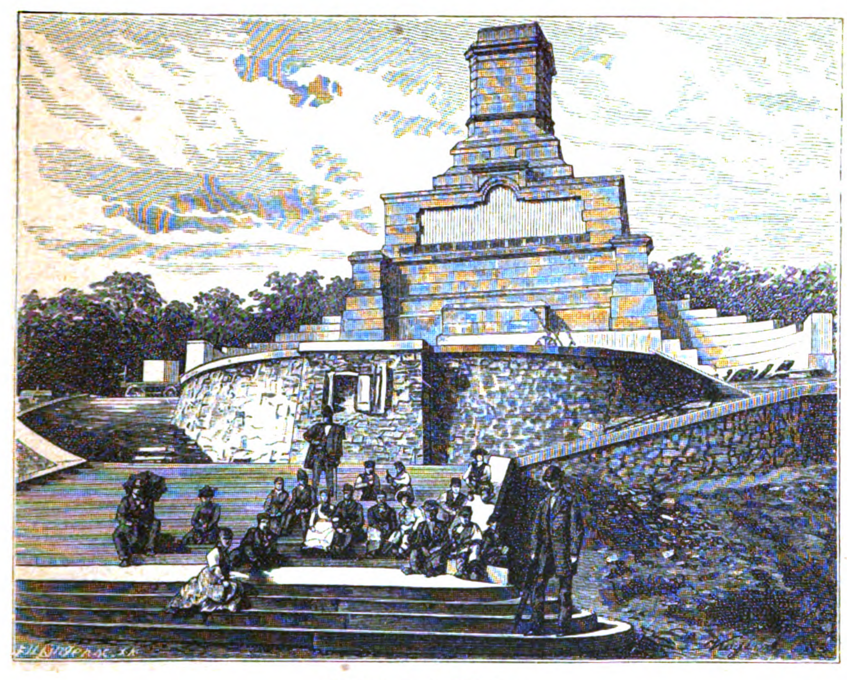
Das waren die Worte, welche der greise Heldenkaiser bei den drei Hammerschlägen sprach, mit denen er den Grundstein zu einer künstlerischen Schöpfung weihte, die mit seinen hehren Thaten unlösbar verknüpft sein wird. Und der Kronprinz antwortete im Namen des deutschen Volkes als seine wuchtigen Hammerschläge ertönten:

„Mit Gott
für Kaiser und Reich."

Als Graf Moltke, so heißt es in den Berichten über diesen feierlichen Akt der Grundsteinlegung, seine drei Hammerschläge ausführte, erklangen gerade die von den anwesenden Ge-

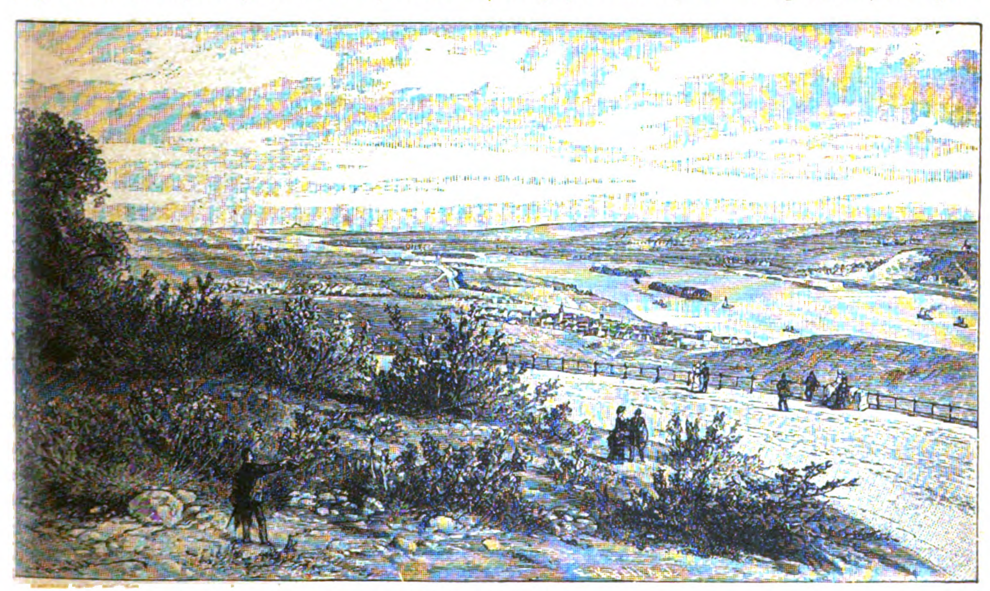
sangvereinen gesungenen Worte des deutschen Sturm- und Siegliedes:

„Lieb Vaterland magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein"



Der Unterbau in Vollendung.

und ein brausendes Hurrah! unterbrach den Gesang. Die Urkunde, welche dem Grundsteine einverleibt werden sollte, wurde am Platze von dem Kaiser, den anwesenden Mitgliedern seines Hau-



Aussicht vom Denkmalsplatz.

ses, den Fürstlichkeiten u. s. w. unterzeichnet. Ihr Inhalt gipfelt in den drei Sätzen:

„Kaiser Wilhelm
der Hohenzoller, Preußens König
und seine Nachfolger, die Träger deutscher Macht,
die Hüter deutscher Einheit.“

„Stehet allezeit einig zu Kaiser und Reich!“
Deutschland, Deutschland über Alles!“

Aus der von dem Grafen Eulenburg gehaltenen Festrede greife ich folgenden Passus heraus:

„In der Liebe zum Vaterlande erhebe sich der Geist über die Sorgen und Mühen des Tages, verstumme der Hader der Parteien, und ob es gilt, Blut und Leben einzusetzen für seine Ehre und Unabhängigkeit, oder ihm zu dienen in den Werken des Friedens, auf dem Gebiete der Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung — das deutsche Volk, es sei ein einig Volk von Brüdern.“

Als der Kaiser Wilhelm unter dem Jubel der Einwohner die Stätte verließ, war es ein Wunsch, der die begeisterten Zurufe durchtönte: Auf Wiedersehen bei der Enthüllung.

Seit jenem Tage ist der Unterbau auf dem Platze mächtig emporgewachsen und heute steht er mit allen Anlagen samt dem unter alten Eichen erbauten Wärterhause, in welchem einst ein beneidenswerter Invalide als Denkmalswächter wohnen wird, vollendet da. Bald werden die gewaltigen Erzstücke von allen Enden aus ihren Gußwerkstätten herangefahren kommen und sich auftürmen und einfügen zum herrlichen Ganzen, das Ende September dieses Jahres noch enthüllt werden soll. Die zu diesem letzten Ziele führenden Arbeiten werden keine leichten sein. Welche Mühe der Transport der schweren Erzlasten die steilen Passagen des „Engen Weg“ hinauf verursachen wird, kann man sich vorstellen, wenn man hört, wie manchmal 16—18 Pferde nötig waren und zwei Tage gebrauchten, um einen der Steinblöcke des Sockels den etwa dreiviertelstündigen Weg hinaufzuschleppen. Einige Zahlen mögen der Phantasie zu Hilfe kommen. Bei einer Gesamthöhe des Denkmals von 34 m entfallen auf die in der Erzgießerei des Herrn von Miller in München in vier Stücken aus französischen Kanonen gegossene Germaniafigur 10 m. Das schwerste Stück wiegt etwa 200 Ctr., die ganze Figur 600 Ctr. Die Figuren des Krieges und des Friedens, in der Erzgießerei des Prof. Lenz in Nürnberg gegossen, sind jede 6 m hoch, die Gruppe von Rhein und Mosel, von Bierling in Dresden gegossen, ist 3 m groß. Das große Relief enthält etwa 200 Figuren in Lebensgröße, darunter an 120 Porträts, die kleineren Seitenrelieftafeln enthalten ebenfalls lebensgroße Figuren.

Skizze des Schillingschen Denkmals (S. 156)

Während ich dies schreibe, sind von München aus bereits die Gußstücke der Germania nach ihrem Bestimmungsort abgegangen.

Und so wird dann bald der Tag kommen, wo der greise Hohenzollernheld wie von hohem Bergesgipfel ins blühende deutsche Land, so vom Gipfel seiner Jahre über ein reiches, gottgesegnetes Leben in freudigem Stolz und dankbarer Genugthuung herniederschauen, und mit weihender Hand dem glücklich vollendeten Bau des

Deutschen Reiches, den herrlichsten Schlußstein einfügen wird.

Ueberschauen wir zum Schluß noch einmal das Denkmal als fertiges Ganzes, so können wir uns mit Genugthuung sagen, daß es ein Denkmal ist, würdig der Ereignisse, die es verewigen soll, würdig des deutschen Volkes, das es erbaut und würdig der deutschen Kunst, die es geschaffen: ein unvergleichliches, friede- und schönheitatmendes Denkmal echt deutschen, dem Idealen zugewendeten Volksgemütes.



Der Dichter der „Leonore“ und Friedrich Justus Bertuch.

Von

Ludwig Geiger.

G. A. Bürger, der bedeutende und unglückliche deutsche Dichter (1748—1794), der eben wegen seiner unglücklichen Lebensschicksale, an denen er freilich selbst nicht ganz schuldlos war, nicht zu der vollständigen Ausbildung seines großen Dichtertalents gelangte, erregt noch heute durch sein Leben, ebenso wie durch seine Werke mannigfaltiges und tiefgehendes Interesse. Unter diesen Schicksalen ist die Verbindung mit den Weimaranern und die Trennung von ihnen bemerkenswert.

Bürger war durch Goethe in Verbindung mit dem Weimarer Kreise gekommen, der ihn dann freilich, wie bekannt, nicht so sanft behandelte, wie er es erwartete und vielleicht auch verdient hätte. Von seinen Beziehungen zu Weimars litterarischen Größen hat sein Briefwechsel (ed. Strodtmann, 4 Bände, Berlin 1874.) willkommene Kunde gegeben, von den Briefen an Bertuch enthält derselbe nichts (nur ein Briefchen an seine Frau, vgl. unten), obwohl der Herausgeber (I, S. 8) bemerkt hatte: „Auch mit Wieland und Bertuch entspinnt sich eine anregende Correspondenz.“ Wohl aber finden sich mancherlei Erwähnungen des Genannten, bevor der Briefwechsel mit ihm begonnen war. Schon 1775 erzählt Göckingk (I, 224), er habe mit Gleim, Wieland, Schmidt, Bertuch in Gleims Musentempel vor Bürgers Bildnis gestanden, und am 12. November 1776 meldet Wieland (I, S. 356): „Hat Ihnen Bertuch auf die punktierten Fragen geantwortet, die Sie schon vor mehreren Monaten an Goethe gelangen ließen? Ihm trugen wir die Antworten auf, weil er sich weit besser als wir auf Buchdrucker- und Verlegerdetail versteht und er nahm es mit Freuden auf sich, hat es aber vielleicht doch noch nicht gethan, weil er dieser Zeit her als geheimer Sekretär des Herzogs viel zu thun hatte.“

Der genannte Bertuch nun, Friedr. Just. B. (1747—1823) hat auch eine Anzahl Dichtungen geschrieben, aber sich weniger durch diese und durch seine Uebersetzungen als durch seine großartige Verlagsthätigkeit und die von ihm begründeten wissenschaftlichen Anstalten einen bedeutenden Namen erworben. Durch diese und die mannigfachen Zeitschriften, die er herausgab, politische, geographische, kritische, litterarisch-ästhetische und für die er keineswegs bloß der geldgebende oder der den Vertrieb besorgende Verleger, sondern der verantwortliche und infolgedessen auch der mitbestimmende oder der ausschließlich leitende Redacteur war, gewann er namentlich in den zwei letzten Jahrzehnten des 18. und in den zwei ersten des 19. Jahrhunderts einen nicht unbedeutenden Einfluß. Durch die Zeitschriften nun kam er auch mit einer Anzahl deutscher Gelehrten und Schriftsteller in Verbindung und verwahrte mit großer

Sorgfalt die an ihn einlaufenden Briefe. Sie sind noch heute in dem Froriepschen Archive in Weimar erhalten und der Güte der Besitzer verdanke ich die Erlaubnis zu ihrer Benutzung.

In demselben befinden sich auch sieben Briefe Bürgers aus den Jahren 1778—1779, die ich mit den zu ihrer Erklärung notwendigen Bemerkungen versehen, in der Schreibart des Originals hier folgen lasse.

Der erste Brief ist eine Antwort auf einen nicht erhaltenen, oben angedeuteten Brief Bertuchs, in welchem dieser im Auftrage der Weimarer Freunde dem Begehren Bürgers entsprochen und ihm Aufklärungen über seine Fragen und Zweifel gegeben hatte.

1.

Wöllmershausen, den 24. Jenner 1778.

Verzeihen Sie mir theuerster Bertuch, wenn Sie können, daß ich Ihren lieben herzlichen Brief so lange unbeantwortet gelassen habe. Sie werden das schon aus Erfahrung wissen, wie es zugeht, wenn sich so was verschleicht. Erst denkt man, es hätte noch ein paar Posttage Zeit, hernach kommen ein paar Posttage Hindernisse dazwischen, endlich vergißt man ein paar Posttage und das zirkelt sich so fort, daß Monate und Jahre darüber hinschleichen. Ich bin leider! ohnehin so ein Stückchen von Luloy, der das Werk nicht eher mit Fäusten angreift als bis ihm das Feuer auf die Nägel brennt. Schon oft habe ich mich bessern wollen, aber vergebens. Daher sagten die lieben Alten wohl wahr: Jagtest Du die Natur auch mit der Mistgabel heraus, so kommt sie Dir doch immer wieder. Sie müssen also Geduld mit mir haben, mit mir, der ich mit so herzlicher Liebe zu Ihnen und Ihren Werken den Fehler wenigstens etwas wieder gut mache.

Sie sollen herzlichen Dank haben, für Alles was Sie wegen meiner Subscriptionssache gethan haben und noch thun werden. Ich wollte, daß ich es einmal mündlich bei einer recht kräftigen Umarmung thun könnte. Schon lange habe ich mir vorgenommen, einmal nach Weimar zu kommen und daselbst meinen Geist und mein Herz zu laben. Aber, daß man doch ein so schwerfälliger Erdenkloß ist, an den sich so viele andere Erdenklösse hängen und an der Fortbewegung hindern. Aber künftigen Sommer! Ich muß ja mein poetisches Honorarium wieder unter die Leute bringen.

Wie befinden sich Goethe, Wieland und andere wackere Männer dort? Schon lange hör' und seh' ich nichts von ihnen. Es hamstert jetzt einmal fast jeder in Teutschland gar sehr nur um seinen eigenen Lohn. Niemand mehr als ich. Daran aber ist eine isolirte Lage schuld.

Reisen Sie denn, mein liebster Bertuch, wohl nicht einmal zu einem Brunnen oder Bade? Ich habe manche meiner Herzensfreunde künftigen Sommer nach Hofgeismar bestellt. Wenn mir das Gott erläßt, wie ichs träume und wünsche, so soll's recht von Herzen gehn.

Wollen uns wälzen und vor Freude schreyn
Und Landgraf soll uns das nicht wehren.

Gott segne und behüte Sie, sich selber und Ihren

G. A. Bürger.

Diesen Brief muß Bertuch fast unmittelbar nach dem Empfang beantwortet haben, vielleicht mit Uebersendung der in Weimar zustande gekommenen Subskriptionsliste, denn alsbald folgt ein zweiter Brief, der ein sehr hübsches Bild von Bürgers ganzen Persönlichkeit gibt.

2.

Wöllmershausen, den 28. Febr. 1778.

Sie wissen die Faulheit trefflich zu heilen, mein liebster Bertuch und das mit so süßen Arzneien, daß Ihnen der Kranke gedoppelt, einmal für seine Gesundheit und zweitens für den Geschmack verbunden sein muß. Sehn Sie mal, wie hurtig ich schon wieder schreibe! — Und doch — ja: wenn Sie nur das quodlibet auf meinem Schreibtisch sehen wolten, so rechneten Sie mir gewiß diesen Fleiß noch einmal so hoch an. Auf mentionirtem Schreibtische sieht's in der That lustig aus: Actums, Decretums, Rechnungen, Briefe, Gedichte, Subscribentenlisten, Vorreden, Nachreden, Tractate, Traktätchen, Advokatenschmiralien, Promemoria's, Suppliken u. s. w.

alles bunt durcheinander,
wie Mäusedreck und Koriander,

wartend respective auf meinen Kopf, Herz oder Faust. Und doch schreib' ich und doch will ich künftig unter ähnlichen Aspecten recht fleißig an den trauten Bertuch schreiben!

Zuvörderst und vor allen Dingen versteht sich, daß ich für Ihre Subscribentensammlung von Herzen danke. Das werthe Publikum hält sich in der That honetter als ich erwartete und möchte einen armen fleischlichen Menschen hier verführen, noch mehr in die Welt hinein zu

scribbeln. Denn in der That es steckte mir zwischen Fell und Fleisch — wie es denn auch noch dasteckt — mit dieser Sammlung die poetische Bude zuzuschließen.

Denn was kömt bei aller Herlichkeit über kurz oder lang heraus? wenn man sieht was für stattliche Dichter schon in der Welt gewesen und vergessen sind, so sinkt einem der Schweif, den man so hoch und keck und geringelt, wie ein Posthörnchen trug, wie einem ausgeprügelten Hunde. O Salomo! Salomo! Es ist alles ganz eitel. Die poetische Glorie am meisten.

Dies Thema wollen wir weiter ausdreschen, wenn uns der Himmel einmal zusammenführt. Und das soll er! Wenn er's nicht thut, so wollen wir's selber thun. Topp! Ich komme künftigen Frühling oder Sommer in Ihren schönen Garten nach Weimar, und zwar, so ganz ich selbst wie mich der liebe Gott erschaffen hat, ohne alle die leidigen Grillen, Sorgen, Unmuth, Verdruß und wie das Ungeziefer weiter heißt, das ich in dieser irdischen Herberge aufgelesen habe. Die Tage, da ich dann bei Ihnen bin, will ich dann unter die wenigen zeichnen, die ich gelebt habe.

Viel Glück zu allen den Knaben, die dort aus Euren blühenden Lenden entspringen. Ich warte tagtäglich auch auf so einen Gast. Aber ach! da befällt mich wieder auf einmal mit aller Wuth die Erinnerung, die ich bisher mit meinem ganzen innern Vermögen bald durch Scherz bald durch Ernst von mir abzuwehren gesucht habe. Ich hatt' ein einziges Kind, ein Mädel im dritten Jahre, lieblich und schön am Körper, noch mehr in frühen Anlagen seines Geistes und Herzens, ein Kind, das bald an meinen Knieen bald an meinem Halse hing, und mich oft mit Götterfreude berauschte; ein Kind, das mich Abends im Schlafe und morgens aus dem Schlafe streichelte und schmeichelte; ein Kind wofür ich alles selbst mein Leben aufgeopfert hätte; ein Kind, das mir alles, selbst in den fatalsten Stunden, da mir nichts sonst behagte, dennoch mir immer meine ganze volle und einzige Lust war, ein Kind — o Erinnerung laß mich los! — es starb vor vier Monathen, seinen Aerzten zu Trotze und ich weiß nicht wie? und woran? — am Tode starb's!? weiter weiß ich nichts. Soviel aber weiß ich, daß nie in meinem Leben mich etwas so enorm angepackt hat noch anpacken wird. Gott behüte Sie mein Lieber!

G. A. Bürger.

Dem vorstehenden Briefe müssen indessen bereits einige Schreiben vorangegangen sein, denn schon am 9. März, noch bevor die Antwort auf den eben abgedruckten eingelaufen war, meldet Bürger an Boie (Strodtmann II, 246): „Bertuch hat sich in fleißige Correspondenz mit mir gesetzt. Er scheint ein gutherziger Knabe zu sein als welchen uns ihn schon Gleim ehedem sehr geäußert hat." Bertuchs Antwort ist vom 21. März (II, S. 253 fg.). Er freut sich über das Versprechen Bürgers, im Frühjahr nach Weimar zu kommen, wünscht Glück zu dem Fortschritte der Subskribentenliste (49 Subskribenten hatte er ihm verschafft), frägt nach Homer, hat auch ein Wörtlein mit dem deutschen Publikum zu reden, „mir steckt auch wieder so was von einem literarischen Friesel zwischen Fell und Fleisch, das zum Ausbruch kommen möchte". Die längere Pause zwischen diesem Schreiben und der Antwort entschuldigt Bürger in dem folgenden Briefe:

3.

Wöllmershausen, 18. Juni 1778.

Mein teuerster Bertuch!

Wenn mir auch in allen Stücken zu trauen stehet, so stehet doch meiner Versprechung ordentlich und fleißig zu schreiben nie zu trauen. Wie lange bin ich Ihnen nicht schon wieder einen Brief schuldig! — Aber da kömt einem auch immer des Henkers Plackerei in die Quere und dann die leidige Tintenscheu — es ist gar kein Wunder.

Mit Freude habe ich Ihr Vorhaben von Hans Saxius omnia sua secum portans wieder aufmarschieren gelesen. Das wird den classischen ästhetischen philosophunculis einmal recht wieder in den Nasen kriebeln. Bravo! Ich wollte, daß alles das Geschmeis sich zu Tode niesen müßte. Mich haben Sie zum Abonnenten. Lebte ich in einer Gegend, wo was anzufangen wäre, so wollte ich wohl mehr schaffen.

Der Frühling ist verschwunden, der Sommer ist da, und noch seh' ich nicht ab wie? und wann? ich zu Ihnen kommen wil, so viel Hindernisse umgeben mich. Wenn nur eine nothwendige Reise in Berufsgeschäften nicht meine ganze Hoffnung vereitelt.

Wissen Sie mir keine Beiträge zum Göttingischen Musenalmanach zu verschaffen? Ich unglückseliger Mensch bin durch mancherlei Umstände genotsacht worden, die Herausgabe nach Göckings Abgang zu übernehmen, aber allem Ansehen nach werde ich Ehre und Reputation



dabei verlieren. So was Abscheuliches läßt sich kaum gedenken, als die Beiträge, womit ich bisher noch übersündfluthet bin.

Ihre Exemplare meiner Gedichte werden Sie hoffentlich durch Dietrich von Leipzig aus erhalten haben. Noch habe ich diesen Ehrenmann seit der Leipziger Messe nicht wieder gesprochen. Mit den Kupfern ist mirs so fatal gegangen, daß ich schier verschworen habe in meinem Leben wieder Kupfer in meine opera zu nehmen. Erstlich wurden sie kaum vor Thorschluß fertig und dann hielten die Platten kaum 600 leidliche Abdrücke aus. Die übrigen geriethen ganz schändlich. Es konnte nichts anders sein den Platten muste die Jungferschaft schon durchaus in Berlin genommen sein. Jetzt sind die Platten nach Berlin und noch nicht wieder zurück. Darüber müssen viele Subscribenten, ja selbst Pränumeranten noch auf ihre Befriedigung harren. Das ist s. v. um des Teufels zu werden. Mir wird übel, wenn ich daran denke.

Grüßen Sie unsere Gönner und Freunde und lieben Sie ferner Ihren

Bürger.

Der in diesem Briefe angedeutete litterarische Plan Bertuchs ist eine Herausgabe von Hans Sachsens poetischen Werken, auf welche durch Goethes Bemühung die Aufmerksamkeit mancher Litteraturfreunde gelenkt worden war. Bertuch wußte für diesen Plan, auf den er durch die 1778 veröffentlichten „Proben aus Hans Sachsens Werken" das Publikum hingewiesen hatte, seine zahlreichen und überall zerstreuten Korrespondenten zu interessieren, die denn auch viele Lobsprüche, manchen guten Rat und einzelne Beitrittserklärungen sandten, aber er gab, durch vielfache andere Beschäftigungen in Anspruch genommen, bald diesen Plan auf. Beharrlicher war Bürger in der Redaktion des Göttinger Musenalmanachs; er behielt die Redaktion bis zu seinem Tode bei. Ueber die Unterstützung, welche Bertuch von Weimar aus diesem Unternehmen zu teil werden ließ, handelt der folgende Brief.

4.

Wöllmershausen, 9. Aug. 1778.

Fast noch arm- und lendenlahmer als ich abgereist war, bin ich gestern aus dem Bade zu Hofgeismar zurückgekommen, und hätte mich nicht das desperate auf- und absteigen der herrlichen Berge bei Weißenstein und des ungeheuren ägyptischen Winterkastens wenigstens halb curirt, so müste ich mich wohl gar in der Senfte tragen lassen. Ihren lieben Brief samt geistlichen und weltlichen Inhalt habe ich mit großem Vergnügen vorgefunden. Für die Almanach Beisteuer sage ich um so herzlichern Dank, als es der Mühle fast gänzlich an reinem Flußwasser gebrach, und eitel Schlamm sie beinahe gar zum Stocken gebracht hätte. Die Stücke des Herrn von Seckendorf sind trefflichen Inhalts und gehören zu denen wenigen über welche ich mich gefreuet habe. Es ist nur schade, daß einige Nachlässigkeiten der Diction und Sprache darin sind, die ein Mann von solchem Talent gar leicht hätte vermeiden können. Ich habe mir die Freiheit genommen einige sonderlich in dem trefflichen Einsiedlerlebenslaufe wegzuwischen und solcher Gestalt, (jedoch dem Inhalt und dem Ton unbeschadet) das Stück sprach-, reim- und versrichtiger auch hie und da piquanter zu machen. Solte das wohl oder übel aufgenommen werden? Ich würde dem Herrn Verfasser meine veränderte Edition vor dem Abdruck erst noch einmal vor Augen gelegt haben, wenn mir nicht das Feuer zusehr auf die Nägel brennte. Indessen verschlimmert hat, bilde ich mir ohne allen Dünkel ein, meine Feile das Stück nicht. Da aber manche Leute die fremde Feile, sie mag nun verbessern oder nicht, durchaus nicht vertragen können, so wünschte, mein Lieber, die Gesinnungen des H. v. S. aufs baldigste nur ganz kurz zu erfahren. Denn es kömt nicht darauf an einen Bogen in die Makulatur zu werfen. Dies sagen Sie indessen nebst der Versicherung meiner wahren Hochachtung dem H. v. S. beiläufig, daß ich meine Feile an keinem Werke, als welches mir die Mühe recht sehr wehrt dünkt, stumpfzuraspeln pflege.

Was den Bunkel betrifft, so habe ich noch keinen vernommen, dessen Urtheil nicht mit dem Ihrigen gleichlautend gewesen wäre. Man weiß wahrhaftig nicht, was man dazu sagen soll.

Es möchte sich wunderlich fügen, wenn ich in diesem Jahre noch zu Ihnen kommen sollte. Denn in 14 Tagen muß ich Geschäfte halber nach Hannover und noch mehr Reisen erlaubet mein Amt nicht. Aber ich will Sie noch einmal sehen und umarmen in diesem Leben und dazu wird Gott mir helfen. Adio!

G. A. Bürger.

v. Seckendorf, der in diesem und dem folgenden Briefe erwähnte, ist der bekannte Weimarische Hofmann und Hofdichter, welcher 1744 geboren

und 1785 gestorben ist. Seine Gedichte sind niemals gesammelt erschienen, von seinen Dramen verzeichnet Karl Goedeke im Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung einige, die zum Theil dem Ende der siebziger und dem Anfange der achtziger Jahre angehören. Die Gedichte Seckendorfs im Musenalmanach von 1778 — denn zu diesem hatte Bürger zum ersten Male Beiträge gesammelt und erhalten, — sind: Einsiedlers Lebenslauf, Haustafel, Ruheplatz, alle drei nicht ungewandt in der Form und von ziemlich ähnlichen Gedanken, nämlich der Lobpreisung eines ruhigen und bescheidenen Geschicks erfüllt.

Bunkel, von dem Bürger ziemlich verächtlich spricht, ist der im Jahre 1778 in Nicolais Verlag in Berlin erschienene Roman: „Leben, Bemerkungen und Neigungen Johann Bunkels, nebst dem Leben verschiedener Frauenzimmer. Aus dem Englischen übersetzt," ein Roman, den Bertuch in seinem nicht erhaltenen Briefe an Bürger gewiß in ähnlicher Weise verdammt hatte, wie der für sein eigenes Urteil maßgebende Freund Wieland, der in seinem „Teutschen Merkur" lange Auszüge aus demselben brachte und diese Auszüge mit noch längeren Bemerkungen, Widerlegungen und Verdächtigungen von Nicolais schriftstellerischem Charakter begleitete.

5.

Wöllmershausen, 5. Okt. 1778.

Ich wollte zwar, mein liebster Bertuch, mit diesem Brief so lange warten, bis ich ein Musen-Almanächle mitschicken könnte, allein der Buchbinder macht mirs zu lange. Herr Dietrich mag also nachher hinschicken, wohin ein solches Ding gehören kann oder mag. In Herrn von Seckendorf steckt nach meiner geringen Meinung ein gar stattlicher Dichter und, wenn ich den MA. herausgeben sollte, so mögte ich diesen Kunden wohl in engsten Beschlag nehmen. Es fehlt ihm nichts als etwas Correctheit und ein gewisser gehaltener Schwung, den er haben könnte, wenn er sich nur etwas Mühe geben wollte. Das Versmachen wird ihm noch zur Zeit zu leicht; wird es ihm erst schwer werden, so wird er uns alle in die angenehmste Verwunderung setzen. So lästig mir die Feile bei anderen diesjährigen Beiträgen, die ich leider fast nicht aus der Hand legen dürfen, gewesen ist, mit so großem Vergnügen habe ich an dem seinigen geputzt. So wenig ich mir daraus mache, ob mir die Andern das wohl nehmen oder nicht, so viel ist mir hergegen an seinem Beifalle gelegen. Ich habe alle seine Stücke, auch das letzte überschickte aufgenommen. Nur den Schlachtgesang nicht! Denn dieser schien mir unter ihm zu seyn. Auch war mir zu Muth, als ob sich nichts von Belang daraus machen ließe. Ich schätze den Mann wegen der Hofnung, die ich von ihm hege, ungemein und danke Ihnen, mein Liebster, recht sehr für diese Beiträge. Geben Sie ihm doch dies, was ich zur Vervollkommnung seiner Arbeiten gesagt habe; sub rosa zu beherzigen.

Ob mein Homer zu Stande kömt? — Freylich soll und muß er zu Stande kommen. Denn ich finde noch weniger Ursache davon abzustehen, nachdem Stolbergs Uebersetzung erschienen ist. Wenn eher aber? Das weiß Gott! Hätte ich nur ein einziges Jahr Ruhe — nicht vor Geschäften, sondern Verdrus. O, Sie können sich es nicht vorstellen, mein liebster Bertuch, was für ein elendes geplagtes Leben ich in meiner Station führe. Sechs bis acht Köpfen, deren Interesse sich täglich widerspricht, recht zu machen, mag der Teufel können. Dabei alle seine Kräfte, sein Leben an die nichtswürdigsten, unbedeutendsten Geschäfte zu verschwenden! Mein Gott, es durchbort einem die Seele. Ich bins auch so sat, als ob ichs mit Löffeln gegessen hätte. Sähe es nicht so sonderbar vor der Welt aus, noch in meinen Jahren ein Amt zu quitiren, ohne sogleich wieder in ein anderes zu treten, so hätte ich das meinige längst aufgegeben. Aber ich wil weg und solt ich meine Dienste anderwärts in Intelligenzblättern ausbieten. Braucht Ihr Fürst keinen Diener? „Ich kann, wie Kent im König Lear, erlaubte Geheimnisse bei mir behalten, reiten, laufen, ein kurzweiliges Märchen langweilig erzählen und ein leichtes Gewerbe schlecht und recht bestellen. Wozu ein alltäglicher Mensch nur immer geschickt ist, dazu bin ich der Mann, und das best an mir ist der Fleis." — Wenn ohngefähr einmal solche Kreatur nötig sein solte, so könnten Sie mich nennen. Mit Accord wollen wir leicht einig werden und wenn ich dann nur nicht jeden Bissen mit Aerger und Verdrus verschlänge, so solte Homer bald fertig werden.

Michaelis ist vorbei; wie steht es mit Hans Sachs? Ich fürchte beinahe, daß die Unternehmung nicht zu Stande kommen werde und habe mir daher neulich seine Werke in drei Folianten in einer Auction erstehen lassen. Noch



habe ich sie nicht im Hause; sonst wolte ich Ihnen nähere Nachricht geben: ob nicht vielleicht eins oder das andere daraus in Ihren Kram diente. Ja, Teutschland! Es läßt sich viel Stattliches in Oden und Bardengesängen davon dichten; aber vor Gericht beschwöre es der Henker!

Adio! Schöne Grüße von Weib und Kind an Weib und Kind. Mich dünkt, als wär' ich unter Euch liebem Gesindel schon so bekant, als ob ich viele Scheffel Salz mit Euch gegessen hätte. Wenn wir einmal zusammenkommen, so wird kein: „Ich freue mich die Ehre zu haben, Sie kennen zu lernen," sondern nur ein frommes Wiedersehen und Wiederumarmen seyn. Nochmals Adio!

G. A. Bürger.

Daß Bertuchs Ausgabe des Hans Sachs nicht zustande kam, ist schon oben bemerkt. Auch Bürgers Homerübersetzung blieb ein frommer Wunsch, obgleich sie schon am Anfang der siebziger Jahre von dem Dichter eifrigst geplant, von seinen Freunden und dichterischen Genossen sehnsüchtig begehrt und von ihm als das Ziel seiner Wünsche häufig hingestellt wurde. Aber Scherz und Ernst, dringende Aufforderungen und ironische Zweifel konnten die rasche Vollendung des Werkes nicht erwirken; der „liebe Homer", wie der alte Gleim in allzueifriger Vorausgewährung des Dichterruhms seinen Freund Bürger nannte, hatte mit amtlichen Geschäften, häuslichen Sorgen und undichterischer Laune zu sehr zu kämpfen, um das begonnene Werk zu fördern. Nur kleine Fragmente waren auserwählten Freunden bekannt geworden; mit einem größern Stücke eröffnete Boie, der von Bürger gern als Hebamme seines dichterischen Genies bezeichnete, seine neue Zeitschrift, das „Deutsche Museum." Diese Probe, der Anfang einer Iliasübersetzung in Jamben, und zwar des 5. Buches, gefiel ungemein; die selbstbewußte Vorrede, mit der der Dichter sein Fragment veröffentlichte, eine offene Frage an die geistigen Vertreter der Nation, ob sie eine derartige Uebersetzung erhalten wollten, fand ihre Beantwortung in Goethes im „Teutschen Merkur" veröffentlichten Aufforderung, das Werk zu vollenden, einer Aufforderung, die außer dem Gewicht des Namens des Fordernden für den Dichter einen praktischen Wert durch den Umstand erlangte, daß derselben eine 65 Louisdor betragende Unterzeichnung des Herzogs und der Herzogin von Weimar, sowie der übrigen Mitglieder des um die Genannten versammelten Kreises beigegeben war. Durch solche Anerkennung ermutigt, erneuerte Bürger seine Anstrengungen, übersendete alsbald an Wieland, eben für den „Merkur", das sechste Buch der Ilias und ließ sich von Wieland, der seinem und der Weimarer Beifall beredte Worte lieh, bestimmen, der praktischen Ausführung der neuen Uebersetzung eine Art von theoretischer Rechtfertigung folgen zu lassen. Dieser Aufsatz nun, welcher einer Jambenübersetzung des Homer kanonisches Ansehen verleihen und der hexametrischen offene Fehde verkündigen sollte, erschien im Oktoberheft des „Teutschen Merkur", fast gleichzeitig mit der Probe einer neuen hexametrischen Uebersetzung Homers durch den Grafen Friedrich Leopold von Stolberg, die im Novemberheft des „Deutschen Museum" ihren Platz fand. Mochte nun auch Bürger in diesem unerwarteten Versuche des ehemaligen Göttinger Bundesbruders eine Verletzung der alten Freundschaft erblicken, mochte er mit Recht auf sein Dichtergenie pochen, gegenüber dem schwächlichen Verstalent und der geringen Uebersetzungskunst des Grafen, so war es doch mit seiner Lust, der erste Homerverdeutscher zu werden, vorbei. Es war nicht bloß der Verdruß, der ihn, wie er in dem vorstehenden Briefe klagt, davon abhielt, sondern es war vornehmlich die beginnende Umkehr in seinen Ansichten, die Erschütterung des Glaubens an die Unfehlbarkeit der Jambenübersetzung. Diese Erschütterung wurde bald so stark, daß er, namentlich nachdem Voß 1781 durch seine unsterbliche hexametrische Uebersetzung soviel Ruhm erlangte hatte, sich selbst zum Hexameter bekehrte und, wiewohl zu spät, in diesem Versmaß zu übersetzen begann.

Der nächste mitzuteilende Brief redet indessen nicht von diesen litterarischen Bemühungen, sondern redet in ungemein kräftigen Ausdrücken von dem Göttinger Verleger, dem durch Bürger arg mißhandelten und doch immer diensteifrigen und hilfsbereiten Buchhändler Dietrich, welcher die Uebersendung eines Musenalmanachs an Bertuch und Seckendorf unterlassen hatte.

6.

Den 17. Juli 1780.

Ich muß den zweiten Nothschuß thun,[1]) mein

[1]) Ein Brief vom 22. Juni 1780 war vorhergegangen, in welchem er nach Liebesversicherungen und Entschuldigungen seiner Tintenscheu einen Beitrag zum Musenalmanach erbittet.

liebster Bertuch, weil ich ganz von ohngefähr erfahren, daß das Erz-Rhinoceros, der Dietrich, weder Ihnen, noch Seckendorf, noch sonst einem einzigen Contribuenten zum vorigen MAlm. nur ein Exemplar für so schöne Beiträge geschickt hat. Nun entschuldigt sich das Pecus damit, daß ich ihm versprochen hätte, eine Liste Derjenigen zu senden, gegen welche er sich dankbar bezeigen solte. Das Versprechen mag ich nun freilich gethan und zu erfüllen versäumt haben, indessen kann ihn das doch nicht von dem Staupbesen retten, weil er ohne ein solches Verzeichniß von mir seine Schuldigkeit dennoch beobachten konnte und mußte. Nun ist mir bange, mein Lieber, daß Sie und Seckendorf auch mir das entgelten lassen, was denn doch ein Anderer mehr wie ich verschuldet hat. Künftig soll ein so großer Verstoß nicht wieder vor sich gehen. Nur einmal verzeihen Sie wenigstens

Ihrem G. A. Bürger.

Bertuch scheint doch die Rücksichtslosigkeit des Verlegers dem Herausgeber des Almanachs schuld gegeben und die Korrespondenz abgebrochen zu haben. Nicht aber die persönlichen Beziehungen. Vielmehr wurden diese bei einem Zusammentreffen der Freunde im Bade Pyrmont (1785) erneuert. Darauf bezieht sich eine Notiz des Chr. G. Schütz an Bürger (25. Okt. 1785, Strodtmann III, 155), die auch für das Verständnis einer Stelle des folgenden Briefes von Wichtigkeit ist: „Unser gemeinschaftlicher Freund, Herr Legationsrath Bertuch zu Weimar hat mir die angenehme Nachricht bei seiner Zurückkunft aus Pyrmont gegeben, daß Sie, theuerster Herr Amtmann, ihm die Versicherung gegeben, in Sache der Dichtkunst der Allg. Lit. Zeitg. beitreten zu wollen.“ Fast 4 Jahre später wandte sich Bürger wieder an Bertuch mit folgendem Briefe, mit welchem er ihm die 2. Ausgabe seiner Gedichte, (Göttingen 1789) übersandte.

7.

Göttingen, den 21. April 1789.

Trauter Bertuch! Sie sehen zwar wahrscheinlich weit eher mich jetzt in Lebensgröße als dieses Brieflein, allein deswegen will ich dennoch schreiben, weil ich so viel Makulatur in meinem Mantelsacke nicht mit fortbringen kann. Ich will nehmlich morgen ganz compendös, wie es einem armen Poeten geziemt, über Gotha, Weimar, Jena u. s. w. nach Obersachsen tanzen. Doch das kann ich ja Ihnen alles selbst weit eher erzählen, wie auch, daß ich mir die Freiheit nahm, Ihnen hiermit ein kleines Zeichen meiner großen Hochachtung zu überreichen. Denn wenn Sie es etwa wären, von dem ich neulich in der A. L. Z. den Hieb bekam, so wäre ich Ihnen ohnehin ein Exemplar, und zwar noch dazu fein sauber eingebunden, schuldig. Na, aber sind Sie es denn? — Mir könnt Ihr's wohl sagen! sagte der selige König Fritz zum Amtmann Fromm. Denn ich pflege nicht selten selbst auf des Bürgers Unarten am ärgsten loszuziehen. Aber er will sich bessern, hat er gesagt. Ihm wäre jetzt ziemlich wohl an Leib und Seele, hat er gesagt. Und wenn einem wohl wäre an Leib und Seele, so thäte man auch, was man zu thun hätte, hat er gesagt. Neulich hat er sich bei Hofrath Schütz wieder zum Mitarbeiter an der A. L. Z. angeboten, aber die Herren Directores werden ihm was husten, denn sie kennen den Vogel schon, daß kein Verlaß auf ihn ist. Wenn der Bürgerianismus in ihn fährt, so läßt er Kaiser und Könige sitzen. Aber um ihm nicht gar zu viel zu thun, so muß man ihm doch wohl glauben, daß die härtesten und schärfsten Ecken seines Bürgerianismus Hypochondria sind und wenn ihn die nicht in den Klauen hat, so marschirt er seinen Schritt, wie jeder andere mittelmäßige Karreschieber.

Nun, in Ernst, lieber Bertuch, daß Ihnen in dem beigehenden Büchlein nicht alles Langeweile machen möge, wünscht unter Versicherung der herzlichsten Hochachtung und Freundschaft

Ihr Bürger.

Auch mit diesem Briefe freilich sind die Beziehungen zwischen Göttingen und Weimar noch nicht abgeschlossen. Anfang Oktober 1789 schreibt Bürger an Frau Karoline B. (bei Strodtmann nach dem Concept gedruckt) und bittet sie, die Aufnahme einer Ankündigung (gemeint ist die der neuen Ausgabe seiner Gedichte) im „Journal des Luxus und der Moden“ bei dem Hrn. Gemahl zu erwirken, bemerkt aber dabei, daß ein armer Poet nicht zahlen würde. Darauf antwortet Frau Karoline (23. Nov. 1789:) Die Anzeige sei in das Journal gesetzt, aber es hätten sich bisher erst zwei Subskribenten gemeldet; sie wolle sehen, ob sie für ihn „ein schönes reiches Mädchen findet, die Lust zu einer poetischen Ehe hat.“ Durch Schillers bekannte Recension, welche anfangs 1791 in der „Allg. Lit. Zeitg.“ erschien, wurde Bürger dem Weimarer Kreise völlig entfremdet.



Die Dattelpalme und ihre Früchte.

Von

Gerhard Rohlfs.

Was wäre der Wüstenbewohner ohne die Dattelpalme! Alle, wie sie wohnen in der Sahara, Araber, Berber, Tuareg und Tebu, ihr ganzes Leben und Weben, ihr Dichten und Trachten dreht sich um die Dattelpalme. Kein anderer Fruchtbaum der Welt hat eine gleiche Bedeutung für die Bevölkerung eines gewissen Landstriches wie dieser, und kein anderer Baum, ja auch keine andere Frucht hat eine so vielseitige Ausnutzung wie die Phönix dactylifera. Auch kann sich die Dattel, was die Verschiedenartigkeit anbetrifft, dreist mit anderen Früchten messen. Nach Tausenden zählen die Dattelsorten, welche unterschiedlich aber nur dem klar werden, welcher praktische Dattelstudien an Ort und Stelle mit frischen Früchten angestellt hat.

Kann Afrika als die Heimat der Dattelpalme betrachtet werden? Wir glauben darauf bejahend antworten zu können, obschon die Frage, muß die Sahara oder das nördliche Centralafrika als Urheimat dieses Baumes betrachtet werden, nicht gelöst ist, und auch wohl schwerlich gelöst werden wird. In der Sahara gibt es nämlich wirklich wildwachsende Dattelpalmen wohl nirgends mehr. Nur in der Oase Kufra gibt es Palmen, ganz verbuscht (S. 176), welche man als wilde bezeichnen könnte, wenn andererseits der Umstand, daß auch diese Palmen recht gute Früchte zeitigen, die Bezeichnung wilder Palmen nicht zuläßt. In Nordcentralafrika, auch in Abessinien gibt es aber Palmen, welche unzweifelhaft der Phönix dactylifera angehören, sie zeigen eine Neigung zum Verbuschen, tragen auch Früchte, diese sind indes nicht genießbar, sondern noch schlechter von Geschmack, als z. B. der wilde Apfel ihn hat im Verhältnis zum zahmen.

Die Dattelpalme wächst im Gebiete der ganzen Sahara. Vom Roten Meere bis zum Atlantischen, vom Mittelmeere, wo sie z. B. bei Tripolis, Bengasi, Alexandria die Wurzeln von den Wellen des Meeres bespülen läßt, bis nach den sudanischen Ländern. Während aber die unmittelbar am Meere wachsenden Palmen (S. 174) sich nicht durch besondere Güte und Schmackhaftigkeit auszeichnen, auch nicht getrocknet werden können, sind die im äußersten Süden der Sahara fast ungenießbar, und während die in den östlichen Oasen, z. B. in der des Jupiter Ammon, oder in Dachel schon als edle bezeichnet werden können, werden die Datteln je weiter nach Westen, desto größer, feinschmeckender, zuckerhaltiger und gewürziger, und denen, welche in der Oase des Ued Draa wachsen, muß vor allen der Preis als erste zuerkannt werden.

Die Fortpflanzung der Datteln geschieht nicht mittels der Kerne, sondern durch Stecklinge. Junge Seitenschüsse, oft aber auch schon recht große, im Stamm 10—15 cm dick, werden vom Hauptstamm abgeschnitten und in die Erde gesenkt. Ein recht häufiges Begießen mit womöglich etwas brackigem Wasser genügt zum Treiben, und schon nach einigen Jahren tragen



Blütenstand der Dattelpalme (S. 174).

die jungen Palmen Früchte. Um aber gute, vollsaftige und mit Kernen versehene Früchte zu gewinnen, müssen die weiblichen Blumen durch die männlichen Blütenkolben befruchtet werden. In manchen Oasen übernimmt der Wind dies Geschäft, während in den Palmengärten die Eigentümer es besorgen. Ein männlicher Palmbaum mit seinen Blumen genügt, um ca. 50 weibliche Bäume zu befruchten. Verschiedene Sorten erzielt man aber aus Samen und dann später wieder durch die Befruchtung; und so ist man durch dies und jenes Verfahren dahin gelangt, nicht nur in jeder Oase besondere Dattelsorten zu erzielen, sondern durch Versetzen und Verpflanzen die edelsten wiederum zu einem Gemeingut aller zu erheben. Jedoch mit dem Unterschiede, daß eine edle Sorte im Westen der Sahara besser ist als im Osten. Derartige ähnliche Fälle kommen ja auch bei uns vor, indem z. B. ein Borstorfer Apfel, in Hannover gewachsen, nicht gleich ist dem, welcher

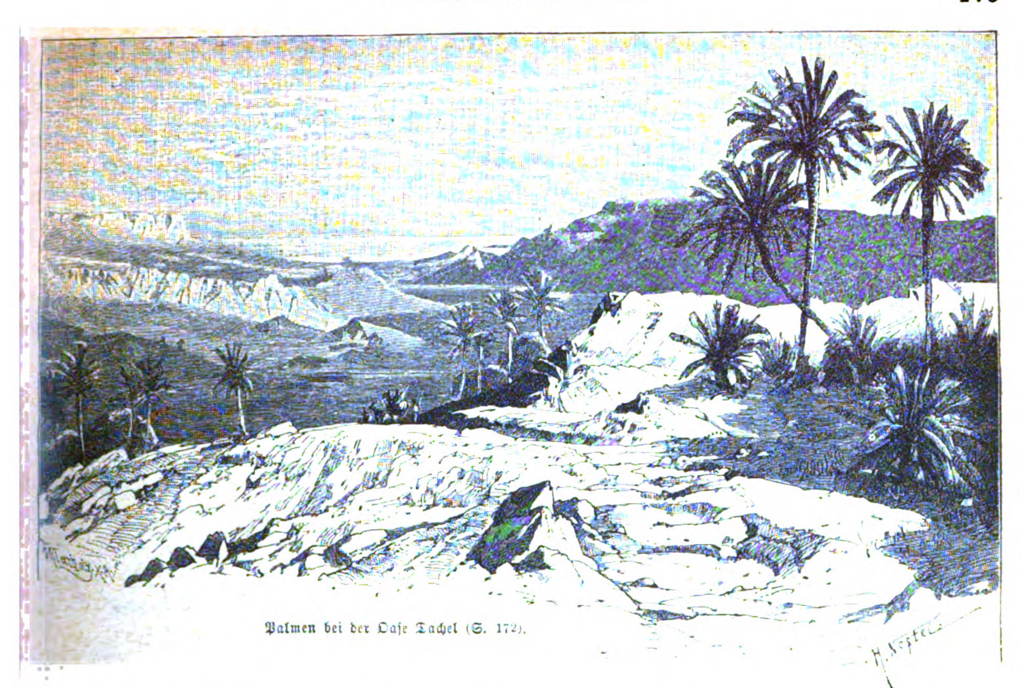
im Schwabenlande gezogen ist; Naumburger Wein nicht gleich ist dem, welcher im Rheingau wächst.

Die Dattel blüht (S. 173) im Dezember, Januar, Februar und März, und reift vom Juni an bis November. Die frühreifen Sorten, welche im Juni gepflückt werden, wenn auch schmackhaft, lassen sich ebensowenig wie die frühreifen Feigensorten, trocknen. Man genießt und benutzt sie in jeder Art und Weise. (Abb. d. Frucht S. 177.) Der eigentliche Oasenbewohner ißt Datteln, wenn sie frisch sind, als zweites Frühstück, während morgens das erste Fastenbrechen mittels einer sehr stark gepfefferten Gerstensuppe vollzogen



Palmen am Meer (S. 172).

wird. Die Wohlhabenderen essen aber nicht die frischen und saftigen Datteln allein, sondern tunken sie in frische Butter, während die weniger Bemittelten Buttermilch dazu trinken, und nur die ganz Armen mit Wasser die erhitzenden Eigenschaften der Frucht lindern. Um die Essenden herum lungern schon die Hunde, welche gierig die schlechtesten Datteln, die man ihnen zuwirft, auffangen, während Schafe und Ziegen auf die Kerne warten, welche in hölzernem Mörser zerstoßen, eine nahrhafte Kost für sie abgeben. Aber auch Pferde, Esel, Kamele, kurz alle Tiere in der Wüste leben von Datteln. Daß dazu unglaubliche Mengen von Fliegen gehören, bedarf kaum der Erwähnung. Jede Oase kann der Datteln wegen als eine wahre Zuchtstätte von Fliegen betrachtet werden, welche in um so größerer Menge, oft wolkenhaft, vorhanden sind, als der milde Winter gar keine vertilgende Wirkung hat. Aber mit diesen Tieren ist noch gar nicht die Zahl der Dattelliebhaber geschlossen. Die kleine schlanke Eidechse, oder ein winziger und bunt schillernder Gecko laufen den glatten Stamm hinan, um oben von der süßen Frucht zu naschen; nachts kommen Schakale und Fenneks und lesen



Palmen bei der Oase Tachel (S. 172).

die vom Winde herabgewehten Datteln auf; Sperlinge und alle anderen in den Oasen heimischen Vögel umflattern während des ganzen Tages die Kronen der hohen Palmbäume, um auch ihr Teil von den Früchten zu erhaschen. Welche andere Frucht hienieden übt eine gleiche Anziehung aus auf alle Geschöpfe, die da kreuchen und fleuchen auf Erden?

Hauptbestandteil der Provision für den Winter und auf Reisen bilden die getrockneten, und in Strohsäcke, Lederbeutel und Bastkörbe eingekneteten Datteln. Die getrockneten Datteln werden entweder in eigenen Zimmern der Wohnung aufbewahrt, oder auch, wenn man sie längere Zeit zu erhalten wünscht, vergraben. Die eingestampften Datteln — auch Dattelbrot genannt [1]) — sind eine besonders begehrte Speise, namentlich wenn sie vorher von den Steinen befreit wurden. Ganz hart getrocknete Datteln werden zu Mehl gestoßen, dies süße Mehl sodann entweder allein mit Wasser genossen, oder aber mit Gerstenmehl und Oel gemischt, was dann in der That eine nahrhafte Speise abgibt. Man dampft auch die Datteln ein und der daraus gewonnene Sirup gilt als eine der leckersten Tunken, worin in Butter gebackene Fladen gestippt werden, beim Willkommsmahl eines lieben Besuches.

Daß die Dattel einen Haupthandelsartikel der Wüstenbewohner bildet, ist bekannt. In der That genügt der Getreideanbau in den Oasen selbst der dortigen verhältnismäßig dichten Bevölkerung keineswegs. An Datteln aber haben nun die meisten Oasen Ueberfluß. Da sieht man denn, wie die ackerbautreibenden Araber des Tells und der Vorwüste, zu denen auch gewisse Berbertriben gerechnet werden müssen, welche in denselben Verhältnissen leben, alljährlich nach dem Süden pilgern mit ihren kornbeladenen Kamelen, um Weizen und Gerste gegen Datteln zu vertauschen. Jede Arabertribe, jeder Berberstamm hat, gerade so, wie er auf einem ganz bestimmten Gebiete ackert, oder auch auf bestimmten Plätzen seine großen Herden weiden läßt, seinen bestimmten Ksor (Wüstendorf), von deren Bewohner er seine Datteln eintauscht. Mit den Datteln werden meist auch noch Kleidungsstücke eingehandelt oder andere Sachen. So ist z. B. Figig berühmt wegen seiner vorzüglichen Burnusse, während Tafilet bei den Arabern Afrikas hinsichtlich der Schuh- und Leder-

[1]) Dahin gehört auch die von den Beduinen der Sinaihalbinsel in Cairo auf den Markt gebrachte Dattelwurst, welcher in der Regel noch Mandeln beigemischt sind.





Palmen in Buschform in der Oase Kufra (S. 172).

fabrikate jetzt den Ruf hat, dessen sich einst Cordoba (Corduanleder), Saffi (Saffianleder) und Marokko erfreuten. Das Filalileder [1]) gilt jetzt als das weichste und geschmeidigste.

In manchen Oasen, oder Gegenden, wo die Dattelpalme wächst, wird auch Schnaps aus den Datteln gebrannt. Mit Sorgfalt hergestellt ist er vorzüglich, aber selten ist das der Fall. Im Frühjahr werden sodann manche Palmen angezapft. Entweder wird oben die äußerste Krone des Baumes angebohrt, oder auch unten ein Loch hineingetrieben. Im Frühjahr entträufelt dem Baum während 24 Stunden ein Quantum von mehreren Litern. Milchig von Farbe, süßlich von Geschmack, fängt die Flüssigkeit, welche Lakbi oder Lakmi genannt wird, schon nach 24 Stunden an zu gähren, und wirkt dann durch die Entwickelung von Alkohol stark berauschend. Der Lakbi ist aber

[1]) Filali, d. h. das von Tafilet stammende.



Frucht der Dattelpalme (S. 174).

nicht so zuckerhaltig wie der Saft der verwandten Phönix silvestris Roxb., welche in Indien wächst, und aus deren Palmwein durch Destillation der Arak gewonnen wird.

Als genießbares Produkt der Dattelpalme soll sodann nicht unerwähnt bleiben das innerste Mark der jungen Schößlinge, oder der höchsten Krone, welches wie Nuß schmeckt.

Wenn wir hiermit das Genießbare des Baumes nach allen Seiten hin glauben beleuchtet zu haben, so erübrigt uns nur noch, auf die übrige Benutzung der Palme einen Blick zu werfen. Die Palme ist in der Oase alles. Keine Sache, kein Gegenstand, welcher nicht mit derselben in Beziehung stände. Abgesehen von den Mauern, welche aus Stein und Lehm erbaut sind, werden die Thüren der Häuser aus Palmbrettern, die Balken der Zimmer aus Palmholz gefertigt, mit Djerid, d. h. Palmblättern überdeckt, und sodann mit Erde und Lehm überstampft. Die Brunnen werden mit Palmholz ausgekleidet, Schöpfgefäße aus Palmholz gefertigt, und falls man den Gebrauch der Tische und Stühle kennte, würden diese zweifelsohne vom selben Material gefertigt werden. Verschiedene Wüstenstämme fertigen ihre Kamelsättel aus den unteren dicken Stengeln der Palmblätter, die Körbe und Säcke aus Palmenblättern und Palmbast geflochten, werden mit aus „Lif“ (Palmbast) gedrehten Stricken zusammengenäht. Ueberhaupt sind alle Stricke und Taue aus Palmbast gedreht, welche oft so stark gemacht werden, daß sie an den Küsten als Ankertaue Verwendung finden. Netze zum Aufbewahren von Gegenständen, Matten, selbst Schuhe (z. B. in der Oase Farafrah) werden aus Palmbast gemacht, kurz es existiert kaum bei den Oasenbewohnern ein Gegenstand, zu welchem nicht die Palme verwandt würde.

Sollen wir schließlich noch hervorheben, daß die Dattelpalme auch in medizinischer Hinsicht eine Rolle spielt? Bei den Europäern natürlich nicht; aber bei den Eingeborenen in um so höherem Grade. Ein gewisser religiöser Nimbus schwebte seit jeher über der Palme. Daß dieselbe aber, oder auch ihre Früchte, ihr Saft wirklich medizinische Eigenschaften besitzt, ist nicht bekannt. Ja, es kann vorkommen, daß frische Datteln obstruierend wirken, während sie für gewöhnlich das Gegenteil thun. Mit einer nicht zu lindernden Blutdysenterie auf dem Wege von Rhodanus nach Fesan behaftet, hat Schreiber dieses an sich selbst diese Erfahrung gemacht. Dem Lakbi, das heißt, dem noch nicht gegohrenen Palmwein kommt offenbar eine stark purgierende Eigenschaft zu. Sobald aber Alkohol sich darin entwickelt, hört das auf, und das Getränk hat die Eigenschaft wie die eines jeden anderen Spiritus enthaltenden Naß.

In Tidikelt fand ich den sonderbaren Gebrauch, daß man zerstampfte Datteln, mit Unreinlichkeiten vom Kamel vermischt, Frauen eingab, um den Kindersegen zu befördern. Zerquetschte Datteln werden auch als Wundmittel angewandt, ohne indes den geringsten Nutzen zu schaffen. Plinius berichtet über die medizinische Wirkung der Palme im 23. Buche seiner Naturgeschichte und sagt, daß die zarte Rinde, wenn man damit räuchere, als Abortiv wirke, auch nennt er noch verschiedene andere Uebel und Krankheiten, gegen welche die Dattel oder die Dattelpalme heilend wirke, ohne daß aber diese Mittel irgendwie mehr standhalten

Mondnacht unter Palmen.

vor der Kritik unserer Zeit, als die der Eingeborenen, welche jetzt im Besitze der großen Palmenwälder sind.

Während im Osten von Afrika die durchschnittliche Höhe der Palme etwa 12 m beträgt, erlangen die Bäume im Westen, z. B. in der Oase Tafilet, die ansehnliche Höhe von 30 m. Alt werden die Bäume nicht; man sagt etwa 100 Jahre, was aber wohl zu niedrig gegriffen erscheint. Wenn man aber bedenkt, daß die Dattelpalmen jahraus jahrein Früchte tragen, und nur etwa jedes 7. Jahr aussetzen, und sieht, wie ein einziger Baum oft 4 bis 5 Centner Datteln liefert, außerdem noch durch die abgenommenen trocknen Blätter den Bewohnern Brennmaterial liefert, so wird man zugeben, daß es kaum einen segenspendenderen Baum gibt, als diesen. Vorhin wurde bereits gesagt, die Dattelpalme



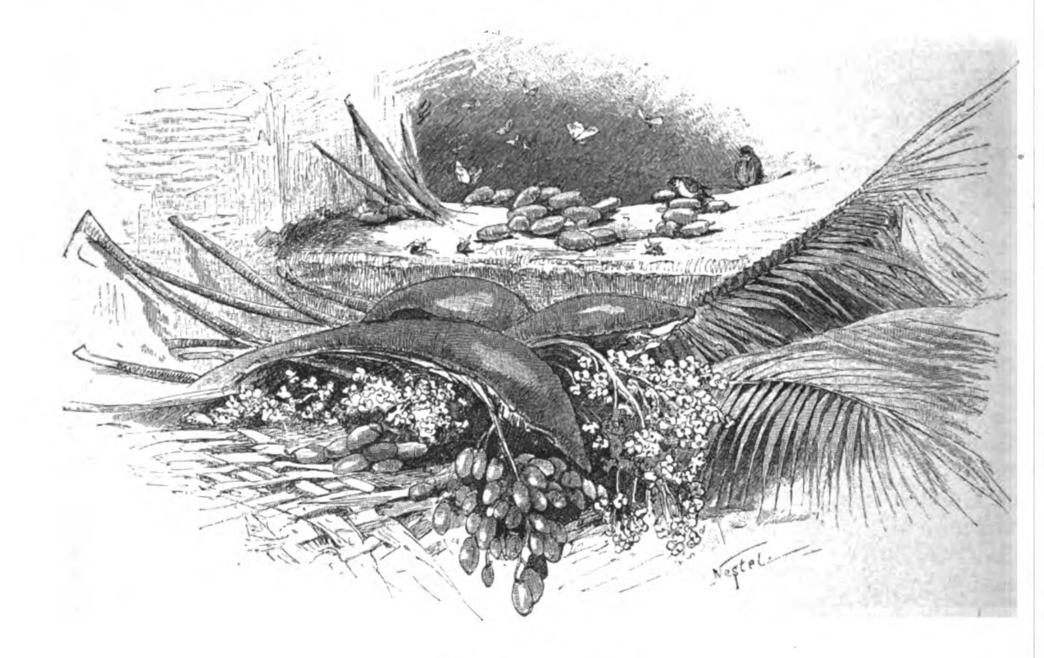
Palmenhain.

wachse hauptsächlich in Nordafrika. Aber auch in Südeuropa findet man Palmen; an der Riviera gibt es Palmgärten; in Spanien ganze Palmhaine. Und daß dieselben dorthin, wie vielfach angenommen wird, nicht von Berbern und Arabern während ihrer Herrschaft in Spanien verpflanzt worden sind, lesen wir hinwiederum im Naturforscher von Como. Im 13. Buche seiner Historia naturalis sagt er: „an der Seeküste von Spanien tragen sie eine Frucht, aber sie ist herbe“.

Ueberhaupt hatte Plinius eine eingehende Kenntnis vom Dattelbaum. Nicht nur wußte er, daß die Bäume salzigen Boden lieben, daß es männliche und weibliche Palmen gibt und eine Befruchtung vorgenommen werden muß, sondern auch sonst gibt er noch viele Nachrichten über die Phönix, von der nur noch die hervorgehoben werden soll, welche erklärt, weshalb die Dattelpalme Phönix genannt wird, daß sich nämlich beim Absterben der Palme, wie beim Tode des Vogels, aus den Ueberresten stets eine neue entwickle.

Wie oft ist denn auch die Palme besungen worden von den arabischen Dichtern, zu wie

vielen Vergleichen hat sie herhalten müssen! Aber ist das zu verwundern bei einem Baum, der den allseitigsten Segen in sich schließt, in einer Gegend wie die Sahara, welche sonst gar nichts bietet? Hier alles, dort nichts. Welche Gefühle die Brust schwellen, wenn am Horizont jene charakteristischen dunkeln Streifen wahrgenommen werden, die den Palmwald bilden, das kann nur der begreifen, welcher jene endlosen Märsche in der nackten Einöde zurücklegte, welche Sahara heißt. Und doch hat auch diese ihren Reiz, ihre Anziehungskraft: wie die Fontana Trevi, wie die Fluten des Nils ruft die Sahara jeden zurück, der einmal ihre Lüfte geatmet hat.



Ranko.

Nach serbischen Motiven von A. Waldmüller.

Kühl vom Ahorn überschattet,
Ruhet Ranko auf dem Rasen,
Während seine hundert Schafe
Fern von ihm am Hange grasen.

Wen er freien soll, bedenkt er,
Doch vergeblich, heut' wie gestern, —
Ihrer drei meint er zu lieben,
Ach, denn sie sind Drillingsschwestern.

Armer Ranko, wie ergründen —
Wird man doch so leicht betrogen —
Wer von ihnen seinen Schafen,
Wer ihm selbst, nur ihm gewogen?

Horch, da klingen muntre Stimmen,
Und mit Sichel, Karst und Rechen
Kommen alle drei vom Felde,
Und so hört er eine sprechen:

„Was ich wünschen würde? fragt ihr?
Eine Hucke voll Dukaten,
Frisch geprägte, unbeschnittne!
Ei, da wär' ich gut beraten!"

„Nicht doch!" ruft die andre, „lieber
Wünscht' ich mir zwei Feenschuhe;
Tanzen möcht' ich, immer tanzen,
Wär' auch bettelleer die Truhe."

Und die dritte: „Wie ihr redet!
Als ob Gold, ob Tanz beglückte!
Einen Wunsch nur kenn' ich, einen,
Seit in Rankos Aug' ich blickte."

Als er solche Worte hörte,
Hei, wie ist er aufgesprungen,
Und wie hat er die Beschämte
Rasch als liebe Braut umschlungen.

Poirethouse.

Von Viktor Blüthgen.

(Fortsetzung.)



Doktor Evertson bemerkte, daß die junge Dame stutzte, die beiden Dampfer abwechselnd ins Auge faßte und nach der Uhr sah, worauf sie scharf zu rudern begann; gleich darauf hielt sie inne — unschlüssig, und wieder ruderte sie, und wieder blickte sie unsicher hierhin und dorthin.

Der nordöstliche Dampfer ging ans Land, wo er nicht lange verweilte — gleich darauf hörte man wieder das ferne schütternde Geräusch der Abfahrt. Indes näherte sich der andere Dampfer, ebenso den Uferkurs wie jener haltend, in unberechenbaren Bogen und Windungen. Zuweilen war es, als ziele jedes der beiden Ungetüme mit glühenden Augen genau auf die Stelle ab, welche die zwei Jollen inne hatten, dann bog eines und das andere zur Seite, um bald aufs neue die bedrohliche Richtung einzuschlagen.

Dem Doktor war es klar, daß Miß Poiret nicht wußte, wie ausweichen, und daß sie Besorgnis zeigte. Er selbst, der ihr bei seiner Unkenntnis der Dampferkurse nicht raten konnte, auch keinen Schlag gethan hätte, um sich etwa allein aus dem Bereiche der drohenden Gefahr zu bringen, wußte nichts Besseres zu thun, als seine Jolle langsam der ihrigen zu nähern. Wo immer die Dampfer sich kreuzen würden: sie kamen nicht allzufern von den beiden Nußschalen zusammen; und wenn es nichts weiter gab, so doch sicher gefährlichen Wellenschlag, der vielleicht seinen Beistand nötig machte.

Zusehends schwollen die Dampfer. Trotz des leichten Nebels, der sich ringsum zu heben begann, unterschied der Doktor in wachsender Deutlichkeit die Menschen auf dem Oberdeck, alle Verhältnisse des Schiffskörpers. Jetzt stand es außer Zweifel: der obere Dampfer steuerte ungefähr auf die Stelle hin, wo die beiden Jollen nur ein paar Fuß weit noch von einander trieben. Auch Miß Poiret gewahrte dies und setzte plötzlich die Ruder ein, um ein paar kräftige Schläge zu thun. Da bog der zweite Dampfer nach der nämlichen Seite hin. Die Ruder entfielen ihren Händen.

„Um des Himmels willen, Miß, legen Sie quer!“

„Ich danke Ihnen, Sir. Dies ist eine verzweifelte Situation,“ scholl es zurück. Sie raffte sich auf, wieder zu den Rudern greifend. Mit ein paar Rucken war er neben ihr und löste ein Ruder ab.

„Nun habe ich nur eine Sorge: daß ein Radkasten uns erfaßt,“ sagte seine ruhige tiefe Stimme. „Nehmen Sie dies Ruder heraus, legen Sie es auf den Boden, wie ich das meine und dann helfen Sie mit beiden Händen die Jollen aneinander halten, so haben wir eine breitere Fläche über dem Wasser. Schwimmen Sie, Miß?“

„Ja.“

„Wenn Sie hinausgeschleudert werden, tauchen Sie so tief und so lange sie können. Für das übrige lassen Sie mich sorgen.“

Die Augen Doktor Evertsons gingen rechts und links, während er mit einer Hand die Jollen Bord an Bord zusammenpreßte, mit der anderen das eine Ruder spielen ließ. Die beiden Dampfer waren fast gleich nahe, und der Doktor mühte sich, Mitte zu halten. Alles an ihm verriet die ruhige Spannung eines Mannes, der in der Gefahr seine volle Geistesgegenwart bereit hält. Auch Miß Poiret hielt sich tapfer und schien keineswegs willens, sich in die ausschließliche Verantwortung ihres Nachbars zu geben. Ihre Finger, welche so klein und rosig aus den schwarzen Halbhandschuhen hervorkamen, halfen mit jeder Muskel. Nur als die beiden durchleuchteten Ungeheuer betäubend nahe waren, als es hüben — drüben unter sich vordrängenden Menschen gestikulierte, kreischte, schalt, eine Glocke klingelte — da erblaßte sie und ihre

Augen suchten mit verwirrtem Ausdruck den Doktor. Der obere Dampfer stoppte rechtzeitig; ein Berg von schäumendem Wasser wälzte sich auf sie zu, ein zweiter aus entgegengesetzter Richtung — im Nu flogen die Jollen auf, und Miß Adeline Poirets Hände ließen los, sie selbst fuhr empor und fiel mit einem Schwunge halben Leibes in das Fahrzeug des Arztes.

Doktor Evertson schnalzte mit der Zunge und sein düsteres Auge blitzte auf wie das eines Tierbändigers, der nach der Peitsche greift. Er ließ das Ruder fahren, faßte blitzschnell die Arme der jungen Dame und zog sie vollends in die Jolle. Ebenso schnell riß er wieder Bord an Bord, nur bedacht, das Gleichgewicht zu halten. Eine schwierige Sache! In diesem Wirrwar sich kreuzender Wellenbewegungen mußte sich das Gefühl von Sekunde zu Sekunde ein Ziel suchen. Wasser, Schaum, Platzregen ringsum, in den Kahn stürzend, über die beiden her, daß sie im Nu durchnäßt waren.

Kaum eine Minute dauerte der Kampf. Der obere Dampfer bog ein Stück seitwärts ab, der andere fuhr haarscharf vorüber, nahm unwiderstehlich die leere Jolle mit, und der Kapitän donnerte ein paar Flüche herunter, indes die zierliche Jolle umher geworfen, plötzlich kenterte. Weder die Eigentümerin, noch Doktor Evertson bemerkten, wie sie in dem Gebrause der Räderwellen versank. In der nächsten Minute waren beide außer Gefahr. Auf dem einen Dampfer verhallte ein teilnehmendes Hurrah! und die Stätte, wo der Doktor, jetzt wieder die beiden Ruder in der Hand, die Wellenstöße parierte, beruhigte sich mehr und mehr.

„Wie geht es Ihnen, Miß?“ klang endlich die besorgte Frage des Arztes, „haben Sie sich verletzt?“

Die junge Dame hatte bisher unbewegt gekauert, eine Sitzbank umklammernd und das Gesicht auf den Arm pressend. Ihr Hut lag herabgefallen auf dem Grunde der Jolle, ihr Tuch hing über Bord und die Wasser des East River spielten mit der einen Hälfte. Jetzt richtete sie sich wie aus einem Traum erwachend auf, und der Doktor sah, daß ihre Stirn blutete.

„Mein Kopf schmerzt,“ sagte sie matt. „Ich bin mit der Stirn aufgeschlagen und war einen Moment betäubt. Ich glaube, daß ich Ihnen sehr viel Dank schulde, Sir —“

„Ich bitte, Miß, nichts von Dankbarkeit,“ meinte er anzüglich, und ein kurzes Lächeln erhellte sein ernstes Gesicht. „Vielleicht daß ich doch auch irgendwie meinem Vorteil bei der Hilfeleistung diente. Aber gleichviel: Sie bluten, Miß. Wir sind soweit in Sicherheit, daß ich Sie um Ihr Taschentuch bitten kann — lassen Sie sehen —“

Er bog sich vor — nur einen Augenblick ruhte sein Auge auf dem ganzen süßen Gesicht, das ihm so nahe war, und fühlte er, wie ihr Atem ihn berührte. Dann betrachtete er mit kritischem Blick die Wunde.

„Eine Beule Miß, und ein Hautriß drauf, das ist alles. Man wird ein paar Tage die Farben des Spektrums nacheinander auf Ihrer Stirn studieren können, dann ist der Schade kuriert. So: legen Sie das Ding zusammen, befeuchten Sie es und pressen Sie es fest auf die Stelle. Inzwischen will ich sorgen, daß wir bald drüben sind.“

Er begann wieder zu rudern. Unter dem Druck dieser kraftvollen Arme schnitt die Jolle zischend durch die Strömung, als wüßte sie, daß man auf Eile drängt.

„Wo ist mein Fahrzeug?“ sagte Miß Poiret plötzlich und spähte in den Nebel.

Der Doktor sah auf. „Ja so!“ meinte er und half mit den Augen suchen. „Ich fürchte, Miß, das Schicksal hat das Ding ereilt. Die Strömung hätte es uns sonst wohl nahe getrieben. In diesem Nebel wird es ziemlich aussichtslos sein, danach zu suchen. Indes, wenn Sie wünschen —“

„Ich danke, Sir,“ lehnte sie ab, und ihre Stimme klang weicher als gewöhnlich, „die Jolle ist zu ersetzen. Wir wollen die Gefahr nicht zum zweitenmal herausfordern.“

„All right, Miß. Der Nebel ist ein gefährlicher Kumpan.“

Eine stumme Fahrt folgte. Miß Poiret kühlte ihre Wunde und Doktor Evertson ruderte. Es war fast dunkel, als sie landeten. Dick Ramsley stand noch am Ufer.

„O Miß,“ sagte er mit seiner dünnen schüchternen Stimme: „das war schrecklich. Und ich konnte nicht helfen, denn ich verstehe mich nicht auf das Wasser! Aber dieser Gentleman — o, o, Sir; großartig! Sie dürfen über mich befehlen —“

„Mit meiner Erlaubnis, Dick,“ meinte Miß Poiret lächelnd. Dick sah sie verwirrt an.

„Mit Ihrer Erlaubnis, Miß Poiret, natürlich.“

„Nun, Mann, so ketteln Sie die Jolle an und räumen Sie aus! Ich darf Sie begleiten, Miß Poiret, Sie dürfen nicht ohne Stütze gehen."

Er bot ihr den Arm. Einen Augenblick zögerte sie. Bisher hatte kein Männerarm sie geführt, ausgenommen der ihres Vaters. Dann rang sie das schwarze Tuch aus, schlug es um, nahm Hut und Taschentuch und schob eine Hand in den Arm des Doktors. Kaum fühlbar lag sie da, und doch alle anderen Empfindungen erdrückend. Sie schritten durch das Gitter, den Garten hinauf, schweigend. Nur einmal schauerte die junge Dame merklich zusammen und der Arzt sah sie an und rief plötzlich: „Mein Gott, Miß, und ich habe nicht einmal bedacht, daß Sie durchnäßt sind! Sie werden mir gehorchen und ohne Verzug zu Bett gehen. Ich werde Ihnen etwas verschreiben — — ich — ich verstehe mich einigermaßen auf die Behandlung solcher Fälle," nickte er, sich auf seine Rolle besinnend; „Ihr Diener mag alles nach meiner Anweisung besorgen."

Vor der dunklen Terrasse hielt er an und ließ ihren Arm entschlüpfen.

„Ich denke, ich habe die Probe auf meine nautischen Fähigkeiten bestanden, Miß. Vielleicht vertrauen Sie sich doch bei künftigen Fahrten mir als Vertreter des treulosen Mister Dunby an und sanktionieren damit den Vertrag, der mir hier ein paar Wochen ungestörte Arbeit und ungestörtes Angeln verbürgen sollte."

Es lag etwas von Scherz in dem Tone, in dem er das sagte, aber mehr noch eine tiefe, warme Herzlichkeit, welche in diesem Moment ihres Eindruckes sicher war. In der Dunkelheit sah er ihre großen braunen Augen mit aufrichtiger Wärme seine Blicke suchen, sah er, wie sie ihm die Hand hinstreckte, und als er sie einen Augenblick fest mit der seinen umschloß, fühlte er ihren Druck.

„Ich kann Sie durch nichts anderes belohnen, Sir," sprach sie bewegt. „Ich wünschte sagen zu können: mein Haus steht Ihnen offen, aber das widerstrebt meinem Gefühl eben deshalb, weil ich Ihnen tief verpflichtet bin, und ich habe mir vorgesetzt, nie gegen mein Gefühl zu kämpfen. Allein zwischen der Villa und dem East River ist Platz genug, Mr. Bolle — so ist ja wohl Ihr Name — um ein Wort miteinander zu reden. Kann ich Ihnen sonst dienen, vielleicht etwas zur Vermehrung des Komforts in Ihrer Wohnung beitragen — in Poirethouse sollen Ihre Wünsche Befehle sein. Gute Nacht, Sir. Wenn Ihnen an der Dankbarkeit eines Mädchens etwas liegt: die meinige ist Ihnen gesichert."

„Gute Nacht, Miß, und auf Wiedersehen also."

Die junge Dame winkte einen Abschiedsgruß mit der Haltung einer Prinzessin und stieg festen Schrittes die Steinstufen der Terrasse empor, während der Doktor Kehrt machte und in die dunkle Nebelluft des Gartens hinabging. Er lächelte ein wenig, viel zu wenig für das Glücksgefühl in seiner Brust. Aber er war kein Sanguiniker, und es fiel ihm nicht ein zu glauben, daß er auf die Stimmung dieses Abends Hoffnungen bauen dürfe. Zum wenigsten war doch ein Verhältnis zu dem schönen Mädchen gewonnen, mit dem sich etwas anfangen ließ und wegen dessen es sich lohnte, zu bleiben.

Am Ausgangsgitter fing er Dick Ramsley ab, nahm ihn wieder mit in die Hütte und schrieb ihm etwas zum Einnehmen für Miß Poiret auf; in der Frühe solle er Rapport über das Befinden der Dame abstatten.

„Hat Miß Poiret viel Verkehr?" fragte er wie beiläufig.

„O behüte, Sir! Außer Mister Fish, der heute Vormittag bei ihr war, und manchmal Mister Garnier, Mister Mc. Lean, Mister Page, die mit unserem seligen Herrn Whist spielen kamen, ist selten jemand zu uns in das Haus gekommen."

Doktor Evertson saß noch eine halbe Stunde lang in trockenen Kleidern auf der Bank vor der Hütte und sah die Nebel sich senken und den Mond aufgehen. Er war kein Naturschwärmer und empfand dennoch nicht die mindeste Langeweile. Er dachte an Miß Poiret, deren Schlafzimmer seiner Meinung nach dort liegen mußte, von wo er das schwache Licht herüberschimmern sah, und ärgerte sich über Mister Fish. Das genügte vollkommen, ihn zu unterhalten.

7.

Miß Poiret war mit ein wenig Fieber davongekommen; dennoch war sie acht Tage unsichtbar. Als sie sich im Spiegel besehen, hatte sie die Beule auf ihrer Stirn einer genaueren Betrachtung unterworfen und sich gefragt, ob es wünschenswert sei, daß Mister Bolle diesen

entstellenden Flecken auf ihrer Stirn bei Tageslicht sähe, welche Frage sie mit entschiedenem Nein und dem Entschlusse beantwortet hatte, bis zur vollen Ausheilung das Haus nicht zu verlassen.

Dick Ramsley, welcher eine fast aufdringliche Zuneigung zu dem fremden Bewohner der Strandhütte gefaßt, rapportierte aus eigenem Antriebe von Tag zu Tag, wie weit die Heilung vorgeschritten war, schwärmte von seiner Herrin und drückte nur seine Verwunderung darüber aus, daß sie zufrieden sein könne als junges und reiches Mädchen, indem sie beinahe nichts thue als eine Menge Bücher lesen, die, soweit er sich gelegentlich überzeugt, sehr langweilig sein müßten — kurz, Doktor Evertson erfuhr durch ihn genug, um seine Vorstellungen von dem Charakter der Dame in ausgiebiger Weise ergänzen zu können. Inzwischen verabsäumte er nicht, für Mister Bolle ein bescheidenes Quartier zu mieten und sich auf diesen Namen Visitenkarten drucken zu lassen, deren eine er an die Thür der Pseudowohnung nagelte.

Er besuchte auch seine Mutter, welche ihm auf den Kopf zusagte, daß er bei einer gewissen Villa am East River, Poirethouse genannt, angle und scharf auf eine süße, kleine, vornehme, junge Dame zu halte, welche Miß Poiret heiße. Die wackere Matrone sah dabei so verschmitzt glücklich aus. Und sie gestand endlich, daß sie, wie der Doktor richtig vermutet, ihrer Kombinationsgabe und dem Spürsinn des echten Mister Bolle diese lustige Entdeckung verdanke.

„Nur nicht zaghaft, Tommy," sagte sie ermutigend. „Mit Zaghaftigkeit richtet man bei jungen Mädchen nichts aus. Was mich betrifft, so war ich nahe daran, einen gewissen Barkeeper Smith zu heiraten, der später an den Salzsee zu den Heiligen gegangen ist — eine schöne Zuversicht für deine Mutter! — als Kapitän Evertson Gefallen an mir fand. Eigentlich war mir Smith lieber, aber dein seliger Vater ließ mich gar nicht überlegen, so setzte er mir zu, und ich nahm ihn eigentlich nur, um vor ihm Ruhe zu haben. Und es war gut so, wie du weißt. Und du bist doch noch ein ganz anderer Mann, Tommy. Das Mädchen möchte ich sehen, das ‚nein' sagte, wenn du dich ins Zeug legst."

Doktor Evertson lächelte, ersuchte die Mutter, sein Geheimnis zu wahren, wollte indessen zu ihrem Verdrusse weder ihre Zuversicht teilen, noch Mitteilungen machen, wie weit er mit Miß Poiret gekommen sei.

In dem Häuschen am East River vertiefte er sich zuletzt wieder in seine Arbeit, ohne doch der ungeduldigen Erwartung Herr zu werden, mit der er Miß Poirets Wiedererscheinen herbeisehnte.

Die kühle Frühlingswitterung schlug um, es wurde heiß und gewitterhaft, und Miß Adeline benutzte einen frühen Morgen zum ersten Ausgang. Die zierliche Gestalt in Schwarz wandelte befremdlich durch die junge Farbenfrische des Gartens, unter Himmelblau und Sonnenschein, nur die zarte Blüte ihres Gesichts gehörte dahin, welche kaum eine Narbenspur zeigte. Ihr erster Weg sollte ihrem Retter gelten, obwohl sie über sein Verdienst nüchterner dachte, als an dem verhängnisvollen Abend. Aufdringlich war er doch gewesen, und jeder Gentleman, um nicht zu sagen jeder Mann hätte in ihrer Lage so wie er geholfen. Aber die Nachbarschaft dieses Mister Bolle wollte ihr plötzlich nicht unerwünscht bedünken. Es war kein eigentlich schöner Mann, seine Umgangsformen ließen zu wünschen übrig; dafür war er wissenschaftlich gebildet, und neben diesem Umstande imponierte ihr die trotzige Kraft, von der alles an ihm sprach, seine Einfachheit und Entschiedenheit. Wenn ihre geistigen Interessen irgendwie zusammengingen, konnte der Verkehr mit diesem Manne — vorausgesetzt, daß er bei näherer Bekanntschaft hielt, was er bei der ersten flüchtigen Annäherung versprochen — doch belebend und zerstreuend für die fühlbare Einsamkeit der ersten Trauerzeit werden.

Sie sah ihn von weitem, wie er, die Arme im Rücken, müßig am Wasser stand, und ihr Auge ruhte nicht ohne Wohlgefallen auf der breitschultrigen Figur, zu der ihr unwillkürlich das kluge, energische Gesicht mit den wehrhaften braunen Augen in den Sinn kam. Er hörte das Gitter klirren und trat ihr froh überrascht entgegen; ein Lächeln gutmütigen Humors empfing sie, das ihm sehr wohl stand.

„Nun, Miß," sagte er mit leichter Neigung des Kopfes, „Sie haben Ihre Wunde so gewissenhaft abgewartet, wie irgend ein König drüben seinen landesväterlichen Schnupfen. Ich hoffe, daß Sie völlig hergestellt sind?"

„Völlig, Sir," lächelte sie. „Ich denke, Sie haben an dem Mißgeschick keinerlei Folgen zu beklagen gehabt?"

„Nichts als die Langeweile, Miß, welche mir Ihr langer Zimmerarrest verursachte. Man sieht sich nach solchem Abenteuer gern bald einmal wieder."

„Hoffentlich ist diese Langeweile den Zwecken Ihres Hierseins zu gute gekommen."

„Hm! Ich glaube, Mister Dunbys Fische haben eine Abneigung gegen mich. Eine wissenschaftliche Arbeit aber fördert jene Art Langeweile, welche aus der Ungeduld entsteht, niemals."

„Was arbeiten Sie, Sir?

„Ich treibe specielle Zweige der Naturwissenschaften zu meinem Vergnügen: Physiologie, Biologie, Anatomie u. s. f. Augenblicklich beschäftigt mich eine neurologische Specialfrage. Ich möchte Ihre kleinen Ohren nicht mit mehr solchen Klangungeheuern plagen."

„Bitte, dieselben sind mir nicht fremd, Sir," lautete ihre Entgegnung. „Sind Sie auch der Ansicht, daß die philosophische Spekulation nur noch mit dem Seciermesser in der Hand Berechtigung hat?"

Doktor Evertson sah sein Gegenüber etwas verblüfft an. „Ehrlich gesagt: ja, Miß. Ich bin erstaunt, das aus dem Munde einer wohlhabenden jungen Dame zu hören."

„Keine Komplimente, Sir. Vielleicht finde ich bei Ihnen Auskunft über ein paar Fragen, die mir am Herzen liegen."

Es war eine seltsame Unterhaltung, welche auf der kleinen grünen Bank vor der Hütte Mister Dunbys gepflogen wurde. Die wissenschaftliche Bildung Doktor Evertsons wurde auf Proben gestellt, welche ihn zu der Bemerkung veranlaßte: Miß Poiret scheine einen Gelehrten für eine Art Universallexikon anzusehen. Als sie schied, um abends zu einer Wasserfahrt wiederzukommen, sagte er im Ton ungeheuchelten Respekts: „Ich glaube, Miß, daß es unter dem Sternbanner nicht zehn Damen Ihres Alters gibt, welche einen so klaren Kopf und so viel Wissen ihr eigen nennen, wie Sie. Ich meinerseits kenne keine einzige davon."

Miß Poiret war sehr befriedigt, als sie in die kühlen Räume ihrer Villa zurückkehrte. Mister Bolle hatte mit seinem Lobe ihre gute Meinung von ihm gesteigert. Sie saß noch lange im Schaukelstuhl und ließ die Unterredung nachklingen. Ein ungekannter Reiz für sie, an einem fremden Verständnis der eigenen Geistesarbeit sich zu messen, einmal gleichsam die Summe ihres geistigen Besitzes zu ziehen! Tüchtige Menschen empfinden das schmeichelhaft und anregend zugleich. Und Miß Poiret beschloß, mit diesem Gelehrten drunten, soviel als irgend ihr Gefühl erlaubte, zu plaudern.

Sie fuhren häufig in Jolle und Boot miteinander, und saßen viel am Strande. Die Lernbegierde der jungen Dame steigerte sich mit jedem Tage. Sie erfuhr nichts davon, daß die Dienerschaft in Poirethouse zu munkeln begann, daß Dick Ramsley mit Enthusiasmus zehn Dollars verwettete, Mister Bolle werde eines Tages als Herr in der Villa einziehen. Selbst dem Koch, der gegen ihn eingesetzt hatte, erschien die Sache endlich nicht mehr geheuer, und einmal, da er Einkäufe machen ging, bestieg er als vorsichtiger Mann einen Wagen der Tramway, um nach East 23 Street zu fahren.

Der Weg endigte in der Küche des Mister Fish.

Eine Stunde darauf wußte dieser, was er wissen sollte, und er konnte nicht umhin, Befehl zum Anspannen geben zu lassen und sich zu einer Fahrt in die Villa zu rüsten, welche, nach der Unruhe zu schließen, mit welcher er das Vorfahren der Equipage erwartete, einen sehr wichtigen Faktor in seinen Zukunftsplänen ausmachte.

In tadelloser Toilette, wie immer, stieg er vor Poirethouse aus. Der Chef der Firma Poiret wechselte täglich Wäsche und Handschuhe, monatlich Hut und Anzug, und er hatte einen ehemaligen Friseur zum Kammerdiener. Nur sein Gesicht veränderte er nie, kaum daß eine gewisse hastige Beweglichkeit der Augen in diesem Moment verriet, wie er innerlich derangiert war.

Es war noch Vormittag, eine normale Visitenstunde. Die Sonne brannte rücksichtslos nieder, und Miß Poiret war längst vom Strande herauf in die Kühle des großen Gartensaals geflüchtet, in welchem zwei Springbrunnen spielten. Ein riesiges Bouquet auserlesener Rosen, locker und graziös arrangiert, stand auf der Marmorplatte eines Tischchens vor ihr; sie selbst hielt ein wenig zerstreut ein Buch in der Hand, aus welchem eine Tafel mit anatomischen Illustrationen entfaltet über ihr Knie fiel. Sie studierte im Augenblick nicht; sie blickte bald auf die erste Seite, welche dem Umschlag folgte und auf welcher neben einer radierten Stelle die Worte standen: Ex libris Thomae Bolle — bald in die Blattpflanzen- und Palmendekoration der Springbrunnen.

Ihre Zofe lugte herein.

„Die Equipage des Mister Fish hält vor dem Hause."

„Und wo ist Mister Fish selber?"

„Er ist an den Strand hinunter gegangen."

„Es ist gut, Jenny. Ein andermal warte, bis es ihm selber gefällt, mir Mitteilung von seinem Hiersein zu machen."

Sie faltete das anatomische Blatt ein und legte das Buch weg. Die Nachricht interessierte sie offenbar mehr als sie gelten lassen wollte, denn ihr Schaukelstuhl bewegte sich unablässig.

Mister Fish kam ganz unerwartet — sie hatte die ganze Zeit her kaum an ihn gedacht. Und er ging zum Strande hinunter, bevor er ihr seinen Besuch machte. Am Strande wohnte Mister Bolle. Wußte Mister Fish von demselben? Und was wollte er bei ihm? Kannte er ihn etwa?

Die beiden Männer traten zum erstenmal in ihrer Phantasie nebeneinander, der mannhafte, ernste, geistvolle Gelehrte neben den Mann der High Life mit den tadellosen Formen, mit den eleganten Lebensgewohnheiten und der glänzenden gesellschaftlichen Position hinter sich. Miß Adeline Poiret lächelte bei der Zusammenstellung; mit einem gewissen Wohlwollen verglich sie die beiden, die so grundverschieden waren.

Sie kam zu dem Schlusse, daß der eine in seiner Art ein idealer Gegenstand sei, um Kopf und Herz zu beschäftigen, der andere außerordentlich geeignet, einer jungen Dame eine beneidenswerte Position im Leben zu schaffen. Diese beiden in eins verschmolzen gaben einen Mann, bei dem nur unbedeutendere Zuthaten fehlten, um ihn ganz vollkommen zu machen. Diese Reflexion regte Miß Poiret in keiner Weise auf. Ihre Sehnsucht nach einem Männerideal war so gering entwickelt, daß sie dieselbe lächerlich fand in einer Welt, wo ungestörtes Behagen und eine möglichst hohe gesellschaftliche Verkehrssphäre das Erstrebenswerteste sei. Sie verhehlte sich keineswegs, daß dieser Mister Bolle sie intimer beschäftigte, ein dauernder enger Verkehr mit ihm ihr Leben außerordentlich bereichern und abrunden würde. Allein sie war innerlich ebenso sicher, daß der Eindruck, den er auf sie machte, nie mit ihren Wünschen in Bezug auf die äußere Gestaltung ihres künftigen Lebens irgendetwas zu thun haben würde, da sie sich die volle Kraft zutraute, diesem Eindruck das Maß seiner Wirkung vorzuschreiben, und durchaus nicht willens war, eine Art von Leidenschaft für Mister Bolle in sich aufkommen zu lassen. Sie glaubte überhaupt nicht, daß sie der Leidenschaft für einen Mann fähig sei.

In diesen Betrachtungen störte sie in wachsendem Maße das lange Ausbleiben des Kaufherrn.

Mister Fish war den schmalen Pfad zwischen den Gärten hinabgeschritten. Es schien ihm praktisch, sich in erster Linie den Mann anzusehen, der ihm gefährlich werden sollte; vielleicht fand er Miß Poiret bei ihm. Er haßte diesen Mann — hoffentlich unnötigerweise, wie er sich sagte. Denn sein Wunsch, Miß Poiret zu besitzen, entsprang keineswegs ausschließlich der Spekulation. Er lag im Banne dieser eigenartigen Schönheit, soweit dies seiner Blasiertheit möglich war. Und es war gewissermaßen Ehrensache für ihn, sich nicht durch einen beliebigen Jemand aus dem Sattel gehoben zu sehen.

Er fand niemand am Strande; aber er ging schielend am Hause hin und gewahrte, daß hinter dem Fenster ein Mann über Büchern saß. Er erinnerte sich zu rechter Zeit, daß sonst ein Fischer diese Hütte bewohnt hatte, so durfte er mit kurzem Anklopfen ungeniert eintreten.

„Guten Tag, Mann; ich suche Miß Poiret hier —"

Einen Moment verwirrten sich seine Gedanken: wer war das, der sich da aufrichtete und ihn musterte, so scharf, so beleidigend unwillig —

„Miß Poiret werden Sie vermutlich in ihrer Villa finden, Sir. Dies sind nicht die Räume, in denen sie empfängt."

„Entschuldigung, Sir, man vermißte sie oben. Aber ich bin erstaunt, einen Mann hier zu finden, den ich die Ehre haben muß zu kennen."

„Ich meine, Sie irren sich, Sir. Meine besetzte Zeit gestattet mir nicht, Ihr Gedächtnis korrigieren zu helfen."

Doktor Evertson, in dem etwas wie Eifersucht aufflammte, sprach fast grob. Er hatte Mister Fish auf der Stelle erkannt und beherrschte sich um so weniger, als die Möglichkeit, daß jener im Gedächtnis seinen Namen fand und sein Inkognito zerstörte, ihm das Blut zum Herzen jagte. Die Bewegung, mit welcher er auf Mister Fish zutrat, hatte etwas so Drohendes, daß derselbe es für besser fand, sein Erinnerungsvermögen außerhalb dieser Blockwände weiter zu bemühen. Ein kalter, feindlicher Blick vergalt

die brüske Abweisung; Mister Fish neigte affektiert hochmütig den Kopf und verließ die Hütte.

„Doktor Evertson," sagte er triumphierend, als er ein paar Sekunden später am Parkgitter stand. Aber der triumphierende Ausdruck erlosch so plötzlich, wie er gekommen. Vor ihm stand die Erinnerung an jene Scene im Klubhotel, an welche Doktor Evertson in Greenwood-Cemetery gedacht hatte; eine fatale Erinnerung! Jedenfalls war dieser Pseudo-Bolle da unten ein nicht waffenloser Gegner, wenn das Gedächtnis desselben so gut war, wie sein eigenes; denn er wußte, daß Miß Poiret den Abscheu aller Damen, die nicht selbst Spielerinnen sind, vor dem Hasardspiel — — aber kannte Doktor Evertson die Ursache, weshalb jener Patterson sich den Tod gegeben? Unsinn! Die ganze Angelegenheit war ja durchaus intim geblieben.

Das Gesicht des Kaufherrn hellte sich wieder auf. Er durfte unbesorgt den Schlag gegen diesen Mann führen, um dessen Namen, wie er wußte, ein gewisser Nimbus schwebte und den er gut that, unschädlich zu machen.

Ein neues Bedenken.

Wenn Miß Adeline Poiret schon dem dunklen Mister Bolle zugethan war: wurde dieser Mann als Doktor Evertson nicht doppelt gefährlich? Oder — kannte sie ihn vielleicht, hatte sie ihn gar veranlaßt, sich inkognito hier aufzuhalten?

Der Fall, den er aufzuklären hergekommen, wurde, statt klarer, nur immer nebelhafter vor seinen Augen. So rasch, auf einen plötzlichen Einfall hin, ließ sich hier nicht handeln.

Mister Fish stieg rasch bergauf, setzte sich zum Erstaunen des Kutschers wieder in seinen Wagen und hieß ihn vorwärts fahren. Bei der nächsten Ecke mußte er links einbiegen und in die Wohnung zurücklenken.

Am folgenden Tage las man in den großen Zeitungen: „Der geschätzte Arzt Doktor Evertson habe sich in ein Blockhäuschen am Strande des East River, neben der Villa Poirethouse gelegen, zurückgezogen. Der idyllische Einfall des vielbegehrten Mannes werde hoffentlich nicht mit einem Aufgeben seiner dem Heil der kranken Menschheit geweihten Thätigkeit identisch sein."

Diese Notiz war den Zeitungen von unbekannter Seite zugegangen, doch lag kein Grund vor, sie nicht aufzunehmen.

Mister Fish erwartete, daß der vielbegehrte Doktor Evertson in seinem Blockhause fortan wenig Ruhe behalten würde, um sich mit Miß Adeline Poiret zu beschäftigen. Zudem: hatte er Grund, sein Inkognito aufrecht zu erhalten, so mußte jetzt sein Auszug aus dem Blockhause erfolgen.

Mister Fish ließ einen Tag verstreichen, dann fuhr er abermals nach Poirethouse, um an Miß Poiret zu beobachten, welche Wirkung die Zeitungsnachricht gethan. Irgend ein Anhalt mußte sich doch ergeben, um dem Geheimnis dieses Inkognito näher zu kommen.

Es dauerte eine Weile, ehe der Diener, der die Karte vom Wagen in das Haus getragen, zurückkehrte. Miß Poiret sei im Garten, ersuche indes Mister Fish, einzutreten, falls er sich einige Zeit gedulden wolle.

Mister Fish stieg aus.

8.

Die Zeitungsnotiz war weder in der Stadt, noch in Poirethouse unbemerkt geblieben. Doktor Evertson erfuhr davon durch ein paar alte Patienten, welche sofort nach ihm schickten und von denen zwei gleich Equipagen mitsandten, um ihm das Kommen zu erleichtern. In Poirethouse las zuerst Mister Bauer das Unglaubliche, dieser sagte es Dick Ramsley, Dick Ramsley, stolz, daß sein Respekt vor dem „Mister Bolle" ahnungsvoll einen so würdigen Gegenstand getroffen, rannte von einem Domestiken zum anderen. Durch die Zofe erfuhr es Miß Poiret.

Miß Poiret sah die Zofe groß an. Woher sie das wisse?

„Von Mister Bauer, der es im „Herald" gelesen."

„Nun gut. Ich begreife nicht, wer ein Interesse daran haben kann, das in die Welt zu posaunen," sagte die junge Dame mit vollkommener Selbstbeherrschung. „Geh zu Mister Bauer und bring mir das Blatt."

Es widerstrebte Miß Poiret, sich von ihrer Dienerschaft überraschen zu lassen, und sie ließ lieber die Möglichkeit offen, daß sie um das Geheimnis gewußt. Uebrigens kannte diese Dienerschaft so wenig einen Doktor Evertson, wie sie zuvor einen Mister Bolle gekannt hatte. Nur aus der Fassung der Notiz ergab sich, daß es sich nicht um irgend einen gewöhnlichen Doktor, sondern um etwas Besonderes handelte.

Jetzt hatte Bob Gelegenheit, einen Trumpf auszuspielen. Er erinnerte sich, daß er Miß

Poiret kurz vor dem Tode des seligen Herrn Poiret habe ausfahren müssen, daß diese alles daran gesetzt habe, des Doktor Evertson habhaft zu werden, daß sie ihn endlich gefunden und daß dieser Doktor Evertson ihm ein Goldstück als Trinkgeld gegeben. Bob erzählte das mit allen Einzelheiten so oft, bis jeder seinen Bericht auswendig wußte.

Dieser Bericht Bobs war höchst wichtig. Es schien aus demselben zweierlei hervorzugehen: erstlich, daß die Herrin von Poirethouse Doktor Evertson schon von früher her kannte und längst wissen mußte, mit wem sie es am Strande unten zu thun hatte; zweitens, daß der Doktor ein reicher Mann war.

Damit stiegen die Chancen der Wette Dick Ramsleys so erheblich, daß der Koch, schon niedergedrückt durch das jüngste Erscheinen und Verschwinden des Mister Fish, Veranlassung nahm, auf einen billigen Vergleich anzutragen. Natürlich hatte er damit kein Glück.

Miß Adeline Poiret saß in regungslosem Erstaunen in ihrem Boudoir, das so reizend duftig und kokett eingerichtet war, wie nur irgend ein Pariser Boudoir aus der ‚Haute Finance‘. Das Zeitungsblatt auf ihrem Schoße nahm jeden Zweifel.

Das war Doktor Evertson — wo hatte sie ihr Gedächtnis gehabt! Immer wieder, wenn er rauh und rasch gesprochen, war es ihr gewesen, als sei ihr diese Stimme nicht fremd. Aber auf jenen Arzt, dessen Bekanntschaft sie in so seltsamer Weise gemacht und an den sie mit einer gewissen Erbitterung dachte, wäre sie nie verfallen. Jetzt begriff sie die Kenntnisse des Mannes, mit dem sie durch Wochen auf so vertrautem Fuße verkehrt. Aehnlich hatte sie sich allerdings den Doktor vorgestellt, von dessen Bedeutung sie die höchste Meinung hegen mußte, nach dem, was ihr über denselben berichtet worden war: so scharf, klar, kräftig, kurz und rücksichtslos — — nun, sie hatte über Rücksichtslosigkeit in diesen Wochen nicht zu klagen gehabt.

Ja, das war aber unerhört! Mister Bolle gleich Doktor Evertson.

Warum war dieser Mann in das Blockhaus gezogen? In der That nur, um ungestört eine neurologische Arbeit anzufertigen und Wassersport zu treiben? In der That nur durch Zufall auf dies Häuschen gewiesen?

Im Kopfe von Miß Poiret blitzte ein Gedanke auf, der ihr Herz in Bewegung versetzte und der ihr zugleich Kopfschütteln verursachte. War er ihretwegen hierher gekommen? Jetzt, wo der unbekannte Mister Bolle sich in den Doktor Evertson verwandelt hatte, ließ sich der Einfall nicht mehr so ohne weiteres abweisen.

Sie lächelte. Es war ein etwas hochmütiges und zugleich siegesstolzes Lächeln zuerst; dann wurde es angenehmer. Es mischte sich ein Zug von Mitleiden und Bedauern hinein. Zuletzt träumte sie sogar ein wenig vor sich hin, als habe sie endlich der Sache eine recht ernsthafte Seite abgewonnen und verliere sich in die Betrachtung derselben.

Und nun erhob sie sich, stieß einen Flügel des nach dem Garten zu gelegenen Fensters auf und lehnte sich einige Zeit hinaus. Es war so schwül im Zimmer — drunten auf den Garten warf die Sonne Glutmassen nieder, aber es gab doch einen Luftzug.

„Eine pikante Episode,“ sagte sie halblaut. „Ich denke, es bleibt eine solche, und es ist meine Pflicht, ihm das in so guter Manier wie möglich beizubringen. Fast möchte ich sagen: Schade! Alles so unbefriedigend und unzulänglich, wohin man greift! Ich wollte, der Mann hätte manches, was ihm fehlt. Das Leben ist nur Trödelschmuck, aus dem, ehe er unser wird, die kostbaren Steine ausgebrochen werden. Die Stellen, wo sie gesessen, starren uns überall an, Andeutungen, um sich in die Herrlichkeit des unversehrten Kunstwerks zu träumen und das Fehlende zu betrauern. — Mich dünkt, ich fange an sentimental zu werden. Es ist Zeit, daß der Scherz zu Ende kommt.“

Sie ließ den Tag über Doktor Evertson vergeblich auf sich warten. Aber am nächsten Morgen ging sie mit Fächer und Sonnenschirm hinunter. Sie hörte ihn im Zimmer heftig reden.

„Ich will hier ungestört sein. Schickt zu wem ihr wollt! Wenn ich eines Tags in die Zeitung setze, daß ich wieder für Patienten zu sprechen bin, dann kommt. Diese abgeschmackte Notiz gibt niemandem ein Recht, mich hier um meine Erholung zu bringen. Da — nehmen Sie das, Mann, und suchen Sie für Ihre Frau einen anderen Doktor.“

Jemand murmelte etwas und trat dann Miß Poiret in der Thür entgegen. Ein Mensch im Arbeiterkittel. Er sah Miß Poiret zögernd an und schien sie ansprechen zu wollen, besann sich indes und schritt weiter. Ihre Miene war wenig ermutigend für ihn.

Doktor Evertson blickte durch das Fenster, und er wandte sich plötzlich um. Sein Ohr war sehr reizbar für dies feine Knistern und Wehen von Frauenkleidern geworden. Er schien übellaunig; selbst der Eintritt der jungen Dame mit dem verständnisvollen Lächeln im Gesicht konnte die tiefen Schatten aus seinen Zügen nicht ganz verscheuchen.

„Sie kommen, mir zu sagen, wer ich bin, Miß," warf er nach flüchtiger Neigung des Kopfes hin.

„Doktor Evertson," nickte sie munter. „Warum machen Sie dazu ein Gesicht wie eine Eule?" Sie hakte den Fächer in den Gürtel und schloß den Schirm.

„Ich bin Ihnen dankbar, wenn Sie mir wegen meiner Mummerei nicht zürnen —"

„Nicht im mindesten, Sir —"

„Hätte es indessen vorgezogen, noch eine Weile Mister Bolle zu sein. Ich werde mich nach einem neuen Versteck umsehen müssen, Miß, welches mir vermutlich weniger behagen wird, als dieses. Es ist traurig, daß Sie mich daran gewöhnt haben, mit solch einem Umgang zu rechnen."

Seine Augen hoben sich düster und ruhten einen kurzen Moment forschend auf ihrem Gesicht.

„Ich bin gleichfalls betrübt, Mister Evertson," sagte sie mit unbefangener Freundlichkeit, „aber es ist das Schicksal aller Lehrer, ihre Schülerinnen eines Tages aus den Augen zu verlieren. Jedenfalls darf ich die Hoffnung hier behalten für den Fall, daß mir das Schicksal körperliche Leiden zugedacht hat, des besten Beistandes versichert zu sein?"

„Ueberlassen wir das der Zukunft, Miß," wich er aus. „Wollen Sie nicht Platz nehmen? Unsere Plauderstunden sind gezählt."

„Wie wäre es, wenn wir in den Garten hinüber gingen, Sir? Noch ist die Temperatur draußen erträglich. Oder besser noch, wir fahren ein wenig auf das Wasser hinaus. Ich fürchte, es wird das letzte Mal sein."

Doktor Evertson kniff die Lippen zusammen. Es wurde ein wenig dunkel vor seinen Augen.

„Segel?" fragte er, durch das Fenster starrend, wie um den Wind zu prüfen.

„Mich dünkt, das wäre das beste. Ich suche den Schatten der Leinewand auf."

Der Doktor schaffte das Nötige hinaus; ein wortkarges Hantieren. Wortkarg war auch die Fahrt. Man mußte viel kreuzen und der Doktor hatte seine Aufmerksamkeit für das Boot nötig. Miß Poiret wechselte öfter den Platz. Das ward ungemütlich. Dazu kam die steigende Hitze. Nach einer Stunde gaben sie das Fahren auf und näherten sich dem Lande wieder.

„Wollen Sie mir in den Garten folgen?" fragte Miß Poiret am Ufer, als der Doktor das Segel herabließ. „Ich habe gar nichts von Ihnen gehabt. Der Laubgang ist schattig genug, um noch ein Stündchen Unterhaltung vor Erschlaffung zu schützen."

„Ich komme sofort nach, Miß."

Als er hinaufging, zitterte er innerlich. Es war ihm, als müsse sich in jenem Laubgang etwas entscheiden, ohne daß er Lust hatte, diese Entscheidung herbeizuführen. Die Stimmung der jungen Dame, die er liebte — darüber war er sich nur allzu klar — war nicht die, welche er wünschte. Ihre Unbefangenheit, ihre, wie es schien, jede wärmere Empfindung mit Fleiß ablehnende Heiterkeit hatten etwas Erkältendes. Und Doktor Evertson war nicht der Mann, sich unvorsichtig einen Korb zu holen.

Der Laubgang zog sich an der einen Gartenseite bis zum Flusse hinunter. Dort rahmte er am Ausgang ein entzückendes Bild ein: belebtes Wasser, ein Stück des jenseitigen Ufers und eine Krönung von Azur. Der Weg war tiefschattig, nur hie und da, wie verstreute Blütenblätter, Fragmente von Sonnenlicht. Das süße Gesicht der jungen Dame hob sich reizend ab in dieser grünlichen Dämmerung, als sie auf den Doktor zutrat.

„Ich überlegte soeben etwas, was Sie anging, Mister Evertson," begrüßte sie ihn lebhaft. „Sie müssen mir ein Rätsel lösen: warum ein Mann von so viel Geist, Kenntnissen, Scharfblick und Ruf so wenig aus sich macht, wie Sie. Warum sind Sie nicht reich? Oder sind Sie es doch —?"

Er zuckte die Achseln.

„Warum spielen Sie keine öffentliche Rolle, haben Sie keinen einflußreichen Posten inne? Warum drückt Ihr äußeres Leben nicht das aus, was Sie innerlich zu bedeuten haben? Fassen Sie das nicht etwa als einen Vorwurf auf, zu dem ich durch nichts berechtigt wäre: ich wundere mich einfach darüber, und ich meine, der tüchtige Mann sollte Ehrgeiz besitzen."

„Und wenn er ihn nicht besitzt, was verschlägt es?"

„Soll ich offen reden?"

„Das brauchen Sie mich nicht zu fragen, Miß.“

„Es fehlt ihm die Krone: das, was ihn allein zwingt, seine ganze Kraft zu entfalten, seinen ganzen Gehalt auszumünzen, was ihn allein befähigt, seine Lebensaufgabe ohne Rest zu erfüllen, was ihm erst das volle Gepräge des Mannes aufdrückt. Ein simpler Kaufmann, der mit bescheidenen Geistesmitteln sich ein fürstliches Vermögen erwirbt, imponiert mir. Er repräsentiert eine große Kraftentwickelung. Ich weiß es nicht, ob es nur individuell oder frauenhaft ist, daß ich so viel Respekt vor der ringenden Kraft habe, aber mich dünkt, ganz allgemein müßte ein Mensch Sympathie finden, der alles daran setzt, so weit vorwärts zu kommen, als ihm möglich ist. Die schläfrige Kraft, die sich leicht genügen läßt, hat etwas von einer unbezahlten Schuld, sie geht wie mit einem Vorwurfe herum. Sie bleibt dem Schöpfer wie der Welt schuldig — denn auch die Welt hat ein Recht zu verlangen, daß eine vorhandene Kraft ihr vorwärts hilft, wie sie ein Recht hat, sich dem zu versagen, der sich ihr versagt. Ich weiß nicht — vielleicht drücke ich das etwas konfus aus, Mister Evertson, was ich empfinde — —“

„Bitte, Miß, Sie sind vollkommen deutlich,“ nickte Doktor Evertson, den es innerlich fror. „Dieser enthusiastische Zug an Ihnen ist mir neu, aber er kleidet Sie nicht schlecht. Erlauben Sie mir zu bemerken, daß ich Ihre Bewunderung für Kraftentfaltung vollkommen billige, daß ich mir für mein Teil aber vorbehalten muß, als Individuum der Gesamtheit so viel Kraftleistung zur Verfügung zu stellen, als mir beliebt, wofür es ihr unbenommen bleibt, mir das Entgelt für das übrige zu versagen. Ehe der sociale Kontrakt zustande kommt, ist das Individuum da; die Ansprüche, welche dasselbe an Glück stellt, sind das einzige Maß für das, was es zu thun hat. Ich bin es, das Individuum Evertson, welches sich Vorteil von der menschlichen Gesellschaft verspricht, und, falls sie sich verpflichtet, mir dieselben zu gewähren, sich zu einem entsprechenden Quantum Gegenleistung herbeiläßt. Das ist die Bedeutung des socialen Kontrakts, Miß Poiret. Als ich das Vergnügen hatte, Ihre Bekanntschaft zu machen, sagten Sie sehr richtig: Dieser Mister Dunby hat seinen Vorteil im Auge, wie alle Menschen, wie ich selber schließlich. Ich fand Sie sehr vernünftig in jenem Augenblicke, Miß Poiret. Ich bedaure, daß Sie Ihre Ansichten geändert haben.“

„Ich beuge mich Ihrer dialektischen Ueberlegenheit,“ sagte Miß Poiret. Sie war rot geworden. „Ich habe meine Ansichten nicht geändert; wenn das, was ich Ihnen gesagt, nicht dazu stimmt, so widerrufe ich es. Allein es muß etwas Richtiges an dem sein, was ich ausdrücken wollte, etwas, was auch zu jenem Ausspruche nicht in Widerstreit steht.“

„Nur das Gefühl, Miß, daß Ihnen volle Kraftentfaltung imponiert. Sie scheinen zu wünschen, daß ich Ihnen dies Schauspiel gewähre. Miß Poiret, ich thue nichts ohne zureichenden Grund.“

Sie waren in dem grünen Gange auf und niedergewandelt, zuletzt, als gelte es, ein Wettschreiten abzuhalten. Beide wußten sie ganz genau, was die innere Erregung zu bedeuten hatte, in der sie sprachen, was diese geschraubten Reden andeuteten, indem sie es verhüllten. Der Doktor sprach rauh und trocken, als versuche ihm etwas die Kehle zuzuschnüren. Miß Poiret hielt nur mühsam das leise Lächeln in ihrem einigemal die Farbe wechselnden Gesicht fest, und der Blick der großen braunen Augen war unstät.

Auf die letzte Aeußerung des Doktors schwieg sie; eine verlegene, peinliche Pause. Jetzt stand sie horchend still.

„Ich glaube, es kommt jemand,“ sagte sie, überraschter als es nötig war.

Es war Dick Ramsley, welcher die Karte des Mister Fish brachte.

Miß Poiret las und überlegte einen Augenblick. Endlich hieß sie ihn jene Bestellung ausrichten, auf welche hin Mister Fish sich entschloß, die Villa zu betreten.

Sie atmete mühsam auf, indem sie Dick angelegentlich nachsah. Endlich sprach sie:

„Ich hoffe, Sie entschuldigen, Sir, wenn ich bald gehe, meinen Besuch zu empfangen. Ich bin nämlich im Begriff, mich zu verloben, und der Herr, der sich anmeldet, steht zu diesem Schritt in nächster Beziehung.“

Sie starrte noch immer unverwandt den Gang hinauf, obwohl keine Spur von Dick mehr zu sehen war. Sie konnte beim besten Willen nicht den Mut gewinnen, dem Doktor unter dieser Eröffnung ihr Auge zu zeigen. Doktor Evertson sah einen Moment erbärmlich aus. Alles Blut war aus seinem Gesicht gewichen, der männlich kräftige Bronzeton in eine fahle Mißfarbe ver-

wandelt. Aber er war der Mann, um rasch äußerlich volle Fassung zu finden; ja die Gewißheit gab ihm auch einen guten Teil seiner inneren Sicherheit zurück.

„Ich schätze Ihr Vertrauen, Miß, und benutze das Recht, welches Sie mir durch diese Mitteilung einräumen, Ihnen Glück zu wünschen," sagte er laut und klar.

„Sie kennen Mister Fish, den jetzigen Chef der Firma, welche mein Vater gegründet?" fragte sie und ihr Blick streifte jetzt prüfend über sein Gesicht, um sich dann einigen Blättern zuzuwenden, welche sie abriß. „Wenn ich nicht irre, ist er neulich bei Ihnen gewesen."

„Nur flüchtig, Miß. Ich habe ihn dreimal im Leben gesehen: einmal als Zeugen bei einem Todesfall, das zweite Mal beim Begräbnis Ihres Vaters —"

„Ah — Sie waren auch zugegen?"

„In der Thai, Miß. Das dritte Mal vorgestern, als er kam, um Sie bei mir zu suchen."

Jetzt ruhte ihr Auge voll auf ihm. Die Verlegenheit war überwunden.

„Er ist der einzige junge Mann, dessen Bild sich mit meiner Jugend verflicht. Ein tüchtiger Kaufmann, der in der besten Gesellschaft glänzt, Sir. Ich glaube nicht, daß sich gegen meine Wahl etwas einwenden läßt."

„Und Sie lieben ihn ohne Zweifel, das ist die Hauptsache."

Sie lachte etwas gezwungen auf.

„Ein so klarer Kopf wie Sie, Mister Evertson, sagt mir das! Sie werden nicht glauben, daß Liebe das einzige ist, was man in der Ehe sucht. Die Ehe bedeutet für uns einen Mann, der uns nach außen hin vertritt, uns volle Freiheit gibt, uns die Mühe abnimmt, für unseren Tisch, unsere Toilette, unsere Equipage, unsere Unterhaltung aufzukommen, der sich für uns streitet, ärgert, wenn es nötig ist, schießt. Wenn wir wollen auch: der uns liebt und sich von uns lieben läßt. Es kommt für unsere Wahl darauf an, auf welchen dieser Punkte wir den meisten Nachdruck legen. Ich für meinen Teil gestehe, daß ich das lebhafteste Verlangen fühle, auf der Höhe der Gesellschaft zu stehen. Mir geht der Zug bürgerlicher Genügsamkeit, Hausmütterlichkeit, jenes pedantische Ideal der guten Deutschen völlig ab, trotz meiner stillen Vergangenheit. Wohl war ich zufrieden, meinem teuren Vater zulieb in dieser abgelegenen Villa zu hausen. Jetzt, wo ich frei bin, um mich neu zu binden, möchte ich nachholen, was ich versäumt. Ich will steigen, Sir. Ich sehne mich, das Ziel der allgemeinen Wünsche kennen zu lernen, den geistigen Duft jener Kreise zu atmen, wo das Leben in höchster Blüte steht, wo man das wechselnde Gewand des öffentlichen Lebens zuschneidet, an welchem die unteren Schichten nähen und ausputzen. Ich möchte Großes um mich haben, große Verhältnisse, große Summen, große geistige Würfe, große Leidenschaften. Lieben — Mister Evertson? — Ich weiß nicht, ob ich das kann. Ich glaube, ich bin zu stolz und zu selbständig, um jener Unterordnung und Hingabe fähig zu sein, welche, wie es scheint, untrennbar mit der Liebe verbunden ist. Ich ziehe vor, mich lieben zu lassen, und soweit ich sehe, darf ich voraussetzen, daß Mister Fish mich liebt. Ich wünsche, daß ich ihn beherrsche, und ich würde das kaum können, wenn ich eine mehr als freundschaftliche Zuneigung für ihn empfände. Sie sehen, daß ich meinem ganz individuellen Glücksbedürfnis folge, indem ich Mister Fish heirate. Ich suche meinen Vorteil. Und, um vollständig zu sein: ich denke eine starke Garantie dafür, daß meine Wahl nicht fehlgreift, in der vertraulichen Achtung zu haben, mit welcher mein verstorbener Papa Mister Fish gegenüberstand."

„Und warum sagen Sie mir das alles, Miß?"

Doktor Evertson hatte Zeit gehabt, sich vollständig zu sammeln. Er lächelte sogar, indem er fragte.

Die junge Dame betrachtete ihn einen Augenblick, als begriffe sie diese Frage nicht. „In der That," sagte sie dann, und der vertrauliche, weiche Ton, in dem sie ihre Beichte abgelegt, härtete sich wieder, „vielleicht hatte ich kein Recht, Ihnen eine Erklärung meines Entschlusses aufzudrängen. Aber die letzten Wochen haben mich Ihnen so seltsam genähert, daß ich das Bedürfnis fühlte, kein Mißverständnis zurückzulassen, indem ich jene wohlthuende Episode beschließe, welche ich einem freundlichen Geschick danke. Leben Sie wohl, Mister Evertson —" sie reichte ihm die kleine Hand, und der Ausdruck warmer Herzlichkeit erschien wieder auf ihrem Gesicht — „vergessen Sie mich — — nein, vergessen Sie mich nicht. Ich möchte eine sonnige Erinnerung für Sie bleiben —"

Er nahm ihre Hand und schüttelte sie ein wenig.

„Das sollen Sie; good bye, Miß.“

Sie eilte den Gang hinauf, ohne sich umzusehen, und sie benutzte den ersten Ausgang, um in den Garten einzubiegen. Dort atmete sie befreit auf. Dieser Abschied war ihr doch nicht so leicht geworden, wie sie sich gedacht hatte. Es war sogar eine Empfindung in ihr zurückgeblieben wie von einer Wunde, welche sie sich geschlagen und aus welcher Herzblut tropfe. „Das wird und muß sich geben,“ sagten ihre Gedanken. Das beste war, sie machte auch vor dem anderen, der ihrer wartete, gleich reinen Tisch. Die vollendete Thatsache versprach ihr am ehesten die innere Sicherheit, welche sie einen Augenblick vermißte, wiederzugeben.

Sie begrüßte Mister Fish, der im Empfangszimmer mit seiner Ungeduld kämpfte und zum zwanzigstenmal ein Prachtwerk mit englischen Stahlstichen durchblätterte, das er von dem Tisch genommen.

„Verzeihen Sie, Edward, daß ich lange ausblieb. Ich gedenke Sie dafür so reichlich zu entschädigen, wie Sie wünschen können, obwohl kaum die Hälfte der Zeit verstrichen ist, welche ich vor die Entscheidung gesetzt. Nur einen Augenblick noch, ich habe ein Buch wegzusenden —“

Sie reichte ihm im Vorbeigehen die Hand zum Kusse — die linke, nicht diejenige, welche soeben Doktor Evertson geschüttelt. Ihre großen Augen blitzten aufgeregt, ihr Gesicht war lebhafter gefärbt als gewöhnlich. Es entging Mister Fish nicht, daß etwas mit ihr vorgegangen sein mußte — was? — gleichviel; ihre Andeutung war nicht mißzuverstehen. Mit voller Ueberraschung und aufwallender Leidenschaft hielt er die Hand, die er geküßt, so fest, daß sie einige Mühe hatte, sie ihm zu entreißen. Sie nickte ihm lächelnd und errötend zu.

„O Adeline —“

Er sprang auf, aber sie entschlüpfte in ihr Boudoir; hier hörte er Papiere knistern — endlich kam sie mit einem Buche in der Hand zurück, nahm die Schelle vom Tisch und klingelte.

Dick erschien.

„Trage dies Buch zu Doktor Evertson hinunter. Ich lasse danken und ihm Adieu sagen.“

Dick Ramsley starrte sie aus seinem schmalen Gesicht, das wie aus einer gelben Rübe geschnitten war, an, als begriffe er nicht, was er bestellen solle. Eine unheildrohende Ahnung überkam ihn und es bedurfte eines fragenden Umdrehens seiner Herrin, um seinen Beinen ihre natürliche Beweglichkeit wiederzugeben.

„Nun, Edward, stehe ich zu Ihrer Verfügung.“

„Adeline,“ sagte Mister Fish und trat erregt auf das schöne Mädchen zu: „Sie wollen die Meine werden? Habe ich Sie recht verstanden?“

„So ist's, Edward,“ nickte sie. „Aber ohne Exaltation“ — eine energische Bewegung wehrte seinem ausbrechenden Triumphgefühl, das sie in die Arme schließen wollte. „Nehmen wir die Sache ruhig. Für jetzt gebe ich Ihnen mein Versprechen auf Diskretion — Sie werden noch einen Monat schweigen, so lange wünsche ich der Oeffentlichkeit gegenüber die Stille der Trauer um mich festzuhalten. Ich habe genug zu verwinden.“

Mister Fish sah verletzt aus. Wie sehr auch die Gewißheit, daß er Miß Poiret besitzen werde, ihn befriedigte: er war mit seinem Herzen hinlänglich dabei beteiligt, um mehr als diese kühle, nüchterne Einwilligung zu wünschen. Und plötzlich fiel ihm Doktor Evertson ein. Etwas mußte doch an dieser ihm zugegangenen Warnung sein. Wollte sie noch einen Monat ungestört mit einem Liebhaber verkehren?

„Ich werde diesen Monat sehr eifersüchtig sein, Adeline,“ sagte er, vom Teppich aufblickend.

„Auf den Mann, der gegenwärtig in der Hütte am Strande wohnt?“ warf sie hin. Und auf sein Schweigen fuhr sie fort: „Ich denke, Sie kennen mich zur Genüge, Edward, um zu wissen, daß ich kein doppeltes Spiel treibe. Von dem Moment ab, da ich mich für Sie entschied, ist dieser Mann ungefährlich für mich und Sie — wenn er überhaupt je gefährlich war. Uebrigens wird Doktor Evertson heute noch das Häuschen verlassen.“

Der Kaufmann war beruhigt. Dann hefteten sich die blaßblauen Augen doch wieder verlangend auf das Gesicht, welches so schön war und ihm gehören wollte, und das doch mit so strengen Lippen sprach.

„Nun, Edward, genügt Ihnen das?“

„Ich will kein Geschäft mit Ihnen abschließen, Adeline; ich bete Sie an!“ stieß er hervor.

Sie schwankte ein paar Augenblicke und sah nun milder, fast verschämt aus, und endlich duldete sie es, daß er sie umfaßte und auf den Mund küßte.

„Genug, mein Freund. Ich habe Ihnen zu



Studienkopf. Von H. Löfftz.

früh nachgegeben. Wir sind über meine Bedingungen noch nicht einig. Die erste davon lautet: Ich lasse mich zu nichts zwingen. Setzen wir uns, ich will Ihnen das übrige sagen." —

9.

Doktor Evertson stand in dem Laubgang wie ein Träumender. Als das schlanke Figürchen der jungen Dame vor ihm verschwand, hatte er ein Gefühl, als sei die Sonne für ihn untergegangen.

„Thor, der ich war," sagte er. Aber er hielt innerlich an dieser Thorheit mit beiden Händen fest. Einen Moment war ihm, als hätte er protestieren sollen: „Sie dürfen diesen Mann nicht heiraten, sein Charakter ist so unklar, wie seine scheinbar so glänzenden Verhältnisse. Er hat mit dem, was Sie an seiner Seite suchen, nichts zu thun." Aber dann fand er es richtig, daß er nicht jemand verdächtigt hatte ohne Beweise, um sich selbst gegen ihn herauszustreichen. Wie, wenn er nach Beweisen suchte? Sich Mühe gab, das Geheimnis jenes Todesfalls zu ergründen? Mister James Patterson, den Banquier, der ihm so wohl wollte, aufsuchte und sich Aufklärung über die Verhältnisse des Mister Fish erbat? Sein Gefühl sträubte sich dagegen.

„Taugt dieser Mister Fish nichts, so wird sie ihre Lehre empfangen. Ich hoffe, sie wird es. Nein —"

Er konnte sich in seinem Gefühl nicht zurechtfinden. Aber eines wünschte er bestimmt: daß nämlich Mister Fish, wenn er nicht sicher stand, je eher, je lieber zu Grunde gehen möchte.

Er suchte mit finsterem Gesicht die Hütte auf; dicht davor holte ihn Dick ein und richtete seine Bestellung aus. Doktor Evertson nahm ihm mechanisch das Buch aus der Hand, so ungeschickt, daß er nur eine der Schalen erfaßte. Eine Visitenkarte flatterte heraus, und Dick hob sie auf. Der Doktor warf einen Blick darauf.

„Zürnen Sie nicht Ihrer Adeline Poiret."

„Um Vergebung, Sir: wollen Sie uns verlassen?" fragte Dick mit einem Gesicht, als fürchte er die Bestätigung seines Todesurteils.

„Noch in dieser Stunde, guter Freund," war die zerstreute Antwort.

Dick Ramsley senkte das Haupt.

„O, o, das ist mir sehr schmerzlich, Sir."

„Warum?" Doktor Evertson sah auf.

„Weil — ich dachte so und Sie nehmen mir's nicht übel, Sir — ich dachte, Sie würden Miß Poiret heiraten."

Das Auge des Doktors ruhte mit einiger Teilnahme auf Dick.

„Ich bin Arzt. Wenn Sie mich eines Tags gebrauchen, so wissen Sie, wie ich heiße."

Er machte eine Handbewegung des Verabschiedens und ging in die Hütte. Dick aber schüttelte das Haupt. Er wußte noch immer nicht, ob er die zehn Dollars zu zahlen oder zu bekommen hatte.

In der Hütte begann Doktor Evertson zusammenzupacken, schrieb Annoncen für Zeitungen, welche die Rückkehr zu seiner Praxis in der alten Wohnung meldeten, besorgte sich Fuhrwerk und erschien zum größten Staunen der alten Meg in einer der Nachmittagsstunden an seiner Thür, finster, wortkarg, geschäftig. Er ordnete sein Zimmer, dann erklärte er, daß er noch einmal gehe, um erst am Morgen wiederzukehren.

Sein Weg endigte in Bloomingdale.

Da lag der schwarze hohe Bretterzaun, die Nachmittagssonne sengte darauf, und er roch nach Teer. Da war der echte Mister Bolle in dem Gärtchen und schnitt Buchsbaum und reichte ihm aufstehend die Hand, indes die gutmütig pfiffigen Augen in seinem Mißgesicht vor Ueberraschung leuchteten. „O, Sir, die La France hat sieben Knospen so dick wie Radieschen," sagte er und zeigte auf einen Rosenstock. Diese Rose mußte Doktor Evertson plötzlich sehr unangenehm geworden sein, denn er warf einen ordentlich feindlichen Blick hinüber und behandelte offenbar auf ihr Conto hin Mister Bolle so kurz wie lange nicht. Und da stand Mistreß Evertson hinter der Fensterscheibe, mit ihrem weißgrauen Scheitel und der Puritanerinnenhaube so glatt und sauber, wie sie immer war, und die mütterlich stolzen, gutgelaunten Augen, die ihr vergnügtes Alter verkündeten, blinzelten dem Sohne den Willkomm zu.

„Tommy, mein Sohn, das ist ja ein seltener Besuch, wenn auch nicht ganz so selten, wie dein Vater sich machte, als er noch auf dem Wasser fuhr. Aber wie siehst du aus? Als ob dir der Herrgott gekündigt hätte und du nicht wüßtest, wo nun einen andern Brotherrn hernehmen. Komm und setz dich auf Kapitän Evertsons Ledersofa, wo ich ihn manchmal getröstet habe, und als er starb, sagte er doch: Kleine, das Leben ist nicht das schlechteste. Das waren

seine letzten Worte, wie du weißt. Wiewohl es unrecht von ihm war, mich immer Kleine zu nennen, besonders in seiner letzten Stunde, wo man der Wahrheit die Ehre geben soll. Es wird schon alles gut werden. So, nun erzähle deiner Mutter, wer dir Leids angethan hat — leugne nicht, Tommy, es ist an dem, so wahr ich dir seit dem Tage deiner Geburt angesehen habe, wenn dir etwas fehlte."

In diesem mütterlichen Geplauder lag etwas von dem Zauber eines Wiegenliedes.

„Ich habe meine alte Wohnung wieder bezogen, Mammy."

„Ich dachte mir's. Du bist zu rasch gewesen, Tommy, und hast die Flinte ins Korn geworfen, weil dir's bei der Miß am East River nicht gleich nach deinem Kopf gegangen ist. Das ist keine von den Täubchen, Tommy, und es wäre, die Wahrheit zu sagen, schade um sie, wenn sie gleich auf ein paar Spaziergänge um die Mauern kapitulierte —"

„Hilft nichts, Mammy; sie hat sich heute mit einem anderen verlobt."

„Was du sagst!" fuhr die alte Dame auf. „Nun, das ist allerdings schlimm, mein guter Sohn. Unwiderruflich, Tommy? Man hat oft Beispiele, daß zwischen Verlobung und Hochzeit ein Graben liegt, über den kein Wagen kommt."

„Du meinst es gut, aber diese Hochzeit kommt sicher zustande."

Mistreß Evertson schlang ihren Arm um den Nacken ihres Sohnes, zog seinen Kopf herunter und sah ihm in die Augen.

„Tommy, mein einziger Sohn, das ist, wie ich fürchte, ein großer Schmerz für dich und ein ebenso großer für deine Mutter. Ich träumte doch die eine Nacht, daß Feuer war und daß du mitten hindurch gingst, daher ich ganz sicher war, daß du bald Hochzeit halten würdest, und es will mir gar nicht in den Kopf, daß dem nicht so sein soll. Wer ist denn der Mann, der die kleine stolze Dame heiratet?"

„Gleichviel: er hat sehr viel Geld, wie sie meint, und ist ein sehr vornehmer Mann."

„Siehst du, Tommy, das habe ich immer gedacht, du thust unrecht daran, nicht auch reich zu werden und dich vornehm zu halten: du könntest es bei deinem Kopf zu Gott weiß was bringen."

„Ich will keine Frau, die mich um äußerer Rücksichten willen heiratet."

„Mit deiner Erlaubnis, das ist Unsinn. Eine hübsche Wohnung und eine Kutsche mit zwei Apfelschimmeln und ein vornehmer Umgang, das macht einer Frau Mut, sich in den Mann zu verlieben. Wenn nachher die Liebe da ist, was thut's, woher sie gekommen? Es ist nun einmal so in der Welt, daß man nicht nur den Mann heiratet, sonst könnte man sich auch in einen verlieben, der wie ein Wilder herumläuft, was man doch keiner Lady zumuten wird. Da will nun die eine mehr, die andere weniger haben. — Aber ich betrübe dich mit diesen Reden, mein armer Tommy, und das Herz ist mir doch so schon so schwer um dein Unglück —"

Und sie sah ihm wieder in die Augen, und die ihrigen waren feucht, indem sie mit weicher Hand das Haar aus der Stirn des Doktors strich. Da legte er den Arm um sie.

„Es ist niemand auf der Welt, der dich so lieben wird, wie deine leibliche Mutter, Tommy," sagte sie mit erstickter Stimme. „Indessen wünschte ich wohl, daß ich eines Tags Großmutter würde, wir würden dann beide noch glücklicher sein, als wir es waren, ehe diese kapriziöse kleine Lady hierherkam — von jetzt schweige ich, denn jetzt sind wir beide unglücklich, wiewohl ich hoffe, daß es nicht lange dauern wird. Vielleicht ist es gut, daß es so kam; du kannst dich jetzt so betten, daß die elegantesten Ladies sich dir in den Weg stellen, damit du sie ansiehst und vielleicht heiratest, und ich hoffe, daß sich darunter eine noch hübschere und vornehmere befindet, als diese kleine Person."

Doktor Evertson wurde nicht ungeduldig über dem mütterlichen Geschwätz. Er ließ sich von diesen weich plätschernden Wellen umspülen und machte inzwischen die Rechnung mit seinem Innern. Der Sturm in ihm hatte Kräfte entfesselt, die er zu einem Entschlusse zusammenraffte: er wollte einmal thun, was diese beiden Frauen von ihm verlangten, seine Kunst als Melkkuh behandeln. Warum nicht? Das satte Behagen des Junggesellen war für immer zerstört, die verzehnfachte Arbeit das beste, ihn von unnützem Grübeln abzulenken. Er hatte plötzlich Geschmack an dem Besitz einer Villa wie Poirethouse bekommen. Miß Poiret hielt es für Mannespflicht, sein Pfund möglichst hoch zu verzinsen. Das Schauspiel, ihn auf dem Markt des Lebens wuchern zu sehen, konnte sie genießen. Vielleicht, daß sie eines Tags bereute, Mistreß Fish zu heißen, um in eine Lebenslage gekommen zu sein, in welcher sie sich auch als Mistreß Evertson befinden konnte.

Als er am anderen Morgen vor seinem Schreibtische stand, griff er mit einer verächtlichen Bewegung zur Feder und setzte eine neue Annonce auf. Mit ein paar Worten erklärte er, daß er seiner ärztlichen Wirksamkeit fortan den möglichsten Umfang zu geben gedenke. In seinem Hause sei er allmorgendlich zwischen zehn und zwölf Uhr zu sprechen.

Die angefangene neurologische Abhandlung verstaubte. Eine rastlose Thätigkeit entwöhnte ihn jeder Muße. Er versank in einen Strudel von Anforderungen, welcher um so mehr Kraft in Anspruch nahm, als der Doktor sich nicht bezwingen konnte, der Armut sich ganz zu versagen. Es dauerte eine Weile, ehe er sich in dieser Anstrengung wohlfühlte, aber dann wurde sie ihm auch zum Bedürfnis.

Er verlegte seine Wohnung in den Mittelpunkt des eleganten Lebens, stattete sie glänzend aus, schaffte sich Dienerschaft an und eines Tages präsentierte sich vor Mistreß Evertson eine Equipage, um sie zum Besuch zu holen, in welcher man, wie sie nachher versicherte, wie der Prophet Elias auf Wolken fuhr. Sie dinierte mit Doktor Evertson zusammen in seinem Eßzimmer und war so aufgeräumt, daß sie gegen ihre Gewohnheit Wein trank und allein bis in die Nacht in der Wohnung blieb, angeblich um sich jeden Gegenstand dieser „fast sündhaften“ Einrichtung zu besehen, in Wahrheit, um die ungewohnte Wallung in ihrem Kopfe auf einem persischen Sofa zu verschlafen.

Doktor Evertson ward immer eiliger, immer rücksichtsloser, immer teurer. Umsomehr suchte man ihn. Er nahm die schwierigsten Operationen auf sich, ohne zu zögern, und er hatte soviel Glück, wie eine unfehlbar sichere Hand und die äußerste Vorsicht nur haben kann. Er war der erste Arzt in der Stadt, welcher den Wert des Karbols und einer bis zum Lächerlichen getriebenen Reinlichkeit anerkannte. Er operierte nur mit Silber und mit keinem Instrument zweimal. Man beschäftigte sich in der Gesellschaft mit diesen Operationen, sprach bald von einem Erfolg solange, bis ihn ein anderer ablöste, so selbstverständlich, wie man vom Wetter sprach. Seine Diagnose für innere Krankheiten war unvergleichlich sicher und die Wahl seiner Mittel warf allen Zopf über den Haufen. Die zurückgedrängten Kollegen zuckten die Achseln und intriguierten, aber er hatte die Neuheit und den Erfolg für sich.

In einem Jahre war er ein vermögender Mann und ein Halbgott.

Die Gattin des Staatengouverneurs lag seit längerer Zeit darnieder. Doktor Evertson wurde zu ihr gebeten, verwarf die bisherige Behandlung als Unsinn und erklärte eine Operation für nötig. Eine der neunundzwanzig von dreißigen, welche ihm zu glücken pflegten. Als er am Abend nach der Operation zu seiner Mutter fuhr, blitzte es hinter der Ecke des schwarzen Bretterzauns auf und eine Kugel sauste an seinem Gesicht vorüber; eine zweite, dritte, vierte folgte. Er sprang zugleich mit dem Diener, der hinter der Equipage stand, auf den Boden und sie versuchten, des Individuums habhaft zu werden, welches den Umständen nach unmöglich etwas anderes, als einen persönlichen Mord bezwecken konnte. Indessen entschlüpfte der Mensch in der Dunkelheit der Frühsommernacht und bei der Enge des Durchschlupfs zwischen Nachbar und Nachbar an dieser Stelle war der Wagen als Hilfsmittel unbrauchbar. Am nächsten Morgen hatte den bisherigen Hausarzt des Gouverneurs, einen alten Apoplektiker, der Schlag gerührt.

Er war zugleich Direktor des größten Krankenhauses der Hauptstadt gewesen, und die Stellung wurde Doktor Evertson angeboten. Er übernahm für eine enorme Summe die Oberleitung, ohne sich an ein Wohnen im Institut zu binden.

Er half sich bei der fast unerträglichen Arbeitslast, indem er alle leichteren Fälle von sich wies und die Möglichkeit, sich seiner persönlichen Hilfe zu bedienen, immer unerschwinglicher machte. Jüngere tüchtige Aerzte, die er sich erzog, stellte er für sich ein, wo er seine Person entbehrlich glaubte, oder sie zu verweigern wünschte. Schon der Arzt, den Doktor Evertson schickte, war wie eine Offenbarung von ihm willkommen.

Ein solcher Aufschwung, so wolkenhoch, so fabelhaft schnell, wäre für einen Anfänger undenkbar gewesen. Nur der mythische Ruf, den er früher bereits sein Können gehabt, machte ihn möglich.

Eines Tages saß eine junge blasse, bildschöne Frau der Haute Finance bei einem Fest zu Tische, welches der jüngste Eisenbahnkönig der Hauptstadt gab. Sie war ernst wie eine Sibylle und mäßig wie ein Magenkranker, und ihre großen braunen Augen suchten etwas, was jenseits der Luft vor ihr liegen mußte. Ihr

Nachbarn waren rechts und links in Unterhaltung vertieft, an welcher sie nicht beteiligt war. Diese Frau trug ein Ueberkleid von kostbarem cremefarbenen Point d'Espagne, durch welches violette Seide schimmerte, ein Diadem von erbsengroßen Brillanten und ein Collier mit einem Brillantkreuz, an dessen Kreuzungsstelle ein Stein von der Größe eines Daumennagels saß.

Ein anmutiges junges Ding von sechzehn Jahren, das seinen Platz ihr gegenüber hatte, betrachtete sie mitleidig.

„Sie trauern gewiß um die Krankheit Ihres Söhnchens, Mistreß Fish," sagte die schlanke Jugend drüben. „Sie sehen gar nicht mehr wie sonst aus. Haben Sie noch immer nicht Doktor Evertson kommen lassen? Ich bin überzeugt, daß er hilft. Und zu Ihnen kommt er doch sicher. Man sagte mir, daß er einmal neben Ihrer Villa am East River ein kleines Häuschen bewohnt und Sie auf dem Wasser vor dem Ertrinken gerettet habe. Das Rad eines Dampfers hätte Sie schon gefaßt gehabt — —"

10.

Miß Poiret hatte Hochzeit gehalten, in weißem Moiree und einem Spitzenschleier, dessen Preis eine kleine Familienexistenz zu sichern genügt hätte. Da Poirethouse nicht genügenden Raum für das Fest gehabt, so war einer der eleganten Hotelsäle, in ein Stück Tausend und Eine Nacht verwandelt, benutzt worden. Die Gäste hatte im wesentlichen der Verkehrskreis des Mister Fish liefern müssen, reiche Spekulanten und Dandies, Leute, welche in ihrem Auftreten der nüchtern urteilenden Braut immer weniger Sympathie einflößen wollten, je mehr sie auf die einzelnen achtete. Die erste Klasse war im allgemeinen roh und ohne Manieren, Selfmade-Leute, die sich durch Arbeit und Pfiffigkeit von unten aufgeschwungen, die zweite Klasse geziert und blasiert, barockes Volk darunter, mit einer penetranten Sportatmosphäre um sich. Die wenigen Elemente, welche einen anmutenderen Eindruck machten, verloren sich in der Menge. Die Damen waren im ganzen die bessere Hälfte der Gesellschaft. Auch hier manche, der an der Wiege nicht gesungen ward, daß sie an solch einem Feste sich beteiligen würde. Dafür viel frische hübsche Jugend, der es an Haltung nicht fehlte. Das feine ästhetische Empfinden der Französin sträubte sich heimlich in diesem Kreise, und sie flüsterte Mister Fish zu, daß er ihr gestatten müsse, unter diesen Bekannten künftig sehr wählerisch zu verkehren. Er stimmte dem wie etwas Selbstverständlichem zu. Miß Poiret mußte sich sagen, daß ihr Bräutigam unter diesen Leuten ihr ohne Frage am meisten zusage, und sie freute sich dieser Bemerkung. Er bewegte sich gewandt, immer formvoll und würdig, wußte Unpassendes abzuwehren, das sich herandrängte, ohne daß er verletzte, munterte geschickt auf, wo es stockte, ohne dem Platz an der Seite der Braut in fühlbarer Weise untreu zu werden, kurz, benahm sich durchaus als Gentleman.

Die Räume in dem kostbaren Braunsteinpalast, den Mister Fish bewohnte, entsprachen mit ihrer Einrichtung im ganzen den Wünschen der jungen Frau. Sie ordnete und ergänzte auf ihre Weise und schwelgte ein paar Tage im üppigsten Komfort, in Ausflügen und Genüssen. Als sie übersättigt war, packte man die Koffer, nahm Schiffsplätze und fuhr nach Europa. Die Fahrt war Mister Fish weniger günstig. Von den geistigen Interessen der jungen Frau teilte er keines; er lehnte es nicht geradezu ab, ihr auf dies Gebiet zu folgen, aber sie fühlte, daß es ihm entsetzliche Mühe kostete, und daß er sich im Grunde sträflich langweilte. So versuchte sie, ihn in seiner Weise die Unterhaltung bestreiten zu lassen; er sollte von Spekulationen, von Charakteren und Geschichten aus seinem Kreise erzählen. Allein das Erzählen war offenbar seine starke Seite auch nicht, und sie bemerkte dabei, daß er nicht aufrichtig war, hier verschwieg, da verdeckte und über etwas hinwegschlüpfte. Das quälte sie förmlich.

Auf dem Dampfer fuhren ein paar Herren mit, deren einen Mister Fish kannte. Durch diesen machte er die Bekanntschaft der übrigen, und es kam wie von selbst, daß die Herren viel zusammen waren. Mistreß Fish hatte nichts dagegen. Sie fand, daß sie mit dem Alleinsein auch nach der Hochzeit noch befreundet war. Doch konnte sie die Stimmung ihrer Mädchenzeit nicht ganz wiederfinden. Sie hatte die Wünsche und Hoffnungen von damals, welche einst so frei flatterten, auf Mister Fish gebunden; bisher hatte sie nicht gerade Ursache, das zu bereuen, aber sie hatte auch bisher nichts eingetauscht, was den Verzicht wie mit Blumen überstreut hätte. Im Grunde mußte sie von der Genugthuung zehren, ihren Willen durchgesetzt zu haben. Mit

großen Illusionen hatte sie sich nicht getragen, und doch empfand sie es unangenehm, eben nur ihre Rechnung gefunden zu haben, Befriedigung statt Glück zu fühlen.

Die Herren saßen gegen Ende der Fahrt immer abgeschlossener in der Kabine des einen. ‚Was sie da trieben?‘ fragte Mistreß Fish halb im Scherz ihren Gatten. ‚Bei einem Spielchen plaudern,‘ war die Antwort. ‚Und was spielt ihr?‘ ‚Whist, Boston, was uns gerade beifällt.‘ Den vorletzten Abend schien Mister Fish gar nicht zum Schlafen zu kommen. Die junge Frau legte sich nieder und wartete, und das Warten regte sie auf. Im wüsten Halbtraum erst hörte sie ihn eintreten und sagte ein paar ärgerliche verschlafene Worte von ‚nicht sehr rücksichtsvoll‘ und ‚getrennt logieren‘. Er bat höflich um Entschuldigung und meinte: ‚Das Getrenntlogieren sei gar kein übler Einfall.‘ Früh hatte sie eine unangenehme Nachempfindung. Doch ging der Eindruck vorüber, als sie das Land betraten.

Man verweilte in Paris und genoß in vollen Zügen. Indes ging auch hier Mister Fish zuweilen seine eigenen Wege, die er mit Rücksichten geschäftlicher Natur motivierte. Die junge Frau atmete eine Luft, welche ihr unendlich sympathisch war. Man riß sich endlich los, um die Schweiz aufzusuchen, dann sollte Italien an die Reihe kommen.

In Genf erhielt Mister Fish plötzlich Depeschen, die ihn sehr zu beunruhigen schienen. Ein paar Tage wurde auf dem Drahtwege hin- und herkorrespondiert. Eines Morgens erklärte der Kaufherr seiner Gattin mit einem ebenso betrübten wie entschlossenen Gesicht, er müsse leider auf die Weiterreise verzichten und heimkehren, es stünde zu viel auf dem Spiel und nur seine Gegenwart könne harte Schläge abwenden. Mistreß Fish wußte nicht recht, ob sie sich bloß entrüsten, oder Opposition machen sollte. „So reise ich allein,“ sagte sie endlich kühl. Aber sie besann sich auch sofort.

„Ich werde dich zurückbegleiten, sobald du mir die Notwendigkeit einleuchtend machst, welche dich zur Rückkehr zwingt.“

Er überlegte.

„Ich rate dir, Teure, mische dich nicht in Männersachen. Du hast keinen Grund zu bezweifeln, daß ich viel lieber mit dir nach Italien ginge, als daß ich umkehre.“

„Ich liebe Klarheit. Eine Gefahr, welche dir droht, droht auch mir, und so wenig ich Lust habe, mich unberufen in deine geschäftliche Thätigkeit zu mischen, so gewiß habe ich das Recht, Aufklärung zu verlangen, wo ich mich ängstige.“

Sein Gesicht nahm plötzlich einen rohen Ausdruck an — einen Augenblick nur, doch nicht unbemerkt. Dann sagte er: „Ein Unternehmen hat falliert, bei dem ich stark beteiligt war. Der Anteil, mit welchem ich haftbar bin, beträgt ein paarmal hunderttausend Dollars. Ich würde sie verschmerzen, hätte ich nicht in Kürze Wechsel auszuzahlen, welche dieser Summe nahe kommen. Ich wiederhole, meine Gegenwart ist nötig, um der äußersten Gefahr auszuweichen.“

„Wieviel brauchst du?“

„Ich deutete es bereits an.“

Die junge Frau dachte nach. „So reisen wir,“ sagte sie endlich.

„Es ist mir lieb, daß du vernünftig bist.“

Die Heimreise war eine Marter für sie. An einem Erdbeben soll zweierlei das Peinigendste sein: daß es völlig unerwartet kommt, und daß mit dem Erdboden die Grundbedingung für alle Festigkeit ins Schwanken gerät. Die Pein, welche Mistreß Fish empfand, war der bei einem Erdbeben vergleichbar. Völlig unerwartet fühlte sie einen Boden unter sich schwanken, dessen Unerschütterlichkeit für sie absolut selbstverständlich gewesen war.

Jetzt wußte sie, daß Mister Fish verarmen konnte, daß sie selbst ein Vermögen zu verlieren hatte, dessen Verwaltung sie gegen den Rat ihres Anwalts ihrem Gatten anvertraut hatte.

Wenn sie beide in der That eines Tages arm dastanden? Bei dieser Idee überkam sie Todesangst, so oft ihr Hirn darauf stieß. Sie war entschlossen, für die Sicherstellung ihrer Zukunft zu retten, was zu retten war.

Von der Idylle der Hochzeitsreise war nichts übrig als die Personen: Mister Fish, der meist mit unruhigen Gedanken ging und dessen rücksichtsvolle Höflichkeit wie die mechanischen Bewegungen einer Puppe anmutete, und die junge Frau, welche aufs äußerste reizbar und abstoßend geworden.

So unerquicklich, wie die Rückreise, spielte sich die erste Zeit in dem Palast East 23 Street ab.

Mistreß Fish fuhr zu ihrem Anwalt und setzte ihm auseinander, in welcher Krisis ihr Gatte stehe. Sie wünsche jetzt, ihr Vermögen von ihm unabhängig zu stellen.

Der Anwalt schüttelte den Kopf. Von einem Fallissement, wie das von Mister Fish erwähnte, wisse er nichts und erlaube sich, die Thatsache eines solchen zu bezweifeln. Die Sicherstellung ihres Vermögens habe keine Schwierigkeiten, dafern dasselbe noch vorhanden und sie üble Folgen für ihr Eheglück davon nicht fürchte oder auf sich zu nehmen entschlossen sei.

Die junge Frau starrte ihn entsetzt an.

„Unmöglich! Dies Fallissement kann mein Mann nicht aus der Luft gegriffen haben. Und mein Vermögen — es liegt in sicheren Papieren da —“

„Wenn Sie die Gewißheit haben, Mistreß Fish, so ist alles im besten Stande. Jedenfalls rate ich Ihnen, über letzteren Punkt mit Ihrem Gatten Rücksprache zu nehmen. Was den ersten betrifft, so will ich genaue Erkundigungen einziehen. Ich habe heut mit Mister Patterson zu thun und werde diese beste Gelegenheit benutzen.“

Am Nachmittage saß Mistreß Fish vor einem Billet ihres Anwalts, blaß und leidenschaftlich erregt. Die gedämpfte Pracht dieses Boudoirs, das Mister Fish ihr eingerichtet, lag vor ihren Augen wie in Finsternis versunken. Sie hatte ihren Gatten ersuchen lassen, zu ihr zu kommen, sobald er Toilette zum Diner gemacht haben würde, und sie erwartete ihn mit der Gewißheit, daß er sie betrogen.

„Du befiehlst, meine Teure?“ sagte er leichthin, die dicken Portieren hinter sich übereinanderschlagend. Er sah so glatt und tadellos sauber aus, wie immer. Dieser Kopf würde dem Photographen heute keine andere Linie geboten haben, wie gestern und vorgestern.

„Ich wünschte mit dir zu reden, um dir zu sagen, daß jener Konkurs, welcher unsere Reise unterbrach, eine Erfindung von dir war. Was hast du dagegen einzuwenden?“

„Hast du ein wenig spioniert?“ lächelte er, und doch klang einige Gereiztheit in seiner Gegenfrage. „Nun, in der That, es gelang im letzten Augenblick ganz unerwartet, den Eclat zu vermeiden und dem Unternehmen eine neue Stütze zuzuführen, während wir auf dem Wasser schwammen. Dennoch war meine Gegenwart nötig genug, um das Werk wieder völlig befestigen zu helfen.“

Sie blickte ihn mißtrauisch an.

„Warum hast du mir davon noch nichts gesagt?“

„Weil ich mit Damen nicht über Geschäfte spreche.“

„Nun wohl, ich will dir diesen Grundsatz nicht antasten — unter einer Bedingung.“

„Diese wäre?“

„Ich wünsche, um meiner Ruhe willen, mein Vermögen unabhängig von dir zu stellen.“

Sie konnte die Wirkung ihrer Worte nicht beobachten, denn Mister Fish wandte sich ab, um einen Fauteuil heranzuziehen. Dann warf er sich bequem hinein, und als er sie mit den kühlen blauen Fischaugen ansah, verrieten dieselben keine innere Bewegung mehr.

„In der That, Liebe, das ist ein kluger Einfall. Nur kommt er nicht an dem günstigsten Zeitpunkte. Du wirst mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, einzugestehn, daß du mir die Disposition über dein Vermögen überlassen hast, und ein Kaufmann, welcher über bare Gelder zu disponieren hat, wäre wenig wert, wenn er nicht seine erste Sorge sein ließe, dieselben als Samen für künftige reiche Ernten anzulegen. Ich fürchte, wir werden diesen Samen nicht ohne erhebliche Verluste aus dem Acker nehmen können, wenn du darauf bestehst.“

„Ich hatte dir keine Vollmacht gegeben, mit meinem Vermögen zu spekulieren,“ sagte sie heftig.

„Es schmerzt mich, dich mißverstanden zu haben; indessen wirst du zugeben, daß ich von meinem Standpunkte aus zu diesem Verkennen deiner Absicht gelangen mußte, dies um so unbedenklicher, als du mit keiner Miene je den Wunsch verraten hast, dir dein Eigentum vorzubehalten.“

Mistreß Fish fühlte, daß sie geschlagen sei. Ihr Recht, die Empörte zu spielen, stand in der Luft. Sie saß mit zusammengepreßten Lippen und unruhigen Augen da.

„Du würdest dich weigern, mir einen genaueren Einblick in deine Verhältnisse zu gewähren?“ fragte sie plötzlich.

(Fortsetzung folgt.)

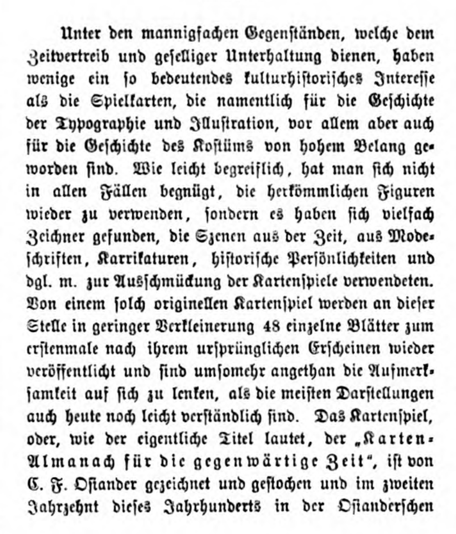
Spruch.

Von Otto von Leixner.

Viel gute und viel böse Geister
Sie schlummern tief in unsrer Brust —
Der ganzen Kraft, der ganzen Schwäche
Wird selten sich der Mensch bewußt.

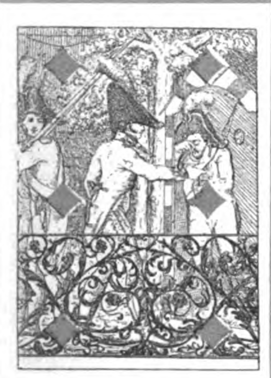




Ein historisches Kartenspiel.

Unter den mannigfachen Gegenständen, welche dem Zeitvertreib und geselliger Unterhaltung dienen, haben wenige ein so bedeutendes kulturhistorisches Interesse als die Spielkarten, die namentlich für die Geschichte der Typographie und Illustration, vor allem aber auch für die Geschichte des Kostüms von hohem Belang geworden sind. Wie leicht begreiflich, hat man sich nicht in allen Fällen begnügt, die herkömmlichen Figuren wieder zu verwenden, sondern es haben sich vielfach Zeichner gefunden, die Szenen aus der Zeit, aus Modeschriften, Karrikaturen, historische Persönlichkeiten und dgl. m. zur Ausschmückung der Kartenspiele verwendeten. Von einem solch originellen Kartenspiel werden an dieser Stelle in geringer Verkleinerung 48 einzelne Blätter zum erstenmale nach ihrem ursprünglichen Erscheinen wieder veröffentlicht und sind umsomehr angethan die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, als die meisten Darstellungen auch heute noch leicht verständlich sind. Das Kartenspiel, oder, wie der eigentliche Titel lautet, der „Karten-Almanach für die gegenwärtige Zeit", ist von C. F. Osiander gezeichnet und gestochen und im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts in der Osianderschen











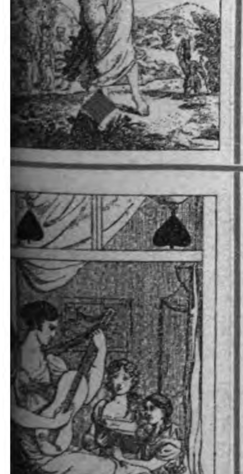


Buchhandlung zu Tübingen erschienen. Es trägt das Goethesche Wort als Motto:

„Die Seele kann sich hier gar vieles bilden,
Ein Gegenstand zieht vor dem andern fort."

Und wie ein Wort Goethes schon als Motto verwendet wird, so ist es auch ein Goethesches Werk, das den Zeichner zu den meisten Darstellungen eines Stoffes begeistert hat: Faust. — Pique 3 stellt Faust im Kerker bei Gretchen dar, 6 zeigt Faust und Mephistopheles in der Hexenküche, Treff 4 Faust und Mephistopheles am Galgen vorbeiziehend, und gleich die folgende Karte (5) Faust in Auerbachs Keller. Treff enthält zugleich noch eine Szene aus einem andern Goetheschen Werk: Die heilige Familie aus Wilhelm Meisters Wanderjahren (1). Schillers „Don Karlos" gibt auf Treff 10 zu einer Darstellung den Vorwurf, Shakespeares „Falstaff" erscheint auf Coeur 5 u. 6, Axel und Wallburg auf Coeur 7. Die Karten des Königs geben Porträts historisch bedeutsamer Männer, die in der Zeit, als das Kartenspiel erschien, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkten: Wellington (Pique), Kutusow (Treff), Schwarzenberg (Carreau) und Blücher (Coeur), denen sich auf den Karten der Dame in gleicher Reihenfolge die Personifikationen des Landes, das sie vertreten, zugesellen. Das sind England, welches mit Zuversicht auf den aus den Wellen auftauchenden Meergott schaut, Rußland, das seine Krone im Feuer auf dem Altar des Vaterlands



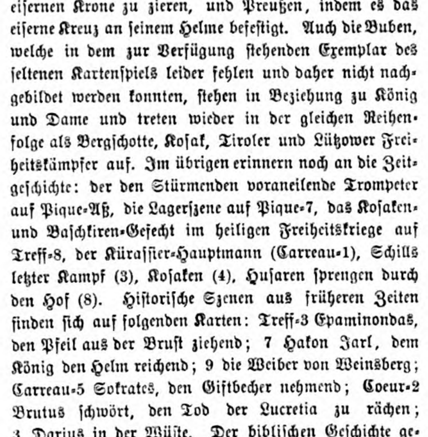












verherrlicht, Oesterreich, im Begriff, das Haupt mit der eisernen Krone zu zieren, und Preußen, indem es das eiserne Kreuz an seinem Helme befestigt. Auch die Buben, welche in dem zur Verfügung stehenden Exemplar des seltenen Kartenspiels leider fehlen und daher nicht nachgebildet werden konnten, stehen in Beziehung zu König und Dame und treten wieder in der gleichen Reihenfolge als Bergschotte, Kosak, Tiroler und Lützower Freiheitskämpfer auf. Im übrigen erinnern noch an die Zeitgeschichte: der den Stürmenden voraneilende Trompeter auf Pique-Aß, die Lagerszene auf Pique-7, das Kosaken- und Baschkiren-Gefecht im heiligen Freiheitskriege auf Treff-8, der Kürassier-Hauptmann (Carreau-1), Schills letzter Kampf (3), Kosaken (4), Husaren sprengen durch den Hof (8). Historische Szenen aus früheren Zeiten finden sich auf folgenden Karten: Treff-3 Epaminondas, den Pfeil aus der Brust ziehend; 7 Hakon Jarl, dem König den Helm reichend; 9 die Weiber von Weinsberg; Carreau-5 Sokrates, den Giftbecher nehmend; Coeur-2 Brutus schwört, den Tod der Lucretia zu rächen; 3 Darius in der Wüste. Der biblischen Geschichte gehören an: Coeur-1 Josüa und Kaleb mit der Traube, und Carreau-2 Rebekka am Brunnen.

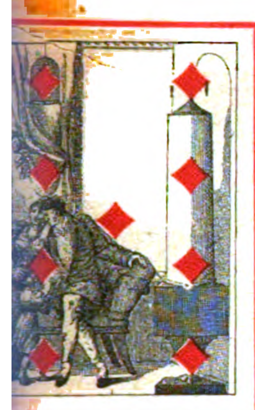
Die übrigen Karten geben Szenen, die der Zeichner willkürlich erfunden hat, doch steckt in ihnen auch so manches, was er in seiner Zeit vorfand und was in ihr charakteristisch war. Namentlich wird der aufmerksame Beschauer vieles von Interesse mit Rücksicht











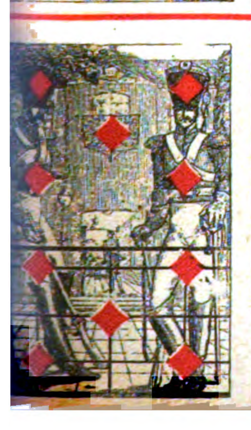


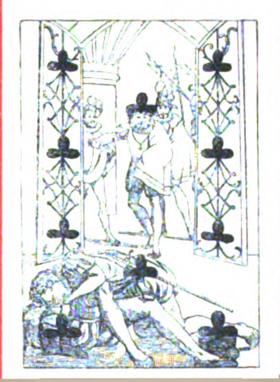
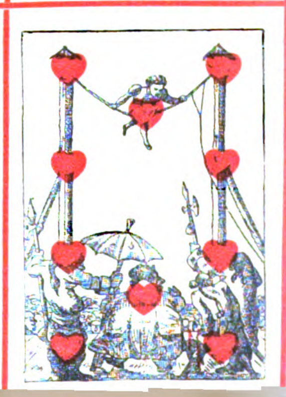




auf das Kostüm und die Gebräuche der Zeit finden. Osiander selbst erläutert diese Blätter mit folgenden oft etwas komisch anmutenden Bemerkungen:

Pique. 2 Mit dem Vergraben des Mammons ist ein alter Geizhals im Keller beschäftigt; aber schon dringen die Plünderer bei ihm ein; sein Weib, das ihm Nachricht geben will von dem unwillkommenen Besuche, wird schäkernd von einem der Gesellen zurückgehalten. 4 Eine liebende Mutter mit der Gesangbildung ihrer beiden Kinder beschäftigt. 5 Ein nach altem Geschmack gekleidetes, aus einer eben so altmodisch geformten Kutsche gestiegenes Ehepaar, begegnet auf dem Spaziergange einem neumodisch gekleideten, sich tief verbeugenden Zierbengel; ein krüppelhafter Page trägt die Schleppe der Matrone. 8 Eine Dame steigt in einen mit Prachtpferden bespannten Galawagen. 9 Reiter in einer Meierei, von der hübschen Bewohnerin Erfrischungen erhaltend. 10 Ein Schildknappe versagt einer Dame den Eintritt in eine Halle, indem er ihr zugleich Trost zuspricht. — **Treff.** 2 Zwei Laufer mit Fackeln vor einer Kutsche her eilend. 6 Toilette einer jungen Dame. — **Carreau.** 6 „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht," meint der auf seinem Posten eingeschlafene Bürgersoldat, als er von der Runde ertappt wird. 7 Pharaospieler-Szene. 9 Familien-Szene. 10 Zwei Schildwachen an einem Lustschlosse. — **Coeur.** 4 Ein Ball. 8 Tod eines Feldherrn. 9 Bauerntanz, und endlich Coeur-10 Furioso in Krähwinkel.

Eine Visite im Irrenhause.

Von

J. A. Schilling.

Als mein seliger Freund Wilh. v. Kaulbach im Jahre 1825/26 sein weithin berühmt gewordenes Narrenhaus zeichnete, zu welchem ich vor 20 Jahren einen Kommentar als Anhang zu meinen psychiatrischen Briefen herausgab, war der Begriff einer Irrenanstalt noch ein niederdrückender, fast krasser und man glaubte als passendste Aufschrift über der Pforte zu solch' einem Asyle die Worte zu lesen:

„Alle die ihr hier eintretet, lasset die Hoffnung hinter euch!“

Noch im Jahre 1855 wurde der sog. alte Narrenturm in Wien im Innern frisch getüncht, verschönert und so heiter als möglich hergerichtet, um den dort selbst untergebrachten Irren den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen.

Als mich der damalige Direktor der großen Heilanstalt zu Brünnelfeld bei Wien, Geheimerat Dr. Riedel in Wien in diesem restaurierten Narrenturm umherführte und schließlich sich wunderte, daß ich achselzuckend viel mehr Mißbehagen als Einverständnis in dieser massiv runden Zwingburg mit ihren lichtarmen Keuchen ausdrückte, fragte mich Riedel, was mir am Ganzen nicht gefalle? Ich antwortete ihm: vor allem behagt mir nicht der Name. Schon das Wort „Narrenturm“ dringt durch Mark und Bein. —

Heute aber finden sich nirgends mehr derartige Festungen mit hohen Ringmauern, Zinnen und schießschartenartigen Fensterlücken für die bedauernswerten Irren. — Mitten in schönen, herzerfreuenden Gärten, Wiesen und Parkanlagen leuchtet uns ein architektonisch edler und sauberer Bau mit hohen, lichtvollen Fenstern freundlich aus Busch- und Laubwerk entgegen.

Die Irrenanstalt von heutzutage ist ein Spital ersten Ranges, so schön, so bequem, so praktisch, als es eben der Geist der Zeit und die Finanzen des Landes zuwege bringen.

Ein Netz von Höfen und kleinen Gärtchen, die gegenseitig abgeschlossen sind, aber dennoch alle mit dem Hause in Verbindung stehen, umgibt das Ganze. Ueberall herrscht flott pulsierendes Leben. Hier sieht man Gemüsebauern und Blumengärtner, dort eifrige Holzspalter und Säger. Von einem Saal herab hören wir melodische Blechmusik, aus einer Laube ertönen Zitherklänge, von einem Doppelfenster her vernehmen wir das Knattern der karambolierenden Billardbälle. Da und dorthin wandeln einzelne Herren, denen ihre Havana vortrefflich zu munden scheint, denn dichtblaue Rauchwölkchen entsteigen zwischen ihren Lippen.

Der Uneingeweihte ist durchaus nicht imstande, Arzt und Kranke, Wärter und Pflegling von einander zu unterscheiden und gar oft ist es schon dem fremden Besucher begegnet, daß er sich, ohne eine Ahnung davon zu haben, stundenlang mit einem selbst unheilbaren Kranken unterhielt. Der Fremde wird allenthalben oder meistens von der so friedlich erscheinenden Gesellschaft freundlich begrüßt.

Niemand darf glauben, daß er hinter dem, wenn auch stets geschlossen gehaltenen Thore einen absonderlichen Roman oder etwas außergewöhnliches Neues finde. — Hier sieht alles fast gerade so aus, wie draußen in einem großen Institute, das etwa der Kunst, der Wissenschaft oder sonstigen edlen Zwecken gewidmet ist; nur ist manches ein bißchen anders geordnet. Die einzelnen, sozusagen psychischen und leitenden Fäden, durch die das Ganze in Ordnung gehalten wird, hat der Direktor der Anstalt sämtlich in Kopf, Herz und Händen. Man sieht nichts Außergewöhnliches.

Eigentlich sind die so viel Interesse erregenden Geistesgestörten nichts weiter als Gehirnkranke; eine Anstalt für deren Heilung also durchaus nichts weiter als ein Krankenhaus für diese Patienten, ist ein heutiges Irrenasyl.

Das Irresein aber ist kein Fehler, keine Leidenschaft, keine Schande oder Sünde, — sondern eine Krankheit, wie jede andere.

Das Irrewerden und Irrsein sucht seine Opfer unter Gerechten und Ungerechten, es ist wie viele andere Krankheiten in der Mehrzahl der Fälle unverschuldet, kann sogar auch ehrenvoll, weil die Folge außerordentlicher, übermenschlicher, geistiger und körperlicher Anstrengung sein. Es ist gewiß nicht schimpflicher, psychisch krank zu werden, als eine Lungenentzündung zu bekommen.

Kommt nun irgend ein gut empfohlener Gast zum Besuche in die Anstalt, um solche im Innern kennen zu lernen, so tritt er in der Regel

mit vielen, etwas von Angst gefärbten Hoffnungen auf noch nicht Gesehenes, Geheimnisvolles über die Schwelle, verläßt aber meist sehr enttäuscht nach 1—2 Stunden die Krankenanstalt.

„Ich habe nichts gesehen," antwortet er den neugierigen Fragern draußen, — „gar nichts als ein paar große Säle, Musikzimmer, Kapelle, Arbeitsräume, ein Theater- und Ballokal, ein paar leere, hübsche Zimmer, ähnlich den Wohnungen in einem guten Hotel, außerdem begegneten mir etliche ganz ruhige, einzelne, paarweise oder mit einander spazieren gehende, ruhig plaudernde Herren, in einem anderen Zimmer waren einige Schreiner, in wieder einem anderen etliche Buchbinder mit Arbeit beschäftigt, ein Maler dekorierte den Korridor mit Farben. In der großen eleganten Küche sah ich fast ein Dutzend Köchinnen, im Garten spazierten einige Damen mit Strickstrümpfen in den Händen, oder in Büchern lesend umher, dann zeigte man mir noch die Dampfkessel fürs Waschhaus und die Bäder und schließlich, nachdem ich einige Zeitlang zugeschaut, wie einige Herren Doktoren, Wärter oder sonstige Beamte der Anstalt miteinander Kegel schoben und einige junge Herren am Recke turnten, sagte man mir, daß nichts Weiteres zu sehen sei und begleitete mich wieder freundlichst zur Ausgangspforte." — „Auf meine einfältige Frage," — so fährt der Laie im Irrenwesen fort — „ob man denn keinen Irren sehen dürfe?" antwortete mir der freundliche Oberwärter: ‚Sie haben bereits ein Hundert Kranker gesehen dort im Garten, auf der Kegelbahn, am Recke, in der Küche, wenn Sie noch mehrere sehen wollen, da müssen Sie nach F. sich begeben, wo heute große Kirchweih und Kellerfest ist. Dorthin hat unser Assistenzarzt mit 30 Herren eine Eisenbahnpartie gemacht; oder Sie müssen ins Kaffeehaus zur goldenen Krone, dort sitzen etwa ein Dutzend Kranker bei Schach- Domino- und Tarockspiel. — Ich habe die Ehre!‘ — setzte der Wärter bei und schloß mir das Thor hinter dem Rücken!"

Nun, so wie es diesem einen Besucher ergeht, so geht es alljährlich Hunderten. Sie kommen, gehen und haben nichts gesehen, was ihnen sehenswert gedeucht hätte.

Ich wurde oft gefragt: „Wo sind hier die Tobenden, Heulenden, Schreienden? — —" Diese sind der Neugier der Besucher strenge entzogen.

Darin liegen ja eben die großen Vorzüge jeder guten Heilanstalt, daß Kranke, die zu Hause täglich tobender, täglich rasender oder jammervoller sich gebärden, oft schon nach wenigen Stunden oder Tagen sich hier ruhig, besonnen und frohmütiger zeigen. Hier allein in der Anstalt findet der Kranke alles das, was er in seiner Familie, bei teilnehmenden Freunden und Verwandten nie finden kann. In der Anstalt hat er alles beisammen, was sein jetzt krankes Dasein erfordert; einige mit der Behandlung solcher Leiden genau vertraute Aerzte, geübte, sorgsame, bei Tag und Nacht aufmerksame Wärter, überhaupt eine Umgebung, die konsequent und den Umständen angemessen zu handeln weiß. Hier hat der Kranke ein Asyl, wo sein krankes Thun und Treiben vor zudringlichen Blicken geschützt ist, wo ihm geräuschlos und ohne vielgeschäftige Aufregung die nötige Ueberwachung zu Teil wird, wo ihm aber auch gewöhnlich ein weit höheres Maß von Freiheit, als unter allen anderen häuslichen Umständen, gegönnt werden kann. Hier kann sich der Melancholische ausweinen, der Maniakalische austoben, hier kann er frei nach Belieben, abgezogen von den Blicken Fremder, singen, lärmen, jubeln und heulen nach Herzenslust. Meist aber werden die Ausdrücke der Unruhe und die lauten Aeußerungen seiner krankhaften Triebe hier schon bald, auch durch das Beispiel der übrigen Kranken, durch den herrschenden Geist der Ruhe, des Friedens und der Ordnung wesentlich beschränkt.

Tobende, Weinende, Heulende sind stets den Blicken der Besucher, selbst der nächsten Verwandten entzogen. Sie sind isoliert in einfach ruhigen Zimmern, stets von einem geschulten Wärter beobachtet, bis der Sturm der Unruhe vorübergegangen. Diejenigen Kranken, die der Besucher sieht, werden ihm fast nie oder nur höchst selten Veranlassung geben, daß er sich in unheimlicher Gesellschaft wähnt. Es gibt für den Laien kein Gruseln mehr in solchen Heilanstalten.

In Deutschland hatte man noch in den dreißiger Jahren Kerker und in die Wand befestigte Ketten, Schaukeln und andere Torturmaschinen, in denen man die Kranken zur Ruhe und durch Betäubung zum Wohlverhalten zwingen wollte.

In Frankreich war es der 1826 gestorbene Philipp Pinel, in England der große Arzt und Mensch Willis, dann Cullen, welche die neue Bahn der humanen Irrenbehandlung eröffneten.

In Deutschland folgten, nachdem die Sonne des heilbringenden neuen Irrenwesens auf dem Sonnensteine bei Pirna, als der ersten wahren Irrenheilanstalt strahlend aufgegangen war, die anderen deutschen Anstalten in Schleswig 1820, Siegburg 1825, Prag und Heidelberg 1826, Hall in Tirol 1830, Winnenthal und Zwiefalten in Württemberg 1834, Illenau in Baden 1842, Halle 1844, Erlangen 1846 u. s. w.

Nicht allein, daß heute keinerlei, auch nur an die frühere Barbarei erinnernde Gewaltmittel mehr angewendet werden, hat man sogar seit den letzten 20—25 Jahren die einfachsten Zwangsmittel, d. i. die Zwangsjacken und den Zwangsstuhl abgeschafft und das englische „non restraint"-System, d. h. die gänzliche Verbannung aller und jeder Beschränkungsmittel aus der Irrenbehandlung ausgemerzt. Nur in sehr vereinzelten Notfällen, z. B. bei Verwundungen, Hautausschlägen, um bei dem irren Kranken das Kratzen und dergl. Attentate zu verhindern, wird zeitweise die Beschränkung durch die Jacke ausgeführt. Unter 400 Kranken fand ich in deutschen Irrenanstalten höchstens zwei oder drei mit derlei Bekleidung und da nur sehr vorübergehend versehen.

Allerdings müssen Wärter und Aerzte, wenn der Kranke nicht in der hänfenen Zwangsjacke steckt, dafür in der moralischen Zwangsjacke sich befinden, d. h. ihren schweren Krankendienst mit Aufwand aller moralischen Kraft und wissenschaftlicher Energie vollführen, welcher Beruf allerdings bei diesem System höchst anstrengend und fast aufreibend ist.

Der Laie wundert sich, daß die dort unten im Holzhofe friedlich mit Aexten und Sägen zusammenarbeitenden Verrückten sich nicht gegenseitig totschlagen. — Man bedenke nur, daß hier die Verrücktesten nicht so verrückt sind wie draußen, wo ein großer Teil ihres Jammers, ihrer Wahnvorstellung und Wahnthaten auf Rechnung der unzweckmäßigen Behandlung von seiten des Gesunden, des ungeeigneten Benehmens von seiten der Umgebung kommt.

Ich will den sich interessierenden Leser und — wer sollte sich als Laie für Irrenwesen nicht hoch interessieren? — als Arzt noch ein Stündchen in der Anstalt umherführen und sein treuer Begleiter sein, dann noch ein paar Musterexemplare von Kranken im „Sprechzimmer" in ganz gesellschaftlicher Weise vorführen.

Dort unten in den hochgewölbten Parterre-Lokalitäten, dort geht es recht still und freundlich zu. Es ist die Abteilung der mit fortschreitender Lähmung behafteten unheilbaren Kranken, die noch teilweise an flüssigem Größenwahne leiden oder auch schon dem geistigen Ruine näher stehen. In ein paar Jahren ist ja bei all diesen Herren die Scene ausgespielt und der Tod erlöst sie von all ihren heiteren Wahnvorstellungen und Schwächezuständen. Diese Kranken mit ihrer ursprünglichen Monomanie des grandeurs, wie man dies Uebel bezeichnet, zeigen anfangs kaum Spuren einer seelischen trüben Verstimmung. Bald werden sie heiter, guter Dinge. Graf Ch. umarmt mich und ernennt mich mit 100,000 Pfund Sterling Jahresgehalt zu seinem Leibarzt, sobald er wieder gesund ist. Er schenkt uns 1000 Schimmelpferde und goldene Wagen. — Der Herr Fabrikant dort fragt uns, ob wir seine 1000 Häuser in Wien kennen? u. s. w.

Diese Paralytiker wohnen zu ebener Erde, um von da sofort in den Garten zu gelangen. Wenn auch nur teilweise, für die Laien oft unsichtbar, gelähmt, kommt ihnen das Treppensteigen doch sehr schwer an.

Welch behäbige Gesichter, welch runde Formen! Man glaubt, diese Männer führen ein beneidenswertes Stillleben als Bonvivants ersten Ranges. Sie sind alle Stammhalter der Anstalt, großenteils lächelnd und zufrieden, meist wohlgenährt und überglücklich ihr Dasein genießend. Diese Kranken haben bereits alles, was sie sich in ihrem Irrwahne dachten und wünschten, in ihrer Wahnvorstellung erreicht. Für sie sind bereits die Tage der Glückseligkeit gekommen.

Der Kaufmann hat seine kolossalen Bestellungen realisiert, der Edelmann besitzt Güter, Pferde und alles, was sein Herz je begehrt, im Ueberflusse. Der Hühneraugendoktor hat bereits die großartigsten und wissenschaftlichsten Erfindungen durchgeführt. Der Gelegenheits-Reimschmied hat die größten und großartigsten Epopöen geschrieben. Mit lächelnder Miene verkünden sie uns ihre Besitzungen, Waren, Häuser, Geld, glänzenden Beurteilungen, Orden, Ehren u. s. w. und bedauern uns nur, daß wir von all diesen ihren Reichtümern kein richtiges Wissen und keine genaue Schätzung besitzen. —

Was man körperlich diesen Leuten anmerkt, ist oft nur ein kaum vernehmbares Anstoßen mit der Zunge, ein leichtes Stammeln, ein etwas gespreiztes Gehen, das Hinausschleudern eines

Beines, eine leicht verzogene Physiognomie, etwas ungleich weite Pupillen u. drgl. Kleinigkeiten, wie der Laie glaubt, die aber dem Irrenarzte schwere Sorgen machen und sehr schlimme Aussichten bieten. Einige andere magere Herren sind noch nicht lange in der Anstalt und werden auch schwerlich korpulent. Bei ihnen schreitet das Leiden bis zum Tode rascher fort. Glücklich, zufrieden sind aber alle. Nirgends Klage, nirgends Jammer, keine Intrigue. In beschaulicher Stillzufriedenheit, getragen von ihrem krankhaft erhöhten Bewußtsein, wandeln sie dahin. Wenn auch hie und da eine Zornesaufwallung eintritt, weil man an ihre großen Reichtümer nicht recht glauben will, so erfolgt aber ebenso rasche Beruhigung. Wie fast alle Lungenschwindsüchtigen wahre Fanatiker der Hoffnung sind und je näher sie dem Tode stehen, um so größere und kühnere Pläne entwerfen, so sind auch alle der allgemeinen Lähmung des Gehirns (der Seele) und des Leibes Entgegeneilenden die Optimisten vom reinsten, ja rosenfarbigsten Wasser. Sie sind, wenn du sie fragst, vollgesund, reich, weise und glücklich. Bis zu einem gewissen Grade leistungs- und arbeitsfähig, können sie manche mehr mechanische Künste Zither-, Klavierspielen, Malen notdürftig, jedoch für sie selber in schönster, kunstvoller Weise, ausführen.

Ihre Briefe sind oft armselig, läppisch, ihre Zeichnungen ungenau, und sie vertändeln ungeheuer viel Zeit mit ihren Lieblingsbeschäftigungen.

Es ist besonders bei den mit Lähmungen Behafteten begreiflich, wie man zu solchen Uebeln kommen kann. Wie der Uhrmacher leicht augenkrank wird, so führt eine beständig aufregende Lebensweise, beständiges Forschen und Spekulieren leicht zu Gehirnerkrankungen.

Deshalb wird auch die Männerwelt fast ausschließlich von dieser Schwäche heimgesucht.

Gewiß zwanzigmal mehr Herren als Frauen leiden an solchem Uebel. Man hat außer allen Musen, außer Minerva, Merkur, Venus, Bacchus und dem übrigen Olymp noch ganz besonders den Tabak, Jungfrau Nicotiana als Ursache dieses Elendes angeklagt. Und höchst selten entrinnt solch ein Kranker der vollständigen Lähmung, d. i. dem Tode. —

Nachdem der Kranke, der sich 800 Fuß hoch und der stärkste Mensch der Erde zu sein behauptet, der in einem Tage 1000 Stunden zurückzulegen sich leicht getraut und 100 der herrlichsten Tragödien geschrieben hat, einen Kopf von Edelstein und Stiefeln von Gold zu haben eine Zeitlang auf Parole d'honneur versichert, erscheint dann die nie fehlende Begleiterin des Leidens, die Vergeßlichkeit, dann eine immer weiter schreitende Zungenschwäche, es folgen schlagflußartige Anfälle, schließlich sinkt das Thermometer der ganzen geistigen und körperlichen Energie auf Null herab und der Stempel des Blödsinns charakterisiert das ruhige Ende.

Begeben wir uns durch den Garten in eine andere Abteilung zu ebener Erde. Es liegt diese rückwärts im Hauptgebäude. Wir besuchen Unruhige, Tobende, Blödsinnige. Luftheizung mit guter Ventilation erwärmt die hohen, fast leeren Zimmer. Hier wohnt auch der Irrsinn, dem nicht mehr zu helfen ist, d. h. der Blödsinn. Hieher gelangen schließlich viele unheilbar Gewordene, nachdem sie, wenn sie ihre geträumten Würden, Ehren, Orden, Kleider, Uniformen und bunten Kostüme abgelegt, auch noch die menschliche Charaktereigenschaft, d. h. einen Teil um den anderen von der hohen Mitgift, die den Menschen zum Menschen adelt, verloren haben.

Die Tafel ihrer Erinnerungen ist weiß, unbeschrieben — tabula rasa. Alles, was darauf gewesen, ist wie mit wuchtiger, den feuchten Schwamm führender Hand, ausgewischt. — Die Gegenwart wird teilnahmlos angestarrt und nicht gesehen, d. h. wohl mit dem äußeren Auge geschaut, doch nicht mit der Seele aufgefaßt. — Das vor dem Kranken Stehende erregt keine neuen Vorstellungen, alle alten Begriffe sind zersplittert, zerfallen. Der Vorstellungsmechanismus für Jetzt ist höchst retardiert, verlangsamt, fast aufs Minimum gesunken. Selbst die Phantasie, die leichtfertigste und stets noch bei der Hand seiende üppigste aller Seelenkräfte, liegt gelähmt und das Denken ist Unsinn, der Wille ist nichts. — Der Kranke will nichts. Höchstens nimmt er sein Essen, wenn es gerade vor ihm steht und er Hunger fühlt. Auch dieses schlingt er gedankenlos, oft unter Erstickungsgefahr hinunter, gleichgültig dabei, ob es schmackhaft oder schlecht sei, ob es gebratener Indian oder gekochte Kartoffeln sind.

Sprichst du mit solch einem Geistesschwachen, Blöden, und er antwortet dir noch mühsam, so wirst du sofort den Ruin geistiger Kraft in ihm erkennen. Ich sagte einmal zu einem lachenden Blöden: „Heinrich! Nicht wahr, du bist blöde! Ruhig die Hände vergnügt reibend und das eine

Bein hinaufziehend antwortete er langsam: „Ja wohl, meine Schwester sucht Erbsen aus.“ — Auf die Frage, weißt du was Blödsinn ist, sagte er mit den Knöpfen meines Rockes sich beschäftigend und meine Cigarrenspitze spielend betastend: „Ja ein Kamel, das man in eine Chaise gespannt hat.“ —

Endlich vergißt der Arme selbst seinen Namen, den letzten Rest, der ihm von seiner Persönlichkeit, von seinem geistigen Ich, noch übrig geblieben. Solch ein Blöder ist viel schwieriger zu handhaben wie ein Kind. Das hilflose Kind ist klein und leicht von Gewicht, wenn man es auch heben und legen und zu den notwendigsten Bedürfnissen tragen oder setzen muß. Der aber schwer ins Gewicht fallende Blöde, den man vom Bette herausheben, rein halten, ankleiden und füttern oder wenigstens beim Essen überwachen muß, macht recht große Mühen. Nur zuweilen leuchtet ein heller Sonnenschein zwischen die dumpf und öde daliegenden Brandmauern aus früheren, besseren Zeiten über diese Trümmer geistigen Daseins. Ein freundlich Wort zu guter Stunde, eine Cigarre zur rechten Zeit, eine melodische Musik, — ein funkelnder Christbaum zaubern zuweilen wieder menschliche Züge in das stumpfe Antlitz und locken ein Wort, einen zusammenhängenden Satz hervor. — Dann ist wieder alles vorüber. Krächzend, grinsend oder stumpf und stier versinkt die Gesellschaft, wie sie vorher gewesen, wieder in geistige Nacht. —

Dort aus einer Zelle hören wir lärmenden, unmelodischen Gesang, vernehmen dazwischen Pfeifen, Juchzen, Johlen, Schimpfen und Rumoren. Das ist ein Tobender, einer von jenen Rasenden, welche die meiste und beste Aussicht auf Heilung haben. Je mehr er lärmt, desto eher wird er bald ermüdet zur Ruhe kommen.

Wie ein ungezähmter, gefangener Löwe im Käfige schreitet der Mann in seiner Zelle hin und her. Sein Gesicht ist gerötet, er gestikuliert höchst lebhaft und raisoniert über das verschiedenartigste Durcheinander. Er ist splitternackt, seine ganze Gewandung hat er in kleine Fetzen zerrissen. Man bringt ihm gerade sein Essen, er wirft es samt der Schüssel dem Wärter auf den Rücken. — Dieser weicht aus. — Den Stuhl, der in der Zelle gestanden, hat der Kranke in seiner Wut zertrümmert. Die Fragmente hat man hinweggenommen, damit sich der Rasende mit diesen kein Leid anthun könne. Er ist jetzt in der leeren Zelle, aber frei, ungebunden. Auch das Bett ist entfernt. An den kahlen, glatt cementierten, hellbemalten Wänden ist nichts zu machen. Fenster und die Wärmethür für die Luft- oder Dampfheizung sind hoch oben und mittels Drahtgeflechtes geschützt. Das Bett wird erst abends auf den warmen Eichenboden hineingeschoben. —

Mancher Kranke wird durch das Abgeschlossen- und Alleinsein noch tobender. Deshalb wird dieser nur für kurze Zeit abgesperrt und aufs sorgfältigste bewacht. Dann besucht man ihn, er ist nicht so schrecklich und blutdürstig, als es den ersten Anschein hat. Kommt er uns mit Mordabsichten zu nahe, so entrinnen wir ihm schnell, denn der Irrenarzt, für den es stets Hauptsache ist, seine Aufmerksamkeit und Ruhe zu bewahren, sieht viel schneller eine etwaige Gefahr, als der Rasende seinen Wahn zur Ausführung bringen kann. Mancher Tobende empfängt uns mit vollster Liebenswürdigkeit, streckt uns beide Hände freundlichst entgegen und versucht es, uns zu umarmen. Da ist einer, der deutet disputierend auf die leeren Wände ringsum, dann auf das Fenster nach oben und will uns den Stephansdom in Wien, die Nürnberger Feste, die Pyramiden und alle Merkwürdigkeiten der Welt zugleich zeigen. Er selber sieht ja alle diese Gegenstände vermöge seiner Visionen wirklich in seinem gestörten Innern. —

Er sieht alle Türme, hört das Glockenspiel und die Militärmusik und versichert uns unter Händedrücken und allen Beteuerungen seiner Liebe und Freundschaft. „Habt Ihr mich lieb?“ ruft er uns zu und ohne eine Antwort abzuwarten, spricht er vom „Drachensteigen“ von seiner „famosen Gedanken-Installation“, seinem „Cirkularparapluie“ und seinem „Gesundheits-Parallelogramm“. —

Einem andern, uns mit Schimpfworten, Drohungen, Flüchen Empfangenden gönnen wir ein kurzes, freundliches Wort! Vielleicht wendet er sich mit Groll und Verachtung von uns ab; vielleicht auch nimmt er's an. Wir bitten ihn herauszukommen; vielleicht kommt er oder schließt mit einigen vereinzelten Rededonnerkeilen sein inneres, schweres Ungewitter ab. Ein anderer bleibt aber stehen, tobt weiter — wir gehen ruhig ab. Höfe und Gärten, in welchen solche Kranke in anfallsfreien Zwischenräumen verkehren, sind nur mit Bäumen und Rasen bepflanzt. Bänke und Thüren sind derb massiv. Hie und da mit den Händen erlangbares Zweigwerk an den Bäumen ist zerfetzt, abgerissen.

Wunsch.

Rudolf Baumbach.



Kindes Gebet.

H. Willemsen.



Wir schreiten über den Korridor. — Dort steht eine Kranke, hübsch und groß gewachsen, jeder Zoll eine Primadonna, die sich einst dies- und jenseits des Oceans Hunderttausende ersungen und errungen. Seit Monaten kehrt sie uns den Rücken, spricht keine Silbe, höchstens auf wiederholtes Anreden jammert sie: „Fort will ich.“ Sie will nicht essen, nicht trinken. Man muß sie täglich mühsam und künstlich mittels der Schlundsonde füttern. Später legt sie sich jedesmal bei der Visite vor die Ausgangsthür und bittet flehentlich nur „Fort.“ — „Hinaus.“ Man hebt sie sorgsam auf. — Ihr innerer Schmerz ist immer noch so groß, daß sie von gar nichts anderem Notiz nimmt.

Mit einemmal eilt aus ihrem Zimmer heraus eine ältere hagere Kranke, deren aufgelöst weißgraue Haare wirr um die Schläfen herabhängen und überschüttet uns mit den gräßlichsten Bekenntnissen ihrer Schuld. Sie allein sei Ursache der vielen, großen Krankheiten und Sterbefälle, sie sei die Ursache, daß ihre Familienangehörigen sämtlich gestorben, sie habe Donnerwetter gemacht und die Kriege angezettelt, sie sei zehnmal verdammt und wenn allen Menschen ihre Sünden verziehen werden, die ihrigen seien nicht zu sühnen u. s. w.

Glaube niemand, daß, wenn man dieser Kranken einreden wollte, daß ja alle ihre Angehörigen thatsächlich noch leben, sie dadurch ruhiger würde! — Auch die Delirien eines am Typhus schwer Darniederliegenden wird niemand durch Versicherungen oder logische Deduktionen zu entkräften oder zu beseitigen vermögen. — Man mag dem gebildetsten Typhösen, der beständig sein Bett verläßt, um „nach Hause“ zu gehen, sein Zimmer, seine Umgebung, seine Eltern vor Augen stellen und ihm so gleichsam ad oculos demonstrieren, daß er ja zu Hause, sich in seinem Bette befinde, dies wird alles nichts nützen. Nach hundertfältigen, wiederholten Zusprüchen verläßt er abermals sein Lager, um doch wieder zum hundertundersten Male — nach Hause zu wollen.

Gleiches ist bei Wahnsinnigen der Fall. — Die Matrone aber, die sich beständig selber ihrer Missethaten angeklagt, in jedem Fremden den Henker sieht, der sie ihrer Verbrechen halber zum Schafott führt, die selbst in ihrer Wärterin einen Häscher erblickt, drunten im Hofe eine Bank für den Richtblock ansieht, worauf sie heute, — immer wieder heute hingerichtet wird, wäre gewiß, wenn sie im vorigen Jahrhundert derartig leidend geworden, als wahre und vollkommene Hexe verdammt und höchstens wegen ihres „reumütigen und aufrichtigen Geständnisses“ in aller Form vom Holzstoß zum Schwert begnadigt worden. — Während ihrer Angstanfälle werden derlei Kranke stets von ihren Sinnen betrogen. Die wirklich vorhandenen, äußeren Bilder werden in ihrem Inneren verändert, ein Handtuch an der Wand ist ihnen ein Gespenst, ein Baumstamm der Teufel, ein Waschzuber das Hochgericht. Solche Sinnestäuschungen, auch *Illusionen* genannt, haben manchmal auch Gesunde.

Eine zärtliche Gattin hört von ferne den sehnlichst erwarteten Gatten kommen, während es die Fußtritte eines Fremden sind. Ein Furchtsamer sieht nächtliche Gespenster, es sind Weidenstümpfe.

Auf höchst sinnige Weise hat Schiller in seiner „Erwartung“ die Täuschungen des Gesichts- und Gehörsinnes dargestellt.

> „Hör ich das Pförtchen nicht gehen,
> Hat nicht der Riegel geklirrt? —
> Nein, es war des Windes Wehen,
> Der durch diese Pappeln schwirrt u. s. w.“

Gleicherweise hat uns Goethe in seinem „Erlkönig“ ein schönes Beispiel von Illusionen gegeben.

Der Unterschied zwischen den Illusionen, überhaupt Sinnestäuschungen der Gesunden und der geistig Gestörten liegt darin, daß sich der Gesunde durch den Augenschein belehren läßt und diese seine Täuschung als solche erkennt und weiß. Der Irre vermag das nicht mehr, er ist nicht imstande, Täuschung und Wahrheit zu unterscheiden. Die Illusionen sind die Produkte seiner Krankheit und diese selber wird immer von den Sinnestäuschungen beherrscht und gesteigert.

Während man also diejenigen Arten von Sinnesvorspiegelungen, denen ein wirkliches Objekt zu Grunde liegt, Illusionen nennt, so z. B. wenn ein wirklich vorhandener Baum für einen Kriegsmann gehalten wird, gibt es noch eine andere Form von Sinnestäuschungen, die mit dem Namen Hallucinationen belegt werden und welche sozusagen das Alpha und Omega, auch die ständigen Begleiter fast aller beginnenden und flüssigen Seelenstörungen abgeben.

In ganz vollständig stillem Raume hört der unglückliche, sich verurteilt Glaubende, die Totenglocke läuten, der sich verdammt Wähnende riecht

den Schwefelgestank der Hölle; der eine hört sich beständig beschimpfen, der andere sieht im Finstern sein lichterloh brennendes Haus u. s. w. Auch Gesunde haben manchmal solche Hallucinationen, hören oft bei vollster Windstille Glockengeläute, aber sie wissen oder lassen sich belehren, daß dies Täuschungen der Sinne seien.[1])

Dichter, Künstler und Gelehrte, wie Tasso, Raphael, Goethe, Nikolai, Johannes Müller, Jean Paul, Pascal, Andral, hatten öfters solche Hallucinationen der Sinne (Visionen), aber sie waren sich derselben bewußt und konnten dieselben willkürlich unterbrechen und abwehren.

Dies kann der Kranke leider nicht mehr. Der Irre sieht und hört und riecht und schmeckt, was er aus ganzer Seele in seinen Wahnvorstellungen hofft, liebt, haßt, fürchtet. Der eine hört sich beständig von einer höheren Gewalt zurufen: „Wenn du diesen tötest, wirst du gerettet werden" und begeht einen Totschlag. Der andere hört sich beständig bedroht durch die Worte: „Rührst du dich, so bist du des Todes" und getraut sich deshalb nicht vom Fleck zu bewegen. Der dritte schmeckt in den Speisen das Gift und verweigert alle Kost.

Da aber der Gehirnkranke die geistige Kontrolle über die Realität und Nichtrealität seiner Wahnvorstellungen verloren hat, so steht er unter der Tyrannei seiner Sinnestäuschungen, an die er vollkommen glaubt und durch dieselben je nach ihrer Art sich ebenso glücklich wie unglücklich fühlt und weiß.

Ein mit Hautjucken behafteter Irrer fühlte z. B. und sah Sandhasen über seinen Rücken laufen. So läßt auch Shakespeare, der tiefe Kenner seelischer Vorgänge ganz wundervoll den Macbeth (2. Akt, 1. Scene), dessen Seele ganz voll ist von Mordplänen, seine Vision beschreiben:

„Ist dies ein Dolch, den ich vor Augen schaue,
Den Griff mir zugekehrt? Komm laß dich packen! —
Ich hab' dich nicht und dennoch seh' ich dich.
Bist du schrecklicher Spuk ergreifbar nur
Dem Auge, nicht der Hand? Bist du vielleicht ein
Dolch der Seele, eine falsche Schöpfung,
Vortretend aus dem glutbedrängten Hirn! —
Mein Aug ist närrisch, oder wär es klüger
Als jeder andre Sinn? Ich seh' ihn noch,
Auf Klinge dir und Kreuzheft perlt das Blut,
Was erst nicht war. Nein! Nichts davon ist da. —
Es ist der blut'ge Vorsatz, der dein Auge nur
so täuscht!" —

Treffender kann eine Gesichtstäuschung und deren Ursache nicht beschrieben werden.

Auch Carl IX. wurde in einsamen Stunden von dem Geschrei und Geheule der ermordeten Hugenotten verfolgt. Denken wir weiter an die Gesichtstäuschungen der Wüstenreisenden — an den Ragl — die Fata Morgana. Freiligraths Dichtung „Gesicht des Reisenden" läßt sich hierher beziehen. Der Verhungernde wird in den letzten Augenblicken wirr im Geiste und sieht kurz vor dem Sterben reich gedeckte Tafeln. Der im Durste Verschmachtende hört sprudelnde Quellen.

Ein Kranker von uns sah sogar eine Million Ochsen und der junge Deutsche Staps, der den Kaiser Napoleon in Schönbrunn töten wollte, hatte den Genius Deutschlands gesehen, der ihn zu dieser That ermunterte.

Shakespeare läßt, wie manche Irren sich ausdrücken, bezüglich dieses geistigen, innerlichen Schauens, den Prinzen Hamlet auf seine Frage: wo er das Gespenst sehe, antworten: „Im Auge des Geistes."

Der Irre hört und sieht, was er denkt. Ein Melancholiker sagte einst zu Esquiral, als er über den Irrtum und die Täuschung bei den Hallucinationen sprach: „Denken Sie auch manchmal, Herr Doktor?" „Ohne Zweifel!" „Nun gut, Sie denken ganz leise und ich — ich denke eben laut." —

Der Kranke in seiner Wahnvorstellung dort in der Ecke, dessen falsche, kranke Ideen durch Gehörs-, Geruchs- und Gesichtstäuschungen stets wach und rege erhalten werden, klagt und jammert. Er sieht in meinem Begleiter den Gerichtsdiener, er hört den ganz sprachlos Dastehenden reden, er fühlt seine rauhe Hand. Warum soll dies der Henker nicht sein? Er muß es sein! Er sieht ihn ja. Seine kranken Sinne gaukeln ihm diesen Diener der Gerechtigkeit deutlich vor. „Ich empfinde eine namenlose Angst," ruft der Irre aus, „ich muß etwas Böses begangen haben, ja ich habe die Meinen verhungern lassen. Siehe, dort unter jenen Stufen, — unter der Schwelle siedet die Hölle! Der Böse harret meiner! — Mit furchtbarem Grimme. Macht ein Getöse!" — (Gretchen im Kerker.)

Auf dem Korridore entwickelt sich zwischen Arzt und den herumspazierenden Kranken eine

[1]) Ich habe diese allerdings nicht ganz exakt in der psychiatrischen Wissenschaft passenden Bezeichnungen darum gewählt, um dem Laien diese psychischen Verhältnisse möglichst klar zu machen.

freundschaftliche Konversation. Dieser wird nach seiner Nachtruhe, jener nach Appetit oder Kleidern gefragt, einem anderen ein Brief aus der Heimat übermacht. Dies alles geschieht höchst human und gemessen.

Da kommt uns ein eisgraubärtiger Arbeitsmann im Arbeitsschurze entgegen. Er sperrt sich selber die Thüre auf, trägt ein Schäffchen mit Mörtel, Kelle und Hammer in der Hand und grüßt uns höchst liebenswürdig. Der Mann ist bereits in den Siebenzigen, seit mehr als zwanzig Jahren in der Anstalt, seines Geschäftes ein Maurer und damit beschäftigt, kleine Reparaturen im großen Hause zu besorgen. Eine hagere, aber stramme Figur steht er vor uns, jeder Zoll ein Militär, die rechte Hand soldatendienstmäßig an den Schild der Mütze haltend. — „Nun, Freund E.,“ sagte der Arzt, „erzählen Sie doch meinem Begleiter, dem Herrn N., der Offizier gewesen, etwas von Ihren Reisen, den Herrn interessiert dies sehr.“ Sofort stellte er sein Arbeitszeug nieder und erzählt unter lebhaften Gestikulationen und immer feuriger glänzenden Augen seine Lebenserfahrungen, die er, der überall in der ganzen Welt gewesen, gemacht hat. Er schildert uns wahrheitsgetreu den Stephansdom in Wien, den Weg von da ganz genau nach Prag auf den Hradschin, geleitet uns nach Hamburg auf den Jungfernstieg, führt uns nach Lissabon, St. Helena, zu den ägyptischen Pyramiden, nach Jerusalem und in die heilige Grabkirche, nach Amerika, Korsika u. s. w.

Alles, was er spricht, ist geographisch richtig, seine Schilderungen sind farbenreich und objektiv wahr, Beschreibungen, wie solche in den besten Reisebeschreibungen und landschaftlichen Darstellungen sich wiederfinden. Als ihn der Arzt, während E. von Kapernaum erzählte, scherzweise fragte: „Nun E., haben Sie dort auch den Hauptmann gesehen?“ erwiderte er pfiffig lächelnd, — „wie man nur als Doktor so ungeschickt fragen kann. Dies ist doch nur Spaß. Wie ich in Kapernaum gewesen, war der Hauptmann schon 300 Jahre tot.“ — Man könnte diesem Erzähler stundenlang zuhören und er, der Kenner aller Länder und Leute, wird nie in Verlegenheit geraten ob irgend eines Einwurfes.

Als der Arzt sagte: „E., nicht wahr, Sie sind hier in der Anstalt, weil Sie verrückt sind?“ erwiderte er: „Sie kennen ja die bösen Leute. Sie selber wissen ja am besten, daß derjenige, der sagt, ich sei verrückt, selber nicht gescheit ist. Hätt' ich meinen Schwindel und die Schwäche im Kopfe nicht, wäre ich nicht hier.“

Und dennoch ist dieser Mann unheilbar verrückt. Er ist vollständig zuverlässig in seiner Beschäftigung, sehr sorgsam betreffs der Ordnung des Hauses, so daß man ihm unbedingt die Schlüssel anvertraut und ihn seine Arbeiten nach eigener Sachkenntnis kann verrichten lassen.

Wie kam nun dieser Greis, der durchaus keinen Unsinn spricht, zu diesen seinen Leiden? Er war Soldat, machte unter Napoleon verschiedene Feldzüge mit und ward bei Eckmühl verwundet. Nach Hause gekommen, spielte er den sog. Miles gloriosus, den ruhmredigen Krieger. Er hatte sein Hauptdomizil in den Wirtshäusern aufgeschlagen, sprach dabei wacker dem Schnapse und Weine zu und unterhielt die Bauern seiner Heimat mit den Erzählungen seiner Erlebnisse. Während dieses seines Nichtsthuns verwertete er nicht nur alles, was er gesehen, sondern auch, was er gelesen, gehört und sonstwie in seiner Phantasie geträumt hatte, für bare Münze. Je dankbarer sein Publikum in Anhörung seiner Erzählungen gewesen, desto mehr übte er sich in der Kunst der Aufschneiderei. Allmählich in ein Säuferdelirium hineingeraten und von Gesichts- und Gehörstäuschungen heimgesucht, hielt er alles ihm in wachen Träumen Vorkommende für Wahrheit, so daß alles, was er uns heute erzählte, meist pure, eitle Lügen sind, ein Gewebe von nur sehr wenig Wahrheit und vieler Dichtung. —

Wir befinden uns wieder im schwellenden, golddurchtränkten Grün des Gartens, im Glanze der Blumen, die in der Regel von jedem gemüts- und sinnesreinen Menschen so hoch und lieb geschätzt sind. Die paar Kranken hier gehen unbekümmert um Pracht und Wohlgeruch an den farbenprächtigen Blumenteppichen vorüber, sie keines aufmerksamen Blickes würdigend. Was kümmert sie Sonnenschein, Blütenduft, Himmelsglanz? Ganz andere, großartigere, weltbewegende Gedanken steigen in dem Gehirn dieser Kranken auf und nieder. Der eine ist der größte Held des Jahrhunderts, der keine Minute Zeit zu vertändeln hat. Sinnt er ja über eine Maschine nach, mit der an einem Tage alle Königreiche mittels Elektricität zu einer einzigen, allgemeinen Weltenmonarchie zu vereinigen seien, deren republikanischer Kaiser er selber wird.

Der andere Held, ein Professor aller Professoren und Doktor aller Doktoren, der Rector



magnificentissimus, hat das mathematische Rätsel der „Quadratur des Zirkels der Ewigkeit" und die „Radialtangente der Darwinschen Abstammungslehre" durch „Molecularabstraktion" zu lösen. Der dritte unserer Helden ist „der, der er ist." „Ich bin alles in allem, der Ewige, der alles gemacht hat, — ich bin Obergott, der Adonai der Elohims." — Er grübelt nur darüber nach, wie er zur Anerkennung von seiten der Außenwelt gelange. Hält man ihm seinen Taufschein entgegen, aus dem er uns herausliest, daß er der Sohn eines Taglöhners sei, so entgegnet er sofort schlagfertig: „Eben darum bin ich hier, weil ich als Kind vertauscht worden bin und darum durch einen fremden Eindringling meiner Anerkennung verlustig wurde. Was hier lebt und schwebt, lebt nur durch mich, von mir, aus mir: doch meine Zeit ist noch nicht gekommen, meine Herrlichkeit zu zeigen, — ich erwarte nur die Konjunktur dreier diametraler Kometen, dann wird allgemeine Weisheit aus dem Morgenlande die ganze Welt erleuchten u. s. w."

Wenden wir einem anderen Gott-Helden mit goldenem Munde und goldenen Augen ein, warum er denn hier in der dritten Klasse sich befinde und einfache Kleider trage, während er doch als Gott sich ob seiner Allmacht sofort in bessere Verhältnisse versetzen könne? so antwortet er uns rasch und schlagfertig: „Dies will ich nicht, ich bin der andere Gott, der Sohn, und will leiden und dulden, ich habe noch keinen Auftrag vom Vater, meine Macht fühlen und spielen zu lassen."

Alle diese Helden hier sind Wahnsinnige. Ein Hauptcharakter des Wahnsinns ist, wie schon Shakespeare mit vollster, wissenschaftlicher Klarheit uns kundgibt, die Methode, wie Polonius von dem wahnsinnigen Hamlet sagt:

„Ist dies schon Tollheit, hat es doch Methode."

Ist auch der Vorder- oder Hauptsatz, der das Centrum der Wahnvorstellungen bildet, noch so widersinnig, dies hindert den Kranken nicht, dies sein ihn beständig beschäftigendes, sein ganzes Gehirnleben ausfüllendes Thema in den feinsten Redewendungen und in den oft schärfsten Argumenten, mit oft bewunderungswürdiger Dialektik durchzuführen und zu beweisen. Gibt man dem Wahnsinnigen den behaupteten Vordersatz zu, so erscheint jede weitere Schlußfolgerung richtig. Beim Wahnsinn ist das gesamte Vorstellungsleben, die ganze Gedankenwelt möglichst hoch gesteigert, alle Pläne, Wahnpläne sind excentrisch und auf das Allerhöchste gerichtet, eine gewisse krankhafte Produktivität hat sich des kranken Gehirns bemächtigt und von dieser inneren Beschäftigung ist der Wahnsinnige derart eingenommen, daß er weder Zeit zu etwas anderem noch auch irgendwelche Langeweile hat. Heute verlangt der in der Wahnidee befangene Rafaelus secundus ungestüm Papier und Stift, um seine kühnsten Phantasiebilder darauf abzulagern. Sein Wunsch wird erfüllt. Des anderen Tages ist das Papier noch vollständig leer. Gefragt, warum er gar nichts gezeichnet, antwortet er: „Es thut mir wahrlich leid, aber ich konnte nicht, ich habe keinen Augenblick Zeit gehabt."

Derlei vom Wahnsinn Befallene sind glücklich in ihrem Wahn. Hinter ihnen liegt bereits der namenlose Jammer und das sumpfige Nebelland des Seelenschmerzes, der Melancholie. Sie haben auch das vulkanische Leben der Tobsucht, das die Seele zerreißt und den fast unempfindlich gewordenen Leib in triebartigen, wilden, krampfartigen Ausbrüchen schüttelt, glücklich überstanden. — Glücklich? Nein, unglücklicherweise überstanden. So lange der arme Kranke vor Elend zu vergehen und zu verschmachten jammerte, in Weinen und Wehklagen seine Tage vertrauerte, so lange er noch in Raserei gegen die Wände seiner Zelle sprang und in der Wut mit den Zähnen seine Kleider, sein Lager, sein Bettstroh zerriß und zernagte; so lange war er noch zu retten, d. h. heilbar.

Jetzt, nachdem die trüben Gewässer des Leidens und des Lärmens sich verlaufen haben, sitzt der Kranke fest, er fühlt sich glücklich und zufrieden, fühlt und weiß sich als Prophet, König, Weiser, Heiliger, Gott oder sogar Obergott und unterhält sich mit jedem ihn Besuchenden auf die vortrefflichste Weise in seiner Art.

Die heiterste Gesellschaft ist gewöhnlich die der Verrückten, leider Unheilbaren. Man heißt uns im großen Saale der Frauenabteilung von allen Seiten willkommen. Daselbst wird emsig gearbeitet, emsiger noch geplaudert. Wir können uns mit einzelnen Kranken recht gut unterhalten und schließlich am Ende wissen wir — nichts. — Geschäftiges Nichtsthun — unlogisches Gerede haben wir gesehen und vernommen. Was uns manche Kranke sagen ist meist richtig, denn ihre geheimen Ideen und Bizarrerien offenbaren sie nicht jedem Fremden gegenüber. — Das Gespräch hält aber nicht lange bei einem angeschlagenen Thema aus, sie springen nach allen Seiten davon ab, kurz, sie bleiben, wie man sagt, nicht

lange bei der Klinge und verlieren den Ausgangspunkt. —

Sie sprechen vielerlei, aber nur wenig Ganzes, multa, non multum. In verschiedenem, auffallendem Aufputze sitzen die Damen beim Stickrahmen, am Spinnrade, an der Nähmaschine. Die eine sitzt im Feststaate hoch zu Stuhle, an Brust, Schultern, Armen hängen bunte Trobbeln, Quasten, Bändchen und Papierstreifen. Auf jedem Stückchen Papier, das sie sich anhängt, steht ein Name geschrieben, Schiller, Wieland, Goethe, Humboldt, Thomas a Kempis, Ida Hahn-Hahn, Kladderadatsch, Eugen Sue u. s. w. „Sehen Sie hier das Verzeichnis meiner Werke, die ich alle verfaßt habe;" sagt uns die Universalschriftstellerin in herablassendem, jedoch entschiedenem Tone. Was würde uns hier der Widerspruch nützen? Wir bewundern die Vielseitigkeit der Autorin, ehedem eine unglücklich geliebt habende Modistin, die sehr viel, für sie unverständliches Zeug gelesen und bei Kaffeesurrogat und Theewasser viel gehungert hat. Dem Bewunderer ihrer persönlichen Schriftstellerkunst reicht sie mit Pathos die blasse Hand zum Kusse dar. —

Eine schöne junge Dame spielt mit Fertigkeit auf dem Klavier. Das hohe Glück der Brautschaft hat die Aermste verrückt gemacht. Ich hatte sie am ersten Tage ihrer Erkrankung im heftigsten Tobsuchtsanfalle gesehen und in Behandlung bekommen. Die Ursache ihrer Erkrankung lag aber in ihrem durch Erbschaft überkommenen, schwachen Gehirn- und Blutleben.

„Und die Kinder, die mich erben,
Erben auch mein Fleisch und Blut."

Ihr Vater, ein halb- und eingebildeter Schullehrer, hatte sich in einem Anfalle von Geistesverwirrung erhängt. Die noch junge Tochter fand den selbstgemordeten Vater und schnitt selber den verhängnisvollen Strick ab. Der Bruder sprang während eines typhösen Fiebers aus dem Fenster und fiel sich zu Tode. Die Kranke starb im Wahnsinn an Tuberkulose.

Wie Talente, wie Wuchs, Haarfarbe, Stimme, Haltung, so sind auch die Anlagen zum Irrewerden, d. h. die geringere Widerstandsfähigkeit von seiten des Gehirns gegen äußere ungünstige Einflüsse, erblich. Zu solch einer unheilvollen Erbschaft kommt meist noch eine verkehrte Erziehung.

Ein mit dem Irrsinn gut vergleichbares Bild haben wir im Traume.

Schon die häufigsten Versicherungen von solchen, die von einer Geistesstörung genesen sind, daß ihnen die ganze Zeit ihres Krankgewesenseins wie ein schwerer, langer Traum vorkomme, meist wie ein düsterer, zuweilen auch wie ein glücklicher Traum, überzeugt uns von dieser größten Aehnlichkeit zwischen Traum und Irrsinn. All die Thränen, die Angst, der Redeeifer, die Disputiersucht, die Aergernisse, der kluge Unsinn und all die platten Albernheiten, die uns während des Schlafes beschäftigen und quälen können, geben uns ein deutliches Abbild von den Grundformen des Irrsinns. Das Irrsein im Schlafe nennen wir Traum, das Träumen im wachen Zustande heißt Irrsinn. Aus dem Traume erwachen wir rasch, aus dem Irrsinn langsam.

Auch der Rausch und die Chloroformnarkose bieten große Aehnlichkeiten mit manchem Stadium des Irrsinns. Die alten Griechen nannten die Trunkenheit einen kurzen Wahnsinn.

Und all diese verschiedenartigsten Kranken mit ebenso bunt gefärbten Wahnvorstellungen wie sonderbarsten Wahnideen, sie leben unter richtiger Pflege friedlich und gelassen entweder neben und miteinander oder manche leben für sich allein am zufriedensten.

Dort füttert ein oberster Gott als Himmels-Präsident die Sperlinge und Tauben und der Generalissimus des europäischen Landsturmes pflegt seine Reseden und Begonien in Töpfen. Ein emsiges, vielgestaltiges Treiben erfüllt wohlthuend das Haus und reißt mit sanfter Gewalt so manchen mit fort zur Beschäftigung und so zur Zufriedenheit durch Zerstreuung.

Der Verlauf der Irrsinnsformen ist in der Regel immer derartig, daß unter länger dauernder Schlaflosigkeit sich ein Stadium der Schwermut, d. i. des permanenten, unmotivierten Seelenschmerzes ausbildet, dessen Begleiterinnen, sog. Täuschungen der Sinne und darauf hin Wahnvorstellungen verschiedenen Inhalts und verschiedener Färbung sind. —

Ein Stadium der Tobsucht, des Außersichseins, bildet sozusagen den Rückschlag der Natur. Dem gedrückten Depressivzustande der Seele folgt ein Exaltationsstadium; der Mensch ist toll geworden. Während der Melancholische sich immer unglücklich fühlt, weiß sich der Tobsüchtige meist ganz wohl. Sein Drang zur rhythmischen Ausdrucksweise, zum Versemachen, zum Sammeln oder Zerstören bezeichnet den Ausdruck seiner inneren Stimmung.

Allmählich bildet sich Wahnsinn, mit lange Zeit feststehenden Wahnideen, wobei sich der Kranke eine zweite, neue innere Persönlichkeit schafft, die seinem gehobenen Selbstgefühle entspricht.

Während beim Tobsüchtigen alles Trieb ist, (Wahnthat) ist des Wahnsinnigen Thun und Treiben ein durch klar bewußte Wahnvorstellungen geleitetes, krankhaftes Wollen. —

Der Ursachen zum Irrewerden gibt es sehr viele. Die häufigsten Veranlassungen liegen, wie auch bei anderen Erkrankungen, in der Ernährung des Menschen. Einerseits schlecht Genährte bei strenger Geistes- oder Körperarbeit, andererseits gut Genährte, fest und rund aussehende Personen, deren Verdauung und Blutbildung jedoch durch verschiedene Krankheiten oder durch Gram und Leidenschaften Not gelitten, aber auch Wohlgenährte, die unerschwingliche Kräfteausgaben in Baccho u. s. w., oder in Nachtwachen, Wochenbetten u. drgl. gemacht haben, liefern das größte Kontingent in die Anstalten.

Es ist auch Erfahrung, daß heutzutage viel mehr Geistesgestörte geheilt werden, als vor einigen Decennien, wo die Aderlässe und Hungerkuren Tagesordnung gewesen und seitdem man Blutabzapfungen, Entziehungs-Abführkuren nur auf einzelne Fälle beschränkt und eine für den individuellen Fall passende Ernährung in den Anstalten eingeführt hat. Die meisten Irren heutzutage leiden an sog. Blutmangel und an Blutentmischung, die wenigeren an sog. Vollblütigkeit.

Temperamente und Leidenschaften geben sehr oft Veranlassung zum Irresein. Die sog. Nervösen, die mit reizbarer Schwäche Behafteten erkranken leichter als die Robusten und Ruhigen, die Gemütvollen, Zartbesaiteten häufiger als die herzlosen Verstandesmenschen. — Ein Geizhals mit sanguinischem oder phlegmatischem Temperamente kann steinalt werden, ein nervöses Temperament treibt ihn ins Irrenhaus. Die Liebe, sowohl die glückliche wie die unglückliche, die triumphierende wie die verschmähte, macht selig oder wahnsinnig, je nach der körperlichen und geistigen Konstitution.

Es ist ja ewig wahr, was der Dichter des Lebens und Liebens singt:

„Wunderlichstes Buch der Bücher
Ist das Buch der Liebe,
Aufmerksam hab ich's gelesen;
Wenig Blätter Freuden
Ganze Hefte Leiden."

Mit tiefem Sinne und Verständnis nennt das Volk gewöhnlich die Irren „Gemütskranke." Steckt ja zumeist der Kernpunkt des Erkrankens in dem Borne aller Gefühle, dem Gemütsleben.

Es gibt jedoch noch vielerlei körperliche und psychische Ursachen des Irrsinnes.

Weder höchste, wissenschaftliche Bildung, noch der krasseste Aberglaube schützen vor psychischer Erkrankung. Einmal ist's der Zweifel und der Unglaube unserer Zeit, dann die Genußsucht und Spekulationswut, das rastlose Jagen nach Geld und Gut, Ehre, Rang, Titel, Orden u. s. w., das die Menschen zuerst gehirnkrank und dann irre macht.

Hunger und Kälte machen den einen schwindsüchtig, den andern herzkrank, den dritten zum Irren.

Der eine Schwelger stirbt im Irrenhause und im Blödsinn (am Blödsinn selber stirbt niemand); der andere auf seinem Lehnstuhl sitzend, an Wassersucht, die Ursache bleibt sich gleich, es kommt ja nur darauf an, ob sein Gehirn oder seine Leber widerstandsfähiger für Alkohol, Trüffelpasteten und derlei Hochgenüsse gewesen. Kummer und Sorge machen den Lungenschwachen hektisch, den Gehirnschwachen irre.

„Friede ernährt, Unfriede zerstört," sagt schon ein alter Spruch. Haß, Neid, Stolz, Eifersucht und wie sie alle heißen die Leidenschaften, tragen auch zur Bevölkerung der Irrenanstalten bei.

Auch gibt es noch eine mächtige Ursache der seelischen Erkrankungen, die im Völkerleben gar oft und zwar in großen Zwischenräumen periodisch auftritt. Es ist dies die geistige Ansteckung, als Bedingung für die Geistesepidemieen. Gedanken, noch mehr Gefühle, Stimmungen, gesunde und kranke, frohe wie traurige, sind ansteckend, wie das Gähnen.

Im Nachahmungstriebe der Menschheit ist die Disposition zu derlei Massenerkrankungen gelegen.

Vom Veitstanz an, den Geißlerprozessionen, den Kinderfahrten bis zur epidemischen Geisterseherei und den politischen Wahnsinnsideen mancher Revolutionen zieht sich nur ein dunkler Faden der Ansteckung durch die Geschichte der epidemischen Seelenstörungen, von denen ich vielleicht ein andermal mehr erzählen will.

„Ja — seltsam ist Prophetenlied
Doppelt seltsam, was geschieht.“ —

In solch epidemischen Geistesstörungen spiegelt sich immer das Bild, spiegeln sich die Zeichen der Zeit wieder, in der der Mensch Schiffbruch gelitten hat an seinem Geiste, wie auch Lenau von dem rasenden Tubal singt:

„Ob auch der alte Jude rase
In seinen Reden graus und wild,
Auch im zerbrochnen Spiegelglase
Zeigt sich von unsrer Zeit das Bild.“ —

Ich werde noch gefragt, welche Mittel stehen denn dem Arzte zu Gebote, derlei Kranke zu heilen? Worin besteht das Geheimnis der Irrenkur? — Ich antworte: „Das prophetische Wort des alten Hippel ist bereits in Erfüllung gegangen, der da sagte: ‚Ich würde, wenn ein Mensch an der Seele krank ist, die Kur des Leibes vorschlagen.‘“

So ist dies auch heute hauptsächlich der Fall.

Früher glaubte man, wenn man durch psychische Einwirkungen, geistliche und ärztliche Zusprüche einem Kranken seine fixe Idee nehmen könnte, würde er geheilt sein.

„Fixe Idee nehmen“ heißt aber auf deutsch nichts weiter als: „Disputiere mit einem Betrunkenen, durch dessen Gehirn ein mit Alkohol vergiftetes Blut kreist, oder predige einen Wassersüchtigen oder Herzkranken gesund!“

Keine andere Krankheit macht an das Wissen, an die Geduld des Arztes so große Ansprüche wie das Irresein. Ein feiner Takt spielt hier die Hauptrolle und nur derjenige Arzt wird auch ein tüchtiger Irrenarzt sein, der auch mit wirklichem Taktgefühl gesunde Menschen zu behandeln versteht. Daß sich diese, mit exakter Wissenschaft gepaarte Tugend (so möchte ich es nennen) nicht aus Büchern lernen läßt, ist selbstverständlich. — Die drei Kardinalgrundsätze der Irrenbehandlung lassen sich in folgende drei Axiome zusammenfassen:

1) Bei den größten psychischen Aufregungen darf keine zu energische, keine Parforcekur gebraucht werden. Nur nicht schwächen!

2) Dem Kranken auf keinerlei Weise zu schaden, dies ist schon teilweise Heilung.

3) Psychische Krankheiten lassen sich nicht durch moralische Mittel allein heilen, sondern man muß gleichzeitig durch therapeutische Mittel die **erkrankten Organe (Gehirn, Nervensystem u. s. w.) zur Norm zurückzuführen sich bestreben.**

Da zur ausführlichen Darstellung der Behandlung der psychisch Kranken hier nicht der Raum, will ich nur noch folgendes bemerken: Arbeiten verschiedenster Art in Feld und Wald, im Garten, Holzhof oder in Werkstätten, je nach individuellen Kräften und Beschaffenheiten der Kranken, bieten in der Irrenbehandlung, wie die einzelnen Zerstreuungen und Vergnügungen, Theater, Bälle u. dgl., die in ihrer Art so einfachen, doch oft größten Kurmittel neben den arzneilichen Bädern u. dgl.

Hier sind wir nun zum Schlusse bei den so vielfach und nicht selten romanhaft geschilderten Bällen, Konzerten u. dgl. Vergnügungsfesten der Irrenanstalten angekommen.

Hier wurden bisher vielfach von fachuntüchtigen Novellisten der Wahnsinn mit elegantem, die Verrücktheit mit geistreichem Nimbus umgeben. Es ist richtig, die Kranken können und müssen sich zu gewissen Zeiten derartig zusammennehmen, daß der Laie, wenn er den Kranken hier deklamierend, agierend, musizierend, tanzend, toastierend sieht und hört, keine Spur von der durch eine Art geheimer psychischer Fäden geübten Censur beobachtet. Die Kranken sitzen ebenso munter bei einem Glase Bier, bei einer Tasse Thee und einem Spiele beisammen, wie jeder Gesunde bei irgend einem Festvergnügen.

Gar oft wurde ich vor Zeiten von Freunden ersucht, einen sog. Karnevalsirrenhausball zu schildern, oder daß sie solch einem gleichsam mysteriösen Vergnügen beiwohnen dürften.

Ich kann hier nur andeuten, daß bei solchen Anstaltsfesten gar nichts Außergewöhnliches zu sehen und zu erleben ist. Solch ein Ball verläuft ganz friedlich, harmlos und regelrecht, wie anderswo in den besten Gesellschaftskreisen. Höchstens dürfte es bei einem sog. Irrenhausballe etwas züchtiger, ordentlicher und ruhiger, mit einem Worte etwas solider zugehen, wie bei irgend einer anderen kostümierten oder nicht kostümierten großen Reunion o. dgl. — Immer aber wird man finden, daß in Kostüm, Reden, Thun und Treiben es weniger aufgeregt, weniger dekolletiert, weniger sinnverwirrend, mit einem Worte weniger verrückt und viel gesundheitsdienlicher hergeht bei Irrenhausmaskenbällen, als bei tanzenden oder nicht getanzten Thees oder sonstigen maskierten Akademieen oder derlei gesundheitsstörenden, Herz und Hirn aufregenden Unterhaltungen.



Lemberg.

Das Petroleum- und Erdwachs-Revier von Boryslaw in Galizien.

Von

Hugo Warmholz.

Wenn man vom Hoteldiener anstatt um 6 Uhr schon um 5 geweckt wird, ist man verstimmt, besonders wenn der vorhergehende Abend dem Pilsener Bier gewidmet war, und einen Teil der Nacht verschlungen hat.

In solcher Stimmung verließ ich an einem kühlen Märzmorgen das Hotel in Lemberg, um mir einen langgehegten, verborgen blühenden Wunsch zu erfüllen.

Als ich am Tage vorher auf dem Unionhügel, nördlich von Lemberg, stand, auf welchem ein alter, häßlicher, steinerner Löwe und die Mauerreste des Schlosses Kasimirs, ein Stück polnische Geschichte erzählen, und hinunterblickte auf die turmreiche, hübsch gelegene Stadt, und hinein in die endlose, nur ihrer Fremdartigkeit wegen lockende Landschaft, da dachte ich mir, weit in der Ferne, die Karpathen; meine alte Neugierde, Erdöl und Erdwachs einmal aus der Erde quellen zu sehen, regte sich mächtig, und der Entschluß, nach Boryslaw in das Petroleum- und Erdwachsparadies einen Abstecher zu machen, war gefaßt.

Es war, wie gesagt, ein kühler, windiger Märzmorgen, der Kutscher drückte die Pelzmütze, aus welcher die Watte überall neugierig herausguckte, tiefer in die Stirn, wickelte sich fester in seinen vielfach zerrissenen, alten Mantel und hieb unbarmherzig auf das kleine Pferdchen ein, das voll Eifer die starke Steigung zum Bahnhof hinantrabte; ich hätte mich gern in die Polster gedrückt, doch dieselben waren so unsauber, daß allerhand Befürchtungen in mir aufstiegen, und ich es vorzog, steif sitzen zu bleiben.

In den Wartesälen und in der sehr empfehlenswerten Restauration des großen, schön eingerichteten Bahnhofes der galizischen Karl-Ludwigs-Bahn, herrschte bereits reges Leben, da um diese Zeit auch die Züge in den Hauptrichtungen Krakau und Czernowitz verkehren; die Nebenroute nach Brody, und die, welche ich nach Stryi benützen mußte, sind einsam und tot, wie die endlosen Flächen kaum kultivierten Landes, wie die großen morastigen Wiesen, welche sie durchziehen.

Während der Fahrt war es mir kaum möglich, mein Interesse für die Landschaft rege zu erhalten; den Ausdruck „Halb-Asien“, der in Bezug auf diese Teile des sonst so schönen Oesterreich oft gebraucht wird, lernt man hier ver-

stehen; denn außer dem Zuge, in dem man sich befindet, außer der Bahn, über die man fährt, erinnert wenig an den Zusammenhang dieses Landes mit dem übrigen Europa.

Die wenigen Reisenden waren fast durchweg Juden, die weite Fläche, welche der Train durchzog, war wie ausgestorben, nur hier und da ein Dorf, wenn man eine Anzahl elender, um eine kleine, hölzerne, griechische Kirche gelegene Hütten oder Höhlen so nennen darf. Die Lehm-, Block- oder Fachwerkwände der Häuser sind in den seltensten Fällen mit Kalk getüncht; dagegen ist das Baumaterial, aus welchem dieselben bestehen, vor Schmutz oft nicht kenntlich, so daß die ganze Hütte, ja das ganze Dorf mit den alten Stroh- und Schindeldächern nur die eine langweilige, graue Farbe aufweist. Infolgedessen bemerkte ich, da die Vegetation noch weit zurück



Griechische Kirche in Drohobycz (S. 229).

war, und die Erdoberfläche, wie die dann und wann vorkommenden Birkenwälder die nämliche graue Farbe zeigten, das Vorhandensein einer Ortschaft oft erst unmittelbar vor derselben, wenn ein halbverhungerter Hund den Zug anbellte, oder ein barfüßiger Bube demselben nachlief.

Endlich eine Abwechselung; der Dniester wälzt seine gelblich grauen, trüben Wasser zwischen flachen Ufern dahin, ärmliches Weidengestrüpp schaut aus den morastigen Gestaden heraus, doch jenseits des Flusses wieder dieselbe Oede; ich spähte vergeblich gegen Süden, um etwas von den Karpathen zu sehen.

Bei der Station Wolica beginnt der Boden wellig zu werden, man sieht ausgedehnte Wälder, an den Bahnhöfen sind große Flächen mit Brennholz bedeckt, es zeigen sich Holzfuhren, vor dem elenden Wagen arbeiten zwei kleine, klapperdürre, zottlige Pferdchen im grundlosen Wege herum, am ganzen Wagen ist kein Stückchen Eisen, und am ganzen Pferdegeschirr keine Spur von Leder zu entdecken; dort ist alles aus Holz, hier alles aus Gurten, Strängen und Bind-

faden zusammengeflickt, genäht und gebunden; neben dem kleinen Wagen und den winzigen Pferden geht ein Riesenkerl, er schlägt mit der wuchtigen Peitsche auf die Gäule los, und hilft hier und da den Wagen schieben.

Die Bewohner der Gegend dort sind fast alle Ruthenen oder Juden; das Landvolk scheint über die Maßen arm zu sein, trotz des kalten Wetters gingen viele barfuß, viele hatten die Füße mit Lumpen umhüllt, die mittels Bindfaden festgebunden waren; ein Teil trug hohe Röhrenstiefeln, Hosen aus Leinwand, einen langen, weiten, kaftanartigen Rock aus Leinwand; ihr wärmstes Kleidungsstück ist die Mütze aus Schaffell oder Filz. (S. 226.) Wenn so ein Bauer aus der Ferne daherreitet, weiß man nicht, was man daraus machen soll, eine schmutzig graue Masse umfängt einen kleinen braunen Körper, der sich fortbewegt, und über dem Ganzen schwebt ein schwarzer Punkt, die Pelzmütze. Ob diese Leute Hemden tragen — wer weiß es — ich glaube nicht, mich fror, wenn ich sie ansah, und ich war froh, als wir in Stryi ankamen.

Stryi ist Knotenpunkt verschiedener Bahnen, die von Lemberg über die Karpathen nach Ungarn führende Hauptlinie wird hier von der aus dem Osten von Stanislau kommenden und nach Chyrow-Premysl fahrenden Linie durchschnitten. Da das Petroleumgebiet bei Boryslaw an der letzteren Linie, westlich von Stryi liegt, mußte ich in dieser Station umsteigen. Das Städtchen mag im Sommer ganz wohnlich sein; es liegt, nicht baumlos, an dem vielgewundenen Flüßchen gleichen Namens, dessen Ufer wiesenreich sind; heute aber sah es recht trübe und kalt aus.

Die Bahnhofsrestauration in Stryi ist nicht gerade schlecht, man thut weise, wenn man dort eine recht tüchtige Mahlzeit nimmt, denn weiterhin sieht es dann mit der Verpflegung traurig aus.

Nach einem langen Aufenthalt fuhren wir weiter, man sieht Hügel und ganz in der Ferne gegen Südwesten sogar die Konturen von Bergen, die nach und nach schärfer hervortreten; das sind die Karpathen, deren Ausläufer wir nun erreichten.

Wälder und viele kleine Wasserläufe, welche die Nähe des Gebirges anzeigen, bringen Leben in die Landschaft; die Dörfchen und Dörfer werden zahlreicher, und plötzlich, wir trauen unseren Augen kaum, sehen wir einige hohe Schlote, sie scheinen wirklich nicht hierher zu gehören, und doch — es ist kein Irrtum möglich, wir haben die Schornsteine der Ceresinfabriken und der Petroleumraffinerieen um Drohobycz vor uns. Die Lokomotive pfeift, und wir fahren in den Bahnhof dieser nicht unbedeutenden Stadt ein.

Von hier zweigt eine etwa 10 km lange Flügelbahn nach Boryslaw in das eigentliche Erdöl- und Erdwachsrevier ab; der Zug dorthin stand bei unserer Ankunft schon bereit, da hieß es schnell umsteigen, und weiter ging es dem Ziele meiner Wünsche entgegen.

Rechts von der Bahn bemerkt man endlose Reihen Hütten, die einer Vorstadt von Drohobycz angehören, in der Ferne markieren einige Türme die eigentliche Stadt; die Gegend wird bergig, die Bahn hält sich im waldlosen Thale unter stetiger Steigung; bei einem großen Militärdepot und vielen kleinen Paraffinfabriken und Petroleumraffinerieen vorüberführend, erreicht sie das langgestreckte Dorf Hubicze, durchschneidet dasselbe, und endet gleich darauf im Bahnhof Boryslaw.

Es war etwa 2 Uhr, als der Zug dort anlangte, ich stellte mich sogleich dem Herrn Stationschef als Kollegen vor, den sein Wissensdrang in diese Gegend getrieben, und bat ihn, mir einen Führer zu den Erdölpumpen und Erdwachsgruben mitzugeben. Herr Styblik, dies der Name des erwähnten Herrn, empfing mich auf das Freundlichste, erklärte sich sofort bereit, in eigener Person mein Führer sein zu wollen, und 10 Minuten später marschierten wir gegen den Ort Boryslaw los.

Wir durchschritten zunächst eine baum-, ja fast ganz vegetationslose Fläche schweren thonigen Bodens; gegen Süden lagert ein weiter, flacher Hügelrücken, den ich beim Näherkommen als Haldengestein erkannte, das aus dem ganzen Revier hier abgelagert wird. Um dieses Gestein herum windet sich ein Bach mit schmutzigem, öligem Wasser. Als wir, an diesem Bache entlang, die Halde umgangen hatten, sahen wir auch bald Boryslaw und das weite, wellig ansteigende, mit unzähligen Pumpwerken und Baracken bedeckte Erdöl- und Erdwachsgebiet vor uns liegen, und waren nach 5 Minuten mitten darin. Am Rande des Baches, den wir überschritten, zeigten sich Spuren von Oel, und das Erdreich an demselben sah hier und da wie eine teerige Masse aus.

Mein Begleiter führte mich nun zunächst auf einen ziemlich hohen, mit einem nach allen Seiten offenen Kiosk gekrönten Hügel; der-

selbe war von Haldengestein aufgeführt worden, um dem Kaiser von Oesterreich, gelegentlich seines Besuches dieser Gegend, einen freien Blick über das ganze Revier zu schaffen. Dieser „Kaiserhügel“ genannte Aussichtspunkt erfüllt seinen Zweck vollkommen; etwa in der Mitte der Längenachse des ca. 2 km langen und 1 km breiten Boryslawer Grubendistriktes gelegen, gewährt er einen vollen Einblick in das Getriebe der ringsherum etablierten Erdöl- und Erdwachsgewinnung.

Das Bild, welches sich mir von dort oben bot, war überraschend: gegen Westen eine endlose Barackenstadt, gegen Osten unzählige Pumpen und Bohrvorrichtungen unter Holzpyramiden aus je 3 oder 4 etwa 10—15 m langen, oben in eine Spitze zusammenlaufenden Balken, in der Ferne ganz vereinsamt ein paar hohe eiserne Schornsteine, gegen Süden der Kamm der Karpathen, waldlos und kahl, wie die Ausläufer, in denen Boryslaw liegt.

Die Stadt zieht sich an der, das Grubenrevier quer durchschneidenden Hauptstraße entlang; auch ihre Häuser verdienen nur den Namen



Bauern und Handelsjude.

Hütten, da sie meist aus Holz gebaute, mit Schindeln gedeckte, niedere Bauwerke sind, hier und da sieht man ein Häuschen, dessen Wände aus Fachwerk, mit Verkleidungen von Lehmpatzen bestehen; massive Häuser erinnere ich mich nur sehr wenige gesehen zu haben.

Zwischen den Schachthütten und Baracken lagen große Hügel und Haufen von Haldengestein, hierdurch wird das von Natur nur wellige oder hügelige Terrain unglaublich uneben, höckerig; für das aus den Schachten, den Gruben und Brunnen heraufgeschaffte, sehr ölhaltige Wasser können regelrechte Abflüsse nicht gebaut werden, es windet sich durch, so gut es kann, sucht natürlich die im Gefäll nach der Hauptstraße führenden Nebenwege auf, und verwandelt diese in Gräben, angefüllt mit einer dicken, schmutzig grünen, teerartigen Schlammmasse, in welcher Pferde und Wagen fast versinken.

Neben diesen Wagen, die Pferde durch lautes Schreien antreibend, zwischen und in den Baracken, bei den Pumpen und Bohrlöchern ein Gewimmel schmutziger, verwilderter Menschen, zur Hälfte Juden, zur Hälfte Ruthenen, aber auch Gesindel aus aller Herren Länder, das sich durch einen zeitweiligen Aufenthalt dort der Justiz zu entziehen hofft.

Die langen Kaftane und Leinwandröcke dieser Leute, die Pluderhosen aus Leinwand, und die langen Stiefeln, alles sieht aus, wie durch

den zähen Kot oder aus dem braungrünen Erdöl gezogen. Schmutziggrau ist der ganze Kerl, schmutziggrau ist der Boden, die Halden, die Hügel, schmutziggrau die Hütten und Baracken; das Auge sucht vergeblich nach einer anderen Farbe; endlich entdeckt es die bunten Kopftücher von ein paar Megären, die um die Branntweinschenken herumlungern, oder das bleigraue Brot und Kartoffeln an der Straße verkaufen. Schnaps, Brot und Kartoffeln bilden die einzige Nahrung aller dieser Arbeiter, von denen ein großer Teil nicht einmal ein Nachtlager auf Stroh besitzt. Das Gesamtbild macht den Eindruck planlosen, wilden Hastens, um dem Boden so schnell wie möglich, so viel als möglich von seinen Schätzen abzugewinnen, oder vielmehr zu rauben, denn Raubbau wird dort in großem Maße getrieben.

Schacht liegt an Schacht, Brunnen an Brunnen und Pumpwerk an Pumpwerk, oft kaum 10 Schritte voneinander entfernt. (S. 221.) Selbst die ersteren sind nicht immer überdacht, für den Wasserabfluß wird, wie schon früher gesagt, gar nicht gesorgt, und das Haldengestein erst seit neuester Zeit mittels Pferdebahn hinausgeschafft; das willkürliche Ablagern des Abraumes ist bei strenger Strafe untersagt, wie denn überhaupt die Grubeninspektion eine gewisse Ordnung in die Dinge dort zu bringen beginnt; — es existiert sogar ein Notspital für verunglückte Grubenarbeiter, mit einer größeren Anzahl Betten.

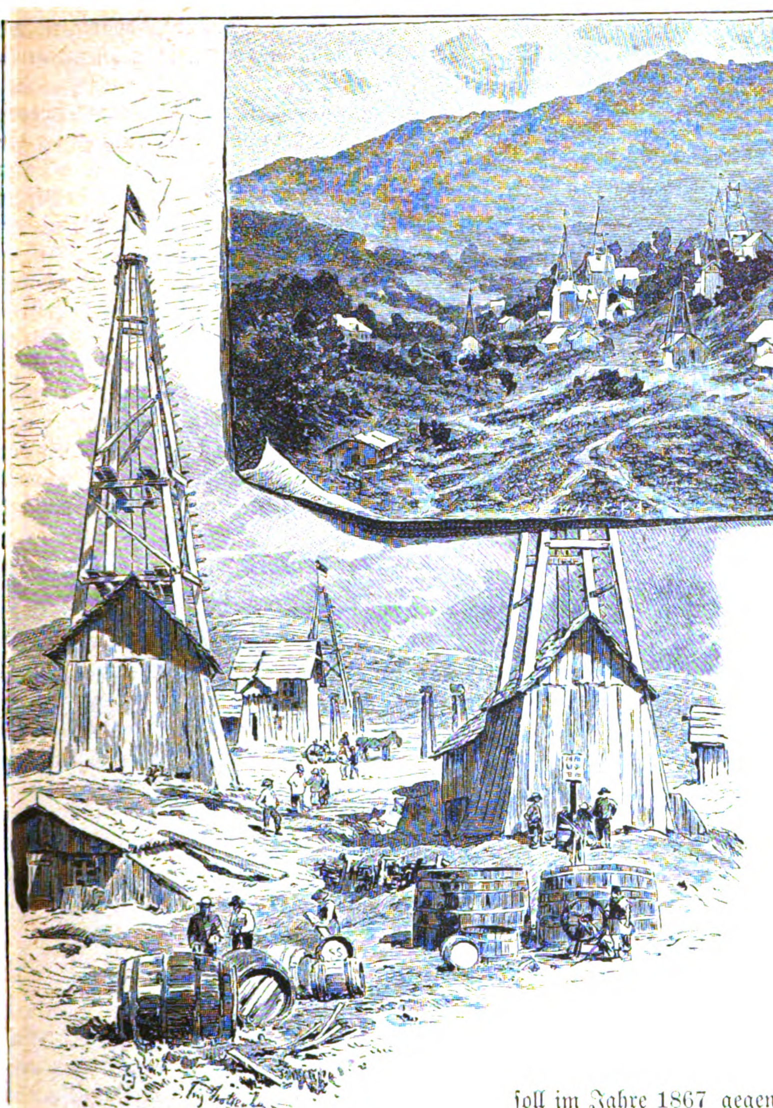
Polnische Gebirgsbauern („Mazuren").

Boryslaw (S. 221) war vor Beginn der Petroleumindustrie ein Gebirgsdorf allerärmster Art, mit etwa 600 Einwohnern; heute hat es sich infolge der Ausbeute der Erdöl- und Erdwachslager zu einem Orte mit mehr als 6000 stabilen Bewohnern emporgeschwungen, wozu in der Zeit des stärksten Betriebes — derselbe ist seit dem Jahre 1873 im Rückgange — noch ca. 9000 Arbeiter und Produzenten kommen, welche fast durchweg außerhalb Boryslaw, in den Dörfern ringsumher und in Drohobycz wohnen. Von der Stärke des Abbaues in Boryslaw und dem unmittelbar angrenzenden Wolonka, kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß damals ca. 1000 Erdwachs- und etwa 2600 Petroleumschachte und Brunnen dort in Betrieb standen. Heute spielt die Erdwachsgewinnung in Boryslaw die bei weitem wichtigere Rolle.

Das Erdwachs, Ozokerit, eine lichtgelbe, lauchgrüne, braunschwarze, auch ganz schwarze, oft weiche Masse von wachsartiger Konsistenz kommt, so viel mir bekannt, an keinem Orte der Welt in so weiten und mächtigen Gängen vor, wie in Boryslaw.

Die Gewinnung des Erdwachses wird dort seit etwa 2 Decennien gewerbsmäßig betrieben; wenn die Bauern vordem beim Graben eines Oelschachtes auf Erdwachs stießen, verließen sie den Schacht, weil sie mit dem Wachs nichts an-





Boryslaw (S. 220).

Petroleum-Bohrwerke (S. 220).

zufangen wußten und der Oelgewinn in einem solchen Fall erfahrungsgemäß nur gering ausfiel.

In neuerer Zeit wird die Erdwachsgewinnung sehr umfangreich betrieben, sie nahm vom Jahre 1867 in dem Maße zu, wie die des Petroleums sank, die stärkste Ausbeute an Erdwachs fällt in die Jahre 1878 mit 11,300,000 und 1880 mit 12,500,000 kg, gegen 9,765,000 kg im Jahre 1881; das Jahr 1882 hat wohl eine noch geringere Ausbeute geliefert, da die meisten Schachte gründlicher Ausbesserungen bedürfen.

Die Preise des Erdwachses sind sehr variable, sie schwankten im Jahre 1868 zwischen 14—18 fl. per 100 kg Primaware, im Jahre 1877 zwischen 29—32, 1878 zwischen 29—30 und 1881 zwischen 24—29 fl.

Die stärkste Ausbeute an Petroleum datiert weit zurück, sie soll im Jahre 1867 gegen 15,000,000 kg betragen haben; sank dann bis 1871; hob sich von da an wieder und soll im Jahre 1881 die respektable Ziffer von 10,000,000 kg erreicht haben.

Die Preise des Petroleums sind noch wechselnder, als die des Erdwachses, sie betrugen im Jahre 1869 12—17 fl. per 100 kg Rohöl, 1870 17—12 fl., 1872 8—14 fl., 1878—80 7—9 fl. und fielen im Jahre 1881 auf 5 fl. 36, gingen aber im Jahre 1882 wieder auf 8 fl. in die Höhe.

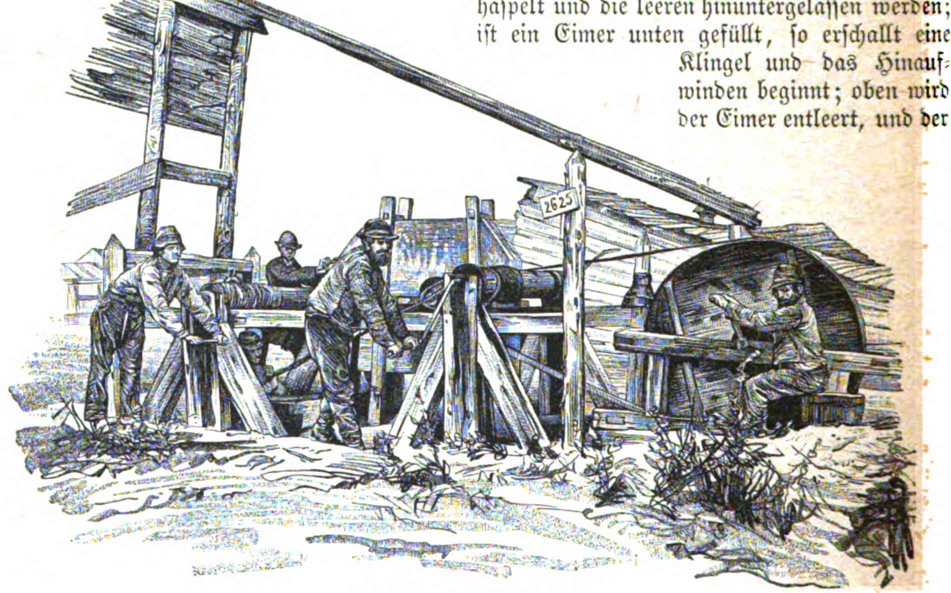
Doch wir stehen noch immer auf dem Kaiserhügel, nehmen wir Abschied von dem eigenartigen Bilde, das in seinem chaotischen Durch-

einander, mit seinen primitiven, nur für den Moment berechneten Einrichtungen an die Lager der Goldwäscher im fernen Westen, an die Kolonieen der Diamantgräber in Südafrika erinnert, und steigen wir hinunter in das Gewirr des Barackenlebens, um das Fördern des Erdwachses aus nächster Nähe kennen zu lernen.

Nach halsbrecherischer Kletterei über die Erd- und Steinhaufen, welche zwischen den verlassenen Baracken umherliegen, und nach Umgehung vieler schmieriger Lachen, deren Oberfläche schmutzig-grün oder pechfarben glänzte, gelangten wir endlich an eine Schachthütte, in welcher gearbeitet wurde.

Die Schindeldächer dieser Hütten reichen so weit hinab, daß man nur tief gebückt unter dieselben gelangen kann; wir fanden dort 4 Mann bei der Arbeit, d. h. an der Oberfläche der Erde; unter derselben, im Schacht, waren, wie uns gesagt wurde, 3 Mann beschäftigt.

Die Schachtöffnungen sind wohl etwas weiter als 1 qm; über der Oeffnung auf 2 Holzständern liegt die Haspelwinde, mittels welcher die gefüllten Eimer oder Körbe zu tage gehaspelt und die leeren hinuntergelassen werden; ist ein Eimer unten gefüllt, so erschallt eine Klingel und das Hinaufwinden beginnt; oben wird der Eimer entleert, und der



Ein Erdwachsschacht mit Arbeitern.

Inhalt sortiert, indem die wachshaltigen Stücke und das reine Wachs von dem Gestein getrennt werden; dies geschieht so oberflächlich, daß bei dem Abraum sehr viel Wachs verbleibt und der große Haldenhügel vor dem Ort enthält gewiß noch einige Millionen kg Wachs; — es wird wohl eine Zeit kommen, in welcher diese Halde nochmals durchgearbeitet werden wird.

Das Gestein, darunter sehr viel Steinsalz, wird dann, wie schon oben erwähnt, auf einer Pferdebahn abgeschafft, das Wachs jedoch in die größtenteils unten an der Hauptstraße gelegenen Wachsschmelzen (S. 224) geführt, wo es durch Schmelzen von den gröbsten Beimischungen gereinigt, und in konische Formen gegossen wird; in diesen Formen kommt das Rohmaterial dann, in Blöcken von ca. 25 kg, in den Handel.

In den angefahrenen Erdwachsgängen erscheint stets Wasser und Petroleum, häufig müssen die Arbeiten wegen Wasserandranges eingestellt werden. Das in unserer Gegenwart gewonnene war jedoch ganz trocken, und einzelne Stücke Ozokerit waren so gelb, weich und leicht, daß man sie, wenn nicht der Petroleumgeruch gewesen wäre, leicht für Bienenwachs hätte halten können.

Ich habe einige interessante Stufen mitgebracht, Gips, Schiefer, Steinsalz und Erdwachs in innigster Verbindung.

Die Tiefe der Schachte ist sehr verschieden,

sie variiert von 20—300 m, die meisten mögen jedoch zwischen 60—100 m tief sein; nach Durchbohrung der Thon- und Sandschichten stößt man auf die verschiedenen Etagen des Karpathensandsteines, auf Menilitschiefer und miokäne Salzformationen; hier findet sich das Wachs bis zur Mächtigkeit von 1 m in Klüften und Gängen, denen man in Querstollen nachgeht, so daß infolgedessen das ganze Terrain durch Streckenbau unterminiert ist.

Da der Abbau der Schachte von Produzenten durchgeführt wird, die keine Idee vom regelrechten Bergbau haben, ist natürlich auch für die Sicherheit der Arbeiter nur höchst mangelhaft gesorgt; die Schachte sind zu nahe aneinander; für den Wasserabfluß kann infolge des bereits früher erwähnten, alten Mißbrauches, den Abraum um die Schachte herum abzulagern, nicht ausreichend gesorgt werden; endlich scheinen die Schachtzimmerungen nicht immer genügend, denn sie können oft dem Erddruck nicht widerstehen, stürzen ein und begraben oder erschlagen die Arbeiter, auch dem Ersticken in den sich entwickelnden, schädlichen Gasen oder in der weichen Wachsmasse sind die letzteren ausgesetzt.

Es kommt nämlich vor, daß beim Anfahren eines mächtigen Wachsganges, die weiche Masse durch den Druck des Gesteines in dem Schacht bis zu tage getrieben wird; — so soll in Boryslaw Erdwachs durch einen 98 m tiefen Schacht in die Höhe getrieben, und oben 8 Tage lang einfach abgeschaufelt worden sein. In solchen Fällen können sich dann die Arbeiter nicht immer retten, und kommen im Wachse um. Das Jahr 1878 weist 36 Todesfälle und 23 Verletzungen infolge von Unfällen — meist in den Schachten — unter den Grubenarbeitern in Boryslaw auf. Es gehört also ein gewisser Grad Mut dazu, in einen solchen Schacht hinabzusteigen, und ist es eine merkwürdige Erscheinung, daß, obgleich die Hälfte sämtlicher Arbeiter dort Israeliten sind, — die Produzenten sind fast durchweg Juden, — doch, wie mir in Boryslaw gesagt wurde, nie ein jüdischer Arbeiter in einen Schacht hinabsteigt.

Genug nun von Erdwachs, in der Kaue (Schachthütte) herrschte ein fürchterlicher Petroleumgeruch, ich sehnte mich nach frischer Luft; — aber auch im Freien war es nicht viel besser, denn die ganze Atmosphäre dort ist von Petroleumdünsten durchzogen.

Sehen wir uns nun an, wie der gewaltige Zwillingsbruder des Erdwachses, das Erdöl, aus dem finsteren Schoße der Erde befreit wird. Zwillingsbrüder kann man beide nennen, da beide Kohlenwasserstoffverbindungen sind, und da, wo Erdwachs vorkommt, immer auch Petroleum gefunden wird, das Umgekehrte ist freilich nicht stets der Fall.

Wir steigen zur Hauptstraße hinunter, dann östlich wieder ein wenig hinauf, und befinden uns auf einer weiten, verhältnismäßig ebenen Fläche, mitten unter Petroleum-, Bohr- und Pumpwerken, zwischen Oeldestillationen und Raffinerieen, von diesen mache man sich aber nur keinen großen Begriff; es sind das keine Fabriken, sondern Hütten, in denen mit den allerprimitivsten Mitteln aus der dickflüssigen schwarzgrünen Oelmasse schönes, wasserfarbenes Petroleum hergestellt wird.

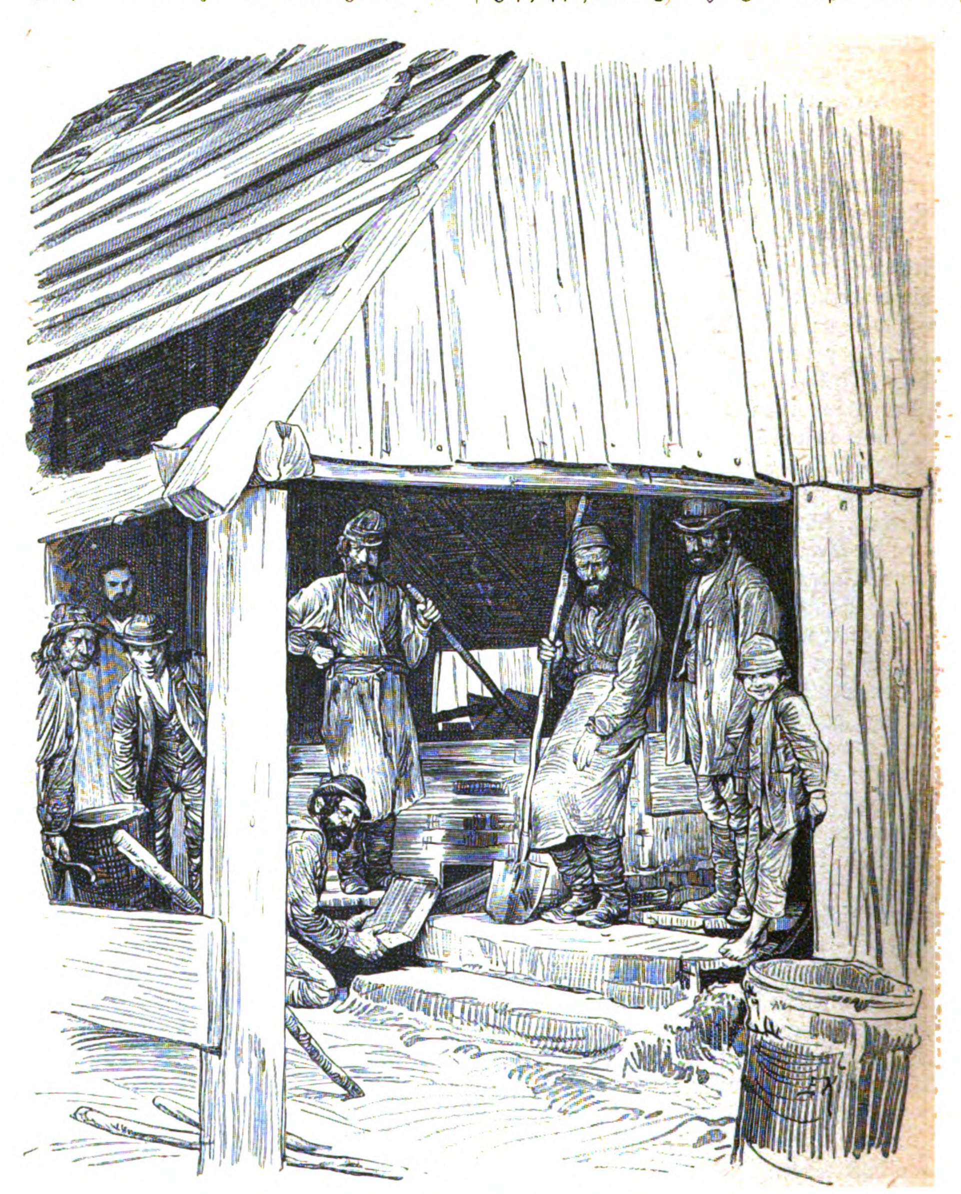
Das Erdöl, auch Steinöl oder Petroleum genannt, ist eine hellgrüne, dunkelgrüne oder dunkelbraune Flüssigkeit von außerordentlich stark bituminösem Geruche; es kommt nur höchst selten wasserhell vor, und ist besonders reich an Paraffin.

Petroleum wird in sehr vielen Gebieten des Erdbodens gefunden; am reichhaltigsten sind die Quellen im Gouvernement Tiflis und Baku am Südabhange des Kaukasus und am Kaspischen Meere; ein Bohrloch auf der Insel Apscheron dort soll nach den Mitteilungen des englischen Konsuls Churchill, an einem Tage über 60,000 Centner Petroleum geliefert haben, das sich über den Erdboden ergoß und Seen bildete, deren Inhalt dann an der Sonnenwärme verdickte.

Die großen Massen Naphta am Kaspischen Meere jedoch gehen dem Welthandel wegen der fehlenden Kommunikation verloren; dieser wird bis jetzt vollständig von dem amerikanischen Petroleum beherrscht, obgleich das produktive Gebiet in der Oelregion Pennsylvaniens nur 102 qkm umfaßt, während doch die galizische Oelzone von Tymbach im Westen, am Nordabhange der Karpathen entlang, durch ganz Galizien, die Bukowina bis Rumänien hinein 13,811 qkm beträgt, und auch in Ungarn Erdöl gefunden wird. Dennoch sollen über 16,000,000 Gulden jährlich aus Oesterreich-Ungarn für Petroleum nach Amerika gehen, woran das liegt? ein Buch müßte man darüber schreiben. Jetzt heißt es, daß Amerikaner in Galizien bohren wollen, vielleicht wird es dann besser; denn daß der neue, hohe Petroleumzoll dem galizischen Geschäfte aufhelfen wird, glauben nur wenige.

In der Oelzone Galiziens ist das Revier um Boryslaw eines der ergiebigsten.

Früher wurden zur Gewinnung des Erdöles Schachte gegraben, und das sich in denselben ansammelnde Petroleum täglich einigemale abgeschöpft; von Zeit zu Zeit mußte dann auch



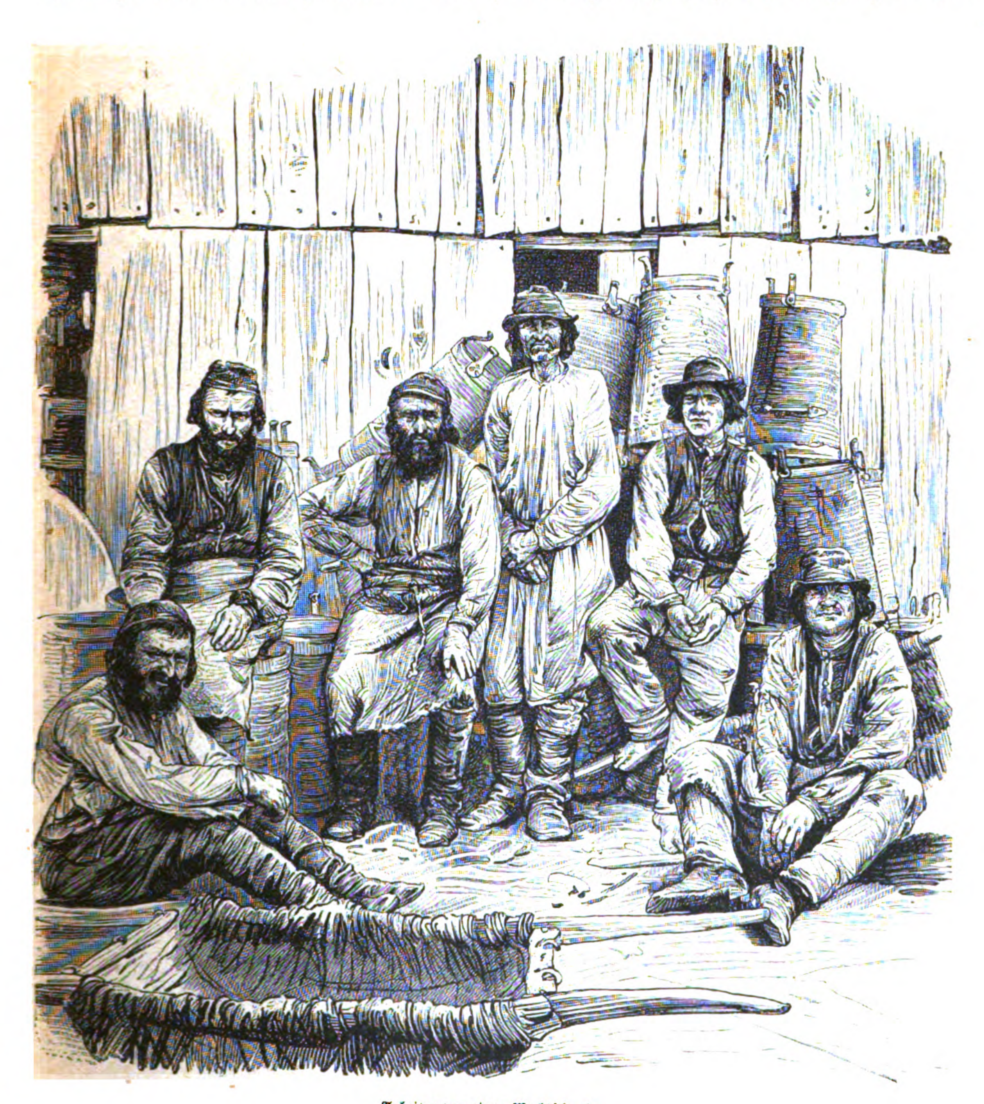
Das Innere einer Wachsschmelzhütte (S. 222).

das Wasser, welches stets in Gemeinschaft mit dem Petroleum erscheint, ausgeschöpft werden; die Ergiebigkeit dieser Schachte war sehr verschieden, manche lieferten durch 10 Jahre, ohne Vornahme einer Vertiefung, erhebliche Quantitäten; in Polanka gab ein Schacht durch 1 ¹/₄ Jahr regelmäßig 100 Centner per Tag.

Das sind selbstverständlich Ausnahmen; aber

im allgemeinen soll das Petroleumgewerbe in Galizien 40 % Reingewinn abwerfen, während derselbe in Amerika auf 20 % veranschlagt wird.

Heute gewinnt man das Petroleum in Boryslaw überwiegend durch Bohrschachte, die Bohrlöcher werden mit Röhren aus Eisenblech ausgefüttert. Das Pumpen, wie auch vorher das Bohren, geschieht fast durchweg mit Hand-



Arbeiter vor einer Wachsschmelze.

betrieb und sind zu jeder Pumpe oder zu einem Bohrapparat 5—6 Mann notwendig.

In einer Anlage mit Dampfbetrieb, die ich besichtigte, wurden 17 Pumpen durch eine kleine Maschine in Bewegung gesetzt. Das Petroleum wird in Bottiche gepumpt, in diesen sinkt das mit ausströmende Wasser auf den Boden und wird mittels eines Abflusses durch ein Blechrohr entfernt; das oben schwimmende rohe Petroleum in Fässer geschöpft und in die Destillation geführt, — meistens Hütten, kaum größer als das Laboratorium eines Apothekers. Das Destillat

kommt dann in die Raffinerie, wo es mit Schwefelsäure behandelt, und trotz der primitiven Einrichtungen der Raffinerieen, von dort als wasserhelles, sehr reines Petroleum in den Handel gebracht wird.

Wir besichtigten mehrere solche Pumpwerke, Destillationen und Raffinerieen; die Unternehmer waren alle Israeliten.

Mit höflichster Bereitwilligkeit zeigten sie uns alles, was Interesse für uns haben konnte; sie sprechen durchweg deutsch, wie überhaupt alle Juden in ganz Galizien. Auch schien mir, mehr deutsche als polnische Art in ihnen zu wohnen; das Deutsche klang mir um so wohlthuender, als ich in den letzten Tagen fast nur polnisch gehört hatte, da der Pole die deutsche Sprache haßt, wie eben alles, was germanisch ist.

Auch unter den Arbeitern sind sehr viele, vielleicht die Hälfte Juden. Wie ich ihnen so zusah an den schweren Schwungrädern, Bohr- und Pumpwerken, diesen meist in Lumpen gehüllten, wilden und schmutzigen Gesellen, mit Köpfen, als wären sie aus Munkazis „Christus vor Pilatus“ herausgeschnitten, wie sie mit einem gewissen Feuer die Räder schwangen, monotone Lieder zur schweren Arbeit singend, da dachte ich an die Leiden dieses merkwürdigen Volkes in Aegypten.

Inzwischen war es fast Abend geworden, mein Begleiter drängte zur Rückkehr, da der letzte Zug, den ich benutzen wollte, bald nach Drohobycz abgehen mußte.

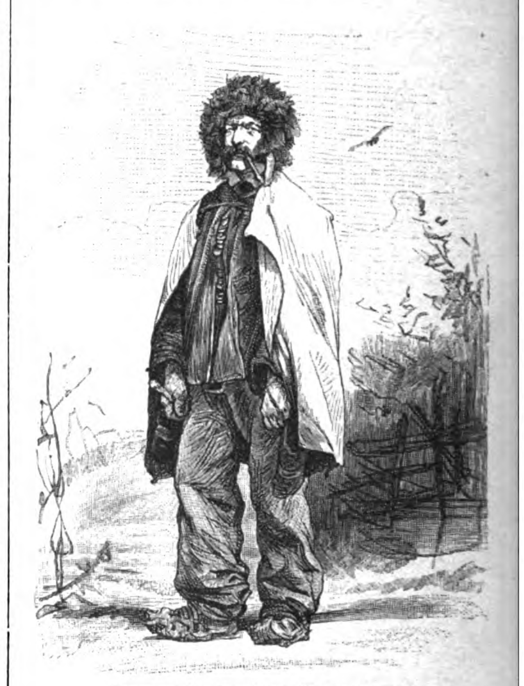
Auf einem weiten, eingeplankten Platze, der einer französischen Gesellschaft gehört, standen einige große Gebäude, und hohe Rauchfänge riefen mir zu, daß man die Petroleumgewinnung dort fabrikmäßig betreiben wollte; hoffentlich ist das der Beginn einer besseren Zukunft für dieses Revier.

Doch wir eilten schnell weiter, besichtigten noch eine der vielen Wachsschmelzen an der Hauptstraße und langten 10 Minuten später, recht ermüdet, in der Station an.

Dort wartete bereits eine große Anzahl Juden auf den Zug, es war Freitag, und sie wollten vor Sabbath Anfang noch nach Drohobycz, wo die wohlhabenderen Unternehmer fast alle wohnen.

Der Zug kam, ich verabschiedete mich wärmstens von dem Herrn Stationsvorstand, der mir ein guter Führer gewesen war, und mir noch viele statistische Daten mitgab, und fort ging es nach Drohobycz.

Nach 15 Minuten etwa hielt der Zug in der Haltstelle beim Fuhrwesendepot, ich stieg aus, weil die Stadt von dort aus leichter wie vom Bahnhof Drohobycz zu erreichen ist; der eine Wagen, der vor der Station stand, war so elend



Bauer aus der Gegend von Wolica (S. 218).

und schmutzig, daß ich es vorzog, einen Arbeiter zu requirieren, der mir dir Reisetasche in das Hotel trug; das einzige gute im Ort war besetzt und ich mußte ein anderes aufsuchen, das wohl sehr groß, dafür aber ungemütlich, kalt und unsauber war; doch ich fühlte mich glücklich, ausruhen zu können.

Abends machte ich noch einen Spaziergang durch die Stadt.

Drohobycz hatte vor 20 Jahren vielleicht 8000 Einwohner, heute zählt es 17,000, und diesen Aufschwung hat es dem Erdöl und Erdwachs zu danken.

Den größten Teil der Stadt bildet die gegen den Bahnhof sich endlos hinziehende dorfartige Vorstadt, ein Heer der ärmlichsten Hütten; der Kern von Drohobycz, ein verhältnismäßig kleiner Teil, hat massive, meist einstöckige Häuser,

einen weiten, regelmäßigen Platz, in der Mitte das Rathaus und einige interessante, sehr alte griechische und römische, steinerne Kirchen, dort sagt man russische und polnische Kirchen.

Durch die Fenster der Häuser sah man hellerleuchtete Zimmer, da hingen von der Decke alte, gläserne Kronleuchter mit den weißen Ceresinkerzen, die Tische waren gedeckt, der Sabbath wurde in feierlicher Ruhe im Kreise der Familie begangen.

Auch ich begab mich in mein Hotel zurück; nachdem ich das mir dort vorgesetzte reichliche Souper aus verschiedenen unbeschreiblichen Gründen — hauptsächlich wohl auf Anraten meiner Nase — abgelehnt, auch dem sauren Biere nicht die geringste Ehre angethan und schließlich versucht hatte, meinen knurrenden Magen durch eine Brotkruste mit Salz zu beschwichtigen, ging ich schlafen.

Am anderen Tage machte ich mich früh auf, um die mir empfohlene Fabrik der Firma „Gartenberg, Lauterbach, Goldhammer & Co.“ (S. 230) zu besichtigen; dieselbe liegt etwa 2 Kilometer von Drohobycz entfernt, an der Straße nach Boryslaw; Direktor Em. van Haecht, ein liebenswürdiger, lebhafter Belgier, der die Fabrik ganz selbständig verwaltet, empfing mich auf das Freundlichste und führte mich in allen Räumen umher.

Die Fabrik ist in Bezug auf die Verarbeitung von Erdwachs wohl die bedeutendste derartige Anstalt.

Das Raffinieren des Erdöls kommt erst in zweiter Linie, — es werden in dieser Fabrik täglich 400 Centner rohes Erdwachs und 90 Centner Erdöl verarbeitet.

Die Bauten sind zwar nicht großartig, aber solide und praktisch angelegt. Die gesamten, sehr vielseitigen Apparate werden mit Dampf betrieben; Herr van Haecht, in dem die Fabrik einen durchaus routinierten Fachmann besitzt, hat in chemischer und maschineller Hinsicht wertvolle Neuerungen eingeführt; er leistet besonders viel in der Verwertung der Abfälle, die, früher kaum beachtet, heute vollkommen ausgenützt werden.

Das Wesen des technischen Verfahrens besteht in der Hauptsache im Destillieren des Rohmaterials, im Pressen des Destillates mittels hydraulischer Pressen, Umschmelzen, und in der Behandlung mit Schwefelsäure. Erdwachs guter Qualität gibt ca. 70% weißes Ceresin. Bei der Erzeugung von Paraffin aus Erdwachs erhält man ca. 6% Benzin, 14% Naphta, 45% Paraffin, 15% Schmieröl und 20% Rückstände an Coaks 2c.

Da auch die Fabriksarbeiter etwa zur Hälfte Israeliten sind, war es verhältnismäßig still in der Fabrik, weil die Juden den Sabbath streng feiern; wir konnten daher auch nicht die Räume besichtigen, in denen die Sabbath-Kerzen, ein Hauptartikel der Fabrik, erzeugt werden.

Herr van Haecht, aus einem so hoch civilisierten Lande wie Belgien, unter ein vollständig unkultiviertes Volk, in ganz fremde Verhältnisse geworfen, schien sich trotzdem wohl in seinem Berufe zu fühlen, nur über die Unzuverlässigkeit und die physische Untüchtigkeit der Arbeiter klagte er sehr. Letztere rührt daher, daß die Leute, wie schon früher erwähnt, von Schnaps und Brot leben, Fleischnahrung fast nicht kennen. Herr van Haecht hat versucht, ihnen wenigstens ordentliche Wohnungen zu beschaffen, aber vergeblich war der Liebe Müh', die sauberen Arbeiterhäuschen gefielen ihnen nicht, sie hausen lieber in dunstigen, schmutzigen Räumen, deren ganze Ausstattung in Pritschen aus hartem Holz, auf denen Lumpen als Zudecken herumliegen, und aus einigen Blecheimern für alle anderen Zwecke bestehen; da wohnen Männlein und Weiblein mit Hund und Schwein friedlich beisammen. Wir kamen auch auf die Entstehung der Petroleum-Industrie zu sprechen, und Herr van Haecht war außer sich über die Amerikaner, welche auch da das Recht der „Ersten“ für sich in Anspruch nehmen. In seiner außerordentlichen Lebhaftigkeit rief er mir zu: ich werde Ihnen den Vater des Petroleums vorstellen, dem Manne ist das himmelschreiendste Unrecht geschehen, denn er ist es, der das erste Petroleum durch Destillation erzeugt, und es in den Handel gebracht hat; ihm hat die Welt diese große und wertvolle Industrie zu danken, durch welche viele steinreich geworden sind, während er selbst heute ein Bettler ist.

Nach wenigen Minuten schon kam er an, „der Vater des Petroleums“ (S. 229), im zerschlissenen, aber sauberen Sabbathgewand, das den Typus der galizischen Juden tragende Gesicht von Narben durchfurcht. Der Mann heißt Abraham Schreiner, steht vor der Schwelle des Greisenalters und was er durchgemacht hat, ist wohl interessant und der Erzählung wert.

Schreiner besaß vor mehr als 35 Jahren oben in Boryslaw ein Grundstück; dort kam in den Vertiefungen des Bodens oft eine fette, teerartige Masse zu tage, welcher von den Bauern der

Umgegend schon seit Menschengedenken eine besondere Heilkraft zugeschrieben, und die von ihnen zum Umlegen auf Wunden, Geschwüre u. s. w. für Menschen und Tiere, übrigens auch als Wagenschmiere benützt wurde.

Abraham Schreiner kam auf die Idee, daß die in jener weichen Erdmasse enthaltene Flüssigkeit vielleicht noch anderweitig verwendet werden könnte; — er formte eine Kugel aus jenem Schlamm, zog einen Docht durch dieselbe, der Docht saugte die Flüssigkeit ein und brannte, angezündet, mit roter Flamme, — jedenfalls die erste Petroleumlampe. Wie aber konnte man das Oel dem Boden entziehen? — Schreiner, nicht mehr und nicht weniger gebildet als alle Juden des damaligen Galizien, hatte wohl etwas von „Destillieren" gehört, und kannte diesen Vorgang wahrscheinlich aus der Kartoffel-Spiritus-Brennerei, also er wollte die Schlammmasse destillieren.

Er kaufte einen großen eisernen Topf und stellte aus demselben, so gut er konnte, einen Destillierapparat her.

Darauf wurde der Topf mit dem öligen Schlamm angefüllt, über ein Feuer gestellt und nun sollte das Destillieren losgehen, es ging auch los, d. h. der Topf sprang infolge einer Explosion in Scherben, und der arme Schreiner wurde hierbei am ganzen Körper fürchterlich verbrannt.

Aber, kaum geheilt, machte er sich, zähe wie sein Volk, aufs neue an weitere Versuche; er wußte sich einen wirklichen, wenn auch alten kleinen Destillierapparat, wie ihn die Apotheker in ihren Laboratorien haben, zu verschaffen, und erhielt auch von einem Pharmaceuten die nötigen Gebrauchsanweisungen. — Der diesmalige Versuch gelang besser, es resultierte aus demselben ein Destillat, welches sich als sehr penetrant riechendes, schmutzigfarbenes Oel darstellte, — das Petroleum war gefunden! Schreiner füllte das Oel in eine Flasche, und verkaufte es im Jahre 1853 an den Apotheker in Drohobycz; er ist demnach nicht nur der erste, der Petroleum erzeugt, sondern auch der erste, der es in den Handel eingeführt hat. Er produzierte nun mehr von dieser Flüssigkeit, verkaufte einige Flaschen an den Apotheker in Sambor, und einige Tage später an den Pharmaceuten und Chemiker Nikolasch in Lemberg, einen Centner um 15 fl.; Herr Nikolasch, der sich für diese Angelegenheit ungemein interessierte, stellte aus dem dunkelfarbigen, ungereinigten Destillate eine vollkommen farblose, klare Flüssigkeit her, ist demnach der erste Petroleumraffineur.



Huzulischer Bauer und Bäuerin aus den Karpathen.

In demselben Jahre soll die Kaiser-Ferdinand-Nordbahn-Gesellschaft in Wien, durch ihren damaligen Inspektor Herrn Prokosch auf das neue Beleuchtungsmaterial aufmerksam gemacht, dasselbe zur Beleuchtung der Signale eingeführt und in den Jahren 1853—1854 ca. 300 Centner zum Preise von 20 fl. pr. Centner aus Lemberg bezogen haben.

Damit war dem Petroleum als Beleuchtungsmaterial der Weg in die weite Welt geebnet.

Schreiner fing nun an, die Gewinnung des Petroleums in größerem Maße zu betreiben; es

wurden Löcher in den Boden gegraben, in denen sich das Oel und Wasser ansammelte, dann 1856 die ersten Schachte; er richtete eine Destillation und Raffinerie ein, und war auf dem Wege, ein wohlhabender Mann zu werden, als seine Anlage im Jahre 1866 abbrannte. Kaum waren die Bauten wieder aufgestellt, als eine Feuersbrunst sie abermals total einäscherte; damit hatte Schreiner alles verloren; er war nicht nur arm, sondern auch alt geworden, überall regte sich die Konkurrenz und es gelang ihm, trotz verschiedener Anstrengungen, nicht wieder, sich aufzurichten; heute ist er 70 Jahre und lebt von den Einkünften eines kleinen Schnapsladens.

Mit Thränen in den Augen zeigte mir der alte Mann die amtlichen Dokumente, durch welche bestätigt wird, daß er der erste war, der im Jahre 1853 Petroleum zur Beleuchtung erzeugte und verkaufte; es ist danach wohl völlig klar, daß die Petroleumindustrie in jenem Winkel Galiziens ihren Anfang nahm, da das erste amerikanische Petroleum im Jahre 1854 verkauft wurde, und die Amerikaner selbst den Geburtstag ihrer Petroleumindustrie auf den 27. August 1859 festsetzen. — Obgleich sich Schreiner also nicht nur um Galizien, sondern um die gesamte Menschheit verdient gemacht hat, ist er heute doch wenig mehr als ein Bettler; er erzählte mir, daß er sich um die Tabaktrafik in Boryslaw bemüht, auch eine Audienz beim Kaiser von Oesterreich erlangt habe, daß ihm jedoch sein bescheidener Wunsch nicht erfüllt wurde. Andere Männer in Galizien, die ein oder zwei Jahre später als Schreiner Petroleum erzeugten, dann allerdings durch dasselbe reich geworden sind, ernteten aus ihren Verdiensten um die Petroleumindustrie Galiziens Anerkennungen und Ehren.



Abraham Schreiner (S. 227).

Als ich den armen gebrochenen Greis so vor mir sah, nahm ich mir vor, seine Geschichte zu verbreiten, vielleicht hört doch jemand davon, der imstande ist, dahin zu wirken, daß das an diesem Manne begangene Unrecht wieder gut gemacht werde.

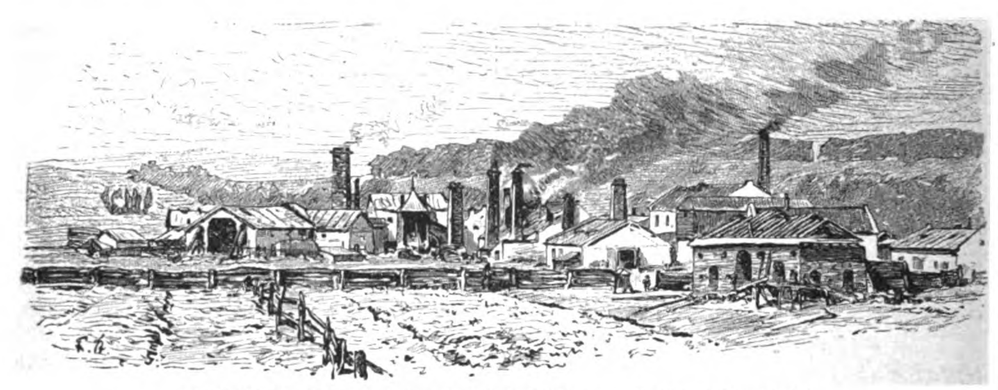
Inzwischen hatte Herr Direktor van Haecht seinen Wagen vorfahren lassen, um mich in mein Gasthaus zurückzuführen; vorher jedoch wollte er mir noch einige Notizen in seiner gleichfalls in Drohobycz gelegenen Wohnung übergeben. In 15 Minuten war der Ort erreicht, wir fuhren durch eine nur aus Holzhütten bestehende Vorstadt, bei ein paar originellen, gleichfalls ganz aus Holz erbauten, griechischen Kirchen (S. 217) vorüber; rechts lag ein hübsches, villenartiges Gebäude in einem sehr sorgfältig gepflegten Garten; wir hielten in demselben und mein Begleiter nötigte mich in seine Wohnung; eine Reihe reizend eingerichteter, mit allem Komfort versehene Zimmer, darinnen viele gefiederte Sänger in zierlichen Bauern, versteckt im Grünen und unter Blumen, empfingen uns. Dieses Stück westlicher Civilisation, mitten in dem unsäglich unsaubern und rohen Barbarentum ringsherum, mutete mich wunderbar an.

Meine Rücktour nach Wien ging über Premysl; die Bahn dahin führt wohl im Anfang durch eine ähnlich traurige, wie die früher beschriebene Gegend, bald aber wird der Boden besser, die Wiesen saftig und grün, man sieht künstliche Ent- und Bewässerungen, große Rapsfelder, weite regelmäßige Anpflanzungen von Korbweiden, gute, moderne Ackergeräte, stärkere Pferde und Ochsen. Das Terrain ist wellig; große Gutshöfe liegen auf den Hügeln, behäbige Landhäuser, hier und da ein Schloß, schauen aus alten Parkanlagen hervor, dann und wann sieht man ein Treibhaus versteckt im Grünen, so geht es bis Premysl.

Die Zeit bis zum Wiener Zuge benützte ich zu einem Spaziergange durch die an einer Berglehne am Flusse San recht anmutig gelegene Stadt; dieselbe hat hübsche, massive Häuser, saubere Straßen mit Trottoirs und viele große Kirchen, meist im Stile der Renaissance. Premysl

ist Festung oder vielmehr befestigtes Lager, das Militär spielt daher dort die Hauptrolle.

Ein Hügel, dicht an der Stadt, wird von einem alten Schloß gekrönt, Wege führen durch Gartenanlagen dort hinauf. Der Abend war herabgesunken, ein weicher, milder Abend! das breite Band des San glänzte weithin, bis es sich in der dämmernden Hügellandschaft verlor ...



Ceresinfabrik der Firma Gartenberg, Lauterbach, Goldhammer & Co. in Drohobycz (S. 227).

Die Himmelfahrt eines Sünders.

Von

August Silberstein.



„Das Häuschen des Pixl."

Hart am Berge, dessen Gipfel hoch genug ist, daß er sich in der Donau spiegelt, welche doch ein stattlich breites Ufergelände vor seinem Abhange und Felsen anrainen läßt, liegt die Hütte — nein, das Haus — nein, das Häuschen des Pixl.

Es stellt sich mit den Füßen schon auf einen grünen Schemel des Bergabhanges, um weiter hinauszusehen, auch jedenfalls trockenen Grund zu haben und das Vorgärtchen ausstrecken zu können, dessen nettem Gitter zunächst ja die in die breite Uferwiese eingeschnittene Landstraße vorüberzieht. Die stolz Fahrenden müssen so, wenn's beliebt, zu dem Häusler emporsehen, er aber kann auf sie hinabsehen, ganz gemütlich.

Ja gemütlich. Und darin steckt es eben, daß man das viereckige Ding im sommerlichen Grün, mit dem Spitzdach oben, nicht Hütte und nicht Haus nennen kann.

Für eine erstere ist zu viel blankweißes Gemäuer unten und seitwärts da, für letztes ist es denn doch zu wenig stattlich ausgedehnt, und im ganzen macht es mit seinem geschnitzten Allerlei einen so erquicklichen, behaglichen, sagen wir gemütlichen Eindruck, daß man's gern Häuschen nennen mag.

Das hat der Lixl, im Taufbuch gerecht Felix genannt, alles mit seiner Hand gemacht, teils allein, teils mit der unerläßlichen Beihilfe. Er hat noch mehr gemacht. Er hat das Stück schlechten Grund seitwärts an der Bergstufe, das er mit einer morschen Balkenhütte daneben ererbt, so weit verbessert, daß es ergiebig Korn oder Weizen trägt. Er hat durch Absprengen eines Felsenstückes und Wegräumen von Steinschutt sich ein sonnigfreies Feld dazu verschafft. Er hat mit denselben Steinen, höher hinauf, auf einem schroffen Hang, Steinmäuerchen stufenförmig gebaut, daß auf dieser Schanz und Wehre ein Weingarten seine grünen Fahnen wehen läßt. Er hat sich sogar noch in den Lehm der Bergwand eine Höhlung gegraben und nennt dieselbe stolz sein Preßhaus und seine Kellerei!

So treibt es der Lixl. So stolz hat sich der arme Taglöhnerssohn herausgearbeitet. Freilich ist er kein reicher Mann und nur ein armer Sünder, landesüblich: „armer Hascher"; aber sein Brot hat er stets im Kasten, kann's auch vom eigenen Mahlmehl selbst backen in dem freistehenden Dörr- und Backofen, und was das Allerfeinste ist, er kann seinen Wein, sein eigen Weinlein trinken!

Das will etwas sagen. Unter solchen Umständen nämlich. Der Wein schuf das Häuschen, schuf Sprengpulver und immer mehr Taglöhnerarbeit, schuf aber auch die allezeit muntere, man möchte, wenn's vielen nicht gar zu lustig klingen würde, sagen „alleweil fidele" Laune des Lixl.

Darüber ist er aber auch allmählich grau, sogar schneeweiß geworden und seine Silberhaare blitzen an Stellen wie ein neuer Gulden. Um einen solchen gäbe er sein einziges bleibendes Silber gerne her. Aber Not hat er keine; an Silber wohl, und wenn er Papier dafür umwechseln sollte, hat er's gerade gleich viel. Die allerlei Steuern und Auflagen und Abzahlungen räumen das Schiebladchen! Und der kleinste Kreuzer ist so rund, daß er unendlich rasch und weit laufen kann! Doch war ein solcher hinaus, so gab Lixl keine Ruhe, bis er einen nötigen wieder herein hatte. Nur eines konnte er nicht erreichen, und das wäre seine Seligkeit gewesen — ein Pferdchen und ein Wägelchen dazu!

Wenn er unten auf der Landstraße einen Bauer vorüberfahren sah, einspännig, zweispännig, pochte ihm das Herz! — Du hast, sagte er sich, Gemäuer, Wies', Feld und Weingarten geschaffen . . . aber ein Pferdl, ein Wagerl! . . . da stockte die Rede, da rückte er an dem grünen Weinkopf, so heißt die grünsamtene Mütze der Weinbauer und Weinhauer, da schmatzte seine Zunge förmlich, als kostete er, wenn auch nur im Geiste, einen überaus schmackhaften Bissen!

Er hatte die eine Kuh im Stalle. Er hatte es schon mit einem Oechslein und einem elenden Karren versucht; aber die Fütterungsspekulation gelang nicht, und bis auf die Räder war nichts von dem elenden Gezeuge wieder für Geld anzubringen. Und wie schmählich man mit dem unwerten Ochsen irgendwie und irgendwo weiter kann! Er hatte mit Scham, aber doch aus Notwendigkeit sogar die Kuh einmal vor den Karren und den Ackerwagen gespannt. Aber es ward ihm herzweich dabei und er führte förmlich reuevoll das gute Tier wieder an seinen Futterbarren zurück. Um so sehnsüchtiger, ja, wenn man will, neidvoller blickte er auf die Roßbauern. Wenn er einen Ackergaul die langen Furchen ziehen oder ihn darauf mit der Egge gehen sah, guckte er unablässig dahin, das regelmäßige Kopfnicken des Tieres schien ihm zu gelten, und ein Rößlein . . . ein Rößlein . . .!

Er zählte sich zuweilen von einer Hand in die andere die Gulden, welche er besaß und sah sie sinnend an. Aber endlich warf er sie doch auf die Tisch- oder Kastenplatte und sagte „Nix is'!" — Es war für ihn nicht möglich, auf den Markt zu gehen oder zu fahren, das Futter vorzusorgen und das kleine Wägelchen mit dem Hutschsitze und dem Spritzleder dazu zu erstehen. Eine Kirchenfahrt so! Sonntags zum Wirt nächst der Kirche sagen zu können: „Führ' mir mein Rößl in den Stall, schieb mir mein Zeugl in den Schupfen (Schuppen), gib fein acht!" . . . nein, nein, solche Seligkeit sollte nicht sein.

Weit hatte er es gebracht; so weit doch nicht. Wenn es einmal ein Kometenjahr gäbe und der Wein würde Kometenwein! Kein Tröpflein tränke er und jeder wäre ein außergewöhnlich Geld wert! Ja, dann hätten aber alle Leute weit und breit Kometenwein und dieser würde wieder zu billig! Sauern gibt's jahrelange nur zu sehr. An allerlei sann er. Wenn ein Schatz unterm Grund . . . kurz: „Dummes Zeug!" sagte er sich, „arbeit', arbeit', wie du's dein Lebtag gethan hast und vielleicht doch! . . . doch? . . . wie lange noch?"

Einmal in der Nacht weckte ihn seine Alte, sein Weib, auf und sagte: „Lixl, was hast denn? Schreist immer hot! hot!"

„Hab' ich geschrieen? Ja, mit meinem eigenen Rößl bin ich gefahren und ich hab' schier gemeint, es geht zu langsam in den Himmel!"

„Nein," sagte sie, „kommst noch geschwind genug hinauf."

„Aber ohne mein Rößl. Will ich sagen, ohne daß ich eher mein eigens Rößl gehabt hab'. Na, wenn nur du mir bleibst und wir alle zwei uns im Himmel finden werden. B'hüt dich Gott! ruhsame Nacht, schlaf wieder zu!" — So wendete er sich, und mit dem schönen Wahn war's zu Ende. Er schlief aber gut.

Seine Alte schlief auch so. Schier war es, als hätten, wie das Sprichwort sagt, die Tauben das Paar zusammengetragen, sie hätten's nicht besser und sanfter thun können. Nur rührungsvoller war die gute Lixlin. Was bei ihm in gemütvoller Hellfreudigkeit aufging, das senkte sich bei ihr tiefer ins Herz und in die Thränenwinkel, daß die Feuchtigkeit da heraus mußte. Dann konnte sie mit dem Schürzenzipf wischen und wischen, bis alles und meist zur Zufriedenheit des Lixl in Ordnung kam, der dies einen „schiechen Brauch" (häßliche Gewohnheit) nannte. Aber arbeitsam war sie wie eine Biene und summte, brummelte auch so zuweilen vor sich hin.

Eines Abends saß er so auf dem Eckbänkchen, welches am Gitter seines Vorgärtleins angebracht war, und sah hinaus in die Weite. In den Perlmutterglanzfarben des abendlich angeschimmerten Stromwassers dort hatte er ein Dampfschiff vorüberschwimmen gesehen, nach einer Weile darauf hatte er den Postillon blasen gehört, und der lustige Schwager kam im Staubwirbel der Landstraße unten nicht weit von Lixl mit dem Briefpostpakete vorüberkutschiert. Das Pferdlein! Eine helle Lust war's, wie es die braunglänzenden Weichen im Laufen wiegte! — Hm, hm! Lixl steckte den Finger in sein halb hinabgebranntes Pfeifchen und drückte den Tabakzunder fester, dampfte dabei aber auch fester, daß ihm die blauen dichten Wolken Pferd und Postillon schier ganz verhüllten. Hören mußte er aber letzteren doch noch einmal, ehe derselbe ganz in der Bergstraße verschwand.

Bald aber kam ein ander Zeug zum Vorwärtsbringen heran. Eine Krücke war's und ein Mensch hing daran. Als ob Lixl den alten Tomerl (Thomas) nicht sofort und beim ersten Blick erkannt hätte! Stehen bleiben und ein Weilchen wieder vorwärts bewegen. Derart war nur einer in der Gegend und das war der arme Tomerl.

Woher der Alte käme? Und was der noch auf der Landstraße heut abend zu thun hätte? Und woaus?

Lixl sah auf den mühseligen Alten mit dem langen herabhängenden weißen Haare dahin, das auch vom Abendschimmer angelichtet war, und gedachte der Zeit, als jener ein junger Mann und flinker hinkte, aber allmählich arbeitsunfähiger, gebrochener, habeloser, zum Bettler werden mußte, der von der Leute Mildherzigkeit abhing. Der Lixl war einst kaum, ja nur wenig reicher als er. Aber arbeiten konnte er, der Hausmann, welcher gesunde Glieder besaß; gehen konnte er noch über Berge und meileneit. — Gehen? Und er wünschte sich angesichts eines solchen Menschen ein Pferdlein?

Hätte er das gerade seiner Alten gesagt und ihr jenen dort auf der Landstraße gezeigt, gewiß ihre Schürze . . . Lixl zog wieder fest an der Pfeife und wirbelte neue dichte Rauchwolken.

Aber sie konnten so wenig den wandernden Hinkenden oder hinkenden Wanderer ganz verhüllen, so wenig wie derselbe verschwand. Er hob, hob und schob sich allmählich näher, bis er aufs bequeme Anrufen nahe war. Lixl wartete nicht etwa stolz auf seinen Gruß, sondern rief entgegen: „Grüß dich Gott! Schlaunt's (geht's munter)? Nein, scheint mir, du zappelst heut weniger schleuni' als sonst. Willst sitzen, Tomerl? Geh her, ich ruck, wir haben zwei Platz."

Der Alte schien nur zu seufzen und zu ächzen und sein Wort war nicht hörbar.

„Ah!" sagte Lixl weiter. „Ich weiß, du hast nit Zeit, gehst vielleicht noch weit zu einem Bauer und es sinkt die Sonn' ganz. Wo hast deine Einlag' (Einlagerung)?"

Der arme Einleger — das bedeutet einen Menschen, welcher für Tage und Wochen in die einzelnen Häuser der Dorfschaft eingelagert und dem so ringsum, das Jahr hindurch, das kümmerliche Leben gefristet werden muß — der arme Einleger, mit seinem Sack, seinem ganzen Hab und Gut an der Seite, nannte einen Namen.

„Das ist ja mächti' weitaus! Und da sollst noch heut hin? Mit dein' hölzernen Rößl? Geh her, setz dich, schnauf aus, Tomerl. Wirst einen Schluck als Zehrung mitnehmen!"

„Gelt's Gott!" keuchte ihm der arme blasse Mensch, heute blasser als sonst, entgegen und er dankte dem Lixl, welcher sich bereits erhoben

hatte, um ins Haus zu gehen, beteuerte, daß er keinen Tropfen zu trinken vermöge.

„Na, der Bauer wird dich nit in Versuchung führen. — Und auf zwei Wochen gehst hin! Is' nit zu viel für ihn. — Wenn du jetzt bei mir eingelägert wärst, hätt'st nimmer weit. Zwei Täg haben sie mir nur gegeben. Weißt, das is' mir zu wenig, das ärgert mich schier, daß sie mich so gering schatzen. Ich selm (selbst) werd' mehr verlangen. Und auf ein paar Täg für dich soll's mir nit ankommen, Tomerl. — Du siehst recht mühselig aus. Is' dir was? Und so heiß ist's nit, daß du dir jetzt den Schweiß wischen müßtest; komm, Tomerl, setz dich, geh herauf, komm, steig! Es will Abend werden, hat der Herr gesagt, nein, hat man ihm gesagt. Und weißt was: bleib bei uns, steht auch geschrieben. Tomerl, ich richt' jetzt deine Einlag aus; so mühselig kannst nimmer so weitaus!"

Der Alte, welcher siech war, wischte den bald heißen, bald kalten Schweiß, murmelte schwache Worte, welche Lixl um so weniger hörte, da er schon ins Haus schrie: „Alte!"



„Sie vernahm den Ruf bald und erschien in der Thüre."

Und sie vernahm den Ruf bald und erschien in der Thüre. Und der Lixl sagte ihr, daß sie einen Gast hätten, einen alten guten Kunden, den Tomerl, welcher nimmer weitaus könnte und nun um Gottes Barmherzigkeit willen gern ins Haus genommen werden muß. Und sie nahmen beide den Alten, die Lixlin verlangte ihm gleich den beschwerenden Sack ab, und führten ihn stützend ins Haus.

Die Sonne, hinter den Bergeskamm der Gegend geraten, sendete nunmehr die Enden ihrer Strahlen in die lichtumsäumten Wölklein und es begann zu düstern.

Drin in der Stube, in welcher man sonst auch begonnen hätte, Vorbereitungen zur völligen Ruhe zu treffen, um dem Morgen desto früher entgegengehen zu können, wurde, wie nicht alltäglich zur Sommerszeit, Licht gemacht. Der Tomerl ächzte so sehr und klagte, daß ihm „so letz" (siech) er „weiß nit wie". Und die Lixlin ging, nach Beratung mit ihrem Mann, um einen heißen Kamillenthee rasch am Herde zu kochen. „Hätt' dir lieber eine dicke Milchsuppe gegeben!" sagte Lixl. „Doch nein," rief er plötzlich, „Alte! eine Weinsuppe, einen heißen Wein! Und machst mehr, Alte, thut uns auch gut. Tomerl, wir trinken zusammen, so geht die Zeit besser weg, wirst wieder munter, und zum Reden kommen ja die Leut' zusamm'!"

Draußen in der anstoßenden Küche knisterten, prasselten bald die Reisigflammen, daß man sie genau in der Stube hörte, und einzelne Aeste oder Knorren knallten stark auf. „Hörst," sagte Lixl, um den mit gesenktem bleichen Haupte dasitzenden Bettler mitleidsvoll zu ermuntern, „heut' laßt du's hoch hergehn. Man schießt dir Willkomm' wie einem hohen Herrn!"

Die schweren Augenlider mit den dichten Haarbüscheln über den grauen Augen des armen Alten hoben sich zu einem innig dankbaren Blicke. Und er legte wie mit tiefer Rührung ein Weilchen die leise zitternde Hand auf Lixls Arm. Sie kamen ins Gespräch. Und der „Einleger" gedachte, daß es ihm bei dem protzigen Bauer nicht so gut gegangen wäre, daß er in einem Winkel im Stalle, oder unter dem frostigen Dachboden gelegen wäre. Bei allerlei Auseinandersetzungen und Mitteilungen über dieses und jenes Halbhaus, Viertel-Lehn oder Ganz-Lehn (Gut), wobei Lixl dem mit ihm im Dorfkreise zugleich Aufgewachsenen teilnahmsinnig in die Augen sah, kam die Lixlin mit dem dampfenden Topfe herein, dessen Inhalt würzig die Stube durchduftete, und es wurde auf dem Tische alles Nötige zurecht geordnet.

Das „Gesundausbringen" war als Brauch nötig, und ehe der Einleger sein „Vaterunser und Ave Maria" laut ausgebetet hatte, bei welchem alle die Hände gefaltet hielten, brachte ihm der Hausmann den „Gesund" wohlwollend sogar gegen den Brauch zuvor, und sie kosteten schmatzend — es senkte sich der Würzige balsamisch in das Innere hinab.

So fing der Sieche an wirklich ein wenig getrösteter und gekräftigter zu werden. Er spürte etwas, wie ein aufflackerndes Licht. Und da begann er den Lixl herzhaft zu loben, den Lixl-Vater, wie er ehrerbietig, brauchmäßig sagte. Er erweckte allmählich Erinnerungen aus längst versunkener Zeit, aus den Sonnenjahren, die über die schwarzbraunen Scheitel geschienen. Und wie die jetzt so schneeweiße Lixlin-Mutter noch auf den Tanzboden ging, frisch wie ein Wiesel! Und wie er, der Tomerl, niemand auf der Welt so gern tanzen gesehen habe, als die Schwester des Lixl, die fernaus geheiratet hat und längst schon unter der kühlen Erde ruht. Kein Weibsbild in der ganzen weiten Welt hat solche selig gute und frische Augen gehabt, wie sie. Und wär' der Tomerl kein solcher armer Krüppel gewesen, wer weiß, was geschehen! Manchesmal sehe er sie noch im Schlaf und Traum wie damals, man sollt' so was nach Menschengedenken kaum für möglich halten. Und nur ein bißchen ähnlich finde sich noch in Lixls Augen. Das freue ihn so, wenn er hineinsehe. Aber der Lixl habe die Augen auch immer klug offen gehalten und sein' Sach' wohl besehen, immer gewahrt, bis heute. Wie stattlich Häuslein und die langgestreckten Furchen seien! Die Obstbäume! Ja der Keller zum ganz neuen Weingarten. O!

Und des Lixl bemächtigte sich Rührung im Frohsinn. Ja, alles habe er „dermachen" können; aber seine einzige Freud' und Seligkeit werd' er denn doch nicht zu erlangen so glücklich sein. Ein Rößlein und ein Wagen, das wäre das höchste Ziel seines Lebens und Strebens aus der mühseligen Armut heraus gewesen; und da stockt's, da hat die Straße einen Graben, und da kann das Rädchen nit weiter laufen! — Trüb schüttelte er den alten Kopf und legte die geballte Hand auf den Tisch, wie einen Augenblick mürrisch über das hartnäckige Schicksal.

„Aber lustig bist denn doch immer gewesen!" warf ihm sogar tröstend seine Alte ein. Und er nannte sich selbst, lachend, zahnzischelnd „einen alten Sünder!" Er kraute sich den weißen Kopf dabei.

Unter solchen Gesprächen war es spät und Schlafenszeit geworden. Tomerl stöhnte auf und wies zeitweilig mit der zitternden Hand nach seiner Brust, nach seinem Herzen, als wäre es heute da doch nicht ganz in Ordnung. Die Alten wollten ihm ein recht gutes weiches Bett bereiten.

„Da hinter dem Ofen auf der Bank schlafst wie in Abrahams Schoß," sagte Lixl, während das Weib alles Nötige bestens auf das breite Brett, welches über die Mauerstufe zwischen Ofen und Wand gelegt war, zusammentrug und klopfte und richtete, daß des Armen Auge wahrhaft wohlgefällig auf das ihm selten so prächtig zu teil werdende Lager blickte.

Dann reichte ihm der Hausherr noch die Hand, ging an die Thürpfoste, die zur Schlaf-



„Während das Weib . . . klopfte und richtete . . ."

kammer führte, tauchte zwei Finger in das Weihwasserkesselchen, machte ein Kreuz segnend gegen den Gast hin, dann über sich selbst und während er in die Thüre verschwinden wollte, streckten sich noch Kopf und Hand der Hausfrau mit gleichem frommen Thun hervor. „B'hüt dich Gott! recht ruhsame Nacht!" gegenseitig. Dann war's bald mäuschenstille.

In der stockfinstern Kammer, deren kleines Fensterchen durch allerlei Grün stets weniges Licht einließ, hörte um Mitternachtszeit der Hausmann ein seltsames Geräusch. Sollte der alte Kater heute unversehens eingeschlichen sein? Schnaubt das Weib und träumt heute so schwer? Der Alte setzte sich, fast munter durch die Unablässigkeit, im Bette auf, guckte fest aus und horchte. — In der Kammer war's nicht. — Ferner! — Richtig, draußen lag ja der alte Bettelmann und ihm war nicht wohl des Abends. Stöhnt dieser? — Lixl erhob sich und näherte sich der Thüre. Er legt das Ohr an. Himmelherrgott, da war's nit richtig! Er schlüpfte in Kleid und Schuh, öffnete die Thüre leise und ging hinaus. Seine Alte mit dem karg gewordenen Schlafe hörte ihn bereits. Und Lixl ging sachte an den Ofen, woher das Stöhnen drang und sagte sanft: „Tomerl! Tomerl! bist du's und hast du ein Weh?"

Nachdem er aufgehorcht, hörte er endlich mit

halberstickter Stimme aus gepreßter Brust: „Ja, Lixl-Vater, mir ist so weh, ich glaub', ich seh' den Tag nimmer. Es ist meine letzte Nacht!"

Lixl sprach ihm Trost zu, und nannte ihn verzagt und wehleidig. Es schien gar nichts von derlei in den Abendstunden zuvor. Doch der alte Tomerl sagte, er kenne sich besser und in all seinem Leid habe er nie so gefühlt. Lixl streckte die Hand nach ihm und suchte die des Kranken damit, um zu prüfen. Als er sie berührte, war sie feucht und kalt, so sehr, daß der Berührende erschrak. In diesem Augenblick kam die Lixlin in Rock und Tuch gehüllt bereits mit einem Lämpchen heran und machte die Stube und den Ofenwinkel hell.

Da richtete sich der Tomerl auf, mit einem erschreckend starren Gesichte und mit merkwürdigen Augen. „Bet' mit mir!" sagte er dringend und eigenartig zu Lixl.

„Du willst doch nit sterben!" schrie dieser auf.

„Ich werde!"

„Heiliger Gott! Heilige Dreifaltigkeit!" rief es aus dem Munde der Alten.

Der Hausmann zog das breite Brett, welches auf dem Untermäuerchen des Ofenwinkels lag, hervor, samt dem darauf gebetteten Mann, daß das Licht stärker auf ihn fiel und ihm zu helfen möglicher sei.

„Willst du was? Kann man dir a Hilf geben?"

„Nein, geben kannst du mir nichts. Aber..." stöhnte der Ermattende ... „ich will dir ... was geben. Siehst, Gott hat es gewollt, daß du mich so barmherzig in meiner letzten Stunde aufgenommen hast, und ich hab schier nit gewußt, wohin mit meinem letzten bißl Sacherl. Jetzt weiß ich's ... es muß sein ... jetzt kriegst du's! Du bist mein bester, mein bester und liebsteinziger Freund in der Stund' des Absterbens. Da ... da ..." Er griff nach der Brust und nahm ein altes Ledersäcklein von dort. „Da hast meinen Schatz, meinen ganzen Schatz, den ich im Leben sauer und bitter zusammengespart ... meine ganze Freud, einhundertundsechsundsiebzig Gulden. Dafür lasse mich ordentlich begraben mit Pfarrer und Kaplan und drei heiligen Seelenmessen. Und das andere, Lixl, mit dem andern thust mir ein' Gefallen. Kaufst... kaufst dir ein Rößl und ein Wagerl ... daß d' deine Freud im Leben hast ...!"

„Tomerl! denk' an deine Freundschaft und nit an mich!"

„Hat mich im Leben verlassen; kann ich's ruhig im Sterben!" hauchte der Bleiche.

„Wirst doch wen Lieben haben?"

„Niem'd! Niem'd! — Gib mir den Trost und nimm und sag ja!"

„Tomerl, leb', werde gesund!" riefen ihn beide Alte an. Er aber neigte zuweilen bereits machtlos sein Haupt, schloß die Augen und riß sie wieder starr auf.

Lixl kniete neben ihn hin und dachte, indem das Herz bange pochte: „Bis ich den Geistlichen eine Stunde weit hole, kann er verlöschen." Die Alte ging rasch an den Thürpfosten, wo eine geweihete Kerze hing, entzündete diese und reichte sie dem knieenden Lixl, welcher sie dem Sterbenden mit der Linken in die kalten Finger hielt, während er ihm die Rechte unters Haupt stützend schob. Das Weib kniete neben hin. Und so erhoben sie vereint und unter Schluchzen, einsam in der stillen Nacht, das Sterbegebet: „Vater unser, der du bist im Himmel!" Dumpf hallte es in der Stube. Der Sterbende betete zeitweilig vernehmlich mit. Noch einmal sagte er „Halt's, wie ich gesagt," und dann wieder: „Vergib uns unsere Schuld," und endlich hauchte es: „Ewigkeit... Amen! Amen!" — zu Ende war's, die starre Leiche sank — die Alte wischte den Todesschweiß, dann ihre eigenen Thränen, und Lixl saß stumm und geknickt neben der Leiche auf der Ofenbank.

So dämmerte zu ihnen der Morgen herein, so brachen die ersten Strahlen durch das geöffnete Fenster, da man die Seele ausfliegen lassen mußte, und dann ging Lixl zur Pfarre, da man daselbst das Zügenglöckchen läuten lassen mußte und die richtigen Mitteilungen zu machen waren.

Alles ging in Ordnung, keine Thräne wurde dem Bettler nachgeweint, und der Bauer, welcher die Fristung des Einlegers ersparte, lachte sogar über diesen unverhofften Gewinn. Und das Widerwärtige hätte sogar bei ihm passieren können!

Die letzte Schaufel Erde war in Gegenwart sehr weniger auf das Grab geworfen, das letzte Gebet verhallt. Nur Lixl und sein Weib gingen zum Leichentrunk ins Wirtshaus und redeten dem Verstorbenen das Beste für seine ewige Ruhe nach.

Dann war alles zu Ende. Nur eines nicht. Die Testamentsvollstreckung des Verstorbenen: Rößl und Wagen als Erbschaft. Alle Gebühren hatte Lixl redlich in der Gemeinde bezahlt. Die drei erst kommenden Seelenmessen lagen schon

bar in des Pfarrers Hand. Lixl rechnete den Rest des Bleibenden aus. Rößl und Wagen. Wird's gehen? Es muß gehen. Sonst hat der Selige ja keine Ruhe in der Erde und ich muß schon. Er könnt's beim jüngsten Gericht von mir fordern. Und wie stehe ich da? Ohne! Und ich möcht's ja selbst gar zu gern. Es ist ja ein Glücksfall, hätt's in meinem Leben nicht erreicht. Geh es wie da will, es muß gehen — Hotto! Pferd und Wagen. — Er schnalzte mit Daumen und Mittelfinger, wie eine Art Wachtelschlag, rückte eben an seinem grünen Weinkopf und rechnete alles aus, Markttag da und dort, und so fort.

Auf dem Viehmarkte erschien Lixl wirklich als Käufer und keines Milchtieres, wie man vermutete, nein, zu mannigfachem Kopfschütteln und Ueberraschtsein, als Rößlbauer. Mancher lachte sogar über den Einfall des Lixl, der wieder einmal spaßig sei. Und er erstand einen Schimmel, einen kleinen feisten Schimmel, aber mit einem merkwürdigen Einbug auf dem Rücken, als hätte er von Geburt die „vier Haimonskinder" getragen und hätten diese ihm den Rücken wie eine Wiege eingedrückt, oder zur Ersparnis jeden Sattels. Aber das Schimmerl sollte ja laufen und ziehen und nicht reiten lassen. Deshalb war der billige Handel in nicht zu langer Zeit abgeschlossen und der „Leitkauf" im Wirtshaus getrunken. Aber Wägelchen fand Lixl heute kein gerechtes und preisentsprechendes. Bei den hohen Preisen kraute er den grauen Kopf. So fuhr er denn mit einem Bauer auf dessen Wagen heim, hinter welchem eine erkaufte braune Kuh mit dem Schimmel einträchtig trabte. Der Bauer „verriet" dem Lixl ein entsprechend Wägelchen in einem Nachbarhofe, und so ging's langsam, vertrauensvoll, beim Lixel schon innerlich halbselig, heim.

Wo sich die Straße für ihn und den Bauer trennte, sprang Lixl ab, band den Halfter-Strick seines Schimmels los, und mit ordentlichem Abschied und heller Freudigkeit ging's den Weg zu seinem Häuschen. Der Schimmel klappte mit seinen breiten Hufen hinter Lixl. Welcher Ton! Am Stricke hielt er ihn fest. Ihm gehörte er. Er konnte den Strick wenden und lenken, wohin er mochte! Zum erstenmal im Leben ein Rößlein ganz zum Belieben! Und das erste Belieben, sicherlich in Uebereinstimmung mit dem Schimmerl, war der Stall. Dieser war wohl vorbereitet daheim. Und die Lixlin guckte aus dem Fenster bereits so weit aus, als sie nur vermochte, um ihren Alten kommen zu sehen. — Es leuchtete das Weiß weithin. Es war doch keine Kuh; er hatte sich doch nicht etwa anders besonnen ... oder täuschte sie sich? ... Sie nahm die Brille ... sie schlug in die Hände, leibhaftig ein Schimmerl ... und er wieherte sogar! Die Freude! Aber der Wagen? Nun, der werde sich auch finden. Lixl konnte sich nicht enthalten zu juchzen, als er in die Nähe seines Hauses kam, als wäre er noch jung; und die Alte eilte entgegen zur Thüre, zum Vorgärtchengitter und dort stand sie und begrüßte den Schimmel mit Weinen, mit Thränen in den Augen ... wie einen geahnten und endlich wiedergefundenen oder er-



„Sie begrüßte den Schimmel mit Weinen."

kannten Freund ... und wischte mit der Schürze herum.

Was soll's genauen Weitererzählens wegen der Wässerung und der ersten Fütterung? Kurz, Lixl fühlte die ersten Zermalmungen und Schlücke des Heues, als müßten sie behaglich bei ihm selbst hinab. Und sie alle schliefen insgesamt behagensvoll zum erstenmal unter einem Dache — „mit dem Schimmel, mit dem eigenen Rößlein!"

Der Wagen ward auch bald erstanden. Lixl sprang, wie nochmals jung, auf das leichte Gefähre und hutschte, wiegte den ganzen Korb prüfend auf seinen Federn, guckte in jede Nabe, jede Schraube; es war wieder ein Glücksfall, daß er so ein prächtiges „Einspännerl" erlangte, und es ward ihm nach dem „Handeleins" zugeführt.

Wusch, glättete, schwärzte, glänzte, wichste, ölte, schmierte, wie nur möglich, während es in seinem Hause unterm Ueberdächelchen vor dem Stalle stand, kaufte, richtete, putzte und schmückte

auch noch alles Riemzeug, Halfter und Scheuleder für das Schimmelchen, Messingstücke dazu, ja eine feiste rote Bandrose, eigens vom Riemer neu gefertigt, sollte es haben!



Und das traf sich, wie gemessen und berechnet, daß an dem großen Sonntage, dem Kirchtage des Namenspatrons der stolzesten Pfarre ringsum, der Lixl zum erstenmal ausfahren sollte, mit seinem ganzen Gezeuge.

In den Himmel? Nein, auf den Kirchplatz und zu einem Wirte. Und absteigen und sagen: „Führ mir mein Rößl in den Stall, schieb mir mein Zeugl in den Schupfen . . . gib fein acht!" — Solche Seligkeit! Sie werden alle kommen und den Schimmel als neue Dorfbekanntschaft kennen lernen. Sie werden das Wägelchen prüfen und erkennen, daß früher jener weit Reichere darin gefahren . . . jetzt der Lixl . . . sein Name wird viel genannt werden . . . und der Tag, der sonnige Tag . . . eine wahre Himmelfahrt!

Allmählich kam derlei. Die Alte saß bei der Kirchfahrt im Wagen stolz angethan in ihrem Besten. Es war überaus fein. Und der Lixl sagte sich still: so ist kein Schimmel noch in der ganzen Welt gegangen. Dieses weiche Wiegen! Und wundernette Kopfwerfen, Wiehern, Schnuppern . . . ja es nieste der Schimmel sogar einmal. Das war herrlich!

In der Kirche hörten Lixl und Lixlin fromm mit ganz besonderer innerer Auferbauung zu, ja als der Pfarrer in der Predigt die christliche Barmherzigkeit pries und die Worte: was ihr der Aermsten einem gethan, „zufällig" erwähnte, sahen sie sich verständnisinnig an. Nach dem Gottesdienst ging's nicht heim, das heißt, fuhren die stolzseligen Leutchen nicht heim, sondern es sollte heute beim Wirte geschmaust und dann noch, gleich den größten Roßbauern, beim Tanze ehrbar geblieben und dann erst selig heimkutschiert werden.

Das wurde befolgt. Und zum respektierlichen Zutrinken kam's. Und so lustig wie heute, war Lixl nur am Tage, als er die Braut sein nannte vor aller Welt! Im hellsten Lichte nachmittags ließ er anspannen, weingerötet, feurigen Auges.

Der Schimmel erschien mit einem Strauß am Kopfe, welchen ihm die Kellnerin verehrt hatte. Er benahm sich zum Küssen. Dieser Stolz, diese Munterkeit, dieses Herumschauen als er vor dem Wägelchen stand! Der Wirt reichte dem Eigentümer noch den Abschiedstrunk hinauf, die Kellnerin einen Strauß der Lixlin wie dem Schimmel, an der Thüre standen fröhlich Zutrinkende, drinnen jauchzte gerade die Trompete des Tanz-Musikanten auf — und



„Der Wirt reichte dem Eigentümer den Abschiedstrunk hinauf."

Lixl selbst, auf dem weichen Wiegesitze neben seiner Alten, ließ einen Juhschrei hell und kräftig los!

Schimmelchen sprang und lief . . . der Herr und Gebieter schnalzte ihm.

„Das ist meine Himmelfahrt!" sagte nach einer Weile, im Grünen draußen auf der staubigen Landstraße, Lixl mit tiefgerötetem Gesichte.

Sie hing mit dem Kopf etwas stark nach seitwärts über den Sitz hinaus und weinte vor innerer Seligkeit, wischte sich mit einem großen Taschentuch die Augen.

„Red' nit immer so sündig!" sagte sie endlich. „Und mir scheint, Mann, der Schimmel geht nit grad, du lenkst ihn bald hin und bald her?"

„Was dir nit einfallt; du wackelst! So gut bist du noch nit gefahren, seitdem sie uns aus der Hochzeit geführt haben. Damals warst du noch jünger. Weib, heut bist du so rot, wie damals, so schön! Deine Augen! Hätt's nit glaubt, daß du noch so frisch sein kannst." — Er preßte sich an sie, drückte mit der Schulter seitwärts.

Sie lehnte sich auch gegen ihn . . . und ein Schmatz . . . sie lösten sich! Lange nit geschehn. Dann hielt sie den Strauß verschämt vors Gesicht. Bald aber hing sie wieder über und wischte sich die Augen.

Und hop! und hot! ein Schnalzen. Schimmerl schien auch getrunken zu haben! fort ging's über Stock und Stein, in seltsamem Zickzack und nicht ohne Staunen oder Kopfschütteln Gegenfahrender. Einmal schlenkerten die Hinterräder in den Straßengraben hinein, waren aber rasch wieder draußen. Dann hopste der Schimmel, den der immer tippende Strauß oben genierte, und Lixl knallte prachtvoll mit der Peitsche dazu. Die ganze Landstraße vor ihm war sein! Und er guckte auch gegen die Himmelssonne oben, welche all das Herrliche beschien! Er legte sich vollends in die Zügel, als hätte er ein Viergespann zu beherrschen; und um all die Herrlichkeit besser zu übersehen, erhob er sich in seinem Wägelchen und „juh! juh! juh!" dreimal jauchzte er aus vollster Brust in die Lüfte. — Dann sank er schwer in seinen Sitz zurück.

Seine Alte weinte jetzt nicht, nein, sie kicherte, sie legte die Wange, nächst welcher sie den Strauß immer fest empor hielt, selig auf Lixls Schulter, ihr Kichern wurde immer leiser, leiser, und als Lixl sich bemühte nach ihrem guten alten Gesichte zu schielen, bemerkte er, ein Auge habe sie auf, das andere zu — noch ein Blick — dann sank das zweite Auge auch — die guten alten schlafenden Züge wirkten wie magnetisch — Lixl senkte ebenfalls das Haupt gegen sie — in den Strauß — ein Auge auf, das andere zu . . . nimmer . . . leiser und leiseres Atemholen . . . Schlaf . . . Ruhe!

Und der Schimmel zog mittlerweile schon gelassen die Pfade. Es genierte ihn endlich gar nicht, daß der Zügel zu seinen Füßen im Staube hinten schlenkerte, und so passierte er alle Streckchen und Marksteine, und nach der wohldurchmessenen Weite blieb er endlich stehen, ruhete er, stampfte er den Boden gerade an der richtigsten Stelle, nämlich vor Lixls Haus, denn er war da wiederholt ein- und ausgeführt worden.

Sie mochten so eine Weile verharrt haben. Da flog ein irrender Schmetterling an den Strauß und das Gesicht der Lixlin. Mit einiger Stetigkeit. Sie erwachte. Sie erkannte Ort, Zeit, alles.

„Mann! Lixl! Zu End'! Heimgefahren!"

Er rührte sich nicht. Wiederholtes Schütteln. „Um Gotteswillen!" Sie wollte ihn vom Wagen heben. Er war zu schwer. Ein Nachbar fuhr mit seinem Sohn des Weges. Sie hielten an. Sie halfen den Lixl in seine Stube tragen. Gelabt, gerüttelt, angerufen, hob endlich der vom Schlage Gerührte die Augen auf und seufzte.

Dann sagte er: „Laßt mir den Geistlichen kommen. Hab' rechtschaffen gelebt. Selig gelebt und selig gestorben, ist dem Teufel die Wirtschaft verdorben."

„Red' nit so sündig!" meinte sein Weib in der düstern Stube.

„Ich sterb' selig. Es war meine Himmelfahrt. Roß und Wagen in meinem Leben, ich hab's erreicht, ich bin selig. Gib's an mein' Schwestersohn. Gott verzeiht mir armen Sünder. Und, Alte, wir sehen uns oben!"

Mitten in der Nacht raffte er sich wieder auf und sagte: „Beim Leichenschmaus sollen sie von meinem Eigenen trinken!"

Im frühen Morgenlichte atmete und murmelte der geistlich Getröstete noch, und als sein armes Weib ihr Ohr lauschend gegen ihn hielt, konnte sie allmählich vernehmen: „Daß er . . . gerad vor dem Haus . . . still gehalten . . . kann ich ihm nit vergessen. Hätt' ich ihn nur noch einmal gesehen . . .!"

Sie ging hinaus, band den Schimmel vom Stalle los und führte ihn ans Stubenfensterchen, das ihre Hand leicht aufstieß. Der Schimmel steckte neugierig den Kopf dahin und schnupperte hinein.

Als sie, nach allem, zurückgekehrt war und über den Veratmenden sich neigte, erhielt sie einen unnennbaren Blick!

Dann war Lixl nicht mehr.

Blumenstrauß und Kreuzlein aber hielt seine Hand. Seine Seele fuhr gegen den Himmel. Dort ward ihm wohl aufgethan.



Unser Hausgarten.

Von O. Hüttig.

Blühende Stauden im Winter.

Unter Stauden oder Perennen verstehen wir Gärtner schönblühende, mehrjährige, im Freien ausdauernde Gewächse, deren Stengel nach der Samenreife absterben und im Frühjahr von neuem treiben und blühen. Sie breiten sich von Jahr zu Jahr mehr aus, müssen deshalb zuweilen in frischen Boden verpflanzt und dabei zerteilt werden; es geschieht das am besten im Früh-Herbst; wird es bis zum Frühjahr verschoben, dann geht gewöhnlich -- fast bei allen — die Blüte des Jahres verloren. Die meisten Arten verlangen über Winter, nachdem der Boden gefroren, eine leichte Laub- und Reisigdecke als Schutz gegen den Temperaturwechsel.

Viele dieser Stauden lassen sich im Winter leicht zur Blüte bringen, zu einer Zeit also, wo wir außer den sog. holländischen Blumenzwiebeln (Hyacinthen, Tulpen u. a.) und der chinesischen Primel nur wenige Ausländer in unseren Gewächshäusern blühend sehen. Diese Art der Treiberei ist sehr leicht, nur hüte man sich vor dem Fehler zu hoher Wärmegrade, die hier nicht fördern, sondern geradezu verderben, und ist die Behandlung der Pflanzen in zwei Worte zusammengefaßt: Licht und Feuchtigkeit!

Zum Antreiben wählt man, wie s. Z. Herr B. Stein, damals Inspektor des botanischen Gartens in Innsbruck, jetzt in Breslau, uns über das Treiben der Alpenpflanzen mitteilte — und das gilt auch für die Pflanzengruppe, welche wir hier im Auge haben — im Oktober gesunde, ordentlich bewurzelte Exemplare aus; bei vielen Arten sind um diese Zeit die Knospen schon so vorgebildet, daß man mit Sicherheit sagen kann, welche Triebe blühen werden. Die Pflanzen kommen dann in möglichst kleine Töpfe mit reichlicher Topfscherbeneinlage und werden bis zum Eintritt des Frostes an sonnigen Plätzen im Freien, bezw. in einfachen Kästen gelassen und gegen übermäßige Nässe sorgfältig geschützt. Man gibt ihnen eine Mischung von gewöhnlicher Garten-, Lehm- und wenig Heide- oder Lauberde. — Mit Eintritt starker Fröste kommen die Töpfe in ein Kalthaus möglichst dicht an das Fenster oder besser noch in ein kaltes Mistbeet, das später durch Umschläge von Pferdemist wenig erwärmt werden kann. Für den Betrieb im großen würde sich ein heizbarer Kasten empfehlen. Der Liebhaber ohne gärtnerische Einrichtungen stellt seine Stauden in ein nach Süden gelegenes Doppelfenster. In dieser geringen Wärme entwickeln sich die Pflanzen überraschend schnell und Anfang Januar — bei vielen Arten schon früher — sieht man zahlreiche Knospen, und dann kann man zur Beschleunigung der Blüte auch höhere Temperatur anwenden, jedoch nicht mehr als 12° R. Sobald aber die ersten Knospen aufgebrochen sind, dann sollte man die Pflanzen wieder kühler stellen, um der Blüte eine längere Dauer zu sichern.

Fig. 1. Saxifraga Aizoon.

Fig. 2. Bellis perennis Highlander.

Von den Alpenpflanzen, von denen die meisten sich mehr als andere Stauden zum Frühtreiben eignen, ist der Steinbrech Saxifraga Burseriana L. eine der besten und schönsten; ohne besondere künstliche Wärme kann eine starke Pflanze schon im Februar auf ihrem Polster bis 70 rein weiße, jede 1—2 cm große Blüten entwickeln, deren Masse die graugrünen, starren Blattrosetten völlig verdeckt. Aehnlich sind Saxifraga Aizoon (Fig. 1) mit weißen Blumen und blaugrünen, rosettenartig zusammengestellten Blättern, und Saxifraga Hosti, von welch ersterer unsere Abbildung eine ungefähre Vorstellung gibt. Es empfiehlt sich, diese und andere

Alpenpflanzen in dem einen Herbst zu teilen, sie in kräftigem Boden während eines Jahres zu kultivieren und sie im nächsten Herbst ungeteilt, also auch ohne die Wurzeln zu beschädigen, in Töpfe zu setzen, um sie sofort zum Antreiben bereit zu haben.

Aehnliches gilt vom **Tausendschönchen** oder Maßliebchen, Marien- oder Gänseblümchen mit gefüllter Blüte (Bellis perennis fl. pl.), von dem man rote und weiße Blumen, auch buntgezeichnete Blätter hat; besonders zu empfehlen sind die neueren großblumigen Sorten, z. B. Highlandes (Fig. 2) mit großen rosafarbigen Blumen, auch Queen Victoria, sehr großblumig und reinweiß, Prince of Wales maxima, Goliath u. a. Besonders interessant ist Prolifera, deren Blume am Grunde einen aus kleinen Blütenköpfchen gebildeten Kranz hat. — Auch der **stengellose Enzian** (Gentiana acaulis) ist eine herrliche Alpine, die sich vor anderen Arten desselben Geschlechts durch die Größe ihrer strahlend dunkelblauen Blumen auszeichnet. Sie bildet im Freien eine Art von Rasen und jede der höchstens 6 cm hohen Blütenstengel trägt eine einzige Blume. Pneumonanthe, eine andere Art, die sich aber weniger leicht treiben läßt als die vorige, hat einfache, aufrechte Stengel, welche in einer traubengroßen, röhrig-glockenförmigen Blume endigen. Auch Cruciata, Kreuz-Enzian, hat blaue, außen graublaue Blumen, die in den Winkeln der oberen Blätter stehen und Büschel bilden; im Freien blüht sie im Juni und Juli. Die Enzianpflanzen gedeihen am besten in torfiger, etwas kalkhaltiger Haideerde, und können sie im Freien zur Ausschmückung von Steingruppen und Felsen verwendet werden, doch sollten sie hier im Halbschatten stehen oder wenigstens gegen die Mittagssonne geschützt sein.

Fig. 3. Chionodoxa Luciliae.



Fig. 4. Griffinia Blumenavia.

Auch der **Frauen-, Venus- oder Marienschuh** (Cypripedium Calceolus u. a.) muß hier erwähnt werden. Der Name ist abgeleitet von Kypris (Venus) und pedion (Fußbekleidung), wegen der an einen Schuh erinnernden Form der Blume. Die hier genannte Art ist in Deutschland einheimisch und findet sich an frischen, von Gehölz bedeckten Stellen, von wo man sie möglichst tief ausheben und in den Topf setzen kann, in dem man ihr Wald- oder Lauberde mit gutem Wasserabzug gibt. Will man sie im Topf behalten, dann muß man ihr zur Ruhezeit, die in der Regel im Juli und August eintritt, das Wasser entziehen, und erst wenn sie von neuem beginnt zu treiben, sie wieder reichlicher gießen. Sie läßt sich leicht durch Stockteilung vermehren. — Diesem unserem einheimischen Frauenschuh ähnlich aber noch schöner ist der „Ausgezeichnete" (C. insigne) mit blaßgrün gelblicher, inwendig gefleckter Lippe; er blüht gewöhnlich vom November bis Januar, also auch ohne künstliche Wärme; man verpflanzt und zerteilt ihn nach vollendetem Wachstum im April.



Fig. 8. Eucharis amazonica.

Sehr schön und besonders zur Topfkultur geeignet sind auch der „niedrige" Frauenschuh (C. humile) mit großer rosenroter und der „sehenswerte" oder „ansehnliche" Frauenschuh (C. spectabile) mit hellpurpurroter Lippe und weißen Hüllblättern. Letzterer, in Nordamerika einheimisch, entwickelt sich doch nur im freien Lande zu seiner vollen Schönheit, da er sich mit seinen Wurzeln weit ausbreitet; auf 25—35 cm hohem Stengel stehen gewöhnlich ein bis zwei Blumen. Allen diesen und anderen ausländischen Frauenschuharten gibt man bei der Kultur im freien Lande über Winter eine leichte Laubdecke und setzt sie zum Zweck des Treibens im Herbst in passende Töpfe. — Aehnliches gilt von einem neuen Zwiebelgewächs, der Chionodoxa Luciliae (Fig. 3), die, größer und früher blühend als die sibirische Meerzwiebel (Scilla sibirica), eine leuchtend azurblaue Blume mit weißem Stern außerordentlich willig entwickelt.

Fig. 5. Primula veris acaulis flore pleno.



Fig. 6. Chrysanthemumartige Anemone.

Zwei weitere schöne Zwiebelgewächse, in Erfurt vorrätig, sind die Griffinia Blumenavia (Fig. 4) und Tecophilaea Cyanocrocus, erstere eine Amaryllidee mit kleiner Zwiebel, schmalen, bis 20 cm langen Blättern und weißen, rosa angehauchten Blumen, die reichlich und gern im März bis April erscheinen; man kultiviert sie im warmen Zimmer oder im Warmhause und gibt ihr während der nur kurzen Ruhezeit wenig Wasser. Die Tecophilaea ist eine Iridee und eines der lieblichsten Zwiebelgewächse, dessen wohlriechende, azurblauen, an Gratiana erinnern-

den Blumen vom September bis November erscheinen. — Zu den Alpenpflanzen, die sich im Winter leicht in Blüte bringen lassen, möchten wir heute noch einige andere nennen: vor allem den hellroten, aber „am Schnee wachsenden" Phlox (Phlox nivalis), eine rasenbildende Pflanze, die, wenn sie im Herbst in einen Topf gepflanzt und hell, aber kühl gestellt wurde, sich im Februar ganz mit schneeweißen oder rosafarbigen Blumen mit dunkelkarminrotem Auge bedeckt; ähnliches gilt vom Frühlings-Phlox (rosenrot) und dem weichfilzigen (pilosa) mit lilafarbigen Blumen. Hübsche kleine Pflanzen erhält man, wenn man im Mai Stecklinge macht: Sie blühen im nächsten Winter auch in niedlichen Töpfchen. — Von den zahlreichen Sorten Primeln, Schlüsselblumen und Aurikeln gehören sicher Cortusis Gefällige (Cortusoides amoena) und die stengellose mit gefüllten Blüten (Veris acaulis fl. pl.) zu den schönsten. Amoena hat auf einem 12—15 cm hohen Blütenstengel nur wenige, aber bis 5 cm breite, tellerförmige Blumen von karmin-purpurroter Farbe. Veris acaulis fl. pl. (Fig. 5) hat lilafarbige, purpurrote oder weiße Blüten von durchaus regelmäßiger Form, die leicht im Februar, gewöhnlich im Sommer zum zweiten Male erscheinen; sie halten sich aber nicht lange im Topfe frisch, müssen also nach der Blüte wieder ins freie Land gepflanzt werden. — Schön, aber jetzt noch ziemlich selten ist Primula nivalis turkestanica mit purpurroter Blüte. — Alle bisher genannten Pflanzen sind bei Haage & Schmidt in Erfurt vorrätig und ist dort von den meisten auch Samen vorhanden.

Wir können diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne noch auf einige besonders schöne Anemonen aufmerksam zu machen, die bei geeigneter Behandlung ebenfalls leicht im Winter zur Blüte gebracht werden können. Es sind dies Anemone chrysanthemiflora (Fig. 6), die Chrysanthemumblütige mit gefüllten Blumen in den Abarten oder Sorten Gloire de Nantes, glänzend violett, La Brillante, glänzend karmesin, Rosina, rosa schattiert, Ponceau, feuerrot u. a. m., und die leuchtende (Fulgens, Fig. 7) mit scharlachroten Blüten. Die trockenen Wurzelknollen (Klauen), welche gewöhnlich von holländischen Zwiebelzüchtern und Händlern, aber auch von der Firma Ferdinand Jühlke Nachfolger in Erfurt abgegeben werden, setzt man im Herbst in Töpfe, treibt sie im Januar bei + 2 bis 5° R. an und hält sie, sobald



Fig. 7. Anemone fulgens.

die Knospen sichtbar werden, etwas wärmer. Wenige Wochen nach der Blütezeit welkt das Kraut ab und läßt man die Pflanzen bis zur nächsten Wachstumszeit trocken stehen.

Schließlich sei noch auf eine Amaryllidee (Eucharis amazonica), die Wohlanmutige vom Amazonenstrom (Fig. 8) aufmerksam gemacht; sie hat einen vielblumigen Schaft mit großen, wohlriechenden, weißen Blumen, die in natürlicher Weise in der ersten Hälfte des Winters blühen. Man kultiviert sie im Warmhaus oder im warmen Zimmer, setzt sie im Frühjahr, um kräftige Pflanzen zu erziehen, in ein dazu bereitetes Mistbeet, dem man im Sommer die Fenster nimmt, und im Herbst wieder in Töpfe. Candida und Grandiflora sind der oben abgebildeten Art sehr ähnlich. Pflanzen sind bei Jühlke Nachfolger in Erfurt vorrätig. —

Als Nachtrag zu unserem Artikel über den Weinstock im Oktoberheft fügen wir noch den Hinweis auf die Art und Weise bei, wie in London die Weintrauben auf den Markt gebracht werden — vielleicht nehmen unsere deutschen Verkäuferinnen sich ein Beispiel daran. Gard. Chron. erzählt nämlich in der Nummer vom 14. Juli d. J., daß man dort einen zierlichen Henkelkorb (Fig. 9) zur Hälfte mit reinem Moos und dies mit weichem weißem Papier bekleidet; darauf legt man die am Rande des Korbes festgebundenen Trauben. Das Ganze bedeckt man mit steifem, braunem Papier.

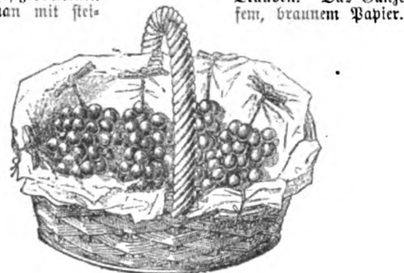


Fig. 9. Weintraubenkorb aus London.

Altdeutsche Schreibebücher.

Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts erschien in Zürich bei Christian Froschauer ein ganz in Holzschnitt ausgeführtes Schönschreibebuch von Urban Wyß: „Modus docendi pueros tum latine tum germanise scribere" als älteste Anweisung zu deutscher Kalligraphie. Die berühmtesten deutschen Schönschreiber hatten ihren Sitz in Nürnberg, wo sie eine eigene Gilde bildeten und häufig wegen der schönen Frakturschrift für fürstliche Kanzleien verwendet wurden. Auf Grund der sorgfältigen Studien, welche Albrecht Dürer über die Porportionen der Buchstaben angestellt hatte, veröffentlichte der Nürnberger Mathematiker Hans Neudörffer (1497—1562) seine in Holz geschnittenen Schönschreibevorschriften in „Eyn gute Ordnung zierlich Schreiben" im Jahre 1538 mit dem Motto: „Nulla dies sine linea". Die Kunst des Schönschreibens erhielt sich traditionell in der Neudörfferschen Familie und wir finden noch Ende des siebzehnten Jahrhunderts den Urenkel von Hans Neudörffer, der denselben Vornamen seines Ahnen führte als berühmten und gesuchten „Modist" (Schönschreiber) in seiner Vaterstadt Nürnberg.

Naturanstalten in der Häuslichkeit.

Von Dr. Karl Ruß.

2. Großflosser oder Makropoden-Zucht.

Keine andere der hier in Betracht kommenden Einrichtungen gewährt Anregung, Vergnügen und Belehrung zugleich in so hohem Maße, wie die, in welcher wir irgend eine Tierfamilie zur höchsten Entwickelung ihrer Lebensthätigkeit, d. h. also zur Fortpflanzung gelangen sehen.

In diesem Sinne hat man — gleichviel, sei es unbewußt oder mit voller Erwägung — schon längst der Tierzüchtung, insbesondere der Vogelzucht rege Aufmerksamkeit zugewandt; man sieht Heckkäfige u. a. Niststätten bis hinauf zu mehr oder minder großartigen Vogelstuben in außerordentlicher Zahl und Mannigfaltigkeit innerhalb der Häuslichkeit. Wenn ich nun auch selbstverständlich auf alle diese in allen Einzelheiten genugsam eingehen werde, so greife ich doch zuvörderst mit besonderer Freudigkeit eine solche kleine Naturanstalt heraus, welche vor allem den Vorzug hat, daß sie etwas Neues, d. h. den meisten Liebhabern erst wenig oder noch gar nicht Bekanntes bietet.

Ein Kasten von 30 cm Länge, 20 cm Höhe, 20 cm Tiefe, einfach aus Metall und Glas hergestellt (bei mir nicht einmal so schmuckvoll, wie die Abbildung „Aquarium zur Makropodenzucht" ihn zeigt) ist 15 cm hoch mit Wasser gefüllt, bei 3 bis 5 cm Sandschicht am Boden und recht dicht mit allerlei, teils schwimmenden, teils wurzelnden Wasserpflanzen, welche ich weiterhin bei der Beschreibung der verschiedenen Aquarien näher be-

sprechen werde, angefüllt. Dies Makropodarium, wie wir es im Scherz nennen, ist die Heimstätte eines Pärchens Fische, welches ich nun zunächst naturgeschichtlich schildern muß.

Zur neunzehnten Familie der Fische, Labyrinthfische genannt, in der zweiten Gattung: Großflosser (Polyacanthus, Cuvier) finden wir einen Fisch, welcher sich als Zier- und Schmucktier im vollen Sinne des Worts ergibt.

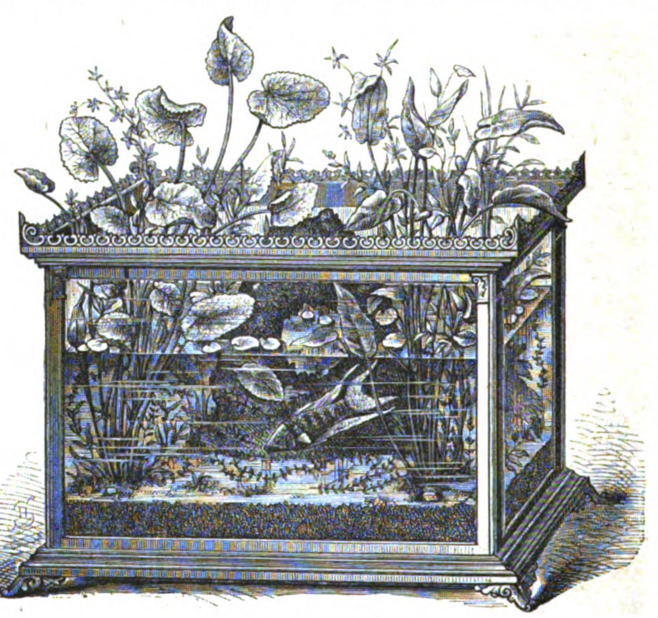
Der Makropode oder Großflosser (Macropus venustus, Cuvier) ist bräunlich oder grünlichbraun mit helleren Querstreifen; in der Laichzeit färbt er sich lebhaft glänzend, die Querbänder werden goldgrün und rötlichgelb, die Kiemendeckel erscheinen dann hinten gelb gerandet, der Bauch wird hell-, fast orangegelb. Als besondere Merkmale ergeben sich die sehr großen Rücken- und Afterflossen, welche ebenso wie die Schwanzflosse fächerförmig erscheinen, mit langen fadenförmigen Spitzen geziert. Das Weibchen hat auch in der Laichzeit weniger lebhafte Farben und etwas kleinere Flossen. Völlig ausgewachsen erreicht der Großflosser eine Länge bis zu 10 cm; er wird also nur reichlich fingerlang, die bei weitem meisten aber bleiben viel kleiner. Als Heimat ist China bekannt, aber auch dort ist er nicht freilebend, sondern nur als gezüchtetes Haustier, als Schmuckfisch zu finden.

Mancherlei Vorzüge sind es, die den Großflosser auszeichnen. Seine schöne Gestalt (welche unsere Abbildung leider nicht ausreichend zur Schau bringt), sodann die prächtigen Farben, die alljährliche Verfärbung zum Hochzeitskleide, ferner die anmutigen Bewegungen, Klugheit, Zähmbarkeit, vor allem aber die Eigentümlichkeit, daß er zu den, in jeder Häuslichkeit züchtbaren Tieren gehört, lassen ihn einer weit verbreiteten Liebhaberei wert erscheinen und haben ihm überall die Thüren und die Herzen der Liebhaber geöffnet. Es ist noch nicht lange her, da durfte der Großflosser bei uns als besondere Seltenheit betrachtet werden, denn sein Preis stand sehr hoch; vor wenigen Jahren bezahlte man das Pärchen noch mit 30 Mark. Bald aber begann man ihn zunächst in Paris und dann auch bei uns in Deutschland immer zahlreicher zu züchten und so ist er in dem kurzen Zeitraum seit den noch nicht vollen fünfzehn Jahren — seiner ersten Einführung — infolge ergiebiger Zucht bis auf 5 Mark für das Pärchen herabgegangen und also in erfreulichster Weise verallgemeinert worden.

Bis jetzt herrschten in betreff seiner noch mancherlei Irrtümer. So behaupten die Naturgeschichten, daß diese Art eines größeren Raums, wie die Goldfische bedürfe, daß sie außerordentlich unverträglich gegeneinander und andere Fische sei; auch die vorhandenen Angaben über den Vorgang der Vermehrung sind nicht überall stichhaltig. Auf Grund reicher Erfahrung kann ich nun aber Berichtigungen geben und namentlich zuverlässige Anleitungen für die Verpflegung und Züchtung.

Bei den Händlern sieht man nicht selten große und kleine Makropoden in beträchtlicher Anzahl und auch mit anderen Fischen beisammen in einem Behälter, ohne daß daraus irgend welches Unheil entspringt. Für gewöhnlich, insbesondere in der kältern Jahreszeit und wenn sie ausreichend gefüttert werden, zeigen sich die Makropoden in der That friedlich, wie dies ja auch bei anderen Raubfischen der Fall ist; sobald aber die Heckzeit herannaht, also etwa mit dem Beginn unserer Frühlingsmonate, muß man nicht allein die anderen Fische entfernen, sondern auch jedes Pärchen getrennt für sich halten, zunächst schon weil fremde Fische in ihrem Wohnraum die Brut gefährden würden, ferner weil sie besonders kleinere Fische arg verfolgen und ihnen namentlich die Augen ausfressen, sodann weil die Makropoden-Männchen, manchmal auch die Weibchen, einander erbittert befehden. Was sodann den Raum anbetrifft, so gibt meine vorhin erwähnte Einrichtung ja den Beweis dafür, daß der Großflosser eines solchen nur in verhältnismäßig geringem Umfange bedarf; ja, ich bin davon überzeugt, daß mein Züchtungs-Aquarium noch um ein Drittel, vielleicht gar um die Hälfte kleiner sein dürfte und doch einen gleichen Erfolg gewähren würde.

Bevor ich in der Mitteilung meiner besonderen Erfahrungen weiter gehe, will ich die Schilderung des Fortpflanzungs-Vorgangs hier anfügen, wie sie zuerst Karl Vogt, dann Matte, Dürigen u. a. gegeben haben, indem ich sie nach meinen Beobachtungen noch wesentlich ergänzen kann. Mit dem Beginn der wärmeren Jahreszeit je nach der Witterung schon zu Anfang Juni, meistens aber erst mit dem Juli fängt die Nistzeit der Großflosser an. Das Weibchen verhält sich ruhig nach wie vor, nur bemerkt man bei genauem Blick ein allmähliches Anschwellen des Unterkörpers. Jetzt wird das Männchen so erregt, daß es beim Herantreten des Beschauers sofort herbeischießt, nicht selten wütend gegen die Glasscheibe stößt und beim Herausnehmen von Futterresten u. a. kampfesmutig auf alles losgeht, was ins Wasser dringt; jeder andere Fisch wird nun befehdet, kleineren fressen sie meistens sogleich ein Auge aus, Fröschen, Salamandern u. a. beißen sie Fußzehen und Schwanzspitzen ab u. s. w. In einer Ecke, doch so, daß die vollen Sonnenstrahlen dahin treffen, wird jetzt der Nistplatz gewählt und aus der Nähe desselben das Weibchen stets vertrieben. Jeder der beiden Fische hat seinen besonderen Standort, zu welchem der andere nicht herankommen darf. An der bezeichneten Stelle zwischen Wasserlinsen u. a., selten ganz frei, beginnt, fast immer zuerst im Juli, nur ausnahmsweise schon zu Mitte Juni das Männchen die Niststätte herzurichten. Für diesen Zweck schöpft es an der Oberfläche des Wassers Luft und stößt diese dann in kleinen, von zähen Speichelhäutchen umgebenen Blasen unter dem Wasser aus, sodaß dieselben emporsteigen und auf dem Wasser eine zusammenhängende, ziemlich feste Schicht bilden, welche immerzu erneuert und vergrößert wird, bis sie einen Klumpen von etwa Wallnußgröße und nicht selten darüber ausmacht (5 bis 6 cm, ja bis 10 cm, und 1 bis 2 cm über die Wasserhöhe). Unterhalb dieses Blasennests oder neben demselben steht das Männchen und bewacht es mit förmlich funkelnden Augen. Hin und wieder schießt es ruckweise hervor an die Oberfläche, läßt die geschnappte Luft dann durch's Maul oder die Kiemen in kleinen Perlen entweichen, spielt mit den Flossen, richtet die Bauchflossen steil auf, das Weibchen eilt gleichfalls herbei, und so tändeln sie anmutig miteinander. Dann fährt das Männchen plötzlich auf das Weibchen zu, beide öffnen das Maul und packen je eins die Lippe des andern mit den Kiefern. So schwimmen sie unter lebhaften Schwenkungen mit den Schwänzen 10 bis 40 Sekunden hindurch fest verbunden im Becken umher. Dies Spiel wird mit solcher Heftigkeit betrieben, daß ihnen beiden nicht selten die Oberhautfetzen um das Maul hängen; es ist gewissermaßen ein Küssen mit besonderer Innigkeit. Darauf folgt die Begattung, bez. Befruchtung des Laichs, welche etwa eine Minute dauert und mehrere Stunden lang in Zwischenräumen von je zehn Minuten ungefähr wiederholt wird. Während dessen beginnt das Weibchen bereits Eier von sich zu geben, welche schwimmen und in das Schaumnest aufsteigen oder vom



Aquarium zur Makropodenzucht.

[illegible] gesammelt und hineingespieen werden. Sobald das Nest in dieser Weise belegt ist, bewacht das Männchen die Brut mit verdoppeltem Eifer und läßt auch nicht das Weibchen heran, da dasselbe sowohl die Eier als auch die Jungen begierig auffrißt, wenn es dieselben erlangen kann. Die Entwickelung der Brut geht ungemein rasch von statten, und zwar dem Wärmegrade des Wassers entsprechend schlüpfen die winzig kleinen, kaulquappenähnlichen, meistens nur etwa 1 mm großen Larven nach 48 bis 72 Stunden, selten später aus, und in 3 bis 6 Tagen ist an dem winzigen Fische schon die absonderliche Gestalt des Großflossers deutlich zu erkennen. Zunächst verhindert das Männchen, daß die Kleinen das Nest verlassen, es schnappt vielmehr jeden, der entweichen will, sofort auf und bringt ihn wieder in das Nest zurück.

Nun aber ist es nach meiner Erfahrung Zeit, daß der Züchter eingreife, denn sobald die Jungen in kaum 14 Tagen umherzuschwimmen beginnen, werden sie nicht allein vom alten Männchen in eifriger Weise fortgeschnappt, sondern bald beginnt auch das Männchen sie zu fressen; sei es, daß ihm die Bewachung der kleinen Ausreißer zu mühsam wird oder daß es beim zu [illegible] Schnappen auf den Geschmack kommt — genug, läßt man beide gewähren, so ist in kürzester Frist die ganze Brut vernichtet. Freilich laicht das Weibchen nun etwa alle 4 Wochen (nach anderen Beobachtungen sogar alle 14 Tage) und zwar bis zum Anfang der kältern Jahreszeit, also gegen den September hin, und ein einziges Paar soll in einem Jahre wohl 3000 Junge zur Welt bringen können, trotzdem aber zog ich von einem Paar in der ganzen Laichzeit nur 8 Junge groß — und schon dies gilt in der Meinung mancher Züchter als erfreulicher Erfolg; durchschnittlich erhält man auch nur etwa 10 Junge von jedem Pärchen.

Die Fütterung der alten Makropoden geschieht bei den Händlern gewöhnlich vorzugsweise mit klein geschnittenen Regenwürmern, allein dies aus Frankreich uns überkommene Verfahren ist eine [illegible] Tierquälerei und nach meiner Ueberzeugung auch durchaus unzweckmäßig. Ich füttere für gewöhnlich ganz [illegible] und allerlei andere winzige Wassertiere, besonders [illegible], kleine [illegible] u. a. Aus dem nahen Tempelhofer Sumpf wird wöchentlich einmal eine Kanne voll Wasser nebst Kraut geschöpft, dann das erste nach und nach in Porzellanteller gegossen und daraus werden vermittelst eines Theelöffels die Tierchen gefangen und zunächst in einen anderen Teller, welcher in der Sonne erwärmtes Leitungswasser enthält, geworfen, damit von dem Sumpfwasser nichts unmittelbar in den Makropodenbehälter gelange. Während des Winters, sowie auch späterhin in der kalten Jahreszeit füttere ich die Makropoden wechselweise mit [illegible] (nicht in Stückchen gehacktem) magerem Rindfleisch, frischen oder getrockneten Ameisenpuppen, in Wasser vorher [illegible] Eintagsfliegen (Weißwurm) und dem neuerdings von [illegible] in Emden in den Handel gebrachten Garneelenschrot, welches letztere als besonders zuträglich sich ergibt.

Gleichviel Fluß-, Brunnen- oder Leitungswasser ist für die Makropoden nach meiner Erfahrung zuträglich, wenn man nur die Vorsicht beachtet, ihr Heim so vorzubereiten, daß sie niemals in frisches Wasser gelangen. Mit dem Beginn des Frühjahrs richte ich eine beträchtliche Anzahl von Aquarien ein, bedecke den Boden mit gut ausgewaschenem Sand (am besten vom Meeresstrande), fülle sie darauf mit Wasser und wandere nun mit meinen Kindern nach dem Sumpf, um Wasserpflanzen zu holen. Nachdem die letzteren gut mit reinem Wasser abgewaschen, werden einige Stauden, besonders Kalmus, Tausendblatt, Dreiblatt u. a. am besten in jeder Ecke einer eingepflanzt und namentlich viel Schwimmende, wie Wasserpest, Wasserlinsen, Froschlöffel u. a. hineingethan. In der Mitte bringe ich gewöhnlich einen Tropfsteinfelsen an, einerseits zum Schmuck, andererseits damit die Fische gelegentlich Schutz finden, das Weibchen vor den mutwilligen Stößen des Männchens, das letztere vor den zu heißen Sonnenstrahlen. So ausgerüstet stelle ich diese kleinen Aquarien nun in die vollsten Strahlen der Mittagssonne und hier verbleiben sie den ganzen Sommer hindurch, ohne daß das Wasser jemals gewechselt wird; nur muß zugegossen werden, wenn bis über eine bestimmte Linie hinab der Inhalt verdunstet ist und zwar stets mit Wasser, welches vorher mindestens einige Stunden [illegible] in der Sonne gestanden hat.

Bei dieser Einrichtung ist es auch gar nicht nötig, den Unrat zu entfernen, da derselbe von den Pflanzen als Nahrung, als Dünger verbraucht wird; nur die gröbsten Futterreste, insbesondere übrig gebliebene Klümpchen von geschabtem Fleisch, Ameisenpuppen, Weißwurm u. a. muß man vermittelst eines unten trichterförmig erweiterten Hebers fortnehmen. Auch kann man als treffliche Aquarium-Reiniger einige Schnecken hineinbringen.

In Anbetracht dessen, daß der Großflosser aus einem heißen Erdstrich herstammt und daß wir in ihm ja auch kein freilebendes Tier mehr, sondern ein Kulturgeschöpf, welches nur in der Gefangenschaft bestehen und sich vermehren kann, vor uns haben, sollte man ihn niemals einem zu niedrigen Wärmegrade aussetzen. Stubenwärme, keinenfalls unter 10 Grad, ist für ihn durchaus notwendig. Je heißer im Sommer die Sonnenstrahlen auf die dem Fenster zugekehrte, bald mit grünen Algen reichlich bewachsene Wand seines Aquarium prallen, um so wohler fühlt sich augenscheinlich das Pärchen.

Wenn die jungen Fischchen anfangen immer zahlreicher aus dem Nest hervorzuschlüpfen, am besten schon nach 6 bis 7, spätestens nach 11 Tagen, müssen sie von den Alten getrennt werden. Matte hatte vorgeschlagen, daß man die Jungen vermittelst einer Untertasse, mit der man im Behälter hinfährt, sodaß durch die entstehende Strömung die Fischchen von selbst hineingelangen, herausfange und in ein anderes Gefäß bringe; ich halte jedoch dies Verfahren für unzweckmäßig, denn einerseits wird durch die Untertasse große Störung verursacht und andererseits bekommt man dadurch die Fischchen gewiß nicht sämtlich heraus und die übrig gebliebenen werden nun sicherlich erst recht gefressen. Ich nehme zu dem angegebenen Zeitpunkt viel einfacher und sicherer die beiden Alten fort und setze sie in eins der wie vorhin beschrieben vorbereiteten Aquarien, von denen das eine genau dem andern gleicht. Die Verzögerung, welche dadurch in der nächsten Hecke hervorgebracht wird, ist nur unbedeutend, während die Jungen der vorherigen gut und sicher gedeihen. Ebenso schlage ich einen ganz anderen Weg der Fütterung der Jungen ein. Dringend gewarnt sei vor dem Rat, daß man Heu mit Wasser übergieße, es einige Tage an der Sonne stehen lasse und dann die Flüssigkeit mit den massenhaft entwickelten Infusorien in's Aquarium schütte. Man hat dabei nicht bedacht, daß der Heuaufguß den Fischchen denn doch nur zu leicht verderblich werden kann. Auch die Fütterung der jungen Makropoden mit kleinen Tieren aus dem Sumpf ist gefährlich, denn man weiß ja, daß dort massenhaft gar schlimme Feinde der Fische hausen und zwar gerade an mikroskopischen pflanzlichen und tierischen Schmarotzern, Gregarinen u. a., ferner auch an Lauskrebsen, Saugwürmern, Egelarten u. a. Wie will man da, wenn man doch notwendigerweise das Sumpfwasser mit den Futtertieren hineinthun muß, das Mitkommen der schädlichen vermeiden? Als zuträgliche Fütterung empfehle ich zunächst mageres Fleisch, sehr fein geschabt und mit Wasser angerieben in ganz geringer Gabe, dann den ausgedrückten Inhalt von frischen Ameisenpuppen, sowie auch von einem Mehlwurm, späterhin in Wasser angeweichter Weißwurm und desgleichen Garneelenschrot. Uebrigens entwickelt sich in jedem, nach meiner Vorschrift behandelten, reichlich mit Pflanzen bestandenem und den Sonnenstrahlen ausgesetztem Aquarium von selbst so viel mikroskopisches Leben, daß die jungen Makropoden ausreichende Nahrung finden und nur weniger Zugaben bedürfen.

Wer seine Makropoden in der von mir vorgeschlagenen Weise verpflegt und züchtet, kann in der That viel Freude an dieser Fischart haben, aber auch bedeutsamen Vorteil, denn sie darf als wertvolles Luxustier gelten und selbst bei dem jetzt schon sehr herabgegangenen Preise kann man in Anbetracht der ungemein großen Fruchtbarkeit doch noch von einem Pärchen, dessen Verpflegung eigentlich gar nichts kostet, einen recht namhaften Ertrag erzielen. Bei freundlicher Behandlung werden diese Fische bald zahm und zutraulich, kommen herbei, sobald der Pfleger naht, nehmen ihm das Futter aus der Hand, stoßen aber auch in der Laichzeit erbost nach dem das Wasser berührenden Finger oder nach dem Theelöffel, vermittels dessen man Futterreste herausnimmt; mit einem Taschenmesser, wie es wohl geschieht, sollte man daher niemals etwas im Aquarium vornehmen, weil das Männchen sich leicht an der Schneide beschädigen kann. Wenn man mit Krebstieren u. a. aus dem Sumpf füttert, soll man darauf achten, daß jedes einzelne gefressen wird; ein entweichendes, am Leben bleibendes kann viel Unheil an den jungen Makropoden anrichten, denn sonderbarerweise wird es, wie bei mir die Erfahrung gelehrt hat, nachher meistens nicht mehr gefressen. So fand ich in einem Makropodarium im Herbst nach vollendeter Brut nicht bloß eine etwa fingerlange Schmerle, sondern auch noch eine Schnecke und zwei stattliche Flohkrebschen; in diesem Behälter waren aber auch nur wenige junge Großflosser erwachsen. Vor jeder Brut soll man daher die Heckkasten sorgfältig nach allen derartigen unheimlichen oder doch überflüssigen Gästen sorgsam absuchen. Der Großflosser erscheint offenbar als einer der kräftigsten und ausdauerndsten aller Fische und selbst wenn das Wasser einmal schon recht schlecht geworden sein sollte, erhält er sich noch vortrefflich, denn er gehört ja zu den Schlammfischen; nur den Wechsel von zu frischem Wasser, hohe und rasche Temperaturschwankungen und große Kälte kann er nicht ertragen. Wo man die Gelegenheit dazu findet, ist er auch mit großem Vorteil in Gartenteichen, besonders wenn dieselben mit dichtem Pflanzengewirr bestanden sind, zu züchten, doch müssen dieselben dann so eingerichtet sein, daß sie im Herbst abgelassen werden können und die ganze Zucht über Winter in große Fässer gebracht wird.

Zum Bezug dieser Luxusfische nenne ich die Züchtereien und Handlungen von Paul Matte in Groß-Lichterfelde bei Berlin, H. Daimer, Berlin, Ritterstraße 53, Gebrüder Sasse, Berlin, Charlottenstr. 22, und Wilhelm Geyer in Regensburg.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Rebus.



Arithmetische Aufgabe.

Von welcher dreizifferigen Zahl ist die Quersumme gleich dem Quadrat der mittleren Ziffer, und die Ziffer links dreimal so groß als die Ziffer rechts?

Sonett-Charade.

(Zweisilbig.)

Die Erste fliegt dem einen in den Schoß,
Der andre muß sein Lebtag sich drum plagen:
Um sie viel jagen, wagen und verzagen,
Und vor der Welt macht sie uns klein und groß.

Die Zweite ist der Menschheit ewiges Los,
Und ihr zuletzt gilt alles bittre Klagen,
Jedweder hat ein Stück davon zu tragen —
Im hohen Schloß, im Hüttchen auch von Moos.

Beide vereint sind häßlich wohl, indessen
Sind sie vorbei, so sind sie auch vergessen,
Sie thun zwar ganz, als wollten sie dich fressen,

Doch läßt sich nicht verblüffen, wer's versteht:
Gar mancher hat sie stets am Hals und geht
Trotzdem vergnügt durchs Leben früh und spät.

Rätsel.

Einst stürzt' ich Verbrecher in Schande und Tod,
Nun bringe als Klang ich nur Kleinen noch Not.
Beim Werk mich zu haben, bleib' stets dir Gebot.

Buchstabenrätsel.

A A D D
D E E M
N N O O
R R U W

Von diesen 16 Buchstaben sollen vier Wörter gebildet werden, die so untereinander gestellt sein müssen, daß man dieselben sowohl horizontal, als auch vertikal lesen kann: 1) Ein Himmelskörper; 2) 3) 4) sind Flüsse, wovon einer in Deutschland, einer in Rußland und einer in Oesterreich sich befindet.

Auflösungen zu Heft 1, S. 127.

Preisaufgabe: Auflösung folgt im nächsten Heft, da dies. Heft noch vor dem letzten Termin der Auflösungs-Einsendungen in die Hände der Leser kommt.

Skat-Aufgabe: Gesetzt, Vorhand hätte Treff-Zehn, König, Dame, Neun, Acht, einen Buben zc.; Hinterhand Pique-Zehn, König, Dame, Neun, Acht, Sieben, einen Buben, Carreau-Aß zc., so spielt Vorhand Treff-König, Mittelhand Treff-Aß Hinterhand sticht. Dann zieht Hinterhand Pique-Zehn, Vorhand sticht, Mittelhand gibt Pique-Aß. Vorhand spielt nun Treff-Zehn, Mittelhand gibt Treff-Sieben, Hinterhand Carreau-Aß, und das Spiel ist verloren

Diamanträtsel:

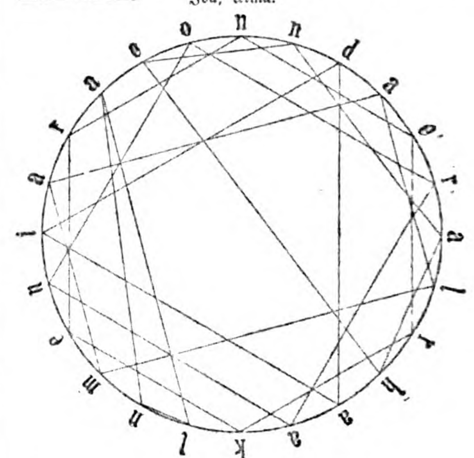
L
d e r
E i s e n
L e s s i n g
G e i e r
I n n
g

Logogriph: Schlegel — Hegel — Hebel.

Rätsel: Naht, Than.

Rätselhafte Inschrift: Sie, Sie! wie spät kann es wohl sein, i bitte sehr, o sage 's do!

Kreisaufgabe: Nahe, Nal, Oran, Kernir, Ida, Alma.



Rebus.



Silbenrätsel.

nus ko ge mir sta vi or tis rel em da ge o ger.

Aus obigen 14 Silben sollen 5 Wörter gebildet werden, welche bedeuten: 1) einen männlichen Vornamen; 2) eine orientalische Rangbezeichnung; 3) einen deutschen Schriftsteller; 4) desgleichen; 5) Bezeichnung gewisser weiblicher Persönlichkeiten im Orient. Richtig zusammengestellt, geben die Anfangsbuchstaben der fünf Worte von oben nach unten gelesen den Vornamen, die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen den Zunamen eines deutschen Romanschriftstellers.

Trachten der Zeit.

Von Ida Barber.

Herbstmoden.

Die blühende, goldene Zeit, die Tage der Rosen, die Roquettes Dichtermund so trefflich geschildert, sind dahin, vorbei ist der Sommer mit seiner Blumenpracht, seinen schwellenden Saaten und duftenden Wiesen, das Laub raschelt bereits zu unsern Füßen, die Bäume sind ihrer Früchte beraubt, die Traube bereits vom Stock geschnitten; die noch unlängst so farbenprächtige Natur kleidet sich in ruhigere, ernstere Farben. Die Mode liebt wenn auch nicht die Beziehung zum Natürlichen, so doch



Fig 1. Fig. 2.

zur Natur; steht diese in voller Blütenpracht, so kleidet auch die Mode ihre Getreuen in blumendurchwirkte Stoffe, ist es aber draußen kahl und farblos, so gelten glatte, einfarbige, möglichst dunkle Gewänder, die, im Einklang mit der Farbenmischung in der Natur, vom dunkelsten Grau bis zum saftigen Braun variieren. Den gelbroten Blättern, die jetzt der einzige Schmuck der Bäume sind, analog, putzt man die dunklen Kleider mit Vieil-or und Bordeau, wohl auch mit schattierten Goldfäden, die namentlich stumpfen Stoffen ein recht lebhaftes Kolorit geben. Die diesjährige Herbstmode scheint die schweren, gediegenen Gewebe zu bevorzugen.

Man sieht tuchartige Stoffe mit kleinen flockenartigen Punkten überdeckt, gestreifte Kasimirs, Bagdad- und Merino-Stoffe, Knickerbocker mit abgepaßten wollreichen Fransen, auch Eponge in hübsch gezeichneten Doppelwürfeln, deren Konturen mit Stahl- oder Silberschnur umrandet werden.

Die seidenen Gewebe sind mehr broschiert als glatt; Samtblumen auf klein karriertem Grunde gelten als Neuestes in diesem Genre. Bei der Wahl der Seidenstoffe nimmt man in diesem Jahre Rücksicht auf die Beleuchtung, in der die Stoffe möglichst zur Geltung kommen. Für Salons, die durch elektrisches Licht erhellt sind, werden andere Farbentöne gelten, als für die durch Gas oder Kerzen erleuchteten. Das schönste Blau erscheint matt und farblos, wenn es der Wirkung des Glühlichts ausgesetzt ist, dasselbe gilt von gewissen Schattierungen des Rot, des Bronze, des Maigrün; durch Mischung mit Stahlblau, Chaudron oder intensivem Braun läßt sich die Wirkung oft paralysieren; es gehört indes ein eignes Studium dazu, den Einfluß des elektrischen Lichts auf die Farben zu ergründen. — Dazu kommt noch, daß nicht alle Systeme in gleicher Weise einwirken. System Edison z. B. durchleuchtet die lichten, matt abgetönten Stoffe mit einer Klarheit, die sie fast wie Weiß erscheinen läßt; Mattrosa, Mattblau, Creme sehen wie ein Rosa, Blau oder gelblich angehauchtes Weiß aus, während die rein weiße Farbe in fast überirdischer Klarheit strahlt und wie mit Licht übergossen ist.

System Swan scheint die mehr kräftigen Farbentöne, wie Bordeau, Grün, Purpurblau zu trefflicher Geltung kommen zu lassen; Maxime verleiht selbst den dunkelsten Nuancen Frische und Kraft, verschleiert die allzu grell hervortretenden und scheint, wenn dereinst das elektrische Licht nicht nur in den Gesellschafts-,



Fig. 3. Fig. 4.

sondern auch in den Wohnräumen heimisch sein wird, dazu bestimmt zu sein, jenes traute Clairobscure hervorzuzaubern, das dem Teint so trefflich kleidet, die Züge durchgeistigt, alle Unschönheiten verwischt.

Ein Gang durch die elektrische Ausstellung in Wien belehrt uns über die Farbenwirkung des elektrischen Lichts. Die ersten Möbelfirmen haben ausgestellt und waren sichtlich bemüht, ihre Waren „im besten Lichte" zu zeigen. Schade, daß sich nicht auch die größeren Modefirmen an dieser Ausstellung beteiligt haben. —

Farbe und Form der neueren Herbstroben sind solider als die des Vorjahres. Man vermeidet selbst beim Carreau alle zu grelle Nuancen, trägt die Taillen zumeist durch Paletots oder Mantelets vom gleichen Stoffe verhüllt.

Fig. 2 zeigt beispielsweise eine aus Elektrik-Tuch gefertigte sehr kleidsame Robe, deren Rock hoch plissiert und durch zwei Drapees, die seitwärts durch Hufeisen-Schnallen geschleift sind, garniert ist; letztere sind mit Stoff bezogen, mit blaugrauen Stahlperlen durchstickt; die blusige, faltenreiche Taille ist durch ein halbanliegendes, vorn offenes Jackett gedeckt; rechts und links eine dichte Reihe mit Stoff bezogener Knöpfe bilden den einzigen Aufputz, der Aermel ist halblang, am Ellbogen mit breitem Puff abschließend.

Gleich einfach und elegant ist Kostüm 2. Ueber dem broschierten, dunkelgrünen Samtrock, der oben wamsartig gerafft

Zum Kopf-Zerbrechen.

Rebus.



Arithmetische Aufgabe.

Von welcher dreizifferigen Zahl ist die Quersumme gleich dem Quadrat der mittleren Ziffer, und die Ziffer links dreimal so groß als die Ziffer rechts?

Sonett-Charade.

(Zweisilbig.)

Die Erste fliegt dem einen in den Schoß,
Der andre muß sein Lebtag sich drum plagen:
Um sie viel jagen, wagen und verzagen,
Und vor der Welt macht sie uns klein und groß.

Die Zweite ist der Menschheit ewiges Los,
Und ihr zuletzt gilt alles bittre Klagen,
Jedweder hat ein Stück davon zu tragen —
Im hohen Schloß, im Hüttchen auch von Moos.

Beide vereint sind häßlich wohl, indessen
Sind sie vorbei, so sind sie auch vergessen,
Sie thun zwar ganz, als wollten sie dich fressen,

Doch läßt sich nicht verblüffen, wer's versteht:
Gar mancher hat sie stets am Hals und geht
Trotzdem vergnügt durchs Leben früh und spät.

Rätsel.

Einst stürzt' ich Verbrecher in Schande und Tod,
Nun bringe als Klang ich nur Kleinen noch Not.
Beim Werk mich zu haben, bleib' stets dir Gebot.

Buchstabenrätsel.

A A D D
D E E M
N N O O
R R U W

Von diesen 16 Buchstaben sollen vier Wörter gebildet werden, die so untereinander gestellt sein müssen, daß man dieselben sowohl horizontal, als auch vertikal lesen kann: 1) Ein Himmelskörper; 2) 3) 4) sind Flüsse, wovon einer in Deutschland, einer in Rußland und einer in Oesterreich sich befindet.

Auflösungen zu Heft 1, S. 127.

Preisaufgabe: Auflösung folgt im nächsten Heft, da dies Heft noch vor dem letzten Termin der Auflösungs-Einsendungen in die Hände der Leser kommt.

Skat-Aufgabe: Gesetzt, Vorhand hätte Treff-Zehn, Kön... Dame, Neun, Acht, einen Buben 2c.; Hinterhand Piq... Zehn, König, Dame, Neun, Acht, Sieben, einen Bub... Carreau-Aß 2c., so spielt Vorhand Treff-König, Mittelh... Treff-Aß. Hinterhand sticht. Dann zieht Hinterhand Piq... Zehn, Vorhand sticht, Mittelhand gibt Pique-Aß. Vorha... spielt nun Treff-Zehn, Mittelhand gibt Treff-Sieben, Hint... hand Carreau-Aß, und das Spiel ist verloren.

Diamanträtsel:

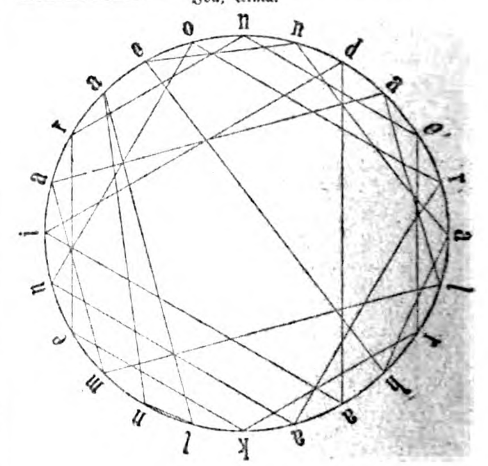
L
d e r
E i s e n
L e s s i n g
G e i e r
I n n
g

Logogriph: Schlegel — Hegel — Heb...

Rätsel: Naht, Than.

Rätselhafte Inschrift: Sie, Sie! ... spät kann es wohl sein, i bitte je... o sage 's do!

Kreisaufgabe: Nahe, Nal, Oran, Ker... Ida, Alma.



Rebus.



Silbenrätsel.

nus ko ge mir sta vi or tis tel em da ge o ger.

Aus obigen 14 Silben sollen 5 Wörter gebildet werden, welche bedeuten: 1) einen männlichen Vornamen; 2) eine orientalische Rangbezeichnung; 3) einen deutschen Schriftsteller; 4) desgleichen; 5) Bezeichnung gewisser weiblicher Persönlichkeiten im Orient. Richtig zusammengestellt, geben die Anfangsbuchstaben der fünf Worte von oben nach unten gelesen den Vornamen, die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen den Zunamen eines deutschen Romanschriftstellers.

Trachten der Zeit.

Von Ida Barber.

Herbstmoden.

Die blühende, goldene Zeit, die Tage der Rosen, die [illegible] Dichtermund so trefflich geschildert, sind dahin, vorbei ist der Sommer mit seiner Blumenpracht, seinen schwellenden Saaten und duftenden Wiesen, das Laub raschelt bereits zu unsern Füßen, die Bäume sind ihrer Früchte beraubt, die Traube bereits vom Stock geschnitten; die noch unlängst so farbenprächtige Natur kleidet sich in ruhigere, ernstere Farben. Die Mode liebt wenn auch nicht die Beziehung zum Natürlichen, so doch



Fig 1. Fig. 2.

zur Natur; steht diese in voller Blütenpracht, so kleidet auch die Mode ihre Getreuen in blumendurchwirkte Stoffe, ist es aber draußen kahl und farblos, so gelten glatte, einfarbige, möglichst dunkle Gewänder, die, im Einklang mit der Farbenmischung in der Natur, vom dunkelsten Grau bis zum saftigen Braun variieren. Den gelbroten Blättern, die jetzt der einzige Schmuck der Bäume sind, analog, putzt man die dunklen Kleider mit Vieil-or und Bordeau, wohl auch mit schattierten Goldfäden, die namentlich stumpfen Stoffen ein recht lebhaftes Kolorit geben. Die diesjährige Herbstmode scheint die schweren, gediegenen Gewebe zu bevorzugen.

Man sieht tuchartige Stoffe mit kleinen flockenartigen Punkten überdeckt, gestreifte Kasimirs, Bagdad- und Merino-Stoffe, Knickerbocker mit abgepaßten wollreichen Fransen, auch Eponge in hübsch gezeichneten Doppelwürfeln, deren Konturen mit Stahl- oder Silberschnur umrandet werden.

Die seidenen Gewebe sind mehr broschiert als glatt; Samtblumen auf klein kariertem Grunde gelten als Neuestes in diesem Genre. Bei der Wahl der Seidenstoffe nimmt man in diesem Jahre Rücksicht auf die Beleuchtung, in der die Stoffe möglicherweise zur Geltung kommen. Für Salons, die durch elektrisches Licht erhellt sind, werden andere Farbentöne gelten, als für die durch Gas oder Kerzen erleuchteten. Das schönste Blau erscheint matt und farblos, wenn es der Wirkung des Glühlichts ausgesetzt ist, dasselbe gilt von gewissen Schattierungen des Rot, des Bronze, des Maigrün; durch Mischung mit Stahlblau, Chaudron oder intensivem Braun läßt sich die Wirkung oft paralisieren; es gehört indes ein eignes Studium dazu, den Einfluß des elektrischen Lichts auf die Farben zu ergründen. — Dazu kommt noch, daß nicht alle Systeme in gleicher Weise einwirken. System Edison z. B. durchleuchtet die lichten, matt abgetönten Stoffe mit einer Klarheit, die sie fast wie Weiß erscheinen läßt; Mattrosa, Mattblau, Creme sehen wie ein Rosa, Blau oder gelblich angehauchtes Weiß aus, während die rein weiße Farbe in fast überirdischer Klarheit strahlt und wie mit Licht übergossen ist.

System Swan scheint die mehr kräftigen Farbentöne, wie Bordeau, Grün, Purpurblau zu trefflicher Geltung kommen zu lassen; Maxime verleiht selbst den dunkelsten Nuancen Frische und Kraft, verschleiert die allzu grell hervortretenden und scheint, wenn dereinst das elektrische Licht nicht nur in den Gesellschafts-,



Fig. 3. Fig. 4.

sondern auch in den Wohnräumen heimisch sein wird, dazu bestimmt zu sein, jenes traute Clairobscure hervorzuzaubern, das dem Teint so trefflich kleidet, die Züge durchgeistigt, alle Unschönheiten verwischt.

Ein Gang durch die elektrische Ausstellung in Wien belehrt uns über die Farbenwirkung des elektrischen Lichts. Die ersten Möbelfirmen haben ausgestellt und waren sichtlich bemüht, ihre Waren „im besten Lichte" zu zeigen. Schade, daß sich nicht auch die größeren Modefirmen an dieser Ausstellung beteiligt haben. —

Farbe und Form der neueren Herbstroben sind solider als die des Vorjahres. Man vermeidet selbst beim Carreau alle zu grelle Nuancen, trägt die Taillen zumeist durch Paletots oder Mantelets vom gleichen Stoffe verhüllt.

Fig. 2 zeigt beispielsweise eine aus Elektrik-Tuch gefertigte sehr kleidsame Robe, deren Rock hoch plissiert und durch zwei Drapees, die seitwärts durch Hufeisen-Schnallen geschleift sind, garniert ist; letztere sind mit Stoff bezogen, mit blaugrauen Stahlperlen durchstickt; die blusige, faltenreiche Taille ist durch ein halbanliegendes, vorn offenes Jackett gedeckt; rechts und links eine dichte Reihe mit Stoff bezogener Knöpfe bilden den einzigen Aufputz; der Aermel ist halblang, am Ellbogen mit breitem Puff abschließend.

Gleich einfach und elegant ist Kostüm 2. Ueber dem broschierten, dunkelgrünen Samtrock, der oben wamsartig gerafft

ist, eine vorn offene Polonaise von dunkelgrünem Tuch, deren Taschen, Eckstücke, Kragen und Aermel mit Samt-Applikation garniert sind. Der hintere Schoß zeigt auf der Tournüre ein reiches Arrangement grüner Grelots und Samtquasten.

Fig 3 stellt die beliebte Façon Luisiane dar. Der Rock ist glatt, unten nur wenig garniert; die Hinterblätter sind durch eine in tiefen Falten herabfallende Polonaise, die keinerlei Raffung zeigt, gedeckt; vorn ist die Taille durch eine überzuknöpfende Jacke geschlossen, abgeschrägt, um das gemusterte Gilet zur Geltung kommen zu lassen. Vom Stoffe der Weste sind die der Polonaise angesetzten Seitenbahnen, die vorn durch ein schräg geschürztes Faltenstück zusammengehalten sind.

Zu den kleidsamsten Kostümen der Saison gehört das in Nr. 4 skizzierte; der Rock ist aus façoniertem Satin gefertigt, unten mit voller Seidenrüsche umrandet; der Ueberwurf aus gleichfarbigem Merino wird nur seitwärts mit Bronzeschnallen gerafft; dazu kurze Gürteltaille und ein an derselben anliegendes Mantelet, das mit Taffetrüschen und Taffetstickereien umrandet ist. — Vorstehende vier Modelle sind dem Maison Guttmann (Wien) entnommen.

Wie alljährlich, so scheinen auch heuer in der Herbstsaison zum Kleide passende Steifhüte oder mit Perlen durchnähte Tüllhüte die beliebtesten zu sein. Man trägt auch farbige Filzhüte mit wallenden Federn, aus Gold-Soutache gefertigte Capottes mit hochstehendem Bavolet von schwarzem Samt, große Schlapphüte aus Samt mit farbigem Aufschlag; es zeigt sich indes, daß das Gros der Damenwelt die schrägen oder zum Stoff des Kleides passenden Hüte bevorzugt. Samtgarnituren werden zumeist durch Stahlschnallen oder Kasimirspitzen gehoben; statt der Kinnbänder trägt man ein breites Samt-Bandeaux, das hinter dem rechten Ohr mit einem -- Vogel oder einer großen Agraffe befestigt wird. Junge Mädchen bevorzugen namentlich zu dunkelgrünen Kostümen die oben eingedrückten Jäger- oder Tirolerhüte aus weichem Filz, denen seitwärts eine grünlich schillernde Hahnenfeder aufgarniert ist. Die Hutformen sind zumeist geschweift, seitwärts eingebogen oder aufgeschlagen, groß, und werden derart gesetzt, daß sie die Stirn frei lassen. Die Parole „Stirn frei“, die nun schon seit Jahr und Tag von allen Verständigen ausgegeben wird, scheint immer noch nicht Beachtung zu finden, sofern es sich um Abschaffung der jetzt mehr als je modernen Schimpansenfrisur handelt. Alt und Jung trägt mit Ringellöckchen beschattete Stirnen, gebrannte Haarwellen; die Unnatur geht sogar so weit, daß man neuerdings gar zwei und drei auf der Stirn übereinanderlegt, eine Art Lockenberg bildet, die, wie man meint, trefflich kleidet. Honni soit, qui mal y pense. —

Noch lächerlicher ist die Mode, die sich im letzten Sommer an Strandorten geltend machte. Man trug „modellierte“ Schwimmkostüme, die die Wunderkraft besitzen sollten, eckige, unschöne Formen, die in dem feuchten Naß sicher noch unschöner sind, rund und voll erscheinen zu lassen. Eine Pariser Miederkünstlerin hat es verstanden, mittels Roßhaar und Einlagen diese der Einwirkung des Wassers Widerstand bietenden Kostüme herzustellen, die selbst eine Sarah Bernhard mit junonischen Formen ausstatten würden. Es fragt sich nur, ob die in den Fluten des Meeres Erholung suchenden Schönen gut thun, ihre Eitelkeit so weit zu treiben, daß sie ihren Körper, den sie oft Hunderte von Meilen hergeführt, daß er im „frischen Naß gesund sich bade“, der Mode zulieb der Einwirkung dieses frischen Naß entziehen. Unmöglich kann das neue präparierte, mit Einlagen versehene Schwimmkleid die heilkräftige Wirkung des Wassers unterstützen; es schädigt und hindert dieselbe vielmehr und sollte mit der Saison für immer passé sein.

Zeitgemäßes aus Küche und Haus.

Von L. von Pröpper.

Gebratene Gans auf englische Art, mit Kastanien. „Ene jut jebratene Jans, is ene jute Jabe Jottes,“ sagt der Berliner, und besonders „jut“ ist sie mit Kastanien.

Man schäle dazu ein Kilo schöne Kastanien und thue sie so lange in kochendes Wasser, bis sich auch die zweite Haut mit einem Tuche abreiben läßt, wasche sie dann ab und lege sie zum Abtrocknen auf ein Tuch. Hienach rühre man 125 g frische Butter mit zwei Eßlöffeln gestoßenem Zucker über gelindem Feuer zu schöner kaffeebrauner Farbe, gieße ¼ l Bouillon daran, gebe die Kastanien hinein, bestreue sie mit etwas Salz und lasse sie so dämpfen, bis die Brühe eingedämpft ist und die Kastanien weich, aber noch ganz sind, worauf man einen Teil davon in die Gans füllt und die übrigen zum Garnieren bereite stellt.

Die Gans bringe man nun mit Wasser, etwa 1 l, zu Feuer und brate sie, wenn dies eingekocht ist, unter fleißigem Begießen und während man bisweilen ein wenig kochendes Wasser zugießt, schön bräunlich und spröde; schöpfe, wenn sie gar ist, alles Fett ab, richte sie auf einer erwärmten Schüssel an und umlege sie mit den zurückbehaltenen, ebenfalls gut erwärmten Kastanien. Die Sauce koche man mit ein wenig kaltem Wasser auf, gieße sie durch ein Sieb in die Sauciere und serviere sie, nebst einer Schale voll Aepfel-Marmelade, zu der Gans.

Zur Aepfel-Marmelade schäle man die Aepfel, entferne das Kernhaus und schneide sie in Viertel; koche sie mit einem Glas Wasser, Zucker und etwas Citronenschale zu Brei und streiche sie durch ein Sieb.

Gedämpfte Gansleber. Man lege eine schöne, große frische Gansleber (von gestopfter Gans) ein paar Stunden lang in süße Milch und trockne sie dann wohl ab; bestreue sie mit fein gesiebtem Weißbrot und dämpfe sie, mit einer Citronenscheibe und einem Lorbeerblatt dabei, ganz langsam in sehr frischer Butter, etwa eine halbe Stunde lang, gebe kurz vor dem Anrichten noch ganze Kapern, sauren Rahm, der eben mit aufkochen muß, und etwas feines Salz hinzu und serviere mit Citronenvierteln. — Straßburger Originalrezept und sehr gut.

Gansleber mit Kramtsvögeln. Man dämpfe eine schöne Gansleber (s. voriges Rezept) in sehr frischer Butter mit Bouillon, richte sie an und umlege sie mit Kramtsvogel-Salmy (S. 2. Heft, 1882).

Sehr angenehme Speise durch das Milde der Leber und das Kräftige der Vögel; will man sie noch verfeinern, so kann man die Leber mit Trüffeln spicken.

Gansleber-Würstchen. Man hacke die Leber von einer nicht gestopften Gans, entferne alles Aderige und vermische sie mit fein gehackter, in Butter gedämpfter Zwiebel, geriebenem Weißbrot, etwas Gewürz und etwas Rahm; fülle dies in die Haut des Gänsehalses, nähe ihn an beiden Seiten zu und koche das Würstchen in Essig mit etwas Wein oder Wasser, Pfefferkörnern und Lorbeerblatt. Man verspeist sie kalt mit Essig und Oel. — Aus Pommern.

Marinirte Gansbrust. Man löse eine schöne Gansbrust so groß wie möglich aus und lege sie ein paar Tage in Essig, mit 4 Gewürznelken, 6 Pfefferkörnern, einem Lorbeerblatt und 2 Citronenscheiben; spicke sie hierauf recht fein mit Speck, brate sie in Butter an und dann mit saurem Rahm vollends gar. Das übrige von der Gans wird gewöhnlich zu Gänsefett benutzt. — Aus Pommern.

Suppe von Gänseklein, auf Serbische Art (Kisela Dschorpa). Man schneide das Gänseklein in Stücke und koche es mit Salz, Suppenwurzeln, einer Zwiebel und dem zur Suppe nötigen Wasser weich; seihe nun die Brühe durch ein Sieb, koche 180 g Reis darin und dämpfe, kurz bevor der Reis ganz weich ist, einen halben Eßlöffel Mehl mit einem Stückchen Butter und ein wenig fein gehacktem Zwiebel gelb, gebe dieses zu dem Reis nebst einer Schote Paprika (spanischer Pfeffer), dem abgekochten Klein und 2 bis 3 Eßlöffeln gutem Essig, und lasse nun alles zusammen noch gut aufkochen.

Gänsefett auf Pommersche Art. Man nehme das rohe Flaumfett, verknete es mit Salz und fein geriebener Zwiebel und Majoran, drücke es in einen Steintopf und bewahre es auf. Es hält sich ein ganzes Jahr und wird als ganz besondere Delikatesse auf Brot verspeist, häufig mit einer gespaltenen Salzgurke belegt.

Gansleber-Pastete (Originalrezept aus Straßburg und vielfach selbsterprobt.) Man teile 6 große Ganslebern (von gestopften Gänsen) in 2 Teile und zwar da, wo die 2 Hälften zusammengewachsen waren, schneide an dem oft gelblichen Orte, wo die Galle gesessen hat, dies Gelbliche rein aus und wasche sie mit süßer Milch ab; Wasser darf sie nicht berühren. Acht der größten und schönsten dieser Hälften werden mit Trüffeln, die geschält und kleinfingerdick geschnitten werden, gespickt; die 4 übrigen Stücke schneide man feinblätterig und stoße sie fein, schneide und stoße auch 1 k frischen, eine Stunde lang abgekochten und erkalteten Speck, würze die gestoßenen Gansleberstücke nun mit einem Eßlöffel fein geschnittenen Schalotten, ebensoviel Champignons und Kapern, doppelt soviel fein geschnittenen Trüffeln, einigen wohl gewaschenen und ausgegräteten Sardellen, feinem Salz, weißem Pfeffer und Muskatnuß; stoße alles zusammen, vermenge es während des Stoßens mit dem Speck und treibe dann das Ganze durch ein Sieb.

Jetzt habe man eine Pasteten-Terrine, bestreiche sie stark mit frischer Butter und gebe eine Lage von dem Gestoßenen (Farce) hinein, hierauf von den Gansleberstücken, die man mit etwas feinem Salz und weißem Pfeffer bestreut, wieder Farce, wieder Gansleberstücke und so fort, bis die Terrine gut gefüllt und oben mit Farce geschlossen ist. Darüber kommt ½ k frische, mit etwas Salz und weißem Pfeffer durchknetete Butter und eine runde Platte von frischem Speck, man setzt den Deckel auf, verklebt den Rand mit Papier, stellt die Terrine in eine

Kasserole mit kochendem Wasser, das bis an die Hälfte derselben heraufgeht und damit in den Backofen (Röhre) und backt sie etwa 2 Stunden lang. Natürlich kann man die Pastete auch viel kleiner, von 2 bis 3 Lebern, bereiten, welche dann in kleinere Stücke geteilt werden.

Diese vortreffliche, weltberühmte Pastete hält sich auch viele Monate lang, wenn man sie, einen Tag nach dem Backen und nachdem man die Speckplatte entfernt hat, stark querfingerbreit mit frisch ausgelassenem Schweinefett oder auch mit geklärter Butter übergießt, dies, nach dem Erkalten mit einem rund geschnittenen Papier bedeckt, den Deckel auflegt und mit Staniol oder auch allenfalls nur mit Papier verklebt und die Pastete dann an einem trockenen, kühlen, frostfreien Orte aufbewahrt.

Schücking und Turgenjew †.

In schneller Aufeinanderfolge meldete der Telegraph anfangs dieses Monats das Hinscheiden Schückings und Turgenjews. Da beide Männer als Mitarbeiter an „Vom Fels zum Meer“ zu den „Unsrigen“ im engeren Sinne gehören, kommen wir an dieser Stelle der traurigen Pflicht nach, unseren geschätzten Lesern in wenig Strichen das Leben der Verblichenen zu skizzieren. Levin Schücking, am 6. Sept. 1814 als der Sohn eines Amtmanns zu Klemenswerth in Westfalen geboren, konnte sich mit Goethe rühmen, „vom Mütterchen die Lust zum Fabulieren“ geerbt zu haben. Dem Einfluß seiner Mutter, einer sinnigen und poetisch beanlagten Frau, wie später dem Umgang mit A. von Droste-Hülshoff verdankt Sch. viel. Nach einer fröhlichen Jugendzeit im Elternhaus und zu Münster besuchte er die Hochschulen zu München, Göttingen und Heidelberg, gab jedoch bereits 1837 die juristische Carriere auf und widmete sich ganz der Schriftstellerei. Nach längerer Wanderzeit nahm er festen Wohnsitz auf dem Schloß Sassenberg, wo er glückliche, leider jedoch nur wenige Jahre an der Seite einer ebenbürtigen Gattin verlebte. Seit 1856 hielt er sich teils in München auf, teils war er auf Reisen, besonders gern weilte er in Italien.

Ueber die Bedeutung Schückings als Romanschriftsteller herrscht nur ein Urteil. Unter der stattlichen Reihe seiner Schöpfungen finden sich wahre Meisterwerke, von denen wir annehmen können, daß sie dem größten Teil unserer geschätzten Leser bekannt sind. Die demnächst in unserer Zeitschrift erscheinenden „Römischen Geschichten“, welche der Verf. noch in der letzten Stunde uns vermacht hat, werden obiges Urteil erhärten.

Schücking starb am 31. August im Bade Pyrmont.

Kam die böse Zeitung von dem Tode Turgenjews auch nicht so unerwartet wie die vorhergehende, und steht uns der russische Dichter menschlich auch nicht so nahe wie Sch., so fühlen wir doch, daß mit seinem Hinscheiden auch uns ein Verlust getroffen und wir sagen wohl nicht zu viel, wenn wir T. den in Deutschland am meisten gelesenen und anerkannten und zugleich den bedeutendsten neueren russischen Schriftsteller nennen.

Iwan Ssergejewitsch Turgenjew stammt aus einer alten russischen Adelsfamilie. Er erblickte das Licht dieser Erde am 28. Okt. 1818 zu Orel und genoß anfangs im Elternhause, dann in verschiedenen Instituten zu Moskau eine gediegene Erziehung. Besonderes Gewicht ward auf die Ausbildung in fremden Sprachen (deutsch und französisch) gelegt, was den jungen Kandidaten der Philologie dann auch befähigte, seine Studien an deutschen Universitäten fortzusetzen. Nach einer kurzen Anstellung im Ministerium lebte T. abwechselnd bald auf seinem Gute resp. in Petersburg, bald im Auslande, bis ihn eine jahrelange Maßregelung von seiten der Regierung veranlaßte, seinem Vaterlande den Rücken zu kehren und, abgesehen von kurzen Unterbrechungen, im Auslande zu leben, und zwar in Baden-Baden oder in Paris, wo er auch am 3. September gestorben ist.

Von seinen lyrischen und dramatischen Dichtungen kennen wir Deutsche wenig, trotzdem dieselben auf gleicher Höhe wie seine Romane stehen. Das Hauptthema der letzteren ist die Schilderung der socialen russischen Zustände, welche T. voll und ganz erfaßt und mit dichterischer Meisterschaft wiederzugeben verstanden hat. Seine Werke haben die eminenteste kulturgeschichtliche Bedeutung und werden als solche nie ihren Reiz und Wert verlieren.

Prinz Eugen vor Belgrad.

Durch die zweihundertjährige Feier der Befreiung Wiens von der Türkenbelagerung sind die Türkenkriege, welche einst so schwer auf Deutschland lasteten, wieder in den Mittelpunkt des Interesses gerückt worden. In solcher Zeit darf sicher das charakteristische Bild des österreichischen Malers Sigm. l'Allemand, welches dieses Heft (S. 148) schmückt, auf ganz besonderes Interesse rechnen. Schildert es doch einen Moment nach jener denkwürdigen Schlacht, welche am 16/17. August 1717 vor Belgrad geschlagen wurde und die Festung Belgrad in den Besitz der Kaiserlichen brachte. Vorauszusehen war der glänzende Erfolg der Schlacht keineswegs, ja die Verhältnisse begünstigten in ganz außergewöhnlicher Weise den Feind. Nur 72,000 Mann standen dem „edlen Ritter“ zu seinen Operationen zur Verfügung und diese hatten auch noch unter Krankheiten rc. zu leiden. Ihm gegenüber stand einerseits das feste Belgrad mit einer Besatzung von 30,000 Mann, anderseits 150,000 Mann, welche der Großvezier befehligte. Auf eine bange Frage nach dem Ausgang der Affaire soll Prinz Eugen geantwortet haben: „Ich bin überzeugt, eines von beiden wird sicher geschehen, entweder ich werde die Türken schlagen, oder sie mich.“ Am 16. August bombardierte er die Stadt und griff noch in der Nacht unter dem Deckmantel eines starken Nebels das feindliche Heer an. Dieses geriet ins Wanken, floh und verlor außer 10,000 Toten und 5000 Verwundeten auch noch 5000 Mann an Gefangenen, 131 Kanonen, 30 Mörser, 20,000 Kanonenkugeln, 3000 Bomben und Granaten, 600 Fässer Pulver, 300 Fässer Blei und 9 Roßschweife. Am nächsten Tag mußte sich auch die Festung ergeben. — Elf Monate nach diesem glorreichen Sieg wurde der Passarowitzer Friede geschlossen, der eine sechzehnjährige Ruhe herbeiführte.

Die Kunst im Hause.

Von F. Luthmer.

Kücheneinrichtung.

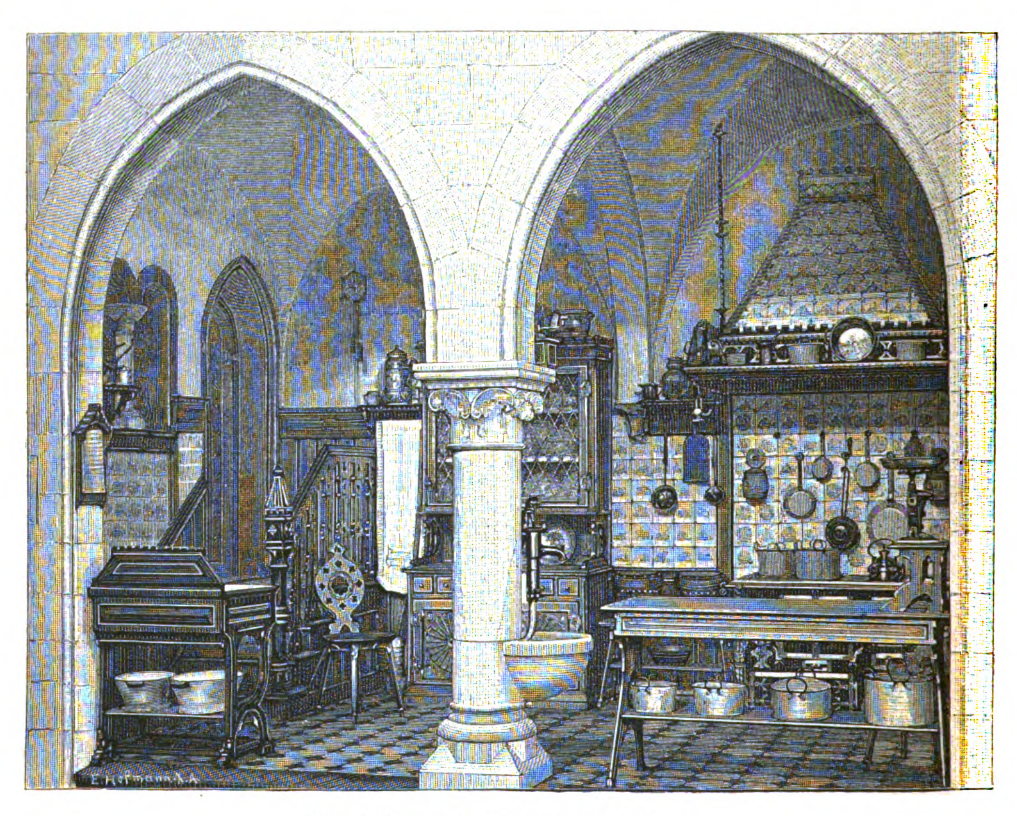
Ist es Zufall oder ist es ursächlich begründet, daß wir in denjenigen Gegenden unseres Vaterlandes, die sich zugestandenermaßen der besten „Küche“ rühmen, auch die schönsten Küchen finden? Wen erfreut es nicht, wenn er durch die Straßen Hamburgs wandelt, einen Blick in die kokett ausgestatteten Souterrains zu werfen, in welchen die Genüsse der Tafel zubereitet werden, wegen der Hamburg so berühmt ist. Nicht in einem abgelegenen Flügel des Hauses versteckt, sondern recht preislich an der Straße liegen diese Küchen, hell beleuchtet durch große Fenster, die von dem, mit weißen Kacheln ausgelegten Lichtschacht im Trottoir ihr Licht bekommen. Sie wollen gesehen werden: auch drinnen die gleiche Verschwendung mit Porzellankacheln und Marmorgetäfel, blankem Messing und blendendweiß gescheuertem Holz. Und ganz im Sinne ihrer Umgebung auch die Beherrscherin dieser Räume, die Küchenfee im hellen Kattunkleidchen mit kurzen Aermeln, das kokette weiße Raupenhäubchen auf dem glattgescheitelten Haar. Die Küche und was aus ihr hervorgeht, spielt eben im Leben unserer Hansestädter eine äußerst wichtige Rolle. Mag das hie und da in den Fehler umschlagen, für den wir heute mit dem Wort „Materialismus“ so schnell bei der Hand sind: im allgemeinen ist es eine Erhöhung des Kulturzustandes; und jene liebenswürdige Sorgfalt für das Aussehen der Küche vermag dieser materiellen Richtung nur unsere ganze Sympathie zu gewinnen.

Wir hören es heute so gerne, daß unser ganzes Leben, unser Denken und Empfinden, unsere Häuslichkeit und unsere Feste eine innere Verwandtschaft mit der Zeit der Renaissance haben, und daß wir aus diesem Grund mit vollem Recht den Kunststil der genannten Periode für unsere Zeit wiedererwecken. Wenn wir aber ein prächtig getäfeltes Renaissancezimmer mit Butzenscheiben und grünen Oefen und allem, was dazu gehört, einrichten, den Nebenräumen des Hauses aber kaum mehr als die dürftigste Befriedigung dessen, was sein muß, zuteilen, so verfehlen wir gerade die herrliche Grundeigenschaft aller Renaissance-empfindung, die uns auch den kleinsten Rest aus dieser Zeit so wert macht. Das ist das Bedürfnis der Harmonie in der Umgebung des Menschen, die alles aus einer Stimmung herausgestaltet, die mit gleicher Liebe das Kleinste wie das Größte in den Kreis der verschönernden Kunst zieht.

Wie findet dies nun auf unsere Küche seine Anwendung? Allerdings nur in dem Falle, daß die Küche wirklich ein Teil des Hauses ist und die Ehre genießt, von der Frau des Hauses betreten zu werden. Zum Glück für das Behagen des deutschen Mannes hat es ja die deutsche Frau noch nicht verlernt, sich um die Küche zu bekümmern. Also hat sie ein volles Recht, falls ihr wirklich jenes Bedürfnis nach Harmonie innewohnt, auch von der Küche ein schmuckes Aussehen zu verlangen.

Prüfen wir kurz, wie dieser Schmuck bestehen kann. Vor

allem sei die Küche hell! Die angenehme Rücksichtslosigkeit großstädtischer Architekten, in engen Häuserkomplexen die Küche in Gesellschaft einiger anderen namenlosen Nebenräume an einen engen und dunkeln Lichtschacht zu legen, kann einer Hausfrau schon das Betreten der Küche verleiden — abgesehen davon, daß fehlendes Licht auch die Kontrolle der Reinlichkeit sehr erschwert. Und Reinlichkeit ist in der Küche das erste Gesetz. Daher sind hier auch helle Farben durchaus am Platz; noch mehr aber sind für Wände und Fußboden Materialien geboten, welche ein häufiges und gründliches Abwaschen gestatten, also Porzellanfliesen, Oelfarbenanstrich der Wände, Naturholz, blankes Metall. Auch der Marmor findet neuerdings in den norddeutschen Küchen häufigere Anwendung. Mit den hier aufgeführten Elementen läßt sich schon recht amüsant dekorieren — der Eindruck des Frischen und Echten ist dadurch von vornherein gesichert. Nur lasse man sich in der Ausstattung der Küche ein Element nicht entgehen, das überall heiter und freundlich wirkt: die Farbe. Man wird ja kaum jemals in die Versuchung kommen, aus einer Küche eine Makartsche Farbensymphonie zu machen: aber man fürchte sich auch nicht vor einem farbigen Fries, der die Eintönigkeit der hellen Wandfarbe unterbricht, vor blauer Malerei auf den Wandfliesen, endlich vor einem direkt farbigen Anstrich der Möbel. Polierte Naturholzmöbel passen nicht in die Küche, schon wegen der Notwendigkeit des häufigeren Abwaschens. Also



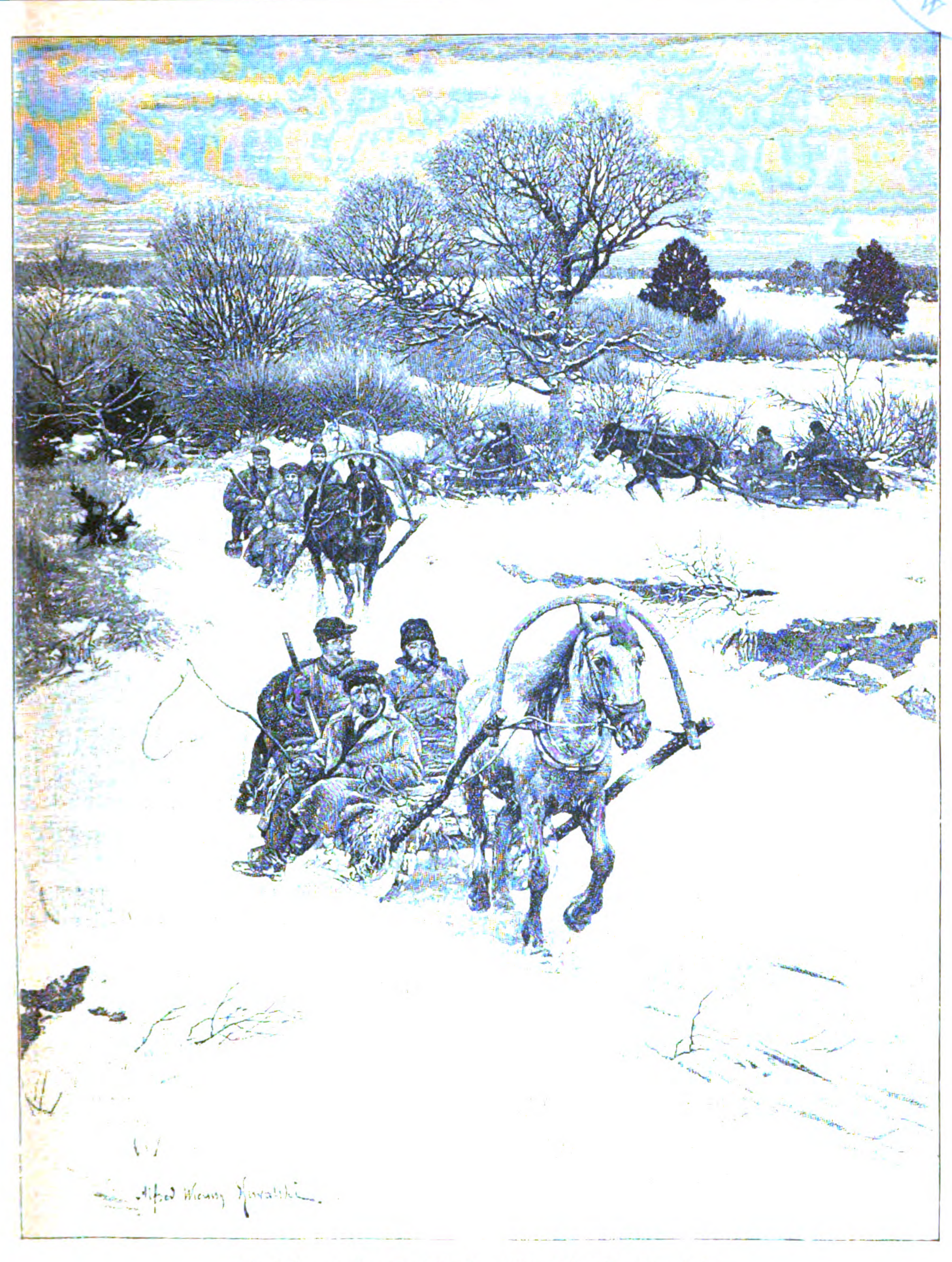
Kücheneinrichtung von der Gewerbeausstellung zu Hannover

streicht man die Möbel mit Oelfarbe an und versäumt ja nicht, durch schlecht gemalte Maserung irgend ein Naturholz nachzuahmen. Wozu das? Anstrich ist Anstrich und kein Naturholz. Und wenn man sich nicht gerade auf die Nachäffung des letzteren versteift, so bieten sich einem tausend Nuancen gefälliger Töne, die dem normal gebildeten Auge Vergnügen bereiten, zumal wenn ein vernünftiger Anstreicher durch bescheidene Dekoration, durch Linien, Einfassungen, kleine Mittelstücke in der passenden Ergänzungsfarbe den Eindruck hebt. Die schlichten Bauernmöbel, von denen unser voriger Aufsatz handelte, sind hierfür wohl studierenswert. Auch braucht man sich hierbei vor kräftigen Effekten keineswegs zu fürchten: in der Zusammenstellung mit blankem Kupfer und Messing, Handtüchern mit farbigen Borten und endlich dem bunt glasierten Töpfergeschirr unserer Wochenmärkte liegen starke farbige Gegengewichte. Letzteres sollte sich keine Hausfrau zum Schmuck ihrer Küche entgehen lassen; in ihnen liegen noch Schätze alter Kunstfertigkeit begraben, die nur der Teilnahme unserer gebildeten Stände harren, um wieder aufzuleben. So kann die Hausfrau, die auf den Topfmarkt geht, mit ein paar Mark mehr zur Erhaltung und Hebung alten nationalen Kunstgewerbes beitragen, als durch hohe Geldopfer für kunstgewerbliche Bazare und Lotterien.

Daß die Küche wieder Gegenstand der Aufmerksamkeit unserer dekorierenden Künstler geworden ist, haben fast alle Ausstellungen der letzten Zeit gezeigt. Unsere Illustration gibt das Bild einer Küche von der Gewerbeausstellung zu Hannover, welche in der Stilfassung ihrer Möbel durchaus die mittelalterliche Richtung der dortigen Architekturschule zeigte.

Verantwortl. Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.



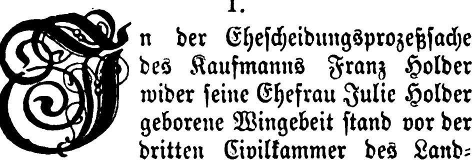
Heimkehr von der Treibjagd. Von A. W. Kowalski.

Das Kind.

Von

Ernst Wichert.

1.



In der Ehescheidungsprozeßsache des Kaufmanns Franz Holder wider seine Ehefrau Julie Holder geborene Wingebeit stand vor der dritten Civilkammer des Landgerichts der Schlußtermin an.

Der Gerichtshof hatte zu demselben das persönliche Erscheinen der streitenden Parteien verlangt. Es war kein Zweifel darüber, daß Frau Holder schon vor längerer Zeit das Haus ihres Mannes verlassen hatte in der sehr ernstlichen Absicht, nicht wieder dahin zurückzukehren, daß der gerichtliche Befehl die Ehe fortzusetzen von ihr unbeachtet gelassen war und Kaufmann Holder daher mit gutem Grund die Trennung der Ehe fordern konnte; aber es schien bei dem noch jugendlichen Alter der Parteien — der Mann zählte dreiunddreißig, die Frau dreiundzwanzig Jahre — und da ein tieferes Motiv der Abneigung sich aus den Akten nicht erkennen ließ, der letzte Versuch geboten, eine Aussöhnung zustande zu bringen. Vielleicht war es nur nötig, den beiden Menschen, die einander doch erst vor vier Jahren die Hand zum Bunde fürs Leben gereicht hatten, Gelegenheit zur Aussprache zu geben, um sie zu überzeugen, daß ihre Feindschaft gar nicht so groß war, als sie aus der Entfernung meinten.

Vor den Schranken an ihren kleinen, mit Papieren bedeckten Pulten standen die beiden Advokaten, Justizrat Meck und Rechtsanwalt Hein, zur Seite des ersteren, einen Schritt zurück, die junge Frau, eine sehr hübsche Blondine, neben dem letzteren der Kläger, ein schlankgewachsener Mann mit bartlosem, etwas hagerem aber nicht ungefälligem Gesicht. Er war recht bleich, trug den Kopf gebeugt und zupfte fortwährend an seinen Handschuhen. Die Verhandlung der Sache schien ihm sehr peinlich zu sein. Von Zeit zu Zeit warf er einen Blick zu der hübschen Frau hinüber, die ihrerseits von ihm nicht die mindeste Notiz nahm. Sie stand mit hochgeröteten Wangen in fester Haltung da, sah den Präsidenten ohne Verlegenheit an und zog nur manchmal die Lippe unter die kleinen, scharfen Zähne, wenn Rechtsanwalt Hein eine zu dreiste Bemerkung zu ihrer Charakteristik wagte. Der Eigensinn war ihr auf die Stirn geschrieben.

Weiter zurück im Hintergrunde des Zimmers saß auf derselben Seite eine ältere Dame, offenbar sehr ungeduldig und sich nur mit Mühe zur passiven Rolle einer bloßen Zuhörerin zwingend. Sie hatte sich auch schon allzu lebhaft in die Verhandlung eingemischt und war vom Vorsitzenden zur Ruhe verwiesen worden. Es war dabei festgestellt, daß sie sich die verwitwete Frau Sekretär Wingebeit nannte und ihre Tochter begleitete, die sich mit ihrem Söhnchen im Hause der Mutter befand, seit sie sich von ihrem Manne getrennt hatte. Vom Justizrat Meck war sie „Frau Kanzleirätin" tituliert worden, worauf sie in einer längeren Zwischenrede auseinandersetzte, ihr verstorbener Mann sei allerdings in Anerkennung seiner Verdienste zum Kanzleirat ernannt worden, leider aber erst einen Tag nach seinem Tode, sodaß sie nun dem Herrn Präsidenten anheimgeben müsse zu entscheiden, ob das Patent damals noch für die Witwe wirksam gewesen. Jedenfalls sei sie weit entfernt, sich ein Recht anmaßen zu wollen, das ihr etwa nicht gebühre, wie sie denn überhaupt eher zu bescheiden von jedermann nur fordere, was ihr zukomme. Ihr „früherer" Schwiegersohn selbst, wenn nicht jedes Fünkchen Rechtlichkeitsgefühl in ihm durch den Einfluß seiner Schwestern erstickt sei, müsse dies anerkennen.

Bei diesen letzten Worten hatten sich ihr gegenüber zwei andere Damen drohend erhoben, die eine lang, spindeldürr und spitznäsig, die andere fast von derselben Größe, aber fettleibig und von breiten Gesichtszügen. „Die Schwestern sind wir, Herr Präsident," lispelte die dünne,

„und unserm einzigen Bruder sind wir allerdings mit zärtlichster Liebe zugethan. Wenn aber die Frau Kanzleirätin auch hier das schöne geschwisterliche Verhältnis ..." Sie fing an zu weinen, und auch die andere tupfte ihre Augen mit dem Tuch. Der Präsident hatte sich jede weitere Auseinandersetzung verbitten müssen.

Er hielt nun eine sehr würdige Ansprache an die Eheleute und forderte sie zur Erklärung auf, ob sie nicht noch einmal das Zusammenleben versuchen wollten, da ja anscheinend kein Teil dem andern eine schwere Kränkung vorzuwerfen habe. Es herrschte darauf einige Minuten lang tiefes Schweigen im Zimmer. Holder ließ wieder schüchtern fragende Blicke zu der blonden hinüberwandern, die sich nun aber trotzig ganz abgewandt hatte. Endlich sagte er mit weicher, wohlklingender Stimme: „Ich habe meine Frau aus Liebe geheiratet, Herr Präsident, und ich glaube, daß auch sie ihrem Herzen gefolgt ist, denn ihre Mutter wollte eigentlich die Partie nicht, weil ihr ein Schwiegersohn aus dem Kaufmannsstande nicht gefiel; aber sie hat es bei ihr durchgesetzt, daß sie einwilligte, und anfangs haben wir auch sehr glücklich gelebt —"

„Ein paar Wochen," fiel die junge Frau ein, ohne den Kopf zu wenden.

„Ja, ein paar Wochen," bestätigte er, „auf der Hochzeitsreise, und dann auch zu Hause, so lange bis ..." Er stockte und trocknete sich den Schweiß von der bleichen Stirn. „Ich möchte niemand beschuldigen," fuhr er fort, „aber meine liebe Frau weiß am besten, daß alle Streitigkeiten unter uns nur deshalb entstanden sind, weil sie meine Schwestern nicht leiden wollte, die mir doch aufs treueste die Wirtschaft führten und denen ich großen Dank von meiner frühesten Jugendzeit her schuldig bin —"

„Die aber ebensowenig meine Mutter leiden wollten," bemerkte Frau Holder, „obgleich sie ihre Wohnung in unserem Hause wie eine Mieterin bezahlte — meine Mutter, an der ich noch den einzigen Halt gegen soviel Unbill hatte, wie sie keine Frau erträgt, die sich selbst achtet."

Die drei Damen im Hintergrunde waren wieder aufgestanden und bewegten sich mit eiligen Schritten vor. Sie schienen das Wort zu gleicher Zeit nehmen zu wollen, wurden aber mit einem imperatorischen „St!" in ihre frühere Position zurückgenötigt. „Das Verhältnis zwischen Ihren beiderseitigen Angehörigen scheint nicht das angenehmste gewesen zu sein," sagte der Präsident, „aber das kann Ihnen doch unmöglich ausreichenden Grund zur Trennung Ihrer Ehe geben. In derselben ist auch ein Kind geboren."

„Ja, Herr Präsident," antwortete Holder, „ein Knabe — ein so reizendes Kind, wie nur eines die Sonne bescheinen kann."

Bei diesen ganz treuherzigen Worten lächelte die Frau geschmeichelt, biß aber gleich wieder die Lippe und zog recht absichtlich die Stirn in Falten.

„Das Kind ist jetzt drei Jahre alt," fuhr Holder fort, „aber ich habe mich seiner noch wenig erfreuen können, so beglückt ich durch seine Geburt war. Ich meinte, nun würde alles besser werden, da wir doch gemeinsam für den kleinen Buben zu sorgen hätten; aber das war ein schwerer Irrtum. Nun sollten meine Schwestern das Kind gar nicht ansehen, und noch weniger anfassen, und als sie gar durchsetzen wollten, daß es nach unserem Vater Christian getauft würde, behauptete die Frau Kanzleirätin, das sei ein Kutschername, und meine Frau stimmte ihr natürlich bei. Ehe der Junge noch gehen konnte, war jeder im Hause verschiedener Meinung darüber, wie er erzogen werden sollte, und die Schwiegermama behielt zum gerechten Verdruß meiner Schwestern immer das letzte Wort. So konnte es keinen Tag an Zank und Hader fehlen."

„Und ich hatte immer schuld!" rief Frau Wingebeit empört. „Herr Präsident, es wird doch zu sagen erlaubt sein, daß ich freiwillig auszog und dadurch eklatant meine Friedfertigkeit bewies."

„Ich war Ihnen gewiß sehr dankbar dafür," sagte Holder. „Aber seitdem hielt sich Julie mehr bei Ihnen, als in meinem Hause auf, und darüber hatte ich allen Grund mich zu beklagen."

„Die Frage ist nur," bemerkte der Vorsitzende, „ob Sie gegenwärtig zur Versöhnung geneigt sind."

„O gewiß bin ich das," rief der Kaufmann und sein Auge leuchtete dabei in lebhafterem Glanz. „Aber es steht ja fest, daß meine Frau mich verlassen hat, und es ist also doch an ihr, in mein Haus zurückzukehren und ein freundliches Wort der Abbitte — nicht einmal an mich, ich brauche das nicht — aber an meine Schwestern ..."

„Nie und nimmer!" rief die junge Frau, und eine Röte stieg dabei in ihr schon erhitztes Gesicht.

„Sie behaupten eine unüberwindliche Ab-

neigung gegen Ihren Mann zu fühlen?" fragte der Richter im Ton des Vorwurfs.

„Herr Präsident," antwortete die Dame, — „der ist gar kein Mann."

Hinter dem einen Tisch entstand eine Bewegung des Verwunderns. „Wie, kein Mann?"

„Ich sage, er ist kein Mann," wiederholte die blonde sehr energisch. „Ein Mann nimmt seine Frau in Schutz und sorgt dafür, daß sie im Hause die Stellung hat, die ihr als Frau zukommt. Herr Holder hat sich aber von seinen Schwestern so abhängig gemacht, daß er auch nach seiner Verheiratung nur Rücksichten für sie kannte und von mir die unwürdigste Unterordnung unter ihr Regiment forderte. Es sollte alles bleiben, wie es gewesen. Fräulein Cornelie führte die Wirtschaft und Frau Eleonore Hagebusch war die Seele des Geschäfts. Für meine Thätigkeit im Hause blieb kein Raum; ich war ganz überflüssig, eigentlich nur überall im Wege. Nicht einmal über ein Plätzchen verfügte ich, auf das ich mich unbehelligt zurückziehen konnte; es galt schon für eine Beleidigung, daß ich eins von den Zimmern des alten Hauses für mich allein haben wollte. Auf Schritt und Tritt wurde ich beaufsichtigt wie ein Kind —"

„Das ist doch wohl eine arge Uebertreibung," bemerkte Holder, augenscheinlich sehr beunruhigt. „Wenn die liebevollste Sorge —"

„Das ist keine Uebertreibung," fiel die Frau mit Heftigkeit ein. „Es mag ja nicht böse gemeint gewesen sein; aber ich bin nun einmal nicht die Puppe, als die ich mich behandeln lassen sollte und ich konnte von meinem Mann, der mich zu lieben behauptete, erst verlangen, daß er meine Partei nahm und seine Schwestern, wenn sie mir mein Recht als Frau beständig verkümmerten, aus dem Hause entfernte, so viel Gutes er ihnen auch sonst thun wollte. So hätte ein Mann gehandelt."

Die beiden Damen waren aufgestanden und gaben durch Blicke und Gebärden zu erkennen, daß ihnen himmelschreiendes Unrecht geschehe. Ehe sie aber noch Worte finden konnten, ihrer Entrüstung Ausdruck zu geben, ersuchte der Präsident sowohl sie, als Frau Wingebeit abzutreten, da er mit den Eheleuten allein verhandeln wolle. Die Damen Cornelie und Eleonore ließen schmerzliche Seufzer vernehmen, fügten sich aber sofort; die Frau Kanzleirätin brauchte einige Zeit, bis sie sich vom Stuhl erhoben und ihren Umhang geordnet hatte. „Meine Tochter ist so schwer gekränkt," flüsterte sie dann möglichst vernehmlich, „daß von einer Aussöhnung wohl nicht die Rede sein kann. Ich bin übrigens am wenigsten ein Hindernis." Dann entfernte sie sich in stolzer Haltung.

Der Präsident sprach nun den streitenden Parteien kräftig ins Gewissen. Sie möchten bedenken, was sie einander am Altar gelobt hätten und was sie ihrem Kinde schuldig seien, das gewiß beide gleich herzlich liebten. — Bei der Erwähnung des Kindes wurde die Frau weich, drückte ihr Taschentuch vor die Augen und fing heftig zu schluchzen an. Holder, der nur auf ein Zeichen milderer Gesinnung gewartet zu haben schien, trat zu ihr, berührte streichelnd ihren Arm und sagte freundlich: „Julie, laß uns wieder als gute Eheleute miteinander verkehren. Ich weiß ja, daß du gegen mich selbst eigentlich gar nichts hast. Komm mit mir und alles soll vergessen sein. Du glaubst gar nicht, wie sehr ich mich nach dem Kinde sehne."

Sie zog den Arm fort, aber nicht gerade unwillig. „Ja, nach dem Kinde," antwortete sie; „das ist deine Strafe."

„Nach dir und dem Kinde," ergänzte er. „Warum hat's denn so weit mit uns kommen müssen? Wenn du dich doch nur einmal entschließen könntest, dein Herz zu befragen, mir offen in die Augen zu sehen . . ."

Sie wendete ein wenig den Kopf, lüftete auch soweit das Tuch, um allenfalls seitwärts zu ihm hinüberschielen zu können, schlug aber in seine dargebotene Hand nicht ein. „Es kann ja doch nichts helfen, Franz," meinte sie.

„Und warum soll es nichts helfen können?" fragte er eifriger zurück. „Wir könnten miteinander gewiß recht glücklich leben. Du bist eine so gute Frau, wenn deine Mutter nicht —"

„Siehst du? Da ist dir schon gleich wieder meine Mutter im Wege."

„Nicht doch! Ich kenne ihre vortrefflichen Eigenschaften, ich achte und ehre sie. Aber es ist doch nicht unumgänglich nötig, daß sie stets —"

„Und auf deiner Seite bleibt natürlich alles beim alten."

„Wenn du meine Schwestern meinst —"

„Die meine ich."

„Ja, ich kann sie doch nicht dir zu gefallen verstoßen."

„Verstoßen! Das nennst du nun so."

„Das alte Geschäftshaus ist ein Familienerbe. Es gehört uns gemeinsam."

„Und sie dulden dich gnädig darin.“

„Du bist gegen meine Schwestern ungerecht, Julie.“

„Sie lieben mich nicht, so zärtlich sie in deinen Augen thun.“

„Wenn du nur —“

„Also es bleibt da alles beim alten, das will ich nur wissen.“

„Mein Gott! es würde sich ja ein Arrangement treffen lassen ...“

„Ich muß doch sehr bitten, sich deutlich zu erklären,“ mischte sich nun der Justizrat Meck ein, indem er die Brille von der Nasenspitze zurückschob und den spitzen Kinnbart fast wagrecht wie eine Lanze aufrichtete. „Es ist meine Pflicht gegen diese junge Dame und ihre verehrte Frau Mutter, die nötigen Garantieen zu fordern.“

„Bemühen Sie sich nicht weiter,“ sagte Frau Holder wieder ganz kühl. „Ich bin schon völlig orientiert.“ Sie wendete sich an ihren Mann. „Mein Herr, ich bedaure die Schwäche, einen Augenblick an die Ernsthaftigkeit Ihres Vorschlags geglaubt zu haben. Es mag Ihnen gelungen sein, die Herren Richter gegen mich einzunehmen, indem Sie Versöhnlichkeit heuchelten. Aber mein Entschluß steht unwandelbar fest: nie wieder kehre ich in Ihr Haus zurück.“

„Julie —“ bat er.

„Nennen Sie mich nicht mehr so,“ verwies sie ihn streng. „Wir haben keine Gemeinschaft mehr miteinander.“

Er zuckte die Achseln und trat zurück.

Einige von den Richtern konnten sich bei dieser letzten etwas theatralischen Expektoration nur mit Mühe eines Lächelns erwehren. Die Scene spielte nun rasch zu Ende. Der Gerichtshof brauchte zur Beratung nur die kürzeste Zeit. Das Urteil wurde verkündet und lautete auf Trennung der Ehe. Die Ehefrau war für den schuldigen Teil erklärt.

Frau Holder, anscheinend höchst befriedigt, entfernte sich mit ihrer Mutter sogleich, begleitet vom Justizrat Meck, der in seiner langen Robe und mit dem von der Stirn zurückgeschobenen Barett eine possierliche Figur machte, wie er in kurzen Schritten um die Damen herumtänzelte. Holder wartete, bis das Vorzimmer leer war. Er sah finster und unzufrieden aus. Als seine Schwestern sich ihm mit Mienen und Worten des Bedauerns näherten, wies er sie kurz ab.

Die nächste Sache wurde aufgerufen.

2.

„Gott sei Dank, ihr seid geschieden,“ sagte Frau Wingebeit, sobald sie neben ihrer Tochter in dem Wagen Platz genommen hatte, der draußen für sie hielt.

„Warum sagst du: Gott sei Dank! Mama?“ fragte Julie viel unlustiger, als man hätte erwarten sollen. „Ich denke, es ist an sich ein großes Unglück, wenn Eheleute geschieden werden müssen.“

„An sich gewiß. Aber es kommt denn doch wesentlich auf die Umstände an.“

„Weißt du, daß ich schon nahe daran war mich bethören zu lassen?“

„Ah! unmöglich.“

„Ich hatte mich vor dieser Zusammenkunft recht gefürchtet, obschon ich mir's nicht wollte merken lassen, Mama. Ich bin Franz wirklich einmal recht gut gewesen —“

„Aber Kind!“

„Sonst hätte ich ihn doch nicht geheiratet und noch dazu gegen deinen Wunsch. Ja, ja — es ist so. Und er ist auch von Grund aus ein seelenguter Mensch.“

„Julie —!“

„Nur schwach, wo er energisch sein sollte, und eigensinnig, wo er nachgeben müßte. Als er wieder so freundlich zu mir sprach ... Ach! das ist nun vorbei, denken wir nicht mehr daran.“

„Denken wir nicht mehr daran.“

Julie seufzte. „Eine separierte Frau! Und ich soll schuldig sein.“

„Das ist so eine Formel, Kind. Unser Freund, der Justizrat Meck, hat mir's auseinandergesetzt. Es ist doch wieder gut, daß dein verstorbener Vater in seinem Testament zunächst nur mich zur Erbin eingesetzt und dich auf meinen Nachlaß verwiesen hat. Unser kleines Vermögen ist auf diese Weise für Holder unantastbar.“

„O! er würde auch im andern Fall keinen Anspruch darauf erhoben haben. Darin kenne ich ihn gut genug.“

„Nun, nun — ein Kaufmann ...“

„Mama, Du hast gegen Kaufleute ein ganz unbegründetes Vorurteil.“

„So! habe ich das? Ich wüßte nicht.“

„Es sind die ehrenwertesten Menschen darunter.“

„Aber sie nehmen, was sie bekommen können besonders die kleinen, die eigentlich doch nur Krämer sind.“

„Das thun alle, Mama."

„Doch mit Unterschied. Es wird sich nicht leugnen lassen, daß im Beamtenstande im allgemeinen eine viel noblere Gesinnung herrscht. Es gelten da andere Rücksichten. Wer in einer Beamtenfamilie aufgewachsen ist, wird sie überall sehr vermissen. Mein Großvater war, wie du weißt, Kriminalrat. Seine sechs Söhne wurden sämtlich königliche Beamte oder Militärs und leben zum Teil noch in recht angesehenen Stellungen. Ich will nur an meinen Bruder, den Postdirektor, erinnern, der sogar jetzt kaiserlich ist. Meinen Vater hast du als pensionierten Major gewiß noch in lebhafter Erinnerung. Für seine Töchter konnte er freilich keine großen Ansprüche machen. Ich heiratete einen Subalternbeamten, aber er war doch zugleich Landwehroffizier, und hätte es, zumal er nicht unbemittelt war, gewiß noch zu dem Titel eines geheimen Rats —"

„Und einer Stelle im Ministerium gebracht" — ergänzte die junge Frau etwas ungeduldig. Sie hatte sich diese Auseinandersetzung wahrscheinlich schon tausendmal gefallen lassen müssen.

Die Frau Kanzleirätin warf ihr einen verweisenden Blick zu. „Ja," schloß sie, „wenn er nicht leider so früh abberufen worden wäre. Ich will damit nur sagen, liebes Kind, daß ich sehr recht hatte, zu wünschen, daß diese alte Tradition durch dich, meine einzige Tochter, erhalten bliebe. Die Verbindung mit einem Kaufmann mußte sich rächen. Holder war ja wohlhabend genug, eine Frau ernähren zu können — vielleicht glänzender, als sie es hätte von einem selbst höheren Beamten erwarten können. Aber welchen lächerlich übertriebenen Wert legte er auf seine sogenannte alte Firma! Als ob so ein Ding gegen einen anständigen Titel aufkommen könnte. Sprach er nicht von Hungerleidern, wenn von Leuten in den einflußreichsten Stellen die Rede war, die sich mühsam aber ehrenvoll mit ihrem kargen Gehalt durchbrachten. Hinter dem Ladentisch freilich verdient man mehr. Und kann so etwas, wie ein altes Familien- und Erb-Geschäftshaus bei einem Beamten vorkommen? Wie kann mir das imponieren, daß schon vor mehr als hundert Jahren ein Fürchtegott oder Nathanael Holder da gehandelt hat? Von dem Erbhause stammt aber das ganze Unglück. Die Geschwister betrachten sich recht wie unveräußerliche Inventarienstücke dazu. Ich glaube, selbst die eingeborenen Ratten und Mäuse werden zu Ehren der Firma konserviert. Es ist zum Erbarmen!"

Frau Julie seufzte schwer. „Du siehst es so an," sagte sie. „Aber so ein altes Haus hat doch auch sein Ehrwürdiges mit den mancherlei Möbeln aus alter Zeit —"

„Ja, ich muß noch lachen," fiel die Mama keineswegs lustig ein, „wenn ich an den Tag denke als deine Ausstattung hintransportiert wurde. Was war das für ein Unglück! Ueberall stand schon etwas vom Großvater und Urgroßvater, und man konnte es nicht von der Wand rücken, ohne daß die Beine abfielen und die Böden herauspolterten. Die Thränen, die da von den beiden Damen vergossen wurden! Und ich galt natürlich als eine reine Barbarin. Da hätten wir schon alles voraussehen können und das ganze Verhältnis noch zu rechter Zeit abbrechen sollen. Aber du warst ja in das glatte Gesicht so verliebt —! Da hast du's nun."

Das blonde Weibchen sah recht nachdenklich vor sich hin auf den kleinen Schuh, der sich gegenüber ins Polster eingedrückt hatte. „Es wäre doch alles noch gut geworden, Mama," ließ sich das feine Stimmchen vernehmen, „wenn nicht die Schwestern —"

„Ja wohl! Diese Zuthat war zu garstig."

„Das heißt, Mama, unrecht will ich ihnen nicht thun. Für ihren Bruder möchten sie wirklich durchs Feuer gehen."

„Rechte Katzen sind sie — im Schmeicheln und Kratzen."

„Du hattest von Anfang an eine Aversion gegen sie."

„Die habe ich mir doch jedenfalls nicht merken lassen."

„Nu — nu — Mama!"

„Was willst du damit sagen? Ich finde dich überhaupt in sehr sonderbarer Stimmung, liebes Kind. Ich hatte erwartet, du würdest aufjauchzen, da du nun endlich deine Freiheit zurückerlangt hast."

„Ach, Mama . . ."

„Es fehlt nicht viel, so machst du mir Vorwürfe, daß alles so gekommen ist."

„Sprechen wir nicht darüber, Mama."

„Nein, sprechen wir nicht darüber."

Die Frau Kanzleirätin zog das gelbbunte Shawltuch fester um die Schultern zusammen, räusperte sich und blickte aus dem Wagenfenster.

Sie hatten das Gespräch noch nicht wieder aufgenommen, als sie vor der Wohnung an-

langten. Die ältere Dame schritt voran die Treppe hinauf und gab dem Mädchen schon unterwegs Anweisungen wegen des verspäteten Mittags. Die Fußdecke im Entree lag schief, was sie nicht ohne eine Bemerkung hingehen lassen konnte, auf die dann eine schnippische Antwort folgte. Rede und Gegenrede zog sich in die Küche hinein fort.

Frau Julie Holder sah recht melancholisch aus, als sie ins Wohnzimmer trat. Ein reizender kleiner Junge mit sonnenartig glänzenden hellblonden Locken und großen blauen Augen machte sich sogleich von der Wärterin los und eilte auf sie zu. Er hing sich an ihren Arm und fragte in seinem Kinderwelsch, warum sie nicht den Papa mitgebracht habe. Sie hob ihn auf, drückte ihn an die Brust und küßte ihn aufs zärtlichste. Aber sie brachte ihn damit nicht zum Schweigen. Die Lina habe ihm versprochen, wenn er recht artig sei, werde Mama den Papa mitbringen. Und er sei sehr artig gewesen und habe nur einem einzigen Bleisoldaten die Beine abgebrochen. Frau Holder schalt das Mädchen, daß es dem Kinde so etwas einrede. Lina aber wußte sich zu verantworten. Christelchen spreche immer selbst von seinem Papa und frage bei allem, was er in die Hand nehme, ob Papa ihm das geschenkt habe. Da hätte sie sich nicht anders zu helfen gewußt. Der kleine Bursche blieb auch dabei, der Papa habe die Soldaten und Reiter mitgebracht und würde gewiß noch mehr mitbringen. „Du armes Kind hast nun keinen Vater mehr," sagte Frau Julie schwermütig. Das bestritt er lebhaft. „Ja doch! ich habe einen Vater, und er ist sehr gut." Zuletzt wurde er unartig, wollte der Mama keinen Kuß geben und strampelte solange mit den Beinen, bis sie ihn auf die Erde ließ. Die Großmama kam und schalt. „Du wirst jetzt die Erziehung energischer in die Hand nehmen müssen," bemerkte sie. „Er ist nicht an Gehorsam gewöhnt."

„Wenn er mich nur recht lieb hat!" meinte die zärtliche Mutter. „Aber er denkt immer an seinen Papa."

„Man muß in Gegenwart des Kindes gar nicht von ihm sprechen," sagte die Kanzleirätin. „Kinder vergessen leicht."

„Wenn ich denke, daß er mich vergessen müßte . . ." Die Thränen rollten ihr über die Backen. Sie trug ihren Hut ins Schlafzimmer und verwahrte ihre Handschuhe, sie glatt ausstreichend, in einer Schieblade der Toilette.

Zufällig fiel ihr Blick in den Spiegel, und sie schien über die feuchten Augen und das bleiche Gesicht zu erschrecken. „So jung noch," murmelte sie, „und doch schon . . . Ach! lieber eine Witwe sein, als eine geschiedene Frau. Die Leute glauben ja doch nicht, daß es keinen andern Grund hat —"

Gegen Abend fand sich der Justizrat Meck zum Besuch ein. Er war ein Junggeselle in den vierziger Jahren und durfte sich als Hausfreund betrachten. Sein Haar war auffallend früh ergraut — wie er behauptete, von den Sorgen, die er sich um andere machen müsse — aber sein Gesicht zeigte immer die blühendsten Farben. Der Frau Kanzleirätin gegenüber spielte er den Galanten, und es hatte eine Zeit gegeben, wo sie ganz ernstlich an die Möglichkeit einer Bewerbung gedacht hatte. Das war freilich schon lange her, noch vor der Verheiratung Juliens. Seit sie Großmutter geworden, kam ihr der Gedanke nicht mehr. Das Verhältnis war nun ein still freundschaftliches, wenn es sich auch in der Umgangsform wenig verändert haben mochte. Nachdem Julie in das Haus ihrer Mutter zurückgekehrt, fand der Justizrat als juristischer Ratgeber Beschäftigung. Er behandelte Frau Holder immer mit einer gewissen, fast knabenhaften Schüchternheit, während er früher dem jungen Mädchen eine mehr väterliche Zärtlichkeit zugewandt hatte. Wenn er mit ihr sprach, bewegte er sich gern in poetischen Redensarten und verblümten Wendungen. Dabei schlug er die Augen nieder und lächelte verschämt, wenn sie ihm etwas Freundliches sagte. Schickte er sich an, ihr die Hand zu küssen, so spitzten sich die Lippen, als ob sie Honig schlürfen sollten, und dann berührte er doch kaum die zarte Haut. Um das Kind bemühte er sich mit komischem Eifer. Aber soviel Bonbons er auch an den kleinen Buben verschwendete, er machte ihn sich deshalb nicht geneigter. Nur mit Mühe gelang es stets, ihn zu einem Ritt auf seinem dürren Schenkel zu bewegen oder ihm einen Kuß abzulisten. Auch zu Tante Cornelie hatte er nicht gehen wollen, und daraus war Aerger genug entstanden.

Nun gratulierte der Justizrat zu dem glücklichen Ausgang des Prozesses. In solchen Fällen sei der Richterspruch immer unberechenbar. „Aber ich muß anerkennen, Sie haben sich sehr tapfer gehalten, meine verehrte Frau Klientin," wisperte er, „sehr tapfer. Es war keine Kleinigkeit, dieses Kreuzfeuer auszustehen. Das gute Herz spricht

doch immer ein bißchen mit. Und Herr Holder ist ja sonst gar kein unebener Mann."

„Kann sich denn nun meine Tochter wieder mit ihrem Mädchennamen nennen?" fragte die Mama.

„Dagegen würde kaum etwas Erhebliches einzuwenden sein," antwortete er. „Wozu aber? Ich hoffe, meine liebe junge Freundin wird recht bald beide Namen mit einem dritten vertauschen."

Julie errötete. „Sie irren, Herr Justizrat," sagte sie, „ich werde nie wieder heiraten."

„O — o — oh!" fiel er ein, den Hals ausreckend und die Augenbrauen spitzend. „So arg werden Sie sich an der Welt nicht versündigen. Eine so junge und schöne Frau —" er schlug die Augen nieder — „Hymens Fesseln können ja auch Rosenbande sein."

„Julie wird sich besinnen," meinte die Rätin. „Sie ist wirklich noch sehr jung."

„Nein gewiß, Mama," versicherte Frau Holder. „Schon des Kindes wegen nicht."

„Ein so reizendes Kind," rief der Justizrat. „Wer könnte so barbarisch sein, ihm sein Herz zu verschließen, wenn er die Mutter liebt?"

„Lassen wir dem Schicksal die Entscheidung," schloß Frau Wingebeit lächelnd. „In solchen Dingen muß man kein Princip aufstellen wollen. Es kommt da immer auf die Persönlichkeit an. Wer weiß, ob ich mich nicht zu einer zweiten Heirat entschlossen hätte, wenn . . . Ich bitte, ein Täßchen Thee, Herr Justizrat —"

Am andern Tage nahm die Kanzleirätin die erste Gelegenheit wahr, mit ihrer Tochter „ein ernstes Wort" zu reden. „Es wird jetzt nötig sein," sagte sie in ihrer entschiedenen Weise, „daß wir unser Verhältnis ordnen, liebes Kind."

„Wie meinst du das, Mama?" fragte Julie etwas überrascht.

„Du hast dich bisher gewissermaßen als meinen Gast betrachtet," fuhr die Rätin fort, „und ich bin damit ganz einverstanden gewesen. Der Prozeß hätte ja auch einen andern Ausgang haben können. Nun steht es fest, daß du von deinem Manne geschieden bist. Er hat gegen dich keinerlei Verpflichtungen weiter. Gegen das Kind freilich —"

„O, Mama! davon kann doch gar nicht die Rede sein. Lieber würde ich mir die Zunge abbeißen —"

„Gut, gut! Ich sage auch nicht, daß die Sache sonderlich eilt. Uebrigens würde die Verhandlung durch unsern Justizrat geführt werden können. Alles, was ich für jetzt sagen will, ist, daß nicht nur meine Tochter, die ich schon versorgt glaubte, dauernd in mein Haus zurückgekehrt ist, sondern daß sie mir auch einen Enkel mitbringt, ohne zu den Haushaltungskosten etwas beitragen zu können."

„Es ist mir wirklich nicht im Traume eingefallen, Mama, daß du —"

„Liebes Kind, wir sind nun einmal nicht so ätherische Geschöpfe, über die praktischen Bedürfnisse des Lebens hinwegsehen zu können. Es wäre Thorheit, wenn wir uns gegen die Einsicht verschließen wollten, daß du ganz mittellos bist, und mein kleines Vermögen mir nicht erlaubt, einen Hausstand auf großem Fuß zu unterhalten. Du wirst mir in der Wirtschaft helfen und deinen lieben Jungen selbst bedienen müssen."

„Wie? Lina soll entlassen werden?"

„Es wird nicht anders sein können."

„Aber Christel hat sich so an sie gewöhnt."

Die Mama zuckte die Achseln. „Du kannst nicht verlangen, daß ich dir auch noch einen Dienstboten halte, der nicht einmal ausreichend beschäftigt ist. Wir müssen uns im Hause einschränken, um nach außen angemessen auftreten zu können."

„Wenn ich gewußt hätte, daß ich dir so sehr zur Last falle, Mama . . ."

„Nun —?"

„Du hast niemals auch nur angedeutet, daß es dir an etwas fehlen könnte, im Gegenteil alle Welt glauben lassen —"

„Natürlich. Man wird sich doch vor den Leuten nicht bloßstellen. Das war ich deinem verstorbenen Vater, das war ich meinen Verwandten schuldig. Uebrigens ist von einem Mangel auch nicht die Rede. Wir sind eben nur veranlaßt, vorsichtig unsere Ausgaben zu prüfen. Wie in einem wohlhabenden Kaufmannshause kann es bei uns nicht zugehen."

Der jungen Frau war das Weinen nahe. „Du scheinst mir vorwerfen zu wollen," sagte sie, „daß ich es aufgegeben habe, um dir mit meinem Kinde zur Last zu fallen."

„Ich werfe dir nichts vor," entgegnete die Mama in strengem Ton; „aber ich mache dich, um alle Irrungen zu vermeiden, darauf aufmerksam, daß ich es bin, die den Hausstand unterhält, und daß du dich als Haustochter wieder nach meinen Wünschen zu richten haben

wirst. Ueber die Höhe deines Taschengeldes wird sich sprechen lassen."

Nun brachen wirklich die Thränen vor. „Du wirst mich doch nicht wie ein kleines Kind behandeln wollen, Mama! Aber ich kann ja arbeiten. Ich werde mir gewiß soviel verdienen können, daß ich Christel wenigstens nicht auf deine Großmut anweisen darf."

Die Kanzleirätin runzelte die Stirn. „Was sind das für sonderbare Reden! Du weißt, wie sehr ich den Jungen liebe. Bei ruhiger Ueberlegung, hoffe ich, wirst du finden, daß ich in allem recht habe."

„Ich habe dir nur zu oft recht gegeben."

„Gegen deine Schwägerinnen, nicht wahr?"

„Gegen meinen Mann."

„Sieh, sieh! das ist ja neu." Sie stand auf. „Wenn du's zufrieden bist, besorgen wir die Küche abwechselnd jedes eine Woche lang. Ich werde anfangen."

„Wie du willst."

Die Rätin verließ das Zimmer. Julie sah ihr mit sehr gemischten Empfindungen nach. Sie hatte über all dergleichen noch gar niemals nachgedacht. Eine geschiedene Frau! —

3.

War Frau Julie aus der Gerichtsverhandlung, bei der sie sich nach dem Lobe des Justizrats so „tapfer" benommen, recht melancholisch zurückgekehrt, so übte das Ergebnis auf Holder zunächst eine Wirkung, die sich nach seinem milden Benehmen nicht erwarten ließ.

Wenigstens konnten sich die Schwestern nicht gleich in ihn finden.

Seine Ruhe und Gelassenheit schienen sich erschöpft zu haben. Er polterte sich förmlich in eine wütende Stimmung hinein. „Ich bin gar kein Mann!" rief er. „Habt ihr's gehört? Und das muß ich mir vor den Herren vom Gericht sagen lassen. Ich bin gar kein Mann!"

„Aber lieber Bruder," flötete Cornelia, „wie kann dich das so aufregen? Jeder, der dich kennt —"

„Und ehrt —" ergänzte Eleonore.

„Und liebt," fuhr Cornelia fort, „weiß, was für ein treues männliches Herz dir im Busen schlägt."

„Das sagt ihr," eiferte Holder. „Aber Julie weiß es besser. Und in gewisser Hinsicht hat sie ganz recht. Ich habe mich von euch immer wie unter Vormundschaft halten lassen. Das kam so, weil die Mutter früh gestorben war und ihr eine Anzahl Jahre vor mir voraus hattet, und weil der Vater mich duckte, solange er lebte. Nachher ist's so geblieben. Ich habe stets zu allem ja gesagt, was ihr für gut hieltet, und mir eine eigene Meinung ganz abgewöhnt. Daß ich eine Frau ins Haus brachte, war euch gar nicht lieb; ich hab's wohl gefühlt. Und wahr ist es doch, daß ihr euch immer geflissentlich zwischen sie und mich gestellt habt. Ich wollte in Frieden leben und gab euch immer nach. Julie war ja auch jung und unerfahren. Aber sie hätte sich gewiß in ihre Pflichten als Hausfrau gefunden, wenn ihr sie hättet selbständig schaffen und wirken lassen. Das freilich war eine Gefahr für euer Regiment!"

„Aber Franz —!" riefen beide, ganz starr vor Schrecken, wie aus einem Munde, und Cornelia setzte hinzu: „wie kannst du dich so versündigen?"

„Sind wir nicht in Liebe und Eintracht miteinander aufgewachsen?" fragte Eleonore vorwurfsvoll und zugleich mit schmelzender Stimme.

„Und haben wir je etwas anderes im Auge gehabt als dein Wohl?" fuhr Cornelia fort.

„Haben wir deine Frau nicht auf Händen getragen?"

„War es nicht gerade unsere Absicht, sie vor allen rauhen Berührungen mit der unerfreulichen Wirklichkeit zu bewahren?"

„Haben wir nicht stets durch sanfte Vorstellungen auf sie einzuwirken versucht?"

„Und selbst die Invektiven der Frau Kanzleirätin mit heroischer Geduld ertragen?"

„Das ist nun der Dank für unsere aufopfernde Hingebung an dich."

„Ja, das ist der Dank!"

Ein heftiges Schluchzen brach auf beiden Seiten zugleich los und nahm bald einen krampfartigen Charakter an.

„Ja, weint nur, weint!" rief er unwillig. „Die Thränen sind wohlfeil. Ah! was wollt ihr? Das Unglück ist einmal da."

„Wenn wir es in deinen Augen verschulden —," wimmerte Cornelia, deren spitze Nase sich bedenklich rötete, „du hättest uns lieber dort vor Gericht verleugnen sollen."

„Vielleicht hätte man dir dann gnädigst verziehen," schluchzte Eleonore, ganz aufgelöst vor Schmerz.

„Nein," sagte er, „das hätte ich nicht über mich gewinnen können. Ihr wurdet angegriffen, und ich hatte euch zu verteidigen. Ich weiß, was ich euch als Bruder schuldig bin und ich werde das auch künftig nicht vergessen Aber ..."

Nun ließen sie ihn nicht ausreden, sondern eilten rechts und links auf ihn zu, faßten seine Hände, umarmten ihn, küßten ihn stürmisch. „Du bist der edelmütigste Mensch unter der Sonne — unser teurer, einziger Bruder — unser Schutz und Schirm — ach, wir haben ja nichts auf der Welt als diese!" riefen sie.

Er hielt ihnen Stand. „Beruhigt euch nur," bat er, „ich weiß ja, was ich an euch habe. Aber glaubt nicht, daß ich mich ferner am Gängelbande leiten lassen werde. Ihr sollt sehen, daß ich im Hause auch meinen Willen habe. Kein Mann! Sich so etwas öffentlich sagen lassen zu müssen! Und von seiner Frau. Himmelkreuzdonnerwetter! Man soll merken, daß ein Mann im Hause ist."

Er blieb tagelang in dieser zornmutigen Stimmung, polterte und eiferte, schalt und zankte. Mitunter entlud sie sich auch gegen Julie. „Ihr Eigensinn ist empörend!" rief er. „Wie sie dastand, als ob sie im besten Recht wäre! Zu Füßen hätte ich ihr fallen können, sie hätte sich nicht nach mir umgesehen. Solche Nicken! Wie läßt sich mit einer Frau leben, die solche Nicken hat."

Er biß die Zähne aufeinander. Man mußte ihn für furchtbar erbittert gegen Julie halten. Das Blatt wendet sich aber sofort, wenn eine der Schwestern sich's einfallen ließ, ihm zum Munde zu reden, ihn zu bedauern oder ihm gar verblümt Glück zu wünschen, daß er ohne seine Schuld von einer so launenhaften und hartherzigen Lebensgefährtin getrennt sei. Dann hieß es: „Sie war doch ein reizendes Weibchen, als ich sie heimführte. Daß sie wunderhübsch ist, muß ihr der blasse Neid lassen. Dieses köstliche blonde Haar, diese freundlichen Augen, diese zierliche Figur, diese Händchen und Füßchen! Und sie konnte ganz allerliebst sein, wenn ich sie einmal allein hatte. Aber die Mutter, die Mutter! Die hat alles verdorben, die hat ihren Eigensinn gestachelt, die hat solange in sie hineingeredet, bis sie gegen meine Bitten taub war. Was ich an ihr verloren habe, das weiß ich am besten."

Das war Cornelia doch zu stark. „Wie kann man so zärtlich von einem Menschen sprechen," warf sie ein, „der uns so tief gekränkt hat."

„O, du hast keine Ahnung," rief er, „was das heißen will, einen Menschen geliebt haben! Und Eleonore versteht ebensowenig davon. Sie hat ihren Mann geheiratet, weil es der Vater so wollte und für das Geschäft am ersprießlichsten hielt. Er war zwanzig Jahre älter als sie und nichts als eine lebendige Rechenmaschine. Seinen Tod hat sie nicht tief zu betrauern Anlaß gehabt; der alte Herr war ihr nur überall im Wege. Aus Liebe heiraten, das ist denn doch eine ganz andere Sache. Und wir haben uns nur aus Liebe geheiratet — wir!"

„Um so mehr hast du Grund, dieser Frau zu zürnen," wagte Cornelia schüchtern einzuwenden.

„Ja, und ich zürne ihr auch," bestätigte er, „gleichgültig kann sie mir gar nicht werden. Ich zürne ihr recht von Herzen. Glaubt doch nicht, daß ich so gutmütig bin, einen Fußtritt hinzunehmen. Ach, ich könnte ...! Es wird ja noch Mittel geben, sie es empfinden zu lassen, wie weh solche Kränkung thut."

„Nun sprichst du, wie ein Mann!" lobte Cornelia aufatmend.

„Aber Julie ist doch die Mutter meines Sohnes," sagte er wieder kleinlaut, „und sie bleibt die Mutter meines Sohnes, wenn sie auch nicht mehr, meine Frau sein will."

„Wenn das Kind nicht wäre," äußerte die Schwester sich etwas unbedacht, „du würdest viel leichter zur Ruhe kommen. Der Himmel hätte ein Einsehen haben können."

Das nahm er gewaltig übel. Das Kind sei seine größte Lebensfreude gewesen, und wer ihm die nicht gönne, den betrachte er als seinen Feind. „Julie mag sich auch nur nicht einbilden," sagte er mit blitzenden Augen, „daß sie nun Christel für sich allein behalten kann. Mir gehört er so gut wie ihr. Ich bin der Vater."

„Natürlich bist du der Vater," beschwichtigte Cornelia. „Aber wie willst du jetzt ..."

„Schicke sogleich in die Wohnung meiner Frau und laß Christel abholen. Den Nachmittag soll er bei uns sein."

„Ganz recht! Hier in deinem Hause mußt du das Kind haben, wenn du dich an ihm erfreuen willst."

„Wo denn sonst? Ich bin der Vater."

„Wenn aber Julie —"

„Schicke sogleich. Ich will den lieben Jungen haben."

„Ich fürchte nur ... Die alte Dore ist zu-

verläßig. Und sie soll hübsch auf die Wagen aufpassen und den Jungen nicht von der Hand lassen. Er ist gar zu wild."

„Wie du willst, lieber Franz."

Die alte Dore kam sehr entrüstet mit der Nachricht zurück, die Damen hätten sich mit aller Entschiedenheit geweigert, ihr das Kind mitzugeben. Als ob ich mit Kindern nicht umzugehen verstehe! Eine alte erfahrene Person!"

Holder wurde feuerrot im Gesicht. „So wollen die Damen Christel selbst herschicken?" fragte er.

„Nein, das wollen sie auch nicht," versicherte die Magd. „Ich hab's ihnen angetragen, aber die Frau Kanzleirätin sagte, es wäre keine Zeit dazu, und unsere Frau ... Entschuldigen Sie, Herr Holder, ich nenne sie noch so aus alter Gewohnheit —"

„Nun, nun? Was hatte Julie für einen Grund?"

„Sie würde das Kind nie von ihrer Seite lassen, sagte sie. Und sie sagte dreimal nie, richtig gezählt."

Die Schwestern waren stumm vor Staunen. Cornelia schlug die Augen zum Himmel auf und schüttelte unaufhörlich den Kopf, wie eine bewegliche Nippfigur, die einen Anstoß erhalten hat, Eleonore faltete die Hände unter der vollen Brust und blickte mitleidig den Bruder an, der solche Unbill leiden mußte.

Franz Holder selbst fühlte, daß irgend etwas geschehen müßte, das Peinliche der Situation zu mildern. „Es ist gut Dore," sagte er, „man weiß nun doch, woran man ist. Ich bitte euch," wandte er sich an seine Schwestern, „unterdrückt freundlichst jede Bemerkung über dieses sonderbare Benehmen der Damen. Sie haben sich offenbar die Folgen nicht überlegt. Ich bin der Vater und werde mir mein Recht nicht nehmen lassen. In diesem Punkte kenne ich keine Schwäche. Man soll sehen ... beruhigt euch! Ich werde den Damen einen Brief schreiben, der ihnen den Standpunkt klar machen wird. Gönnt mir nur eine halbe Stunde."

Er schrieb mit eisiger Feder aus empörtem Herzen. Mit dem Brief schickte er nochmals die alte Dore. Sie solle auf Antwort warten. Sicher werde man ihr Christel mitgeben.

Aber sie kam wieder ohne das Kind zurück, die Damen hätten gesagt, es bleibe dabei, und weitere Briefe möchten sie sich verbitten. Herr Holder möge sich, wenn er eine Verhandlung für erforderlich hielte, an den Herrn Justizrat Meck wenden!

„Unerhört!" riefen die Schwestern wie aus einem Munde.

„Bist du nun überzeugt," fragte Cornelia, „daß diese Frau ein ganz herzloses Geschöpf ist?"

„Gewöhne dich nur an den Gedanken, mein armer Junge," fügte Eleonore hinzu, „auch von deinem Kinde geschieden zu sein."

„Nie, nie, nie!" rief er. Die alte Dore zählte wider bis drei, aber natürlich nur im stillen. Da bin ich doch neugierig, dachte sie, wer's am längsten aushält. Zerreißen können sie doch am Ende das Kind nicht.

4.

Holder ließ diesen Tag vorübergehen. Am nächsten Vormittag aber machte er sich auf und zog die Glocke der Frau Kanzleirätin.

Lina öffnete ihm. „Ach, Herr Holder, Sie ...?"

„Er komme seinen Sohn besuchen", sagte er, „da man sich doch weigere, ihn zu ihm zu schicken."

Das Mädchen war sehr verlegen. „Ich weiß nicht, Herr Holder, ob ich Sie melden darf —"

Er steckte ihr ein Geldstück in die Hand. „Lassen Sie mich nur lieber gleich ein," bat er; „abtrösten wird man mich doch nicht."

Er klopfte an und trat auch sogleich ein.

Frau Julie saß in der Nähe des Fensters bei einer Handarbeit, der Thüre den Rücken zukehrend. Christel spielte neben ihr auf der Erde mit Bauklötzen. „Der Papa!" rief er und sprang auf.

Julie warf einen raschen Blick zurück, ließ ihre Arbeit fallen, ergriff den Knaben, der dem lieben Gast entgegenlaufen wollte, hob ihn auf den Arm und verließ mit ihm, ohne ein Wort zu sprechen, in eiliger Flucht das Zimmer.

Der Junge sträubte sich und fing an zu weinen. Durch die geschlossene Thür hörte Holder ihn stürmischer und immer stürmischer rufen: „Ich will zu meinem Papa — ich will aber doch zu meinem Papa!"

Dieser Empfang versprach nichts Gutes. Der Kaufmann wartete mit klopfendem Herzen eine Weile stehend, was man beschließen werde. Da niemand sich meldete, setzte er sich auf einen Stuhl und kreuzte die Arme über der Brust. „Ich will doch sehen, wie weit sie's treiben," murmelte er verbissen.

Endlich nach einer guten Viertelstunde erschien die Frau Kanzleirätin. Ihr Gesicht war stark gerötet und das Kinn schien das Haubenband sprengen zu wollen. „Mein Herr," nahm sie sofort das Wort, „ich finde Ihr Benehmen sehr eigentümlich. Sie dringen hier ins Zimmer ein —"

Er stand auf und verbeugte sich sehr artig. „Es war nicht meine Absicht," entgegnete er, „irgend jemand zu belästigen. Ich komme nur, um meinen Sohn zu besuchen."

„Aber ich erlaube mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Sie sich in meiner Wohnung befinden."

„Ich bedaure das selbst. Aber Christel ist nun einmal hier."

„Bei seiner Mutter."

„Ganz recht."

„Und seine Mutter ist auch bei mir nur zu Gast."

„Das mag sein. Aber Christel ist mein Sohn, und ich hoffe doch, überall und jederzeit Zutritt zu meinem Sohn fordern zu dürfen."

„Ich bin anderer Meinung, mein Herr. Ueber meine Wohnung habe ich zu verfügen und ich glaube Ihnen schon ausreichend angedeutet zu haben, daß mir Ihre Anwesenheit hier nicht angenehm ist."

„Sie hätten sich diese Unannehmlichkeit leicht ersparen können, Frau Kanzleirätin. Ich bat, mir Christel in mein Haus zu schicken."

„Meine Tochter ist des Kindes wegen sehr ängstlich. Sie läßt es nicht aus ihrer Obhut."

„Dann aber —"

„Mein Herr, ich habe mit Ihnen nichts weiter zu sprechen."

„Es kommt mir auch nur darauf an, Christel zu sehen und mich an dem Kinde zu erfreuen."

„Ich wünsche eben nicht, daß das bei mir geschieht."

„So werde ich selbst den Knaben mit mir nehmen. Ich denke, gegen diesen Schutz wird nichts zu erinnern sein."

„Darüber steht mir nicht die Verfügung zu."

„Wenn Sie also Ihrer Frau Tochter sagen wollen —"

„Mein Herr, ich weiß im voraus, daß Sie sich ganz vergeblich bemühen. Es ist sehr traurig, daß alles so gekommen ist. Nachdem die Scheidung eben ausgesprochen worden, müssen Sie wohl selbst einsehen, daß ein weiterer Verkehr nur Unzuträglichkeiten herbeiführen kann. Bis also Ihr Sohn erwachsen sein wird —"

„Sie scherzen grausam. Frau Kanzleirätin. — Jedenfalls erkläre ich, daß kein Tag vergehen soll, an dem ich Christel nicht daran erinnere, daß er einen Vater hat, der ihn liebt."

„Ich habe keine Zeit, mein Herr, mit Ihnen länger zu disputieren. Wenn es Ihnen also gefällig ist . . ." Sie deutete nach der Thür.

Er zuckte mit den Achseln „Ich bleibe, bis ich meinen Zweck erreicht habe."

„Diese Beharrlichkeit —! Ich bin freilich viel gute Lebensart von Ihnen nicht gewohnt, Herr Holder. Wo sollten Sie die auch gelernt haben? In Ihrem Stande kennt man zarte Rücksichten nicht. Eine so zudringliche Forderung setzt mich aber doch in gerechtes Erstaunen."

„Ein paar Stunden genügen mir."

„Ein paar Stunden —?! Und so lange soll ich mich einschränken lassen?"

„O — ich habe keinen Anspruch darauf, hier mit Christel allein zu sein. Beachten Sie mich gar nicht."

„Das übersteigt jede Vorstellung," rief die geärgerte Dame. „Mein Herr, Sie wollen Ihre Quälereien fortsetzen, um — ich weiß nicht was — zu erzwingen. Aber es wird Ihnen nicht gelingen, uns einzuschüchtern. Wir haben noch einen männlichen Schutz. Der Herr Justizrat Meck wird die weiteren Schritte gegen Sie veranlassen, uns Ruhe zu schaffen."

„Er hat nicht die Macht, einen Vater von seinem geliebten Kinde fernzuhalten," entgegnete Holder zuversichtlich.

Die Rätin entfernte sich nach dem Kabinett hin und zog die Thür polternd hinter sich zu. Es verging wieder eine längere Zeit. Aus einzelnen bis ins Vorderzimmer durchdringenden Lauten war zu entnehmen, daß Mutter und Tochter heftig miteinander konversierten. Zwischenein brüllte der Junge und schrie: „ich will aber doch zu meinem Papa." Endlich schienen die Damen sich zu überzeugen, daß Holder gutwillig das Feld nicht räumen würde. Die Thür öffnete sich ein wenig, und Christel huschte herein.

Die Thränen hingen ihm noch auf den Wangen, aber die Augen lachten schon wieder ganz munter. Er eilte mit ausgebreiteten Armen auf den Papa zu. Seine erste Frage war: „hast du mir etwas mitgebracht?"

Holder griff in die Rocktasche. Es kam eine Tüte mit Süßigkeiten zum Vorschein, über die der kleine Kerl sich sofort hermachte. Zwei von den Fruchtbonbons beschloß er für die Mama zu

verwahren, einen für die Großmama und einen für Lina. Als er aber seinen Teil verzehrt hatte, meinte er, Mama habe eigentlich auch an einem Bonbon genug, und nach einer Weile ging es ihm im Kopf herum, daß die Großmama schlechte Zähne habe und etwas Süßes nicht möge. Holder überredete ihn aber bei seinem Beschluß zu bleiben. „Du kannst ja abwarten," sagte er, „ob sie den Bonbon annimmt, und die Mama muß doch von einem guten Sohn doppelt bedacht werden." Christel wiederholte von Zeit zu Zeit: „wir wollen abwarten." Das Papier mit seinem verlockenden Inhalt beunruhigte ihn sehr.

Holder ergötzte sich an seiner munteren Plauderei, ließ ihn auf dem Bein reiten, baute ihm Häuser auf, exercierte mit seinen Soldaten und ahmte zum größten Vergnügen des kleinen Buben die Stimmen seiner Holztiere nach. Dabei kam er denn auch gelegentlich mit ihm in Streit, wenn Lina einen anderen Laut beliebt hatte, von dem nun nicht abgewichen werden sollte. Ließ Christel sich nur küssen und liebkosen so gab er gern nach. Er konnte gar nicht müde werden, die blonden Locken, die so lebhaft an die Mama erinnerten, zu streicheln, auszuziehen und wieder um den Finger ringeln zu lassen. So verging eine gute Stunde, ohne daß ihm die Zeit lang wurde, und erst als die Uhr zum Spielzeug genommen wurde, merkte er, wie schnell sie ihm vergangen war.

Im Kabinett hinter der verhängten Glasthür war schon wiederholt ein Räuspern und Hüsteln vernehmbar geworden. Ein paarmal ward auch die Thür halb geöffnet und geräuschvoll wieder geschlossen. Wahrscheinlich sollte dem unliebsamen Gast angedeutet werden, daß man sich über sein langes Bleiben wunderte und endlich seine Entfernung wünschte. Da er diese Zeichensprache nicht zu verstehen schien, kam zuletzt Lina ins Zimmer — sicher nicht aus eigenem Antrieb — und meinte, Christelchen werde wohl schon recht hungrig sein. Der aber schüttelte dazu den Lockenkopf und versteckte sich hinter dem Papa, als sie ihn greifen wollte. Sie hielt sich länger dabei auf, als es den Damen erforderlich scheinen mochte; jedenfalls rief die schrille Stimme der Kanzleirätin sehr bald: „Lina — Lina!" — „Geben Sie mir Christel mit," bat das Mädchen, „ich bekomme sonst Schelte." Er versprach ihn gleich hineinzuschicken.

Der Abschied dauerte freilich noch eine Weile. Es war gut, daß der kluge Bursche sich nur selbst nach Abwechselung zu sehnen anfing. Er wolle einmal sehen, was die Großmama gekocht habe, sagte er und ließ sich nun auch nicht länger halten. Holder bat sich noch einen letzten Kuß aus und ging dann.

Aber am nächsten Tage fand er sich wieder ein und ließ sich nicht abweisen. Auch am dritten war er da, und Christel setzte immer sein Stück durch, zu ihm gelassen zu werden. Er bestellte sich, was der Papa ihm mitbringen solle, wobei wahrscheinlich Lina heimlich guten Rat erteilte. Sie kam bei diesen Besuchen auch nicht zu kurz.

„Nein! das wird unerträglich!" rief die Frau Kanzleirätin. „Diese Unverschämtheit! Ich bin nicht mehr Herrin in meinem Hause."

Julie hatte ein Ungewitter erwartet und sich ganz still in möglichster Entfernung von ihr gehalten. Leider hatte sie in der beschränkten Wohnung nicht das kleinste Plätzchen ganz für sich allein. „Ja, es ist entsetzlich, Mama," bestätigte sie. „Aber was ist dagegen zu thun? Er ist der Vater, und der Herr Justizrat meint doch auch, daß wir ihm das Kind nicht vorenthalten dürfen."

„Ach, die Juristen kommen immer nicht von ihrem Paragraphen los," rief die Rätin unwillig. „So etwas läßt sich gar nicht nach dem Landrecht beurteilen. Es ist dummes Zeug, daß ich gezwungen sein soll, täglich mein bestes Zimmer stundenlang zu entbehren. Ich bin ja selbst wie gefangen, kann mich nicht rühren und regen, gelange nicht zu meinen Sachen vorn, wenn ich nicht in unangenehme Berührung mit diesem rücksichtslosen Herrn kommen will. Es wird das beste sein auszuwandern und ihm das Haus zu überlassen. Der Aerger macht mich krank."

„Wenn wir nur ein Mittel wüßten, Mama —"

„Und für deinen Jungen sind diese Besuche auch ein wahrer Verderb. Er spricht ja schon von nichts anderem mehr, als von seinem Papa. Natürlich! Wenn man das Kind mit Süßigkeiten stopft und mit Spielzeug heranlockt! Gib nur acht, wie lange deine Autorität noch gelten wird. Wie kann da vernünftigerweise noch von Kindererziehung die Rede sein. Ich bekomme schon gar kein artiges Gesicht mehr zu sehen."

Julie weinte. „Daß ich dir so zur Last fallen muß . . ."

„Ei was! zur Last fallen! du bist meine Tochter und Christel ist mein Enkel. Aber alles muß doch eine Art haben. Wir können doch

nicht verdammt sein, die Bosheit dieses Menschen geduldig hinzunehmen. Denn um das Kind ist es ihm schwerlich zu thun. Aber uns durch seine Beharrlichkeit zu peinigen, uns das Leben zu verleiden, das ist sein Zweck und dazu gebraucht er mit Vergnügen diesen Vorwand."

„Da thust du ihm doch wohl Unrecht, Mama," wendete Julie schüchtern ein. „Warum sollte er das Kind nicht lieb haben?"

„Entschuldige ihn nur noch," zischelte die Rätin. „Wie dem sei, ich sage, dieser Zustand wird nachgerade unerträglich. Ich wende mich an die Polizei. Es wird doch wohl auch noch für eine arme Witwe Recht geben."

„Soll ich Christel zu ihm gehen lassen?" klagte Julie. „Bei seinen Schwestern wird er mir dann ganz verdorben. Es ist mir ein Stich ins Herz, wenn ich nur daran denke, wie sie ihn mir abwendig zu machen bemüht sein werden."

Die Erwähnung der Schwestern Holders brachte die Rätin zum Schweigen. Ihnen gönnte sie denn doch den Triumph nicht, sich eines Sieges rühmen zu dürfen. Aber als abends der Justizrat zur Tasse Thee kam, brachte sie die Angelegenheit wieder zur Erörterung. So könne es auf keinen Fall weiter gehen.

Meck drehte seinen Zickelbart spitz aus und schloß bald das rechte, bald das linke Auge. „Meine verehrte Freundin," flüsterte er, „die Verhältnisse sind nun einmal irregulär, und man muß sich in sie schicken, so gut es eben gehen will. Da ein Kind Vater und Mutter hat —"

„Aber das versteht sich ja von selbst. Die Frage ist, wie man sich dieses überlästigen Menschen erwehrt?"

„Ja, das ist die Frage, werteste Frau. Ich gebe zu, daß Herr Holder von seinem Recht einen etwas zu ausgedehnten Gebrauch macht, den man schon einen Mißbrauch nennen könnte; ich gebe zu, daß es möglich wäre, ihn zu nötigen, seine Besuche einzuschränken, vielleicht einen bestimmten Tag in der Woche zu wählen. Aber..." Er zog die Augenbrauen spitz auf und streckte den Zickelbart vor, indem er die Lippe einzog.

„Aber —?"

„Das gibt eine recht unbequeme Verhandlung vor dem Herrn Vormundschaftsrichter, der allein die Macht hat, dieses Verhältnis zu regulieren, und man weiß im voraus nicht, welche Anträge von der anderen Seite gesetzt werden, und ob der Grund, weshalb Sie das Kind nicht in das Haus seines Vaters gehen lassen wollen, für stichhaltig wird erachtet werden. Ich stelle mir vor, Herr Holder wird selbst sehr bald die Lust verlieren, sich unter so unerfreulichen äußeren Umständen täglich mit dem Kinde zu beschäftigen. Haben Sie nur noch kurze Zeit Geduld. Er wird einen Tag um den andern, dann den dritten und vierten Tag kommen, zuletzt kaum jede Woche regelmäßig sich eine Stunde abmüßigen. Man hat Erfahrungen!"

„Da kennen Sie seine Beharrlichkeit schlecht," wendete die Rätin ein. „Und ich gestehe, daß ich keine Geduld mehr zur Verfügung habe. Mag Herr Holder seine geschiedene Frau in den Stand setzen, sich eine eigene Wohnung zu mieten, dann mag er kommandieren."

„Mama —!" rief Julie entrüstet. „Ich würde nie von ihm etwas annehmen. Wie kannst du auch nur an die Möglichkeit denken —"

„So schaffe mir auf andere Weise Ruhe," fiel Frau Wingebeit ein. „Ich weiß keinen andern Ausweg."

Der Justizrat suchte zu vermitteln. Er versprach an Holder zu schreiben, ihm ruhig vorzustellen, daß ein Abkommen getroffen werden müsse, ihn zu einer Konferenz einzuladen. Julie dankte ihm mit einem Händedruck. Holder müßte ja ganz seine Natur verwandelt haben, meinte sie, wenn er sich in einer so billigen Sache unnachgiebig zeigen wolle.

Es gingen denn auch Briefe hin und her. Die Wahrheit zu sagen: Holder war schon nicht mehr so eifrig als zu Anfang. Die Zeit, die er Christel widmete, mußte er seinem Geschäft entziehen, und so reizend es ihm auch erschienen war, mit dem Kinde zu spielen, der Kreis um diese Beschäftigungen war doch sehr enge. Er verstand es nicht, wie ein weiblicher Mentor, dasselbe Spiel endlos auszuspinnen und durch immer neue Variationen interessant zu erhalten. Christel wurde schon ungeduldig, wenn er zu lange blieb, lief hinaus und kam wieder, holte wohl auch seine Lina herbei, die dies und das besser verstehe. Holder sah ein, daß sich die täglichen Besuche sehr bald ganz von selbst verbieten müßten, und war deshalb gar nicht unzufrieden mit diesem Eingriff von der anderen Seite, der ihm einen angemessenen Rückzug gestattete, ohne daß er sich „etwas vergeben" durfte. Er beschränkte sich also „freiwillig" auf zwei Tage in der Woche, einen Vor- und einen Nachmittag, unterließ aber nicht beizufügen, daß er sich keine bindende Verpflichtung auflege, son-

dern sich alle seine Rechte reserviere, und die Worte „alle seine Rechte“ unterstrich er zweimal.

5.

Nach dieser Ordnung gings nun eine Weile ohne sonderlichen Anstoß. Von Lina erfuhr Holder gelegentlich, daß ihr gekündigt sei; sie würde nur noch bis zum Ablauf des Vierteljahrs bleiben. Sie äußerte sich sehr traurig darüber. „Christelchen hat sich so an mich gewöhnt,“ sagte sie, „er geht fast lieber zu mir, als zu seiner Mama. Ich bin dem Kinde auch sehr gut.“ Holder versäumte selten, ihr ein Stück Geld in die Hand zu stecken; das mochte ihr das längere Bleiben noch lockender erscheinen lassen. Von den Damen des Hauses war mitunter die Frau Kanzleirätin zu sehen. In ihrem Putzzimmer stand die Kommode, aus der sie den einen und andern Gegenstand zu holen hatte. Warum sollte sie warten, bis Holder weggegangen war? Meist machte sich dieses Bedürfnis geltend, wenn er über eine Stunde blieb. Sie nahm dann von ihm nicht mehr Notiz als vor der Gipsfigur auf dem Eckschränkchen. Er sollte wissen, daß sie sich ganz zu Hause fühle. Wenn er sie höflich anredete, gab sie die knappste Antwort, oder legte den Kopf ins Genick und strafte ihn durch einen strengabweisenden Blick.

Eines Tages bei solcher Gelegenheit wagte er das Anerbieten, seinem Sohne aus eigenen Mitteln auch ferner eine Wärterin zu halten. Es wurde sehr übel aufgenommen. „Mein Herr,“ sagte die Rätin, „ich habe mich aus besonderen Gründen, die nicht in Ihrer Person liegen, dazu verstanden, Sie zu bestimmter Zeit in meiner Wohnung zu dulden. Das gibt Ihnen aber nicht das mindeste Recht, sich um meine häuslichen Angelegenheiten zu bekümmern. Ich allein habe darüber zu befinden, ob ein zweiter Dienstbote zu halten ist oder nicht, und ich werde es als eine Beleidigung ansehen, wenn Sie noch einmal so undelikat sein sollten, mir eine Unterstützung anzubieten. Meine Mittel erlauben es mir Gott sei Dank noch, meine Tochter mit ihrem Kinde zu unterhalten.“ Sie ließ ihm gar keine Zeit, sich zu rechtfertigen, sondern entfernte sich sogleich in stolzester Haltung.

Julie sah Holder gar nicht. Er trug Christel stets einen Gruß an die Mama auf, aber er erfuhr nie, ob er bestellt war. Ein paarmal glaubte er zu bemerken, daß sich die Gardine an der Glasthür nach dem Kabinett bewegte. Es konnte sie jemand mit leiser Hand ein wenig zurückschlagen, um ein freies Stellchen zum Durchschauen zu gewinnen, und er bildete sich auch ein, Augen an der Glasscheibe gesehen zu haben. Sie verschwanden aber sofort wieder. Das war Julie! sagte er sich erfreut. Erkannt hatte er sie freilich nicht, und es gab auch noch mancherlei andere Möglichkeiten. Es war ihm immer, als gehörte sie in dieser Stunde wenigstens zu ihm und dem Kinde, und wenn er's küßte und herzte, konnte er sich's recht schwermütig vorstellen, daß sie ihnen fehlte. Nun war es ihm wie eine Beruhigung, daß er sich einreden dürfte, sie sei mitunter in der Nähe und beobachte ihn, wie er mit dem Kinde umgehe. —

Den Schwestern waren diese Besuchsgänge offenbar sehr unangenehm. Sie hatten sich sogleich höchst unwillig darüber ausgesprochen, daß er „halb und halb zu Kreuz krieche.“ „Meine Sache wäre es nicht,“ sagte Cornelia, „mich den Menschen aufzuzwingen, die mich kränkend behandelt haben. Soviel Stolz muß man doch besitzen, ihnen aus dem Wege zu gehen, wenn man sie schon nicht nach seinem Willen zwingen kann.“ — „Was doch noch keineswegs feststeht,“ ergänzte Eleonore. „Du hast sehr rasch deine gerechten Ansprüche aufgegeben.“ Seitdem schienen sie die für diese Besuche festgesetzte Zeit gar nicht im Gedächtnis behalten zu können. Jedesmal wenn er sich zum Ausgehen rüstete, gab es wieder verwunderte Fragen, abfällige Bemerkungen. „Ich begreife nicht —“ und „ich verstehe nicht —“ und „was sie nur von deiner Langmut denken müssen?“ Seine erst sanfte, dann ärgerliche Bitte, ihn gewähren zu lassen, blieb unbeachtet. „Es ist geradezu verletzend für uns,“ meinte Cornelia, „daß du da nachgibst, dem Kinde geschieht ja auch nie Schade, wenn es sich einmal ein Stündchen in unserer Gesellschaft bewegt.“ — „In befreundeten Kreisen spricht man darüber,“ klagte Eleonore, „und wir wissen nicht mehr, was wir zu deiner Verteidigung sagen sollten. Am Ende bist du doch der Vater, das Kind ist ein Knabe, und das Gericht hat seine Mutter für den schuldigen Teil erklärt.“ — „Das mindeste wäre doch,“ dekretierte Cornelia, „daß die Zusammenkünfte abwechselnd hier und dort stattfänden.“ — „Und wenn du es ein einziges Mal durchsetztest, Christel in deinem Hause zu sehen,“ trumpfte Eleonore mit geröteten

Wangen, „es hätte doch ein anderes Ansehen, du würdest wenigstens nicht im Princip ganz und gar den kürzeren gezogen haben.“ Es war ihm sehr verdrießlich, daß er darauf keine Antwort geben konnte, die ihn auch nur selbst befriedigte. Am liebsten drückte er sich heimlich. Das gelang aber in den seltensten Fällen, da die Schwestern in ihrer Sorglichkeit ihn auf Schritt und Tritt beobachteten. Mitunter kam es ihm so vor, als ob sie förmlich in ihrem Wächteramt abwechselten, um ihn nur keinen Augenblick ganz aus den Augen zu verlieren. So arg hatten sie's früher doch nicht getrieben!

Sie verfügten übrigens noch über ein anderes, unerschöpfliches Thema. Er solle seine Jugend bedenken, sich alle melancholischen Grillen aus dem Sinn schlagen und sich wieder auf Freiers Füße stellen. „Wie gern behielten wir dich ganz für uns,“ hieß es, „aber dein Glück geht uns vor. Und wir könnten ja auch im besten Frieden miteinander leben, wenn deine Wahl diesmal auf ein stilles, bescheidenes Mädchen fiele, das sich gern in unsere Hausordnung fügte. Sieh nicht auf Schönheit oder auf Reichtum, sondern auf ein zufriedenes Gemüt und ein hingebendes Herz. Auch vor sonstigem Familienanhang muß man sich in acht nehmen. Wenn du uns erlauben wolltest, für dich zu suchen, wir würden gewiß das Rechte finden. Wer kennt dich so gut als deine Schwestern?“ Er konnte noch so eifrig versichern, daß er an eine zweite Heirat gar nicht denke, sie kamen immer wieder auf die Sache zurück und ließen es an neuen verlockenden Gründen nicht fehlen.

Es mußte ihm dann nach einiger Zeit auch auffallen, daß sich häufig in der Gesellschaft seiner Schwestern eine noch ziemlich junge Dame befand, die mit sichtlicher Beflissenheit in Beziehung zu ihm gebracht wurde. Fräulein Elmira war ganz das stille, bescheidene Mädchen, von dem sie geschwärmt hatten, und bewies bei jeder Gelegenheit eine rührende Anhänglichkeit an die beiden älteren Damen. Sie schien sich kaum eine andere Aufgabe zu stellen, als ihnen alle ihre kleinen Schwächen abzulauschen. Ihren Bruder verehrte sie schon deshalb, weil sie ihn so zärtlich liebten. Sie betrachtete ihn aus der Ferne mit schwärmerischen Blicken, schlug aber sittsam die Augen nieder, wenn er mit ihr sprach, und antwortete mit säuselnder Stimme. Auf Schönheit hatte sie keinen Anspruch; aber das schmale Gesicht würde vielleicht einen günstigeren Eindruck gemacht haben, wenn sie das Haar nicht so gesucht einfach getragen hätte. Holder hatte sie im Verdacht, ein wenig zu schielen, was aber ein Irrtum sein konnte, da sie in der Verschämtheit auch den Mund schief zu ziehen liebte. Er hätte sie unter anderen Umständen kaum beachtet; nun lag aber doch der Gedanke gar zu nahe, daß dies am Ende gar die Auserwählte sein solle. Deshalb hielt er sich scheu zurück. Ihr ganzes Wesen war ihm unsympathisch.

Die Schwestern manövrierten eine Zeitlang recht vorsichtig. Eines Tages aber wurde er durch die Nachricht überrascht, man brauche im Hause eine weibliche Hilfe und habe sich entschlossen, Fräulein Elmira aufzunehmen. Vorerst probeweise nur als Gast. Aber das gute Mädchen werde sich sicher ganz nach Wunsch bewähren. Sie sei eine Waise, ganz unabhängig und habe zwar keineswegs nötig, in fremde Dienste zu treten, fühle aber das dringende Bedürfnis, sich nützlich zu beweisen. Gefragt wurde er eigentlich gar nicht.

Das merkte er auch sehr wohl. „Thut, was ihr wollt,“ sagte er ein wenig ärgerlich. „Wenn ihr aber etwa glauben solltet, daß ich . . .“

Er besann sich in demselben Augenblick, daß es vielleicht geratener sei, zu schweigen, und brach ab.

„Was, liebster Franz?“ fragte Eleonore mit der Miene der Unschuld.

Er schüttelte den Kopf. „Thut, was ihr wollt.“

Noch nie war ihm die vorsehende Zärtlichkeit seiner Schwestern so drückend erschienen. Es eröffnete sich ihm da das unbequemste Kampffeld, und er kannte sich gut genug, um die Waffen zu fürchten, die ihn bedrohten. Er spähte nach einer Festung aus, in die er sich werfen könnte, wenn er zu arg bedrängt würde. Aber wo war ein Wall und Graben gegen diese sieggewohnten Angreifer fest genug?

Seine Stimmung wurde ganz desperat. Zu Hause fühlte er sich höchst unbehaglich. Er hatte nun drei weibliche Aufpasser und mußte sorgsam jedes Wort abwägen, das er sprach, den Unbefangenen spielen, während er doch überall Absicht merkte. Die Besuche im Hause der Kanzleirätin wurden ihm mehr und mehr verleidet. Und darin hatten die Schwestern doch ganz recht, daß er ihr und Julie eine Nachgiebigkeit gezeigt hatte, die ihm als Schwäche ausgelegt werden

mußte. Auch den Schwestern gegenüber könnte sich seine Position erheblich bessern, das sah er sehr gut ein, wenn er hier einen billigen Vorteil zu erringen vermöchte. Es war doch wirklich zu wunderlich, daß er seinen leiblichen Sohn nicht einmal besuchsweise in seinem eigenen Hause sollte empfangen dürfen!

Er entschloß sich an Julie zu schreiben und ihr einen Ausgleich vorzuschlagen: am Sonntag sollte Christel ihn besuchen. Er schickte ihr den Brief durch den Knaben hinein und sagte ihm dabei: „bitte die Mama, daß sie eine recht freundliche Antwort gibt.“ Aber statt derselben erhielt er den Brief nach zwei Tagen durch den Justizrat Meck uneröffnet zurück. Auf das Couvert war geschrieben: „Wird nicht angenommen.“ Er kannte die feste Handschrift der Kanzleirätin.

So wollte er sich denn doch nicht abtrumpfen lassen. Er öffnete nun selbst den Brief und legte ihn einem Schreiben an den Justizrat bei, den er ersuchte, mit den Damen über seinen Vorschlag zu verhandeln. Er sei fest entschlossen, auf diesen Bedingungen zu bestehen. Meck entgegnete darauf im Kanzleistil, es bleibe bei der früheren Weigerung, an deren Entschiedenheit denn doch kein Zweifel erlaubt gewesen sei. Die Frau Kanzleirätin finde aber seinen zweimaligen Besuch in der Woche sehr lästig und ziehe, da er nun selbst eine Aenderung des Abkommens gewünscht hatte, ihre Erlaubnis nicht zurück. Es genüge völlig, wenn er einmal in der Woche sich von dem Wohlsein seines Kindes überzeuge. Das Mitbringen von Geschenken, namentlich Süßigkeiten, müsse verbeten werden, da sich davon ein schlechter Einfluß auf das Verhalten des Knaben gezeigt habe. Der Mutter dürfe die Erziehung nicht erschwert werden.

Darüber ergrimmte sein Gemüt. „Steht's so?“ rief er. „Gut denn! So sehe jeder, was er durch Rücksichtslosigkeit erreicht. Gegen solche Unvernunft ist mit guten Gründen nicht mehr anzukämpfen. Gönnt man mir nicht den kleinsten Teil meines Rechts, so will ich mir das ganze nehmen.

Er sann nur noch darauf, wie er Christel in seine Gewalt bringen könne.

Dabei rechnete er auf den Beistand seiner Wärterin. In wenigen Wochen sollte dieselbe ihren Dienst aufgeben. Holder fragte sie, ob sie dann bei ihm eintreten wolle. Sie nahm unbedenklich das unverhältnismäßig reichliche Handgeld an. Dabei blinzelte sie ihm so listig zu, daß er an ihrer Bereitwilligkeit, ihm in jeder Weise gefällig zu sein, nicht zweifeln konnte.

Christel hatte ihm erzählt, daß er oft mit der Mama oder mit der Großmama, auch mit Lina spazieren gehe. „Lina muß aber immer an der Brücke umkehren,“ plauderte er, „sonst nimmt sie gleich der Schutzmann gefangen, der auf der andern Seite steht. Der Schutzmann hat einen scharfen Säbel, aber der Mama und Großmama thut er nichts. Kann ich auch einen scharfen Säbel tragen, Papa, wenn ich groß bin?“

„Vielleicht wirst du einmal Soldat.“

„Ja, ich will Soldat werden. Ich habe die Soldaten vorbeiziehen gesehen mit Trommeln und Pfeifen. Hu! die machen einen wüsten Lärm! Großmama bekommt davon Ohrenschmerzen. Warum trägst du nicht einen Säbel, Papa?“

„Ich bin ja kein Schutzmann.“

„Was bist du denn?“

„Ein Kaufmann.“

„Hast du auch ein großes Fenster, wie der Kaufmann da drüben?“

„Ja wohl. Möchtest du da einmal hineingucken?“

„Sehr gern. Aber Mama sagt, man darf nicht am Fenster stehen bleiben. Die Lina thut's aber doch, wenn ich bitte. Hast du auch scharfe Säbel zu verkaufen?“

„Nein. Aber Zeug zu einem neuen Sammetkittel für dich und prächtige blanke Knöpfe dazu.“

„Ich hab' aber kein Geld. Die Großmama sagt, Kinder brauchen kein Geld.“

So setzte sich das Gespräch noch eine Weile fort. Lina bestätigte, daß sie gewöhnlich nach dem Essen mit Christel in die frische Luft gehen dürfe, freilich nur immer von der Hausthür bis zur Brücke auf und ab auf dem Trottoir, damit man sie vom Fenster aus im Auge behalten könne. „Die Frau Kanzleirätin ist so untrausam,“ fügte sie hinzu.

Holder wartete einen Tag ab, an dem die Herbstsonne recht warm schien. Nachmittags nahm er einen geschlossenen Wagen und fuhr bis zur Brücke. Dort ließ er ihn halten und spähte durch das Fenster auf die Straße hinaus.

Es dauerte nicht lange, so kamen Lina und Christel wirklich angegangen. Er ließ sie bis dicht zur Brücke kommen, dann öffnete er den Schlag geräuschvoll und trat hinaus. Christel bemerkte ihn sogleich, machte sich von der Hand der Wärterin los und eilte jubelnd auf ihn zu.

„Ist das dein Wagen, Papa?“ fragte er neugierig.

„Ja wohl. Möchtest du auch einmal darin fahren?“

„Das wär' eine Freude, Papa! Fährst du gleich?“

„Gleich. Steig' nur ein.“

Das ließ Christel sich nicht zweimal sagen. Er war schon auf dem Tritt, als Lina dazukam. Sie erhaschte ihn an seinem Mäntelchen und wollte ihn zurückziehen. „Nein, das geht nicht, Herr Holder,“ sagte sie.

Er suchte sie abzudrängen. „Warum nicht? Ich nehme meinen Sohn mit mir.“

„Aber es ist mir aufs strengste verboten, Herr Holder —“

„Was für Bedenklichkeiten, Lina. Ich habe über meinen Sohn zu verfügen.“

„Nein, nein! das darf ich nicht erlauben.“ Ihre Hand leistete nur geringen Widerstand, während sie so tapfer sprach. Christel strampelte mit den kleinen Beinen und saß denn auch bald in der Wagenecke.

„Komm heraus, Christel. Die Mama ist sehr böse.“

„Nein, ich will mit dem Papa spazieren fahren.“

„Herr Holder, ich kann das nicht verantworten —“

Er stieg ein und wehrte sie ab. „Sagen Sie nur, ich hätte Sie gezwungen nachzugeben. Es ist auch so.“

Es sammelten sich Menschen. Das Mädchen fing an zu weinen. Holder gab dem Kutscher ein Zeichen abzufahren, und fort ging's über die Brücke in die alte Stadt hinein. Christel war sehr glücklich.

Seinem Papa aber schlug heftig das Herz. Er meinte wohl in seinem guten Recht zu sein. Daß er sich's aber mit so wenig ehrlichen Waffen hatte erkämpfen müssen, beschwerte doch sein sonst so redliches Gewissen. Nun freilich war der erste entscheidende Schritt gethan; die weiteren waren durch ihn gegeben.

Und doch schwankte er wieder. Er ließ den Wagen auf weiten Umwegen durch die Stadt und sogar ein Stück Weges aus dem Thor hinausfahren. Es machte seinem Christel ja so viel Vergnügen! Ja, wohl. Aber das war doch nur der vorgeschützte Grund. Noch konnte er's bei einer Spazierfahrt bewenden lassen. Wenn er Christel nach einem Stündchen seiner Mutter zurückbrachte, war so gut wie nichts geschehen. Ach! aber doch nicht in der Meinung der beiden Damen. Nein, es war zu spät einzulenken. Und wozu auch? Das Kind in seinem Hause mußte ihm eine feste Stellung gegen die Schwestern geben. Also ohne jedes weitere Zögern und Bedenken — durch!

Er befahl dem Kutscher, vor seinem Hause zu halten. Christel war gleich bereit, mit ihm hineinzugehen. Der Sammetkittel mit den blanken Knöpfen fiel ihm ein, als er das große Schaufenster sah, hinter dem der düstern Straße wegen schon die Gasflammen brannten. Er achtete nicht einmal darauf, daß der Wagen fortfuhr.

Das war ein Halloh im Hause, als Holder mit Christel an der Hand ins Zimmer trat, wo die Damen am Kaffeetisch saßen. „Christel — einziger Junge — bist du's wirklich? Das ist recht, Papa Franz — das ist doch einmal eine freudige Ueberraschung! O das allerliebste Kerlchen — das reizende Bübchen! Kennst du noch die Tante Cornelia —? Kennst du noch die Tante Lorchen? Gib mir das Händchen — reich' mir das Mäulchen. O du zuckersüßer, Junge!“

Christel erwiderte diese stürmische Bewillkommung freilich gar nicht nach Wunsch. Er wollte den Papa nicht loslassen und zeigte ein sehr unzufriedenes Gesicht, wenn er von den Tanten, die sich vor ihm auf die Knie niedergelassen hatten, gehätschelt und geküßt wurde. Zuletzt fing er gar zu weinen an. Von Fräulein Eleonore wollte er sich nicht einmal anfassen lassen. Sie hatte zu dem Ereignis sogleich Stellung genommen, sich mit einem Kuchen und einem Stück Zucker bewaffnet und mit diesen Gaben das Herz des Kleinen zu gewinnen gesucht. Er weigerte sich aber beharrlich, etwas von ihr anzunehmen und das Zureden der Tanten machte ihn erst recht unartig. „Den Eigensinn hat er von seiner Mutter,“ meinte Cornelia. Franz fand diese Aeußerung nicht nach seinem Geschmack. „Ihr wißt nicht mit Kindern umzugehen,“ sagte er.

Noch war keine halbe Stunde vergangen, als Lina als Abgesandte ihrer Herrin kam, Christel abzuholen. Die Frau Kanzleirätin sei in großen Zorn geraten, erzählte sie, und Frau Holder habe vor Aerger geweint. „Geben Sie mir das Kind gleich mit, Herr Holder,“ bat sie dringend, „ich weiß sonst nicht, was geschieht.“ Christel war zu ihr gelaufen, hing sich an sie und verlangte nach seiner Mama. —

Aber Holder war nun schon fest entschlossen, nicht zu weichen. „Christel bleibt fortan bei mir," entschied er, „sagen Sie das den Damen. Es versteht sich von selbst, daß die Mutter jederzeit Zutritt zu dem Kinde hat."

Darüber entstand große Verwunderung. „Wie? du willst Christel hier behalten?" riefen die Schwestern, miteinander Blicke wechselnd.

„Das will ich," sagte er. „Ihr habt mir's ja oft genug vorgeworfen, daß ich auf meinem Recht nicht bestand. Nun bestehe ich auf meinem Recht."

„Ja wohl!" gab Cornelia halblaut zu. „Aber auf eine so gewaltsame Weise . . ."

„Und so ohne jede Vorbereitung —" ergänzte Eleonore.

„Christel wird bei Papa schlafen," disponierte er. „Was braucht es da großer Vorbereitung. Ein Bettchen ist leicht hergestellt."

„Das wäre das wenigste," meinte Cornelia. „Aber wie willst du ein so junges Kind —"

„Sorgt nur nicht," fiel er schon geärgert ein. „Es soll ihm bei mir an nichts fehlen. Und mit einem Wort: ich will's einmal so."

„Mein Himmel — ja! ja!" begütete Eleonore. „Du bist auch gleich so heftig. — Sagen Sie Ihrer Frau, liebes Mädchen, daß Christel ein paar Tage bei uns bleibt."

„Nicht ein paar Tage, sondern für immer," korrigierte er mit großer Bestimmtheit.

Lina erklärte, einen solchen Auftrag gar nicht übernehmen zu können. Sie habe die schlimmste Behandlung zu gewärtigen, wenn sie das Kind nicht zurückbringe.

„Aber das Schlimmste, was Ihnen begegnen kann, ist doch, daß man Sie aus dem Dienst jagt," — gab Holder zu bedenken. „Und das wäre mir gerade erwünscht! Sie können dann sogleich bei mir eintreten."

„Wenn wir über die Bedingungen einig werden," setzte Cornelia hinzu.

„Wir sind über die Bedingungen schon einig," bemerkte Holder.

„Ah! du hast —"

„Ja, ich habe."

„Das ist allerdings sehr ungewöhnlich. Du wirst doch wenigstens deinen Schwestern erlauben, nachträglich zu prüfen —"

Eleonore stieß sie peinlich an. „Nicht jetzt, Schwesterchen — er ist so merkwürdig aufgeregt . . ."

„Thun Sie, was ich befehle," sagte Holder, sich in die Brust werfend. „Es soll Ihr Schade nicht sein, Lina," fügte er freundlich und nur ihr verständlich hinzu.

Lina gab nach. „Mit Gewalt kann ich ja doch das Kind nicht fortschleppen," tröstete sie sich sehr verständig.

Nun aber wollte Christel sie nicht loslassen. Es gab eine Scene. Alles, was sich allenfalls als Spielzeug behandeln ließ, wurde von den Tanten herbeigeschafft und als Lockmittel benutzt. Der Junge hielt sich krampfhaft an dem Mädchen fest und wollte nicht einmal den Kopf umdrehen. Lina fühlte sich in ihrer Unentbehrlichkeit. Endlich gelang es Holder, den kleinen Eigensinn durch das Versprechen zu begütigen, sie werde wiederkommen und seine Soldaten mitbringen. Aber erst, als sie selbst ihm dies bestätigte, gab er sie frei.

Es war damit nicht viel gewonnen, denn nun fragte er fast von Minute zu Minute, ob Lina noch nicht käme. Sie schien aber keine Eile zu haben. Vielleicht wollte sie den Damen noch eindringlicher beweisen, daß man mit ihr rechnen müsse. Holder sagte, er wolle sie holen. In Wirklichkeit kaufte er im nächsten Spielzeugladen eine große Schachtel mit Soldaten und brachte sie Christel. Das that kurze Zeit seine Wirkung. Dann aber brach der Sturm um so heftiger los. Er wollte zu seiner Mama, war nicht von der Stubenthüre fortzubringen, stampfte mit den Füßen und brüllte um so lauter, je mehr Mühe man sich gab, ihn zu beschwichtigen."

„Du hast da eine rechte Thorheit begangen, Bruder," wagte Eleonore zu äußern.

„Wie konntest du auch so etwas unternehmen," schalt Cornelia, „ohne es vorher mit uns zu besprechen? Wir hätten entschieden abgeraten."

„Kümmert euch nur gar nicht darum," wies er sie, doch nicht gerade sehr siegesgewiß, zurück, „ich werde mit meinem Christel schon fertig werden."

Das war freilich leichter gesagt als gethan.

Es wurde ein Brief abgegeben. Der Schreiber des Herrn Justizrat Meck warte auf Antwort.

Aha! Also es war männlicher und juristischer Beistand requiriert.

(Schluß folgt.)



Auf den Wällen. – Am Halmthor (S. 278).

Kopenhagen und seine Umgebung.

Von

Egon Zöller.

Eine kleine Anzahl Passagiere vereinte der Bord des Dampfers, welcher aus dem mächtigen deutschen Kriegshafen Kiels durch die schöne, langgestreckte, von dem Bülkerhuker Leuchtturm flankierte Bucht in die offene See den dänischen Landen zur Hafenstadt Korsör auf Seeland hinsteuerte. Während die vor einem Jahrtausend auf kleinen mit Drachenköpfen gezierten Ruderschiffen nach Deutschland fahrenden Nordländer, denen der heimische Boden keinen genügenden Raum für ihren Thaten- und Freiheitsdrang bot, eine Plünderung und Beraubung der deutschen See- und Flußgebiete bis hinauf nach Köln und Mainz beabsichtigten, führten die Passagiere unseres Dampfers nur eine friedliche Invasion der nordischen Reiche im Schilde, denn anstatt mit Schwertern und Keulen waren dieselben nur mit Operngläsern und Reisehandbüchern bewaffnet.

Ich hatte eines der deutschen Schiffe gewählt, welche seit dem Jahre 1880 am Tage die Verbindung zwischen Kiel und Korsör bewerkstelligen und auch die Post befördern, während die dänischen Schiffe nur des Nachts kursieren. Die deutschen Dampfer sind zwar etwas klein, doch komfortabel eingerichtet. Da Einzelkajüten fehlen, so müssen die Reisenden bei bewegter See die Leiden der Seekrankheit im Salon gemeinsam teilen. Bei der ruhigen See konnten die Passagiere nicht nur in dem Glaspavillon des Verdecks ohne jenes unheimliche Schaukeln von Tellern und Tischen das Mittagsmahl ungestört

einnehmen, sondern sich auch frei auf dem Verdecke und der ein kleines erhöhtes Plateau bildenden Kapitänsbrücke bewegen, um den Anblick der weiten Meeresfläche zu genießen, auf der am Horizont bald hier, bald dort stattliche Dreimaster mit geschwellten Segeln auftauchten und dem Auge einen Ruhepunkt gewährten. Eine Schar von Möwen, welche unser Schiff umkreiste, wurde von den Passagieren gefüttert. Mit ihren scharfen Augen aus der Höhe die auf der Oberfläche der Wellen tanzenden Brotbrocken erspähend, verstanden die Tiere es sehr geschickt, dieselben im Fluge zu erhaschen, indem sie mit ihren Schwingen kaum das Wasser berührten.

Nach einigen Stunden Fahrt auf offener See, tritt der Dampf zwischen den beiden dänischen Inseln Langeland und Laaland in das Fahrwasser des großen Belts ein. An den Ufern der Inseln lugen aus den feld- und waldumsäumten Buchten, um Kirchen friedlich lagernd, einige Dörfer hervor. Am Horizont erscheint endlich die größte Insel Dänemarks, Seeland, der gleichzeitig mit uns ein Dampfer mit den Passagieren zusteuert, welche den Weg durch Schleswig bis Fridericia und von hier über den kleinen, 1 Stunde breiten, Belt und die Insel Fünen zurückgelegt haben und nun den 3—4 Stunden breiten großen Belt durchkreuzen. Diese Route hat die kürzeste Seefahrt und wird namentlich bei stürmischer See von den der Seekrankheit leicht zugänglichen Reisenden gewählt.

Nach kurzem Aufenthalt in Korsör, führt uns der Zug mitten hinein in das fruchtbare Seeland (Sjaelland), auf dessen welligem Terrain die von Wohlstand zeugenden Bauernhäuser unsere Aufmerksamkeit fesseln. Hier wie auch im südlichen Schweden, umschließen die Gebäude einen inneren Hof, der entweder von einer nicht bebauten offenen Seite oder durch breite Thorwege zugänglich ist. Gleichsam als wollten sie sich in ihrer Freiheit nicht beeinträchtigen und sich gegenseitig Spielraum gönnen, sind die Höfe auseinandergerückt. Es spiegelt sich hierin der unabhängige, freie und selbständige Sinn des dänischen Bauernstandes ab, in dessen Tüchtigkeit und Wohlstand die Kraft des dänischen Reiches beruht. Es zeugt von richtiger Einsicht, daß Dänemark ebenso wie Schweden sich die Pflege des Bauernstandes angelegen sein läßt. Während jedoch in Schweden der Bauernstand auch unter allen Wechselfällen der Geschichte sich seine Freiheit bewahrte, verlor der dänische Bauer im Mittelalter durch das Uebergewicht des Adels seine Selbständigkeit. Erst Ende des vorigen Jahrhunderts (1788) wurde unter Friedrich VI. die Leibeigenschaft durch den edlen, freisinnigen Minister Bernstorff aufgehoben und jedem Bauer aus den früher gemeinsamen Wald- und Wiesenfluren und dem Ackerlande ein selbständiges Eigentum zugewiesen, dessen gute und wirtschaftliche Bebauung nunmehr im eigensten Interesse lag. Seit dieser Zeit ist der Wohlstand bis in die unteren Volksschichten eingedrungen; und wenn auch Dänemark keine so großen Kapitalisten wie England besitzt, so fehlt ihm dagegen auch jene besitzlose, unterste Volksklasse, welche — da deren harmonische Einfügung in die Gesellschaft noch nicht gelungen ist — dem Volksleben der industriellen Bezirke einen bitteren und disharmonischen Zug verleiht.

Inzwischen hat uns der Zug nach Sorö gebracht, das an einem klaren von Buchenwäldern begrenzten See gelegen uns zuerst den friedlich-idyllischen Charakter der nordischen Natur offenbart. Mit Sorö tritt uns ein Stück dänischer Geschichte lebendig vor Augen. Hier lebte im Kloster im Anfang des zwölften Jahrhunderts der Mönch Saxo Grammaticus, welcher zuerst die nordischen Sagen sammelte und im Auftrage des Erzbischofes Absalon eine ausführliche dänische Geschichte verfaßte. Es war die große Zeit der Waldemare, unter welchen der als Feldherr wie als Staatsmann und Bischof gleich ausgezeichnete Absalon das früher als Skandinavien mit dem kultivierten Europa in Verbindung getretene dänische Reich rasch zu Glanz emporhob. Bis nach Deutschland und den Ostseeprovinzen erstreckte sich die dänische Macht, bis der stolze Bau nach der Schlacht bei Bornhöved 1227 gegen Heinrich von Schwerin wieder zusammensank.

In der Klosterkirche zu Sorö ruht der aus Bergen gebürtige Dichter Holberg (1684 bis 1754), der zuerst eine neue dänische Litteratur gründete und in seinen Lustspielen in satyrischer aber gutmütiger Weise die Thorheiten seiner Zeit geißelte. In Ringsted — einer alten Stadt, in deren Mauern im Mittelalter das Landsting abgehalten wurde — folgen wir dem Strome der heimischen Reisenden zum Büffet. Dasselbe ist mit einer Anzahl von Tellern besetzt, auf deren jedem strahlenförmig geordnet eine Menge Schnittchen mit verschiedenen Fleischsorten

und buntfarbigen Gelees bereit liegen. Ein solcher Teller, den man für 50 Oere (56 Pfennige) ersteht, bietet eine billige und gute Mahlzeit. Diese Einrichtung bildet den Uebergang zu dem auch in Dänemark gebräuchlichen nordischen Tisch, von dessen verschiedenen und reichlich vorhandenen Speisen jeder Gast sich für 1 Krone (1 1/8 Mark) nach Belieben bedienen kann. Als ich beim ersten Ertönen der Glocke mit der dem Getriebe der deutschen Industriebezirke entsprechenden Hast zum Zuge eilte, war ich nicht wenig erstaunt, daß meine dänischen Mitreisenden noch



Dom zu Roskilde.

gemütlich ihre Zeche bezahlten und noch plaudernd auf dem Perron verharrten, bis der Schaffner zum Einsteigen mahnte.

Das Volksleben bewegt sich eben im Norden in ruhigeren Geleisen. Wenn auch des Lebens Intensität nicht in allen Zweigen gleichstark hervortritt, so ist demgegenüber der Kampf ums Dasein mit den Mitmenschen kein so bitterer und das Leben in vieler Hinsicht ein gleichmäßigeres.

Ehe wir weiter dem Zuge zur Residenz folgen, müssen wir nochmals in Betrachtung des Domes zu Roskilde (s. o. Abb.) die Zeiten auftauchen lassen, wo in dieser mächtigen, ehemals 100,000 Einwohner zählenden Stadt, die großen Waldemare und die Unionskönige residierten, bis Christoph von Bayern 1443 die Residenz nach Kopenhagen verlegte. In der interessanten, dreischiffigen, in spätromanischem Stile ähnlich wie die Dome zu Braunschweig und Ratzeburg erbauten Kirche haben die meisten dänischen Könige seit Harald Blauzahn ihre Ruhestätte gefunden. Hier liegt auch jene hohe Frau, Margarete, welche durch ihren überlegenen Geist zeitweise Einigung der nordischen Reiche erzielte. Doch war die Verschiedenheit der Länder und der früher eine Sprache redenden Bevölkerung schon zu ausgeprägt, als daß diese sich in eine auf äußerer Macht beruhenden Einheit hätten einfügen lassen. So zerfiel das große nordische Reich unter den weniger begabten Nachfolgern Margaretens schnell. Während Schweden rasch unter einem nationalen Königtum und dank der Freiheit des Bauernstandes emporblühte und bald auch Dänemark die südlichen Besitzungen in Schweden entriß, verblieb das ohnmächtigere Norwegen bis zu diesem Jahrhundert unter den dänischen Königen.

Das dänische Reich nahm einen neuen Aufschwung als Christian III., der Bugenhagen berief, die Reformation einführte und die Macht des Klerus brach. Da jedoch der Adel einen großen Teil der Kirchengüter an sich riß und die vom Reichsrate ausgeschlossenen Bauern in Leibeigenschaft verfielen, so konnte ein gesunder Volkswohlstand sich erst Bahn brechen, als wie erwähnt, Friedrich IV. den Bauernstand aus den Fesseln befreite.

Von Roskilde führt uns der Zug in kurzer Zeit zu unserem Reiseziele Kopenhagen, auf dänisch Kjöbenhavn, das heißt: der Hafen der Kaufleute. Um das nationale Leben besser kennen zu lernen, stieg ich in einem kleinen von Dänen besuchten Gasthofe ab, wo mich bald ein freundliches mit Doppelfenstern versehenes Zimmer, in dem der im Norden beliebte Schaukelstuhl nicht fehlte, aufnahm. Nach Belieben konnte man im Hause oder auswärts speisen. Eine Table d'hote findet man im Norden meist nur in den großen mehr einen kosmopolitischen Charakter tragenden Hotels. Die Speisen waren gut, die weibliche Bedienung sehr aufmerksam und die Preise mäßig. Der der dänischen Sprache nicht mächtige Deutsche hilft sich auch mit der eigenen Muttersprache durch, welche nicht nur von den Gebildeten, sondern auch von einem Teile des Volkes verstanden wird.

Einige Schritte führten mich auf den großen Königs-Neumarkt (Kongens-Nytorv, S. 272), einen wegen der Abgemessenheit der Verhältnisse

recht schönen Platz, auf den die verkehrsreichsten Straßen der Residenz münden. An dem Platze erhebt sich der stattliche im Renaissancestyl aufgeführte Neubau des Theaters. Die auf demselben befindlichen Worte „Ej blot til Lyst“ — Nicht nur zum Vergnügen — erinnern uns an die hohe Bedeutung des Theaters für die geistige Bildung des Volkes. Durch Aufführung der dramatischen Werke eines Holberg, eines Oehlenschläger (1779—1850), welche in das Dunkel der Sage gehüllte längst entschwundene Zeiten vor Augen führten, wurde das nationale Bewußtsein des Volkes neu geweckt und lebendig erhalten.

Von Kongens-Nytorv führen nach fünf Richtungen hin die Linien der Pferdebahn (sporvei), deren mit je zwei Pferden bespannte Wagen (sporvogne) von breitschulterigen Kutschern in gemütlicher Weise sitzend gelenkt werden. Für den billigen Preis von 10 Oere (12 Pfg.) gelangte ich zum Hafen (havn) der Stadt, von wo auf seiner bei dem damaligen Fischerdorfe Havn gelegenen Burg Erzbischof Absalon Ausschau gegen die seeräuberischen Wenden hielt.

Der Hafen ist von der Natur selbst angewiesen. Die Insel Amager ist nämlich in ihrem nördlichen Teile Seeland so nahe vorgelagert, daß zwischen Festland und Insel nur eine schmale Wasserstraße — der nördliche Kallebrostrand — verbleibt. Diese Wasserstraße bildet den von Süden nach Norden sich erstreckenden Hafen. Da auf der Insel Amager der von Kristian IV. gegründete Stadtteil Kristianshavn gelegen ist, so stellen an den engsten Stellen des Hafens zwei Brücken — die Kippelsbro und die Langebro — die Verbindung zwischen dem eigentlichen Kopenhagen und diesem Stadtteile her. Ueberragt wird Kristianshavn von dem hohen Turm der Erlöserkirche (Vor-Frelser-Kirke, s. nebenst. Abb.), um welchen außen spiralförmig gewunden eine Treppe in 397 Stufen zur Spitze führt, von wo sich ein schöner Anblick der Stadt, des Hafens, der Inseln und der weiten Fläche des Sundes bis zur schwedischen Küste bietet.

Wir kehren zum Hafen zurück. Die beiden vorgenannten Brücken gestatten mit ihren Klappöffnungen nur kleinen Schiffen Durchgang. Die eigentliche Einfahrt in den Hafen erfolgt von Norden her. Der Insel Amager vorgelagert und von dieser nur durch kleine Kanäle getrennt, sind die drei Inseln: Kristiansholm, Frederiksholm und Nyholm, auf denen sich die bedeutendsten Teile der Königlichen- und Privat-Werfte befinden. Der nördliche Teil des Hafens ist durch eine schwimmende Barriere und Dnc d'Alben — eingerammte und zusammengekuppelte Pfähle — in zwei Teile getrennt, von denen der an die vorgenannten Inseln anstoßende Teil die Station (Örlogshavn) der Kriegsschiffe ist, unter denen einige alte Holzschiffe uns

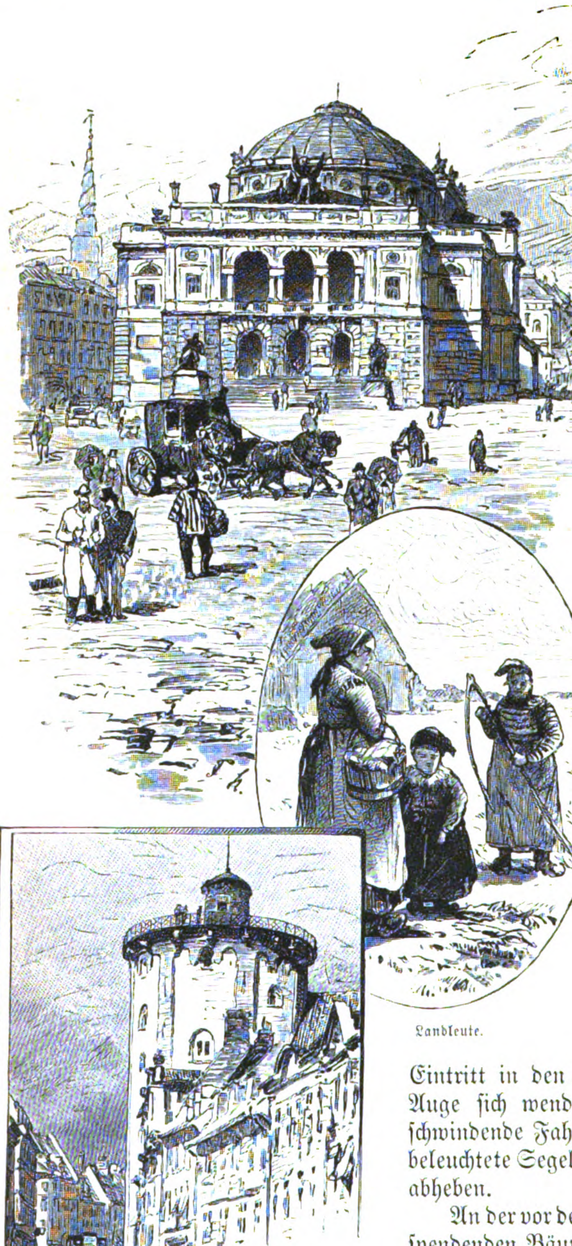


Vor-Frelser-Kirche.

an die frühere Seemachtsgröße des kleinen Landes erinnern. Die Marine besitzt ein Trockendock für größere Kriegsschiffe bis 6,6 m Tiefgang und ein Morton-Slip für kleinere Fahrzeuge. Die Quais sind fast sämtlich durch Bollwerke begrenzt, welche erst allmählich durch Mauern ersetzt werden.

Kopenhagen, welches in direkter Verbindung mit den deutschen Seehäfen Lübeck, Stettin, Danzig, und Königsberg steht, vermittelt fast ausschließlich den gesamten dänischen Handel mit den Nachbarländern und ist zugleich Durchgangshafen für den Verkehr nach Rußland und Finnland, sowie für einen großen Teil des deutsch-schwedischen Handels.

An dem äußeren (nördlichen) Ende des Hafens gelangen wir zu dem Zollamte (Told-



Kongens-Nytorv (S. 270).

Landleute.

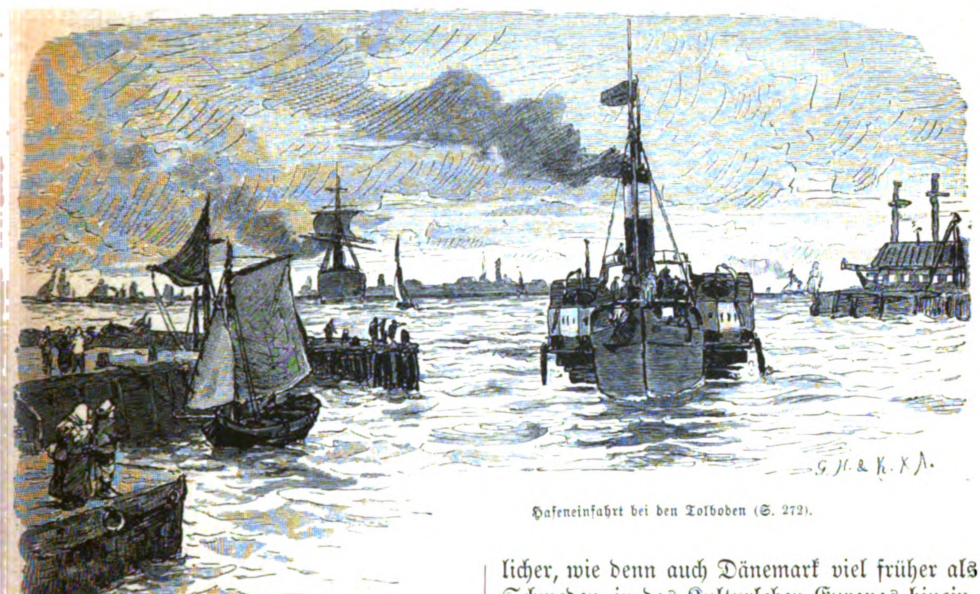
Der runde Turm (S. 277).

bod = Zollbude), zu der Lotsenstation und der steuerfreien Niederlage.

Nördlich von der Hafeneinfahrt, liegt auf Seeland von Doppelwällen und Gräben umgeben, die Citadelle Frederikshavn, deren am Meer entlanglaufender Befestigungsdamm, die lange Linie, der beliebteste Spaziergang Kopenhagens, bildet. Von hier aus genießt man das lebendige und bewegte Bild des Sundes. Rechts liegt der große Marinehafen mit den gewaltigen Kriegskolossen; vor uns taucht aus dem Meere neben den Lünetten die befestigte Insel Frekomer auf, so steil und trotzig, als wollte sie jedem unbefugten Fahrzeug den Eintritt in den Hafen verwehren. Ueberall, wohin das Auge sich wendet, erblicken wir auftauchende und verschwindende Fahrzeuge, deren weiße von der Sonne hell beleuchtete Segel sich scharf gegen das Blau des Himmels abheben.

An der vor der Citadelle liegenden, mit alten, Schatten spendenden Bäumen bestandenen Esplanade besteigen wir wieder die Pferdebahn, welche uns durch den südlich an die Esplanade grenzenden, von der Aristokratie bewohnten Stadtteil mit dem Schlosse Amalienborg — dem Wohnsitze der königlichen Familie — über den Kongens-Nytorv, an der Anfang des 17. Jahrhundert errichteten Holmenskirche (S. 276) vorbei bald zum Thorwaldsenmuseum (S. 276), der heiligen Stätte Kopenhagens, führt. Es ist ein schlichter, einfacher in antikem Stile errichteter Bau, der in dem inneren Hofe die sterblichen Ueberreste, und in dem in zwei Stockwerken um den Hof herumlaufenden Räumen die Werke

des unsterblichen Geistes des großen Meisters enthält. Mit Pietät betritt jeder diese Stätte; und als ich diese Räume durchwanderte und in denselben schlichte Landleute ebenso wie die höher Gebildeten in der Anschauung der Kunstwerke versunken fand, da wußte ich nicht, ob ich mehr jenem hohen Künstler, dessen Hand diese Fülle herrlicher Werke meißelte, oder jenem Volke meine Hochachtung zollen sollte, das einem der besten seiner Söhne nicht nur in Stein, sondern auch in seinem Herzen, in seinem Verständnis ein so lebendiges Denkmal errichtet hat. Als mit jedem Werke des Künstlers Genius sich mehr erschloß, da verstand ich die lebendige Wechselwirkung zwischen dem Künstler und seinem Volke; da verstand ich, daß, als bei seiner Rückkehr aus Rom die begeisterte Menge den Wagen mit dem Künstler im Triumphe durch die Stadt zog, dieser Mann wie kein zweiter die beste und idealste Seite des Volkes berührt und zum Ausdruck gebracht hatte. Blieb er doch bei aller Großartigkeit ein echtes Kind seines Volkes, dessen Charakter wir mit wenigen Strichen zeichnen müssen.



Hafeneinfahrt bei den Tolboden (S. 272).

Mit den Deutschen und Skandinaven teilt der Däne den tiefen, idealen Sinn des germanischen Stammes. Während der Deutsche aber oft die reale Seite des Lebens vernachlässigt, hat schon die Natur den Nordländer mehr auf eine Bethätigung der idealen Seite im praktischen Leben hingewiesen. Alle Nordländer sind daher mit einem klaren und praktischen Verstand ausgerüstet. Wie aber die Natur in Dänemark milder und zugänglicher ist, so ist auch der Däne gegenüber dem Schweden weicher und empfänglicher, wie denn auch Dänemark viel früher als Schweden in das Kulturleben Europas hineingezogen wurde. Wegen der gesunden Abwägung zwischen dem Idealen und Realen lagert über dem Charakter wie über der Natur ein Gepräge der Harmonie. Es besteht in dieser Hinsicht eine Verwandtschaft mit den Griechen. Während aber die Griechen das Ebenmaß mehr in dem wohlabgewogenen Maße der irdischen, geistigen und materiellen Bedürfnisse fanden und ihnen das Leben nach dem Tode nur als ein trauriges erschien, konnte der in höherem Maße mit der Natur kämpfende Nordländer nicht auf Erden sondern erst in einem anderen Leben die Erreichung seiner Ziele erwarten und in diesem Leben nur durch treue Pflichterfüllung das Ebenmaß erlangen. Es war daher auch kein Zufall, daß Thorwaldsen wie kein anderer die Antike wieder innerlich erfaßte und von neuem zum lebendigen Ausdruck brachte; verkörperte er doch vor allem nur die im Charakter seines Volkes

liegende Harmonie. Thorwaldsen ergreift daher auch den Moment, dem er in Stein einen Ausdruck zu geben gedenkt, nicht mitten aus dem Ringen und Kämpfen des Lebens, wo die Gegensätze noch auf- und abwogen, sondern erst dann, wenn die Gegensätze sich in innere Klarheit, in Frieden und Harmonie gelöst haben. Ueber allen Werken lagert derselbe keusche Geist, dieselbe Anmut, dieselbe formvollendete Schönheit.

In den unteren Räumen des Museums finden wir jene große Menge Amorinen, in denen der Künstler des Lebens heitere, lächelnde Unschuld darstellt, welche in ihrer Naivität alle störenden Gegensätze von sich ausschließt. Auf dem Adler steigt mit Bogen und Köcher Amor in die Lüfte, während der Delphin ihn mit dem Dreizack über die Fläche des Meeres leitet. Bald flicht er Netze zum Schmetterlingsfange, bald schließt er einen Hund zärtlich liebkosend in seine Arme. Alle diese Werke sind ebenso wie der berühmte Alexanderzug ganz im Relief, das von Thorwaldsen zuerst wieder gepflegt wurde, dargestellt und fallen in die erste römische Periode.

Dem zweiten römischen Aufenthalte entstammen die Werke, in denen der Künstler die



Schloß Rosenborg (S. 277).

durch das Christentum gewonnene Harmonie zum Ausdruck bringt. Hierher gehören die herrlichen Schöpfungen der Frauenkirche (Vor Frue Kirke), die sich in Gypsabgüssen im Museum befinden. Das Dreieckfeld über die Kirchenvorhalle birgt die Johannispredigt, die ebenso wie sein Christus ein unvergleichliches Bild der allversöhnenden Liebe ist. Unter den Aposteln an den Innenwänden der Frauenkirche ragt Paulus hervor, dessen markige Gesichtszüge bekunden, daß der Friede erst nach schweren Kämpfen errungen ist, aber um so fester Wurzeln geschlagen hat.

Einige Räume des Museums stellen die Arbeitszimmer des Meisters dar und enthalten des Künstlers letzte Werke, Möbel und Sammlungen. So ist das ganze Museum eine Stätte des Friedens und der Harmonie, die nie aufhören wird, die besten Triebe des Menschen anzuregen und zu entwickeln.

Da diese Stätte ein Zeugnis für die hochstehende Bildung des dänischen Volkes ist, so möchte ich hier einer der Volksbildung dienenden, specifisch nordischen Einrichtung — namentlich der sogenannten „Bauernhochschulen" — Erwähnung thun. Diese Hochschulen wurden zuerst im Jahre 1844 durch die Bemühungen des national gesinnten, um die Volksbildung und die Wiederbelebung der alten nordischen Götterlehre hochverdienten Bischofs Grundtvig (1784 bis 1872) ohne Beihilfe des Staates ins Leben gerufen. Außer der Weiterbildung in der Muttersprache und Litteratur streben die Anstalten dahin, den halberwachsenen Schülern aus dem Volke eine gewisse Selbständigkeit beizubringen. Dreißig Jahre nach ihrem Entstehen zählte Däne-

mark schon 70 Bauernakademieen. Wie in keinem anderen Lande konzentriert sich in Dänemark das geistige Leben in der Residenz, um von hier wieder in alle Teile des Volkes und des Landes zurückzustrahlen. Zu dieser lebendigen Wechselwirkung zwischen Land und Residenz trägt wesentlich der Umstand bei, daß von den zwei Millionen Einwohnern des Landes nahezu 1/4 Million, also nicht weniger als der achte Teil auf die Residenz entfällt, gegenüber deren Einfluß die übrigen Städte mit 10 bis 20 Tausend Einwohnern ganz zurücktreten.

Neben dem Thorwaldsenmuseum erhebt sich der große Bau des Ende vorigen Jahrhunderts von Christian VI. im Stile der damaligen Zeit aufgeführten Schlosses Kristiansborg (S. 276), dessen Gemäldesammlung — da Dänemark ebensowenig wie Skandinavien eine nationale Malerschule besitzt — kein hervorragendes Interesse bietet. In diesem Schlosse, wie überhaupt an vielen öffentlichen Gebäuden, tritt uns stets wieder Thorwaldsen mit seinen Schöpfungen entgegen.

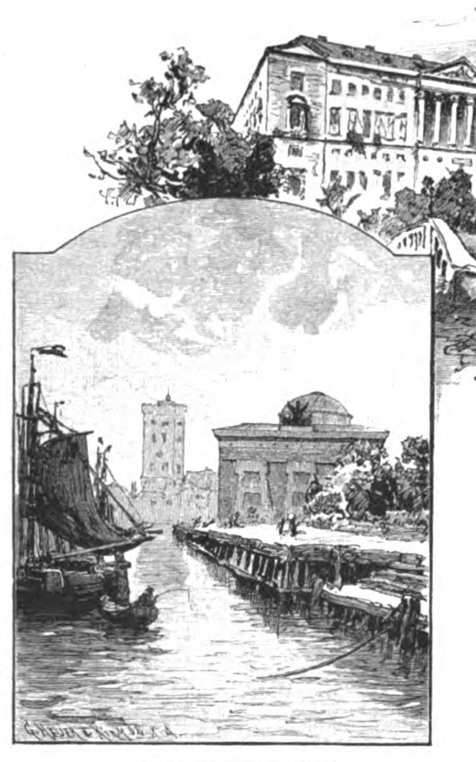
Seitlich des vorerwähnten Schlosses an einem der die Stadt durchziehenden Kanäle fesselt unsere Aufmerksamkeit die Börse (s. o. Abb.), ein Bau aus der langen Regierungszeit (1596 bis 1648) jenes Fürsten — Christian IV. —, der am meisten in baukünstlerischer Hinsicht Kopenhagen das heutige Gepräge verliehen hat. Entsprechend dem ruhigen, gemütlichen Sinne der Bewohner, sind diese Bauten in dem behaglichen, ins Breite gehenden, malerischen Stile der niederländischen Renaissance aufgeführt, wie wir sie auch in unseren Küstenstädten vertreten finden. In gemütlicher Weise schauen die Giebel der Börse auf Straße und Kanal hin, während vier auf den Bäuchen liegende Drachen mit ihren ineinander geschlungenen Schwänzen als Turmesspitze das Bauwerk schützend bekrönen.

Börse.

Ehe wir die weiteren Gebäude der Residenz besuchen, müssen wir dem in dem nahe gelegenen Prindsens-Palais befindlichen, hochinteressanten Museum nordischer Altertümer (nordiske Oldsager) — dank dem Fleiße talentvoller Gelehrten wie Thomsens und Worsaae eine der großartigsten Sammlungen Europas — einen Besuch abstatten.

Während wir in die Räume der Steinzeit eintreten, sinkt vor uns die Residenz mit ihrer hochentwickelten Kultur in den Schoß der Erde und aus derselben steigt eine Zeit hervor, wo Jütland noch eine Insel war und der Ocean das von schottischen Kiefern bewachsene Seeland frei bespülte. Die Muscheln hatten die dreifache Größe wie jetzt. Auerochse, Wildschwein, Seehund und Biber wurden von den Menschen, die schon Feuer anzuzünden verstanden erlegt. Der Fischfang lieferte Dorsche, Aal und Flunder. Der roh bearbeitete Feuerstein diente als Werkzeug. Und diese Thatsache liefern in gerade nicht poetischer Weise die oft mehrere Hundert Meter langen, an den Küsten sich hinziehenden Speiseabfallhaufen (Kjökkenmödinger), von denen im Museum gewaltige, Muscheln, Knochen und Werkzeuge einschließende Blöcke aufgestellt sind.

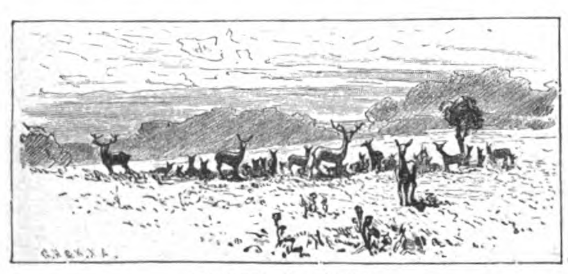
Die Funde aus den dänischen Torfmooren zeigen uns den Menschen in dem jüngeren Steinzeitalter schon seßhafter und mit dem Ackerbau beschäftigt. Als Gefährte des Menschen treten



Schloß Kristiansborg (S. 275).

Thorwaldsenmuseum (S. 272).

die wichtigen Haustiere, Schwein, Ziege, Schaf, Kuh und Pferd, auf. Die Verehrung für die Dahingeschiedenen gibt sich in den zum Schutz der Gebeine der Verstorbenen errichteten Grabdenkmälern kund. Aus mehreren aufrecht stehenden Granitblöcken mit einem oder mehreren Decksteinen sind Grabstätten, sogenannte Runddysser und Langdysser oder 4—6 m lange Grabkam-



Bei der Eremitage (S. 279).

mern (Jaettestuer, wörtlich Riesenstuben) errichtet, in denen man die Leichen in sitzender oder liegender Stellung, umgeben von Knochen, wahrscheinlich mit Lebensmittel enthaltenden Thongefäßen, Waffen, Steinwerkzeugen sowie von Schmucksachen aus Bernstein und durchbohrten Zähnen findet.

Mit einem neuen Saale eröffnet sich eine neue Periode, in der zuerst infolge der Berührung mit dem südlichen, kultivierten Europa das erste Metall, die Bronze, erscheint. Die anfangs bronzenen Geräte und Schmucksachen wurden fertig eingeführt und gegen Bernstein eingetauscht, später aber im eigenen Lande, wie dieses die Gießränder und die aufgefundenen Gießformen bezeugen, verfertigt. An Stelle der schottischen Kiefer tritt die Eiche, in deren ausgehöhlten und wohlerhaltenen Stämmen wir im Museum auf einer Tierhaut in wollener grobgewebter Jacke, in Hemd und Mantel ruhend die damaligen Bewohner der dänischen Inseln und neben ihnen Bernstein-Schmuck liegen sehen.



Holmens-Kirche (S. 272).

In den ersten Jahrhunderten nach Christus tritt neben der Bronze, und diese allmählich verdrängend das Eisen auf, die aus denselben verfertigten Gegenstände zeigen vorwiegend römische oder halbrömische Formen. Im älteren Eisenalter werden die

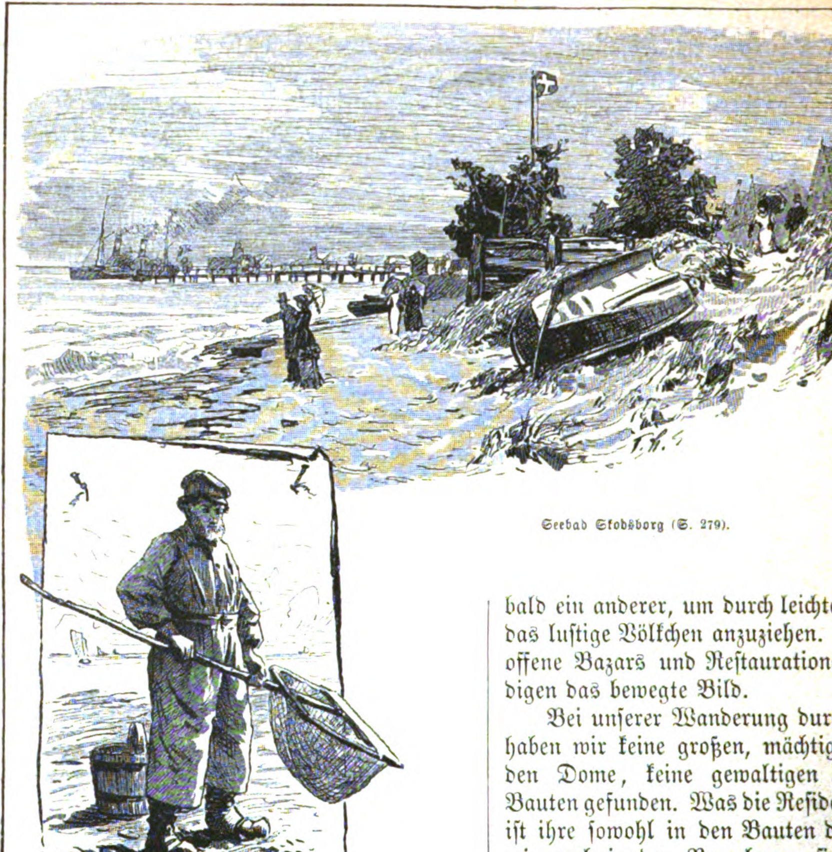
Verstorbenen mit einer oft kostbaren Aussteuer von Schmucksachen und Metallgefässen auf Seeland beerdigt, auf Jütland dagegen verbrannt. Nicht nur an der Aussteuer, sondern auch an der Lage der Leichen — ob nach Nordosten oder Südwesten — lassen sich die ersten Standesunterschiede erkennen. Sehr interessant ist das erste Auftreten von Schriftzeichen, der alten Runen, welche auf lose Gegenstände in Metall oder Holz eingeritzt wurden.

Die byzantinischen und oströmischen Münzen aus dem mittleren Eisenalter (500 bis c. 800 v. Chr.) ebenso wie die prachtvollen oft überlasteten, phantastischen Schmucksachen aus dem jüngsten Eisenalter weisen auf den zum Norden strömenden Verkehr hin. Am meisten wecken die Runensteine unsere Aufmerksamkeit. Die auf großen Blöcken eingeritzten, namentlich dem 9. und 10. Jahrhundert angehörigen Inschriften sind beredte Zeugen der längst entschwundenen Zeiten. Eine — einen edlen Charakter und ein entwickeltes Familienleben abspiegelnde — Inschrift eines im Museum befindlichen Steines möge hier Platz finden: „Ragnhild, die Schwester Ulos setzt diesen Stein und dieses Steindenkmal und errichtete diesen Hügel zum Andenken an Gonulf, ihren echten Mann, den wohlsprechenden Mann, Naerols Sohn. Wenige werden besser als er jetzt geboren. (Friedlos) sei der, der diesen Stein umwälzt oder von hier fortführt." Mit dem Christentum wurden die Runen durch lateinische Buchstaben verdrängt; doch findet man dieselben noch bis ins Mittelalter auf Leichensteinen und kirchlichen Gegenständen.

Wir übergehen die schönen Holzschnitzereien und Arbeiten des Mittelalters, um eine andere Erinnerungsstätte aus geschichtlichen Zeiten — das im westlichen Stadtteile gelegene Schloß Rosenborg (S. 274) aufzusuchen. Mit den charakteristischen Giebeln, Vorsprüngen und Türmen bietet das Schloß in der Umgebung eines schönen, viel besuchten Parkes einen sehr malerischen Anblick. Die inneren Räume geben uns in historischer Treue ein Kulturbild der Zeit jenes rastlos thätigen, kraftvollen und leutseligen Königs — Christian IV. — und seiner Nachfolger. Chronologisch geordnet treten uns in Schwertern, Trachten, Orden und Kleinodien alte Denkzeichen der dänischen Geschichte entgegen.

Feste Kronburg und Flaggenbatterie (S. 280).

Von Rosenborgspark (Rosenborg-Have) geht es auf einer kleinen Straße zur alten, ebenfalls von Christian IV. erbauten Sternwarte, dem runden Turm (S. 272). Ein in diesem



Seebad Skodsborg (S. 279).

Dänischer Krabbenfischer.

angebrachter Wendelweg, den Peter der Große hinaufritt, führt zu einem Plateau, von dem man nochmals die Residenz, den Hafen, die Insel Seeland, auf der man die Domtürme von Roskilde erblickt, sowie über den Sund bis zur schwedischen Hafenstadt Malmö überschauen kann.

Ehe ich von der Residenz Abschied nahm, widmete ich noch einen Abend den vor den Wällen, jenseits des Halmmarktes (Halmtorv, S. 268) gelegenen Vergnügungslokalen, Boulevard und Tivoli. Sind diese Stätten auch ohne tiefere Bedeutung, so braucht das Volk auch nach des Tages Arbeit abwechselnd leichtere Ware, als sie Schauspiel und Museum bieten. In einem großen Parke liegen zerstreut eine Anzahl Pavillons. Bald öffnet sich der eine, um durch eine Vorstellung von Akrobaten und Komikern, bald ein anderer, um durch leichte heitere Musik das lustige Völkchen anzuziehen. Rutschbahnen, offene Bazars und Restaurationen vervollständigen das bewegte Bild.

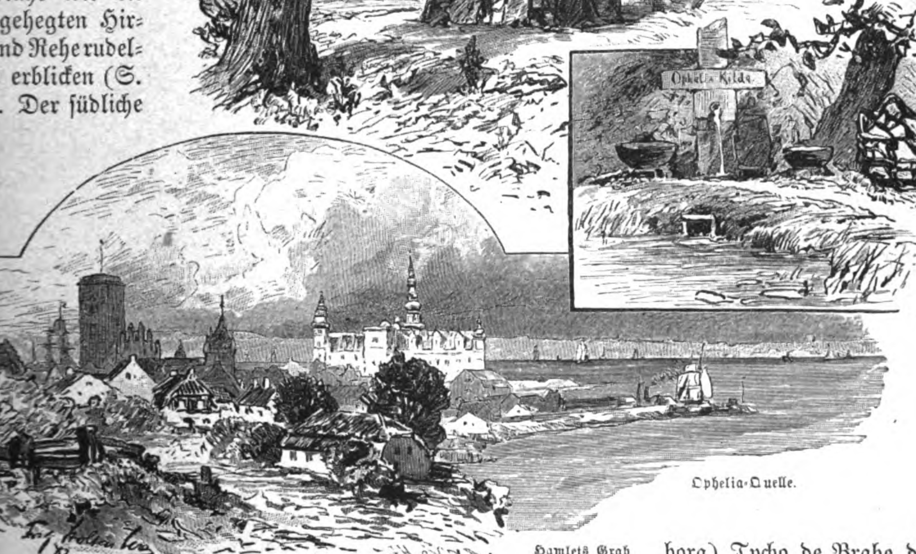
Bei unserer Wanderung durch die Residenz haben wir keine großen, mächtig emporstrebenden Dome, keine gewaltigen monumentalen Bauten gefunden. Was die Residenz auszeichnet, ist ihre sowohl in den Bauten der Renaissance wie auch in den Bewohnern sich kundgebende Gemütlichkeit. Stadt und Volk sind so harmonisch zusammengeschmolzen, daß in dieser Beziehung sich Kopenhagen vorteilhaft von den meisten mehr einen aristokratischen Charakter tragenden Residenzen unterscheidet. Kopenhagen ist eben nicht nur Sitz des Staatsoberhauptes und der Staatsbehörden, sondern ebensosehr der Vereinigungs- und Mittelpunkt eines gemütvollen, tüchtigen und gebildeten Volkes.

Wir würden jedoch kein vollständiges Bild der Residenz gegeben haben, wenn wir dasselbe mit den Wällen der Stadt abschlössen. Kopenhagen ist so sehr mit der weiteren Umgebung, namentlich mit der herrlichen Strecke am Sunde entlang bis herauf nach Helsingör verwachsen, daß wir dieser Umgebung einen kurzen Streifzug widmen müssen.

Es ist keine großartig erhabene, sondern vorwiegend idyllisch schöne Natur, aus der die Residenz sich abhebt und mit der die Bewohner der Residenz in einiger Berührung stehen. An

schönen Sommertagen führen die Bahn Kopenhagen-Klampenborg, die Dampfschiffe und auch die Pferdebahn (strandvei) die Bevölkerung aus den Wällen heraus. Wir wählen den herrlichen Weg längs des Strandes, der uns in einigen Stunden über Charlottenlund zum Seebad Klampenborg führt. Von hier aus erstreckt sich landeinwärts auf hügeligem Terrain der prächtige Park des Tiergartens (Dyrehave) mit dem auf einer Höhe gelegenen Jagdschlößchen Eremitage, in dessen Nähe wir die hier gehegten Hirsche und Rehe rudelweise erblicken (S. 276). Der südliche Teil des Tiergartens bietet im Sommer mit seinen Verkaufshallen, seinen Seiltänzerbuden und Karussellen einem Sammelplatz des Volkes der Residenz.

Während sich aus den bis zur See reichenden Buchenwaldungen und den üppigen Wiesenflächen überall Sitze der Edelleute, kleine Villen, reinliche Flecken und Dörfer abheben, schimmert durch die Lichtungen des Waldes die glitzernde Wasserfläche des Sundes. In Klampenborg besteigen wir das Dampfboot. Auf der Fahrt nach Taarbäck und Skodsborg zieht das harmonische Bild von See, Wald, Wiese und menschlichen Wohnstätten an unserem Auge vorüber. In dem reizenden Skodsborg (S. 278), einem sehr besuchten Seebade, verweilen wir nicht lange und eilen, während an der Küste Flecken nach Flecken auftaucht und allmählich wieder verschwindet, vorbei an der mitten im Sunde gelegenen Insel Hven, von deren Burg (Uranienborg) Tycho de Brahe die Sterne studierte, zum Endziel unserer Reise, der Hafenstadt Helsingör (s. o. Abb.).



Hamlets Grab (S. 280).

Ophelia-Quelle.

Helsingör und Öresund.

Helsingör hatte bis zum Jahre 1857 dadurch Bedeutung, daß es alle den Sund passierenden Schiffe (jetzt 40 000 jährlich) kurze Zeit zurückhielt, um den seit alten Zeiten bestehenden Sundzoll zu erheben, welcher im erwähnten Jahre gegen eine Entschädigung von 69½ Millionen Mark abgelöst wurde. Bei Helsingör haben die dänische und die schwedische Küste mit der Hafenstadt Helsingborg sich zur Begrüßung freundlich genähert, denn hier besitzt der Sund — auf dänisch und schwedisch Öresund — nur ¾ Stunden, 3800 m, Breite. Der gegen

Wellenschlag gut geschützte Hafen Helsingörs wird beherrscht und verteidigt durch die ehemalige Festung Kronborg (S. 277), ein im Renaissancestil im 16. Jahrhundert von Frederik II. errichtetes, mächtiges stolzes Schloß, von dessen an der See gelegenem Walle, der Flaggenbatterie mit dem wehenden Dannebrog sich eine schöne Aussicht über den Sund und Helsingborg bis weit in die schwedischen Lande öffnet.

In romantischer Weise ist die Sage mit dem Schlosse und dessen Umgebung verwoben. Bei dem nahe gelegenen Marielyst bezeichnet ein Steindenkmal das Grab Hamlets (S. 279). Auf der Terrasse des Schlosses erscheint der Geist des Dänenkönigs den Wachen und in den tiefen Gewölben haust der aus Andersens Märchenwelt bekannte Schutzgeist Dänemarks: Holger Danske.

Von Helsingör können wir mit der seeländischen Bahn nicht zur Residenz zurückkehren, ohne in Fredensborg, einem Sommerschlosse der königlichen Familie mit stattlichem, am Esromsee gelegenen Parke, sowie vor allem noch in Frederiksborg kurze Rast zu machen. Aus einem kleinen waldumsäumten See erhebt sich auf einigen Inseln das im Innern leider 1859 durch Feuersbrunst zerstörte Schloß (s. o. Abb.), dessen Menge mehrstöckiger Giebel mit den geschwungenen Seitenlinien freundlich auf die Wasserfläche hinausschauen, während die nach der Horizontale oft gegliederten Türme das reiche Bild lebendig und malerisch gruppieren und zusammenfassen. Es vereinigt sich auch hier das Bauwerk, welches den gemütvollen Stil Christians IV. so charakteristisch darstellt, mit der Natur zu einem Ganzen. Nach Besichtigung des Gebäudes, dessen Schloßkirche interessante geschnitzte und getriebene Renaissancearbeiten enthält, führt uns der Zug bald über Hilleröd nach der Residenz zurück, von wo wir mit dem Dampfer wieder dem heimischen Boden zusteuern. In weitem Bogen fährt der Dampfer um Trekroner und die Insel Amager. Während die Residenz mit den überragenden Türmen der Kirchen und den Schlössern allmählich in die Fluten hinabsinkt, vereinigen sich die

Schloß Frederiksborg.

von der gemütlichen Residenz, deren leutseligen und gebildeten Bevölkerung und der idyllischen Natur gewonnenen Eindrücke zu einem bleibenden harmonischen Bilde.

Vom Rheingold.

Von

Chr. Mehlis.

„Rheingold!
Reines Gold,
Wie lauter und hell
Leuchtest hold du uns!“

So besingen in Wagners Musikdrama die drei Rheintöchter den verlorenen Hort, der aus des Rheines lauterem Gold besteht.

Der Sagen vom rheinischen Gold, welches Zwerge, Riesen, Drachen in Höhlen behüten, sind längst des Stromes gar viele, aber weniger bekannt als diese dürfte es sein, daß damit die Sage und Mythe auf einem historischen und faktischen Untergrunde fußt. Der Rhein besitzt thatsächlich Gold. Schon Strabo nennt die Helvetier, die ältesten uns bekannten Anwohner des oberen Rheinstromes, „reich an Gold“ und mancher Befund in des Rheines Tiefen vermeldet von dem aus Rheingold hergestellten Nibelungenhort, welchen nach Sigfrieds Tod der grimme Hagen „ze Lôche“, d. h. am Binger Loch in den tiefen Strom hinabsenkt. Beim Bau der Berlin-Metzer Bahn fand sich 1876 oberhalb Koblenz im Rheingeröll neben Resten primitivster Niederlassungen ein goldener, aus vier Drähten gewundener Armreif. Dieser Torques besteht aus dem feinsten, roten Golde und schmückte wohl vor Jahrhunderten den schwanenweißen Hals einer Jungfrau aus dem Stamme der rheinanwohnenden Treverer. Die Bahndirektion machte ihn der deutschen Kaiserin zum Geschenke, und der Fremde kann ihn im samtenen Etui bewundern, wenn er das Schloß zu Koblenz betritt. Auch dieser Armreif mag aus Rheingold gefertigt gewesen sein!

Das Gold ist in den Hochgebirgen der Schweiz dem Urgestein des blendendweißen Quarzes beigemengt, der die innerste Feste des Gotthard- und Adulastockes bildet, von welchen die Quellen des Rheines herabkommen. Auf dem weiteren Wege schwemmt das Wasser die weicheren Goldbestandteile aus und rundet sie ab zu Körnern und Sand. Die Gewalt des Stromes reißt, wo das Gefälle noch stärker ist, auch die Goldkörner mit fort, bis endlich unterhalb Straßburg bei Germersheim, Speyer, Mannheim, Worms die Gewalt des Falles erlahmt, und das schwere Korn in den Geröllboden hinabsinkt. Dort sucht den blitzenden Fund der Fleiß des Menschen auf. Links und rechts des Stromes, an beiden Ufern wird der goldführende Sand durch Drahtgitter geworfen und mit Wasser geschlemmt. Der leichte Sand fließt ab, das schwere Goldkorn bleibt liegen. Noch bis in die Neuzeit mag der Goldsucher am Rheine, wenn er Glück hat, im Tage 10—20 Mark verdienen, sonst ist der Verdienst gering.

Daubrée schätzte 1846 den Wert des jährlich zwischen Basel und Mannheim gewonnenen Goldes auf 45 000 Fr.; seither mag das Erträgnis abgenommen haben. Ein eigentümliches, aber bezeichnendes Zusammentreffen von Sage und Wirklichkeit ist es, daß die Nibelungensage, welche das Rheingold zum Hintergrunde hat, gerade in den Gegenden des Rheines spielt und dort sich an gewisse Oertlichkeiten gebunden hat, wo der Rheinstrom wirklich Gold mit sich führt und es an den Ufern ablagert. Nicht die lächerlich unbedeutende Höhle von Drachenfels bei Bonn ist es ja, wo der Mythus den Siegfrid zum Drachentöter macht, sondern am Drachenfels im Isenachthale unweit von Worms im Hartgebirge ist der Platz, wo der Drache in seiner Höhle die Kriemhilde bewachte, wo der fränkische Held den goldhütenden Zauberer Fafner erlegte, und wo sich der Sieger im Blute des Untieres unverwundbar gemacht hat. Dort auch empfing Sigfried nach dem Siege den tödlichen Stoß. Des Näheren ist dies Verhältnis der Nibelungensage zum Mittelrheinland in des Verfassers Schrift: „im Nibelungenlande“, mythologische Wanderungen, (Stuttgart 1877) besonders S. 40—69 nachgewiesen worden. Auch Simrock deutet die Nibelungensage mit Hereinziehung des Rheingoldes, das man dem Rhein zurückgegeben habe, nachdem es der Welt Unheil gebracht.

„Den Rheintöchtern
Gehört dies Gold:
Ihnen gibt Wodan es wieder“

sagt Loge bei unserem Meister Rich. Wagner.

Es ist natürlich, daß dies rheinische Gold seit dem Erwachen der Kultur nicht nur zu Schmuck und Zier, sondern auch zu Münzen verwendet wurde. Aus der Vorzeit kennen wir vom Rheinland schüsselförmige, nur auf der einen, inneren Seite gestempelte Münzen, welche man Regenbogenschüsselchen oder scutellae Iridis benennt. Der Volksglaube erzählt, daß man diese Goldmünzen nach einem Regen dort finde, wo der farbige Regenbogen auf die Erde stoße. Thatsache daran ist, daß eben nach einem Regen im nassen Boden die Münzen leichter sichtbar werden, wenn die verhüllende Erddecke vom Wasser abgeschwemmt ist. Diese Goldmünzen der Vorzeit, geprägt von gallischen Künstlern, häufig von der Größe eines Zehnmarkstückes, tragen als Symbol gewöhnlich Drachen oder wie große Vögel gestaltete Tiere, dann wieder Pferde oder rohe menschliche Köpfe; umgeben sind sie meistens von einem Kranze vereinzelter, eingeschlagener Punkte. Später werden diese gallischen Münzen nach griechischem Muster auf beiden Seiten mit einem Doppelstempel geprägt. Solche in der Schweiz zahlreiche, entweder reine oder mit Silber legierte Goldmünzen ziert z. B. (vgl. Fig. 1) auf dem Avers einen vom Profil ge-



Fig. 1.

sehenen Kopf, welcher mit Stirnbinde und sonstigem Schmucke versehen ist. Der Revers ist gestempelt mit einem Zweigespann, welches einen niedrigen Streitwagen zieht, auf welchem ein Reiter aufrecht steht. Münzen letzterer Art kommen vor in den Kantonen Aargau und Bern, wo die goldreichen Helvetier der Alten ihre Wohnsitze hatten. Auch von der Rheinpfalz, von der Gegend bei Marburg, von der Umgebung Bonns sind solche Goldmünzen barbarischer Prägung bekannt, deren Stoff höchst wahrscheinlich aus dem sonst reichlicher gefundenen Rheingolde besteht. Auch die Römer werden zu ihren Denaren des Stromes Edelstoff benützt haben, dessen Ufer sie jahrhundertelang mit ihren Waffen knechteten. Sicherer Zeugnisse dafür entbehren wir allerdings. —

Im Frühmittelalter finden wir am Rhein die ersten Münzstücke in den alten Sitzen der Römerkultur, zu Basel, Straßburg, Speyer, Worms, Mainz. Nach der Elsäßischen Chronik hatte die Stadt Speyer, die colonia Nemetum der Römer, schon zur Zeit der Merowingischen Könige eine Münze, d. h. die Könige prägten daselbst zum Landesbedarf. Sicherer wird dies bezeugt aus der Karolingerzeit; schon 787 wird zu Speyer ein palatium Nemetense erwähnt, wo ohne Zweifel auch Goldmünzen geprägt wurden. Damals wie später wird hierzu der Rhein wiederum seine Schätze haben hergeben müssen. Nachher erhielt das Domkapitel zu Speyer das königliche Recht der Münzprägung. Die Speyerer Goldmünzen gingen mit den deutschen Handelskarawanen zwei Jahrhunderte lang nach dem Norden und Osten. In Skandinavien und Polen findet man die rheinischen Münzen häufig, die im Herstellungslande zumeist fehlen. Auch später, als die rheinischen Kurfürsten der Münzzerrüttung in Deutschland entgegentraten durch Begründung der rheinischen Münzkonvention und Einführung des rheinischen Goldguldens, der als Courant gegenüber der schlechten silbernen Ortsscheidemünze galt, wird das Rheingold seine Rolle gespielt haben. Bis zum sechzehnten Jahrhundert hatte der Goldgulden des Rheinlandes Geltung als erste einheitliche deutsche Münze. Auf des Guldens Goldregime folgte des Silbers Herrschaft mit seiner nordischen Thalerwährung, die bis vor wenig Jahren noch zu Recht bestand. Aus späterer, neuerer Zeit haben wir auch sichere Beweise dafür, daß man zu eigens geprägten Goldmünzen das Metall dem rheinischen Golde entnahm. Vorher, als dies Edelmetall noch in größeren Mengen sich vorfand, hatten die kurfürstlichen Münzmeister kein Interesse daran, Rheingoldmünzen ihres Ursprungs halber eigens zu signieren. Aber seit Beginn des achtzehnten Jahrhunderts sehen wir in den Münzsammlungen Goldstücke, Dukaten, vertreten, welche eine Umschrift besitzen, welche sich auf den Fundort des Goldes, den Rhein, beziehen. Die Münzsammlung des Rechtsanwalts Albert Mays zu Heidelberg ist reich an solchen Beweisstücken. Karl Philipp, Kurfürst von der Pfalz 1716—1742, der Mannheim zur bedeutenden Stadt und zur blühenden Residenz erhob, ließ

Goldmünzen mit folgenden Umschriften prägen. Auf dem Avers sein Bildnis mit der Umschrift:

„Car. Phil. D. G. elector Palatinatus."
(Karl Philipp durch Gottes Gnade Kurfürst der Pfalz.)

Der Revers trägt in der Mitte die Stadt Mannheim mit dem stolzen Kurfürstenpalast, über dem die Sonne glänzend aufgeht. Umrahmt ist dies Bild von den Worten:

„Fulgent sic littora Rheni."
(So glänzen die Ufer des Rheins.)
„Ducatus auri Rhenani."
(Ein Rheingolddukaten.)

Karl Theodor, der letzte Kurfürst, der die Pfalz regierte, hatte seine Freude daran, zu verschiedenen Zeiten 1764, 1767, 1778 Dukaten aus Rheingold prägen zu lassen. Sie haben dasselbe Emblem, Mannheim im Sonnenglanze und die nur der Reihenfolge der Worte nach geänderte Umschrift:

„Sic fulgent littora Rheni."

Als derselbe Regent 1777 auch Kurfürst von Bayern geworden war, ließ er seit 1780 auch aus dem Goldsande des Inns, der Isar und der Donau Dukaten prägen. Sie tragen darnach den Zusatz: „ex auro Oeni", „ex auro Isarae", „ex auro Danubii". Auch die Großherzoge von Baden, die teilweisen Nachfolger der kurpfälzischen Fürsten, verewigten den Glanz des Vater Rheins an Dukaten aus Rheingold. Ein solcher, den der erste Großherzog Badens Karl Friedrich 1807 herstellen ließ, trägt auf dem Revers den Vater Rhein mit dem hellglänzenden Schild. Zu seinen Füßen ruht der von Bergen umsäumte Strom. Die Unterschrift heißt:

„Aus Rheinsand 22½ Karat 1807."

Aehnlich sind die vom späteren Großherzog Leopold geschlagenen Dukaten aus Rheingold. Ein in der Sammlung des Herrn Mays befindlicher trägt die Jahreszahl 1834. Auch die bayrischen Könige, die anderseitigen Rechtsnachfolger der pfälzischen Kurfürsten, die Besitzer der linksrheinischen Pfalz mit der Hauptstadt Speyer, prägten solche Rheindukaten, die jedoch zu den Seltenheiten gehören. Unter Figur 2 ist der schönste dieser Art dargestellt. Der Avers trägt das Bildnis des Kunstmäcens Ludwig I. mit der Umschrift:

„Ludovicus I. Bavariae rex."
(Ludwig I. König von Bayern.)

In der Mitte des Revers ist ein prächtiges Bild der Stadt Speyer in nuce aufgeprägt. Im Vordergrunde der von Schiffen belebte Rheinstrom, im Hintergrunde die Türme und Häuser der ehrwürdigen Kaiserstadt, zur Linken das Altpörtel, in der Mitte der ragende Dom, zur Rechten die Türme der zwei protestantischen Kirchen. Die Umschrift besagt:

„Augusta Nemetum
ex auro Rheni MDCCCXXX."
(Augusta = Kolonie der Nemeter [= Speyer]; aus Rheingold 1830.) —

So kann der denkende Blick das Rheingold in seiner Verwendung für des Menschen Zwecke von der Urzeit und der Gallierin wertvoller



Fig. 2.

Armzier bis zu den Gedenkmünzen des neunzehnten Jahrhunderts verfolgen. Allerdings von dem reichen Nibelungenhorte, welchen die Natur in des Stromes anstehendes Gestein gesenkt hat, sind es nur unendliche Trümmer, welche der Anwohner mit Mühe einerntet. Und deshalb spricht im Nibelungenliede Hagen zu Krimhilde mit Recht vom Horte:

„Den ließen meine Herren senken in den Rhein,
Da muß er wahrhaftig bis zum jüngsten Tage sein."

Aber ist es auch wahr, daß nur noch geringe Ausbeute des edlen Goldes der Rheinstrom mehr beut, so enthält der Vater Rhein dem Dichter und Forscher nimmermehr das **reine Gold** vor, welches verborgen in Sage und Mythus, in Geschichte und Altsagen liegt in des herrlichen Stromes aufrauschenden Fluten. Und so mag zum Schlusse vom Rheingold der Poesie und der Romantik, das so mancher Poet und Wahrheitssucher von Gottes Gnaden in des Stromes Tiefe sucht und gefunden hat, das gelten, was des Rheines Töchter von seinem Schimmer bei Richard Wagner singen:

„Rheingold! Rheingold!
Leuchtende Lust,
Wie lachst du so hell und hehr!"

Die Lebensalter.

Von

Ernst Eckstein.

Das Mannesalter.

Das Mannesalter ist das Lebensalter κατ' ἐξοχήν, die Epoche, in welcher der Mensch am meisten den Typus seiner Gattung repräsentiert. Demgemäß umfaßt es auch bei weitem die größte Anzahl von Jahren [1]).

Seine Dauer läßt sich bei gesunder Konstitution und normaler Entwickelung bis zum siebzigsten Lebensjahre und darüber hinaus annehmen; denn das Vorhandensein so zahlreicher Individuen, die schon in den sechziger Jahren oder gar in den fünfzigern ihr Greisenalter beginnen, beweist gegen die Aufstellung dieser Theorie noch weniger, als das frühzeitige Sterben der meisten Menschen gegen die Behauptung des indischen Weltweisen, der die naturgemäße Dauer des menschlichen Lebens auf hundert Jahre veranschlagt — die naturgemäße, das heißt die durch keinen vergiftenden Einfluß der Ueberkultur, der Thorheit und des Lasters gekürzte.

Nur selten begegnen wir einem wandelnden Beleg für jene Behauptung des Upanischad, einem jener Hochbetagten, die schließlich ohne jegliche Krankheit zu leben aufhören. Häufiger schon sind, aller Gefahren unseres überfeinerten Zeitalters ungeachtet, die Siebzigjährigen, welche die Schwelle zum Greisenalter noch nicht überschritten haben.

Das Mannesalter umfaßt sonach einen Zeitraum von mehr als vierzig Jahren, und innerhalb dieses Zeitraums, wie selbstverständlich, eine Reihe von Variationen, zumal im äußeren Typus, vom jünglingsähnlichen Manne der dreißiger Jahre bis abwärts zu der Grenze der beginnenden eigentlichen „Senectus“.

Trotz dieser äußeren Verschiedenheit haben all diese Typen etwas Gemeinsames, was sie dem Jünglingsalter als einem wesentlich davon Verschiedenem gegenüberstellt: den Mangel der Illusion. Aus diesem Gesichtspunkt unterscheidet sich der dreißigjährige Mann mehr als von dem zwanzigjährigen Jüngling, als selbst von dem Mann an der Schwelle des Greisenalters.

„Fast ward mit jedem Tag, den ich erlebte,
Ein Wunsch, ein Hoffen von mir abgetrennt.
Die Seele, die melodisch einst erbebte,
Ward ein verstimmt, entsaitet Instrument.
Doch wie der Gram, mein täglicher Begleiter,
Mir auch die Stirn gefurcht mit seinem Pflug:
Ich schau' zurück, ein Mann, und lächle heiter:
Verlangend Herz, sei du dir selbst genug!

O Ruhm, wie lange hab' ich ohn' Ermatten
All meine Sinne nur auf dich gewandt!
Das volle Leben tauscht' ich an den Schatten,
Den ich als wesenlos zu spät erkannt.
Wen einmal nur allmächt'gen Flügelschlages
Die Weihe des Gesangs nach oben trug,
Der kann verschmähn die Kränze eines Tages —
Verlangend Herz, sei du dir selbst genug!

Die Liebe, die mich frühe angezogen
Mit allem Zauber, diese Schmeichlerin,
Sie hat mich um mein bestes Selbst betrogen,
Und meine schönste Jugend nahm sie hin.
Doch Kenntnis auch vom innersten Gemüte
Verlieh mir dieser liebliche Betrug;
Mir blieb die Frucht: Fahr hin, du welke Blüte!
Verlangend Herz, sei du dir selbst genug!

Sei mir aufs Neu', o Einsamkeit, willkommen!
Du zogst mich groß, durch dich ward ich gesund.
Der Trieb zum Höchsten blieb mir unbenommen,
In deinen Armen wuchern soll mein Pfund.
Weit werf' ich weg das klagende Erinnern
An eine Welt, die mir nur Wunden schlug:
Trag' ich nicht selber eine Welt im Innern?
Verlangend Herz, sei du dir selbst genug!“

So schildert Heinrich Leuthold, der unglückliche, vielverkannte Poet, in echt männlichen Tönen die Stimmung und die Physiognomie des Mannesalters. Der unermeßliche Drang des Jünglings nach außen, in die geheimnisvolle Ferne, wo ihm ein unbeschreibliches Glück blühen sollte, hat allmählich nach so vielen vergeblichen Flügen die Schwingen gesenkt; nicht ohne Wehmut, aber doch auch mit dem Bewußtsein, von einer drückenden Last endlich befreit zu sein, blickt der Mann auf die Bestrebungen des jungen Titanen zurück, der von Glück sagen darf, wenn er bei dem eitlen Unterfangen, den Himmel zu stürmen, nicht alle Glieder gebrochen hat. Die Erkenntnis von der Eitelkeit alles Irdischen, von dem nur höchst relativen Werte der einst so glühend erstrebten Glücksgüter, zuckt bereits wie ein Vorspiel jener Weisheit, die das reifere Mannesalter und in noch höherem Grade das Greisenalter charakterisiert, durch die ermüdete Seele . . .

[1]) Aufsätze über Kindes- und Jünglingsalter von dems. Verfasser finden sich 1883, Bd. 2, S. 268 ff. d. Bl.

Das Sterben großer Illusionen ist allemal mit einer großen Niedergeschlagenheit verknüpft; daher denn eine weltschmerzliche Richtung dem frühesten Mannesalter viel häufiger innewohnt als dem mittleren, das sich wieder aufgerafft und von der naturgemäßen Unterschätzung des Wirklichen, deren sich das früheste Mannesalter so leicht schuldig macht, zurückgekommen ist.

Wie nämlich das Pendel, das man nach rechts aus seiner Gleichgewichtslage hinwegzieht, beim Loslassen bis in die gleiche Höhe nach links überschlägt, so entspricht dem Ueberschwang der Illusionen, wie sie das Jünglingsalter genährt hat, ein Ueberschwang der Ernüchterung im frühesten Mannesalter, unmittelbar nach Zertrümmerung dieser Trugbilder.

Es liegt hier ein psychologischer Prozeß zu Grunde, der sich bei jeder einzelnen Illusion nachweisen läßt.

So reisen — um ein ganz alltägliches Beispiel herauszugreifen — mit jedem Jahr Tausende von Menschen nach dem ewigen Rom, den Kopf angefüllt mit zahllosen phantastischen Bildern von Größe, Hoheit und Herrlichkeit, denen jede reale Berechtigung fehlt. Das ist die Illusion. Nun betreten sie das Rom der Wirklichkeit und fühlen sich „in ihren heiligsten Gefühlen verletzt"; wo sie Marmor geträumt haben, finden sie schmutzige, zerbröckelnde Ziegelbauten; wo sie Paläste wähnten, halbverwitterte Mauern, wo sie Prunk und Glanz erwarteten, Oede, Einsamkeit und ein trübseliges Grau. Mit einemmale erfolgt nun das Ueberschlagen des Pendels nach links. Die Enttäuschung wütet gleichsam im eigenen Fleisch; sie empfindet eine grausame Wollust, die ehemaligen Ideale in den Staub zu treten. Alles erscheint ihr widerwärtig, geringfügig, hassenswert, und die Menschen, die noch im Netze jener Illusion befangen sind, bedünken ihr lächerliche Phantasten. Dann aber kommt die Besinnung, die regierende Hand, die das Pendel in die richtige Lage bringt, in welcher es, durch die Gesetze der Schwere gehalten, auch verharren muß. Der Wert der Dinge, die man erst überschätzt und dann verachtet hat, beginnt langsam zu steigen; man befreit sich von den Vorurteilen contra, wie man ehedem von den Vorurteilen pro befreit worden ist.

In gleicher Weise macht sich nach Besiegung der seelischen Depression, wie sie den Uebergang aus dem Jünglings- in das Mannesalter charakterisiert, eine vernunftgemäße, den thatsächlichen Verhältnissen Rechnung tragende Würdigung geltend — eine aurea mediocritas der Stimmung, die ebensosehr von übermäßigem Weltweh, wie von der „unverschämten Freude" entfernt ist, vor welcher Horaz in seiner berühmten Ode an den „Delius, der ja doch sterben muß", so weise gewarnt hat.

Abgesehen von dieser psychologischen Situation, die für die Möglichkeit eines relativen Glückes weit günstiger ist als der turbulente Sehnsuchtsrausch des ewig unbefriedigten Jünglings, hat das Mannesalter vor dem Jünglingsalter den Vorzug der stabileren äußeren Verhältnisse, die in weit höherem Grade ein subjektives Behagen, eine gedeihliche Entwickelung der Persönlichkeit und ein fruchtbringendes, den Geist und das Gemüt befriedigendes Schaffen.

Der Jüngling innerhalb unserer modernen Kulturverhältnisse weiß in der Regel nicht, „wie es werden wird"; die Formen seiner künftigen Existenz schweben ihm noch vielfach im Nebel, und mit rastlos-bangem Ungestüm strebt die vorschauende Phantasie diesen Schleier zu lüften.

Was kann alles noch in den Keimen dieses Jünglingslebens verborgen liegen! Der künftige Denker, der welterobernde Künstler, der Staatsmann, den die Nation als ihren Erlöser feiern wird, der Finanzbaron, der sich die Kräfte von Millionen zinsbar machen, der da umgestalten, bauen und bilden, dabei aber sein Leben genießen wird wie ein Lukull oder ein Gavius Apicius! — Und aus der Schar all dieser Schönen, die jetzt noch gleichmäßig das Interesse des Zwanzigjährigen fesseln — welche wird die Erkorene sein, die dereinst dieses Leben voll Glanz mit ihm teilen soll? Oder — wenn er eine schon liebt — wird sie ihm angehören? Erwidert sie seine Liebe? Und wenn — sind nicht tausend Hindernisse vorhanden, die den Glückstraum der beiden Herzen vereiteln können?

Diese und hundert andere Fragen sind für den Jüngling noch in suspenso: das Mannesalter hat sie meistens gelöst; die Richtung, in der das Leben verlaufen soll, ist in der Regel schon eingeschlagen und der Schoß der Zukunft birgt nichts wesentlich Neues. Der Mann in den dreißiger Jahren, der seinen Hausstand gegründet hat, kann allerdings noch in gewissem Sinne Carriere machen: aber was ihm winkt, ist doch nur ein Plus zu dem schon Vorhandenen.

Er kann avancieren; der Hauptmann kann Oberst und General werden: aber was sind all diese neuen Chargen verglichen mit dem ereignisvollen Moment, da der Lieutenant im Besitz seines Patentes sich zum erstenmal den Degen umschnallte! Der Künstler kann in späteren Jahren Werke schaffen, die seinen Ruhm erhöhen oder vielleicht — wiewohl in Ausnahmefällen — erst begründen; das Ziel aber, dem diese Werke entgegensteuern, ist ihm längst klar geworden, und wer in den dreißiger Jahren noch nichts gestaltet oder zum wenigsten innerlich concipiert hat, was schon die Klaue des Löwen aufwiese, der wird nur höchst selten in späteren Epochen das Versäumte nachholen. — Die Lebensgefährtin, an deren Seite die Bahn durchmessen wird, ist gefunden; der Lebenskreis ist umrissen, der Wohnort fixiert; das ganze Dasein hat seine Physiognomie erhalten, die sich im normalen Gang der Dinge nur unwesentlich modifizieren wird. Alles, was für den Jüngling noch den Charakter einer verschlossenen Weihnachtskiste mit ungeahnten Ueberraschungen trägt, liegt hier zum größten Teile ausgepackt auf den Tischen; nur einige unbedeutende Kleinigkeiten harren noch der Eröffnung. Ist das Leben für den Jüngling ein Roman, von dem er nur eben erst die Exposition gelesen, daher er sich denn über den künftigen Verlauf der Dinge den wundersamsten Vermutungen überläßt, so ist der Mann bereits zu der Stelle gelangt, wo die Komposition über die Gestaltung der Hauptmomente keinen Zweifel gestattet und nur noch das Nebensächliche, Episodische, Sekundäre im Dunkeln läßt.

Wird der Mann aus dieser durch eine leichte Wahrscheinlichkeitsberechnung zu findenden Bahn gleichwohl herausgeworfen, so ist es ungleich seltener ein glückliches als ein unglückliches Ereignis, das wie ein deus ex machina in die normale Entwickelung eingreift und somit wirkliche Ueberraschungen bringt.

Wenn der Jüngling daher in Bezug auf seine Lebensgestaltung ungeduldig, fortschrittlich, radikal gesinnt ist, so wohnt dem Manne hier ein konservativer Zug inne, der mit den Jahren immer schärfer zu tage tritt, und dann wohl als Bequemlichkeit, oder als die Eigenart des Gewohnheitsmenschen bezeichnet wird.

Seiner inneren wie äußeren Situation entsprechend wird der begabte und einsichtsvolle Mann, der die Jagd nach dem Glücke, wie sie von dem Jüngling betrieben wird, als eitel erkannt, und das Thörichte einer Gemütsverfassung, die nur in der Zukunft lebt, richtig durchschaut hat, zu einem vernünftigen und besonnenen Genießen der Gegenwart neigen — der Art und Weise des Kindes entsprechend, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Folge einer bewußten Reflexion ist, was dort naiv aus der glücklichen Veranlagung der Seele herausblüht. Beschränkte Menschen dagegen setzen auch noch im Mannesalter — oft im Widerstreit mit den vereinzelten leisen Mahnungen einer besseren Erkenntnis — die unaufhörliche Jagd nach dem Glücke fort, wenn auch nicht mehr nach jenem unbestimmten, traum- und nebelhaften Glücke des Jünglings, so doch nach einzelnen konkreten Formen, unter denen sie das Glück begreifen, wie z. B. Luxus und Wohlleben, Ruhm, äußere Ehre, Macht &c.

Wo solche Ziele maßvoll und ohne Beeinträchtigung dessen verfolgt werden, was die Gegenwart an unsere Lebensweisheit zu fordern hat, da möge man sie als Motive einer eifrigen Thätigkeit gelten lassen; unbegreiflich jedoch bleibt es für jeden denkenden Menschen, wie ihre Verfolgung so weit ausarten kann, daß die Gegenwart, die doch das einzig Reale ist, geradezu verschmäht und mißachtet wird.

Mit Recht sagt der französische Schriftsteller Gustav Droz:

„Ich habe immer über die Leute lachen müssen, die so mit verhängten Zügeln durchs Leben jagen — die Nüstern gebläht und das fiebernde Auge auf die Ferne des Horizontes gerichtet. Man meint, die Gegenwart brenne ihnen unter den Füßen; man sagt ihnen wohl: ‚So wartet doch einen Augenblick und steigt einmal ab, trinkt ein Glas von diesem köstlichen goldenen Wein, plaudert ein wenig mit uns, laßt uns ein bißchen lachen, küßt einmal euer liebes Kind da!‘ Sie schütteln den Kopf. ‚Unmöglich!‘ antworten sie; ‚dort unten in der Ferne werd' ich erwartet; dort unten will ich plaudern, dort unten will ich einen kostbaren Wein trinken, dort unten will ich mich der Liebe zu meinen Kindern widmen, dort unten werde ich glücklich sein . . .‘ ‚Dort unten!‘ Und wenn sie wirklich ‚dort unten‘ angekommen sind, wenn sie keuchend und an allen Gliedern zerschlagen den Lohn für ihre Mühe beanspruchen, dann gibt ihnen das Schicksal gewöhnlich die höhnische Antwort: ‚Die Kasse ist zu.‘ Die Zukunft verspricht, aber nur die Gegenwart zahlt; sie allein hat die

Schlüssel zur Kasse; also muß man bestrebt sein, mit ihr auf gutem Fuße zu leben."

Da kennt doch der gute, köstliche Onkel Benjamin des noch lange nicht nach Verdienst gewürdigten französischen Humoristen Claude Tillier eine gediegenere Lebensweisheit, als diese unverbesserlichen Narren der Zukunft. „Für ihn," so schildert uns der Verfasser die Eigenart seines Helden — „für ihn war die Vergangenheit nichts mehr, und die Zukunft noch nicht etwas; er verglich die Vergangenheit mit einer leergetrunkenen Flasche und die Zukunft mit einem Huhn, das ungebraten am Spieße steckt. ‚Was liegt mir daran,' sagte er, ‚was seinerzeit einmal in der Flasche gewesen ist? Und das Huhn — weshalb soll ich mich selber braten lassen, um es bald hier bald dort ans Feuer zu schieben? Vielleicht, wenn es gar gebraten und der Tisch gedeckt ist, bin ich einer, der mit ißt; vielleicht aber auch, wenn ich schon die Serviette umgethan habe, erscheint irgend ein Biest und schleppt mir das dampfende Huhn in seinen Zähnen hinweg.'"

Diese vernunftgemäße Schätzung der Gegenwart ist eines der ersten Kriterien eines gereiften Charakters; die Spruchweisheit aller Nationen wird nicht müde, sie als solche zu preisen. So lautet ein Epigramm von Paul Heyse:

„Am ewig Gestrigen klebt der Philister,
Wenn der Phantast des ewig Künft'gen harrt.
Der wahre Mensch: ein Kind des Geistes ist er,
Der war und wird in ew'ger Gegenwart."

Und bei Friedrich Halm heißt es:

„Die ihr schätzt nur, was vergangen,
Die ihr nur der Zukunft harrt,
Ach, vergeßt nicht, traumbefangen,
Daß das Leben Gegenwart!"

„Es ist durchaus thöricht," sagt Arthur Schopenhauer, „eine gute Stunde von sich zu stoßen oder sie sich mutwillig zu verderben aus Verdruß über das Vergangene oder Besorgnis wegen des Kommenden."

Unermüdlich ist namentlich Horaz in diesen Predigten für die Rechte der Gegenwart. „Quid sit futurum cras, fuge quaerere," — wendet er sich beim Anblick des winterlich beschneiten Soracte an seinen Freund Thaliarchus — „Vermeide nach dem zu forschen, was morgen sein wird!" — „Genieße den Tag!" mahnt er die zukunftsbange Leukonoe, die bei den Chaldäern und Mathematikern zu erforschen bemüht war, wie lang sie zu leben habe; „genieße den Tag und schenke dem künftigen Tage möglichst wenig Vertrauen!" — In der berühmten Ode „Eheu, fugaces . . ." schildert er dem Posthumus die Vergänglichkeit des Daseins und die Thorheit, innerhalb dieser knappen Zeitspanne eine Theorie zu befolgen, die nur dann berechtigt wäre, dafern wir ewig lebten. Es sei uns gestattet, einige Strophen dieser Ode zu reproduzieren, und zwar in freier metrischer Uebertragung.

Der Dichter singt:

„O Posthumus, die flücht'gen Jahre schwinden,
Und kein Gebet verzögert ihren Lauf.
Die Liebe selbst kann nur für Tage binden
Und hält zuletzt den blassen Tod nicht auf.

Die traute Heimat müssen wir vergessen,
Der Gattin Kuß, der Freunde Spiel und Sang,
Und nur die düstern Zweige der Cypressen
Begleiten uns auf unserm letzten Gang.

Ein Fremder naht, für den du thöricht spartest,
Und setzt sich fest im wohlbestellten Haus.
Weißt du? den Wein, den sorgend du verwahrtest,
Das Prachtgewächs? Dein Erbe kneipt ihn aus."

Hand in Hand mit dem verständnisvollen Genusse der Gegenwart geht das Beseitigen der spes longa, der langen, weit ausblickenden Hoffnung, des Plänemachens. Das Mannesalter, das schon so hundertfältig erlebt hat, wie wenig die spätere Gestaltung der Dinge solchen Voranschlägen entspricht, hat eingesehen, daß „vitae summa brevis spem nos vetat inchoare longam", — daß die kurze Lebensfrist uns verbietet, weitsichtige Hoffnungen in Angriff zu nehmen.

„Ueberhaupt," sagt der Frankfurter Philosoph, „ist es eine der größten und häufigsten Thorheiten, daß man weitläufige Anstalten zum Leben macht, in welcher Art auch immer dies geschehe. Bei solchen nämlich ist zuvörderst auf ein ganzes und volles Menschenleben gerechnet, welches jedoch sehr wenige erreichen. Sodann fällt es, selbst wenn sie so lange leben, doch für die gemachten Pläne zu kurz aus, da deren Ausführung immer sehr viel mehr Zeit fordert, als angenommen war; ferner sind solche, wie alle menschlichen Dinge, dem Mißlingen, den Hindernissen so vielfach ausgesetzt, daß sie sehr selten zum Ziel gebracht werden können. Endlich, wenn zuletzt auch alles erreicht wird, so waren die Umwandlungen, welche die Zeit an uns selbst hervorbringt, außer Acht und Rechnung gelassen, also nicht bedacht worden, daß weder zum Leisten noch zum Genießen unsere Fähigkeiten das ganze

Leben hindurch vorhalten. Daher kommt es, daß wir oft auf Dinge hinarbeiten, welche, wenn endlich erlangt, uns nicht mehr angemessen sind, wie auch, daß wir mit den Vorarbeiten zu einem Werk die Jahre hinbringen, welche bisweilen unvermerkt uns die Kräfte zur Ausführung desselben rauben. So geschieht es denn oft, daß der mit so vieler Mühe und vieler Gefahr erworbene Reichtum uns nicht mehr genießbar ist und wir für andere gearbeitet haben; oder auch, daß wir den durch vieljähriges Treiben und Trachten endlich erreichten Posten auszufüllen nicht mehr imstande sind: die Dinge sind zu spät für uns gekommen. Oder auch umgekehrt, wir kommen zu spät mit unseren Dingen; da nämlich, wo es sich um Leistungen oder Produktionen handelt: der Geschmack der Zeit hat sich geändert, ein neues Geschlecht ist herangewachsen, welches an den Sachen keinen Anteil nimmt."

Dieses „Zu spät" ist überhaupt der Fluch, der so hundertfältig gerade auf unserem stärksten Wünschen und Wollen lastet. August von Platen sagt:

„Zwar kommt Erhörung oft geschritten
Mit ihrer himmlischen Gewalt:
Doch dann erst hört sie unsre Bitten,
Wenn unsre Bitten längst verhallt."

Sie reicht uns die Perlen in der Wüste des Alters, wenn einige Datteln der Erquickung uns lieber wären; sie beschert dem einen die Zähne ohne den Braten, und dem anderen den Braten, wenn ihm die Zähne längst ausgegangen; sie hat oft die Laune jener Glücksgöttin, die bei Verlosungen dem Junggesellen ein Dutzend Kinderhäubchen, der jungen Dame ein Büchschen mit Bartwichse und dem Gelehrten ein Spielzeug zu Füßen legt. Ein Erfolg, der den Fünfundzwanzigjährigen hoch beglückt hätte, läßt den Vierzigjährigen oft kalt und gleichgültig. Die Erkorene des Jünglings, die er nicht heimführen kann, weil ihm die Mittel zur Selbständigkeit fehlen, ist nur noch ein Schatten von dem, was sie war, wenn der Sechsunddreißigjährige endlich imstande ist, ihr die Hand zum Lebensbunde zu reichen; und der Traum so vieler Jahrzehnte, die italienische Reise, die der junge Poet vergeblich ersehnte, wird dem Sechzigjährigen, der nun endlich diesen Wunsch sich gewähren kann, eine Last, die ihn mit seufzender Begehrlichkeit an sein Heim und die behaglichen Nachmittagsstunden im Lehnsessel zurückdenken läßt.

Das Mannesalter ist, wie bereits angedeutet, diejenige Epoche, in welcher der Typus Mensch den Höhepunkt seiner Entwickelung erreicht. Diese Wahrheit findet ihren Ausdruck in der sprachgeschichtlichen Thatsache, daß viele Idiome, zumal die romanischen, für die Begriffe „Mann" und „Mensch" ein und dasselbe Wort haben. Dem Italiener ist sein uomo, dem Spanier sein hombre, dem Portugiesen sein homem, dem Franzosen sein homme nicht nur das männliche Individuum in seiner Vollkraft, nicht nur das männliche Individuum überhaupt, sondern die Gattung. Auch die englische Sprache hat „man" im Sinne von „Mann" und „Mensch", und die Menschheit ist ihr „mankind", das Manngeschlecht.

Das Mannesalter repräsentiert körperlich wie geistig die vollkommenste Leistungsfähigkeit, deren der Mensch fähig ist, wenn auch in einzelnen Kraftäußerungen das Jünglingsalter ihm scheinbar überlegen ist. Es waltet hier zwischen dem Jünglingsalter und dem Mannesalter ungefähr das gleiche Verhältnis ob, wie zwischen der französischen Armee und der deutschen. Die französische Armee entwickelt vielleicht einen größeren Elan in den ersten Stadien des Angriffs; die deutsche aber ist ausdauernder und behauptet somit in der Summe ihrer Leistungsfähigkeit ohne Zweifel den Vorrang.

Das Mannesalter ist die Zeit der geregelten Thätigkeit, des klaren, zielbewußten, kräftigen Schaffens, des materiellen und geistigen Kampfes. Während der Jüngling die Klinge schleift und sich erst im Geiste die Fehden ausmalt, in denen der blitzende Stahl ihm sausen soll, tritt der Mann dem großen Widersacher, Dasein genannt, fest und mutig entgegen. Er *sucht* nicht den Kampf, er besteht ihn. Der Jüngling *will* hinaus, der Mann *muß* hinaus ins feindliche Leben, wie Schiller singt.

Das Mannesalter gründet das Haus, den Schauplatz der künftigen Familie, den eigentlichen Angelpunkt der Gesellschaft. Von den Streifzügen seiner Berufsthätigkeit heimkehrend, findet der Mann hier die Stätte der Rast, der Erholung, der Kräftigung. Die Gewitterstürme der Jünglingsliebe sind vorübergebraust; nicht mehr die Tropensonne der Leidenschaften, sondern ein milderes Licht strahlt hernieder von dem sanfteren Himmel der Häuslichkeit. Schon zu Anfang der dreißiger Jahre ist der Mann empfänglich für den ganzen Zauber des „home", und zwar um so mehr, je weiter und tiefer er bis

zur Stunde ins Leben geblickt hat, je größer die Irrfahrt, die ihn von dannen geführt durch alle Fernen des Raums und des unersättigten Strebens.

Weiter oben bereits haben wir dargethan, wie und warum gerade das früheste Mannesalter so leicht den Charakter einer gewissen Ernüchterung, einer weltschmerzlichen Blasiertheit, annimmt. Der Mann kennt seinen Weg, und fest überzeugt, daß nichts wesentlich Neues mehr seine Bahnen durchkreuzen wird, schreitet er wohl oder übel vorwärts. Da tritt aber dennoch ein Neues in diese scheinbar so fertige Existenz, ein Neues, das, rein philiströs gesprochen, ein sehr Alltägliches, aber dennoch ein Wunder ist, ganz geeignet, dem geist- und gemütstiefen Menschen die großen Rätsel des Daseins unmittelbar vor die Seele zu rücken, und ihn mit jenem Staunen zu füllen, das der Anfang aller Philosophie ist — ein Ereignis, das völlig ungeahnet Empfindungen wachruft und nicht selten Charaktereigenschaften zu tage fördert, die bis dahin gleichsam unter der Asche lagen . . . Der Mann wird Vater.

Alle Schriftsteller, die jemals über dieses Ereignis geschrieben, stimmen darin überein, daß ihm zunächst etwas Phänomenales, Verblüffendes innewohnt. Georg, der Held in dem Freytagschen Roman „Marcus König" wird gleichsam von religiösem Staunen ergriffen, da er, nach Hause zurückkehrend, ein Wesen vorfindet, das vorher nicht da war. Der Verfasser von „Das Tagebuch eines Vaters" ergeht sich in folgenden Versen:

„Ein Ich, ein Glied im Ring der Wesen,
Des End' und Anfang niemand mißt,
Bist du, und bist doch nicht gewesen:
Du warst noch eben nicht und bist!

Ich stand vereinsamt und verlassen,
Und plötzlich lacht mich hold und mild
— Wer kann das süße Rätsel fassen? —
In dir mich an mein eignes Bild!"

In seiner Skizze „Mein Erstgeborener" schreibt Gustav Droz:

„Niemals werde ich den Eindruck vergessen, den mir die Erscheinung dieses fremden und doch so vertrauten Wesens machte, das so plötzlich in die Familie hineingeschneit kam. Wir hatten ja lange davon geträumt und geplaudert; ich hatte mein liebes Kind im Geiste gesehen, wie es Reif spielte, wie es mich am Schnurrbart zerrte, wie es seinen ersten Schritt wagte; oder auch im Arm seiner Amme, wie es sich, einer kleinen naschhaften Katze vergleichbar, mit Milch vollpfropfte. Aber dennoch: der Eindruck jetzt war so eigentümlich, so fremdartig, daß er nur für den verständlich ist, der ihn selber empfunden hat. Dieses kleine Wesen, das mir gehörte, erregte mich unbeschreiblich. Ich fühlte mich angesichts dieses Rätsels förmlich betäubt; ich war wie angedonnert, dem Künstler vergleichbar, der durch die unbewußte Gabe des Genius ein Meisterwerk vollendet."

In dieser unbeschreiblichen Empfindung kündet sich das Eintreten eines Faktors an, der für die vorschauende Phantasie zwar nicht neu gewesen, der aber neu sein wird in Beziehung auf seine Wirkung.

Von dem Augenblicke, da der Mann Vater geworden, bekommt sein Leben — wenn auch nicht wie das des Weibes, das Mutter wird, einen völlig veränderten — aber doch einen wesentlich modifizierten Inhalt. Vorläufig, wenn das erste Staunen über die neue Rolle verschwunden ist, geht es noch langsam mit dieser Neugestaltung. Die Mutter liebt ihr Kind von dem ersten Momente seiner Geburt; man möchte glauben, um mit Victor Hugo zu reden, sie erkenne es beim ersten Schrei wieder; ihr Lächeln sagt: „Ja, es ist's." Die Neigung des Vaters dagegen wurzelt zunächst mehr in der Reflexion, als in den unmittelbaren Regungen des Instinktes. Seine Liebe muß sich entwickeln; sie muß von dem Kinde gleichsam erobert werden. Die physische Ungelenkigkeit und Plumpheit, mit der sich die meisten Männer benehmen, wenn es einmal ausnahmsweise gilt, ihrem ganz kleinen Kinde eine Handreichung zu leisten, es auf den Arm zu nehmen 2c., ist das richtige Spiegelbild jener moralischen Ungelenkigkeit, die noch im Widerstreite mit allerlei Empfindungen steht, von denen die Mutter nichts weiß. Der Vater findet sein neugeborenes Kind in der Regel häßlich: die Mutter findet dies nie. „Bei der Würde eines Papa," sagt Gustav Droz, „gibt es ein Noviziat, bei der einer Mama gibt es keines. Und dennoch will die Natur, daß die Liebe dieses armen, ungeschickten Vaters allmählich erworben werde. Er soll an seinem neuen Beruf Geschmack gewinnen und nicht gar zu lange in der Stellung eines Rekruten verbleiben. Und die Natur sorgt hier für die nötige Beschleunigung des Avancements. Der Papa wird definitiv Korporal an dem Tage, an welchem das Kind seine ersten Silben stammelt. Man muß gestehen, es ist

außerordentlich süß, dieses erste Lallen des Kindes, und das ‚Pa ... Pa ...‘ des kleinen Wesens scheint vortrefflich geeignet, ins Gemüt einzudringen. Ist es nicht wunderbar, daß so das erste Lallen gerade das tiefste und zärtlichste Gefühl der Menschheit ausdrückt? Ist es nicht rührend, wie dieses kleine Geschöpf gleichsam von selbst das Wort findet, das den, dessen es am meisten bedarf, am zuverlässigsten rühren soll? Das Wort, das zu sagen scheint: ‚Ich gehöre dir; liebe mich! Gib mir ein Plätzchen in deinem Herzen, öffne mir deine Arme! Du siehst, ich bin noch gar schwach und unerfahren, aber immer denke ich an dich. Ich gehöre zur Familie, ich werde an deinem Tisch essen und deinen Namen tragen, ... Pa ... Pa ...‘ Wie mit einem Schlage hat so das Kind die zartesten und feinsten aller Schmeicheleien und Liebkosungen gefunden; es debütiert mit einem wahren Meisterstück. Ach, das reizende Kind! ‚Pa ... Pa ...‘ Noch höre ich seine zögernde Stimme, noch sehe ich die beiden rosigen Lippen sich heben und senken. Wir knieten alle um ihn herum. ‚Sag's noch einmal,‘ rief man ihm zu, ‚sag's noch einmal, Hänschen! Wo ist dein Papa?‘ Und der kleine Bursche lachte, wandte die Augen nach mir und streckte mir die Arme entgegen. Ich küßte ihn, und ich fühlte, wie zwei große Thränen mir über die Wangen liefen. Von diesem Augenblick an war ich ein echter, ein wahrer Papa. Ich hatte die Taufe empfangen.“

Die Physiognomie des weiteren Mannesalters hängt nun wesentlich von dem Stadium ab, in welchem sich die Entwickelung der Kinder befindet. Die Sprache wäre hier vollkommen im Recht, wenn sie für den jungen Vater, dessen Kinder erst wenige Jahre zählen, eine andere Bezeichnung erfände, als für den Vater mit erwachsenen Söhnen, oder gar für den, dessen Haus nach erfolgter Verheiratung seiner Kinder sich wieder geleert hat — denn grundverschieden ist in jedem dieser drei Fälle die äußere Gestaltung der Existenz, grundverschieden die Pflichten, die Freuden, die Sorgen und die Kümmernisse des Mannes. Wenn die Sprache gleichwohl darauf verzichtet hat, so beruht dies darauf, weil die innere Physiognomie des Mannesalters trotz all dieses äußeren Wechsels keine Veränderung erleidet, die etwa dem Unterschied zwischen dem Mannes- und dem Jünglingsalter auch nur entfernt an die Seite zu stellen wäre.

Das Greisenalter.

Langsam, wie sich der herbstliche Wald in den winterlichen verwandelt, geht das spätere Mannesalter in die letzte Epoche unseres Lebens über — in das Greisenalter. „Nicht etwa jählings,“ — heißt es in einem Epigramme Karl Gutzkows — „mit Sturm und mit Hagelwettern — Tritt dir das Alter entgegen; — Ach! nur mählings — wie der stete Regen — Von herbstlichen Akazienblättern ...“

Eine psychologische Betrachtung des Greisenalters wird im wesentlichen den Charakter einer Verteidigung gegen die hergebrachte Auffassung annehmen, als sei diese Epoche unter sämtlichen Lebensaltern die traurigste. Bei vorurteilsloser Prüfung erkennt man nämlich, daß eine Reihe von Uebeln und Mißständen, die man als dem Greisenalter unbedingt inhärierend ansieht, nur die Folgen individueller Mißverhältnisse, keineswegs aber naturgemäß im Lauf der Dinge begründet sind.

Wenn wir im folgenden die Eigentümlichkeiten des Greisenalters näher beleuchten, so haben wir selbstverständlich das normal entwickelte, durch die Thorheiten der früheren Lebensepochen nicht beeinträchtigte und geschwächte, körperlich und geistig gesunde Greisenalter im Auge — genau ebenso, wie unsere Betrachtung des Jünglingsalters nur den gesunden Jüngling im Auge hatte. Der Umstand, daß ein Greisenalter, wie es sein soll, weit seltener ist als ein blühendes, kraftstrotzendes Jünglingsalter, kann das Recht dieser Betrachtungsweise nicht aufheben.

Cicero teilt in seinem Werke De Senectute die Uebelstände, die man gemeinhin dem Greisenalter zum Vorwurf macht, in vier Kategorieen. Es empfiehlt sich, diese Einteilung beizubehalten, wenn auch im allgemeinen aus der Schrift des berühmten Rhetors wenig zu holen ist; denn es fehlt, was z. B. die flüchtigsten Bemerkungen Arthur Schopenhauers in so hohem Grade auszeichnet: die Wahrheit und die Tiefe der konkreten Beobachtung, der eigentliche philosophische Untergrund, mit einem Worte, die intuitive Genialität.

Die Gründe, aus denen das Greisenalter nach Cicero als hinter den übrigen Lebensepochen zurückstehend aufgefaßt wird, sind: Erstens, weil es die Leistungsfähigkeit in allen geschäftlichen Dingen, in Staat und Gesellschaft ꝛc. verringert

(quod avocet a rebus gerendis); zweitens, weil die körperlichen Kräfte und die Gesundheit nachlassen (quod corpus faciat infirmius); drittens weil die Genußfähigkeit schwindet (quod privet omnibus fere voluptatibus), und viertens, weil es den Tod in Perspektive hat (quod haud procul absit a morte). Betrachten wir diese vier Momente der Reihe nach.

Die große Enttäuschung, die im ersten Mannesalter beginnt und im Greisenalter die volle, durch kein Wölkchen der Illusion mehr getrübte Klarheit erlangt hat, prägt allerdings dieser Lebensepoche wie in allen menschlichen Dingen, so auch im Punkte des Ehrgeizes und des Jagens nach äußeren Glücksgütern den Stempel einer ruhigen Entsagung auf.

Der Greis hat noch in höherem Maße als der Mann die Einsicht gewonnen, daß der Ruhm ein Phantom ist, daß die Macht und die Herrschaft ebensowenig das Glück gewährleisten wie der Reichtum; daß auch der relative Wert dieser Güter in demselben Verhältnis schwindet, wie die Zeitspanne, die der Mensch noch vor sich hat, kleiner und kleiner wird. Er neigt daher jenem friedlichen Quietismus zu, der im ruhigen Genusse der eigenen Persönlichkeit das zu finden bestrebt ist, was ihm alle Schätze der Welt nicht gewähren konnten — und nur Ein Gedanke berührt ihn peinlich: in so hohem Alter nochmals genötigt zu sein, den Kampf um die äußeren Bedingungen der Existenz wieder aufzunehmen. Der Greis will nicht mehr hinzuerwerben: er will zusammenhalten; er verlangt nicht sowohl nach neuen Ehren und Würden, als nach dem ungekränkten Besitz der vorhandenen. Hieraus erklärt sich z. B. die Neigung des höheren Alters zu ängstlicher Sparsamkeit, ja zum Geiz, dem jedoch keineswegs eine positive Habgier parallel geht.

Das Zurücktreten von den „rebus gerendis" beruht daher im wesentlichen auf den freien Entschlüssen des Greisenalters, nicht auf einer inneren Notwendigkeit.

Ueberdies haben wir tagtäglich Beispiele vor Augen, daß hochbetagte Männer, deren Veranlagung weniger eine kontemplative als eine thätige und namentlich nach außen hin thätige ist, trotz ihrer vorgeschrittenen Jahre in rebus gerendis sehr lebhaft aktiv sind — wenn auch nicht in dem Sinne einer vorwiegend körperlichen Aktivität, wie sie den Jünglingsjahren angemessener ist. Mit Recht behauptet Cicero, wer die Leistungen des Greisenalters in rebus gerendis zu gering anschlage, der gleiche demjenigen, der bei der Schiffahrt den Steuermann für unthätig und bedeutungslos halte, weil dieser ruhig beim Steuer sitze, während die Matrosen Mastbäume aufrichten, Segel reffen oder aus dem unteren Schiffsraume das Wasser herausschöpfen. „Das Alter leistet nicht das, was die Jugend leistet, aber es leistet unter Umständen Größeres und Besseres. Nicht körperliche Kräfte, nicht Schnelligkeit und leibliche Gewandtheit bringen die großen Thaten zu stande, sondern die Einsicht, die kluge Erwägung, die weise Erfahrung: diese Eigenschaften schwinden jedoch nicht nur nicht im Greisenalter, sondern sie wachsen. Wäre dies nicht der Fall, würden dann unsere Vorfahren die höchste politische Körperschaft als die Versammlung der Alten (senatus) bezeichnet haben?"

In der That kann im Sinne Ciceros die Behauptung aufgestellt werden, daß die eigentliche Entscheidung über die Geschicke der Menschen in Staat und Gesellschaft von Leuten ausgeht, die sich im höheren Mannesalter, wenn nicht im Greisenalter befinden.

Nach Beispielen brauchen wir nicht lange zu suchen. Wer denkt hier nicht alsbald an Kaiser Wilhelm, den Sechsundachtzigjährigen, an seine vertrauten Ratgeber Moltke und Bismarck? Auch Thiers war ein betagter Greis, als er zum Präsidenten der französischen Republik erwählt wurde. Wie bezüglich dieser leitenden Positionen, so ließe sich auch in den einzelnen Ressorts unserer Kulturstaaten der Nachweis liefern, daß die einflußreichsten Posten vielfach mit Greisen besetzt sind. Diese Thatsache ergibt sich äußerlich aus den Regeln des Avancements; innerlich aber leitet sie ihre Berechtigung aus dem Umstande, daß dem gesunden Greisenalter ein geringerer Egoismus und eine größere Erfahrung und Einsicht inne wohnt, als den früheren Lebensepochen. Auch der Umstand kommt mit in Betracht, daß der Greis in dem langen Leben, auf das er zurückblickt, so manche Umwälzung und Veränderung gesehen hat, die sich als Verbesserung ankündigte, ohne eine solche zu sein; daher er denn projektierten Neuerungen gegenüber weit weniger sanguinisch fühlt als der jüngere Mann, und demgemäß im wesentlichen konservativ ist. Mag dies in einzelnen Fällen den Nachteil haben, daß eine wirkliche Verbesserung langsamer in Scene gesetzt wird, als

dies im Interesse der Allgemeinheit erwünscht wäre, so wird dieser Nachteil doch durch den ungleich größeren Vorteil aufgewogen, daß leichtfertige und schädliche Neuerungen nach diesen Grundsätzen außerordentlich erschwert und in concreto oft so lange hingehalten werden, bis auch der jüngere und stürmischere Teil der Gesellschaft sich von deren Nutzlosigkeit oder Zweckwidrigkeit überzeugt hat; wie denn überhaupt bei wichtigen, tief einschneidenden Fragen ein gewisser konservativer Zug vom eudämonistischen Standpunkte günstiger ist, als ein ultraaktiver. Schon im bloßen Privatleben empfiehlt Schopenhauer den Grundsatz, überall da, wo nicht zweifellos in der Veränderung eine Verbesserung liege, dem „quieta non movere“ zu huldigen, dem Aufrechterhalten des status quo, da sonst die vermeintliche geringfügige Verbesserung sehr leicht zu einer wesentlichen Verschlechterung führen könne. Cicero sagt geradezu, die großen Staatswesen seien allenthalben in der Geschichte von den Jünglingen erschüttert und zu Grunde gerichtet, von den Greisen gestützt und wiederhergestellt worden. In einem Lustspiel des Naevius fragt ein Fremdling: „Sage mir doch, wie kam es, daß euer Gemeinwesen so schnell zu Grunde ging?“ — Und der Bürger antwortet: „Es erstanden neue Redner, thörichte Jünglinge — stulti adolescentuli — oder, wie hier am besten zu übersetzen wäre: ‚dumme Jungen‘. — Denn — heißt es bei Cicero — die Unbesonnenheit ist der Grundzug des Jugendalters, die Klugheit der des Greisenalters.“ — Er setzt hier natürlich voraus, daß es sich um greise Repräsentanten des vollentwickelten homo sapiens, nicht um altgewordene Mikrocephalen handelt.

Der zweite Mißstand, der gemeinhin dem Greisenalter zur Last gelegt wird, ist das Nachlassen der Körperkräfte und der Gesundheit.

Hier muß unterschieden werden.

Es ist ganz unzweifelhaft, daß ein fünfundsiebzigjähriger Greis, und wäre er der gesündeste und der kräftigste, nicht imstande ist, etwa im Wettlauf oder im Ringkampfe mit einem dreißigjährigen Mann von sonst gleicher Körperkonstitution zu wetteifern: die körperlichen Kräfte und zumal die Gewandtheit im Gebrauch derselben erfahren also eine Herabminderung. Es fragt sich jedoch, einmal, ob diese Herabminderung gerade für das Greisenalter charakteristisch, und ferner, ob dieselbe vom Standpunkte des subjektiven Behagens irgendwie von Belang ist.

Die erste Frage muß entschieden verneint werden; denn das mittlere Mannesalter befindet sich hier häufig bereits in derselben Lage; ja man findet nicht selten, daß Männer, die mit vierzig und fünfzig Jahren etwas korpulent und bequem geworden, in höherem Alter wieder elastischer werden.

Die zweite Frage kann nur von dem bejaht werden, der den Begriff der körperlichen Kraft mit dem der Gesundheit verwechselt. Wenn das subjektive Behagen von dem größeren oder geringeren Maß der körperlichen Kraft und Gewandtheit abhinge, so müßten wir den Herkules der Meßbude, der einige Zentner stemmt, für den glücklichsten, einen zartgebauten Jüngling, der seine Befriedigung wesentlich in Kunst und Wissenschaft sucht, für unglücklich halten. In Wirklichkeit aber stehen diese Dinge durchaus nicht in Wechselbeziehung. Auch der Umstand, daß der Greis ehedem die größere Kraft besessen und nun verloren hat, ist nicht wesentlich, denn dieser Verlust war kein plötzlicher, sondern ging allmählich und ganz unmerklich von statten. Insoweit also die Verminderung der körperlichen Kräfte nur die normale, dem höheren Alter angemessene ist, bleibt sie für das Behagen vollständig gleichgültig.

Anders verhält es sich mit dem Schwinden der körperlichen Gesundheit. Dieser Uebelstand würde allerdings schwer ins Gewicht fallen. Wenn sich jedoch auf der einen Seite nicht leugnen läßt, daß eine gewisse Gebrechlichkeit in vielen Fällen die Begleiterin des höheren Alters ist, so kann auf der anderen Seite nicht scharf genug accentuiert werden, daß diese Begleiterin dem Greisenalter keineswegs naturgemäß inhäriert.

Ein gesunder Mensch, der in den Jünglingsjahren nicht durch vernunftwidrige Tollheit, in den Mannesjahren nicht durch übermäßige Anstrengung oder Sorge seine Gesundheit geschwächt hat, der jederzeit eine angemessene Ernährung genossen und auch sonst die Grundsätze der Kalobiotik bewußt oder instinktiv beobachtet hat, wird sich auch als Greis — unvorhergesehene Zwischenfälle abgerechnet — einer guten Gesundheit erfreuen, und dieses Glück mit um so größerem Wohlgefühl auskosten, als die Abwesenheit bedeutender Leidenschaften ihm auch jene vorübergehenden Erschütterungen

erspart, die namentlich das frühere Lebensalter so häufig heimsuchen. Der in sich vollendete Greis kennt weder das bange, brustbeklemmende Herzklopfen des Jünglings, noch die glühende Stirn des zorndurchloderten Mannes; sein körperliches Befinden hat ungefähr die Physiognomie eines klaren Oktobertages, der das Behagen weit mehr begünstigt, als der unbeständige April oder der sengende Juli.

Ins Kapitel der Gesundheit gehört auch das Abnehmen der Sinne, das sich im Greisenalter zwar häufig genug findet, aber doch entweder nur in geringem, sehr erträglichem Maße, oder als die Folge einer vernunftwidrigen Lebensweise.

Darf der Gelehrte, der Jahrzehnte lang die halben Nächte hindurch bei seiner trüben Studierlampe gesessen, graue Pergamente entziffert oder elend gedruckte Scharteken durchstöbert hat, verwundert sein, wenn die Augen ihm diese fortgesetzte Mißhandlung schließlich heimzahlen und den Dienst verweigern?

Dem Abnehmen der Sinne geht im Greisenalter häufig ein anderer Mangel parallel: das Abnehmen des Gedächtnisses. So lautet wenigstens die Klage vieler betagter Leute, und namentlich auch ihrer Umgebung. Bei genauerer Prüfung wird sich jedoch in den meisten Fällen diese Abnahme des Gedächtnisses als eine scheinbare nachweisen lassen. Cicero führt zur Entkräftigung dieses Vorwurfs einige Thatsachen an, „die ein Greis schwerlich vergessen wird“; die Erklärung jedoch, weshalb ein Greis diese Dinge im Gedächtnis behält, bleibt er uns schuldig. Er sagt: „Ich glaube nicht, daß jemals ein Greis vergessen wird, wo er sein Geld aufhebt, was er für Bürgschaften übernommen hat, wer ihm etwas schuldet, oder wem er etwas schuldig ist.“ Ganz richtig. Das wird ein Greis nicht vergessen. Aber den Namen eines neuen Bekannten, den ihr ihm vorstellt, oder die Erfüllung einer Gefälligkeit, um die ihr ihn angegangen, oder die Nummer des Hauses, in welchem sein Schneider wohnt, und hundert ähnliche Dinge vergißt er mit einer Konsequenz, die euch fast die Vermutung aufdrängt, als besitze er überhaupt kein Gedächtnis mehr.

Und doch erklärt sich diese Vergeßlichkeit sehr einfach.

Mit der sich vergrößernden Summe seiner Erfahrungen tritt an den Greis nur noch wenig Neues heran, daher die Einzeldinge mit dem wachsenden Alter immer mehr an Interesse verlieren. Der Greis speichert von den Dingen, die dem Knaben und dem Jüngling wichtig erscheinen, und die der Knabe und der Jüngling deshalb mit lebendiger Teilnahme betrachtet, und späterhin häufig wieder im Gedächtnis verarbeitet, nur noch Weniges auf; er hat keine Beziehungen mehr zu diesen Erscheinungen, die dem jüngeren Alter noch wie große Ereignisse vorkommen. Der Mensch behält nur das im Gedächtnis, was ihm aus diesem oder jenem Gesichtspunkte des Erinnerns wert scheint; alles andere vergißt er. Ein Beispiel dürfte diesen Sachverhalt sehr schlagend erläutern. Eine Dame, die sich lebhaft für Toiletten interessiert, wird nach einer Soirée, an welcher fünfzehn Damen teilgenommen haben, noch in drei Wochen genau anzugeben imstande sein, in welcher Robe die A und die B und die C erschienen ist; ja sie entsinnt sich vielleicht aller fünfzehn Toiletten; während ein mit viel stärkerem Gedächtnis und viel schärferer Beobachtungsgabe ausgerüsteter Mann, der indessen Besseres zu thun hat, als Schleppen und Volants zu betrachten, möglicherweise schon eine Stunde nachher nicht von einer einzigen Dame mit Bestimmtheit auch nur die Farbe ihres Kostüms angeben kann.

Daß nicht etwa die Erinnerungsfähigkeit als solche im Alter nachläßt, das erhellt aus der Thatsache, daß auch der Greis sich mit vollkommenster Klarheit aller derjenigen Momente erinnert, die er seiner Zeit mit Interesse aufgefaßt und nachträglich im Gedächtnis herumgewälzt hat; so vor allem gewisser Ereignisse seiner Jünglingsjahre und seiner Kinderzeit. Eine wirkliche Abnahme des Gedächtnisses müßte sich doch auch hier bemerklich machen. Die Eindrücke müßten verblassen und allmählich erlöschen. Dies ist aber nachweislich durchaus nicht der Fall. Nur eine gewisse Verminderung der Receptionsfähigkeit läßt sich dem höheren Alter mit Recht nachsagen; aber dieser Mangel wird nicht als solcher empfunden, da eine Receptionsfähigkeit, wie sie namentlich in der ersten Jugend obwaltet, für das höhere Alter kaum noch als Bedürfnis erscheint. Die Dinge nämlich, die der Knabe und der Jüngling erst auffassen soll, sind jetzt bereits aufgefaßt, und ihrer ganzen Bedeutung nach in Fleisch und Blut übergegangen. Der Greis ist nicht mehr der Sammler, sondern der ruhige, wissenschaftliche Betrachter

und Ordner dessen, was er gesammelt hat. Jene ausgesprochene Receptionsfähigkeit würde daher für ihn ebenso überflüssig sein, wie das Schmetterlingsnetz für denjenigen, der damit beschäftigt ist, die einzelnen schön aufgespannten Exemplare zu rubrizieren.

Daß die übrigen Geistesgaben im gesunden Greisenalter erheblich nachlassen, bedarf erst noch des Beweises.

Schopenhauer glaubt eine wenn auch zu Anfang ganz unmerkliche Verringerungen der geistigen Potenz bereits gegen das vierzigste Jahr hin annehmen zu sollen, eine Verringerung, deren minimaler Betrag jedoch reichlich durch die immer wachsende Einsicht, den größeren Vorrat an Kenntnissen und Erfahrung, mit einem Wort, durch die größere Befähigung aufgewogen werde, das vorhandene Kraftmaß thatsächlich zu benützen.

Aehnliches gilt ohne Zweifel von der schon etwas bemerklicheren Abnahme der Geisteskräfte im Greisenalter, daher denn dieses zu einer gewissen Art von Hervorbringung minder, zu einer anderen Art in höherem Grade befähigt erscheint als die Jugend.

Künstlerische Kompositionen, zu denen ein großes Quantum aktiver Begeisterung erforderlich ist, werden besser der Jugend, wissenschaftliche und philosophische Untersuchungen, zu denen ruhige Objektivität und ein klarer Blick über das gesamte empirische Material erforderlich ist, besser dem Alter gelingen.

Cicero führt eine Reihe von Beispielen solcher Greise an, die noch im höchsten Alter auf den verschiedensten Gebieten menschlicher Geistesthätigkeit Hervorragendes geleistet haben. So erzählt er die bekannte Geschichte von dem griechischen Trauerspieldichter Sophokles, der als hochbetagter Greis von seinen Söhnen vor Gericht gestellt wurde, weil er geistig gestört, und infolgedessen unfähig sein sollte, fürderhin sein Vermögen zu verwalten. Da las der entrüstete Vater seinen Richtern den soeben vollendeten „Oedipus auf Kolonos" vor und fragte dann, ob diese Tragödie das Werk eines Schwachsinnigen sei. Der Prozeß endete mit dem glänzenden Triumphe des Vaters. Cicero erwähnt ferner den Isokrates, der im 94. Jahre seinen Panathenaikus schrieb; dessen Lehrer, den Leontinus Gorgias, der 107 Jahre alt wurde und bis zum letzten Augenblicke mit regstem Geiste den Studien oblag; den Hesiod, den Simonides, den Pythagoras, den Plato, den Kleanthes und viele andere.

In der That dürfte sich auch anderwärts der Beweis liefern lassen, daß eine große Anzahl hervorragender, insbesondere wissenschaftlicher Werke im Greisenalter verfaßt sind, während allerdings die Meisterwerke der Phantasie in frühere Lebensepochen fallen, wie denn z. B. die besten Trauerspiele, dem Aesthetiker Ludwig Eckardt zufolge, in dem Zeitraum zwischen dem 30. und 40. Jahre, die besten Lustspiele in dem zwischen dem 40. und 50. produziert werden.

Als dritten Uebelstand des Alters erwähnt Cicero die verminderte Genußfähigkeit. Auch hier läßt sich nun darthun, wie die Verminderung auf der einen Seite durch eine Vermehrung auf der anderen wenigstens teilweise kompensiert wird. Keine Lebensepoche, mit Ausnahme der Kindheit, ist so befähigt für die Genüsse der reinen Erkenntnis wie das Greisenalter — die Kindheit, weil das einzelne in der Erscheinungswelt ihr neu, und deshalb ein Gegenstand ihres rein intellektuellen Interesses, d. h. noch nicht — oder doch erst in geringerem Maße als später — Gegenstand ihres Willens ist; das Greisenalter, weil es die äußeren Dinge gleichsam aus der Sphäre des Wollens wieder entlassen hat und nunmehr auf das ganze Treiben der jüngeren Geschlechter wie aus der Vogelperspektive herabblickt, das Ganze des Lebens zu ergründen bestrebt ist, und so der Lösung des großen Rätsels um einiges näher steht; daher denn dieses, das während der Jahre des aktiven Kampfes oft ganz in den Hintergrund tritt, jetzt wieder an Interesse gewinnt. Das Greisenalter hat sonach, selbst bei mäßig begabten Menschen, einen Anstrich des Weisheitsvollen, des Philosophischen, des Prophetenhaften. In verwandtem Sinne behauptet Schopenhauer: „Die ersten 40 Jahre unseres Lebens liefern den Text, die folgenden den Kommentar dazu, der uns den wahren Sinn und Zusammenhang des Textes nebst der Moral und allen Einzelheiten desselben erst recht verstehen lehrt."

Auch die Empfänglichkeit für den Naturgenuß scheint mit zunehmendem Alter zu wachsen. Der Mensch fühlt sich, je länger er lebt, um so mehr eins mit der großen Mutter, in deren Schoß er bald wieder zurückkehren soll . . .

Fände indes auch nicht die im Vorstehenden erwähnte Kompensation statt, so wäre es doch ein Trugschluß, das Schwinden der Genußfähig-

keit, wenn es nicht mit Gebrechlichkeit und Krankheit verknüpft ist, als ein Uebel aufzufassen.

„Trinken, wenn man dürstet," sagt nämlich Lucian in seiner Abhandlung über die Thorheit des übermäßigen Trauerns bei dem Hinscheiden geliebter Personen, „trinken, wenn man dürstet, ist gut; nicht dürsten aber ist besser!" „Das Schwinden der Genußfähigkeit bedeutet doch nichts anderes, als die Abnahme dessen, was erst den Genuß ermöglicht, nämlich des Bedürfnisses, des heftigen Wollens. Der Verlust aber einer Sache, die nicht vermißt werden kann, ist kein Verlust, sonst müßte jeder, der gedürstet und seinen Durst nun gelöscht hat, über dieses Schwinden seines Bedürfnisses Unlust empfinden: gerade das Gegenteil ist aber der Fall.

Der vierte Punkt, den Cicero anführt, und den Schopenhauer als den Hauptunterschied zwischen Jugend und Alter bezeichnet, ist die Nähe des Todes (quod haud procul absit a morte). Hier nun läßt Cicero seinen Cato mit Recht ausrufen: „Eine jammervolle Persönlichkeit ist der Greis, der in einem so langen Leben den Tod nicht verachten gelernt hat! Denn es liegt klar zu tage: entweder ist der Tod für uns etwas Gleichgültiges, wenn er nämlich unsere Individualität völlig vernichtet: oder etwas Wünschenswertes, wenn er unsere Seele in ein ewiges Leben einführt. Ein drittes läßt sich nicht denken. Was also habe ich zu fürchten, wenn ich nach dem Tode entweder frei von jeglicher Unlust, oder sogar selig werde? Ueberdies, wer ist so thöricht, und sei er der unreifste Jüngling, der da behaupten möchte, er wisse, daß er auch nur bis zum Abend am Leben sein werde? Ich habe es an meinem unvergeßlichen Sohn erlebt, und du, mein Scipio, an deinen hoffnungsvollen Brüdern, daß der Tod allen Lebensaltern gemeinsam ist. Ueberdies, ihr guten Götter, was heißt denn im menschlichen Leben ‚lange'?... Was überhaupt ein Ende hat, das kann mir niemals ‚lange' erscheinen!"

Schopenhauer, dem pessimistischen Grundcharakter seiner Philosophie entsprechend, faßt die Sache noch anders.

Er schreibt:

„Allerdings hat man, wenn man alt ist, nur noch den Tod vor sich; aber wenn man jung ist, hat man das Leben vor sich, und es fragt sich, welches von beiden bedenklicher sei, und ob nicht im ganzen genommen das Leben eine Sache sei, die es besser ist, hinter sich als vor sich zu haben; sagt doch schon Kohelet: der Tag des Todes ist besser, denn der Tag der Geburt."

Ein weiterer Punkt sei hier noch zum Schlusse erwähnt. Alle übrigen Lebensalter sterben an Krankheiten; nur das Greisenalter wird jenes „Wohlsterbens", jener „Euthanasie" teilhaftig, jenes Hinscheidens ohne Schmerz, ohne Kampf und Zuckung, jenes Aufhörens, das ein deutscher Dichter mit dem sanften, geräuschlosen Abfallen eines herbstlichen Blattes verglichen hat. Alle übrigen Lebensalter sterben wider die Natur, der hochbetagte Greis allein stirbt der Natur gemäß — das heißt leicht, glücklich, vor Alter, des Lebens ersättigt und ihm nicht nachseufzend. „Die Jünglinge," sagt Cicero, „scheinen mir so zu sterben wie eine lodernde Flamme, in welche plötzlich Wasser gegossen wird; die Greise wie ein Feuer, das allmählich niederbrennt und von selbst erlischt. Nur gewaltsam lassen sich die Früchte, solange sie unreif sind, vom Baume reißen; sind sie reif geworden, so fallen sie von selbst ab.

Dieses Heranreifen mag für die Betrachtung etwas wehmütiges haben; für die Empfindung des Beteiligten hat es trotz all' dieser Wemut auch wieder etwas Tröstliches. Das lange Tagewerk, das für die meisten doch Mühe und Arbeit ist, weckt das Bedürfnis nach Ruhe — und mit Recht vergleicht Ciceros Cato das Gefühl des Alternden mit dem eines Schiffers, der nach langer Irrfahrt auf dem offenen Meere endlich am Horizonte das Land erblickt und sich bewußt wird, daß es nun allgemach in den Hafen geht.

Glückliche Fahrt bis zum Port! Das ist der Gruß, mit dem wir von den Lesern dieser anspruchslosen Betrachtungen Abschied nehmen.

Dem Weltfeind.

Von

Karl Zettel.

Glaubst du, gleich der schwarzen Eibe,
Die in Gräbern Wurzeln faßt,
Zu gedeih'n an Seel' und Leibe,
Wenn du Welt und Freude haßt?

Gleiche nur der frohen Linde,
Die, durchwärmt vom Sonnenglast
Und, erquickt vom Morgenwinde,
Schüttelt ihre Blütenlast!

Eduard von Gebhardt,
ein Maler der Reformation.
Von Adolf Rosenberg.

Kein anderer Zweig der modernen Kunst hat einen so schweren Kampf mit der Ueberlieferung zu bestehen wie die religiöse Malerei. Während die Kunst im allgemeinen, welche bis zu den alle Kultur vernichtenden Stürmen des 30jährigen Krieges auch in Deutschland ein Lebensbedürfnis gewesen war, jetzt nur noch die Rolle einer mühsam aufgezogenen und sorgfältig behüteten Zierpflanze spielt, hat die religiöse Malerei bis auf den heutigen Tag das Vorrecht behalten, nicht mit dem nüchternen Verstande beurteilt, sondern mit dem Herzen nach- und durchempfunden zu werden. Ein Genrebild, eine Landschaft kann auch unter den Vertretern ganz entgegengesetzter Kunstanschauungen das Objekt einer ruhigen Prüfung bilden, die zu einem positiven und allseitig befriedigenden Ergebnis führt. Ein Bild religiösen Inhalts wird für jeden religiös empfindenden und denkenden Menschen sofort zur Herzenssache, zu welcher er je nach seinem Bekenntnis auch seine bestimmte Stellung einnimmt. Der naive Standpunkt, auf welchem sich die Gläubigen des Mittelalters den Andachtsbildern gegenüber bewegt haben, ist durch die Reformation jählings beseitigt worden, und zwar ebensowohl diesseits wie jenseits der Alpen. Auch wo die Grundfesten der katholischen Kirche unerschüttert blieben, ist doch das Salz des nüchternen, prüfenden Verstandes eingedrungen

Eduard von Gebhardt.



Die Kreuzigung Christi. Von E. von Gebhardt (S. 300).

und hat die naive Begeisterung der glaubensseligen Künstler abgekühlt, sei es bis zum Skepticismus, sei es auch nur bis zur grübelnden Spekulation, welche an die Stelle reiner, edler Menschlichkeit, mit welcher noch Raffael seine göttlichen und heiligen Figuren bekleidete, die Glorie himmlischer Majestät und eine transscendentale Unnahbarkeit setzen wollte. Ebenso veränderte sich die Stellung des Laien zum religiösen Kunstwerke. In das ursprüngliche Gefühl der Andacht, welches nur den Gegenstand an sich, nicht die subjektive Auffassung des Künstlers berücksichtigte, mischte sich bald die Absicht des Kunstgenusses, welche die Kritik im unmittelbaren Gefolge hatte. Künstler und Publikum standen nunmehr dem Kunstwerke gleich kritisch gegenüber, und daher wurde die religiöse Kunst ihrer isolierten Stellung enthoben und als gleichartiges „Fach" neben die andern Fächer der künstlerischen Produktion eingereiht. Auf diesem Wege starb die religiöse Kunst allmählich ab. Sie hatte sich freilich insofern ausgelebt, als sie unter den germanischen Völkern durch Dürer, unter den romanischen durch Raffael ihre höchste Blüte erreicht hatte. Beide Meister galten demnach mit Recht denjenigen, welche eine Wiederbelebung der religiösen Malerei anstrebten, als klassische Vorbilder. Die kurze Blüte, welche derselben in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts beschieden war, wird dem Anschluß an jene Meister verdankt. Während Cornelius und Führich, ein jeder nach seiner Art, an die Traditionen der deutschen Kunst, insbesondere an Dürer, anknüpften, hielten sich Overbeck, Veit, Steinle, Schnorr von Carolsfeld mehr an die umbrisch-florentinischen Vorgänger Raffaels und an diesen selbst. Aber alle diese Künstler sind — man darf sich diese Thatsache nicht verhehlen — dem Volke fremd geblieben, und diese Entfremdung nimmt mit den Jahrzehnten zu, die uns von Cornelius und den Nazarenern trennen.

Man wirft der gegenwärtigen Generation im allgemeinen Gleichgültigkeit und Abgestumpftheit gegen die Schöpfungen der religiösen Kunst vor. Dieser Vorwurf fällt aber insofern auf die Künstler zurück, als nur die wenigsten von ihnen imstande sind, zwischen ihren Arbeiten und dem Beschauer jenen innigen Rapport herzustellen, welcher im Herzen desselben Begeisterung erweckt. Weil eben die Künstler beim Schaffen religiöser Bildwerke nicht mit dem Herzen, mit den innersten Fasern ihrer Empfindung beteiligt sind, wird auch in dem Beschauer keine tiefere Erregung hervorgerufen. Aeußerst gering ist demnach auch die Zahl religiöser Kunstwerke, welche während der letzten 30 Jahre lebhafte Erörterungen veranlaßt oder eine nachhaltige Wirkung geübt haben. Menzels „zwölfjähriger Christus im Tempel", mit welchem Bilde der Realismus auf dem Gebiete der religiösen Kunst zum erstenmal das Wort ergriff, steht am Anfang dieser Epoche. Während der Meister nur die Principien seiner Kunstanschauung auf einen religiösen Stoff übertrug, ohne weitere Konsequenzen daraus zu ziehen, wurde von anderen Künstlern die realistische Behandlung biblischer Motive im Anschluß an die litterarischen Arbeiten eines Strauß und eines Renan tendenziös ausgebeutet. Es waren aber immer Gelegenheitsarbeiten, welche nur ein vorübergehendes Interesse erregten, ohne auf den Künstler selbst lange bestimmend einzuwirken. Liebermanns „Jesusknabe im Tempel", welcher auf der Münchener internationalen Ausstellung von 1879 mit Recht so großes Aergernis erregte, weil unter dem Deckmantel realistischer Bestrebungen das Triviale, das Gemeine, die boshafte Karikatur mit brutaler Hand auf den Schild erhoben worden waren, kann als der letzte Ausläufer dieser Richtung gelten. Neben ihr gelangte bald eine andere zur Herrschaft, welche, inspiriert durch das Bild, welches Strauß von dem vollkommenen Menschen Christus entwirft, die Personen der heiligen Geschichte als Urbilder edler, reiner Menschlichkeit darstellt, welche den menschlichen Kern aus den heiligen Idealfiguren herauslöst. Gustav Richters „Auferweckung von Jairi Töchterlein", Feuerbachs „Beweinung Christi", Zimmermanns „Christusknabe im Tempel", Hoffmanns „Ehebrecherin vor Christo", die „Ruhe auf der Flucht" von Knaus und einige Gemälde von Gabriel Max gehören dieser Richtung an. Keiner von diesen Künstlern hat jedoch die religiöse Malerei zu seiner Lebensaufgabe gemacht, und ebensowenig ist seit Rietschels Tode ein hervorragender Bildhauer aufgetreten, welcher ein religiöses Kunstwerk von dauerndem Werte geschaffen hätte. Wittigs „Hagar und Ismael" ist auf diesem Gebiete eine ganz vereinzelte Erscheinung.

Bei einer solchen Lage der religiösen Kunst in Deutschland ist die Persönlichkeit eines Künst-

lers, welcher, wie Eduard von Gebhardt, die religiöse oder doch die biblische Malerei zur Hauptaufgabe seiner künstlerischen Thätigkeit gemacht hat, von großer Bedeutung, und zwar umsomehr, als diese Persönlichkeit zugleich von einer starken Originalität getragen wird. Wer sich einigermaßen auf die Kenntnis der Schriftzüge versteht, welche das Geistesleben in die menschliche Physiognomie eingräbt, der wird aus dem Bildnis des Künstlers, welches wir unserer Biographie voraufgeschickt haben, mit Leichtigkeit herauslesen, daß dieser Mann mit dem starkknochigen Antlitz, mit der hochgewölbten, kühn gebildeten Stirn, mit dem trotzigen Zuge zwischen den Augenbrauen und den energischen Linien über der Oberlippe gewohnt ist, seine eigenen Wege zu gehen, daß er gelernt hat, mit kräftiger Hand alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, und daß er sich auf diesem, einmal als richtig erkannten Wege durch nichts beirren läßt.

Eduard von Gebhardts Name wurde erst durch die Wiener Weltausstellung von 1873, wo sein „letztes Abendmahl Christi“ erschien, in weiteren Kreisen bekannt. Im Jahre 1870 hatte er dieses sein erstes Meisterwerk bereits vollendet und zwei Jahre später war es für die damals noch im Entstehen begriffene Berliner Nationalgalerie angekauft worden. Das „Abendmahl“ gehörte zu den Ereignissen der Weltausstellung. Selten hat in unserer skeptischen, materialistisch gesinnten oder doch gegen religiöse Dinge sehr indifferenten Zeit ein biblisches Gemälde eine ähnliche Bewegung hervorgerufen. In diesem Bilde fanden sich die Bekenner aller Konfessionen gewissermaßen auf einem neutralen Gebiete zusammen. Indem der Maler sich mit jener erstaunlichen Intuitionskraft, welche nur die Mitgift des wahren Genius ist, in die Vergangenheit zurückversetzte, gelang es ihm, ein Gemälde von echt historischem und ethnographischem Charakter zu schaffen, wobei in der Person Christi sowohl der edle Mensch, der begeisterte und überzeugungstreue Träger einer hohen Mission als auch die überirdische Majestät des Gottgesandten zur Erscheinung kamen. Was aber vor allem die Bedeutung dieses Bildes ausmachte, war die tiefe Innerlichkeit, das reiche Gemütsleben, welches aus allen Köpfen sprach. Eduard von Gebhardt hielt sich getreu an die Ueberlieferung der Evangelien, nach welcher sich Jesus seine Jünger, die „Menschenfischer“, aus den niedrigsten Volksklassen auswählte, aus welchen er ja auch selbst emporgestiegen war. Fischer, Zöllner, Zimmerleute und andere Handwerker wurden von ihm zu Werkzeugen der göttlichen Gnade erkoren, und demgemäß gestaltete der Künstler auch ihre Typen. Was die Apostel betrifft, so waren ihm Rubens und van Dyck damit bereits voraufgegangen. Auch sie wählten ihre Modelle für die Apostel, welche um ihren Herrn versammelt sind oder der zum Himmel auffahrenden Madonna nachblicken, aus dem Volke, ohne den Typus anders zu idealisieren als durch die Begeisterung und die Hingabe an den Beruf, welche aus den Augen leuchten. Ebenso verfuhr Gebhardt. Das Antlitz Christi ist von dem Vorgefühl seines nahen Todes verklärt. Die schweren Seelenkämpfe haben ihre Spuren auf dem langen, schmalen Antlitz hinterlassen, und um die Augen herum ist das Fleisch tief eingesunken. Und in dem Augenblicke, der den Vorwurf des Gemäldes bildet, spiegelt sich auf seinem Angesichte noch eine andere schmerzliche Empfindung, indem er mit trauriger Resignation die Worte spricht: „Einer unter euch wird mich verraten!“ Welche Bewegung rufen diese Worte unter den Jüngern hervor! Und mit welcher Klarheit prägen sich auf den Gesichtern die Gefühle aus, welche wie der Blitz die Seele eines jeden durchzucken. Judas Ischariot weicht dem Sturme der Fragen aus, welche sich aus den bedrängten Herzen emporringen. Vorsichtig ist er zur Thür geschlichen und im Begriff, dieselbe zu öffnen, wirft er, nur von Bartholomäus bemerkt, noch einen Blick voll Bosheit und Schlauheit auf die Zurückbleibenden. Unter diesen aber hat die Bewegung bereits ihren Höhepunkt erreicht. Nathanael ist aufgesprungen und hinter den Meister getreten, über dessen Schulter er fragend blickt. Johannes, zur Rechten Christi, kann sich vor Schreck und Erstaunen gar nicht fassen. Er hat beide Hände auf den Arm des Meisters gelegt und heftet den durchdringenden Blick auf den Mund, aus welchem die nähere Erläuterung jener niederschmetternden Worte kommen soll. Thomas stützt weinend sein Haupt auf die Rechte, während Matthäus ihn zu trösten sucht. Ihm gegenüber sitzt Simon Petrus; die alte Fischernatur regt sich in ihm, und er legt die Faust schwer auf den Tisch, als wollte er im nächsten Augenblicke dreinschlagen.

Nichts kann den Unterschied zwischen der idealistischen und der realistischen Kunstauffassung

klarer machen, als wenn man Eduard von Gebhardts Abendmahl mit dem berühmten Meisterwerke Leonardo da Vincis vergleicht. In der Komposition, in der rhythmischen Anordnung der Gruppen ist die Schöpfung des Italieners freilich von unvergleichlicher Vollkommenheit. Es kann niemandem einfallen, nach dieser Richtung hin mit Leonardo zu wetteifern. Christus ist der Gottmensch, umflossen von dem Glanze einer unnahbaren Majestät, welche seine Tischgenossen von ihm ferne hält. Und diese selbst sind Typen edler Menschlichkeit, deren vornehmer und durchgeistigter Gesichtsausdruck in dem plastisch arrangierten Faltenwurf der Gewänder gleichsam nachklingt. Selbst die Gemeinheit und die Niedertracht eines Judas Ischariot ist von dem italienischen Meister „stilisiert" d. h. mit der erhabenen Grundstimmung seines Gemäldes in Einklang gebracht worden. Zwischen dem Bilde und dem Beschauer richtet sich gewissermaßen eine Schranke auf. Wir blicken empor wie zu einem anders und höher gearteten Menschengeschlechte, welches uns zur Bewunderung, zur Verehrung zwingt. Die innersten Fibern unserer Seele werden aber durch dieses Gemälde nicht erregt. Welch eine andere Sprache redet dagegen Eduard von Gebhardt zu uns! Das sind Menschen wie wir, die von gleichen Empfindungen beseelt werden, welche denken, fühlen und trauern wie wir. Der dargestellte Moment wirkt auf uns mit dramatischer Kraft. Wir fühlen uns gleichsam hineingezogen in dieses Bild, wir nehmen auf dem leeren Sessel Platz und lauschen mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Worte, welche der Mann mit dem Ausdruck des Leidens in den kummervollen Zügen sprechen wird. Da ist nichts von kunstvoller Komposition, nichts von einem malerischen Arrangement der Gewänder. Das Wort Jesu ist wie der Blitz unter die Jünger gefahren. Keiner folgt einer anderen Richtschnur als derjenigen, welche ihm die plötzlich erweckte Empfindung, das Bewußtsein, vor etwas Ungeheuerlichem, Unsagbarem zu stehen, vorgeschrieben haben. Jeder Kopf ist der Ausdruck eines durch die Schule des Lebens erzogenen Charakters. Es ist wahr, daß Eduard von Gebhardt den landläufigen Schönheitsbegriffen aus dem Wege geht, ja, daß er sie vielleicht zu ängstlich vermeidet. Aber er setzt an die Stelle einer trivialen Anmut den individuellen Charakter, und in dem ungeschmälerten, energischen Ausdruck des Charakters und der Empfindung beruhen die seltenen Vorzüge des Meisters, welcher heute eine so hohe Stellung unter den zeitgenössischen Künstlern einnimmt. Die Farbe ordnet sich auf seinen Bildern stets der Grundstimmung unter. Wie diese gewöhnlich ernst und getragen ist, hält sich auch das Kolorit in den Schranken der Mäßigkeit. Er gestattet den Lokalfarben nicht, ein vorlautes Spiel zu treiben, sondern er dämpft sie zu einer ernsten Harmonie, welche seinen Schöpfungen die Weihe des großen Stils verleiht.

Eduard von Gebhardt ist ein Sohn des Ostens. Er wurde in einem deutschen Pfarrhause Esthlands, im Pastorat zu St. Johannis als Sohn des Propstes und Konsistorialrates Th. F. von Gebhardt am 1./13. Juni 1838 geboren. Mit 16 Jahren begann er seine künstlerischen Studien auf der Kunstakademie in Petersburg, wo er sich drei Jahre lang aufhielt, und unternahm dann eine Reise nach Deutschland, welche ihn auf die Kunstschule in Karlsruhe führte. Im Jahre 1860 ging er nach Düsseldorf und fand hier in Wilhelm Sohn einen Lehrer, der ihm so zusagte, daß er sich auf das innigste an ihn anschloß. Von ihm lernte er eine gediegene Technik, während die Eindrücke seiner Kindheit und die Erziehung im Vaterhause so mächtig in ihm nachwirkten, daß er in den ersten Jahren seiner selbständigen Thätigkeit ausschließlich religiöse Stoffe behandelte. Seine künstlerische Ausdrucksweise und seine Art der Charakteristik wurden dabei vorzugsweise durch das Studium altniederländischer und altdeutscher Meister gebildet. Hier fand er in den ungelenken, unbehilflichen und unschönen Figuren eine solche Fülle und Stärke der Empfindung, fand er den Grundzug des germanischen Wesens in seinem Verhältnis zur Gottheit, die tiefe Inbrunst, die stille Beschaulichkeit und die Einkehr in sich selbst, so lebendig verkörpert, daß er nichts Besseres zu vermögen glaubte, als indem er an diese alten gedanken- und empfindungsreichen Meister wieder anknüpfte und also die durch Jahrhunderte unterbrochene, durch falsche Ideale in Vergessenheit geratene Tradition von neuem belebte. Bisweilen schließt er sich, wie z. B. auf der „Kreuzigung Christi" (s. die Abb. S. 297), zu eng an seine Vorbilder an, so daß seine eigene kraftvolle Individualität dadurch beeinträchtigt wird. In den meisten Fällen weiß er aber die Typen, auf Grund



Ein Reformator. Von E. von Gebhardt (S. 302).

seiner eindringlichen Naturstudien, so kräftig umzubilden und zu vertiefen, daß man ihm das Zeugnis geben muß, die Kunst der alten Meister einer höheren und universelleren Entwickelungsstufe zugeführt zu haben.

Auf sein Erstlingswerk, den „Einzug Christi in Jerusalem" (1863), in welchem sich seine Eigenart noch nicht in voller Entwickelung zeigt, folgte 1864 die „Auferweckung von Jairi Töchterlein", 1865 das „Gleichnis vom reichen Mann und dem armen Lazarus", 1866 „Christus am Kreuz" (im Dom zu Reval) und ein „Religionsgespräch zur Reformationszeit", mit welchem er ein neues Stoffgebiet betrat, das er fortan mit großer Vorliebe kultivierte. Das „Abendmahl" (1870), welches die erste Periode

seiner Thätigkeit gewissermaßen abschließt, zeigte ihn auf der Höhe seines Wollens und im Vollbesitz aller geistigen und technischen Mittel, deren er zur künstlerischen Gestaltung seiner Ideen bedurfte.

Jenes Reformationsbild erhielt 1874 ein Seitenstück in einer „gelehrten Disputation im 16. Jahrhundert" (s. die Abb. S. 304), welche ein umfassendes Zeugnis von dem Ernste und der Kraft der Intuition ablegt, mit welcher sich Eduard von Gebhardt sowohl in den Geist wie in die materielle Existenz der Menschen jenes merkwürdigen Zeitalters versenkt hat. Wir haben nicht eine jener willkürlichen Maskeraden vor uns, wie sie neuerdings für historische Genrebilder aus der Renaissancezeit ausgegeben werden, sondern das Resultat ernsthaftester Studien, gepaart mit einer bewunderungswürdigen Kraft der Charakteristik. Das sind nicht kostümierte Modellfiguren, sondern diese knorrigen, eckigen Menschen sind in ihre Kleider förmlich hineingewachsen. Wie sie Bart und Haare tragen, wie sie sitzen, wie sie die Füße halten und die Hände bewegen, das ist alles so natürlich mit der Tracht zusammenkomponiert, daß dieselbe auch hier als „das Echo des Körpers" bezeichnet werden darf. Und weit entfernt, dem Absonderlichen der Tracht, dem Beiwerk, den Geräten und der ganzen Umgebung die Oberhand zu lassen, hat der Künstler vielmehr allen Nachdruck auf die geistige Belebung der Köpfe gelegt. Man merkt es diesen Leuten an, daß sie Söhne jenes Jahrhunderts sind, in welchem, wie Hutten ausrief, „die Geister erwachten, die Studien blühten und es eine Lust zu leben war." Wie ist doch der feine Humanist, der stets das Gleichgewicht seiner Seele erhält, in glücklichen Gegensatz zu seinem sanguinischen Gegner gebracht, welcher bereits in Hitze geraten ist!

In das Jahr 1873 fällt jene schon erwähnte „Kreuzigung Christi" (in der Kunsthalle in Hamburg), mit welcher sich der Künstler enger als sonst an die Niederländer, insbesondere an Memling und Roger van der Weyden, angeschlossen hat. Selbst in dem emailartigen, ausschließlich auf die positive Wirkung der Lokalfarben berechneten Kolorit suchte er mit jenen Meistern zu rivalisieren, und er hat sie auch, was bei seiner unbeschränkten Herrschaft über alle technischen Prozeduren zu erwarten war, völlig erreicht, wenn nicht übertroffen. Man wird an den nackten Körpern der drei Gekreuzigten, auf welchen die Spuren der furchtbaren Tortur getreulich verzeichnet sind, an der Gewöhnlichkeit der Typen Anstoß nehmen, aber dem Künstler das Zeugnis nicht versagen dürfen, daß er den Schmerz der kleinen Gemeinde, welche um das Kreuz des Erlösers versammelt ist, in seinen verschiedenen Abstufungen und Aeußerungen mit ergreifender Wahrheit dargestellt hat. Es ist eine erschütternde Tragödie, welche sich auf dem steinichten Hügel abspielt, und nicht ein einziger Strahl des Lichts und der Versöhnung fällt in dieses düstere Drama. In der Gestalt der ohnmächtig vor Schmerz hingesunkenen Maria Magdalena hat der Maler auch einmal das Gebiet der Schönheit gestreift, welches ihm sonst verschlossen zu sein scheint.

Im Jahre 1873 wurde Eduard von Gebhardt zum Professor an der Düsseldorfer Kunstakademie ernannt, und als solcher entfaltete er eine erfolgreiche Lehrthätigkeit, die jedoch seine eigene künstlerische Produktion in keiner Weise beeinträchtigte. In das Jahr 1877 fallen die „Jünger von Emmaus" und „Ein Reformator" (im städtischen Museum zu Leipzig), welchen wir unseren Lesern in einer Abbildung (S. 301) als Beispiel für die Charakterisierungskunst des Meisters vorführen, die sich nicht bloß auf die Köpfe, sondern nach dem Beispiel eines Dürer und Holbein auch auf die gewissermaßen den Kommentar zur Physiognomie bildenden Hände erstreckt. Im Jahre 1878 entstanden zwei Genrebilder, welche ebenfalls der Sphäre des 16. Jahrhunderts entnommen sind, eine „deutsche Hausfrau" und die „Heimsuchung" einer jungen Frau durch ihren Gatten, der sie, vor Ungeduld brennend, in das trauliche Heim zu kommen, über den Zaun seines Besitztums hebt.

Während er diese kleineren Bilder schuf, arbeitete er zugleich an einem großen Gemälde, welches der Markstein für das zweite Jahrzehnt seines Schaffens werden sollte, an einer „Himmelfahrt Christi". Im Jahre 1881 erschien das Werk auf der akademischen Kunstausstellung in Berlin, wo es mit der großen goldenen Medaille ausgezeichnet wurde und von wo es in die Nationalgalerie kam, welche somit die beiden bedeutendsten, durch ein volles Jahrzehnt getrennten Schöpfungen des Meisters besitzt. Mit der „Kreuzigung" bilden diese Gemälde eine tragische Trilogie, welche auch deshalb diese Bezeichnung verdient, weil dieselben Figuren, dieselben Typen auf den drei Bildern

erscheinen. Die Madonna, welche auf der „Kreuzigung“ von Johannes aufrecht erhalten wird, steht auf der „Himmelfahrt“ neben diesem Lieblingsjünger des Herrn und blickt mit gefalteten Händen zu dem Heiland empor, welcher auf einer Wolke, die Arme zum Segen ausbreitend, gen Himmel getragen wird. Auf dem Antlitz Christi ist der Ausdruck des Leidens gegen das „Abendmahl“ noch verstärkt. Aus seinen liebevollen Blicken fällt ein letzter Scheidegruß auf die zurückbleibende Gemeinde, welche dem göttlichen Wunder mit ehrfurchtsvollem Staunen, mit gläubiger Verehrung oder mit ekstatischer Verzückung folgt. Einer ist im Vordergrunde, geblendet von dem Glanze der himmlischen Glorie, welche den Heiland umgibt, niedergesunken und verbirgt sein Angesicht in den Falten seines Mantels. Um ihn herum stehen und knieen die Mitglieder der jungen christlichen Gemeinde, Gestalten aus dem niedrigen Volke, denen die Sorge um das geistige und leibliche Wohl, der harte Kampf um das Dasein auf den Gesichtern geschrieben steht. Alles atmet Trauer und Trübsal. Hier ist keine Spur von dem lichten Glanze zu sehen, welcher Raffaels „Transfiguration“ durchflutet, nichts von dem antiken Schönheitsgefühl, welches auf dem Gemälde des Urbinaten jede Gruppe erfüllt, jede Figur beseelt. Der biblische Vorgang ist aus der sonnigen Landschaft des Südens in die trübe Atmosphäre der nordischen Natur verlegt, und wie ein erkältender Nebel lastet der schwere, braune Gesamtton des Kolorits auf der ganzen Komposition. Alles ist in den seelischen Ausdruck zusammengedrängt, und nirgends wird das Gefühl der Andacht durch sinnlichen Reiz der Farbe oder der Form abgelenkt.

Mit eiserner Konsequenz hält Eduard von Gebhardt an seinen Grundsätzen fest. Mag man ihm auch nicht immer auf allen seinen Wegen folgen, so wird man doch niemals dieser charaktervollen Künstlerindividualität die vollste Hochachtung vor dem Ernste ihres Strebens versagen dürfen. Hat Eduard von Gebhardt doch in einer Zeit des Unglaubens und der Lauheit in religiösen Fragen die religiöse Malerei wieder zu Ehren gebracht und gezeigt, wo die moderne Kunst anzuknüpfen hat, um für die Behandlung der höchsten Dinge wiederum die allgemeine Teilnahme wachzurufen!

Pästum.

Von

Friedrich van Hoffs.

„Von Pästum kamen Gesandte nach Rom, goldene Schalen zu überreichen.“
Livius, röm. Gesch., B. 22, K. 36.

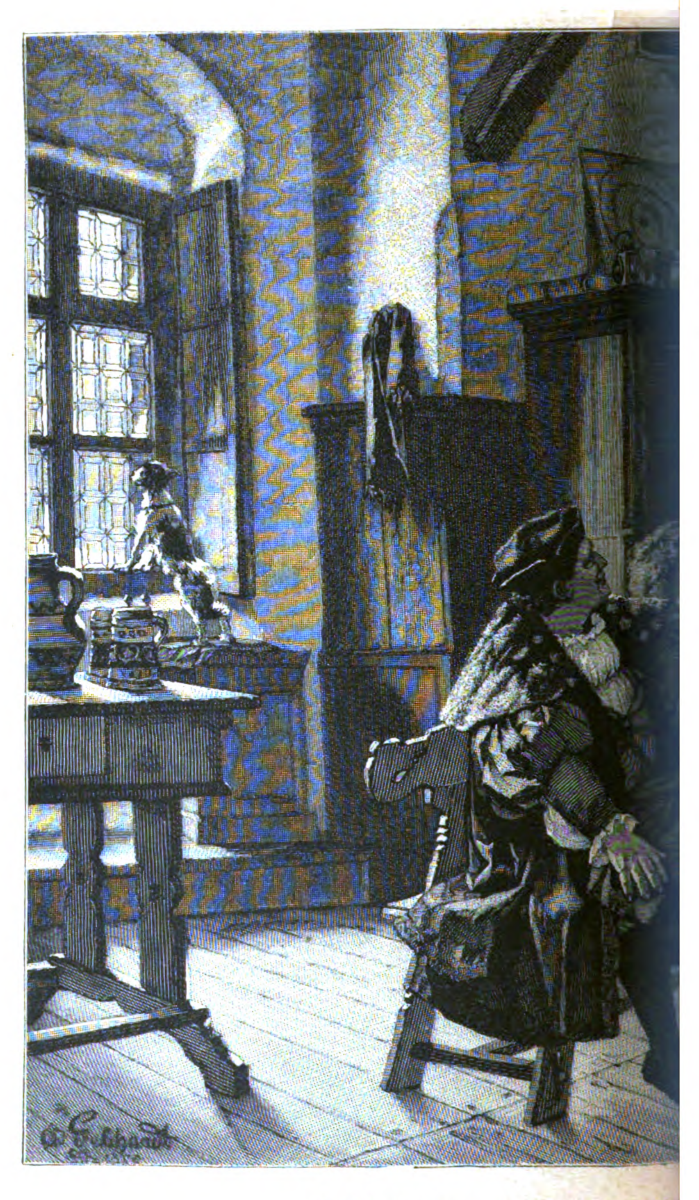
Zu Pästum saß ich, im Lukanerland,
Auf einem Steine vor des Tempels Stufen.
Da weckte Phantasie mit Zauberhand
Die Herrlichkeit, wie sie die Griechen schufen.

Buntfarb'ger Glanz umhüllte, Schaft um Schaft,
Die grauen Säulen, des Gebälkes Schwere;
Im leeren Giebel stieg Poseidons Kraft,
Umschwommen von Tritonen, aus dem Meere.

Und sieh! die heil'ge Pforte thut sich auf:
Ein Zug von Männern schreitet durch die Halle;
Die Chlamys wallt herab vom Schulterknauf,
Und schwere goldne Schalen tragen alle.

Wohin? „Nach Rom! Von Hannibal bedroht,
Sorgt es, wovon es neue Heere rüste.
Dies Gold soll bannen unsrer Freunde Not.“
Sie gehn — schon harrt ein Segel an der Küste.

„Signore!“ — schallt's da plötzlich an mein Ohr,
Und ein zerlumpter, fiebergelber Knabe
Mit Griechenzügen streckt die Rechte vor:
Ob ich für ihn ein Kupferstückchen habe.



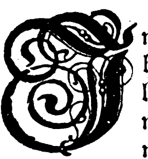
Gelehrte Disputation im 16. Jahr

t. Von L. von Gebhardt (S. 302).

Poirethouse.

Von Viktor Blüthgen.

(Fortsetzung.)



n der That, Liebe. Die Verhältnisse eines großen Geschäftes liegen so kompliziert, wir rechnen mit so vielen Faktoren, welche für nicht Eingeweihte durchaus unverständlich sind, oder sich doch einer richtigen Beurteilung von ihrer Seite entziehen, kurz, es bedarf so vieler Voraussetzungen zum Verständnis unserer Geschäftslage, daß es eine völlig unfruchtbare Arbeit für dich wäre, dich mit derselben zu beschäftigen. Ich mache dich nebenbei darauf aufmerksam, daß die dabei unvermeidlichen, wiewohl ganz unnötigen Aufregungen für deinen jetzigen Zustand eine Gefahr bilden würden, der ich dich auszusetzen unter allen Umständen mich weigern müßte."

Mistreß Fish konnte die Andeutung nicht mißverstehen, und sie nahm dieselbe mit leichtem Erröten auf. Er hatte wieder recht.

„Wieviel würde mir verloren gehen, wenn ich darauf bestünde, mein Geld aus dem Geschäft zu ziehen?" fragte sie kurz.

„Ich denke etwa die Hälfte," entgegnete er nach einigem Besinnen.

„Das wäre entsetzlich," fuhr sie auf.

Er zuckte die Achseln.

Sie rang fieberhaft nach einem Entschlusse. Endlich war er gefunden. Es blieb noch eine ansehnliche Summe, genügend, um sich für reich zu halten, und sie mußte Ruhe gewinnen, unter jeder Bedingung.

„So will ich die eine Hälfte verlieren. Wann kannst du die andere in die Hände des Doktor Pereire legen?"

„Je nach Umständen werde ich acht bis vierzehn Tage gebrauchen," sagte er scharf. „Es ist möglich, daß ich für mich selbst Schaden dabei erleide. Du wirst mir, da du darauf bestehst, daß jedes von uns seinen Vorteil künftig apart wahrt, erlauben, dir meine Verluste in Rechnung zu stellen."

„Wie hoch werden sich dieselben belaufen?"

„Das kann ich nicht vorausbestimmen."

„Gut. Aber rechne darauf, daß Doktor Pereire Vollmacht erhalten wird, mich vor unnötigen Verlusten zu schützen."

„Ganz wie du wünschest. Nach diesem so eklatanten Vertrauensvotum fühle ich mein Verhältnis zu dir wesentlich gekräftigt. Darf ich bitten?"

Er reichte ihr den Arm, um sie in den Speisesaal zu führen.

Eine eisige Luft wehte seitdem in den glänzenden Räumen des Palastes. Aber die junge Frau war wenigstens von den furchtbaren Aufregungen der letzten Monate frei; und sie hatte nie das Gefühl, daß sie die Zärtlichkeiten des Mister Fish vermißte. Sie war in einer seltsam elegischen Stimmung, welche allmählich in gefährlicher Weise mit Erinnerungen zu spielen begann. Der nicht allzu ausgedehnte Verkehr, den sie mit Rücksicht auf ihren Zustand nach außen hin pflegte, brachte ihr von allen Seiten den Namen des Doktor Evertson nahe. Es gewährte ihr eine gewisse Genugthuung, zu denken, daß ihre Mahnung der Stachel geworden, welcher ihn zu dieser ringenden, vorwärts dringenden Thätigkeit getrieben. Sie sah, daß er die Ziele erreichen würde, welche sie ihm vorgezeichnet. Ohne es merken zu lassen, verfolgte sie begierig den stolzen Flug, den er nahm, und sie ertappte sich, daß sie sich an diesem Erfolg berauschte, daß ihre Seele an seiner Seite schwebte wie etwas, was zu ihm gehörte. Wenn sie aus dieser Stimmung erwachte, fühlte sie einen dumpfen Schmerz, eine Leere um sich, etwas von Erniedrigung. Es war ihr, als sei sie im Begriff, zu verkommen, während er sich jenen Höhen näherte, zu welchen ihn einst ihr Wunsch gewiesen.

Jetzt wußte sie, daß sie sich getäuscht hatte, daß ihr Mister Fish von dem, was ihr aufstrebender Sinn gesucht, nichts bieten konnte. Sie

gehörte einem Kreise an, wo die adlige Anlage ihres Wesens kaum auf irgend etwas Gleichgestimmtes rechnen durfte, einem Kreise, welcher in seiner bunten Zusammensetzung nur ein Band hatte: das Geld und die gleiche Erwerbsthätigkeit. Die Männer konnten darin Befriedigung finden, während die Frauen von dem eigentlichsten Interesse dieses Kreises ausgeschlossen waren: Zierat, Spielzeug, Puppen, nichts weiter. Man lachte Mistreß Fish aus, speiste sie mit mehr oder minder drastischen Scherzen ab, wenn sie sich gelegentlich intime Aufklärung zu ihrer Zeitungslektüre von dem oder jenem erbat, an dessen Namen sich ein öffentliches Interesse knüpfte.

Die Plaudertage von Poirethouse vergoldeten sich für ihre Erinnerung. Sie kam sich geistig völlig vereinsamt vor, und sie war in ihrem Stolz zu unbehilflich, um sich Ersatz für die Stelle zu schaffen, auf welcher einst Doktor Evertson gestanden.

Sie hielt sich oft tagelang in Poirethouse auf. Dort war alles beim alten, sie konnte sich in ihre Mädchentage zurückträumen, nur daß am Strande wieder Mister Dunby hauste. Dieser würdige Gentleman war mit dem unbefangensten Gesicht von der Welt heimgekehrt. Er war ja so rechtsunkundig, daß man ihn nicht für den Mietskontrakt verantwortlich machen konnte, den er im guten Glauben mit Doktor Evertson geschlossen. Miß Poiret vermochte ihm nicht einmal recht zu zürnen: der Doktor war wie ein notwendiges Glied in der Kette ihrer Schicksale. So rauchte, spuckte, fischte, faulenzte er in seiner Hütte weiter, und wenn Mistreß Fish zu ihm hinabging, war er perfid genug, immer wieder die hübsche „Adeline" zu beklagen, welche unter seiner Anwesenheit sicher nicht zu schaden gekommen wäre.

Ihre Stunde kam — eines Abends lag der Erbe des Mister Fish neben ihr in der Wiege. Der Vater empfing den Sprößling kühl und bemühte sich, durch seine Abwesenheit nach Möglichkeit jede Aufregung von der Wöchnerin fern zu halten. Das Kind war kränklich und blieb es. Der Arzt war seitdem täglicher Gast in den Prachträumen des Mister Fish: die von Zeit zu Zeit sich wiederholenden Krampfanfälle, unter denen das Kind litt, ließen die Sorge der jungen Mutter nicht einschlafen.

An dem Tage jenes Diners, auf dem ihr der Name Evertson zugerufen wurde, hatten zwei Aerzte vor ihr die Achseln gezuckt und übereinstimmend gesagt: es bestehe so gut wie keine Hoffnung für sie, das Kind großzuziehen.

Sie trat nach aufgehobener Tafel an ihren Gatten heran.

„Ich werde nach Hause fahren. Mich quält eine namenlose Unruhe wegen Henry."

„Ganz nach Belieben," sagte Mister Fish. „Mir wirst du erlauben zu bleiben, ich habe eine intime Besprechung für eine spätere Stunde verabredet, deren Dauer ich nicht im voraus bestimmen kann."

Sie zögerte einen Moment. Dann fragte sie mit fester Stimme:

„Du bleibst bei deiner Weigerung, Doktor Evertson zu Henry zu rufen?"

„In der That, meine Teure. Die einzige persönliche Begegnung, welche ich mit diesem Herrn gehabt, hat so unangenehme Eindrücke bei mir hinterlassen, daß ich darauf verzichte, ihn zu bemühen. Außerdem halte ich es für unklug — verzeihe meine Offenheit — die früheren Liebhaber meiner Frau in mein Haus einzuführen."

„Das ist infam!" sagte sie blaß.

„Aber ich bitte — ich wüßte hier keinen Grund, sich zu ereifern."

„Es handelt sich um mein Kind. Ich weiß, was ich zu thun habe."

„Ich hoffe, du vergissest nicht, daß ich Herr in meinem Hause bin, und vermeidest es, in demselben eine Scene zu provozieren."

11.

Als Mistreß Fish nach Hause fuhr, zitterte sie wie im Fieber und es fröstelte sie, trotz des verhältnismäßig warmen Frühherbstabends. Sie schenkte der Straße keinen Blick, ihre Gedanken eilten voraus zu dem, was kommen sollte. Erst in der Nähe ihrer Wohnung blickte sie um sich und begann die Häuser zu zählen, die sie noch von dem ihrigen trennten.

Sie sprang heraus, nicht ganz so leichtfüßig und elastisch wie einst, aber noch immer jede Unterstützung verschmähend.

„Der Wagen wartet hier," sagte sie kurz. „Ich werde ein Billet herunterschicken, das sofort besorgt werden muß. Nach der Rückkehr bleibt angespannt, bis ich weitere Anordnungen treffe."

Oben streifte sie die Handschuhe ab, ging in ihr Boudoir und setzte sich an den Schreibtisch.

„Sir! Sie haben einst die Möglichkeit offen gelassen, daß Sie meiner Bitte um ärztlichen Beistand folgen würden. Eine ratlose Mutter setzt ihre letzte Hoffnung, ein krankes Kind zu erhalten, auf Sie und fleht Sie an, noch diesen Abend in Poirethouse zu sein."

Als sie das zierliche Billet zusammenfalten wollte, gewahrte sie, daß die aufgedruckte Blume links oben eine Rose war. Sie errötete, zerriß das Billet und schrieb ein neues. Dann adressierte sie es an Doktor Evertson, klingelte und gab es dem Diener, um es an den Wagen zu besorgen.

Nun erst ließ sie sich von der Zofe, die abseits gestanden, Mantel und Hut abnehmen.

„Wie ist's Henry ergangen, Jenny?"

„Er hat noch einmal Krämpfe gehabt, Ma'am; jetzt schläft er."

Sie schlug eine Portiere zurück, öffnete eine Thür und trat in ihr Schlafzimmer. In einem Nebenraum, den nur eine Portiere vom Schlafzimmer trennte, saß die Amme am Bett des Kindes.

Mistreß Fish ging leise, geräuschlos. Die Amme öffnete die Gardinen, und die junge Mutter beugte sich über das arme Geschöpf, dessen Gesichtchen ziemlich voll, wenn auch blaß war. Ein rosa Helldunkel, durch eine von der Decke hängende Ampel erzeugt, genügte nicht, um ihm blühendes Leben anzutäuschen. Ein Kuß, auf die Stirn des Kindes gehaucht — einen Augenblick geheimnisvolles Brillantgefunkel über dem wurmstichigen jungen Leben — und Mistreß Fish schied so leise, wie sie gekommen.

Sie saß auf der Chaiselongue des Boudoirs, auf dem Schaukelstuhl, auf einem der niedrigen Sessel, ruhelos. Die Zofe war verschwunden, es war so lautlos still um sie, der Lärm der Straße kaum zu vernehmen. Das Warten war qualvoll.

Sie sah im Geiste Doktor Evertson, wie er ihr Billet öffnete, las, wie er die Achseln zuckte und seine scharfen braunen Augen finstrer wurden. Poirethouse — was war ihm Poirethouse! Ein Augenblick trauriger Enttäuschung, vielleicht ein Stachel in einer alten Wunde, der berührt wurde. Oder ein Scherz, ein halbvergessenes Abenteuer. Ihr war Doktor Evertson ein Heiland — ein Herr über Leben und Tod; in Gedanken bebte sie vor ihm. Dieser Doktor Evertson, dessen Botschaft sie erwartete, dünkte sie ein völlig anderer als jener, der mit ihr in Poirethouse verkehrt.

Endlich — endlich — —

„Ein Billet, Ma'am," sagte die Zofe.

„Es ist gut. Du kannst gehen."

Die junge Frau raffte sich zusammen, und doch mußte sie ein paarmal tief Atem holen, ehe sie die Kraft fand, das Couvert zu öffnen.

Eine Visitenkarte lag darin.

„Ich werde um zehn Uhr in Poirethouse sein."

Mistreß Fish lächelte; ein seltsames, fast unheimliches Lächeln. Sie stand so starr da und in ihr brannte die Aufregung. Nun schellte sie.

„Jenny, du wirst sofort mit mir, der Amme und Henry nach Poirethouse fahren. Sorgt, daß Henry gut geschützt ist, und wenn ihr bereit seid, wirst du mich benachrichtigen."

Die Zofe sah sie erstaunt an.

„Nach Poirethouse?"

„In der That. Doktor Evertson hat in der Nähe zu thun und wünscht Henry dort zu untersuchen."

Mistreß Fish fühlte das seltene Bedürfnis, ihre Handlungsweise vor der Zofe zu motivieren.

Eine Viertelstunde später fuhr der Wagen dem East River zu. Im Fond saß Mistreß Fish, ihr gegenüber die Amme mit dem Kinde.

In Poirethouse weilte die alte Dienerschaft; sie hatte gute Zeit. Ein halb Dutzend Sinekuren, welche Mister Bauer überwachte. Heute gab es in den unteren Räumen die erste Aufregung seit der Hochzeit. Doktor Evertson sollte kommen. Dick Ramsley beschwor zum hundertsten Mal wahrhaft Ungeheuerliches an Kuren, welche der alte Bekannte verrichtet haben sollte — er gerierte sich, als habe er die Absicht, Doktor Evertson bei seinem Eintritt um den Hals zu fallen. Die Worte, die ihm dieser zum Abschied gesagt, konnte er bis auf den Stimmklang nachsprechen wie ein Papagei. Der fette, breitmäulige Koch, welcher einen ironischen Zug hatte, versuchte umsonst, mit Anspielungen auf die verlorene Wette Dicks Enthusiasmus zu dämpfen, während Bob bedauernd seinen Wollkopf schüttelte, daß er nicht ausersehen worden, den Master Doktor herzufahren, und Mister Bauer mit Würde schalt, daß sie alle nicht betrübt genug über die Veranlassung seien, aus welcher ein Arzt nach Poirethouse berufen werden mußte.

Mistreß Fish befand sich allein im Sprech-

zimmer, das Kind und die weibliche Bedienung, die sie begleitet, hatte sie in ihr Mädchenboudoir gewiesen. Die Equipage war unterwegs, um sich Doktor Evertson zur Verfügung zu stellen.

Die junge Frau hatte sich eine Lampe anzünden lassen und bemühte sich mit aller Kraft, sich zu sammeln. Einen Augenblick hatte sie daran gedacht, sich ganz zurückzuziehen und Mister Bauer die Verhandlungen mit dem Arzt führen zu lassen. Allein diese Anwandlung von Mutlosigkeit war so rasch verschwunden, wie sie gekommen. Sie stand als Mutter eines kranken Kindes vor dem Arzt; die Vergangenheit konnte gut aus dem Spiel bleiben, und sie vertraute dem Takt Doktor Evertsons in der Annahme, daß er gleich ihr vermeiden würde, Geister zu beschwören, die ihr peinlich sein mußten. An Mister Fish dachte sie kaum. Poirethouse war ihr, nicht sein Eigentum, damit fiel sein Recht, eine Scene zu machen; übrigens durfte sie annehmen, daß er nicht sobald heimkehren würde. Sie überlegte, was sie reden wollte, verwarf, prägte sich ein, dazwischen nach der Uhr sehend und auf das Geräusch der Straße lauschend — alles in fieberhafter Erregung. Jedes Wagengerassel trieb ihr das Blut in die Wangen und jagte sie von ihrem Schaukelstuhl auf.

Als der Zeiger die zehnte Stunde wies, war es mit der Ruhe zum Sitzen vorüber. Sie ging auf und ab, trat in ihr Boudoir, sah nach dem Kinde und hielt einen Moment vor dem großen Toilettenspiegel. Sie bemerkte, wie bleich und verstört sie aussah, wie reizend ihr der Anzug stand, wie die Steine im Haar und auf der Brust leuchteten. Wahrhaftig, sie hatte sich nicht einmal umgekleidet!

Da rasselte ein Wagen heran und hielt. Sie flog in das Empfangszimmer zurück.

„Guten Abend, Sir," sagte Dicks Stimme. „O, Sir, das ist mir eine Freude, Sie wiederzusehen."

„Haben Sie mich nicht vergessen, Mann? Immer gesund und wohlauf gewesen?"

„O, danke für gütige Nachfrage, Sir. Munter wie ein Sperling auf dem Unionsquare. Missis befindet sich hier — ich soll Sie gleich hineinführen —"

Und die Thür ging auf, und die Portiere flog auseinander.

„Doktor Evertson! Ma'am!"

Dick ließ den Arzt eintreten, setzte dann den Armleuchter auf den Kaminsims und entfernte sich mit gerührtem Gesicht.

„Nicht um die zehn Dollars," sagte er draußen und spreizte die Finger seiner unverhältnismäßig großen Hand in der Luft auseinander, „bewahre Gott, aber ich will ein Schuft sein, wenn er nicht der beste Mann für unsere Miß gewesen wäre." Und er ging eine Treppe tiefer, um zu erzählen, daß Doktor Evertson nach keines Menschen Befinden sich erkundigt habe, ausgenommen nach demjenigen Dick Ramsleys.

Im Empfangszimmer standen die beiden sich gegenüber. Eine förmliche Begrüßung — nur einen Augenblick ruhten die Augen des einen forschend auf dem Gesicht des andern.

„Ich habe keinen Grund, Ihnen ärztlichen Rat und Beistand zu weigern, Mistreß Fish," sagte Doktor Evertson ruhig. „Sie selbst sehen übrigens nicht zum besten aus — ich begreife, daß eine Mutter nicht ganz wohl sein kann, wenn ihr Kind kränkelt."

„Sie geben die richtige Erklärung, Sir; im übrigen habe ich nicht zu klagen. Ich danke Ihnen herzlich, daß Sie gekommen, haben Sie die Güte, Platz zu nehmen, ich will Ihnen kurz berichten, wie es um meinen Henry steht."

Doktor Evertson hörte schweigend zu. Seine Miene bewahrte durchaus den Stempel der unbefangenen Teilnahme. Zum Schluß schüttelte er den Kopf.

„Ich fürchte, Mistreß Fish, es bringt Ihnen keine Freude, mich zu konsultieren. Ich muß Ihnen zum zweiten Male sagen, daß ich so gut wie keine Hoffnung habe. Nach dem, was Ihnen Ihre Aerzte eröffnet, glaube ich schließen zu müssen, daß ein organischer Fehler vorliegt, gegen den wir machtlos sind. Vielleicht läßt sich das Leben erhalten — doch müssen Sie befürchten, ein schwachsinniges Kind groß zu ziehen. Allein die Aerzte können geirrt haben — halten Sie zunächst noch die Hoffnung aufrecht. Kann ich das Kind sehen?"

Mistreß Fish nahm die Hände vom Gesicht. Ihre Augen waren feucht. Diese Augen hatten die alte Kraft, aber nicht den ruhig strahlenden Glanz mehr, mit dem sie einst, im Antlitz der Miß Poiret, den Doktor Evertson bezaubert hatten. Und doch sah die junge Frau entzückend aus.

Ein Gedanke kam ihr, als sie den Blick des Arztes jetzt auf sich ruhen fühlte. Er konnte glauben, sie habe sich seinetwegen so prunkhaft

geschmückt. Sie empörte sich innerlich gegen diese Möglichkeit und sagte fast heftig:

„Ich komme von einem Diner, Sir, und habe nicht die Besinnung gefunden, mich umzukleiden. Achten Sie nicht auf den Putz, in dem ich Sie empfange. Ich bin eine sehr unglückliche Mutter. Kommen Sie, wenn ich bitten darf."

Sie hatte sich erhoben, und Doktor Evertson, der sich eine Erwiderung sparte, war im Begriff, ihr zu folgen. Da näherten sich eilige Schritte, vor ihnen steckte Jenny, die Zofe, das entsetzte Gesicht durch die Thür.

„O Ma'am, kommen Sie, es ist schrecklich anzusehen."

Doktor Evertson eilte ohne Umstände voraus, im Gehen zurückwinkend.

„Bleiben Sie, Mistreß Fish. Ueberlassen Sie mir es, den Anfall zu beobachten."

Die junge Frau zögerte und warf sich dann in einen Fauteuil. Die Zofe blieb in der Nähe und betrachtete sie mitleidig. Zwei Minuten vergingen, dann kehrte der Arzt zurück. Hinter ihm scholl Schreien und Schluchzen.

„Allmächtiger Gott, mein Kind —!"

Doktor Evertson stand breit vor der Thür.

„Fassen sie sich," sagte er mit jener Weichheit in der Stimme, die wie aus verschollener Zeit in ihr Ohr klang. „An seinem Geschick ändert weder Ihr Schmerz noch meine Kunst etwas. Es ist gewesen."

„Sie sind grausam" rief sie leidenschaftlich. „Ich will zu meinem Kinde. Ich habe kein Glück weiter zu verlieren gehabt —"

Sie hörte den Schall dieses Bekenntnisses, das ihr nie hätte entschlüpfen sollen, und eine Art Entsetzen kam über sie; ein Gemisch von Scham, Reue, Stolz, der sich empörte, gemischt mit dem Vollgefühl ihres häuslichen Unglücks. Sie war unvermögend, sich aufrecht zu erhalten; wie niedergeschmettert sank sie vor einem der glühroten Fauteuils hin, grub den Kopf hinein und schlug die Arme darüber.

Die Zofe verschwand auf einen Wink des Arztes, der die Thür hinter ihr schloß. Sein Auge ruhte dunkel auf ihr, unbeweglich wartete er, daß sie sich regen sollte.

„Der Schmerz macht ungerecht, Mistreß Fish," brach er endlich das Schweigen. „Man glaubt bei jedem Glück, das in Trümmer geht, es sei das einzige. Solche Aeußerungen kennt jeder Arzt. Und was Sie verloren, ist mehr ein Unglück als ein Glück. Dies Kind wäre unter Umständen ein erwachsener, aber nie ein normaler Mensch geworden. Ich erinnere mich, daß einst vernünftige Reflexionen eine große Macht über Ihr augenblickliches Empfinden besaßen, vielleicht daß jene Bemerkung Ihnen die Selbstbeherrschung wieder finden hilft."

Seinen Worten mußte in der That ein Zauber innewohnen, der den Krampf löste. Mistreß Fisch erhob sich langsam, ihre Augen waren trocken.

„Sie verstehen es, zu trösten, Sir," sagte sie, wie müde. „Ich bedaure nicht, Sie bemüht zu haben; Sie sollen auch an meinem Charakter nicht irre werden. Es bleibt mir in der That genug, um das ich wert bin beneidet zu werden. Ich bin eine der unzähligen Mütter, welche ein Kind verlieren; mit mir haben in der weiten Welt nach ungefährer Berechnung zur selben Sekunde dreißig den nämlichen Verlust gehabt. Diese Kinder waren zumeist gut entwickelt; das meine war ein Krüppel. Sie hören, ich reflektiere ganz verständig —"

Sie hielt plötzlich inne. Ein Wagen jagte mit ungewöhnlicher Geschwindigkeit die Straße herauf. Auch Doktor Evertson, der ihren gewaltsamen Versuch, die volle Gewalt über sich zu gewinnen, mitleidig beobachtet, stutzte.

Der Wagen hielt vor Poirethouse.

Mistreß Fish wurde leichenblaß und faßte nach der Lehne des Sessels neben ihr.

„Wollen Sie mir einen Gefallen thun, Mister Evertson?" stammelte sie. „Dort, die Thür — sie führt in das Zimmer meines Vaters — ich bitte, gehen Sie hinaus, am besten in den Garten und vom Strande her zur Equipage —"

„Warum?" fragte er verwundert.

„Ich glaube — ich flehe Sie an, Mister Fish kommt, eilen Sie, ich kläre Sie schriftlich auf —"

Doktor Evertson verstand ihre Aufregung über die Thatsache nicht, daß Mister Fish kam. Indes sagte er sich, daß sie Gründe haben mußte, seine heimliche Entfernung zu wünschen. Er trat also auf die bezeichnete Thür zu und klinkte.

Die Thür war verschlossen.

„Aber vielleicht irren Sie sich in der Annahme, daß Mister Fish in jenem Wagen angekommen, sonst wäre er bereits hier."

„Er wird mit dem Kutscher, der Sie gefahren, sprechen — das Zimmer in dem das Kind liegt, hat ein Fenster auf den Garten hinaus —"

„Ich danke, Mistreß Fish. Ich ziehe es vor nicht unter den Augen der Amme aus dem Fenster zu springen," sagte Doktor Evertson kurz entschlossen. „Es scheint in der That —"

Die Hausthür ging auf. Mit ein paar Schritten war Mister Fish im Zimmer. Die junge Frau nahm einen Moment ihr Taschentuch vor das Gesicht.

„Henry ist tot," sprach sie dann. „Mein Gatte — Doktor Evertson."

Mister Fish fixierte erst seine Frau, dann den Arzt. Er glühte von Wein und Aufregung.

„Ich habe dieser Frau gesagt, Sir, daß ich ihr verbiete, alte Liebhaber zu sich zu laden," sprach er brutal.

„Unter diesem Vorwande hast du mir verboten, Doktor Evertson in dein Haus einzuführen. Dieses Haus ist das meinige; ich wünsche, daß du dies im Gedächtnis behältst. Ich habe zu bestimmen, wer Poirethouse betreten darf und wer nicht."

„Ich begreife, du hast dein Haus reserviert, um einen gesicherten Platz für Rendezvous zu haben. — Verstehen Sie, Sir," wandte er sich an den Arzt, welcher die giftigen Blicke des Gereizten mit kühlen Augen aushielt, „ich, der Gatte dieser Dame, wünsche nicht, daß Sie sich in diesem Hause aufhalten."

„Ich bezweifle nicht, daß Sie im gewöhnlichen Leben ein Gentleman sind; ich will es glauben, weil Mistreß Fish Ihre Gattin ist," sagte der Arzt ruhig, indem er, den Gegner scharf im Auge, langsam auf ihn zutrat. „In diesem Augenblick sind Sie betrunken und unzurechnungsfähig, ich glaube sogar Sie sind imstande, eine Dame zu mißhandeln. Da ich die Erlaubnis Ihrer Gattin habe, hier zu sein, so werde ich davon Gebrauch machen, bis ich die Ueberzeugung gewonnen, daß sie vor Ihnen sicher ist. Verstehen Sie mich, Sir?"

Mister Fish schäumte vor Wut. In seinem Gesicht war keine Spur mehr von jener kaufmännisch glatten Maske übrig, die man für unabtrennbar von ihm hätte halten mögen. Und plötzlich that Doktor Evertson noch einen Schritt und faßte mit eisernem Griff die Handgelenke des Mannes. Ein Blitz ein Knall — von der Decke rieselte Kalk nieder. Mistreß Fish schrie laut auf.

Ein Revolver fiel zu Boden.

„Jetzt wissen Sie, weshalb ich Ihnen näher trat, Sir," sagte Doktor Evertson mit scharfen Lippen. „Es war so einfach für Sie, wenn Ihre Kugel das rechte Ziel fand, zu Ihrer Entlastung ein Märchen zu behaupten, welches mich noch im Tode besudelte — warum sollten Sie ihrer unsinnigen Wut Zügel anlegen? Indes mich beschäftigt zunächst etwas anderes. Sie haben vor meinen Ohren die Ehre einer Dame beschimpft, welche ich hochachte. Sie mögen es in unzurechnungsfähigem Zustande gethan haben — in dem nämlichen Zustande sollen Sie Abbitte leisten."

Mister Fish wand sich vergeblich, von dem eisernen Druck dieser Hände frei zu kommen, welche die seinigen wie mittelalterliche Marterwerkzeuge lähmten. Er keuchte und sein Gesicht verzog sich schmerzhaft. Willenlos ließ er sich endlich vor die blasse Frau hinschleppen, auf die Kniee zwingen.

„Sprechen Sie nach, was ich Ihnen vorsage —"

In diesem Augenblicke richtete sich Mistreß Fish auf und streckte abwehrend die Hand zu Doktor Evertson hin.

„Nicht weiter, Sir! Er ist der Vater jenes Kindes, das im nächsten Zimmer den ewigen Schlaf schläft; und er ist mein Gatte. Ich wünsche nicht, daß er sich vor meinen Augen durch Feigheit entehrt. Von dem Moment ab, da dies geschehen, wäre er es nicht mehr. Ich verzichte auf den Widerruf."

Doktor Evertson sah sie starr an. Seine Augen glühten wie die eines zornigen Adlers. Ein grausamer Gedanke schoß ihm durch den Kopf.

„Nun, Mistreß Fish," stieß er zwischen den Zähnen hervor: „angenommen, ich hätte ein Interesse daran, daß dieser Mann aufhörte, Ihr Gatte zu sein?"

„Das meinige ist entgegengesetzter Art," sagte sie stolz.

Die Glut in den Augen des Doktors erlosch.

„Ich achte Sie darum nur höher," nickte er. „Aber ich muß Sie unter diesen Umständen ersuchen, sich in das Nebenzimmer zu begeben. Ich habe keinen Grund zu zarten Rücksichten. — Nein, seien Sie außer Sorge; ich bin nicht rachsüchtig."

Zögernd verließ Mistreß Fish das Zimmer. Ein helles Kleid flog vor ihr her, kehrte um, zu ihren Füßen lag die Zofe.

„Ma'am, ich habe gehorcht; ich schwöre, daß kein Wort über meine Lippen kommt."

Die junge Frau schritt achtlos vorüber, setzte

sich an ihr Mädchenbett, in welchem das tote Kind lag, und nahm die kalte kleine Hand. Die Amme saß weinend am Fenster; die Zofe schlich näher, nahm hinter der zurückgeschlagenen Gardine Platz und brach in verhaltenes Schluchzen aus. Eine traurige Gesellschaft für ein duftiges Mädchenschlafzimmer!

„So, Sir,“ sagte Doktor Evertson. „Nun habe ich Ihnen noch eine Kleinigkeit zu sagen. Ich werde mich kurz fassen.“

Er hob Mister Fish, der mit stieren, glanzlosen Augen zu ihm aufsah, von den Knieen empor und drückte ihn in einen der rotleuchtenden Sessel, worauf er den Revolver an sich nahm, ihn einer kurzen Untersuchung unterwarf und dann den Finger an den Drücker legte.

„Sie sind ein ruinierter Spieler und Ihr Schicksal ist Ihnen vorgeschrieben. In ein paar Monaten hat allem Vermuten nach die Herrlichkeit ein Ende. Ich bedaure, daß ich eine Frau, für die ich die höchste Verehrung hege, nicht vor dieser Erfahrung schützen kann. Wenigstens hoffe ich, sie vor den Roheiten Ihrer schlimmen Stunden bewahren zu können.“

Der Arzt machte eine kurze Pause, dann fuhr er fort.

„Sie erinnern sich des Zufalls, der mir zuerst Ihr Gesicht vorführte, Sir, ein Gesicht, welches mir beiläufig gesagt, höchst fatal ist. Geben Sie acht, Sir, was ich hier entwickele, ist höchst interessant für Sie! Ein gewisser Patterson, der einzige Sohn des Banquier Patterson, gab sich den Tod. Er war der verlierende Teil bei einem Duell mit Ihnen. Die beiden Lose lagen in einem Hute. Dieser Hut, Sir, ist in meinem Besitz.“

Mister Fish war leichenfahl geworden, der stumpfsinnige Ausdruck seiner Augen demjenigen eines scheuen Erschreckens gewichen. Diese Eröffnung mußte ein Schlag der schwersten Art für ihn sein. Doktor Evertson beobachtete ihn so scharf, als läge er unter einem Mikroskop.

„Ich brauche nicht Taschenspieler zu sein, um hinter das Geheimnis dieses Hutes zu kommen. Sein früherer Besitzer, der unter meinen Augen starb, lehrte mich den Druck, unter welchem der Mechanismus spielt. Dieser selbe Mann hat über den Hergang Ihres Duells mit dem unglücklichen Patterson ein Bekenntnis niedergeschrieben, welches, als von ihm verfaßt, rechtsgültig beglaubigt, irgendwo versiegelt in gerichtlicher Verwahrung ruht. Ich bin nicht der einzige Mensch, der seinen Inhalt kennt, doch der, in dessen Hand es liegt, ob es je zur Kenntnis eines anderen Menschen kommt. Meine Ermordung, Sir, würde es ohne weiteres der Oeffentlichkeit preisgeben — Sie bemerken, wie nahe Ihnen das Verhängnis stand, als Sie vorhin diese Waffe zogen. Und nun hören Sie, Sir: in dem Moment, da ich erfahre, daß Sie die Rücksicht, welche jeder Gentleman einer Dame, in erster Linie seiner Gattin, schuldig ist, Mistreß Fish gegenüber auch nur ein einzigesmal außer Augen gesetzt haben, schreibe ich das Billet, welches die Erinnyen über Sie ruft.“

Doktor Evertson hatte bis dahin mit gedämpfter Stimme gesprochen. Jetzt fügte er laut hinzu:

„Und nun, Sir, werden Sie Mistreß Fish sich selbst und ihren Entschließungen überlassen und Ihre Equipage besteigen. Diese Waffe überlassen Sie mir wohl als Andenken an die gegenwärtige Stunde.“

Mister Fish erhob sich. Er war vollkommen nüchtern geworden.

„Sie haben sich gut vorgesehen, Sir,“ sagte er durch die Zähne. „Hol' Sie der Teufel!“

Hoch aufgerichtet, wie ein ausgezischter Schauspieler, der die Verachtung seiner Niederlage ausdrücken möchte, verließ er das Zimmer. Doktor Evertson wartete, bis er ihn abfahren hörte, dann öffnete er die Thüre zum Boudoir.

„Mistreß Fish, darf ich Sie noch einen Augenblick bemühen?“

Die arme, junge Frau folgte seiner Aufforderung.

„Leben Sie wohl, Mistreß Fish“ — sein Auge ruhte mitleidig auf ihr. „Fürchten Sie keine Folgen dieser Scene; Ihr Gatte wird Sie nicht weiter behelligen, er weiß, daß ich in der Lage bin, ihn auf das allerempfindlichste zu strafen, und daß ich keine Nachsicht üben werde. Und noch eins: das Geheimnis dieses Abends ist das Geheimnis des Arztes.“

„Ich danke Ihnen, Sir,“ nickte sie mit erzwungener Festigkeit. „Ich bin nicht immer so unglücklich, wie heute Abend. Es ist das erste Mal, daß ich meinen Gatten in solcher Verfassung sah. Mein Wort darauf!“

„Desto besser für Sie. Jedenfalls wissen Sie jetzt, daß ich der Mann bin, Sie vor ihm zu schützen. Good bye, Mistreß Fish. Ich wünschte, ich hätte Ihnen erfreulichere Dienste leisten können.“

Abendfrieden.

Charakterstück für Physharmonica.

+) Andante sostenuto. Robert Schaab.



+) Ⓔ = Expression, Ⓖ = Grand Jeu, Ⓒ = Voix céleste, Ⓞ = Fortezug; die Ziffern 1, 2 etc. die übrigen Züge, die an jedem einzelnen Instrumente ersichtlich sind.


G
f
C
p
l. H.
G
C
p
dim.
poco
a
poco
rallent.

Ein paar Sekunden fühlte er ihre kleine kühle Hand wie leblos in der seinen, ein müder trauriger Blick traf ihn — dann schied er. An der Thür kehrte er noch einmal um.

„Ja so, ich vergaß: nehmen Sie gefälligst diese Waffe an sich. Sie ist eine zu schöne und kostbare Arbeit, als daß ich sie mir, wie ich anfangs gewollt, zum Gedächtnis dieser Stunde aneignen dürfte.“

Er sah, daß Mistreß Fish schauderte, sie zu nehmen; so legte er sie schweigend in den Sessel, auf dem ihr Gatte zuvor gesessen.

12.

Die junge Frau blieb in Poirethouse, um ihr Kind zu begraben. Einen Tag lang ließ sich Mister Fish nicht sehen, am nächsten erschien er. Er ließ fragen, ob seine Gattin in der Verfassung sei, ihn zu empfangen und erhielt eine bejahende Antwort.

Sie trat ihm kalt entgegen, ohne mit einer Miene auf das Jüngstvergangene zu deuten. Sie überwand sich sogar, ihm die Hand zu reichen.

„Morgen früh werden wir Henry begraben,“ sagte sie.

„Habe Nachsicht mit mir, Adeline! Ich weiß nicht, was an dem unglücklichen Abend über mich kam. Ich war gereizt — der Wein — unerfreuliche Erfahrungen die ich nebenher machte — —“

„Es ist gut. Ich denke, es wird sich empfehlen, daß ich einige Zeit in Poirethouse bleibe. Man wird das im Hinblick auf den Tod des Kindes begreifen.“

Sie sah ihn an, als erwarte sie seine Zustimmung, und fing einen lauernden Blick aus den matten Augen auf, deren Blau wie ausgeblaßt aussah. Er nickte höflich.

„Disponiere ganz nach Belieben über deinen Aufenthalt. Es ist mir sehr schmerzlich, daß uns dies Schicksal mit dem Kinde getroffen hat. Der Allmächtige hat es gewollt, so müssen wir uns fügen.“

Es zuckte wie bittrer Spott um ihre Lippen, allein sie schwieg. Er wollte das Kind sehen und stand ein paar Momente mit gesenktem Kopfe davor. Dann reichte er ihr den Arm und führte sie in das Empfangszimmer zurück, um ihr ein paar religiöse Tröstungsphrasen zu sagen, die er mit Wärme und gedämpfter Stimme vortrug. Sie unterbrach ihn mit keinem Wort. Endlich wurde ihm ihr Wesen unbehaglich und er benutzte einen Hinweis auf den Umfang seiner geschäftlichen Thätigkeit, um seinen Abschied einzuleiten. Er war wieder so glatt höflich und verbindlich, wie in früherer Zeit.

Im Grunde war ihm diese Trennung nicht unangenehm. Die nächste Zeit bot ihm so schwierige Aufgaben in Bezug auf seine äußeren Verhältnisse, daß es ein Kunststück selbst für ihn war, die Maske eines gesichert ruhigen Wesens unter allen Umständen festzuhalten. Was Doktor Evertson ihm mit dürren Worten gesagt, sah er längst klar vor sich.

Ein ruinierter Spieler!

Mister Fish war ein geschickter Kaufmann, und er hatte in der That in seiner besten Zeit mit viel Erfolg spekuliert, welchen er neben seiner Berechnungsgabe der nützlichen Ueberzeugung verdankte, daß beim Geschäft das Gewissen aufhöre. Diesem Grundsatze huldigten so zahlreiche Leute neben ihm, daß er nicht leicht in die Lage kommen konnte, sich unbehaglich dabei zu fühlen. Da hatte ihm ein Spielabend einen kolossalen Verlust gebracht. Seitdem war er ein leidenschaftlicher Spieler, eine Zeitlang auch ein falscher, später, da man nach dem Duell mit dem jungen Patterson ihm auf die Finger sah, nur ein unglücklicher. Er spielte in Kreisen, wo man sich entweder reich oder arm pointierte.

Das halbe Vermögen von Mistreß Fish war eines Tages nötig, um seine Wechsel zu zahlen.

Er hatte bei seiner Heirat auf das ganze gerechnet, hatte dabei den Entschluß gefaßt, auf das Spielen zu verzichten.

Jetzt lagen die Verhältnisse so, daß er die äußerste Mühe gehabt hatte, den letzten Wechsel zu placieren. Sein Kredit hatte ihn verlassen; was ihn nicht verließ, war die Hoffnung des Spielers. Immerhin — wenn er sein Geschäft, sein Haus verkauft hätte: es wäre ihm ein erheblicher Ueberschuß geblieben. Unter der Hand waren ihm Anerbietungen gemacht worden, welche darauf abzielten. Allein Mister Fish wollte „sich halten“. Mit diesem Verkauf sank er in eine Dunkelheit zurück, die ihn zunächst noch unerträglich drückte. Er war eben nicht reich geworden, sondern reich geboren, und er hatte wenig von jenem echt amerikanischen Sinne, welcher, wenn er Millionen verlor, den Yankeedoodle pfeift und von vorn anfängt.

Er spielte, auf der Börse, am grünen Tische. Er hatte bisher nicht gewagt, es in seinem Hause zu thun. Der Gedanke, die unbeständige Göttin bei sich bewirten zu können, kam ihm wie ein gutes Omen. Einer jener Einfälle, wie sie die äußerste Bedrängnis gebiert, flüsterte ihm zu, daß er in seinem Hause gewinnen werde, und er beglückwünschte sich zu dem Entschlusse seiner Gattin, in Poirethouse zu bleiben. Von Trennungsschmerzen hatte er nichts zu befahren. Die Neigung, welche er für seine Gattin gefühlt, war in dem baumwollenen Widerstande ihrer überlegt ruhigen Art ermattet, durch andere Interessen, die ihn immer mehr beschäftigten, unterbunden worden. Der Triumph ihrer Schönheit, welche sämtliche Dandies seiner Bekanntschaft eine Weile in Ekstase versetzt hatte, machte, da die junge Frau sich nicht ebenso liebenswürdig wie schön gezeigt, nur kurze Zeit von sich reden, und Mister Fish merkte bald wenig davon, daß man ihn beneide. So gewährte ihm diese Ehe nichts von dem mehr, was er sich von ihr versprochen.

Das Kind schlummerte auf Greenwood-Cemetery neben dem Großvater, und Mistreß Fish verlebte stille, öde Tage in Poirethouse. Kaltes Herbstwetter und Regen. Sie vergrub sich in die Bibliothek ihres Vaters und starrte über die Bücher weg mit trüben Augen auf ihr verwüstetes Leben. Sie sagte sich, daß eine beständige Willensanstrengung nötig sein werde, um es erträglich zu finden. Sie hatte es sich so leicht gedacht, höflich neben einem Manne dahin zu gehen, das Herz darben zu lassen. Vielleicht hätte sie es durchgeführt, wenn sie an der Seite ihres Gatten übrigens das gefunden hätte, was sie gegen Doktor Evertson erhofft, ja, wenn Mister Fish außer dem raffinierten Komfort ihr für seine Person noch irgend etwas geboten hätte, was sie geistig anregte. Sie würde sich am Ende selbst in eine großartige Geschäftsthätigkeit hineingefunden, ihre Phantasie, ihren Verstand damit hinlänglich befriedigt haben. So war alles schal, was sie mit ihm gewonnen, unsympathische Menschen, öde Vergnügungen, kümmerliche Geistesanregung. Und er selbst? In eines fremden Mannes Macht stand es, ihn ihr verächtlich zu machen. Dazu der Tod ihres Kindes.

Sie war freilich anspruchsvoll. Sie hatte viele Frauen kennen gelernt, welche sich mit lachendem Gesicht in ihre Lage gefügt, welche neben Mister Fish vortrefflich Figur gemacht hätten. Sie paßte eben nicht zu ihm. Das war sein Unglück so gut wie das ihre.

In dieser Oede rührte sich ihr Herz. Es schrie nach Glück, nach Liebe. Je hoffnungsloser alles andere, was sie gewünscht und erstrebt, abgewelkt war, um so üppiger wollte ein Empfinden in ihr treiben, dem solange fast alle Nahrung abgewuchert worden. Allein ihre Kraft war probehaltig. Die junge Frau gehörte nicht zu jenen Naturen, welche dem Schicksal aufbürden, was sie selbst verschuldet haben, und aus dem Unglück ein Recht ableiten, sich selbst zu verlieren. Sie schnürte das Herz zusammen und zwang sich zur Resignation.

An einem Nachmittag saß sie im Schaukelstuhl und las, draußen fiel ein nebliger kalter Regen, streifte gegen die Fensterscheiben — der Vorgarten sah wüst aus von abgeschlagenen Blättern, aufgesammelten Pfützen in den Wegen. Im Kamin flackerte ein Feuer und verbreitete in Verbindung mit einem eigentümlichen Duft, der durch das Empfangszimmer strömte, etwas Behagen. Mistreß Fish bevorzugte diesen Raum aus der Mädchenzeit her, wo sie der Vater gern fand, wenn er aus seinem Zimmer trat, und wo sich die Straße, vor allem der Garteneingang am bequemsten übersehen ließ.

Ein Wagen hielt. Ein geschlossenes Coupé, auf dem Bock ein von Nässe glänzender Kutscher. Aus dem Coupé stieg ein Mann, dessen Gesicht sofort der aufgespannte Regenschirm verbarg und der sich beeilte, zur Hausthür zu gelangen.

Er klingelte und es dauerte geraume Zeit, ehe eilige Schritte im Hausflur anzeigten, daß man zu öffnen komme. Die Dienerschaft von Poirethouse dachte nicht an Besucher. Endlich meldete Dick den Ankömmling. Die Karte glich genau einer, welche einst Doktor Evertson bekommen hatte — der Name darauf lautete „James Patterson.“

Mistreß Fish war erstaunt, von dem Banquier einen Besuch zu erhalten. Indes lag die Ursache nicht fern, sagte sie sich. Ihr Anwalt hatte den geretteten Rest ihres Vermögens bei Mister Patterson deponiert: er mochte darauf Bezügliches mit ihr zu besprechen haben.

Der Banquier begrüßte die junge Frau, welche wiederum Trauer trug, mit der einfachen Freundlichkeit, die vordem Doktor Evertson so angenehm empfunden.

„Hören Sie mich ein paar Minuten an, Mistreß Fish,“ sagte er, kurzerhand Platz

nehmend. „Ich habe Ihren verstorbenen Vater geschätzt, ich denke Sie wissen das. Ich schätze auch die Tochter, obwohl sie Mistreß Fish heißt. Es gab eine Zeit, da ich die Absicht hatte, Mister Fish zu ruinieren. Ueber den Grund schweige ich, nur dies will ich sagen: daß ich ihm das Schwerste zu verdanken habe, was mich im Leben getroffen. Als Sie Mister Fish heirateten, gab ich meine Absicht auf. Ich gestehe, daß ich es in der festen Ueberzeugung that, er werde sich in kürzester Zeit selbst ruinieren. Die einzige Genugthuung, welche ich mir verschaffte, war die, daß ich alle seine Wechsel aufkaufte. So wußte ich einigermaßen, wie weit sein Verhängnis vorgeschritten war. Nun sehen Sie, Mistreß Fish: einmal war er so gut wie verloren. Ganz unerwartet zog er den Kopf aus der Schlinge: Sie hatten ihm die Hälfte Ihres väterlichen Erbteils geopfert, wie ich nachher erfuhr, und Sie waren vernünftig genug, sich wenigstens den Rest zu sichern."

Die guten, klugen Augen des Banquiers ruhten während einer kurzen Pause mitleidig auf ihr.

„Heute, Mistreß Fish, habe ich wieder halb soviel Forderungen an ihn in den Händen, wie damals. Ich weiß, daß seine Bareinnahmen aufgebraucht sind, seine Kapitalwerte verschleudert oder arg verschuldet. Ich fürchte, er wird noch einmal versuchen, Ihre Güte und Ihre Unkenntnis seiner Verhältnisse zu mißbrauchen. Gehen Sie nicht darauf ein, Mistreß Fish, wenn Ihnen der Rat eines erfahrenen Mannes etwas wert ist. Lassen Sie ihn fallen, und dann halten Sie ihn kurz, wie es nötig ist, um ihn, wenn das möglich ist, noch zur Vernunft zu bringen. Ich thue es dem Andenken Ihres Vaters und Ihnen zu Gefallen, daß ich komme und Sie warne."

Die junge Frau bebte heimlich über den Abgrund, der sich vor ihr aufthat. Auch das noch! Ein Gatte der von ihrer Gnade leben sollte. Sie legte die Hand vor die Augen; sie mußte sich sammeln. Dunkel schwebte ihr der Gedanke vor, als sei es ihr Pflicht der Selbstachtung, zu verneinen, abzuwehren. Als sie dem Banquier ihr Gesicht wieder zeigte, drückte es Stolz und Würde aus, so täuschend aufgetragen, daß Mister Patterson sie überrascht betrachtete.

„Ich danke Ihnen für Ihre gute Absicht, Sir. Dennoch müssen Sie mir verzeihen, wenn ich Ihren Rat ablehne."

„Der tausend, Mistreß Fish, darauf war ich nicht gefaßt. Indessen jeder —"

„Hören Sie auch mich an, Sir," unterbrach sie ihn. „Ich muß meinen Entschluß vor Ihnen motivieren. Sie irren, Sir, wenn Sie glauben, ich wisse nicht um die Verhältnisse meines Gatten. Ich weiß sehr wohl, daß er Unglück gehabt hat — im kaufmännischen Leben schwankt ja die Wage des Erfolgs sehr erheblich. Daß nicht Unfähigkeit die Schuld an dem Mißerfolg trug, wissen Sie; man hat mir die kaufmännische Tüchtigkeit meines Gatten oft genug gerühmt. Damit ist die Hoffnung gegeben, daß er sich eines Tages wieder zu der Höhe hebt, von welcher er gesunken. Ich wäre unwürdig, seine Gattin zu sein, wollte ich ihm im Augenblick, da alles ihn verläßt, die Mittel verweigern, welche er nötig hat, um unser Haus zu stützen. Habe ich recht Sir?"

„Nein," sagte Mister Patterson trocken. „Ihr Gatte wird sich nie erheben, denn er ist ein maßloser und unverbesserlicher Spieler. Dies wenigstens, Mistreß Fish, scheinen Sie nicht zu wissen."

Das traf. Die junge Frau sprang wie von einem Schlangenbisse auf, mit sprühenden Augen — dann ging ein Zittern durch ihren Körper, sie sank zurück und brach in ein bitterliches Schluchzen aus. Ihre Selbstbeherrschung war gebrochen, vollständig, wie nie in ihrem Leben.

„O, Sir, das ist über die Maßen entsetzlich," stieß sie hervor. „Mein Gott, mein Gott, das habe ich nicht geahnt."

Der Banquier schüttelte betrübt den Kopf.

„Es hilft nichts, Mistreß Fish, den Schritt mußte ich thun. Sie wollten es. Und es ist auf alle Fälle gut. Es geht nichts über klare Augen."

Sie richtete sich endlich aus ihrer zusammengesunkenen Haltung auf und trocknete die Thränen.

„Und Sie geben mir Ihr Wort, Sir, daß Sie bestimmt behaupten können, es sei so, wie Sie sagen?"

„Unbedenklich. Was ich sage, ist so wahr, wie es sicher ist, daß man diese Nacht in einem gewissen Hause East 23 Street, in dem Sie sehr genau Bescheid wissen, Bank legen wird."

„Nun, Sir, ich denke, das werde ich mit ansehen," sagte die junge Frau leidenschaftlich.

„Well — allein ich rate Ihnen, das — klug anzufangen, Mistreß Fish. Ich kalkuliere,

man wird Vorbereitungen getroffen haben, um solch einer Ueberraschung vorzubeugen. Ich habe Ihnen weiter nichts zu sagen. Ich hoffe, Sie halten den Kopf oben und Ihr Geld fest. Nehmen Sie die Sache möglichst kaltblütig und seien Sie James Patterson nicht böse, den es aufrichtig betrübt, daß er Ihnen nicht etwas Besseres zu sagen hatte."

„Ich bin Ihre Schuldnerin, Sir. Ich denke, Sie sollen mit mir zufrieden sein."

Der Banquier schüttelte ihr die Hand und ging. Die junge Frau stand wie eine Statue am Fenster, sah ihn einsteigen und abfahren. Der Regen fiel eintönig, ein trübseliger dunkler Tag. Sie wandte sich ab und ging in ihr Schlafzimmer, an die Waschtoilette, um die Spuren ihrer Aufregung zu vertilgen. Dann kehrte sie zurück und setzte sich an den Kamin, in den sie ein paar Stücke Holz warf.

Ihr Herz wand sich unter dem Gedanken an die nächste Zukunft, deren Grundriß ihr gegeben war. Eine Krisis, welche mit dem Fall des Geschäfts endigte — ein Zusammenbruch, aus dem einige Trümmer gerettet wurden — ihr Gatte völlig in ihrer Hand, fester an sie gebunden, denn je: ein Mann, dessen Charakter immer problematischer wurde — — sie schauderte trotz der Wärme, die zu ihr herstrahlte, wie im Fieber. Welch ein Leben! Was würde ihr Vater sagen, wenn er die Frucht seiner Arbeit zusammenstürzen, sein Kind, das er so abgöttisch geliebt, in solcher Lage sehen würde!

Eine Idee kam ihr, das einzig Positive, an welches sie sich in dieser großen Verneinung vorderhand zu klammern vermochte. Vielleicht konnte sie mit ihrem Vermögen das Geschäft erwerben, die Geschäftsgläubiger auszahlen, durch James Patterson einen tüchtigen Verwalter bekommen. Ihr Gatte durfte nichts mehr damit zu thun haben, bis es ihr, vielleicht! gelungen war, ihn innerlich zu säubern. Wenn sie bedachte, daß alle Welt wußte, was nur ihr bisher verborgen gewesen, so stieg ihr das Blut in die Wangen und sie preßte die Hände vor die Stirn.

Aber James Patterson hatte recht: es geht nichts über klare Augen. Die Unsicherheit ihrer bisherigen Stellung zu Mister Fish war mit einem Male vorüber. Sie fühlte die volle Kraft, ihn zur Beichte zu zwingen, ihn zu beugen, seinen Willen in den Zügel zu nehmen. Es war die einzige Möglichkeit, um als seine Gattin weiter existieren zu können. Und doch nicht die volle Möglichkeit. Ein Spieler, Verschwender, ein Mann der sich um den Kredit gebracht und der nun vor den Augen der Welt als ihre Kreatur weiter lebte — nein; nimmermehr. Sein Vorleben war ein Wahnsinn, sein Weiterleben wäre eine Schmach für ihn und — für sie geworden. Ein Wahnsinn — in der That, das Wort war unschätzbar in diesem Augenblicke, es gab den erlösenden Gedanken. Mister Fish mußte sich als irrsinnig erklären, vorübergehend in einer Anstalt für Geisteskranke unterbringen lassen. Das wischte die Flecken der Schuld von seiner Vergangenheit, das rechtfertigte ihr Eingreifen, privilegierte ihn, eines Tags wieder mit Ehren in seine Thätigkeit einzutreten, wenn es ihr gefallen würde, ihn als geheilt erklären zu lassen.

Der Einfall funkelte vor ihr wie ein Riesenbrillant, sie konnte sich nicht satt daran sehen. Mister Fish mußte eingestehen, daß es keinen besseren Ausweg für ihn selber gab. Es wollte sie eine Ewigkeit bis in die Nachtstunden bedünken, welche die entscheidende Auseinandersetzung bringen sollten. —

Kurz vor Mitternacht fuhr eine verdeckte, Halbchaise langsam die helle, stolze, belebte Straße hinauf, in welcher der Palast des Mister Fish lag. Der Regen hatte aufgehört; am Himmel flog zerrissenes Gewölk mit rasender Geschwindigkeit über den Mond. Die beiden Pferde schritten gemächlich, dann und wann mit den Köpfen schleudernd, durch den feuchtkühlen Dunst, welcher die Straße füllte und der Schwarze, welcher auf dem Bock saß, schien nicht im geringsten die Absicht zu haben, das Tempo der Fahrt zu beschleunigen. Nach einiger Zeit fuhr er links hinüber, hielt an und sprang vom Bock, um zu öffnen.

Die schwarzvermummte Dame, welche ausstieg, war Mistreß Fish.

„Du kennst deine Instruktion, Bob," sagte sie.

„So ist's, Ma'am," war die Antwort.

Mistreß Fish schritt zu den Häusern hinüber, unbekümmert um die Nässe, während Bob aufstieg und das Gefährt wieder in Bewegung setzte. Fünfzig Schritt weiter stand Mistreß Fish am Portal ihres Hauses, im Schein zweier Gaskandelaber und wartete.

Bob kam näher, sprang wieder ab und schlang die Zügel um einen der Kandelaber, welche ihren Platz zwischen Trottoir und Fahrstraße hatten. Dann ging er an Mistreß Fish vorbei und schellte. Ein Fenster öffnete sich,

Bob ersuchte um Einlaß. Als die Thür sich aufthat, schritt Mistreß Fish in den Flur hinein, dem verblüfften Portier mit rasch erzwungenem Lächeln zunickend, und eilte klopfenden Herzens treppauf.

„Es soll eine Ueberraschung werden," sagte Bob gutmütig, lehnte sich in den Eingang und zog Kautabak hervor, den er in den Mund schob.

„Alle Teufel," fluchte der Portier grimmig. „Weißt du, daß mich das meine Stellung kosten wird? Der Henker hole deine Ueberraschung. Was stehst du in der Thür? Hinaus mit dir, verdammter Nigger!"

Die Reihe, sich zu verwundern, war jetzt an Bob. Er riß den Mund so weit auf, als sei der Tabak darin zu Faustgröße angeschwollen, und ehe er seine Fassung wieder gewann, befand er sich vor der verschlossenen Thür auf der Straße. Er rieb sich die Stelle am Arm, wo die Faust des riesigen Portiers ihn gepackt gehabt, und murmelte: „Er ist verrückt, rein verrückt," was er nach ein paar Sekunden Schweigens mit einem ausgiebigen Speichelschuß auf das Trottoir bekräftigte.

Mistreß Fish beeilte sich, die wohlbekannten Räume zu durchschreiten. In einem Zimmer begegnete ihr ein vergnügt vor sich hinsummender Diener, welcher einen leeren Champagnerkühler trug. Er erschrak so heftig über den unerwarteten Anblick der Herrin, daß er das Gefäß fallen ließ.

Er raffte es auf und that ein Eisstück hinein, welches auf den Teppich geflogen war.

„Wo befindet sich Mister Fish, James?" fragte die junge Frau leichthin. „Ich hoffe, er ist zu Hause."

Der Diener zögerte in tödlicher Verlegenheit mit der Antwort. „Er ist zu Hause Ma'am," stammelte er endlich. „Wenn es Ihnen genehm ist, werde ich Sie sofort anmelden. Und er war mit ein paar raschen Schritten an der Thür, aus welcher er getreten.

„Du wirst hier bleiben," herrschte ihm Mistreß Fish zu, die ihm auf der Ferse folgte. „Ich will nur wissen, in welchem Zimmer ich meinen Gatten finde," schloß sie milder; sie lächelte sogar wieder.

„Ach, Ma'am, es sind Herren bei ihm — im kleinen Saal — er hat strengen Befehl gegeben, ihm jeden, der etwa kommt, vorher anzumelden, auch Sie, Ma'am, wenn Sie kommen sollten —"

Die junge Frau wußte, was sie wissen wollte. Sie eilte an dem armen Teufel vorüber, der ihr mit einem Gesicht nachsah, als stünde er vor dem jüngsten Tage. In einem der folgenden Zimmer waren Stimmen von nebenan vernehmbar, Gemurmel und vereinzeltes Lachen. Sie sah Garderobestücke auf den Möbeln umher liegen. Und plötzlich sprang die Thür auf, und jemand kam mit dem Rücken zuerst heraus, gutlaunig in den Saal hinein versichernd, daß er Mister Fish das nächste Mal für sein kurzes Bleiben Genugthuung geben werde. Im Umdrehen prallte der Dandy unwillkürlich zurück — ein junger Mensch, dessen Geschwätzigkeit sie eine Zeitlang bis zur Unverschämtheit verfolgt hatte, ein rechteckiges, dünnbeiniges Individuum mit dem Gesicht eines Eichhörnchens — und murmelte ein „Alle Hagel!" nachdem er Mistreß Fish erkennend und in Bestürzung kaum ihren gemessenen Gruß erwidernd, ihr rasch Platz gemacht hatte.

Die junge Frau stand im Saal, den Schleier zurückgeschlagen, ihr Tuch über den Arm gehängt, und einige Augenblicke beschäftigte sie sich damit, die Gesichter um den goldschweren Spieltisch, das anscheinend wohlversorgte Büffet, wo zwei Diener sie anstarrten, die Unordnung, in welche ungenierte Bewegung den Raum versetzt, zu mustern. Die Herren hatten es sich bequem gemacht, einige derselben saßen in Hemdärmeln. Ein Gemisch von Cigarretten- und Havanacigarrenduft füllte den Saal; ringsum kräuselten blaue Wölkchen, sich zu langen Streifen ausziehend. Sie hatte Zeit, diese Beobachtungen zu machen, denn es fehlte viel, daß man ihren Eintritt sofort auf allen Plätzen gewahrt hätte.

„Gentlemen," hob sie mit stolzer Neigung des Kopfes an, „es ist mir in Wahrheit angenehm, Sie begrüßen zu dürfen. Leider fürchte ich, daß mein Erscheinen Ihnen weniger Freude machen wird, denn ich bin gekommen, Ihr Vergnügen für heute zu unterbrechen, um eine Besprechung mit Mister Fish zu halten, welche die äußerste Eile hat. Ich rechne auf Ihre Verzeihung. Mein Gatte wird sorgen, daß Sie Fuhrwerk finden, um nach Hause oder wohin Sie sonst wünschen, zu gelangen."

Sie sprach das ohne Verlegenheit, klar und höflich. Man raffte das Gold zusammen, umdrängte sie, rannte davon, um seine Toilette zu vervollständigen. Die am meisten Gefaßten be-

mühten sich, mit Scherzen über den harmlosen Zeitvertreib und den unfreiwilligen Humor der Situation einen anständigen Abgang zu zimmern und es schien, daß Mistreß Fish in jeder Weise die Hand dazu bieten wollte. Niemand achtete auf den Hausherrn, der zuerst dasaß, als wäre ein glühendes Mene Tekel an der Wand erschienen, dann in blasser Wut die Fäuste ballte. Als er aufstand war er äußerlich gefaßt. Er näherte sich endlich der jungen Frau.

„Ich hoffe, was du mir zu sagen hast, ist des Schreckens wert, den ich davongetragen," bemerkte er mit heiserer Stimme. Er schien wieder stark getrunken zu haben, denn sein Gang war ein wenig unsicher.

Mistreß Fish antwortete nicht, und er begab sich hinaus, um Weisung wegen des Transports der Gäste zu geben. Der unglückliche Diener, welcher Mistreß Fish Auskunft erteilt, stand noch mit seinem Eiskübel da. Mister Fish lechzte förmlich danach, ihm eine Ohrfeige und ein paar Fußtritte zu applizieren, und er sah keinen Grund, sich Zwang anzuthun.

„Was habe ich dir gesagt, du Schuft?"

Der Mensch wurde feuerrot, reckte die Fäuste und sagte in schreiendem Ton: „Ich kann nichts ändern, Master, wenn der Portier sie hereinläßt und sie läuft an mir vorbei."

Die Haltung, welche der Gemißhandelte einnahm, hatte die Wirkung, daß der Hausherr plötzlich ruhiger erschien. Er begnügte sich, mürrisch anzuordnen, daß alle Wagen bespannt würden. Dann kehrte er hastig zu den Gästen zurück.

Die Gesellschaft löste sich bald auf; endlich schüttelten die letzten dem Hausherrn und der Hausfrau die Hände. Es war ein so vergnügtes Auseinandergehen — jede Miene strahlte Befriedigung über den Verlauf dieses den meisten peinlichen Zwischenfalls, und nie war vielleicht enthusiastischer über Mistreß Fish in diesem Kreise von Leuten geurteilt worden, als auf der erzwungenen Heimfahrt.

Die beiden Gatten schritten, ohne sich anzusehen, wie auf Verabredung in den Saal zurück.

„Ja so," sagte Mistreß Fish. „Ich verzichte auf den Aufenthalt in dieser Höhle. Wünschest du, daß ich auf deinem Zimmer oder in meinem Boudoir mit dir rede?"

„Wo du befiehlst," war die Antwort. „Vielleicht gehst du in dein Zimmer voraus. In einigen Minuten bin ich bei dir."

Sie nickte und ging. Als sie in der Thür verschwunden war, schloß Mister Fish den Zugang zu diesen Räumen für die Dienerschaft ab. Dann stand er unschlüssig an dem Saaleingang. Er sah übernächtig und verwüstet aus; eine finstere Unruhe hatte sich seiner bemächtigt. Er begann auf und ab zu gehen, die Hände in den Taschen vergraben, immer hastiger, zuweilen unwillkürlich nach seinem Kopfe fassend und mit den wohlgepflegten Fingern auf der hohen, schon ziemlich kahlen Stirn trommelnd, als habe er da hinter der Hirnschale etwas zu betäuben. Plötzlich erwachte er wie aus einem Traum. Sein Blick fiel in einen der großen Pfeilerspiegel, und was er da von sich selber sah, schien ihm wenig zu gefallen. Er verließ den Saal und ging in sein Zimmer, wo er einigermaßen Toilette zu machen begann.

Auf dem Tische lag der Revolver, den Mistreß Fish aus den Händen des Doktor Evertson erhalten und den ihr Gatte wieder an sich genommen hatte, ein Prachtstück mit damascierten Läufen und einem Griff aus Elfenbein, in welches zierliche Goldmuster eingelegt waren. Der Kaufmann stutzte bei seinem Anblick und steckte ihn dann kopfnickend zu sich.

Mistreß Fish saß ungeduldig in einem Sessel, nachdem sie die Mühe gehabt, sich selber die Lichter auf einem der silbernen Armleuchter anzuzünden. Endlich klopfte es, und Mister Fish erschien, warf sich in einen zweiten Sessel, schlug möglichst unbefangen die Beine übereinander und sagte: „Ich stehe zu deiner Verfügung, Adeline."

„Hast du den Mut, mir jede meiner Fragen wahrheitsgetreu zu beantworten?"

„Ich wüßte nicht, weshalb ich diesen Mut vermissen sollte," meinte er achselzuckend.

„Du bist ein Spieler, dagegen ist, denke ich, nichts zu bemerken, nach dem, was ich soeben gesehen."

„In der That, meine Teure, ich spiele zuweilen, wie alle Männer meiner Bekanntschaft."

„Dann würde ich nicht sagen: du bist ein Spieler. Ich behaupte, du bist ein Gewohnheitsspieler, ein Spieler, welcher der Leidenschaft des Spiels willenlos verfallen ist, du bist ein Mensch, der spielen muß, koste es, was es wolle. Ja oder nein?"

„Wenn du die Sache so aufbauschen willst, ist dir das unbenommen. Ich spiele viel und gern."

„Feigling, sage ja!“ fuhr sie heftig auf. „Aber ich wollte ruhig bleiben. Weiter also. Du spielst unglücklich, du hast dein Vermögen verspielt — die Hälfte des meinen, mit der du einmal deine Wechsel bezahlt, dazu. Du bist ruiniert, bankerott. In einigen Tagen wirst du diese Räume verlassen und auf meine Gnade angewiesen sein. Ist dem so?“

„Ich denke nicht,“ sagte er. „Ich hoffe dir nicht zur Last fallen zu müssen.“ Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Es ist wahr, ich bin ruiniert. Ich habe soviel Unglück im Spiel, wie ein Mensch nur haben kann. Es wird nicht viel übrig bleiben, wenn man mich zwingt, mein Eigentum zur Bezahlung meiner Schulden herzugeben. Ich hätte früher aufhören sollen, damals, als ich mir mit deinem Gelde half. Aber das Fieber — du kennst den Zustand nicht, in dem man hofft, Verluste durch Gewinne wett zu machen. Man wird wahnsinnig, wenn man sich sträubt, nachzugeben. Hätte ich noch einmal das Geld, um mich zu retten, es könnte vielleicht alles gut werden. Ich bin daran verzweifelt, im Spiel zu gewinnen. Das Geschäft böte völlig genügende Basis für mich, um wieder zu werden, was ich war.“

Er sprach melancholisch, die Augenbrauen sorgenvoll hochziehend und die wasserblauen Augen mit bekümmertem Ausdruck vordrängend, ein Bild der Zerknirschung und Hoffnungslosigkeit. Mistreß Fish blieb kühl.

„Wohl — und was gedenkst du zu thun, um von mir unabhängig zu sein?“

„Es gibt einen sehr einfachen Weg, dem zu entgehen, einen so lächerlich einfachen, daß es mich wundert, wenn er dir noch nicht eingefallen ist.“

„Ich bin begierig,“ sagte sie.

Mister Fish griff in die Brusttasche und zog den Revolver heraus.

„In der That,“ meinte sie spöttisch, „darauf zu kommen, bedarf es keines Nachdenkens.“

Er warf einen bösen Blick auf sie. „Ich habe die Wahl zwischen dieser Lösung, oder einer Hilfe, welche mir die dringendsten Verlegenheiten vom Halse schafft und mir ermöglicht, zu solider Arbeit zurückzukehren.“

„Und woher soll dir diese Hilfe kommen?“

„Von deiner Seite,“ sagte er kurz.

„Ich konnte mir's denken,“ nickte sie. „Du hast mit einiger Zuversicht gehofft, ich würde dir schließlich auch noch den Rest meines Vermögens opfern. Nun, ich versichere dich, daß dem nicht so sein wird.“

„All right — dann bleibt mir eben keine Wahl. Dann hindert mich nichts, der Sache so bald wie möglich ein Ende zu machen.“

Er sprach gleichmütig. Er sah, daß sie nachdachte; es schien, als werde sie es nicht zum Aeußersten kommen lassen.

„Ich habe einen Ausweg in Bereitschaft,“ sprach sie endlich. „Die Art, wie du deine Verhältnisse ruiniert hast, entehrt dich vor der Welt. An der Seite eines Mannes ohne Ehre und Würde zu leben, vermag ich nicht. Ich fand eine Möglichkeit, wie deine Ehre deinen Sturz überleben würde.“

„Und welche wäre das?“

„Dein Ruin müßte aus dem, was er ist: einer Konsequenz deiner Charakterlosigkeit, zum Produkt einer Krankheit umgestempelt werden. Mit einem Wort: du mußt mir erlauben, dich für irrsinnig erklären und in eine Anstalt sperren zu lassen.“

Er sah sie an, als zweifle er an ihrem eigenen Verstande. Dann lachte er zornig auf.

„Ungeheuer liebevoll, meine Teure. Und wie lange soll die Posse dauern?“

„So lange, bis die Welt an sie glaubt.“

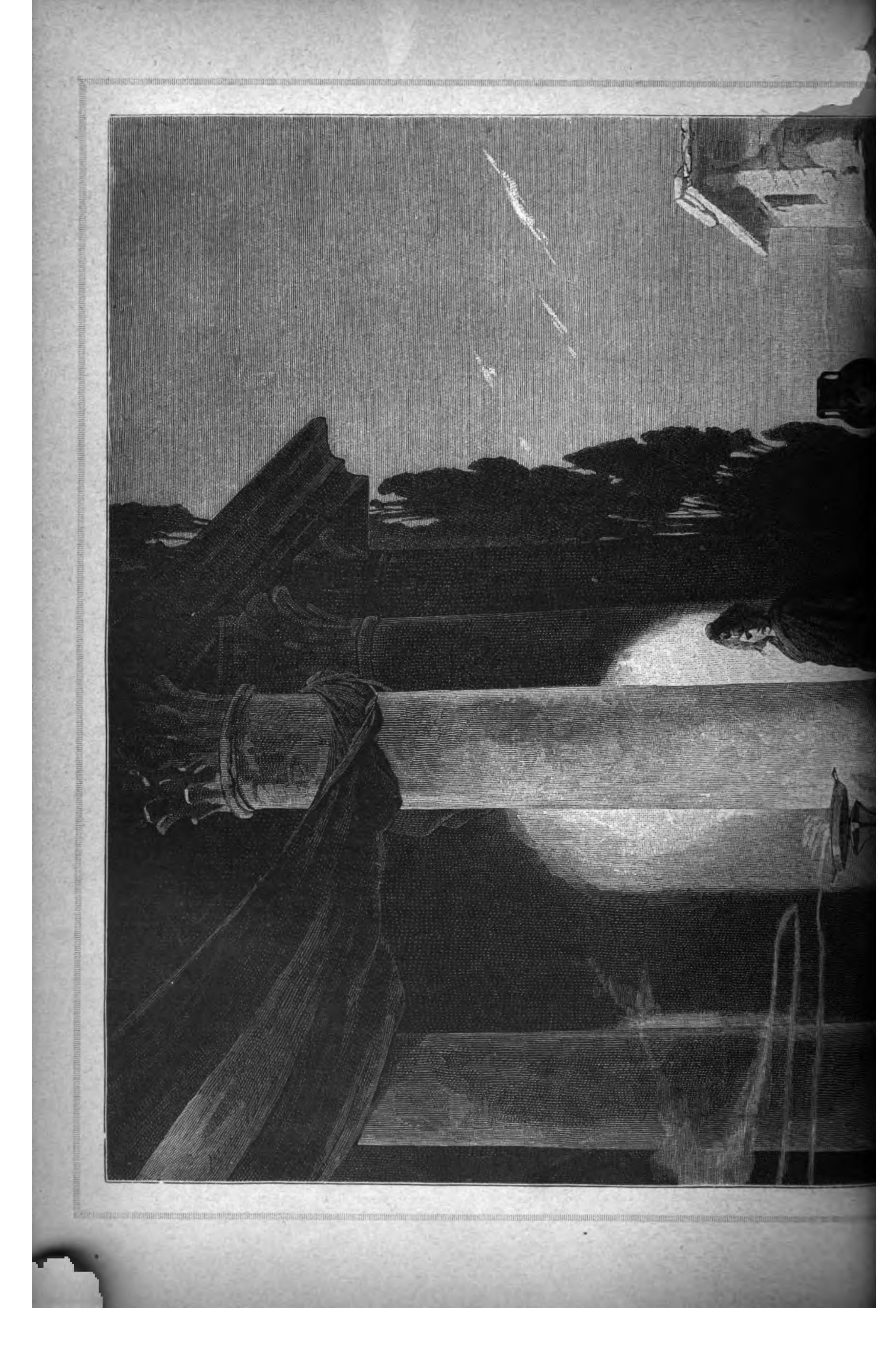
„Das heißt: bis an mein seliges Ende.“

„Das Geschäft werde ich zu halten suchen, vielleicht auch dein Haus, wenn mein Vermögen dazu hinreicht.“

„An diesem Punkt also kämen wir zusammen,“ nickte er.

„Nicht so ganz, wie du denkst. Ich — verstehe mich recht — ich, mit meinem Vermögen, kaufe mir dein Geschäft und dein Haus, indem ich die darauf lastende Schuld übernehme. Ich werde für die Verwaltung des Ganzen sorgen — du wirst, wenn ich dich aus der Anstalt entlasse, mit dem Schein des Eigentümers bekleidet. Du darfst wenigstens vor der Welt kein Strohmann sein. Sind eines Tags die Schulden getilgt und liegt das, was ich in den Kauf stecke, wieder bar vor mir, dann will ich mir überlegen, ob du die moralischen Garantieen bietest, welche mir gestatten, dich wieder in den faktischen Besitz des Verlorenen zu setzen.“

„Vortrefflich ausgedacht, meine Teure,“ sagte Mister Fish, höhnisch die Stimme dehnend. „Nur schade, ich habe weder Lust, mich in ein Irrenhaus sperren, noch mich unter Kuratel stellen zu lassen. Wenn du glaubst, daß mich





Der Cyniker. Von Hermann Schneider.

mein Unglück mürbe genug gemacht hat, um der Papagei meiner Frau zu werden, so täuschest du dich. Willst du mich zu Grunde gehen lassen, so bleibt dir das unbenommen. Ich weiß dann, was ich zu thun habe."

„Ich empfehle dir, über meinen Vorschlag nachzudenken. Vielleicht erscheint er dir morgen weniger unannehmbar."

Mister Fish stand finster auf. Aus seinen Zügen sprach eine Entschlossenheit, welche das Schlimmste befürchten ließ.

„Ich frage dich noch einmal, Adeline: willst du mir das Geld geben, um mich zu retten, oder nicht?"

„Nein; ich glaube nicht mehr an deinen Charakter, und ich will nicht durch dich in Armut versinken."

„Ohne Motivierung —!"

„Nein!"

Die junge Frau bebte heimlich.

„Dann hast du mich nie geliebt."

„Nein!" sagte sie schneidend.

„So leb wohl, für immer."

Er setzte den Revolver an die Stirn. Dann ließ er ihn wieder sinken.

Mistreß Fish saß schaudernd; sie hatte einen Moment die Augen geschlossen. Jetzt öffnete sie dieselben, groß und entsetzt, aber ohne ein Zeichen, daß sie ihren Willen geändert.

„Ich denke, ich habe keinen Grund, dir das Vergnügen dieses Schauspiels zu gönnen," sagte er, langsam an ihr vorüber auf eine Thür zuschreitend. Durch diese Thür verschwand er.

Die junge Frau überflog ein Zittern. In der Marter dieser Sekunde geriet ihre Festigkeit ins Schwanken. Sie glitt vom Sessel, ein Weinkrampf überkam sie — jeden Augenblick konnte das Schreckliche geschehen. Sie raffte sich auf, stürzte zur Thür hin.

„Edward!" schrie sie, „Edward —"

Nebenan fiel ein Schuß.

Sie stürzte hinaus, vielleicht war noch Hilfe möglich. Sie schloß die Thür auf, welche Mister Fish für die Dienerschaft abgesperrt, durcheilte die Zimmer — überall Dunkelheit, nur einmal Lichter, welche dem Erlöschen nahe waren. Sie war so verwirrt, daß sie eine falsche Richtung einschlug, und im Umkehren besann sie sich, daß sie einfach hätte klingeln sollen. Sie wollte bis zu dem Zimmer gehen, in welchem die Lichtrester brannten, und dort die Klingel in Bewegung setzen.

Als sie sich ihrem Ziele näherte, vernahm sie Schritte, welche von jenseits kamen. Ihre Füße standen ein paar Augenblicke wie angewurzelt, dann trat sie entschlossen vor. Und plötzlich war es ihr, als gösse jemand ein kaltes Sturzbad über sie — ihre Aufregung war mit einem Schlage vorüber.

Der Mann, der ihr da entgegentrat, vermutlich weil er den Schritt ihrer leichten Füßchen überhört hatte, war Mister Fish.

„So?" — sagte sie langsam, vor dem Eilfertigen wie eine Erscheinung aus dem Dunkel auftauchend. „Heuchler — eine Posse war das Ganze?"

Er prallte zurück, faßte sich jedoch rasch.

„Du wirst die Güte haben, dich zu erinnern, daß du im entscheidenden Moment meinen Namen riefest. Ich sehe keinen Grund, mich ohne Not aus der Welt zu befördern, und der Glaube, du habest dich vielleicht besonnen, gab dem Schuß eine andere Richtung."

Das klang so wahrscheinlich, daß sich nichts dagegen sagen ließ, meinte er. Allein er hatte Mistreß Fish mehr Leichtgläubigkeit zugetraut, als sie besaß. Ein Ekel, ein unsäglicher Widerwille kam über diese stolze Seele, so alles Denken überwältigend, daß sie plötzlich sagte:

„Ich will Ihnen den größten Teil, und wenn es sein muß, mein ganzes übriges Vermögen schenken, Sir, wenn Sie sich von mir scheiden. Ich vermöchte nicht einen Tag länger das schmähliche Bewußtsein mit mir tragen, die Gattin eines Menschen zu sein, den von mir zu stoßen mein Fuß mich zu gut dünkt."

Mister Fish stand gegen die Lichter, deren Papierhülsen zu lodern begannen, dennoch sah sie, daß sein Gesicht aschfahl wurde und daß er nur mühsam die Erwiderung ihrer Beschimpfung durch eine Gewaltthat unterdrückte.

„Zug um Zug," sagte er endlich heiser. „Sie werden damit den Anfang machen, daß Sie mir Ihr Anerbieten in Form einer Verpflichtung schriftlich zugehen lassen. Dann werde ich die gestellte Bedingung erfüllen." Er lachte höhnisch. „Ich gratuliere uns beiden zur künftigen Freiheit. Ich werde nicht verfehlen, den Doktor Evertson von dieser Wendung der Dinge zu benachrichtigen."

Er machte eine verabschiedende Handbewegung und kehrte zurück, woher er gekommen.

„Sie vergessen nicht, daß es Eile hat," rief er von der zweiten Thürschwelle her.

Ein einzelnes Lichtstümpfchen flackerte noch, und der Schein lief wie Eidechsen über das glühende, verstörte Gesicht von Mistreß Fish, dann verlosch es gleich den übrigen. Der Schritt des Hausherrn war verhallt, nur die Zimmeruhren tickten geisterhaft von nah und fern in der Dunkelheit. Die junge Frau stöhnte endlich wie eine Schwerkranke, löste sich von den Thürpfosten und tastete sich bis in das Treppenhaus. Unten hatte sie Not, den verschlafenen Portier zu wecken. Auch Bob war auf dem Bocke eingenickt. Sie fror bitterlich, bis sie nach Hause kam, denn ein starker Wind hatte sich aufgemacht, schnob heulend in den Straßen und drang durch alle Ritzen des Schutzfensters und der Lederdecke.

13.

„Was ich gesagt habe, das habe ich gesagt," so lautete der bestimmte Schluß, mit dem die junge Frau jeden Rat und Einwand des kopfschüttelnden Anwalts abschnitt, der nicht glauben wollte, daß Mistreß Fish auf ihrem Entschlusse beharren würde, sich mit dem Opfer ihres Vermögens von ihrem Gatten loszukaufen. Im Empfangszimmer von Poirethouse saßen sie, beinahe in hellem Streit, die blasse junge Frau mit dem entschlossenen Gesicht, das trotz einiger Verschärfung der Linien und geringerer Farbenfrische von seinem pikanten Reiz nicht allzuviel verloren — und der kleine bewegliche Advokat mit dem ausgeprägten Charakterkopf.

Mister Pereire war im Nachteil, denn die Frage, ob eine Scheidung ohne Einwilligung des Mister Fish zu erwirken sei, mußte er verneinen. „Später, nach dem Sturz desselben, würden sich wohl Gründe ergeben" — allein Mistreß Fish konnte den Gedanken nicht ertragen, an ihn gebunden zu sein, während er mit einem Bankerott das Stadtgespräch war, und ebensowenig den, durch spätere Trennung in die falsche Beleuchtung zu geraten, als geschähe dieselbe, weil ihr Gatte arm geworden. Nur Trennung, so rasch wie möglich, um jeden Preis; wieder eine saubere ruhige Atmosphäre um sich haben; alles glatt und still abmachen, nur nicht die Oeffentlichkeit beschäftigen.

Und — Wort halten!

So erbitte er sich Vollmacht, mit Mister Fish zu verhandeln, um möglichst viel für sie zu retten.

Poirethouse und ein kleines Einkommen genüge ihr. Das möge er zu erhalten suchen. Uebrigens wünsche sie, daß er sich mit Mister Patterson in Verbindung setze, welcher die Lage ihres Gatten bis ins Einzelne zu kennen scheine.

„Nun, ein Frauenkopf ist ein eigen Ding, Mistreß Fish," schloß der Advokat. „Was diese Angelegenheit betrifft, so wollt' ich, ich könnte Ihnen auf ein paar Monate den meinigen leihen. Ich fürchte, Sie würden dann einsehen, daß Sie im Begriff stehen, sich selbst einen schlimmen Streich zu spielen."

Sie fertigte ihm Vollmacht aus, die Verhandlungen mit Mister Fish zu führen, und er ließ sich zunächst zu dem Banquier fahren. Mister Patterson zeigte heftige Erregung, als er vernahm, wie die Sachen standen.

„Er war reif," sagte er. „Diese Weiber sind Närrinnen mit ihren subtilen Empfindungen. Da liegt ein Brief der kleinen Frau, welche das vernünftigste Ding von der Welt ist — sie wollte das Geschäft ihres Mannes an sich bringen und durch einen ordentlichen Menschen verwalten lassen, auch selber ein bißchen die Nase hineinstecken. Mister Fish saß so schön auf dem Trocknen. Nun kommt ihr, ich weiß nicht was, in die Quere, und dieser ehrenwerte Gentleman bezahlt mich, und heiratet sich womöglich aus allen Verlegenheiten. Ich rate Ihnen, das zu hintertreiben."

„Nützt nichts, Sir. Was ich nicht thue, thut ein anderer. Ich ziehe vor, ihr soviel zu retten, wie irgend angeht."

„Hm," fuhr der Banquier auf, „ich ruiniere ihn doch, sobald die kleine Frau von ihm gelöst sein wird. Ich kaufe an einem Tage alle Forderungen an ihn auf. Ich hätte es längst gethan, wenn die Schufte, welche sich seinen Besitz haben verpfänden lassen, nicht Wind bekommen und sich verschworen hätten, mich zu schröpfen. Mit seinen Wechseln allein kann ich ihn nun nicht mehr umbringen, und die anderen helfen mir ebendarum nicht die Schlinge zuziehen, weil sie merken, daß ich Ursache habe, es zu wünschen."

Der Advokat sah den Mann, dessen sonstige Ruhe und Besonnenheit er kannte, mit Erstaunen an.

„Es scheint, Sir, daß sich Mister Fish Ihre specielle Feindschaft zugezogen hat."

Der Banquier trat mit Augen vor ihn hin, welche von Erregung funkelten, griff ihn an einem Knopfe und sagte mit unterdrückter Stimme:

„Ich besaß einen einzigen Sohn, Sir. Eines Tages behauptete derselbe, Mister Fish habe ihn mit falschem Spielen betrogen. Dieser höchst ehrenwerte Gentleman schlug ihn in das Gesicht, worauf sie beschlossen zu losen, wer sich erschießen sollte. Mein Sohn zog das Los —" der Banquier stöhnte und ballte die Faust: „o, o, Sir! ich mußte meinen einzigen Sohn begraben, und er war ein so hübscher und wackerer Junge."

„Gott befohlen, Sir," sprach der Advokat, Mister Patterson die Hand schüttelnd. „Ich erinnere mich der Sache, aber es liefen so verschiedenartige Gerüchte damals herum, daß ich des Hergangs nie sicher geworden bin. Ich meinerseits habe keinen Grund zu wünschen, daß Sie Mister Fish schonen, statt sich Genugthuung zu schaffen."

Er fuhr zu Mister Fish.

Als er dort aus dem Wagen stieg, verließ ein Mensch, ein Bündel in der Hand, den Palast. Er spuckte grimmig aus, sein ganzes Wesen verriet den äußersten Grad von Erbitterung — seine Augen blickten stier vor sich hin, als er hart an Doktor Pereire vorüberstrich, und dieser hörte ihn murmeln:

„Ohrfeigen, treten, fortjagen — ich will nicht meines Vaters Sohn sein, wenn ich ihm das nicht eintränke — so lange im Dienst — verdammt — ich weiß, was ich weiß —"

Der Advokat hielt unwillkürlich ein paar Augenblicke an und beobachtete den Mann, der schwankend, wie betrunken am Hause hinschlenderte. Er sah ihn plötzlich anhalten, am Hause hinauf blicken, und die leere Faust ballen.

„Hund, reicher Hund, das hast du nicht umsonst gethan!"

„Auch ein Freund von Mister Fish," lächelte der Advokat.

Jener Mann war James, der Diener, welchen Mister Fish gemißhandelt und der es gewagt hatte, im Namen seiner verwundeten Schienbeine zu reden. Mister Fish war heute umsoweniger in der Laune, für die Sünden der vergangenen Nacht Nachsicht zu üben, als er mit sehr wüstem Hirn aufgewacht war. Es gab eine Auseinandersetzung, bei der die Ansicht des Hausherrn über den unglücklichen James noch einmal im Begriff stand, sich thätlich zu äußern. Indes hatte er sich bei der drohenden Haltung des Burschen begnügt, ihn aus dem Hause zu jagen.

Während der Advokat gemeldet wurde, war Mister Fish dabei, über ein paar andere Leute, darunter der Portier, Gericht zu halten. Der Empfang der Karte mit der Bezeichnung: Im Auftrage von Mistreß Fish, unterbrach diesen Akt. Der Kaufherr zog sich in sein Privatzimmer zurück und nahm dort den Besuch mit kalter Förmlichkeit entgegen.

„Ich fürchte, Sie kommen mir zu sagen, daß Mistreß Fish auf ihrem bedauerlichen Beschlusse beharrt," sagte er. „Mir liegt an der Trennung nichts, aber sie mag Opfer bringen, wenn sie darauf besteht, mich als einen Mann zu brandmarken, mit dem eine Frau wie sie, nicht zu leben vermag."

„In der That, Sir," meinte der Advokat mit möglichst unbefangener Haltung, „ist sie noch heute der nämlichen Ansicht. Ich habe ihr vergeblich versichert, daß die Scheidung ohne jenes Opfer zu erlangen wäre; sie will sich die Gerechtigkeit einer Entschädigung nicht aus dem Kopfe reden lassen. So habe ich denn mit Mister James Patterson gesprochen und herausgerechnet, daß Ihre Wechselschulden etwas über die Hälfte vom Vermögen Ihrer Gattin verschlingen werden. Ich kalkuliere, damit haben Sie Luft, und ich bin bereit, diesem Betrage das Wort zu reden."

„Sie irren, Sir; es laufen noch einige Wechsel jüngsten Datums, von deren Einbegreifung ich durchaus nicht abstehen kann. Ich schlage zwei Drittel statt der Hälfte vor. Ich denke, wir sind Männer, welche wissen, was sie wollen, und halten uns nicht mit unnützen Versuchen auf, einander im Kreise herum zu ziehen, Sir. Mistreß Fish will ihre Freiheit zurück haben, sie hat ganz richtig erfaßt, daß die Möglichkeit, dies zu hindern, für mich ein Kapital repräsentiert und ich denke, daß ich coulant genug handle, wenn ich nicht den äußersten Preis darauf setze, den ich setzen könnte."

„Well, Sir," nickte der Advokat; „nach Ihrer Weise haben Sie vollkommen recht. Und wenn Sie darauf bestehen —"

In dem hochmütigen Gesicht mit den rötlichen Bartkoteletten und den übernächtigen Augen zuckte es ungeduldig.

„Nehmen Sie dreist an, Sir, ich bestände darauf."

Mister Pareire ergab sich.

„Noch eines, damit wir uns nicht mißverstehen. Es handelt sich bei unserer Ueberein-

kunft lediglich um das Barvermögen Ihrer Gattin. Poirethouse bleibt aus dem Spiele."

„Dagegen habe ich nichts. Je rascher Sie mir die Erklärung ausfertigen —"

„Erklärung gegen Erklärung, Sir. Sie verpflichten sich, in die Scheidung Ihrer Ehe mit Mistreß Fish zu willigen, diese verpflichtet sich, sobald die Scheidung vollzogen ist, Ihnen die bedungene Summe auszuhändigen —"

„Welche bis dahin unangerührt bei James Patterson deponiert bleibt," ergänzte Mister Fish, die Flächen der ringfunkelnden Hände langsam aneinander reibend.

„Vielleicht gestatten Sie, daß wir, ich und meine Klientin, Einleitung und Beschleunigung der Scheidung in die Hand nehmen?"

„Würde mir lieb sein, Sir. Nur wünsche ich, um der Beschleunigung sicher zu sein, daß Mistreß Fish als diejenige, in deren Interesse die Scheidung liegt, für die Kosten aufkommt."

„Sie rechnen genau, Sir. Indessen, ich gestehe auch das zu. Wenn Sie nichts dagegen haben, fertigen wir die Papiere auf der Stelle aus."

„Dort ist mein Schreibtisch."

Eine Viertelstunde später saß der Advokat in seinem Wagen, um Mistreß Fish von dem Resultat, welches er erzielt, Kunde zu bringen.

Um die nämliche Zeit erhielt Mister James Patterson die Meldung, daß sich in den Comptoirräumen ein Mann eingefunden habe, welcher durchaus und dringend verlange, ihn privatim zu sprechen, da er Wichtiges, das seinen verstorbenen Sohn angehe, mitzuteilen habe.

Der Banquier befahl, ihn einzulassen. Der Eintretende war James, der Diener. Sein rot verschwollenes Gesicht, seine unheimlich düsteren Blicke hatten etwas Verdächtiges an sich. Einen Augenblick glaubte Mister Patterson einen Menschen vor sich zu sehen, dessen Verstand aus den Fugen gegangen.

„Sie wollen mich sprechen, Sir?" nickte er. „Nehmen Sie Platz, ich stehe sofort zu Ihrer Verfügung."

Er trat in ein Nebenzimmer und steckte einen Revolver zu sich. Er schritt an dem Manne vorbei in die Comptoirräume und hieß achtgeben, damit ein Ruf ihm Hilfe schaffe. Dann kehrte er zurück, setzte sich dem Fremden gegenüber und faßte ihn scharf ins Auge.

„Nun reden Sie!"

„Mister Fish ist ein Schuft, Sir; wenn es in der Welt nach Gerechtigkeit ginge, so hätte er schon vor ein paar Jahren hängen müssen. Er hat mich geschlagen und getreten und fortgejagt. Wenn ich nicht mehr in seinen Diensten stehe, brauche ich nicht länger den Mund zu halten."

Es klopfte leise an die Thür, und der wohlfrisierte Kopf eines Clercs sah schüchtern herein.

„Doktor Evertson wünscht Sie zu sprechen, Sir."

„Ich lasse den Doktor Evertson bitten, sich wenige Minuten zu gedulden. — Weiter, Mann."

Die Thür schloß sich.

„Es war vor drei Jahren im Herbst, Sir — ich will verdammt sein, wenn ich ein Wort lüge, Sir — da mußte ich in der Frühe zwei Männer bei Mister Fish melden, welche der Oberst Perkins, den sie den tollen Schotten nennen, und Mister Hampden, der Sohn des Holzhändlers — ich denke, daß Sie ihn gekannt haben, Sir; der Alte hat Bankerott gemacht und ist gestorben, und der Junge ist vor einem halben Jahre auch gestorben. Er war sehr freigebig, aber der Oberst hat mir nie ein Trinkgeld geschenkt, ausgenommen einen Greenback, der falsch war —"

„Zur Sache!" mahnte der Banquier ungeduldig.

„All right, Sir — also ich sollte sie hereinführen. Mister Fish war eben erst aufgestanden, obwohl es schon zehn Uhr war, denn er war wieder erst früh nach Hause gekommen, wie das oft geschah, und hatte noch nicht einmal gefrühstückt. So gehe ich und hole das Frühstück. Wie ich hineinkomme hat der Oberst einen Cylinderhut in der Hand und sagt mit seiner Stockschnupfenstimme: ‚Wenn Patterson ein Los genommen hat, drücke ich hier — nun, hört ihr was? nein! Aber das zweite Los ist weg und was jetzt da liegt, ist so unschuldig, wie ein weißes Blatt Papier nur sein kann.' — Ich sah wohl, wie Mister Fish ihm zublinzelte, weil ich zugegen war. Nun, Sir, es ist kein Wunder, wenn ein Christenmensch da neugierig wird. Ich gehe hinaus, richte es aber so ein, daß ich verstehe, was sie weiter zusammen reden. So recht wurde ich damals nicht klug daraus, Sir. Sie sprachen vom Spielen, und daß Mister Patterson gefährlich und hitzig sei, und von einem Duell, das stattfinden solle. Ich dachte auch: Was geht's mich an? Nachher

hörte ich aber, daß Ihr Sohn sich erschossen habe, Sir, und mit einem Male ging mir ein Licht auf."

Bis dahin hatte der Banquier schweigend zugehört, nur in seinen Mienen spiegelte sich die wachsende Aufregung. Jetzt stand er, im Gesicht grau vor Entsetzen und mit zitternden Lippen, auf, faßte den Sprecher bei den Schultern und schüttelte ihn.

„Mensch!" sagte er mit rauher, würgender Stimme, „du glaubst, Mr. Fish habe meinen Sohn gemordet? Mit einem Taschenspielerhut betrogen?"

Der Erzähler verlor einen Augenblick die Fassung und sah ängstlich auf die Augen, welche wie wütende Büffelaugen dicht vor den seinigen starrten. Jetzt war es Mister Patterson, welcher einem Irren glich.

„Well, Sir, ich glaube es nicht nur, ich weiß es, denn ich hörte eines Tags den Oberst zu Mister Fish sagen: ‚Verdammt, daß ich selber den Hut gehalten habe, Edward. Ich könnte das beste Leben von der Welt auf deine Kosten führen. So stopfst du mir den Mund mit Winzigkeiten, als ob ich ein Kanarienvogel wäre. Ich wollte, der, dem ich geholfen, hieße Patterson.'"

Der Banquier ließ die Schultern aus den Händen und trat zurück. Sein Gesicht verlor den beängstigenden Ausdruck. Er schritt gesenkten Hauptes ein paarmal das Zimmer auf und ab und warf gelegentlich einen argwöhnischen Blick auf den Denunzianten. Endlich blieb er vor ihm stehen.

„Ich glaube Ihnen nicht recht, Mann. Sie sind von Mister Fish gemißhandelt und fortgejagt worden und sind zu mir gekommen, um sich zu rächen. Wieviel verlangen Sie für Ihre Anklage?"

„Jeder Cent soll mir durch die Hand brennen, Sir, den ich von Ihnen nehme. Ich will vor dem Richter beschwören, was ich Ihnen gesagt habe. Ich heiße James Baker, Sir, und gehe jetzt zu meiner Mutter, die einen Austernhandel auf der Chatham-Street hält, dort bin ich zu finden, wenn Sie mich brauchen sollten."

„Well — ich werde mir das notieren und zusehen, welchen Gebrauch ich von Ihrer Mitteilung machen kann."

Der Banquier nickte verabschiedend, und der Andere ging hinaus, zornige Befriedigung im Gesicht. Statt seiner trat Doktor Everson ein, dem Banquier befreundet, seit er ein Vermögen anzulegen hatte.

„Doktor, Sie kommen im rechten Augenblick. Nur nichts von Geschäften jetzt, wenn ich bitten darf. Beantworten Sie mir eine Frage. Wie sahen die Gentlemen aus, welche mit Mister Fish zugegen waren, als Sie meinem Sohn Hilfe leisteten?"

„Soviel ich mich erinnere ein langer, dürrer Mensch, den ich in die Dreißig schätzte und ein älterer mit rotem pockennarbigem Gesicht —"

„Sprach er, als ob er den Stockschnupfen hätte?"

„In der That, so war es."

Der Arzt blickte mit eigentümlichem Ausdruck auf sein Gegenüber.

„Sind Sie den Leuten jemals im Leben wieder begegnet?"

„Die Wahrheit zu sagen: der eine ist vor einem halben Jahre in meiner Gegenwart gestorben und hieß Hampden."

„Hampden, es ist so," murmelte der Banquier. „Bei Gott," fuhr er dumpf fort, indem er näher trat und den Arzt wie geistesabwesend ansah — „bei Gott, sie haben meinen Robert gemordet. Verflucht seien sie allzumal."

„Wer teilte Ihnen das mit, Patterson?"

„Ein Mensch, den Mister Fish weggejagt hat und der die Schurken behorcht hat, als sie den Plan schmiedeten. Er ging an Ihnen vorbei, als Sie zur Thür hereintraten. Und ich muß bezweifeln, daß ich einem davon mit dem Gericht zu Leibe gehen kann."

Der Doktor griff nach der Hand des Banquiers und hielt sie mit warmem Drucke.

„Ihr Sohn ist auf alle Fälle tot," sagte er tief ernst. „Es sollte mir bitter leid sein, wenn Mistreß Fish auch nur in den Argwohn versetzt würde, daß ihr Gatte ein Mörder sei. Sie ist ohnehin unglücklich genug."

„Sie haben recht, Doktor," murmelte der Bankier vor sich hin. „Ich werde warten, bis sie geschieden sind. Aber dann Gnade Gott dem, der Schuld trägt, daß ich ohne Sohn bin."

„Scheiden? Sie reden von Scheiden?"

„Ja so — Sie können wohl noch nicht wissen, Doktor, daß Mistreß Fish ihr Vermögen zu opfern im Begriff steht, um von dem Schurken frei zu kommen, welcher sich Mister Fish nennt."

„Das ist sicher, Patterson, ganz sicher?"

„So sicher, wie, daß Mister Fish ein ausgemachter Schurke ist."

Doktor Evertson wandte sich ab. Eine Empfindung durchrieselte ihn, wie von unaussprechlichem Glück. Es bedurfte einiger Sekunden, ehe der Wiederschein davon aus seinem Gesicht verschwunden war.

„Patterson," sagte er, und seine Stimme klang fast feierlich, „an dem Tage, da über Mistreß Fish und ihren Gatten die Scheidung ausgesprochen ist, will ich Ihnen eine Mitteilung machen, zu deren Geheimhaltung von diesem Zeitpunkt ab für mich kein vernünftiger Grund mehr vorliegt. Versprechen Sie mir auf Ihr Wort, bis dahin Mister Fish zu schonen!"

Der Banquier horchte auf. Einen Moment ruhte sein gramvolles Auge wie in aufdämmerndem Verständnis in dem des Arztes, dann reichte er die Hand hin.

„Sie haben mein Wort. Von Geschäftssachen ein andermal. Heute bin ich nichts als ein unglücklicher Vater, dem eine verheilende Wunde noch weiter aufgerissen worden ist, als sie jemals geklafft hat."

Der Banquier verließ mit dem Arzt das Comptoir, fuhr in seine Privatwohnung und schloß sich in sein Kabinett ein. Dort schob er einen Vorhang an der Wand über dem Schreibtisch beiseite: das sprechende Porträt eines blühenden jungen Mannes kam zum Vorschein; braune Locken, ein reines charaktervolles Gesicht mit trotzigen Schatten zwischen den Augen und um den Mund, auf der Oberlippe die ersten Bartspuren. Der alte Herr zog sich einen Drehstuhl vor den Schreibtisch und starrte auf das Bild, bis er in ein schmerzliches Stöhnen ausbrach und den Kopf in die Hände nahm.

Es wurde an die Thür geklopft und er hörte die Stimme seiner Gattin. Aber er rührte sich nicht; nur ganz leise sprachen seine Lippen vor sich hin: „Das soll sie nicht erfahren, das nicht!"

Doktor Evertson besuchte am Abend seine Mutter. Er war merkwürdig aufgeräumt und zärtlich, so daß Mistreß Evertson ihn mehr als einmal kopfschüttelnd betrachtete.

„Mammy, ich habe auch eine Neuigkeit, die dich interessieren wird. Denke dir, Mistreß Fish läßt sich scheiden."

„Was du sagst, Tommy?" Sie war ernstlich überrascht. „Ei ei, das hätte sie gewiß nicht gedacht damals, als sie — nun ich brauche weiter nichts zu sagen. Ich will auch nicht behaupten, daß ihr recht geschehen sei, wiewohl sie Mister Fish nur mit Unvorsichtigkeit geheiratet haben kann, sonst würde sie nicht nach so kurzer Ehe auf Scheidung denken. Aber sagtest du nicht einmal, sie sei katholisch, Tommy?"

„In der That, Mammy," sprach der Doktor stutzig.

„Nun, so ist sie übel daran, Tommy, mein Sohn, denn wenn ich recht berichtet bin, darf eine geschiedene Katholikin, so lange der Mann lebt, nicht wieder heiraten."

Doktor Evertson senkte das Haupt.

„Du hast recht, Mammy. Aber was geht das uns an?"

„Nun, nun, Tommy" — und sie streichelte ihm mütterlich über das Haar, „es sind nicht alle Leute auf ihre Religion erpicht, um so weniger, hoffe ich, wenn sie nicht die allein wahre haben, wie es, Gott sei's gedankt, bei uns der Fall ist."

14.

Divorçons!

Ein düsteres Wort! Eine Welt voll Qualen Leibes und der Seele, voll Streit und Zweifel wiederholt es mit Sehnsucht, dumpfer Entschlossenheit, Abscheu, Ironie, kritischem Kopfnicken. Für bequeme, matte Gemüter existiert es nur als ein lexikalischer Begriff.

Warum nicht scheiden? Man muß das Recht haben, die Folgen eines Irrtums auszulöschen, wenn es berechtigte menschliche Eigentümlichkeit ist, zu irren. Eine Ehe schließen, die sich später als unhaltbar ausweist, ist eine Selbsttäuschung, ein Irrtum, keine Todsünde. Niemand schließt eine Ehe, der nicht glaubt, sie aufrecht erhalten zu können. Die Schwierigkeiten, welche man der Ehescheidung in den Weg legt, werden niemand vorsichtig machen, am wenigsten den, der liebt, und sie sind barbarisch, wenn sie die Scheidungsmöglichkeit einschränken. Sie haben Sinn, wenn sie das eine anstreben: Uebereilungen zu verhindern.

Es gibt unmögliche Ehen. Der Punkt, wo die Unerträglichkeit anfängt, liegt bei jeder Natur anders, wie jede Flüssigkeit ihren eigenen Siedepunkt hat. Ueber die üblichen Scheidungsgründe hinaus sollte die subjektive Ueberzeugung des Richters den Ausschlag geben, unter Umständen das einseitige Lösungsbedürfnis genügen. Der Gedanke, jemand mit Galeerenketten an einen anderen zu schmieden, dessen Nähe ihn aufreibt, gehört in die Hölle.

Und doch — — zwei Menschen, die sich scheiden, waren einmal eins das Eigentum des

anderen; und der heimliche Zug des einen zum anderen bleibt gespenstisch zurück, wie das Gefühl eines amputierten Armes. Aus dem vertobten Gewittergraus tauchen Erinnerungen an etwas, das man verloren hat, und geben dem, was man gewann, eine melancholische Beleuchtung.

Mistreß Fish genoß seit kurzem das Gefühl der Freiheit, aber sie hatte keine rechte Befriedigung daran. Sie fühlte etwas wie Reue über eine Schuld, welche darin bestand, daß sie sich in Mister Fish geirrt, daß sie das Wesen der Ehe verkannt. Ihrer stolzen Seele war es schwer, diese Beschämung zu tragen. Und sie besaß weibliches Empfinden genug, um Mister Fish nicht ganz zu verdammen.

„Ich habe ihn nicht geliebt. Ich habe nie daran gedacht, Einfluß auf sein Herz, sein Wesen zu gewinnen, ihn zu stützen, zu erheben, zu beschäftigen, ein Wesen, das ihn liebte, hätte vielleicht verhindert, daß es dahin mit ihm gekommen, wo es heute steht. Das alles wußte ich vorher, und ich habe dennoch eingewilligt, sein Weib zu werden. Er hat es freilich auch vorher gewußt, aber ich glaube, er hat mich einmal wirklich geliebt, damit hatte er das Recht, mich zu heiraten, sich in Hoffnungen zu wiegen, daß ihm einst Gegenliebe werden würde. Ich habe ihm das Herz erkältet, ich konnte freilich nicht anders; ich hätte eben nicht ja sagen sollen zu diesem unseligen Bunde. Was ich in diesem Bunde suchte, fand ich nicht. Kann er dafür? Hat er mir Versprechungen gemacht, die er nicht gehalten? Wenn jemand mir Versprechungen gemacht hat, so bin ich es selber."

Sie wiederholte sich das mit allen Neben- und Zwischengedanken. Nicht ihr energisches Losreißen bereute sie; daß sie neben Mister Fish nicht hatte weiter leben können, stand ihr außer Zweifel, und sie atmete mit blitzenden Augen auf, wenn sie den Gedanken ihrer Freiheit dachte. Aber sie litt unter den Anklagen der Vergangenheit.

So wandelte sie in den Räumen von Poirethouse, durch den herbstlichen Garten, wo früh der Reif auf den welken Blätterleichen lag — die Herrin von einst, mit dem festen bestimmten, klaren Wort nach außen, mit der alten sicheren Zügelführung, welcher die Dienerschaft mit einem Beigeschmack von scheuer Anteilnahme begegnete, und doch eine andere in brütender Nachdenklichkeit, welche ihr, wenn sie für sich war, einen träumerischen Zug gab.

Mister Fish war zufrieden. Er hatte eine Frau eingebüßt, die ihm eine Last und ein Vorwurf war und die ihm fast ihr ganzes großes Vermögen überlassen. Er war gerettet, konnte versuchen, solid zu arbeiten, bis zu gründlicher Befestigung seiner Verhältnisse durch eine andere Heirat, bei welcher ihn jetzt keine Herzensrücksicht binden sollte.

Er saß mit der ganzen hochmütigen Sicherheit, welche er so höflich anzustreichen wußte, in seinem Comptoir und schrieb an Mister James Patterson, daß er Abschrift einer Schenkungsurkunde sende, gemäß welcher er so und soviel von dem, was für Mistreß Fish bei der Firma deponiert sei, auf sein Konto zu übertragen ersuche. Und er saß noch ebenso hochmütig sicher vor seinem Schreibtische, als der Bote ein Schreiben Mister Pattersons zurückbrachte und ihm einhändigte. (Schluß folgt.)

Treue über das Grab.

Von

M. Schletterer.

Man muß es unserer Zeit zugestehen, sie ist die Zeit großartiger Unternehmungen. An Kühnheit, Mächtigkeit und Ausdehnung übertreffen unsere Bauten die des alten Rom, an glänzender Pracht und prunkender Ausstattung wetteifern sie mit denen des gottgesegneten Hellas. Unsere Industrie hat sich alle Kräfte der Welt, unsere Wissenschaft die geheimnisvollsten Wirkungen der Natur dienstbar gemacht. Wohin wir das Auge wenden, finden wir uns vor staunenswürdigen Schöpfungen des Menschengeistes, die eine kurzvergangene Zeit für unausführbar gehalten hätte.

Ueberblickt man allein das Gebiet des Buchhandels, welcher Fülle von Leistungen edelster Art, welchen prachtstrahlenden, reichen und herrlichen Publikationen begegnen wir nicht auf ihm und wie suchen die geschmackvollen und doch zugleich billige Ausgaben Alles in den verschiedensten Branchen des Wissens ins Leben getretene, wo es möglich und angezeigt ist zugleich mit dem reichsten Bilderschmuck ausgestattet, in alle Adern des Volkslebens zu leiten. Hinter dem Buchhandel ist der Musikalienhandel nicht zurückgeblieben. Auch hier sehen wir monumentale Unternehmungen mehr und mehr ans Licht treten

bald wird es keinen wahrhaft großen Meister und mehr geben, dessen sämtliche Werke uns nicht in kritischen Ausgaben und schönster Ausführung vorliegen werden.

Wohl hat es an größeren und umfangreicheren Editionen musikalischer Autoren auch früher nicht gefehlt; aber keine derselben verdiente den Namen einer Gesamtausgabe. Immer nur waren es einzelne Gebiete der schöpferischen Thätigkeit unserer hervorragenden Tonsetzer, die uns zugänglich gemacht wurden, oft in nichts weniger als einladendem und würdigem Gewande. Durch für ihre Zeit sehr schöne und solide Ausstattung, namentlich prächtige Titelblätter, zeichneten sich einst: Les Oeuvres complètes (?) von Mozart, Haydn, Clementi, Dussek (bei Breitkopf & Härtel), Beethoven (Haslinger), Kalkbrenner (Hofmeister) u. a. aus. Dann, nach längerer Pause, folgten die entsetzlichen Klavierauszüge der Mozartschen Opern (Mannheim, b. Heckel), von denen trotzdem Wagenladungen nach Deutschland und Schiffsladungen den Rhein hinab gingen; etwas später die Andréschen hübschen Ausgaben Beethovenscher und Mozartscher Werke, die Hallbergerschen und Cottaschen Sammlungen der Klavierwerke derselben, die billigen Editionen von Holle, Litolf, Peters, Steingräber, Leuckhart, Breitkopf & Härtel u. s. w., so daß man fast sagen kann, das beste, die Meisterwerke unserer musikalischen Litteratur sind gegenwärtig nahezu um Spottpreise zu erwerben, die Musiktreibenden unserer Zeit, denen alle Schätze der Kunst erschlossen und erreichbar, sind beneidenswert gegenüber derjenigen, die vor fünfzig Jahren nach ähnlichem Besitze strebten.

Alle die angeführten Unternehmungen aber haben Breitkopf u. Härtel und Fr. Kistner, dieser durch seine von K. Mikuli revidierte herrliche Chopin-Ausgabe, jene durch eine ganze Reihe bewundernswürdiger Publikationen übertroffen. In den Verlagsartikeln dieser Handlungen verbindet sich mit höchster Solidität, Eleganz und Pracht, die sich in Stich, Druck und Papier, überhaupt in durchaus würdiger Ausstattung bekunden, die sorgfältigste Kritik und genaueste Wiedergabe der Originallesarten, wie sie nur durch minutiöse Vergleichung mit allen erreichbaren Originalmanuscripten ermöglicht und durch die philologische Tüchtigkeit einsichtsvoller, kenntnisreicher Männer (z. B. J. Rietz, G. Nottebohm, Fr. Espagne u. s. w.) erreicht werden konnte. An und für sich sollte man nun allerdings meinen, daß die Gesamtausgabe der Werke eines fruchtbaren Tonsetzers in Partituren, Klavierauszügen, Arrangements und Stimmen keine so ungeheuerliche Sache wäre; aber hierin würde man doch gewaltig irren. Die Herstellungskosten einer solchen belaufen sich so hoch, daß man dafür sämtliche deutsche Klassiker ganz hübsch edieren oder sogar ein ehernes, auf marmornem Sockel stehendes Standbild des betreffenden Meisters errichten könnte. Allerdings ist ein solches ein totes Kapital, während ein aus den Werken erbautes papierenes Monument zugleich ein lukratives Geschäft sein kann und zudem nicht einer Stadt allein, sondern der ganzen Welt zugute kommt, d. h. denen, welche die Mittel zu seiner Beschaffung haben, denn hier steigen die Preise gewöhnlich in die Hunderte und Tausende.

Vor nun mehr als 25 Jahren wurde die Reihe jener bedeutsamen Breitkopf & Härtelschen Gesamtausgaben durch die heute noch nicht zum Abschlusse gelangte Publikation der Werke J. S. Bachs begonnen, der sich alsbald die später in den Engelmannschen Verlag übergegangenen Werke Händels und die nach längerer Unterbrechung wieder aufgenommene der Kirchenkompositionen Palestrinas anreihte. Nun aber folgte Schlag auf Schlag eine neue großartige Unternehmung der anderen: die Beethoven-, Mendelssohn- und Schumann-Ausgaben. Aufrichtigen Dank und vollste Anerkennung aller ernsten Musikfreunde hat sich die Verlagshandlung durch diese Veröffentlichungen, deren jede neue einem Denkstein gleicht, den sie sich selbst gesetzt, erworben. Die solide Pracht z. B. der Bachedition wurde durch kein ähnliches Unternehmen der Welt erreicht oder übertroffen. Es ist nun auch schon wieder fast 20 Jahre her, daß im gleichen Verlage, bald nachdem O. Jahns meisterhafte und mustergültige 4bändige Mozart-Biographie (1856 bis 59) erschienen war, ein „Chronologisch-thematisches Verzeichnis sämtlicher Tonwerke W. A. Mozarts von Dr. Ludwig Ritter v. Köchel“ ediert wurde, ein für alle Bewunderer und Verehrer des großen Tonmeisters liebes und unentbehrliches Handbuch, nicht die erste Publikation auf diesem Gebiete, denn vorausgegangen war in gleichem Verlage bereits ein thematischer Katalog der Beethovenschen Werke, wohl aber in seiner ganzen Anlage so erschöpfend und wunderbar

übersichtlich, daß es neben dem Weber-Katalog von F. W. Jähns und dem Schubert-Katalog von G. Nottebohm, die nach seinem Vorbilde bearbeitet wurden, als einzig und bahnbrechend in seiner Art betrachtet werden muß.

Aus diesem Köchelschen, mit unsäglichem Fleiße und begeisterter Hingabe vollendeten Buche war nun ersichtlich, daß alle bedeutenderen Werke Mozarts früher bereits veröffentlicht waren, daß aber eine sehr große Zahl von Kompositionen desselben, denen allen der Stempel seines Genius mehr oder minder aufgedrückt ist, der Veröffentlichung noch harrten.

Was ist überhaupt unbedeutend im Schaffen eines so bewundernswürdigen Künstlers? Mit welcher Pietät ehrt und sammelt man jede Bleistift- oder Kreideskizze von Raffael und Rubens, jeden Spruch oder Vers von Goethe und Schiller. Hier bei Mozart handelte es sich aber nicht allein um flüchtige Zeichnungen oder Zeilen, sondern vielfach um umfangreiche, in sich vollendete und abgeschlossene, höchst interessante Werke. Eine Durchsicht des Kataloges belehrte, daß von den XXIII. Sparten desselben mit Ausnahme der Klavierwerke und Streichquintette, nicht eine bisher vollständig publiziert war. Rechnet man von den von Köchel aufgezählten 626 Mozartschen Werken auch 86 ab, die sich als unterschoben und nicht beglaubigt, als Studien, als unbedeutend, unvollendet und zweifelhaft, als Bearbeitungen fremder Werke erwiesen, so restieren immer noch 540 Kompositionen, von denen mindestens ein Drittel bisher unzugänglich, unbekannt und ungedruckt geblieben war.

Der Wunsch, daß diese Schätze gehoben, die musikalische Welt in den Besitz sämtlicher Mozartschen Schöpfungen gesetzt werden möge, war bei allen Kunstfreunden der gleiche und der lebhafteste. Aber die Hindernisse, die hier zu überwinden waren, schienen so bedeutend, daß man im stillen längst Verzicht auf Erfüllung desselben geleistet hatte. Die noch ungedruckten Werke allein zu veröffentlichen, war nicht ratsam; es würde dadurch wiederum nur ein Stückwerk geliefert worden sein; die übrigen aber waren in Tausenden von Exemplaren und in unzähligen und den billigsten Ausgaben seit hundert Jahren verbreitet und in aller Besitz. Sie in einer Prachtausgabe aufs neue zu edieren, blieb ein Unternehmen sehr zweifelhaften Erfolges. Die Zahl der Notenkäufer ist ja überhaupt eine viel geringere, als die der Bücherkäufer, die bekanntlich auch schon zu wünschen läßt. So stand vor zehn Jahren noch die Angelegenheit, als unvorhergesehene Hilfe die Sachlage plötzlich änderte.

Dr. L. von Köchel*), der schon durch seinen Mozart-Katalog seine unbegrenzte Verehrung für den herrlichsten unserer Tonmeister bethätigt hatte, blieb seiner Neigung und Liebe getreu bis über das Grab hinaus. Mozart, das läßt sich ja gewiß nicht leugnen, zählt sehr viele enthusiastische Bewunderer in allen Kreisen der Gesellschaft. Mag der Geschmack auch zeitweise in andere Bahnen eingelenkt haben, immer wieder kehrte man zu ihm, als dem Born beglückendster Eindrücke zurück. Wie viele selige Stunden und entzückende Erinnerungen haben ihm alle zu danken, deren Inneres sich dem süßen Zauber der Tonkunst einmal erschloß; ja selbst im Kreise der der holden Musikkunst Abgeneigteren, übt er tiefen, nicht zu leugnenden Einfluß. Trotzdem hat von allen denen, die seine Werke, welchen sie soviele Stunden ungetrübten Glückes verdankten, mit Bewunderung und Befriedigung immer wieder hörten, nie einer daran gedacht, dem edlen Meister auch innigeren Dank zu zollen, als flüchtige Worte der Anerkennung und Aeußerungen des Entzückens. Wie gedankenlos bleibt den unvergleichlichsten tonkünstlerischen Leistungen gegenüber meist die größere Masse des Publikums, auch die des gebildeten und besitzenden. Einen Dichter, einen Komponisten glaubt man genugsam zu ehren, wenn man eines seiner Werke kauft oder sich ein Konzert- oder Theaterbillet löst; ja man wähnt sich dadurch überhaupt aller weiteren Verbindlichkeiten entledigt. Und doch spielen gewisse Fragen eine so wichtige und entscheidende Rolle im Leben, Schaffen und Sein bedeutender Menschen. Kurz, eine Gesamtausgabe der Werke Mozarts schien ein frommer, nie erfüllbarer Wunsch bleiben zu sollen. Da überraschte, im Juli 1876, die Breitkopf & Härtelsche Firma die Musikwelt mit der Mitteilung, daß von ihr eine solche in Angriff genommen werden solle. Ein sehr bedeutendes Vermächtnis Köchels, dieses edlen und

*) Dr. Ludwig Ritter von Köchel, Erzieher im Hause des Erzherzogs Karl, dann Begleiter des Erzherzogs Friedrich auf einer Reise nach Algier, Lissabon, England und Schottland, Doktor der Rechte, k. k. Rat und Schulrat in Salzburg, ebenso passionierter Botaniker und Mineralog als begeisterter Musikfreund, war geb. 14. Juni 1800 zu Stein a. d. Donau und starb zu Wien 3. Juni 1877.

wahrhaften Kunstfreundes, der leider die Vollendung der neuen Ausgabe nicht mehr erleben sollte, hatte der Verlagshandlung die Grundlage für ihr großartiges Unternehmen geliefert, d. h. der brave, auch zum handeln willige Mann, hatte ein entsprechendes Vermächtnis zu diesem Zwecke gemacht.

Schon naht dasselbe seinem Abschlusse, das schönste und ehrendste Monument, das dem teuren Meister gesetzt werden konnte.

Die internationale Mozartstiftung, die Wichtigkeit dieser Publikation würdigend, beschloß weitere 3000 Mark beizusteuern; ob sich ferner noch besondere Gönner desselben fanden, die durch Subvention von 2000 Mark als Förderer und Mitbegründer sich bethätigt haben, wissen wir nicht. Der Subskriptionspreis für die ganze Ausgabe, 1000 Mark, dürfte allerdings nur wenigen bevorzugten und sehr günstig situierten Musikern es gestatten, sich in deren Besitz zu setzen. Doch sind nicht nur einzelne Serien, sondern auch einzelne Nummern der Sammlung gesondert erhältlich, so daß sich also die Lücken jedes bisherigen Besitzes leicht ergänzen lassen.

Zu den interessantesten Partieen des Neuveröffentlichten zählen unstreitig die neun ersten Opern Mozarts. Zusammengestellt mit den späteren dramatischen Arbeiten eine Gesamtzahl von zwanzig gleichartigen Werken ergebend, ist aus ihnen die frühe Reife und sich zum Höchsten steigernde Entwickelung des merkwürdigen Meisters vom Jahre 1766 an bis zum Jahre 1791 am klarsten zu ersehen. Sein seltener, feiner Schönheitssinn, der eine Vergleichung zwischen ihm und Raffael vollständig gerechtfertigt erscheinen läßt, sein angeborenes, man möchte sagen sofort entwickeltes melodisches Talent, seine sichere Beherrschung aller Kunstmittel, treten aber auch in den IV Serien, welche seine (58) geistlichen Tonwerke enthalten (I. Messen, II. Litaneien und Vespern, III. Offertorien u. s. w., IV. Cantaten), bisher vielfach noch ganz unbekannt, glänzend hervor. Da er zu den Künstlern zählt, die durch ihre Berührung jeder Form Geist und Leben einzuhauchen wissen, erscheinen auch die Serien seiner Instrumentalwerke nicht minder bedeutsam. Viele Symphonieen, Divertimenti, Serenaden und Kassationen, nach Form und Inhalt gleich beachtenswert, lernen wir hier zum erstenmale kennen und eine Fülle anmutigster, geistvollster Tonschöpfungen erschließt sich dadurch dem musikalischen Empfinden. Das Interesse, das wir aufs neue an Mozarts Werken gewinnen, dehnt sich sogar auf die Serien X und XI aus, welche Märsche und Tänze enthalten und uns den vielseitigen, vielbeanspruchten und vielgeplagten Meister selbst in seinen Lohnarbeiten, in Menuetten, Ländlern und Kontertänzen, anziehend erscheinen lassen. Die Veröffentlichung so zahlreicher, seither unbekannt gebliebener Tonstücke bildet hier nicht eine durch Zufall gerettete Nachlese von Papierschnitzeln, deren sich so viele in die Werke unserer besten Dichter eingefügt finden. Vielmehr handelt es sich vorliegenden Falles, wie schon gesagt, um vollständige, oft sehr umfangreiche Piecen, deren Publikation seiner Zeit unmöglich war, deren Kenntnis aber zur erschöpfenden Beurteilung und Würdigung des Meisters, dessen höchste Leistungen uns bisher allein vorlagen, unerläßlich ist.

Die bewundernswürdige, hochwillkommene Ausgabe der Mozartschen Gesamtwerke, wie gesagt, in erster Linie der treuen Anhänglichkeit und hohen Begeisterung Köchels zu verdanken, naht nun mit raschen Schritten ihrer Vollendung. Möge sie einen möglichst vollständigen Abschluß in der letzten, der Serie XXIV (die unvollendeten Werke, Transkriptionen, Arrangements u. s. w. enthaltend) finden, d. h. möge dieselbe nicht eine allzubeschränkte und engherzige Wahl umfassen. Nachdem wir nun alle vollendeten Werke des Meisters besitzen, begehren wir nun doch auch seine Skizzenblätter zu erhalten, seine Studien, seine Fragmente.

Sei es zum Schluß noch gestattet, hier noch einen weiteren Wunsch auszusprechen. In unserer Zeit werden wir nun die Werke Bachs, Händels, Mozarts, Beethovens, wie diejenigen Chopins, Mendelssohns, Schumanns und Webers komplett und in würdiger Form besitzen. In diesem Verzeichnisse fehlt aber immer noch ein hervorragender, lieber Name. Wann wird eine Gesamtausgabe auch der Werke Joseph Haydns — der mit Mozart gleiches Schicksal teilte und uns bisher nur sehr lückenhaft zugänglich war — die Reihe der großartigen Unternehmungen der Breitkopf & Härtelschen Verlagshandlung schließen? Der II. Band der trefflichen Haydn-Biographie von C. F. Pohl läßt uns aufs neue, wie es schon der erste gethan, einen ahnenden Blick in eine Welt noch verborgener und an den Tag zu fördernder Schätze thun.

Auch eine ägyptische Königstochter.

Reiseerinnerung von

Hans Wachenhusen.

Es war Ramadan, die große Fastenzeit der Orientalen, und ich mußte gerade um diese auf dem Nil schwimmen.

Alles war vortrefflich, vicekönigliche in und an der Dahabieh, der großen Barke des Khedive. Die Wände des Salons strotzten von Vergoldung, die Diwans an denselben waren mit blauem Seidendamast überzogen, in dem Schlafsalon lagen kostbare Smyrna-Teppiche und mancherlei kleine Details bestätigten, daß hinter den Gittern der Fenster dieses Salons am Tage vor mir einige Damen des vicekönigliche Harems mit ihren Sklavinnen oder Dienerinnen von Minieh nach Bulac, resp. Gesireh gefahren waren. Denn zerstreut am Boden lagen wertlose Perlen, Gold- und Silberfäden, und hinter einem der Jastiks der Diwankissen blitzte eine zerbrochene, vergoldete Gürtelspange hervor.

Belzoni stand in goldenen Buchstaben an der Goliot der Barke geschrieben, wahrscheinlich in memoriam des unter Mehemet Ali durch seine Forschungen in den Tempeln Nubiens und den Königsgräbern Aegyptens berühmt gewordenen Reisenden. Ein Dutzend Araber lungerte auf dem Deck zur Bedienung, ein Dutzend andrer hockte am Bord, bereit, wenn einmal dem kleinen Kriegsdampfer, der die Dahabieh zog, der Atem ausging, mit den Rudern einzugreifen, und Signor Angelo, ein Italiener und maitre d'hôtel des Khedive, verwaltete die Küche und das Service.

An der Spitze dieser aller stand aber Se. Excellenz Abdul-Wachab-Bey, der seinen Dienst im Palast Abdin hatte unterbrechen müssen, um mir als Begleiter zur Seite zu sein — zu seinem großen Verdruß, denn was kann einer mohammedanischen Excellenz Unangenehmeres passieren, als zu Beginn des Ramadan allen Freuden desselben entsagen zu sollen und, seinen Frauen entrissen, mit einem Ungläubigen monatelang auf dem Nil zu schwimmen.

Wir steuerten auf den Barrage zu, auf jene befestigte, riesige Schleuse, die, wäre sie beendet worden, für ein achtes Wunder der Welt hätte gelten können. Abdul-Wachab-Bey war natürlich in schlechter Stimmung, er saß, nachdem er mich mit hundert Selams begrüßt, rauchend und schlafend im hinteren Salon der Dahabieh. Den einen Schlüssel zu seinem Harem trug er in der Tasche, den anderen hatte er seinem Eunuchen anvertraut. Aber was hatte der Aermste davon! Er mußte fasten bis Sonnenuntergang, wie es das Gesetz vorschrieb, und so schielte er denn mißmutig zum „Auge des Lichts“ hinauf, zur Sonne, wie sie sich so langsam senkte. Hüben in Kairo begannen, wenn der feurige Ball sich in den Wüstensand begrub und der Kanonenschuß von der Citadelle herab dröhnte, die Freuden der anderen, im Haremlik strotzten die Tafeln von süßen Genüssen und auf den Diwans lächelten die seligsten Augen; in den Kaffeehäusern klang die Zimbel, lärmte die Darabuka, die Trommel, und blühende Jünglinge, wie sie Mohammed im Paradiese verheißen, oder die schwarzäugigen Almehs führten ihre Tänze auf, und die Nacht der Freude war so kurz, wenn der Imam schon im Morgengrauen wieder zum Gebete rief.

Ich saß auf dem Oberdeck der Dahabieh und folgte dem Qualm, den der Dampfer vor uns in die blaue Luft wirbelte, folgte dem Zuge der Flamingos, die in ganzen Bataillonen wie eine rosige Wolke über mich hinzogen, und sah die gelbbraunen Dirnen, die Fellahmädchen, die unten am Fuße der Dörfer zu Dutzenden bis über die Knie im Wasser standen, um ihre Schüsseln zu waschen und ihre Krüge zu füllen. Sie waren so sittsam und verschämt als die Dahabieh an ihnen vorüberzog und das wellige Kielwasser ihnen bis an die Brust zu plätschern drohte. Sie zogen den Tob, das blaue Hemd, über ihre braunen Gesichter, nahmen beide Kopfenden desselben zwischen die Zähne und wandten uns den Rücken zu.

Selbst die schwarzen Büffel, die bis an den Hals im Nil standen, hoben ihre Schnauzen aus dem Wasser, die nackten Fellahknaben auf ihren Rücken schauten demütig auf die vicekönigliche Flagge auf dem Maste des Dampfers. An den schwarzen Terrassen des hohen Nilufers saßen die Kinder, wie sie Gott geschaffen, am Zuckerrohr nagend, ganze Schwärme von weißen Tauben umflatterten die Akazien, Tamarinden und Sykomoren, schlank und himmelanstrebend ragten die Palmen über den weißen Marabus

empor und nicht der Schimmer eines weißen Wölkchens trübte weithin den blauen Horizont.

So zog ein Dorf nach dem anderen an mir vorüber. Tiefe Stille herrschte über denselben und um sie herum; kein Hund wagte zu bellen, keine Gans zu schreien aus Furcht vor dem Schech; nur das schrillende Pfeifen des Falken drang zeitweise aus den Zweigen eines Gummibaumes, die Reiher erschreckend, die in philosophischer Ruhe auf einem Bein am Wasser standen.

Die Sonne war im Niedergehen. Der Dampfer legte mit der Dahabieh vor einem Dorfe an, dessen ganze weibliche Bevölkerung mit ihren Küchengeräten im Wasser stehend, die Flucht vor uns ergriff. Nur ein keckes Ding mit dem schlanken tadellosen Wuchs der Fellachin hatte den Mut zu bleiben, aber nur um einer großen Holzschüssel willen, die von einer an das Nilufer schlagenden Welle auf den Rücken genommen und gegen unser Fahrzeug getrieben wurde. Auch sie hatte aus Sittlichkeitsgründen die beiden oberen Ränder ihres blauen Hemdes über den Kopf gezogen und zwischen die weißen Zähne genommen. Mit einem Schrei aber streckte sie die nackten Arme nach ihrer Schüssel aus, das Hemd entfiel ihren Zähnen und sank über die braunen Schultern, herabgezogen durch den vom Wasser schweren unteren Saum.

Die Araber auf dem Schiffe lachten sie aus, einer von ihnen beugte sich über den kaum drei Fuß über dem Nilspiegel ragenden unteren Bord und fischte die Schüssel auf. Kurz entschlossen schritt das Mädchen im Wasser heran, verlor das Vorland unter den Füßen, erreichte schwimmend mit wenigen scharfen Zügen das Schiff und schwamm mit ihrer Schüssel zum Ufer zurück, wo die übrigen sie schreiend empfingen, sie umringten und fortführten.

Die Sonne war unter. Die Araber saßen bei ihren Schüsseln. Der Bey ging ins Dorf, um beim Schech zu speisen. Meister Angelo rief auch mich und meinen Dolmetsch zum Diner.

So ging das täglich. Der Bey hatte sich endlich in sein Schicksal gefügt; er erzählte mir Märchen, und darin war er ein Meister. Mein Begleiter und ich, wir lehrten ihn das Ecarté-Spiel und er trieb es den Tag hindurch mit Leidenschaft. Er hat namentlich mit meinem Begleiter wohl tausend Partieen gespielt und verloren, bezahlt aber hat er nie.

Abends, wenn wir an einem größeren Ort anlegten, war er besonders guter Laune; er konnte seinen Ramadan in ihm zusagender Gesellschaft feiern.

So kamen wir nach Benah, dem Uferschloß, in welchem Abbas-Pascha ermordet wurde. Mir graute beim Anblick dieses Schlosses. Die Sonne lag versengend auf demselben, obgleich wir Dezember schrieben, die Fensterläden waren sämtlich geschlossen, die Gärten waren verödet. Der Fluch lag auf diesem Gebäude, das seit jenem Morde nicht mehr bewohnt worden. Wahrscheinlich wär's auch ohne den letzteren nicht wieder bezogen worden, denn jeder Vicekönig von Aegypten hat das Prinzip, alles, was an seinen Vorgänger erinnert, zerfallen, wenn nicht gar demolieren zu lassen. Aber auch das ist ein Fluch für das unglückliche Land.

Abbas Pascha war das größte Scheusal Aegyptens, ungeheuer dick und allen Lastern ergeben, für deren Uebung sein Wüstenschloß ihm diente. Seine Brutalität suchte in der raffiniertesten Quälerei anderer, selbst seiner Frauen Befriedigung; er bestahl sogar seine Beamten. Dieses Ungeheuer ward eines Nachts im Schlosse von Benah von zwei Soldaten seiner Garde erwürgt.

Es war Mittag, als wir Benah verließen. Der Bey mußte für diesen Abend etwas Besonderes vorhaben. Er war in seltsam reger Stimmung und erzählte mir am Nachmittag von seiner Gefangenschaft bei dem Sultan von Wadai. Abdul-Wachab-Bey hatte nämlich schon unter Mehemet Ali gedient. Als die Sonne niedergegangen, legten wir auf dem anderen Ufer unterhalb großer, dicht bewachsener Gärten an, über deren Baumkronen ich schon aus der Ferne das Dach eines großen weißen Gebäudes bemerkte.

Von Fellachen war hier nichts zu sehen. Das Ufer trug hier ein so ganz anderes, herrschaftliches Gepräge, aber auch zugleich das der orientalischen Verwahrlosung.

Hoch wucherten aus dem steil anhebenden schwarzen Nilschlammboden das Zuckerrohr, die stachliche Akazie, die Magnolie, die Judasfeige, mit Blütenschnee bedeckter Jasmin, der butterblumige Baumwollenstrauch, die Tamarinde, überragt von hochstämmigen Palmbäumen, durchduftet von Jasmin- und Nardengeruch.

Ein Kiosk suchte vergebens seiner Kuppel zwischen dieser Vegetation Raum zu schaffen; ein Netz von Lianen umschlang dieselbe erdrückend, und vergeblich hätte selbst die Axt sich Bahn zu

brechen versucht durch dieses Chaos von Zweigen, Blüten und Blättern.

Bienenfresser und Goldhähnchen, ein Flug von Tauben raschelte aus diesem Wust auf, als der Anker am Ufer in die Flut sank; schreiend zogen die Dominikaner über den Fluß; die Eidechsen suchten ihre Zuflucht in dem wuchernden Kraut.

Auf dem Oberdeck stehend ward mir das Dach eines großen Sommerpalais wieder sichtbar; einige Riesenpalmen streckten ihre Wedel über dasselbe.

Ich fragte den Rëis, den Führer der Dahabieh, nach dem Namen desselben, da Linants einzige Specialkarte mich im Stiche ließ. Er kannte ihn selber nicht, denn er war nur gewohnt, zum oberen Nil hinauf und wieder nach Bulak zurück zu fahren.

Auf das hatte sich also Abdul-Wachab-Bey heute so gefreut. Seltsam genug! Es kümmerte sich niemand um unsere Ankunft. Ich hörte den Bey vom hinteren Salon aus seinem Volet, seinem Diener, einen Befehl geben, und der eilte alsbald über das ausgelegte Brett ans Land.

„Ei, Bey, wie schön du bist!“ rief ich diesem zu, in den Salon tretend, ihn im Kostüm eines Sardanapal, in weißem, an den Säumen mit Gold gesticktem, von goldenem Gürtel gehaltenem Kaftan erblickend.

Er lachte. „Er muß etwas Besonderes vorhaben,“ sagte mir mein Begleiter. „Täuscht mich nicht alles, so liegen wir vor einem der Serais, in welchen der Khedive denen seiner Frauen, deren er überdrüssig oder die alt geworden, ein Ruheplätzchen anweist.“

Man ist nämlich in Kairo wohl bekannt mit den Uferstätten des oberen Nils, in den beiden Nilarmen von Rosette und Damiette aber weiß kaum einer Bescheid, wenn ihn nicht die Baumwollengeschäfte dahin führen.

Der Bey lächelte und trat hinaus. Die Araber saßen bereits bei ihrer Reisschüssel. Eben kehrte der Volet zurück und mit ihm die gebeugte Riesengestalt eines Greises, dessen weißer Bart bis auf die Brust seines hellen Kaftans herabfiel.

Der Bey, höheren Ranges als jener, empfing ihn an Bord; hier wurden zahllose Selams gewechselt, dann schritt der Bey mit ihm in den Garten.

Die Nacht war längst herabgesunken, ich saß auf dem Unterdeck, an die Wand des Salons gelehnt. Ueber mir am Steuer saß der Fellahknabe, der den Rëis bediente, und sang mit seiner hellen, lieblichen Stimme melancholische Melodieen in die Nacht hinein. Ich hörte sie gern und die am Bord entlang lagernden, in ihre Burnusse gehüllten Araber lauschten ihm mit Andacht.

Die Neugier hatte mich wohl getrieben, durch das nicht verschlossene Gartenthor einzutreten und mich zu orientieren, aber ich hatte nichts gefunden, als einen gutgepflegten Garten von enormem Umfang und ein Haus, dessen Fenster wie die der Haremliks sämtlich mit hölzernen Gittern verschlossen. Kein lebendes Wesen war mir begegnet.

Weiter hinauf hinter dem Garten lagen allerdings zwei ganz hübsche Häuschen, auch mit Bäumen und blühenden Sträuchern umgeben, aber ich hatte keine Lust, dahinauf zu steigen.

Dagegen erhielt ich Besuch, wie ich recht gelangweilt dasaß. Ein Mann von etwa vierzig Jahren mit rotblondem Bart erschien an Bord, grüßte artig in deutscher Sprache mit dem Bemerken, er habe gehört, es sei ein Nemsawi (ein Deutscher) unter viceköniglicher Flagge angekommen.

Der Mann stellte sich mir als den Gärtner und Aufseher der vicekoniglichen Baumwollen-Pflanzungen vor. Er habe früher eine ähnliche Stelle im Fayum in Oberägypten gehabt und sei seit drei Jahren hier.

Ich wußte, es seien mehrere deutsche Verwalter auf den großen Besitzungen des Khedive, denn dieser schätzte gerade die Deutschen als Landwirte. Der Mann war mir also zu meiner Information willkommen.

Wir plauderten lange im Salon. Meister Angelo hatte vor der Abfahrt für die feinsten Weine aus dem vicekoniglichen Keller gesorgt und die machten den Mann gesprächig. Er hatte 15000 Frank Gehalt und stand sich sehr gut, aber er hatte es satt und wollte seinen Dienst quittieren.

„Die Hanums hier, die Frauen hier in dem Schloß,“ sagte er, „sind den ganzen Tag nicht zu sehen. Nur abends, wenn alle Eingänge zum Garten fest verschlossen, machen sie ihre Promenaden. Ich erhalte meine Ordre immer von einem steinalten Türken, wenn ich Früchte liefern muß, im übrigen hab' ich nichts mit ihnen zu schaffen. Wenn sie etwas vom Khedive haben

wollen, müssen sie immer sich an den Ober-Eunuchen im Palast Abdin wenden."

„Es sind alte Weiber, nicht wahr?" fragte ich.

„Hm, wie man's nimmt! Ich war natürlich zu Anfang öfter neugierig. Es kamen und kommen noch jetzt Frauenbesuche aus den Häusern der reichen Paschas der Umgegend, und dann wird musiziert nach ihrer Weise da oben. Zuweilen müssen auch Almeehs, die Tänzerinnen, kommen, und dann geht's lustig her — alles natürlich unter der Aufsicht des steinalten Eunuchen, der Sie wahrscheinlich begrüßt hat. Er ist ein Türke oder Tscherkesse und über hundert Jahre alt. Wenn der Khedive wüßte, daß es hier zuweilen lustiger zugeht als in seinen Palästen von Abdin und Kasr-el-Nil!"

Angelo brachte eine Flasche Deidesheimer, und mein Gast, ein Rheinpfälzer, sah kaum den Landsmann vor sich stehen, als er zum Erzählen aufgelegt ward.

„Sehen Sie," sagte er, „diese ägyptischen und türkischen Frauen sind noch viel schlimmer als die unsrigen" (Verzeihung, Leserin, er sagte es, nicht ich), „das Schloß hier ist zum Witwensitz einer der Frauen des Khedive bestimmt; ihren Namen habe ich nicht gehört, man nennt sie nur die Hanum; sie soll eine geborne Türkin und sehr schön gewesen sein; aber die Einsamkeit hier kann sie nicht ertragen und der alte Ahab ist ein ausgedörrter Schurke, mit dem sie macht, was sie will. Er ist noch Sklave und hat keine Ahnung davon, daß die Sklaverei zum Schein verboten. Sklaven können Sie hier überall herum in den Konaks der Paschas noch finden; sie werden sogar vom oberen Nil erst hierher ins Delta geschafft, wo sich kein Fremder darum kümmern kann, und von hier heimlich nach Kairo gebracht. Unsere Hanum hat erst im vorigen Jahre ein halbes Dutzend ganz junger Sklavinnen bekommen, die Sie, wenn Ihre Dahabieh hier nicht läge, jetzt im Garten sehen würden. Dazu hat sie noch drei alte leibeigene Dienerinnen, und die müssen wohl mit dem alten Ahab für das Amüsement hier sorgen ... Ja, die Heiligen; wenn die nicht wären!" schloß er mit eigentümlichem Verdrehen der Augen.

„Wie so, die Heiligen?"

„Sie kennen doch die Magnoun, die sich im Delta, wie überall in Aegypten, umher treiben."

„Allerdings!"

„Nun, die haben hier freien Ein- und Ausgang in dem Konak der Hanum!"

Ich wußte allerdings aus früheren wiederholten Reisen in Aegypten, daß die Irrsinnigen in den Augen des Volkes heilig, daß aber unter dem Schein des Irrsinns viel Schelme diese Prärogative ausbeuten, indem sie sich verrückt stellen und halbnackt, mit einem wahren Storchennest von Strohkrone auf dem Kopf durch das Land ziehen, überall freien Eingang und Bewirtung finden, und selbst die Frauen auf den Straßen zu insultieren das Recht haben, ohne an ihrer Heiligkeit Einbuße zu erleiden.

Geisteskrankheit ist hier eben ein Metier, das seinen Mann ernährt, und namentlich hübsche junge Bursche, wenn sie Komödiantentalent besitzen, stehen sich nicht schlecht dabei. Es war mithin nichts begreiflicher, als daß sie in diesem einsamen Hause ihren Unfug treiben. Die ehrenwerte Hanum mit ihren Frauen und Dienerinnen erschien mir demnach in sehr zweifelhaftem Licht.

„Und dann sind es nicht die Heiligen allein!" fuhr der Mann fort. „Es werden auch junge Fellahsöhne in dieses unheimliche Schloß gelockt, die niemals lebend wieder herauskommen!"

Mich beschlich ein leichter Schauder. Der Mann sprach das mit so unheimlicher Miene. Er schien, die Stirn in die Hand gestützt, zu überlegen, ob er mir mehr mitteilen dürfe.

„Sehen Sie," fuhr er fort, mit stierem Auge in das Glas vor sich blickend, „kaum hundert Schritte von hier, in gerader Linie von dem Schloß zum Nil führt ein Kanal unter der Erde in den Fluß; ich stieß darauf, als ich einmal eine vom Sturm abgebrochene Palme ausgrub. Was glauben Sie, daß ich darin fand? ... Leichen, lauter Leichen, die man in den Nil geschwemmt glaubte."

Mir ging die Cigarre aus.

„Aber das ist ja eine zweite Nasle-Hanum!" rief ich, mich der bekannten grausamen Liebesabenteuer der Tochter Mehemet-Alis erinnernd, die ihren Gatten vergiftete und dann junge Fremde in ihre Paläste in Kairo verlocken und verschwinden ließ.

„O, die ist ein Kind gegen unsere Hanum gewesen!" rief der Gärtner. „Ich kann Ihnen noch eins erzählen, das mich so nahe anging. Es ist kaum eine Woche her, da fand ich eines Morgens nach Tagesanbruch einen jungen Fellachen, einen hübschen, intelligenten Burschen, den ich mir zur Gärtnerei herangezogen, und den ich nach Deutschland mitnehmen wollte, wenn ich

genug erspart und heim gehen könne . . . Da fand ich, sage ich, an dem oberen Tscharback, der offenen Galerie, die Sie bei Tage von hier sehen können, den armen Burschen mit den Beinen in einem Netz hangend, den Kopf nach unten, leblos und mit vom Blutandrang geschwärztem Gesicht. Als ich Lärm schlug, kam das alte Ungeheuer, der Ahab; er stellte sich hin und grinste. Kein anderer als er hatte den armen Jungen gefangen und getödtet."

„Aber was suchte er nachts auf der Galerie!"

„Wie können Sie noch fragen! Hinein gelockt haben sie ihn. Ahab sagte schadenfroh, der Bursche habe offenbar stehlen wollen und sich in das Netz verfangen, das gegen Räuber und Diebe zur Sicherheit der Frauen ausgelegt war, aber ich weiß es besser."

Mein Gast wollte eben, die Stirne schwerer in die Hand senkend, in tief sinnendes Schweigen versinken, als hinter ihm ein junger Mann in europäischer Tracht, den Tarbusch über dem blonden, sommersprossigen Gesicht, erschien.

„Sie verzeihen, ich suchte den Vater!" begrüßte er mich. Der Gärtner bemerkte ihn kaum.

„Der Vater leidet viel an Kopfweh," fuhr der junge Mann fort. „Er hat es davon, daß er viel mit dem Kopf in der Sonne und den Füßen im Wasser der Baumwollenfelder arbeitet. Ich bin vor einigen Tagen von Alexandria gekommen, um ihn heim nach Deutschland zu bringen. Er hat sich genug erspart, um ohne Sorgen zu leben und dort einen tüchtigen Arzt zu nehmen."

Ich verstand den jungen Mann mehr aus seiner Miene und seinen Gesten. Sein Vater erhob sich bereitwillig. Er drückte mir die Hand.

„Ich glaube, ich würde wirklich noch verrückt in dieser unheimlichen Einsamkeit," sagte er, den Salon verlassend.

Während er auf dem Unterdeck noch mit meinen Arabern sprach, hatte ich Gelegenheit, einige Worte halblaut mit dem Sohne zu wechseln.

„Ist denn die Geschichte von den Leichen und dem jungen Fellah wahr?" fragte ich ihn.

„Es mag wohl früher zu Zeiten Abbas-Paschas hier manches passiert sein," sagte er achselzuckend. „Wir in Alexandria wissen ja nichts von dem, was hier in dieser Stille geschieht. Die Affaire mit dem jungen Fellah soll wahr sein; wahrer ist leider, daß mein armer Vater, dem früher im Fayum etwas widerfahren sein muß, was sein Gemüt erschütterte, in seinen Briefen Zeichen von geistiger Störung verriet, die mich hierher führten."

Beide verschwanden hinter dem hohen Nilufer. Mein Begleiter kehrte um zehn Uhr von einer Exkursion zu den nächsten Fellahdörfern zurück.

„Es stimmt!" sagte er, als ich ihm erzählte. „Dieses Ungeheuer mehr in Gestalt eines Mastschweines als eines Tigers, dessen Instinkte er besaß, hat, wie mir drüben der Schech erzählte, einmal nach einer Festlichkeit ein Dutzend seiner Weiber vor seinen Augen erwürgen lassen, die er überhaupt nur hielt, um sie zu hassen und zu mißhandeln. Der hundertjährige Greis, der unsern Bey empfing, soll selbst einer dieser Würger gewesen sein. Die Leichen hat man in einen durch den Garten gehenden Kanal geworfen, der darauf zugeschüttet worden. Man behauptet, einer der Garden, die den Abbas drüben in Benah erwürgt, sei der Bruder einer dieser Unglücklichen gewesen."

Von dem Schicksal des jungen Fellah hatte mein Begleiter nichts erfahren.

Nach Mitternacht, als alles auf der Dahabieh schlief und das Schnarchen der am Ufer liegenden Araber zu mir herüber drang, vernahm ich das plumpende Geräusch in den Fluß herabfallenden Gerölls. Mich in meiner Couchette aufrichtend sah ich den Bey in seinem weißen Kaftan, hinter ihm ein verschleiertes, in einen grauen Mantel gehülltes Weib, die beide über das Brett in die Dahabieh stiegen. Der weißbärtige Ahab stand am Ufer, sandte dem Bey, die Fingerspitzen küssend, seine Selams nach und verschwand.

Ich hörte die Thür zu dem hinteren Salon schließen, dann war alles still die ganze Nacht hindurch.

Bei Tagesanbruch war ich auf. Der Bey lag auf dem Diwan des vorderen Salons und wälzte sich schlaftrunken auf dem Kissen. Ich that, als habe ich von nichts gesehen, denn es ist verboten, sich um ein fremdes Weib zu kümmern. Als es Tag war, wollte ich, mich unwissend stellend, in den hinteren Salon. Des Beys Volet lag vor der Thür und wehrte mir ab. Ich ging.

„Der arme Wurm muß den ganzen Tag hungern, denn es darf doch keine Mannsperson zu ihr! Aber freilich, es ist Ramadan! dachte ich immer wieder, als der Tag verstrich. Sie mußte noch jung sein, das hatten mir ihre Hal-

tung, ihre Konturen verraten; aber wohin wollte man mit ihr?

Wir legten am Abend wieder an. Der Bey sagte mir, wir, mein Begleiter und ich, würden da droben in einem fabrikähnlichen Gebäude zur Nacht à la franca bewirtet werden und dort auch schlafen können; er sende soeben einen Boten an den Direktor der viceköniglichen Egrainieranstalt, der ein halber Franzose, d. h. in Frankreich erzogen sei.

„Tahib! Gut!" sagte ich. Der Bey wollte uns offenbar beiseite haben, denn einige hundert Schritte entfernt lag ein anderes Gebäude orientalischen Stils mit einem von hoher Mauer umgebenen Garten.

Wir wurden in der That von einem jungen Mann am Boot empfangen, der mit zwei Arabern als Diener erschien und uns herzlich willkommen hieß. Ich erkannte ihn; ich hatte ihn gestern am Ufer vorüber reiten sehen.

Wir hatten es gut bei dem Herrn. Ein Souper mit feinem Bordeaux wurde serviert, dann guter Champagner und vorzüglicher Mokka. In den uns angewiesenen Zimmern standen europäische Betten mit seidenen Ueberzügen. Obgleich halb Franzose, wie der Bey gesagt, war er doch genug Orientale geblieben, um hinter den vergitterten Fenstern eines Flügels seinen Harem zu halten.

Er war übrigens schlecht zu sprechen auf den Bey, der ihm irgendwie schon in den Weg getreten sein mußte. Der sei ein alter Schurke, der einmal mit Geschenken vom Sultan von Darfur auf dem Wege nach Kairo, durch Abessinien kommend, ganze Säcke voll Goldsand beiseite geschafft und vorgegeben habe, sie seien ihm durch die Regengüsse weggeschwemmt worden. Kein Wunder also, daß er das schönste Haus und den reichsten Harem habe.

Auch er bestätigte, was in jenem Schloß geschehen, als eine allgemein bekannte Ueberlieferung. Als ich ihm von der Verschleierten sprach, die der Bey mit hierher gebracht, lachte er boshaft.

Der Vorfall mit dem jungen Fellah, meinte er, habe leider seine Richtigkeit, und die Verschleierte könne keine andere sein als Sulma-Hanum, die Tochter der Dame im Schlosse. Man nehme allgemein an, erstere sei ein Kind des Effendine, des Vicekönigs. Die Mutter sei vor drei Jahren hierher verbannt, das Mädchen sei seit ihrer ersten Kindheit in Paris erzogen worden und vor einem halben Jahre plötzlich unter Begleitung hier angekommen. Es thue aber nicht gut, es stelle das ganze Schloß auf den Kopf und wolle sich nicht der Ordnung fügen. Kürzlich während der Baumwollenernte sei sie plötzlich verschwunden gewesen; man habe sie endlich im Kostüm einer Fellachin im blauen Hemd unter den beim Brechen der Baumwolle beschäftigten Mädchen entdeckt und wieder ins Schloß zurückgeführt. Es sei wahrscheinlich, daß sie den armen Fellahburschen überredet, ihr zur Flucht zu verhelfen, und diese voraussehend habe der alte Ahab die Netze ausgelegt, in denen der Unglückliche am Morgen erwürgt gefunden worden. Jetzt habe Abdul-Wachab-Bey wahrscheinlich die Ordre bekommen, sie in das Haus des Machmur, des Distriktsbeamten, zu bringen, und wer könne wissen, was dieser, ein roher, gewaltthätiger Mensch, mit ihr anzufangen bestimmt, da das Mädchen von den Frauen ihrer Mutter nicht zu bändigen sei.

Am Morgen begegnete ich in der Dahabieh mit einem fast peinlichen Gefühl unserm Bey. Der hintere Salon stand geöffnet. Nichts erinnerte an die Gefangene.

Als mein Begleiter bei der Weiterfahrt sein Ecarté-Spiel wieder mit ihm aufnahm, machte er einige scherzhafte Anspielungen auf des Beys galante Abenteuer. Der Bey antwortete nicht und machte ein schwer ernstes Amtsgesicht. — —

Vier Wochen später schiffte ich mich in Alexandria auf einem Messagerie-Dampfer nach Marseille ein. Unter den Passagieren begegnete mir am andern Morgen auf dem sonnigen Deck ein junges Mädchen im modernsten französischen Kostüm; neben ihr saß, hinter ihrem Schleier versteckt, eine alte Aegypterin, die ihr später auf Schritt und Tritt folgte.

Das Mädchen war hübsch, graziös, von degagierter Haltung, ihr Gesicht zeigte aber entschieden orientalischen Typus. Einige englische Offiziere, die über Suez von Ostindien kamen (der Kanal war eben eröffnet), suchten ihre Bekanntschaft, einige andere junge Touristen bemühten sich, ihr näher zu kommen, und die Hut der alten Aegypterin brach sich schließlich auch an der Langeweile des Mädchens selbst.

Auf dem Schiff verbreitete sich das Gerücht, sie sei eine Tochter des Vicekönigs. Man lächelte; aber das Gerücht behauptete sich und — sie selbst stellte es nicht in Abrede.

„Mademoiselle Sulma" sollte in einem

Pariser Institut erzogen worden sein, und es durchgesetzt haben, wieder nach Paris zurückgebracht zu werden, da ihre Mutter von dem Khedive verstoßen, verbannt, oder beseitigt worden.

Es war ohne Zweifel dieselbe, die in jener Nacht von meinem Bey escortiert worden war.

Erst am dritten Tage unserer Fahrt gelang es auch mir, ihr beizukommen, als sie mit der Alten wieder auf dem Verdeck erschien. Ich behauptete, schon früher ein Reisegefährte von ihr gewesen zu sein. Sie schaute mich verwundert an. Ich erzählte ihr von jenem späten Abend, an welchem sie mit Abdul-Wachab-Bey die Dahabieh betreten.

Sie schüttelte erst das Köpfchen, dann, als ich von dem unglücklichen Fellahburschen erzählte, nickte sie traurig und gab zu, sie habe ihrer Mutter im Kostüm eines Fellahmädchens auf einem mit Baumwollenfrucht beladenen Boot entfliehen wollen, das ihrer harrend in der Nähe am Ufer bereit gewesen. Sie sei dennoch wieder nach Kairo entkommen und sei jetzt auf der Rückreise nach Paris, wo sie erzogen worden, um sie einem dort angestellten, ihr zum Gatten bestimmten ägyptischen Agenten mundgerecht zu machen.

Mit welchen Mitteln sie reiste, das wagte ich nicht zu fragen. Vielleicht war es ihr gelungen, zu ihrem Papa zu dringen, und er, der vor kurzem erst bei den Suezfeierlichkeiten Millionen zum Fenster hinausgeworfen, mochte sich mit ihr abgefunden haben.

Die interessante Sulma wurde, wie man mir einige Jahre später in Paris erzählte, hier wegen ihrer Eigentümlichkeit, namentlich durch ihre Excentricitäten bemerkt. Sie machte verschiedene Phasen durch, die in ihrer Abenteuerlichkeit unter denen so vieler anderer auf- und niedergehender weiblicher Existenzen verschwanden. Endlich heiratete sie einen Juwelenhändler, einen gebornen Armenier, den man an der Pariser Diamantenbörse kannte, und — ging demselben mit einer Anzahl seiner Brillanten und einem Eisenbahn-Ingenieur nach Amerika durch.

„Diese ägyptischen und türkischen Frauen sind noch viel schlimmer als die unsrigen,“ sagte damals der Gärtner; aber sie war doch auch eine ägyptische Königstochter.

Muttersegen.

Von

Martin Greif.

I.

Am Wanderstab ins Thal
Blick' ich zum letztenmal
Und sende meinen Blick
Zum Städtlein fern zurück,
Das alles mir umfängt,
Dran noch mein Leben hängt:
Im stillen Kämmerlein
Die alte Mutter mein,
Von der ich Abschied nahm
Und kam und wieder kam,

Von der ich los mich riß,
Der Rückkehr nicht gewiß,
Die ach! vom Bette her
Sich von mir trennte schwer,
Wohl jetzt nach mir hinaus
Schickt ihre Stimme aus.
Mir ist's, ich hör' ihr Wort
Und lange klingt's mir fort
Und immer muß ich stehn
Und immer rückwärts sehn.

II.

Wie ward mir nach so schweren Dingen
Im Herzen leicht so bald;
Ich könnte mit der Drossel singen
Zur Wette dort im Wald.

Wie rüstig lenk' ich meine Schritte
Als in der Jugendzeit.
Frau Wirtin, einen Trunk, ich bitte.
Wie eilt sie gleich bereit!

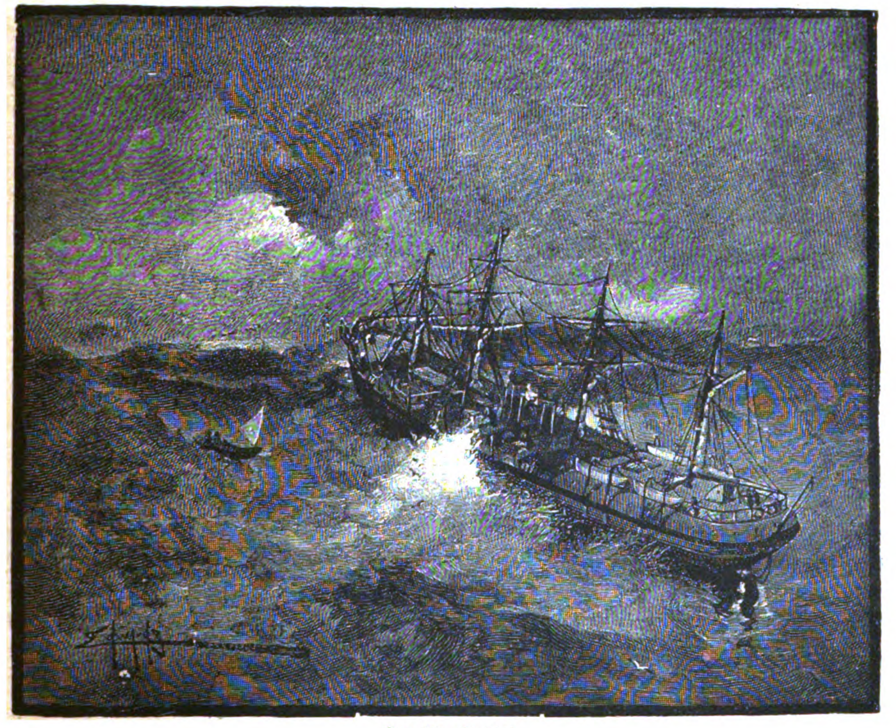
Was macht, daß alles auf den Wegen
Den Wandrer gern erblickt? —
Das wirkt der Mutter reicher Segen,
Den sie ihm nachgeschickt.

Moderne Seeriesen.

Von

Lorenz Whitemann.

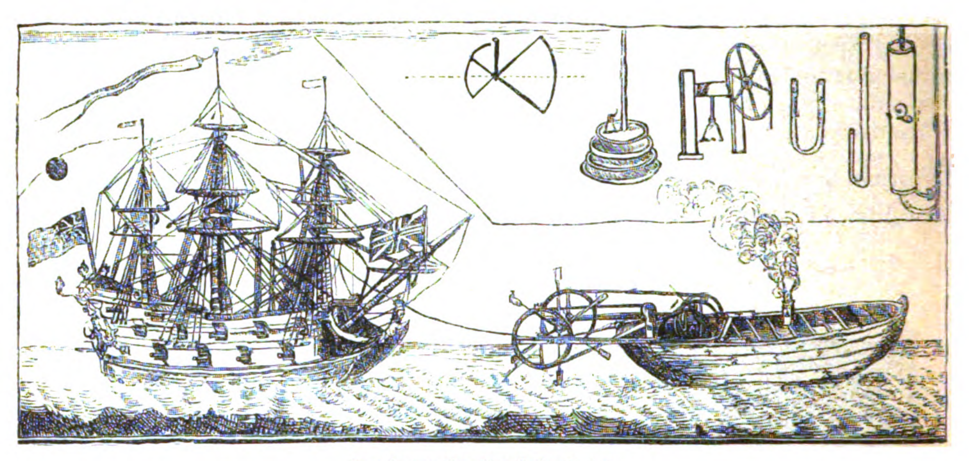
Das neunzehnte Jahrhundert erscheint so recht eigentlich das Zeitalter des Dampfes und die mit Hilfe dieses treibenden Agens in hohem Maße entwickelten Verkehrsmittel haben dem gesamten öffentlichen Leben eine von früheren Verhältnissen durchaus abweichende Gestaltung gegeben. Der im ewigen Einerlei des täglichen Berufes erschlaffte Beamte ist imstande, die

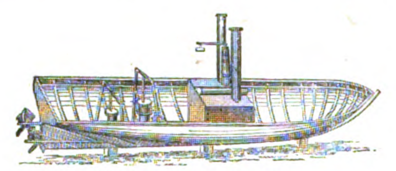


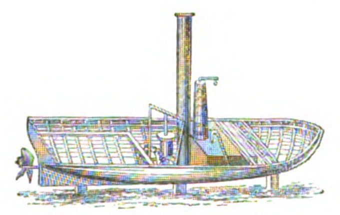
Gegensätze (S. 341).

kurze Erholungsfrist im Schauen fremder Länder und Gegenden auszunutzen und damit nicht allein die Spannkraft des Körpers wieder aufzufrischen, sondern auch seine Kenntnisse zu bereichern und den geistigen Horizont zu erweitern. Der Geschäftsmann erhält eine wichtige Nachricht. Ein einziger Blick in das Kursbuch genügt zur Orientierung. In kürzester Frist dehnt er sich behaglich im Koupé des Eisenbahnwagens, der ihn rasch und pünktlich an den Ort seiner Bestimmung führt, vielleicht zum Seehafen, von wo fast täglich die großen Dampfer die Verbindung mit den andern Kontinenten unterhalten. Ganze Armeen werden bei Ausbruch des Krieges unter sorgsam vorbereiteter Ausnutzung des Eisenbahnnetzes binnen wenigen Tagen aus den

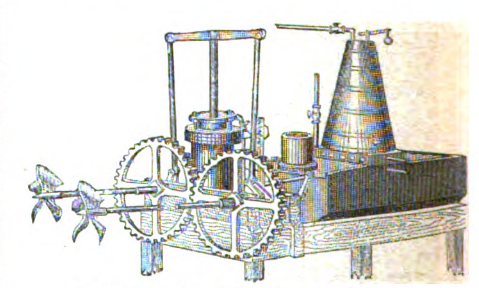
fernsten Provinzen an die von feindlicher Invasion bedrohte Grenze geführt und für ihren Unterhalt auf gleichem Wege Sorge getragen. Stangen geleitet die Schar seiner Touristen zu allen Punkten der bekannten Welt, und umgibt sie dabei zu Land wie zu Wasser mit allem möglichen Komfort, und mit jedem Jahre mehrt sich an Bord der Ostindienfahrer die Zahl der von den Engländern so treffend als „globe-trotter“ bezeichneten „Weltbummler“, welche einen „trip round the globe“, eine Erdumsegelung nur so ganz gelegentlich zur Unterbrechung ihres gelangweilten Erdendaseins ausführen zu müssen glauben. Ist doch dank dem Einflusse des Dampfes die für ein solches Unternehmen benötigte Zeit von drei Jahren auf drei Monate, als den zwölften Teil herabgesunken, ganz zu geschweigen der Abnahme persönlicher Gefahr, wie der Möglichkeit, fortwährend alle Bequemlichkeiten eines verfeinerten Luxus genießen zu können.


Dampfer von Jonathan Hulls (S. 342).

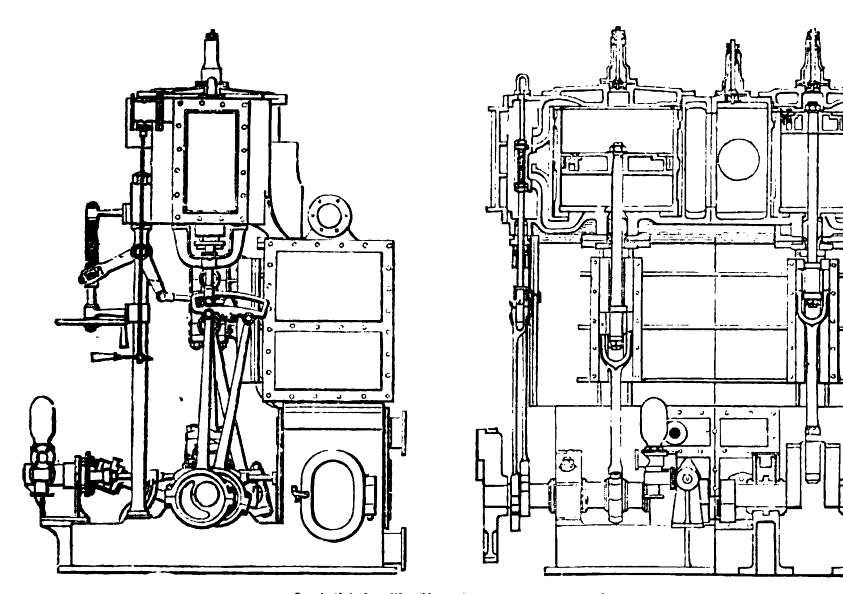

Propeller von 1804 (S. 340).


Propeller von 1806 (S. 340).

Die heutige Generation ist kaum imstande, sich eine Vorstellung zu machen von der Art und der geringen Ausdehnung des Verkehrs in früherer Zeit, und vergegenwärtigt sich deshalb gar nicht, welchen durchschlagenden Umschwung Eisenbahnen und Dampfschiffe in dieser Beziehung zuwege gebracht haben. Und doch liegt die Zeit der Herrschaft postalischer Rumpelkasten und schnellsegelnder Paketboote durchaus nicht so weit hinter uns, als man meinen sollte. In Preußen wurde die erste stehende Dampfmaschine 1788 aufgestellt; und ihr folgte erst 1822 die zweite, für die Porzellanmanufaktur in Berlin


Maschine des ersten Propellers von 1804 (S. 341).

bestimmte Maschine; Hannover erhielt 1831, Württemberg zehn Jahre später seine erste Dampfmaschine. Die erste Eisenbahn wurde 1825 in England eröffnet. Sie verband die Städte Stockton und Derlington miteinander. Im Jahre 1826 hatte das Kohlengebiet der Ruhr und Saar in der preußischen Rheinprovinz bereits mehr als 60 km Eisenbahnen; 1830 fand die Eröffnung der Bahn von Prag nach Lahne, 1835 diejenige der Strecke Nürnberg-Fürth statt. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika gab es 1830 erst 37 km Eisenbahnen, fünfzig Jahre später etwa 150 000 km, während das Eisenbahnnetz Großbritanniens 1881 bereits 29 257 km, dasjenige des Deutschen Reiches Ende 1882 mehr als 42 000 km umspannte. Im Jahre 1818 durchfurchte das amerikanische Schiff Savannah als erster Dampfer den Atlantischen Ocean vom Hafen Savannah nach Liverpool in 26tägiger Fahrt, wobei sie jedoch nur 18 Tage Dampf aufmachte und der übrigen acht Tage sich der Segel bediente. Heute kreuzen in der regelmäßigen Fahrt tausend Dampfschiffe die entferntesten



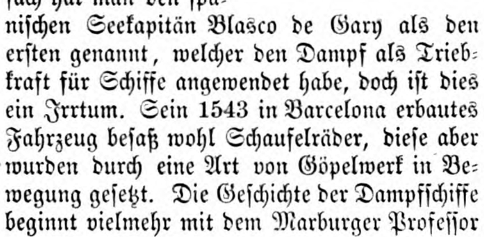
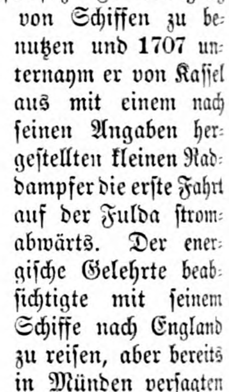
Zweigliedrige Maschine (Compound engine) (S. 346).
Seitenansicht. Vorderansicht.

Meere und die Alaska hat in bislang unerreichter Schnelligkeit die Reise zwischen Amerika und Europa, genau gesprochen von Sandy Hook dem Kap mit dem hohen Leuchtturm am Eingange der Bucht von New York nach dem auf einer Insel in dem Hafen von Cork gelegenen Queenstown vom 30. Mai bis 6. Juni 1882 trotz hohen Seeganges in 6 Tagen 22 Stunden wirklicher Zeit zurückgelegt.

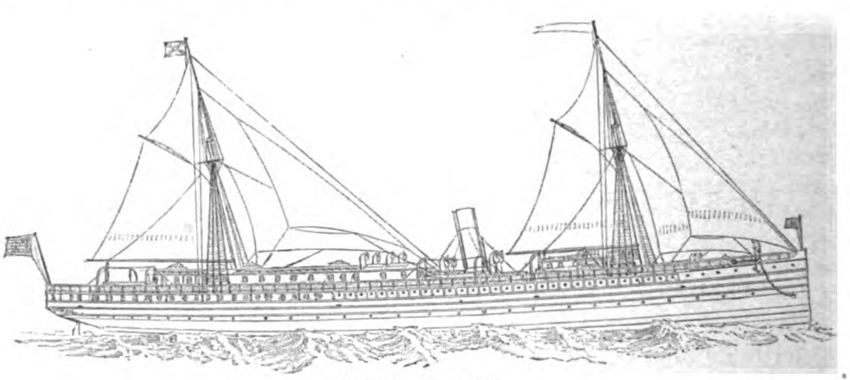
Wie unsere Zeit in besonderm Maße die denkbar schärfsten Gegensätze (S. 339) zu Tage fördert, so ereignet es sich mitunter, daß einer der riesigen Dampfkolosse während des Kampfes mit dem aufgeregten Elemente einer winzigen Nußschale in der wahren Bedeutung des Wortes begegnet, einem kleinen offenen Boote, dessen Dimensionen kaum den hundertsten Teil von den Abmessungen des Riesen betragen. Trotzdem hat sich ein einzelner kühner Mann den schwachen Planken anvertraut und führt den Versuch wohl gar zu glücklichem Ende, an Bord des Schiffleins das stürmischste der bekannten Meere zu überqueren.

Die Versuche, den durch Erhitzung von Wasser über dem Feuer erzeugten Dampf als treibende Kraft zur Hervorbringung von Bewegungen auszunutzen, sind keineswegs erst in der neueren Zeit unternommen. Heron von Alexandrien (120 v. Chr.) erwähnt verschiedener Konstruktionen zu solchem Zwecke und ebenso soll schon Archimedes vorgeschlagen haben, die Spannkraft des Dampfes zum Fortschleudern

eines Geschosses aus kurzem Rohre zu verwenden. Die Alten haben also wohl Kenntnis gehabt von der dem Dampf innewohnenden Gewalt, doch sind sie über Versuche nicht herausgekommen und die praktische Ausnutzung der Idee ist späteren Jahrhunderten vorbehalten geblieben. Anderseits sind schon unter römischer Herrschaft in Italien und noch früher von den Chinesen wiederholt Versuche unternommen, Schiffe ohne Handruder oder Segel fortzubewegen. Vielfach hat man den spanischen Seekapitän Blasco de Gary als den ersten genannt, welcher den Dampf als Triebkraft für Schiffe angewendet habe, doch ist dies ein Irrtum. Sein 1543 in Barcelona erbautes Fahrzeug besaß wohl Schaufelräder, diese aber wurden durch eine Art von Göpelwerk in Bewegung gesetzt. Die Geschichte der Dampfschiffe beginnt vielmehr mit dem Marburger Professor Dionysius Papin, als Erfinder des Papinianischen Topfes weiteren Kreisen bekannt. In seinem 1681 veröffentlichten Buche macht Papin den Vorschlag, die Dampfkraft zur Fortbewegung von Schiffen zu benutzen und 1707 unternahm er von Kassel aus mit einem nach seinen Angaben hergestellten kleinen Raddampfer die erste Fahrt auf der Fulda stromabwärts. Der energische Gelehrte beabsichtigte mit seinem Schiffe nach England zu reisen, aber bereits in Münden versagten ihm die Behörden die obrigkeitliche Erlaubnis zur Weiterfahrt und die um ihre Privilegien besorgten Schiffer der alten Hansestadt zerstörten das neuerbaute Fahrzeug. Papin verlor durch dieses Mißgeschick den Mut in einer solchen Weise, daß er jeden ferneren Versuch in dieser Richtung endgültig aufgab, und es blieb, wie so oft auf anderen Gebieten, auch hier fremden Nationen vorbehalten, die deutsche Geistesarbeit zu den Zwecken des täglichen Lebens auszunutzen.

Ericksons Propeller „Robert F. Stockton" (S. 345).

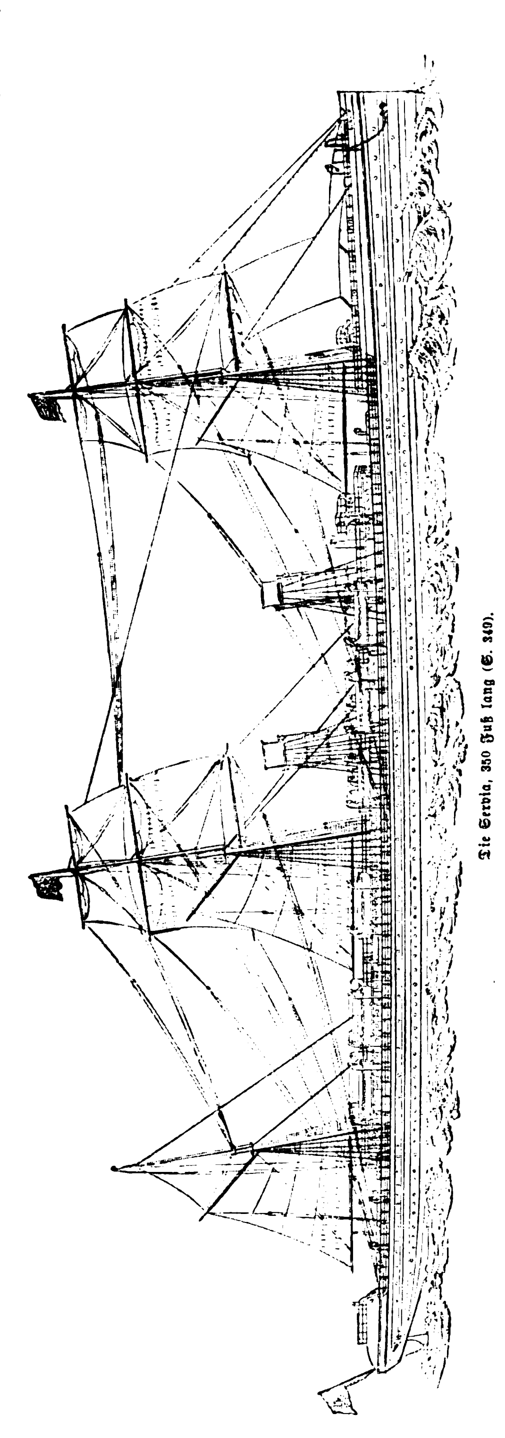


City of Augusta (S. 343).

Dreißig Jahre später, 1737, erhielt Jonathan Hulls in Liverpool ein Patent auf das von ihm konstruierte Dampfschiff, dessen treibende Räder sich am Stern befanden. In einer besonderen Schrift hat Hulls seine Erfindung im Detail beschrieben und eine noch vorhandene bildliche Darstellung, von der wir unseren Lesern einen Abdruck (S. 340) geben, zeigt den Dampfer, wie er einen großen Dreimaster schleppt. Indessen fehlt jede Nachricht darüber, ob diese Konstruktion je zur Ausführung gekommen ist. Eine auffallende Erscheinung bleibt es, daß Hulls mit richtigem Blicke die Triebkraft hinter das Schiff gelegt hat. Nach dem alten Satze, daß der erste Gedanke immer der beste ist, hat man später die Schraube auf ähnliche Weise angebracht, doch hat die in die Zwischenzeit fallende Konstruktion

und Annahme der Schaufelräder die allgemeine Verbreitung der Dampfschiffe sehr verlangsamt. Franzosen, Engländer und Amerikaner unternahmen dann in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts verschiedene Versuche zur Konstruktion von Dampfschiffen, ohne doch erheblich vorwärts zu kommen. Symington erbaute 1801 einen kleinen Dampfer, Charlotte Dundas, mit welchem er auf dem Forth- und Klydekanal Schlepperdienste versah. Seine Konstruktion vereinigte zum erstenmale die verschiedenen Verbesserungen und Erfindungen, welche als Grundlage des heutigen Systems der Dampfschiffahrt angesehen werden können. Er wurde aber bald überflügelt durch Robert Fulton, welcher mit seinem Raddampfer Clermont 1807 die eigentliche Dampfschiffahrt, und zwar auf der Tour von New York nach Albany eröffnete.

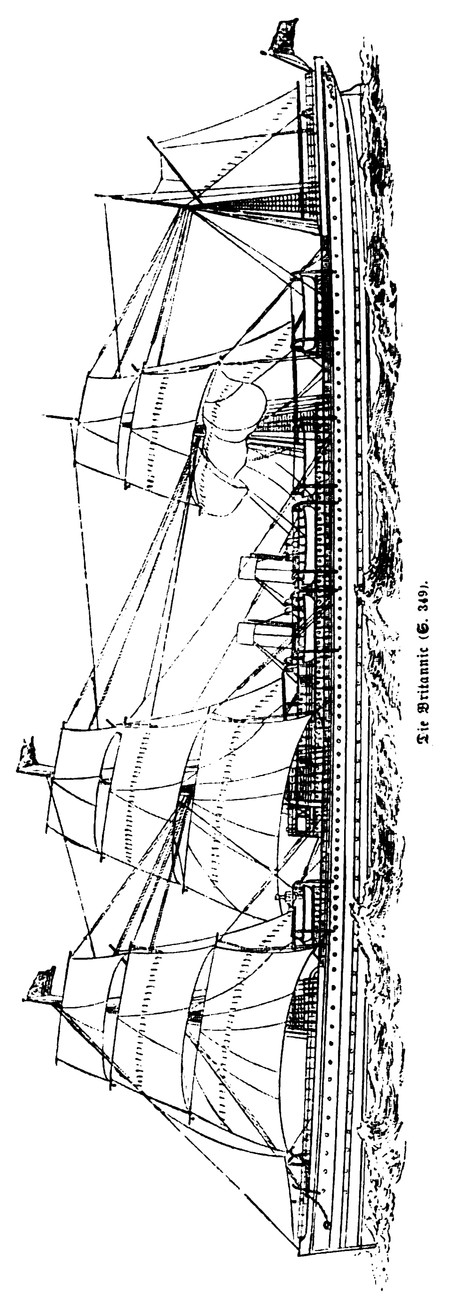
Schon etwas vor diese Zeit fallen die Versuche des Amerikaners John Stevens zur Fortbewegung des Schiffes durch die hinter dem Stern angebrachte Schraube. Das Modell seines ersten 1804 erbauten Propellers (S. 340) befindet sich im technologischen



Die Servia, 350 Fuß lang (S. 340).

Museum zu Hoboken bei New York. In unablässiger Arbeit war Stevens bemüht, sein Propellerschiff zu verbessern und der 1806 erbaute Phönix (S. 340) konnte 1808 seine erste Seereise von New York nach Philadelphia unternehmen, doch durfte er ferner nur den Delaware befahren, da Fulton und Livingston ein Privilegium für den Hudson besaßen. Die amerikanischen Küsten- und Flußdampfer adoptierten vielfach die Schraube, so daß bereits einige vierzig Propellerschiffe, darunter mehrere von Eisen, auf ihren Gewässern in Gebrauch gewesen sein sollen, ehe man in England Notiz von diesem Systeme genommen hat. Doch war auch in letzterem Lande die Dampfschiffahrt in blühendem Aufschwung begriffen. 1812 war der erste Dampfer erbaut, 1815 gab es 20, 1823 bereits 160 Dampfboote; 1830 fuhren 315, fünf Jahre später 538 Dampfer unter englischer Flagge, und Ende 1881 betrug die Zahl der englischen Handelsdampfer 4088 mit insgesamt fast drei Millionen Tons Ladefähigkeit. In Frankreich hat man etwa um 1820 mit dem Bau von Dampfschiffen begonnen; in Deutschland befahren englische

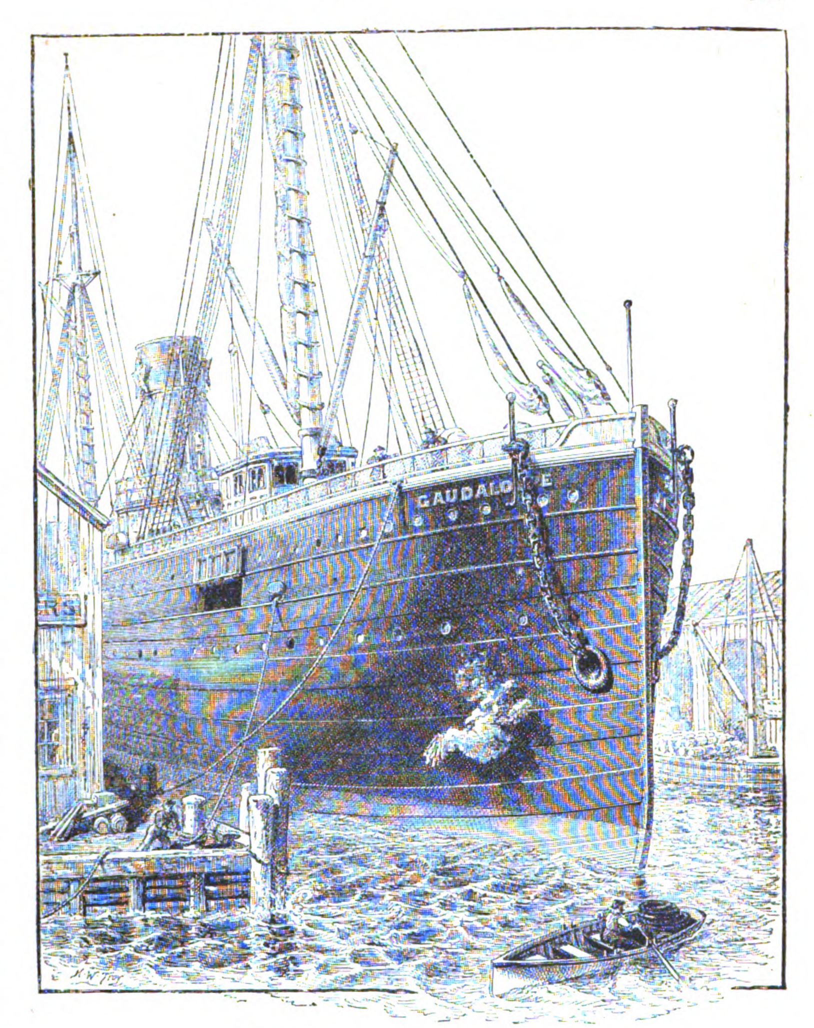
Boote seit 1818 Rhein und Elbe; auf der Donau wurde 1830 der erste Dampfer erbaut.



Die Britannic (S. 349).

Nachdem die Savannah, welche ursprünglich als Segelschiff von 350 Tons geplant, aber noch während des Baues von einem Herrn Scarborough angekauft worden und zu einem Raddampfer umgeändert war, mit der oben beschriebenen Fahrt das Eis in Bezug auf eine größere Seereise gebrochen hatte, benutzte 1825 das englische Boot Entreprise seine Dampfkraft aushilfsweise auf der Fahrt nach Kalkutta und ein anderer Dampfer legte die Reise nach Ostindien nur unter Dampf in 113 Tagen zurück. Immerhin währte es noch gegen zwanzig Jahre, ehe eine regelmäßige Dampfverbindung zwischen der alten und der neuen Welt eingerichtet wurde: Sirius und Great Western 1838 von Bristol nach New York und zurückfahrend, brachen hierfür siegreich die Bahn. Die Schaufelräder besaßen manche Unvollkommenheiten, auf die hier nicht näher eingegangen zu werden braucht, und die große Menge des benötigten Feuerungsmaterials verursachten bedeutende Kosten. So wog beispielsweise die Maschine des alten 3000 Registertons haltenden Dampfers Lafayette fast 1100 Tons, und er mußte gegen 1000 Tons Kohlen mitführen. Da blieb dann allerdings nicht viel Raum übrig für eine gewinnbringende Befrachtung. Diese und andere Gründe standen noch vor 50 Jahren trotz der zunehmenden Zahl der Dampfschiffe einer allgemeinen Einführung derselben entgegen. Auch die Schnelligkeit vieler Dampfer scheint dann noch nicht immer den Vergleich mit den schnellsegelnden Packetbooten siegreich bestanden zu haben, selbst ohne den Zeitverlust in Rechnung zu ziehen, welcher dadurch bedingt wurde, wenn das Fahrzeug der Kohlenersparnis wegen nur unter halbem Dampfe fuhr. So erzählt man sich eine hübsche Geschichte, die, wenn auch nicht wahr, doch die Verhältnisse treffend illustriert. Der amerikanische Führer eines Segelschiffes, welcher am selben Tage mit einem Dampfer in Liverpool mit der Bestimmung nach New York die Anker lichtete, übergab dem Kapitän des letzteren einen Brief an seine in Hoboken lebende Frau zur Beförderung. Sofort nach seiner Ankunft beeilte sich der Kapitän des Dampfers, den Auftrag zu erfüllen, doch wer beschreibt sein Erstaunen, als statt der Frau des Kollegen dieser selbst ihn begrüßt, welcher nach glücklich zurückgelegter Fahrt schon stundenlang der Ruhe pflegte.

Im Jahre 1829 baute Joseph Ressel in Triest selbständig das erste Schraubenboot in Europa. Ein Unfall bei der Probefahrt veranlaßte die Polizei zum Verbote weiterer Versuche und währenddem in Deutschland die Sache

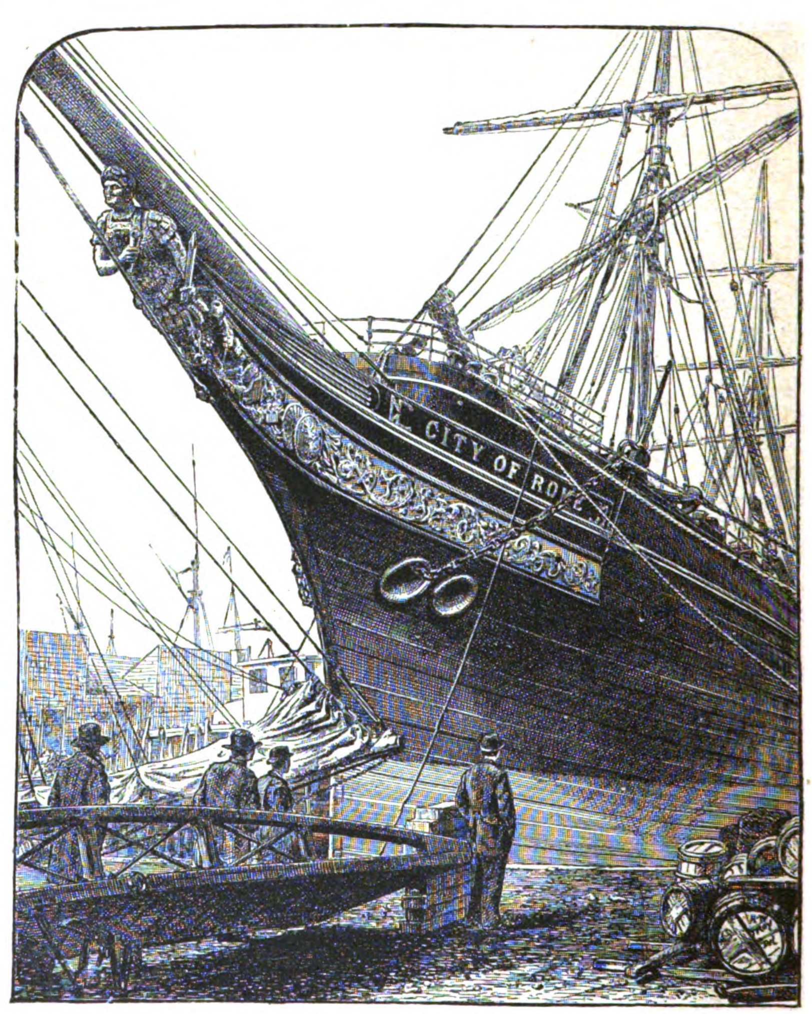


Bug eines amerikanischen Dampfers (S. 349).

wieder einschlief, erregte 1836 Smith in England großes Aufsehen mit einem Dampfer, bei welchem gleichfalls die Schraube als Motor benutzt war. Dem Amerikaner Erikson aber gebührt das Verdienst, zum erstenmale mit dem Schraubenschiff Robert T. Stockton (S. 342) in einer Fahrt über den Ocean glänzend den Beweis der Seefähigkeit der Propeller geführt zu haben. Zwar haben Schaufelrad u. Schraube noch weitere 25 Jahre nebeneinander bestanden, doch haben die Vorteile der letzteren in einem höheren Maße die allgemeine Anerkennung erworben, und jetzt wird kaum noch ein Raddampfer das offene Meer befahren. Wenn mittels des Schraubenpropellers bei einer gegebenen Dampfkraft die größte Schnelligkeit der Fortbewegung ermöglicht wird, so haben namentlich zwei weitere Veränderungen und Verbesserungen ganz wesentlich dazu beigetragen, nicht allein die Leistungsfähigkeit der einzelnen Dampfboote möglichst zu erhöhen, sondern auch die stetig steigende Zunahme der Dampfer überhaupt zu fördern und die reinen Segelschiffe mehr und mehr zurückzudrängen. Dabei mag aber gleich bemerkt sein, daß sämtliche Dampfer eine mehr oder minder vollständige Takelung führen. Dies erscheint als Aushilfe bei den nicht seltenen Beschädigungen der Schraube oder Schraubenwelle, welche während der Fahrt schwer repariert werden können, geboten.

Die Schwierigkeit, mit voller Takelage gegen einen heftigen Wind zu kämpfen, wird während einer langen Reise mehr als genügend aufgewogen durch den Vorteil, welchen die ausgespannte Leinwand bei günstigem Winde darbietet, und thatsächlich haben fast immer solche Schiffe die schnellsten Fahrten gemacht, welche am schwersten mit Masten, Tauen und Segeln belastet schienen. Es würde deshalb eine völlig unangebrachte Sparsamkeit bedeuten, wenn man einen Seedampfer ganz ohne Segelausrüstung belassen wollte.

Die vorherrschende Anwendung von etwa 1 cm dickem Eisenblech beim Schiffsbau, welches dünner und leichter ist, als die früheren dicken Holzwände, hat die Tragfähigkeit der Schiffe wesentlich erhöht und mehr Raum geschaffen für die Fracht. Der Nachteil eiserner Schiffe besteht hauptsächlich darin, daß die Schiffswand in tropischen Klimaten trotz allen Anstrichs zu leicht mit Seeerzeugnissen aller Art bewächst, wodurch die Schnelligkeit sich vermindert. Von



Bug der „City of Rome" (S. 349).

der größten Bedeutung in Bezug auf den Laderaum ist die Einführung der Wolffschen zweicylindrigen Maschinen, der compound engines (S. 341) an Stelle der verschiedenen anderen Systeme. Der Dampf tritt zuerst in den kleineren, und durch diesen in den größeren Cylinder, wird in jenem teilweise, im zweiten stark expandiert, und gelangt dann in den Kondensator. Man erreicht auf diese Weise einen erheblich gesteigerten Dampfdruck und braucht bedeutend weniger Feuerung. Dies ist in solchem Umfange der Fall, daß beispielsweise der tägliche Kohlenverbrauch bei den Schiffen der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Aktiengesellschaft, nachdem die bisherigen gewöhnlichen Niederdruckmaschinen gegen compound engines ausgewechselt waren,

sich von 40—54 Tons auf 20—26 Tons, also um 50 % verminderte.

Eine weitere Verbesserung der Schiffsmaschinen besteht in der sogenannten Oberflächenkondensation. Früher mußten die Seeschiffe von Zeit zu Zeit einen Teil des Kesselwassers ablassen, weil sonst infolge des stark salzigen Meereswassers eine Salzkruste sich an der innern Kesselwand festgesetzt, die Verdampfung gehindert und die Sicherheit des Betriebes leicht in Frage gestellt hätte. Jetzt wird der Dampf kondensiert, indem er in Kontakt mit einer großen Zahl dünnwandiger Röhren gebracht wird, welche durch stete Füllung mit frischem Wasser kühl erhalten werden. Auch durch diese Neuerung ist eine beträchtliche Kohlenersparnis erzielt.



Die große Treppe zum Salon (S. 349)

Bei hochgehender See kommt es nicht selten vor, daß das Schiff vom Kamm der Welle tief hinabtaucht und damit die Schraube, welche sonst fortwährend vollständig unter Wasser ist, dieses ihr Element für Augenblicke verläßt. Der jedesmalige Stoß, welchen die Maschine erleidet, wenn der Propeller dann wieder den Widerstand des Wassers zu überwinden hat, ist ein so gewaltiger, um nicht nur den Motor, sondern das ganze Schiff zu gefährden. Dem ist vorgebeugt durch eine sinnreiche Vorrichtung, welche selbstthätig die Bewegung der Maschine hemmt, sobald die Schraube über Wasser kommt.

Im Jahre 1840 eröffnete die unter dem Namen der Cunardlinie bekannte und berühmte British and North-American Royal Mail Steam Ship Company mit dem Sitze in England die erste regelmäßige Dampferverbindung mit den Vereinigten Staaten. Von ihren vier Schiffen traf die Britannia am 4. Juli des genannten Jahres in New York ein. Jetzt verfügt die Cunardlinie über eine Flotte von dreißig Dampfern mit einer Tragfähigkeit von 2500 bis 3000 Tons und entsendet wöchentlich von Liverpool über Queenstown vier Schiffe, abwechselnd nach New York und Boston. Zehn Jahre lang versah die Gesellschaft den Transportdienst zwischen beiden Kontinenten allein. Dann wurde in Amerika die sogenannte Collinslinie mit einer Staatsunterstützung gegründet, aber 1858 wieder aufgegeben. Seitdem hat es nicht gelingen wollen, eine größere amerikanische Gesellschaft zur Herstellung einer regelmäßigen Dampferverbindung mit Europa zustande zu bringen, wenn auch zahlreiche Unionsdampfer den Atlantischen Ocean befahren. Der Schiffsbau liegt in der Union schwer darnieder und einer staatlichen Beihilfe widerstrebt der demokratische Sinn der Yankees. Vielleicht ist auch ein zu geringer Teil der Subvention thatsächlich bis zu seinem Bestimmungsorte gelangt.

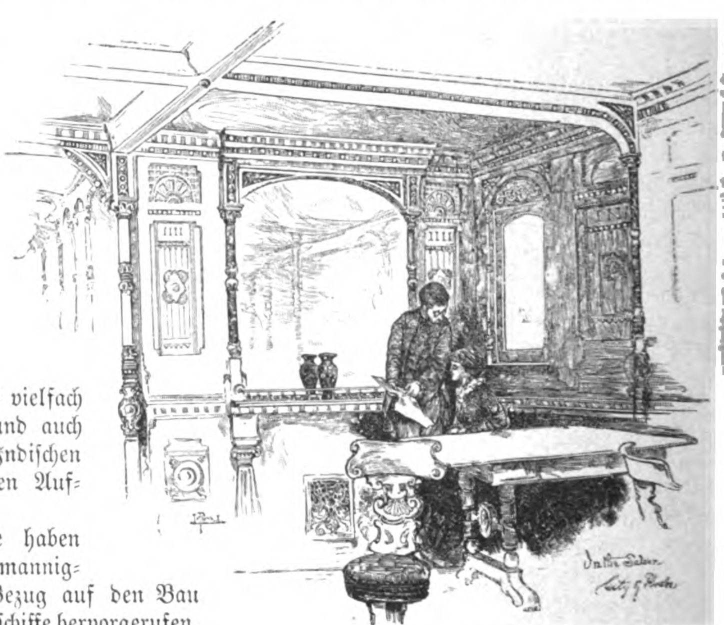
Dagegen ist die Zahl der Dampferverbindungen im allgemeinen seit dreißig Jahren gewaltig angeschwollen und man erkennt ihren Wert täglich mehr. In der Segelschiffahrt herrschen Zufälligkeiten aller Art, Willkür und Un-

pünktlichkeit vor, während die Fahrt der Dampfboote sich nach genauen, berechneten Regeln vollzieht. Die Unabhängigkeit von Wetter und See ist so beträchtlich, daß auch die weiteste Fahrt durchweg pünktlich innegehalten werden kann. Ein dichtes Netz regelmäßig befahrener Dampferlinien überspannt namentlich den Atlantischen Ocean, von denen allein zehn englische, vier deutsche, eine französische, drei niederländische, eine norwegische, zusammen nicht weniger als neunzehn verschiedene Linien den europäischen Kontinent mit dem nördlichen Amerika verbinden. Im ganzen ermöglichen mehr als dreihundert Dampfer einen beinahe täglichen Verkehr zwischen der alten und der neuen Welt. Abgesehen von der hoch entwickelten Küstenschiffahrt der einzelnen Länder erweist sich auch das Mittelländische Meer besonders belebt, der Weg nach Ostindien geht vielfach jetzt durch den Suezkanal und auch die Dampferlinien des Indischen Oceans sind eines baldigen Aufschwungs gewiß.

Dampf und Schraube haben große Veränderungen und mannigfache Verbesserungen in Bezug auf den Bau und die Ausrüstung der Seeschiffe hervorgerufen. Der menschliche Erfindungsgeist ist eifrig bestrebt gewesen, eine weise Sparsamkeit in Bezug auf Geldauslagen und die höchstmöglichste Raumausnutzung mit allen Einrichtungen zweckmäßig zu verbinden, welche bestimmt sind, den Erfordernissen verschiedener Klimate oder einzelner Frachtladungen wie den Anforderungen des täglich größere Ansprüche erhebenden Reisepublikums gerecht zu werden neben den riesigen Dimensionen, welche man den eisernen Booten überhaupt gab.

Ganz besonders auffällig erscheint die Art, wie der Schiffsrumpf in die Länge gezogen worden ist. Die früheren Segelschiffe waren durchschnittlich 3—5 mal so lang als breit. Mit der Entdeckung aber, daß man die Schiffslänge bei einer gegebenen Breite und Tiefe und unter bestimmten gleichen Dampfkraftverhältnissen verlängern könne, ohne der Schnelligkeit Eintrag zu thun, entstanden Dampfer, deren Längenachse das acht-, neun-, auch zehnfache des Breitenmaßes betrug (S. 342). Im allgemeinen ist das Bestreben, die Boote möglichst lang zu machen, bei englischen Schiffbauern noch in höherem Grade hervortretend gewesen, als jenseits des Oceans, und in letzter Zeit hat sich bereits eine Reaktion gegen diese Anschauungen geltend gemacht.

Die große Schnelligkeit, welche die verschiedenen neueren Dampfschiffe durchschnittlich erzielen, entspringt zu nicht geringem Teile aus der Leichtigkeit, mit welcher ein derartiges Gewicht, ein Mal in Bewegung gesetzt, den Widerstand von Luft und Wasser überwindet. In den fünfziger Jahren hielt man sechzehn Tage für eine angemessene Geschwindigkeit, um den Ocean von Europa nach New York zu kreuzen. Dann sank die Durchschnittsdauer der Reise zum Erstaunen der Welt auf elf Tage herab. Aber auch damit gab sich der spekulative Unternehmungsgeist nicht zufrieden. Im konkurrierenden Wettstreit führten die Schiffe der 1856 gegründeten Inmenlinie, welche Liverpool über Queenstown mit New York und Philadelphia verbindet, und die zwischen Liverpool und New York laufenden White-Stardampfer eine Reihe immer



Im Salon (S. 349).

rascherer Fahrten aus, und machten dadurch für sich Reklame. Vom 10.—17. August 1877 legte der der letztgenannten Gesellschaft gehörige Br tannic (S. 344) die Strecke von Queenstown nach Sandy Hook in 7 Tagen 10 Stunden 53 Minuten wirklicher Zeit zurück. Um Minuten verkürzten sich dagegen die Fahrten der Servia (S. 343) und Arizona, die größte bis jetzt erreichte Schnelligkeit hat aber die Aleske von der Guionlinie (Liverpool-Bristol-New York) in ihrer Fahrt bewiesen, deren bereits weiter oben Erwähnung geschehen ist. Das Boot ist 520 Fuß lang und besitzt eine Tragfähigkeit von 6932 Tons. Bei der in Rede stehenden Reise hat sie eine Durchschnittsgeschwindigkeit von täglich 418 ½ Knoten für sieben aufeinanderfolgende Tage festgehalten.

Vielfach teilt man der Länge und der Quere nach die neueren Eisenschiffe in sogenannte water-tight compartments, wasserdicht voneinander abgeschlossene Unterabteilungen, welche es ermöglichen sollen, daß eine solche Abteilung leck werden kann, ohne doch damit unbedingt den Untergang des ganzen Schiffes herbeizuführen.

Im Gebäude der modernen Dampfriesen fällt selbst dem Auge des Laien der fast senkrecht gegen das Wasser stehende Bug (S. 345) auf. Die Länge des Schiffes macht das Vorsegel des Bugsprits überflüssig und das Knie des Schaftes erscheint deshalb als eine Raumverschwendung. Von mancher Seite hat man sich dagegen bereits wieder für Einführung des Brustholzes ausgesprochen, namentlich um die Gefahr des Zusammenstoßes mit dem scharfen Eisenbug in etwas zu mindern. Die Inmenlinie hat sogar das Brustholz mit der geschnitzten Figur am Schiffsschnabel auf allen ihren Schiffen beibehalten. Jedenfalls zeigt ein solches Boot viel schönere Linien und auch an Raum wird kaum soviel verloren gehen, um den geraden, steilen Bug zu einer bedingungslosen Notwendigkeit zu gestalten. Die City of Rome, deren Bug (S. 346) wir dem Leser als Gegenstück zu dem Amerikaner bringen, ist 586 Fuß lang und besitzt eine Tragfähigkeit von 8826 Tons.

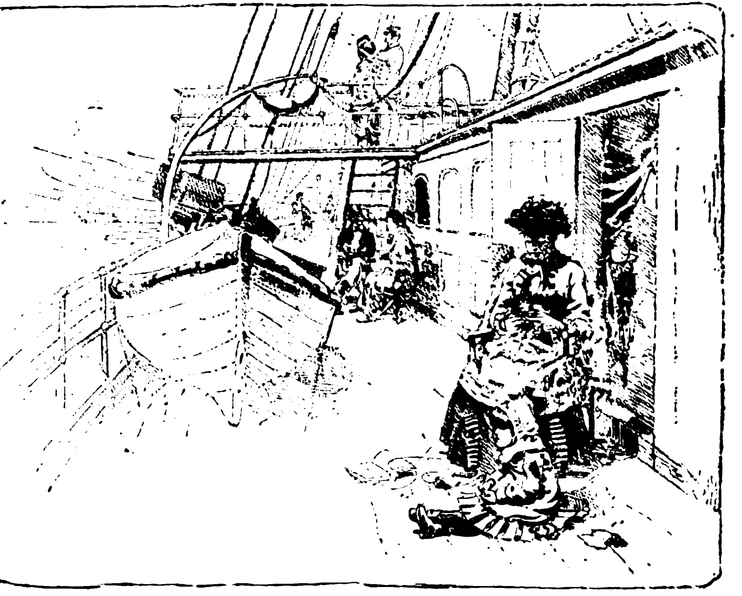
Vielfache Anstrengungen sind gemacht, um den Passagieren der großen Seedampfer jede mögliche Bequemlichkeit zu gewähren und die konkurrierenden Linien überbieten sich in der Zweckmäßigkeit und Pracht ihrer Ausstattung. Beim Herabsteigen zur großen Hauptkajüte glaubt man die Treppe (S. 347) eines Palastes zu betreten und der Salon (S. 348) selbst unterscheidet sich in nichts von den Luxuszimmern eines großstädtischen Hotels. Gesellschafts- und Rauchzimmer, Badestuben, Barbierladen, Teppiche aller Orten,



Auf Deck.

bequeme Ruhesitze und Schaukelstühle, eine gut gedeckte und servierte Tafel lassen ganz vergessen, daß man sich auf den schwanken Brettern eines Schiffes befindet und nur die unter Umständen sich auf unangenehme Weise bemerklich machende erhöhte Schaukelbewegung erinnert uns an das Element „ohne Balken", dem wir uns anvertraut haben. Eine besondere Aufmerksamkeit hat man namentlich in Amerika der steten Zuführung guter Luft in die zahlreichen Schlafkabinen zugewendet. Auf den Flußdampfern erscheint dies leicht und vor allem die in den Deckhäusern angebrachten Kabinen sind luftig und angenehm. Schwerer ist diese Aufgabe, wo es sich oft um Unterbringung von bis zu 2000 Personen handelt, während in diesem Falle die stete Lüftung schon aus Gründen der Gesundheit doppelt und dreifach nötig ist. Man hat versucht, den oberen Teil der Kabinenwände nach Art von Jalousieen stellbar einzurichten, um so einen freien Luftdurchzug zu ermöglichen. Auf Schiffen, die Leute mit verschiedenen klima-

tischen Verhältnissen aufsuchen, hat sich dieses Mittel aber nicht bewährt, dagegen scheint jetzt auf einzelnen amerikanischen Dampfern, welche überhaupt besonderen Wetteifer in Bezug auf Komfort und Pracht an den Tag legen, das Problem, freilich unter großer Raumpreisgabe, glücklich gelöst. Die sämtlichen Schlafkabinen der ersten Klasse liegen darnach nicht mehr unmittelbar an der Schiffswand, sondern sind von dieser durch einen 4 Fuß breiten Gang getrennt, und ebenso laufen in kurzen Abständen gleiche



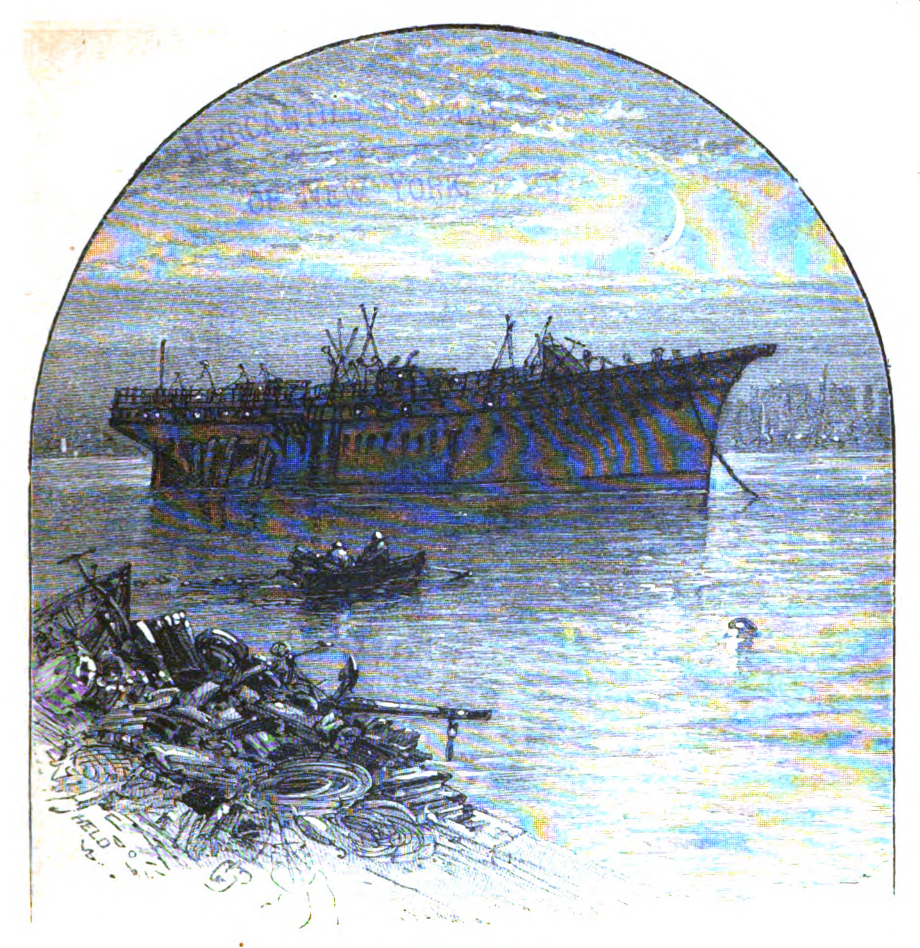
Bei schönem Wetter.

Gänge quer über das Schiff. Die Kabinen sind sämtlich mit großen Fensteröffnungen versehen, welche sich auf diese Korridors öffnen, und erhalten nicht mehr, wie bislang, Licht und Luft lediglich durch die kleinen Ochsenaugen, welche bei ungünstigem Wetter nebenher immer geschlossen gehalten werden mußten.

Seit die Kosten der Dampfschiffahrt durch die Ersparnis an dem benötigten Feuerungsmaterial sich erheblich vermindert haben, nimmt die Zahl der reinen Handelsdampfer gleichfalls stetig zu. Der chinesische Thee leidet bekanntlich leicht unter dem Einflusse der Feuchtigkeit. Deshalb waren bislang besondere Schnellsegler, die sogenannten Aberdeen Klipper, bestimmt, die Nachteile der Seereise soviel wie möglich abzukürzen und zu paralysieren. In neuester Zeit ist der Dampfer Stirling Castle diesem Handelszweige dienstbar gemacht, hat gleich seine erste Rückreise von China nach England mit 3000 Tons totem Gewicht an Bord die 11250 Seemeilen in 29 Tagen und 22 Stunden trotz dreimaliger Kohleneinnahme und die langsame Passage durch den Suezkanal zurückgelegt und dadurch die rascheste bislang ausgeführte Fahrt auf dieser Tour bei weitem überflügelt.

Ebenso finden Dampfschiffe für Fischereizwecke immer mehr Aufnahme. Die großen Seehundsfischereien bei Neufundland werden bereits zum großen Teile durch Dampfer betrieben und auch für den Walfischfang sind bereits einige amerikanische Dampfboote im Gebrauch, während eine weitere Zahl in San Francisco gebaut wird. Der Walfischfang ist in den letzten Jahren so wenig lohnend gewesen, daß nur alte, langsame und schwerfällige Schiffe für denselben ausgerüstet wurden. Nun ist zwar die erste Auslage bei einem Dampfer natürlich viel bedeutender, dagegen hofft man mit Hilfe des Dampfers in derselben Zeit viel mehr Wale anzulaufen. Auch Dampftender werden benutzt, welche das Boot an den Fisch heranbringen und das erlegte Tier dann zum Schiffe zurückschleppen.

In allen diesen Fällen ist die Benutzung des Segels noch wichtiger, als bei den mächtigen Passagierdampfern und dies tritt namentlich bei langer Fahrt und günstigem Winde augenscheinlich zu Tage. Man baut deshalb jetzt sogenannte gemischte Schiffe. Die amerikanischen Schoner, welche den Küstenhandel vermitteln, sind vielfach mit einer Hilfsschraube versehen, in welchem Falle die Maschine nicht mittschiffs, sondern mehr nach dem Stern zu angebracht ist. Aber auch für den überseeischen Verkehr erhalten vollgetakelte Segelschiffe außerdem eine Schraube,



Im letzten Hafen.

und der Besanmast des Barnard Sumner besteht aus einem eisernen Rohre, welches als Schornstein dient, wenn das Boot unter Dampf, sonst aber Spieren und Segel trägt, wie ein gewöhnlicher Mast.

Die nach richtigem Systeme erbauten Eisenschiffe versprechen eine beinahe unbegrenzte Dauer. Der englische Dampfer Great Britain ist bereits 1845 vom Stapel gelaufen und läuft noch heute zwischen England und Australien. Manches stolze Schiff indes geht vor der Zeit durch unglückliche Zufälligkeiten verloren, begegnet in dunkler Nacht den in breiter Masse dem Süden zutreibenden Eisbergen, erhält trotz aller Vorsichtsmaßregeln bei dichtem Nebel den Todesstoß von einem Schwesterboote; gerät im Sturm auf ein gefährliches Riff, oder sinkt wohl gar angesichts des bergenden Hafens. Endlich wird auch das beste Schiff alt und morsch. Da kommt es denn wohl vor, daß gewissenlose Menschen das Boot trotz seiner Seeuntüchtigkeit kaufen. Ein frischer Anstrich, ein neuer Name, eine anderweite Eintragung in das Schiffsregister und das verjüngte Schiff sticht nochmals mit voller Ladung in See, um dann gelegentlich auf geheimnisvolle Weise gänzlich zu verschwinden. In den meisten Fällen wandert das alte Boot aber an einen versteckten Platz des Hafens, um dort entmastet und in seinem Aeußern verwahrlost als Warenlager, Pulvermagazin, oder auch wohl als schwimmendes Lazarett noch jahrelang dem Besitzer von Nutzen zu sein. Sic transit gloria mundi.



Im Löwenkäfig.

Von

H. Feldmann.

Während das Theater seit Beginn des Jahrhunderts zu dem hervorragendsten socialen Bildungsmittel, zum bevorzugten Gegenstande der geselligen Unterhaltung sich aufgeschwungen, hatten der Cirkus und seine Helden bis vor noch ganz kurzer Zeit unter der Geringschätzung des Publikums zu leiden. Zwar füllte sich, wenn Besonderes geboten wurde, das Haus stets bis an den Giebel mit schaubegierigem Volke; zwar tönten den Clowns stets schmetternde Lachsalven entgegen, sobald sie in ihrer drolligen Kleidung, mit schneeweißen Gesichtern und brennroten, bis an die Ohren reichenden Lippen den Plan betraten, und auch der kühnen Reiterin oder dem muskelkräftigen Athleten, der keuchend, schweißbedeckt und mit hochgehender Brust nach harter Arbeit die Arena verläßt, wurde stürmischer Beifall niemals versagt. Aber wenn einmal die Pforten geschlossen und die Lichter verlöscht waren, wenn die Menge den Schauplatz verlassen hatte, war auch jede weitere Teilnahme verschwunden. Man fragte nicht nach den Namen all der unerschrockenen Leute, die soeben ihr Leben gewagt hatten, um uns ein Viertelstündchen der Zerstreuung zu verschaffen; man kannte ihre Namen nicht einmal und bekümmerte sich wenig um ihre Schicksale und Verhältnisse. Sie zählten eben nicht „zur Gesellschaft“, und damit war ihr Urteil gesprochen.

Diese Anschauung hat sich, dank der immer

weiter um sich greifenden Liebe zu allen Arten des Sport, in den letzten Jahren wesentlich geändert. Man hat begreifen gelernt, daß eine Tänzerin für ihre graziösen Pas und ihre anmutigen Bewegungen kein höheres Anrecht auf die öffentliche Bewunderung besitzt als die Cirkusheldin, die ihre Gewandheit, Körperkraft und Formenschönheit auf weit überzeugendere, schwierigere und gefährlichere Weise zu zeigen versteht. Man hat, griechischer Auffassung sich nähernd, die zur Virtuosität entwickelte Ausbildung des Körpers mit wohlwollendern Augen betrachten gelernt, und in dem Maße, als dieser Umschwung sich geltend machte, ist auch das Interesse des Publikums für alle die „Specialitäten" des Bretterhauses gestiegen. Solcher Specialitäten gibt es gerade so viele als es „Fächer" gibt.

Da ist also der Schulreiter und der „Groteskreiter", der Trapez- und der Seilkünstler, der Clown und der Ringkämpfer, der Gymnastiker und der „Illusionist"; da ist ferner der „Gummimann", der es zu Wege bringt, seine Füße in die Tasche zu stecken; der „asiatische Jongleur, der zum Schlusse seiner erstaunlichen Produktionen Feuer, Schwerter und andere leicht verdauliche Gegenstände verzehrt, der „Riesen-Luftspringer" und schließlich der vielbelachte Mann, dessen Esel keinen andern Esel auf seinem Rücken duldet. So verschiedenartig aber die Leistungen all dieser „Künstler" auch sind und so sehr ihre Charaktere auch auseinandergehen mögen, drei Dinge haben alle miteinander gemein: Sie kommen alle, sobald sie auf dem Kontinente auftreten, vom „Krystallpalast in London"; sie bewahren sich — was manchem neu klingen dürfte — im Verkehre der Geschlechter eine mustergültige Mäßigung und die strengsten Anschauungen, und sie alle sind von einer unergründlich tiefen Geringschätzung für die Thätigkeit aller andern „Künstler", seien es nun Schauspieler, Dichter, Musiker oder Maler, beseelt.

Was ist auch „Hermann und Dorothea" neben einem drei Klafter hohen „Salto mortale", was die ganze Schönheitsgalerie eines Tizian neben den Evolutionen auf dem Trapez, und was nützt die herrlichste Violinsonate, wenn der Geiger nicht auch seinem „Cousin" auf die Achsel zu springen vermag, ohne den Fidelbogen abzusetzen!

Die interessanteste „Specialität" unter den Cirkuskünstlern aber ist der Tierbändiger. Seine Kollegen aus der Bude suchen durch ihre Behendigkeit und Kraft zu verblüffen, der Tierbändiger vermag mehr, er vermag unsere Seele in ihren innersten Tiefen aufzuregen. In seiner Thätigkeit liegt etwas von der erschütternden Macht, die der echten Tragödie innewohnt. Denn er hat es nicht mehr mit selbstgeschaffenen Hindernissen und Schwierigkeiten, sondern mit wilden Bestien, also mit einer Naturgewalt zu thun, die der Mensch durch seine seelischen Fähigkeiten bezwingen muß. Es ist der Kampf des Geistes mit den blinden Elementen. Freilich, die meisten unter ihnen waren und sind nur tollkühne Subjekte, von des Lebens Not zu so hartem Gewerbe getrieben. Sie üben aber ihr Metier auch stümperhaft genug aus. Sie schießen, sobald sie den Käfig betreten, Pistolen ab, lassen bengalische Flammen um denselben spielen und schüchtern die Tiere durch allerlei Kunstgriffe ein, anstatt sie durch die zwingende Gewalt ihrer Gegenwart willenlos zu machen. Wie anders die berühmten Meister in ihrem Fache: Die Charles, Batty, Hermann, Croukett, Lucas, Bidel, Albert und Delmonico. Die Hälfte von ihnen ist allerdings schließlich ihrer „Truppe" zum Opfer gefallen, aber es hat Jahre, ja bei manchem Jahrzehnte gedauert, bis sie ihr Schicksal ereilte.

Und als dieser furchtbare Moment eintraf — der sich fast immer einige Minuten früher vorhersehen läßt — bewiesen sie sich groß im Unglücke. Sie gaben sich den Bestien zum Fraße, ohne einen Schrei auszustoßen, ohne mit der Wimper zu zucken, nur — „um das Publikum nicht zu allarmieren". Das ist mehr als Waghalsigkeit, das ist Heroismus!

Das unerreichte Muster dieser Gilde war jedoch unbestritten Henri Martin, der vor noch nicht Jahresfrist als Neunzigjähriger auf seiner Besitzung in Holland friedlich gestorben ist. Seine Wanderungen durch Frankreich, England, Belgien, Holland und Deutschland glichen Triumphzügen, so sehr wußte er die große Menge zu begeistern. Aber seine Unerschrockenheit und Geistesgegenwart suchten auch ihresgleichen, und Charles Nodier mag nicht übertrieben haben, als er von ihm sagte: „An der Spitze einer Armee hätte Martin ein Bonaparte werden können. Der Zufall hat aus einem Manne von Genie einen Menageriebesitzer gemacht."

Es war in der That ein Mann von Genie.

Seine Beherrschung der blutdürstigsten Kreaturen sowie das Erraten der intimsten Vorgänge ihrer Seele grenzten ans Dämonische. Er trat, ungleich seinen Genossen, niemals mit einer Reitpeitsche in den Käfig. Sah er sich zum erstenmale einem Tiger gegenüber, so bezwang er ihn durch die Gewalt seines Auges. Zehn, zwanzig, vierzig und fünfzig Minuten schaute er die wilde Bestie an und sein funkelnder Blick fuhr wie ein Blitz durch ihren Leib, so daß sie sich erschreckt zu seinen Füßen kauerte. Wäre während dieser Zeit nur das leiseste Zittern über seine Glieder gehuscht, er wäre unrettbar verloren gewesen. Eine schwierigere Methode mußte er bei den Hyänen anwenden. Die Arme und die Schenkel mit dicken Stricken umwunden, den Kopf in ein Dutzend Seidentücher gehüllt, schritt Martin direkt auf die Bestie zu und bot ihr den Vorderarm. Die Hyäne hackte ihre Zähne hinein. Während sie biß, sah ihr der Bändiger unverwandt in die Augen. Das Blut schoß aus dem Arm, aber der Mann zuckte mit keiner Wimper, bis die Bestie ihre Beute verließ. Am andern Tage gab er den Schenkel preis; die Zähne des Tieres gruben sich in die Stricke, aber immer begegnete der funkelnde Blick Martins dem grauen Auge der Hyäne. Sie ermüdete endlich, kroch zu Boden und beschnupperte die Füße ihres Meisters.

„Nun, jetzt ist sie nicht mehr als ein Hund," sagte der Bändiger und ging hinüber — zu den Löwen.

Wohl war Martin hundertmal in Gefahr, zerrissen zu werden. Doch seine unvergleichliche Beherztheit und Kaltblütigkeit retteten ihn stets vor dem Untergange. Der Pariser „Figaro" hat vor erst wenigen Jahren einen Brief dieses Mannes veröffentlicht, den derselbe im Jahre 1869 von seiner Besitzung an einen Freund gerichtet. Das Erlebnis, das er hierin schildert, ist von äußerst spannendem Verlaufe und zeigt die Geistesgegenwart des Schreibers im glänzendsten Lichte.

Martin war nach Boulogne-sur-Mer gekommen, um daselbst vier Vorstellungen zu geben. Bei der dritten Vorstellung — wir lassen das Wort dem Erzähler — sagte ich zu Frau Martin, damit sie nicht glaube, daß mich das Unglück überraschen könnte:

„Höre, ich glaube, daß ich morgen einige Schwierigkeiten mit meinem Löwen ‚Coburg' haben werde. Er sieht mich sonderbar an."

Sie sagte mir: „So annoncieren Sie das, ändern sie den Tag der Vorstellung; da liegt ja schließlich nichts daran."

Ich antwortete: „Nein, denn wenn ich dies einmal thäte, so müßte ich es immer thun, wenn die Tiere ‚Capricen' haben."

„In der That, als ich am anderen Tage in den ‚Löwen von Mysore', in jener Scene, wo die Indianer mich angreifen, meinen Löwen und meine Löwin zu Hilfe rufe, überfällt der Löwe meine Feinde nicht, sondern duckt sich statt dessen plötzlich und gräbt seine Nägel in die Bretter der Bühne. Seine Augen werden ganz glühend.

„Ich war als Indianer gekleidet; ich trug einen Dolch im Gürtel, aber, wie gewöhnlich, keine Reitpeitsche. Ich befehle meiner Löwin durch ein Zeichen, wegzugehen. Sie gehorcht; aber der Löwe macht in seiner Raserei einen Satz und springt auf mich zu, um mich an der Brust zu packen. Ich gebe ihm mit der Faust einen Schlag auf die Schnauze und breche mir dabei das Handgelenk und zwei Finger. Ich mache ‚Coburg' darauf ein Zeichen, sich zu entfernen; er schüttelt die Mähne, duckt sich ein zweites Mal und springt geradenwegs auf mich zu. Ich will ihm mit einem Schlage begegnen, bemerke aber erst jetzt, daß meine Hand gebrochen ist ... Schnell wie der Blitz drehe ich mich um, damit er mir nicht ins Gesicht springt und biete ihm meinen Schenkel. Er haut seine Vorderzähne ein, hebt mich auf und hält mich in die Luft wie die Katze eine Maus. Ich gebe ihm mit der Rechten einen zweiten Faustschlag; das Fleisch von meinem Schenkel reißt sich los und die Bestie läßt mich fallen.

„Ich richte mich auf und blicke um mich wie eine Furie, denn ich sah wohl voraus, daß mein letzter Augenblick gekommen. Ich konnte mich ihm nicht zum drittenmal entgegenstellen. Ich sagte mir: Wenn ich schreie, läuft alles davon, das größte Unglück kann geschehen und ich bin nicht vom Tode gerettet, der mich erwartet.

„Ich mache also die Gesten eines Verzweifelten; ich wende dem Löwen den Rücken zu, damit er mich packen und mir im Nacken den Garaus machen kann, ohne mir das Gesicht zu zerfleischen.

„Aber zwei Sekunden verstrichen, zwei Sekunden, die mir wie eine Ewigkeit erschienen. Ich kehre mich um, der Löwe ist wie ausgewechselt. Er sieht bald das Publikum und bald mich

m. Ich mache ihm mit der Hand das Zeichen fortzugehen, er thut es und geht fort, als ob gar nichts geschehen wäre.

„Diese Scene hatte keine drei Minuten gedauert und jetzt erst fühlte ich ein Wohlbehagen, wie wenn ich plötzlich zum Leben zurückkehrte. Ich nahm den Shawl, den ich trug, umwickelte damit meine Hand, machte einige Schritte nach dem Vordergrund und sagte nach einer Verbeugung:

„‚Meine Damen und Herren! Mir ist soeben ein kleines Unglück zugestoßen; wie Sie gesehen haben. Aber ich hoffe, daß ich morgen oder übermorgen die vierte und letzte der angekündigten Vorstellungen werde geben können.‘“

So weit der Brief im „Figaro“. Bei dem Vorgang, den er schildert, krampft sich das Herz unwillkürlich zusammen. Und doch ist dies nur eine Episode aus dem Leben dieses mutigen Mannes, dessen Erzählungen wohl ganze Bände füllen könnten. Wie interessant ist z. B. das folgende, wenig bekannte Erreignis aus seiner Laufbahn.

Ein reicher Engländer, der Martin im Drury-Lane-Theater zu London gesehen hatte, trat nach der Vorstellung auf den Bändiger zu und proponierte ihm eine Wette. Martin müsse, behauptete Mylord, innerhalb der nächsten zwei Jahre von seinen Bestien zerrissen werden, und die Summe, die er festsetzte, war so hoch, daß der Meister auf die Wette einging. Um nur gewiß Zeuge seines Triumphes zu sein, schloß sich der Engländer der Truppe an und verfolgte den Verlauf jeder Vorstellung. So oft Martin die Scene betrat, sah er den Blick des Briten, der phlegmatisch in der ersten Reihe saß, auf sich und die Bewegungen der Löwen gerichtet. Das ging durch Monate so fort, bis sich der Bändiger dadurch beunruhigt fühlte. Der Mann, der da unten auf seinen Tod wie auf die Lösung eines Rechenexempels wartete, raubte ihm die Sicherheit, und er mußte befürchten, daß sich die Hoffnung desselben thatsächlich erfülle. Er unterhandelte daher mit seinem Verfolger über eine Aenderung der Wette. Er wolle, schlug er diesem vor, sich zu den Bestien in den Käfig wagen und ihnen die eben gereichte Nahrung entreißen, nachdem ihnen solche durch achtundvierzig Stunden entzogen gewesen. Das Wagstück erschien unerhört, denn das hungerige Raubtier läßt sich durch keinen Blick und keine Drohung einschüchtern. Der Engländer schlug ein — und mußte nach drei Wochen beschämt abziehen: das Unerhörte war gelungen. Auf welche Weise, das hat Martin später selbst erzählt. Er hatte während der drei Wochen, die er sich als Vorbereitungszeit ausbedungen, die Bestien dadurch mit dem Entreißen der Nahrung befreundet, daß er ihnen den vorgesetzten Fraß jedesmal wegnahm, um ihn stets durch einen bessern oder größern Bissen zu ersetzen.

Die Berechnung war nicht fehlgeschlagen und die Bestien hatten sich an dem Tage, wo die Wette zum Austrag kam, den Befehlen ihres Meisters in der Hoffnung auf bessere Atzung thatsächlich gefügt.

Und dieser Mann starb hochbetagt als Blumenzüchter in Overschie bei Rotterdam! Sein Greisenalter war ein Idyll gewesen, voll harmlosen Thuns und sanften Friedens. Er, der einem Rudel heulender Tiger durch einen einzigen Blick Schweigen geboten, konnte später stundenlang an eines Baches Rand stehen, um einen Karpfen zu ködern.

Aber Martin steht mit seinen lyrischen Neigungen keineswegs allein. Viele seiner Berufsgenossen sind weichmütige Naturen und vereinigen die merkwürdigsten Gegensätze in sich.

Das Unglaublichste in dieser Hinsicht bot jedenfalls der berühmte Neger Delmonico: Er war überaus — furchtsam. Wohlgemerkt, zwischen seinen Löwen und Löwinnen promenierte er mit einem Seelenfrieden und einer Heiterkeit, die jedermann in Erstaunen setzte. Er führte die gewagtesten Stücklein mit ihnen aus und zwang sie zu unbedingtem Gehorsam. Aber wenn er um Mitternacht in sein Hotel zurückkehrte, schauerte er bei jedem Schritte, der an sein Ohr schlug, ängstlich zusammen, erschrack vor dem Schatten einer Gaslaterne und warf sich schließlich in einen vorbeieilenden Fiaker — damit er von keinem Menschen angefallen werde.

Delmonico dürfte noch vielen unter uns in Erinnerung sein, da er zu Anfang der siebziger-Jahre mit Renz reiste. Seine Gestalt war auffallend hoch und muskulös, und er wußte die Wirkung seiner Erscheinung noch durch eine ausgesuchte Eleganz zu steigern. Der Neger war ein Dandy vom Scheitel bis zur Sohle, und jede nubische Schöne, die ihn so einhergehen gesehen hätte: eine Rose im Knopfloche, die Füße in spiegelnde Lackschuhe gezwängt, strohgelbe Handschuhe an den Händen und eine grellrote oder blaue Seidenkravatte um den Hals gelegt, wäre

bei seinem Anblick sicherlich vor Entzücken in Ohnmacht gefallen. Uebrigens hat Delmonico nicht nur bei nubischen Schönen Gefallen erregt. Sein Glück bei Europäerinnen war außerordentlich, wie es ihm ja schließlich auch gelang, eine solche, die Tochter des bekannten Menageriebesitzers Kreuzberg, heimzuführen. Es ist ein zartes blondes Weibchen, das den Riesen wie ein Schoßhündchen am Gängelbande führt. Der moderne Othello ist der willenloseste Gatte, der größte Pantoffelheld des Jahrhunderts geworden, gerade so wie sein berühmter Vorgänger Charles, von dem sich ein nettes Geschichtchen erhalten hat.

Von seiner Frau mit Vorwürfen bedroht, hatte sich Charles, um sicher zu sein, in seine Bude, und zwar in den Löwenkäfig geflüchtet. Als ihn Madame Charles nach längerem Suchen hinter den Gitterstäben, inmitten der zähnefletschenden Ungeheuer erblickte, drehte sie sich verächtlich um und rief mit unnachahmlichem Tone.

„Also hier! Schäme dich doch, erbärmlicher Feigling!“

Man mag sagen, was man will, diese Leute, welche ihr tägliches Brot unter den erhobenen Pranken der Tiger zusammenraffen, verdienen unsere volle Bewunderung.

In diesen Tierbändigern lebt entschieden etwas von dem antiken Heldenmute, der antiken Lebensverachtung; auch in ihren Erfolgen müssen wir einen Sieg der menschlichen Intelligenz über die wilden Instinkte der Natur begrüßen.

Daß sie trotz der Roheit und Härte ihres Metiers Menschen bleiben wie wir, schwach, kleinmütig und abhängig, dafür sind uns Martin, Delmonico und Charles klassische Zeugen. Auch der Humor geht ihnen selten aus. Da locken z. B. gegenwärtig die Brüder Pezon ganz Paris vor die Barriere du Trône, woselbst sie in einer Schaubude Vorstellungen mit dreiunddreißig Löwen geben.

Die Pezon sind keine Neulinge auf diesem Gebiete, denn sie entstammen einer alten Bändigerdynastie. Ihr Vater war eine Sommität seiner Gilde, und an ihn richtete ein „Amateur“ einmal die Frage:

„Sagen Sie, wenn Sie in den Käfig zu ihren Löwen treten, bekommen Sie da keine Furcht?“

Ueber das Gesicht des alten Pezon flog ein königliches Lächeln: „Furcht! Ich? Nein — aber Flöhe!“



Abendläuten.

Von

Feodor Bercht.

Die Klosterglocke vom Walde
Die läutet den Tag zur Ruh'.
Ich stehe auf einsamer Halde
Und höre mit Andacht zu.

Dieselben Klänge sind es,
Die ich so oft vernahm,
Als noch das Herz des Kindes
Nichts wußte von Leid und Gram.

Dem alten lieben Geläute
Froh lauschtest du ihm einst,
O Herz, warum nun heute
Bist du so still und weinst?

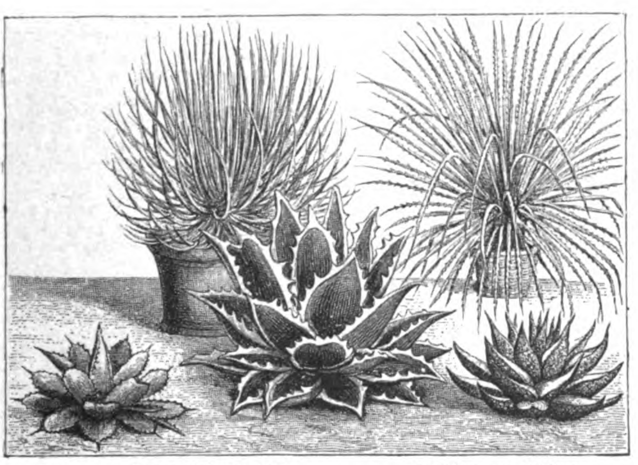


Unser Hausgarten.

Von O. Hüttig.

Die Baumlilien oder Agaven.

Eine der interessantesten Gruppen der großen Ausstellung für Gartenbau, welche im April d. J. in Berlin stattgefunden hat und mit welcher wir uns früher einmal bereits beschäftigt haben, war die der **baumartigen Lilien** und der Dickpflanzen, welche die Herren A. und Fr. Heckmann ausgestellt hatten. Sie zogen nur wenig die Aufmerksamkeit der Besucher auf sich sei es weil ihr Standort in einem der Seitensäle ein recht ungünstiger war, oder weil die Herren Aussteller eine der wichtigsten Bedingungen für die öffentliche Präsentation ihrer Sammlung außer acht gelassen hatten: die bei weitem meisten Pflanzen waren namenlos („ohne Etiketten")! — Wir greifen aus der bedeutsamen Zusammenstellung einige wenige Arten heraus, um sie dem Leser in Bild und Worten vorzustellen.



Agave stricta (Hystrix). Agave Verschaffelti. Agave Gilbeyi. Dasylirion serratifolium. Haworthia attenuata.

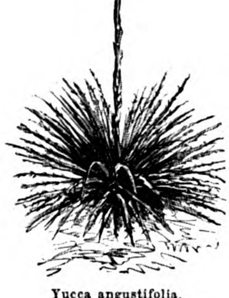
Da ist die **Amerikanische große Aloe** (Agave americana L.), jene Wunderpflanze, welche in unseren Gewächshäusern erst, wenn sie 40 bis 60 Jahre alt geworden („die nur alle 100 Jahre blühende Aloe" des Volkes), in Südamerika schon nach 4 bis 5 Jahren, ihren bis 10 Meter hohen Blütenschaft entwickelt, der sich dabei nach und nach mit gelblichen wohlriechenden Blüten bedeckt, von denen an einem Schaft schon an 14 000 gezählt worden sind. Die Pflanze kommt auf dürrem unfruchtbarem Boden Mittel- und Südamerikas wild wachsend vor, wird aber in Nordafrika und Südeuropa, namentlich auf Sizilien, wegen ihrer scharf bewaffneten Blätter zu Hecken benutzt; auch hatten die Oesterreicher in Dalmatien einst ihre Festungswälle zum Schutz gegen Angriffe der Türken mit Agaven bepflanzt. — Die Südamerikaner bereiten aus dem Saft der Blätter ihr Nationalgetränk, die Pulque, und aus dieser durch Destillieren einen sehr berauschenden Branntwein, der nach der Stadt Mescal benannt ist oder auch Mexikal heißt. Die Blattfasern („Manilahanf") dienen wie Flachs und Hanf zur Anfertigung von Bindfaden, Seilen, Hängematten u. s. w. Der vertrocknete Blütenschaft wird statt des Streichriemens für Rasiermesser oder wie Kork von der Korkeiche benutzt. — Aber trotz der eigentümlichen Starrheit der einzelnen Pflanzen dieser Gruppe hat sie doch nicht den Charakter der Einförmigkeit, denn ihre Formen sind äußerst mannigfaltig, abgesehen von der Steifheit der einen Abart, der **Agave Gilbeyii Hort.**, welche durch die gelblichweißen Ränder ihrer Blätter vorteilhaft von dem Grau der Stammmutter absticht; wahrscheinlich ist sie in den Gärten entstanden, denn ihr Vaterland ist unbekannt. Dagegen weiß man von der **Agave Hystrix Hort.**, die mit ihren schmalen feinen Blättern beinahe elegant aussieht, daß sie aus Mexiko stammt. Schöner noch und graziöser präsentieren sich das sägenblättrige Dasylirion (Dasylirium serratifolium Zucc.) von Mexiko und die mit ihnen allen verwandte, nach de Candolle der Familie unserer Spargel zugehörige, ebenfalls in Mexiko einheimische höckerige (tuberculata) **Pincenectitie** (Beaucarnia recurvata Lehm.) mit leicht gebogenen, „gekrümmten", dunkelgrünen Blät-

tern. Hierher gehört auch die schmalblättrige Palmlilie (**Yucca angustifolia Pursh.**) von Missouri, jedenfalls eine der schönsten und für unser Klima härtesten Formen. Aehnliches gilt von der „verdünnten“ (attenuata) Haworthia, die mit ihren spitzen, dachziegelartig geordneten Blättern jedenfalls eine interessante Erscheinung ist. Von dieser nicht gewöhnlichen Gattung hat die Firma F. B. Heinemann in Erfurt ein bedeutendes Sortiment vorrätig.

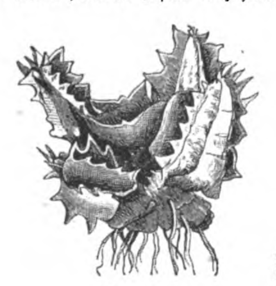
Alle diese Gewächse, denen man ihre nahe Verwandtschaft mit unseren Lilien nicht ansieht, bilden ein wertvolles Material zur Ausschmückung von Freitreppen und Balustraden, zur Verwendung in Vasen, auf Thorpfeilern u. s. w. und zur Aufstellung zwischen Tuffsteinen, den oft gesehenen, mehr oder weniger geschmackvoll angelegten „Felspartieen“ unserer Gärten.

Ihre Kultur ist leicht. Man pflanzt sie am besten in eine Mischung von Laub- und Lehmerde mit Sand in Gefäße mit gutem Wasserabzuge; während des Winters halten die meisten sich im frostfreien Keller ganz gut; die besseren Arten stellt man im kalten Gewächshaus oder Zimmer auf und gießt sie nur wenig.

Man vermehrt sie durch Stocksprossen, deren Bildung man durch Ausschneiden des Blütenstengels oder des Herzens befördert, oder durch Anzucht aus Samen, den z. B. die Firma Haage und Schmidt in Erfurt in zahlreichen Arten aus dem Vaterlande importiert und zu verhältnismäßig billigen Preisen abgibt.



Yucca angustifolia.



Stopelia.

Botanisch weit entfernt von den eben besprochenen Pflanzenarten steht die zungenblättrige Zaserblume (**Mesembrianthemum linguaeforme Haw.**) mit dicken zungenförmigen Wurzelblättern, und ein hier vertretener Repräsentant der Aaspflanze (Stapelia) vom Kap der guten Hoffnung.

Erstere, die Zaserblume, gewöhnt an einen heißen, sonnigen Standort in Südafrika, bequemt sich im Freien stets jedem, auch dem magersten Boden an; im Topf gedeiht sie am besten in sandiger, selbst kiesiger, leichter Erde; jedenfalls braucht sie viel Sonne, blüht dann aber sehr schön.

Die Stapelien, welche der Familie der Asklepiaden angehören, haben eigentümliche kaktusartige Stengel und Blätter und bringen meist Blüten von glänzender Färbung und hübscher Zeichnung hervor. Viele von ihnen, nicht alle, haben einen widerlichen Geruch, weshalb man sie zur Zeit der Blüte nicht in Zimmern haben darf.

Man hält sie Sommer und Winter unter Glas, im Winter bei 6–10° R. Wärme, gießt aber nur wenig und hält sie selbst im Sommer nur durch öfter wiederholtes Ueberbrausen mit überschlagenem Wasser frisch.

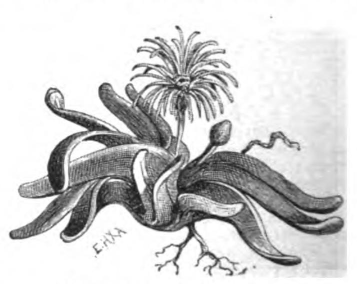
Am besten gedeihen sie in Laub- und Heideerde. Man vermehrt die Stapelien durch die Stengel, welche vom Stock abgetrennt und wie Stecklinge behandelt werden, oder durch Samen.

Der Katalog von Haage u. Schmidt in Erfurt verzeichnet von letzteren 10 verschiedene Arten.

Palmen in Deutschland.

Die Palmen, von Linné die Fürsten des Pflanzenreichs genannt, gehören beinahe ausschließlich den Tropen an; nur ungefähr 40–45 Arten von ihnen gehen über die beiden Wendekreise hinaus, im Norden bis zum 44. Grad, im Süden bis zum 35. Grad der Breite. Aber eine Art, die Zwergpalme, **Chamaerops humilis L.** ist auch in Süd-Europa einheimisch, und die Dattelpalme, **Phoenix dactilifera L.** wird hier des Nutzens halber, andere zur Zierde, kultiviert. — In den Tropen ernähren die Palmen viele Millionen von Menschen und Tieren. Namentlich hängt die Existenz vieler Südsee-Bewohner fast ganz von der Kokospalme, **Cocos nucifera L.** und die der am Ausflusse des Orinoko wohnenden Guaraunen von der Moritzpalme, **Mauritia vinifera Mart.** ab, welche letztere in Brasilien, vorzüglich am Orinoko, heimisch ist.

Die Palmen liefern den Tropenbewohnern im allgemeinen Material zu Kähnen, Wohnungen und zu allerlei Gerät; junge Sprossen und Gipfelknospen geben ein wohlschmeckendes Gemüse (Palmkohl), die Samenkerne das Palmkernöl, die Hülle der Fruchtsteine ein Speise- und Brennöl, auch ist diese Hülle eßbar; die unentwickelten Blütenscheiden wie auch der Stamm, wenn er angebohrt wird, scheiden einen Saft aus, der zu Palmwein, Arrak und Palmzucker Verwendung findet; dünnere Stämme, Wedel- (Blatt-) Stiele, Wedel und Wedelfasern dienen zur Bedachung der Wohnungen, zur Anfertigung von Flechtwerk, namentlich der Körbe und Basthüte, von Papier, zu Gespinsten u. s. w; auch sind Wachs, Katechu (Heilmittel gegen Durchfälle, Ruhr u. a.) und Drachenblut (ein dunkelrotes Harz von **Calamus Draco W.**) Erzeugnisse der Palmen.



Mesembrianthemum linguaeforme.



Pincenectitia tuberculata.

Aber die Palmen sind auch die schönsten Zierden unserer Gewächshäuser, Wohnzimmer und Gärten, und ist ihre Kultur durchaus nicht schwierig, am wenigsten für den, welcher Aufmerksamkeit mit Verständnis für die Bedürfnisse der Pflanzen überhaupt vereinigt. Die Anzucht geschieht in den meisten Fällen durch den Samen, der am besten im Winter in Sägespäne von Kiefernholz oder in Kokosnußfaser-Abfall gelegt und möglichst warm (25–30 Grad C.) gestellt wird; er bleibt in seiner Samenschale, bis er das erste, selbst zweite Blatt gebildet hat, und werden die jungen Pflanzen dann ohne Beschädigung ihrer Wurzeln in mehr tiefe als flache Töpfe gesetzt und zwar in eine Erdmischung von halbverfaultem Laub, verwittertem Lehm, gut verrotteter Mistbeet-, Moor- und Heideerde, Sand, Holzkohle und wenig Ofenruß. Hierbei ist noch dabei aufmerksam zu machen, daß bei den keimenden Samen an den jungen Pflanzen der Samenkern so lange sitzen bleiben muß, bis das Verbindungsstück zwischen Pflänzchen und Kern vertrocknet ist.

Die Palmen können, wenn nötig, zu jeder Jahreszeit versetzt werden, indem man die zu einem festen Netz verflochtenen Wurzeln vorsichtig loslöst und mit frischer Erde umgibt, stets

...er, ohne sie zu verletzen; kranke Wurzeln werden ganz herausgeschnitten. Die meisten lieben im Sommer eine Wärme von ...—25 Grad C., etwas weniger im Winter, und können in ... wärmsten Sommermonaten halbschattig im Freien stehen, selbstverständlich geschützt gegen starke und kalte Winde. Auch ... Gewächshause und Zimmer müssen sie im Sommer gegen ... Mittagssonne beschattet werden. Feuchte Luft und Bespritzen, ...ßiges Begießen im Sommer, weniger im Winter, mit (25 bis ... Grad C.) warmem, kalkfreiem Wasser sichern ihr Gedeihen, ... noch besonders befördert wird, wenn man während des ...ksten Wachstums den untersten Teil des Stammes, den Wurzelhals, mit frischem Kuhmist, dem zur Hälfte Erde beigemischt wurde, umgibt. — Die Palmen der nördlicheren Zonen werden am besten im kalten Gewächshause oder im kalten, aber frostfreien Zimmer überwintert, vertragen aber auch längere Zeit die Temperatur des warmen Zimmers.

Eine der schönsten neueren Palmen ist die **Verschaffeltia melanochaetes** H. Wendl., auf den Sechellen (...—80 Grad ö. L., 3—4 Grad südlicher Breite, Ostküste von Afrika) einheimisch, mit schwarz bestacheltem Stamm, leicht gebogenen, runden und plattstieligen Fiederwedeln, deren obere Fieder ganzrandig, wie abgeschnitten, und deren untere spitz geschweift sind, alle von lebhaft grüner Farbe. Diese Art verlangt eine hohe, besonders feuchte Temperatur, im Sommer bis ...—30 Grad C., hinreichenden Schatten und eine lehmig-sandige Laub- und Heideerde. Ihre Anzucht kann nur durch Samen geschehen. Wie lange sie den Aufenthalt im Zimmer verträgt, ... noch nicht erprobt.

Pedestrianismus.

Von H. Vogt.

Dem Schnellaufe gegenüber, welcher sich bei den Rennen bis zu 100 englischen Meilen (zu 1609 m) allerdings zugleich als rechter Dauerlauf erweist, hat sich auch das Weltgehen als besonderer „pedestrischer" Sport herausgebildet. Wenn bei den Laufübungen nur der Ballen des Fußes den Boden berühren soll, so tritt im Gegenteile der Fußgänger mit ganzer Sohle, und zwar mit der Ferse zuerst auf, und die leichten und gut sitzenden Schuhe werden außer in der Gegend der Zehen auch an der Stelle des ganz fehlenden Absatzes mit einer scharfen Spitze versehen, um selbst auf glattem schlüpfrigen Boden sicheres Auftreten zu bewirken und dem Fuße gleich beim Niedersetzen ohne Anspannung weiterer Muskeln einen unbedingten festen Halt zu gewähren. Durch eine gewisse drehende und schiebende Bewegung in den Hüften wird ein weitausgreifender Schritt erzielt, welcher es ermöglicht, auch im Gehen eine ganz bedeutende Schnelligkeit zu entwickeln. Der eigentliche pedestrische „Sport" beginnt erst auf größere Strecken, 100 Meilen und darüber, doch finden auch Rennen im Gehen auf kürzere Distanzen statt. Nur um solche kann es sich handeln, wenn Knaben und Jünglinge mit ihren Leistungen in Betracht kommen, denn die Teilnahme an ausgedehnteren Rennen erfordert ein länger währendes und strengeres „training", als dem jugendlichen Körper angemessen und zuträglich ist und die Rennen von längerer Dauer greifen den menschlichen Organismus in hohem Grade an.

Die höchsten pedestrischen Leistungen wurden in den seit einigen Jahren in England und namentlich in der nordamerikanischen Union gepflegten, sogenannten „Sechs-Tagerennen" entwickelt. Eine völlig ebene, bedeckte Rundbahn, welche meistens gerade eine englische Meile im Umkreise mißt, wird zum Austrage solcher Rennen benutzt und die Konkurrenten suchen binnen sechsmal 24 Stunden die größtmögliche Anzahl von Meilen auf derselben zurückzulegen. Sie können sich dabei, so oft und so lange es ihnen beliebt, in bestimmte Räumlichkeiten zurückziehen, wo Freunde und Gehilfen um ihr leibliches Wohl bemüht sind. In diesem Wettstreite stellt eine Leistung immer die andere in den Schatten. 1878 hat der Sieger O'Leary in London nur 520½ Meilen binnen 6 Tagen zurückgelegt, in den folgenden Jahren besserte sich der „record" zusehends, so daß im März 1882 der Sieger Hazael während eines im großen Madison-Square-Garten zu New York abgehaltenen Rennens um einen Einsatz von 1000 Dollars jeder nach 142 Stunden bereits 600 Meilen zurückgelegt hatte und während dieser Zeit 105 Stunden 53 Minuten 25 Sekunden „on track" auf der Bahn gewesen war.

Der damit zum „Champion of the world" proklamierte Sieger war völlig frisch und schien durchaus imstande, noch eine Anzahl Meilen zu gehen. Sein „backer" indes wollte eine weitere Probe wohl für kommende Zeiten aufsparen und beendigte das Rennen genau mit der 600. Meile. In Bezug auf diese Verhältnisse bedarf es einiger orientierender Worte, welche im allgemeinen für den Betrieb der meisten Sportzweige in England und Amerika Gültigkeit haben. In beiden Ländern begnügt sich das große Publikum nicht mit der Lust am Schauen der vorgeführten außerordentlichen Körperleistungen, sondern verlangt nach größerer Aufregung, welche sich in Gestalt öffentlicher Wetten bietet. Die Spekulation hat sich deshalb der Männer bemächtigt, welche zu öffentlichen Wettkämpfen, sei es im Gehen, Laufen oder Rudern, geeignet und geneigt sind. Der Spekulant erhält „seinen Mann" völlig, erlegt den Einsatz und überläßt ihm den Gewinn, welcher in dem oben beschriebenen Falle die erkleckliche Summe von 7000 Dollar oder 28000 Mark erreichte. Als Gegenleistung tritt der „professional" bei solchen Rennen in Konkurrenz, welche der „backer" seinen Spekulationen nach für ihn aussucht und unterwirft in der Zwischenzeit seine ganze Lebensweise und seine „Arbeit" den Anordnungen des „trainers", welcher nicht von seiner Seite weicht. Der „backer" aber hält sich schadlos für seine Auslagen, die sich durch die Ermietung passender Lokalitäten für die öffentliche Schaustellung noch erhöhen, aus den Eintrittsgeldern, welche um so reichlicher fließen, je mehr das an und für sich schon bedeutende Interesse an allen sportlichen Schaustellungen durch das Auftreten eines besonderen Lieblings noch erhöht wird, und dem Ertrage der Wetten, welche er „über seinen Schützling abschließt". Der Wettmarkt ist vollständig öffentlich, Buchmacher etablieren sich für die Vermittelung der Wetten im Publikum und die Wettlust, dieser ganz hervorstehende Charakterzug der Angelsachsen, treibt ihre schönsten Blüten.

Naturanstalten in der Häuslichkeit.

Von Dr. Karl Ruß.

3. Das Froschhaus.

In Anbetracht dessen, daß gegen die Reptilien und Lurche noch fast überall ein förmlich abergläubisches Vorurteil herrscht, haben diejenigen unserer Naturanstalten in der Häuslichkeit, welche uns diese Tiere lebensvoll vor Augen führen, eine nicht geringe Bedeutung. Wie oft hören wir, sogar im Kreise Hochgebildeter — vielleicht auch hier erst recht — schreckensvolle Ausrufe beim Anblick eines harmlosen Frosches oder sogar einer hübschen und gewandten Eidechse, eines bunt gefärbten, nicht unschönen Molchs! Im Gegensatz dazu findet man allerdings auch bereits, wenigstens hier und da in der Häuslichkeit einen Käfig mit Kriechtieren, und das Froschhaus, namentlich das Laubfroschglas gehört ja in manchen Familien ebenso wie der Käfig mit dem Kanarienvogel gewissermaßen schon zur feststehenden Ausstattung.

Wenn ich nun aber ein solches bedauernswertes Tier, ich meine den Laubfrosch in einem runden Glase, in welchem er nur eine ungeschickte, unbequeme Leiter zum Sitzen und sonst gar keinen Schutz, weder gegen das ihm äußerst lästige grelle Licht, noch gegen das ihn beängstigende Beschauen hat, betrachte, so ergreift mich immer inniges Bedauern. Daher lasse ich hier alle jene Behälter, welche man bis jetzt für den Laubfrosch und seine nächsten Verwandten eingerichtet hat, von vornherein außer acht und gebe zunächst Anleitung dazu, wie man solche Gäste in der Häuslichkeit eigentlich sachgemäß beherbergen soll.

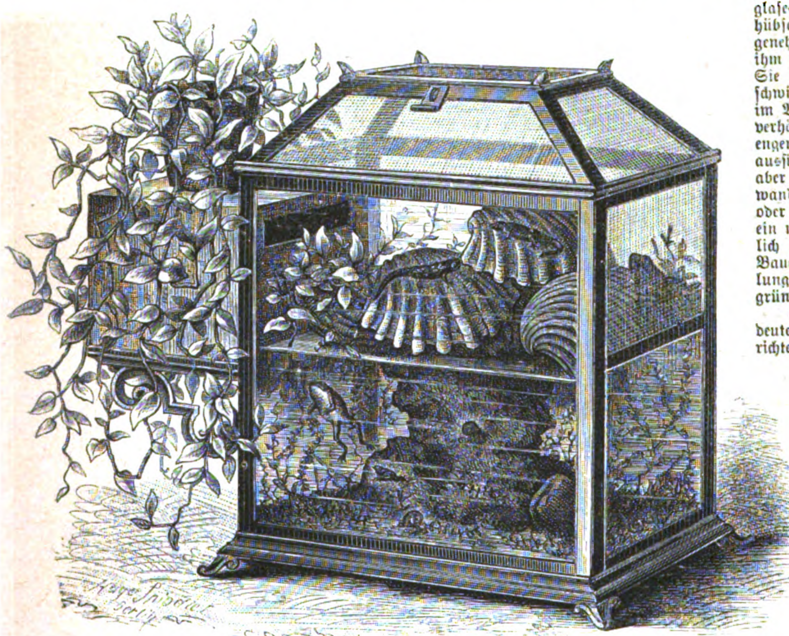
Die Hauptaufgabe bei dieser wie bei allen übrigen unserer Naturanstalten in der Häuslichkeit ist ja die, daß man es zu erreichen suche, einerseits den Tieren Schutz, beziehentlich ein behagliches Dasein zu gewähren, während man sie anderseits doch auch vor Augen haben will; um sich wohl zu fühlen, bedürfen sie verbergender Schlupfwinkel und Verstecke, um uns ihrer zu erfreuen, müssen wir sie auch in diesen möglichst schauen und beobachten können.

Hier, in unseren kleinen und kleinsten, ganz ebenso wie in den großartigsten Naturanstalten, den zoologischen Gärten, Aquarien, Geflügelzuchtanstalten und all dergleichen, läßt sich eben Schau und Erhaltung, Prunken mit den Tieren oder das naturgeschichtliche Studium derselben mit dem Wohlgedeihen und dann gar erst ihrer Züchtung nur außerordentlich schwierig vereinigen; erklärlicherweise um so schwerer, jemehr die betr. Geschöpfe Nacht- oder Dämmerungstiere sind und je scheuer und versteckter ihre Lebensweise ist.

Mit Rücksicht auf alle solche Verhältnisse muß natürlich auch die Herberge für die Froschlurche und Schwanzlurche, also die ganze Gesellschaft, welche der Liebhaber als Frösche, Kröten, Salamander und Molche zusammenfaßt, der schaudernde abergläubische Nichtkenner aber wohl gar als „Molche und Drachen" bezeichnet, hergerichtet werden.

Ein hübsches und geschmackvolles, nicht minder aber auch

praktisches Froschhaus (s. Abbildung), welches den Tieren wohligen Aufenthalt und uns zugleich die Gelegenheit bietet, sie nach Belieben zu beschauen, habe ich in folgender Weise hergerichtet. Es ist ein länglich-viereckiger Glaskasten, von 30 cm Länge und 22–24 cm Tiefe, bis zu 16 cm Höhe, dicht verkittet und mit Wasser gefüllt und noch bis zu 15 cm Höhe mit feiner Drahtgaze abgeschlossen. Das Wasser soll den Sumpf bilden, in welchem die Lurche zeitweise sich aufhalten und namentlich ihren Laich absetzen. Vom Grunde aus bis weit über den Wasserspiegel empor erhebt sich ein vielfach zerklüfteter, zackiger, höhlenbergender Felsen, an diesen gelehnt, gleichsam freischwebend, doch fest an der Gazewand ruhend, liegt eine große Muschelschale, welche Gartenerde und in dieser wurzelnd Doldenriesche u. a. Blattgewächse enthält. Inmitten der letztern steht, etwas in die Erde eingesenkt, ein Glaskästchen von 8 cm Länge, 4,5 cm Breite und 3 cm Höhe mit steilen Wänden, welches etwa zum Dritteil mit reiner Weizenkleie gefüllt ist und reichlich Mehlwürmer



Froschhaus.

enthält. Der ganze oberhalb des Wassers emporragende Teil des Tuffsteinfelsens ist mit hübschen Muscheln und Schalenstücken von einem Straußei hohl überdeckt, so daß er für die Frösche und Molche gar wohlige Verstecke und Herbergen bietet. Der Glaskasten ist mit einem dachartigen Deckel aus Blechgestell und Drahtgazewänden verschlossen und in einer der letzteren befindet sich an der obern Vorderseite eine kleine Blechklappe, durch deren Oeffnung die anderweitige Nahrung, bestehend in Fliegen und allerlei anderen lebenden Kerbtieren hineingegeben wird. Das Wasserbecken ist reichlich ausgestattet mit Pflanzenwuchs, Wasserpest, Hornkraut, Tausendblatt, Froschlöffel, Entenfloß u. a. m. und es muß ein so dichtes Pflanzengewirr bergen, daß in demselben die Einwohner ihre Brut, d. h. die Lurche ihren Laich absetzen können. An einer Schmalseite des Froschhauses ist ein viereckiger Holzkasten angehängt und befestigt, zu welchem der ganzen Länge nach eine entsprechende Oeffnung hineinführt. Der Boden desselben ist mit feinem trocknem Sand etwa dreifingerbreit bedeckt, darüber kommt eine gleiche Lage von weichem Moos und zwischen diesem sind wiederum einige hohlgelegte Steine und Muscheln angebracht. Diese letztere Vorrichtung dient zur Winterherberge, welche nach Belieben von diesem oder jenem Bewohner des Froschhauses aufgesucht werden kann. Auf dem Holzkasten steht ein Blumentopf mit üppiger Doldenriesche, Epheu oder einem anderen herabhängenden Gewächs, welches diese Seite des Froschhauses malerisch verschönt.

Die Bewohnerschaft dieser kleinen Naturanstalt, welche man Amphibien- oder Lurchhaus nennen könnte, das bei uns aber scherzhafterweise Paddarium heißt, besteht in einer ansehnlichen Gesellschaft überaus interessanter Tiere. Wenn wir eine der großen Muscheln vorsichtig aufheben, so finden wir darunter zunächst ein Prachtstück der Sammlung und zwar einen der größten Laubfrösche weiblichen Geschlechts, welche es gibt. Er ist seit 3½ Jahren Mitglied dieser kleinen Republik und befindet sich so wohl, daß er seine prächtig maigrüne Farbe nur sehr selten wechselt. Um ihn zu sehen, bez. zu zeigen, brauchen wir eben nur die oberste Muschel aufzuheben; geschieht es aber zu oft, so zieht er sich voll Entrüstung in den Winterpalast zurück und dann nimmt er aus Verdrießlichkeit eine graugrüne Farbe an. Unter der nächsten Muschel sitzt das Männchen, welches ein wenig kleiner ist und etwas mehr unzufriednen Gemüts zu sein scheint, indem es beständig düstergraugrün gefärbt ist. Dadurch läßt es sich indessen keineswegs davon abhalten, bei feuchter Luft seinen wunderlichen Froschgesang, während es die Schallblase an der Kehle fast kirschengroß aufbläht, anzustimmen. In einer tiefen Erdhöhle, unterhalb des Mehlwurmglases sitzt eine Knoblauchskröte, ein wirklich hübscher Lurch, bei dem man den unangenehmen Geruch, welchen der Volksmund ihm angedichtet hat, vergeblich suchen kann. Sie kommt von Zeit zu Zeit hervor und schwimmt dann, nach Nahrung suchend, lustig im Wasser umher, wobei sie mit ihren unverhältnismäßig langen Hinterbeinen im engen Raum allerdings ungeschickt genug aussieht. Bei genauer Betrachtung kann sie aber ebensowenig wie ihre nächste Verwandte die Unken- oder Feuerkröte Abscheu oder Ekel einflößen. Die letztere ist eigentlich ein noch hübscherer Lurch, welcher vornehmlich durch die orangerot oder -gelbgefleckte Bauchseite auffällt. Sie bewohnt eine Höhlung tiefinnen in dem mit Moos schon begrünten Tropfsteinfelsen.

Wer ein solches Paddarium noch bedeutend geräumiger als das meinige herrichten will, kann auch die übrigen einheimischen Froschlurche, wie den Teich- und Taufrosch, die Erd-, Kreuz-, Wechsel- und Geburtshelferkröte darin beherbergen, und er wird bald beobachten können, daß alle diese unverdient geschmähten Tiere bei näherer vorurteilsloser Bekanntschaft uns Interesse und sogar Teilnahme im hohen Maße einzuflößen vermögen.

Alle diese Lurche mit geringer Ausnahme sind für den Naturhaushalt und das Menschenwohl außerordentlich nützlich, denn sie ernähren sich von allerlei uns lästigem und schädlichem Getier und richten unter demselben und dessen Bruten bedeutsame Verheerungen an, weil sie eben sehr starke Fresser sind. Eine Ausnahme macht der Teichfrosch, welcher an dem lebhaft gelbgrünen Längsstreif über den ganzen Körper leicht zu erkennen ist, indem er in beträchtlichem Maße Fischbrut verzehrt.

Da die Frösche und Kröten, wie erwähnt, ein bedeutendes Nahrungsbedürfnis haben, so ist einerseits ihre Ernährung in der Gefangenschaft nicht ganz leicht, anderseits aber lassen sie sich durch das Futter immer bald und leicht zähmen. In den beschriebenen gläsernen Futterbehälter gibt man jahrein und jahraus vornehmlich Mehlwürmer, sodann auch zeitweise kleinere Regenwürmer, ferner gleiche, nackte Raupen, Käfer und allerlei Kerbtiere, welche man beim Spazierengehen auf Wegen und Stegen erbeutet und in einer vorsorglich mitgeführten Schachtel nach Hause bringt. Die ganze warme Jahreszeit hindurch fangen wir in der Häuslichkeit, besonders aber in der Küche Fliegen für die Bewohnerschaft des Paddarium, und die großen Schmeiß- oder Brummfliegen bilden für jeden einzelnen in der Gesellschaft, insbesondere aber für die Molche die größte Leckerei.

Neben den Fröschen lassen sich in unserm Paddarium auch die Schwanzlurche vortrefflich erhalten. Zuerst wurde ein Feuersalamander mit aufgenommen, und derselbe weilt hier bereits ebensolange als der ersterwähnte Laubfrosch. Sodann fischen wir in jedem Frühjahr in dem unsrer Wohnung am nächsten belegenen Tempelhofer Sumpf eine Anzahl Kamm- und kleiner Teichmolche, von denen die Männchen, besonders das der letzteren Art, dann im Hochzeitskleide prächtig gefärbt sind und einen hübschen hochaufrechtstehenden Kamm, längslaufend vom Kopf bis zum Schwanz haben. Nur zur Paarungszeit halten sie sich im Wasser auf, welches sie dann bald nachher wieder ver-

lassen. Es ist seltsam wie dann der ganze Körper fast um ein Dritteil oder bis zur Hälfte kleiner wird. Da der Raum unseres Paddarium verhältnismäßig gering ist, so mußten wir die beiläufig selbst gesammelten verschiedenen einheimischen Molche und namentlich die Teich- und Taufrösche in mancherlei Farbenspielarten, die verschiedenen Kröten, also alle Einwohner bis auf die beiden Laubfrösche, die aus einer Kaulquappe selbst gezogene Knoblauchkröte und eine Unke abschaffen, als nämlich vornehme Gesellschaft von fernher einrückte. Zunächst bekam ich von Herrn Naturalienhändler W. Geyer in Regensburg drei gar farbenschöne, marmorierte Molche (Triton marmoratus), welche in Südfrankreich, Spanien und Portugal heimisch sind, dann von Herrn Apotheker Max Kruel in Ottersberg in der Rheinpfalz eine Anzahl Schweizer Tritonen (T. helveticus) und Alpen-Tritonen (T. alpestris) und schließlich noch von Herrn Naturalienhändler Anton Mulser in Bozen in Südtirol wiederum einige marmorierte Molche und einen Brillen-Salamander (Salamandrina perspicillata) aus Italien. Diese Tritonen erhalten sich in unsrer Anlage vortrefflich, denn die aus Regensburg gekommenen farbenschönen Südwesteuropäer bewohnen das Paddarium bereits seit länger als zwei Jahren und nur einer ist zufällig verunglückt, indem er im naßkalten Herbst vom Felsen gefallen und ertrunken war. So kann thatsächlich auch ein Tier, welches einen großen Teil seines Lebens im Wasser zubringt, trotzdem darin verunglücken.

Das Wasser erhält sich im Bassin des Froschhauses durch den Einfluß der teils im Sande auf dem Boden wurzelnden, teils frei schwimmenden Pflanzen vortrefflich und es braucht niemals erneuert, sondern nur je nachdem es verdunstet, ersetzt zu werden. Diese Anlage würde sich auch zur Züchtung der Lurche wohl eignen, allein dann müßte man darin entweder nur eine Art halten oder den Raum ganz bedeutend vergrößern, denn andernfalls fressen die Bewohner ihre Nachkommenschaft gegenseitig auf. Daher wolle man auch mit dem Hinzusetzen von kleinen Salamandern, Molchen, Fröschen, Kröten vorsichtig sein, denn dieselben werden von den großen ihrer eignen oder anderen Arten nur zu begierig verzehrt. Vor allen der Teichfrosch ist ein gar arger Räuber und seine fortwährende Freßlust macht ihn auch dazu geeignet, daß er ungemein leicht gezähmt werden kann. Mein Schwager Max Elste hat in seinem verschließbaren Aquarium auf einem Felsen in einer Höhlung einen Feuersalamander und in der andern einen Teichfrosch, welche sich trotz mangelnder ausreichender Bewegung beide seit Jahr und Tag vortrefflich halten und so zahm sind, daß sie zum Füttern herbeikommen. Der Frosch schlüpft sofort hervor, wenn sein Pfleger naht und hascht ihm Fliege oder Wurm aus den Fingern. Der große weibliche Laubfrosch in unserm Paddarium war anfangs ungemein scheu, suchte stets zu entkommen und erregte, wenn er vorgezeigt wurde durch einen plötzlichen gewaltigen Sprung nicht selten großen Schreck, besonders bei den Beschauerinnen; jetzt aber läßt er sich längst geduldig auf die Hand nehmen, sitzt verständigerweise ruhig da und schnappt auch wohl, wenn er recht hungrig ist, eine ihm dargebotene Fliege oder einen Mehlwurm vom Finger fort.

Um das Wasser im Froschhaus immer recht rein zu halten und jede Fäulnis hineingefallener Fliegen, Mehlwürmer u. a. zu verhindern, halte ich stets darin einige kleine Fische, besonders Aale, namentlich aber eine beträchtliche Anzahl von verschiedenen Schnecken, welche letzteren sich in jedem Sommer zahlreich vermehren.

Nun sei noch der Hinweis gegeben, daß es zur Herstellung eines solchen Paddarium im wesentlichen nur eines einfachen Glaskastens bedarf, d. h. eines billigen Aquarium, wie man dergleichen aus Naturalienhandlungen oder Glaswarenhandlungen u. a. bezieht. Die zur Füllung erforderlichen Tuffsteinfelsen, mancherlei Muscheln u. a. und sodann auch die gesamte Bevölkerung kann man von den Naturalienhandlungen, so von J. F. G. Umlauff in Hamburg, H. Daimer in Berlin, Wilh. Geyer in Regensburg, Anton Mulser in Bozen u. a. kaufen. Am meisten Vergnügen und Freude gewährt die kleine Naturanstalt aber selbstverständlich, wenn man die Bewohnerschaft soweit es eben möglich ist, in Teichen, Sümpfen, auf Wiesen u. a. m. selber erjagt. Seltenere, insbesondre südeuropäische Arten sind zeitweise in der „Isis", Zeitschrift für alle naturwissenschaftlichen Liebhabereien (Berlin, Louis Gerschel, seit 1876) ausgeboten. Wer fremdländische größere Arten, wie z. B. den Ochsenfrosch im Paddarium halten will, muß dasselbe entsprechend geräumiger herstellen; immer aber wolle man die Einrichtung beibehalten, daß die Tiere unter den Muscheln und in ähnlichen Verstecken hausen, durch deren Aufheben sie stets unschwer dem Beschauen zugänglich gemacht werden können. Im übrigen muß die Vorrichtung einen hellen sonnigen Standort haben, über Winter in der geheizten Stube stehen, und dann halten die Bewohner auch keinen Winterschlaf, sondern sitzen nach wie vor ruhig auf ihren Plätzen unter den Muscheln oder im Moos des sog. Ueberwinterungs-Kastens. Ihr Nahrungsverbrauch ist während der kälteren Monate aber ein sehr geringer und wird mit kleinen bis mittelgroßen Mehlwürmern ausreichend befriedigt. Steht das Froschhaus im kühlern Raum, so ziehen sich manche Insassen unter das Moos des Ueberwinterungskastens zurück, die meisten bleiben aber unter den Muscheln, und es ist durchaus ein Vorurteil, wenn man annimmt, daß sie sich in den Schlamm verkriechen, um Winterruhe zu halten. Auch in der freien Natur geschieht dies nicht, sondern sie ruhen in Uferlöchern u. a. Höhlungen, niemals unter dem Wasser, sondern im Trocknen.



Fig. 1. Fig. 2.

Trachten der Zeit.

Von Ida Barber.

Winter-Kostüme.

Lange vor dem Herannahen des gestrengen Winterfürsten hat man sich mit Herstellung der zu seinem Empfang geeigneten Kostüme beschäftigt; alles sollte neu, apart, von der seither gekannten Mode abweichend sein; die Phantasie unserer Konfektionäre scheint aber heuer keiner besonderen Spannkraft fähig gewesen zu sein, denn gar vieles von dem, was man als neu empfiehlt, ist mit unwesentlichen Abweichungen schon getragen worden. All jene dem Soliden, Praktischen zugewandten Damen dürften heuer ihre Rechnung finden; — da die Mode, wenigstens nach den bis jetzt gültigen Farben, Formen und Stoffverbindungen zu urteilen, wenig variiert, läßt sich durch geringe Zuthat, beispielsweise eines Mediciskragens, einer aus Federpelüsche gefertigten Pellerine, eines breiten Filzbesatzes ein vorjähriges Kleid in ein modernes umwandeln.

In der Reihe der gemusterten modernen Stoffe scheint in erster Linie ein karrierter schräg gestellter Filzstoff Anklang zu finden; er nennt sich le sémillant, liegt doppelt breit, zeigt seitwärts 20 cm Breite, glatte Streifen, die — auch einmal die Probe von dem Gegenteil — diesmal den Besatz, auf dem karrierten Kleide bilden sollen.

Saxony ist im Gegensatz zu diesem auffallend grellen Stoff ein mattabgetöntes, sehr dauerhaftes Gewebe, das in grau mit schwarz, russisch grün mit olive, braun mit bronze vorrätig ist, und den glatten, oft recht unpraktischen Tuchstoffen wirksame Konkurrenz zu machen scheint. — Die gemusterten Broches haben ein kasimirartiges Ansehen; sie werden zumeist mit Samt oder Peluche écrasé garniert und gern zur Haustoilette verwendet. — Natté, ein schillernder, hochmoderner Stoff, halb Wolle, halb Seide, eignet sich dagegen für elegante Straßentoiletten. Das Gewebe an sich ist so reich, daß es, hübsch drapiert, keinerlei Aufputz bedarf. — Jene als Serge-double eingeführten englischen Stoffe sieht man neuerdings auch in bunten Längs- und Querstreifen; sie gehören ihrer Dauerhaftigkeit nach zu den besten Geweben und sind wie Kasimir, Vigogne, Cheviot keiner Mode unterworfen.

Die neuen Seidengewebe sind zumeist stumpf mit eingewebten Samtblumen. Ottoman ist immer noch modern, scheint aber durch den mit fingerbreiten Samtstreifen durchsetzten Seidenkasimir verdrängt zu werden. Letzterer ist für die durchwegs plissierten Toiletten wie geschaffen.

Der Samtstreif ist entweder schwarz, oder eine Nuance dunkler, wie der Seidengrund; dieser schimmert unter den Plissés nur linienbreit hervor, trägt aber wesentlich zur Eleganz der Toilette bei.

Aus glattem Seidenkasimir werden auch reizende, mit Pelz besetzte Mantelets gefertigt, die mit Schmelz und Chenille-Grelots garniert, zu den elegantesten der Saison gehören.

Fig. 1 zeigt einen solchen mit Skunks verbrämten Mantel, dessen Aermel mit dem Rücken aus einem geschnitten sind; auf der Brust und am Schluß des Oberärmels reiche Passementerie.

Fig. 2 stellt einen langen, aus perlgrauem Tuch gefertigten Mantel (Form Iphigenie) dar, welcher mit gleichfarbigem Pelz besetzt, mit Hermelin gefüttert ist; der an der Taille aufliegende Pelzbesatz ist so breit, daß er eine Art Latz bildet; der halbweite Aermel hat einen aus Pelz gefertigten mit Gummizug eng am Handgelenk anschließenden Anschiebärmel.

Man wird in diesem Jahre allem Anschein nach die dunklen Pelzsorten den helleren vorziehen, als Futter hauptsächlich Fee, Hermelin, Biber und brebis sibirien, als Besatzstoff Skunks, Seeotter und Sealskin verwenden. Beliebt sind die breiten zum Muff und Mantelbesatz passenden Medicìskragen, die aber nur zu taillengerecht gearbeiteten Mänteln getragen werden.

Die Formen der Muffs sind teils rund, teils halbmondförmig; besonders die von Mantelstoff gefertigten, nur mit Pelz verbrämten, oder mit einem Pelztierkopf gezierten Muffs werden in letztgenannter Art hergestellt. —

Zu den ganz engen, oben jicotartig gepufften Aermeln trägt man jetzt als Abschluß am Handgelenk handbreite Pelzmanschetten, begrenzt sie nach oben und unten mit ausgezackten Lederstreifen in braungrau, gelbbraun, chamois oder schwarzweiß.

Das einfache Hauskleid zeigt zumeist eine Blusen- oder Schnebbentaille, enge Aermel, einen vorn anliegenden, nach hinten aufgebauschten Rock. Fig. 3 ist in diesem Genre gehalten, aus dunkelblauem Tuch gefertigt, mit ausgezackten Tuchrüschen garniert, zwischen denen gleichfarbige Chenilleköpfchen eingestreut sind. Der latzartige Besatz der Taille eint sich dem die Mittelbahn des Rockes garnierenden Streif; rechts und links Plissés, die seitwärts mit nach unten breiter werdenden Tuchrüschen garniert sind; oben ein kurz gefalteter, sich in dem reichen Stoffbau der Hinterbahnen verlierender Schoß.



Fig. 3. Fig. 4. Fig. 5.

Fig. 4 stellt eine elegante Besuchstoilette dar, die aus rotbraunem, mit Samtmonden durchsetzten Cheviot gefertigt ist. Der durchweg plissierte Rock ist seitwärts derart gerafft, daß die Falten stufenförmig ansteigen und einen eleganten mit Kasimirspitzen garnierten Rock zum Vorschein kommen lassen; oben eine als Shawl geschlungene Taffetschürze, deren Enden durch Quasten zusammengehalten sind. — Die Taille hat vorn einen blusig gefalteten Einsatz, statt des Schoßes einen dicht gezogenen, die Hüfte umschließenden Ansatz von passendem Taffet.

Recht apart ist eine in Fig. 5 skizzierte Diner-Toilette, die aus azurblauem Atlas und schwarzer Points aiguille zusammengesetzt ist.

Den blauen Atlasrock begrenzen unten drei Plissés; über denselben ist ein breites Spitzenvolant garniert, nach oben hin je ein Stoff- und ein schmales Spitzenvolant. Die schräge geschlossene, vorn halboffene Taille läuft vorn in einem durch eine Schnalle drapierten Shawl aus, der statt der Tunique die Vorder- und Seitenansicht deckt. Die Hinterbahnen sind puffartig drapiert, die Falten innen mit Samt unterlegt. Der Aermel bildet einen mit Volant abschließenden Puff, ist oben in der Mitte der Achselnaht eingenäht und steif gefüttert. Dieses, wie die vorher genannten Modelle sind dem Hause Moskowitz (Wien) entnommen.

Unsere Modistinnen gestatten sich wieder etliche Seitensprünge und wollen uns glauben machen, daß je mehr Samt, Feder- und Bandschleifen sie einem Hut in wirrem Durcheinander aufgarnieren, er um so schöner sein müsse.

Viele der modernen Hüte sind ganz mit wollenartig gezogenem Samt überdeckt, bei anderen (Fig 6) besteht die ganze Vorderansicht aus einem großen, oben durch eine Agraffe gehaltenen Samtpuff. Solider sind die mit Samtband durchzogenen Capotes (Fig. 7), die zumeist vorn mit einem Kranz stark gekrauster Mirabauts abgegrenzt werden.

Fig. 8 ist eine für jüngere Damen sehr kleidsame Form, deren Rand mit breitem zum Besatz des Mantels passendem Pelzschmuck umgeben ist; oben am Kopf große Samtmasche mit grell abstechenden Taubenflügeln.

Die aus Kasimir gefertigten Turbans sind schnell in Aufnahme gekommen dürften sich aber als eigentliche Modeartikel nicht behaupten. Treten erst kältere Tage ein, so ist der mit Pelz verbrämte Tocque wieder an seinem Platze.

Man garniert ihn mit bunten Taubenflügeln oder Köpfen von Pelztieren, welch letzteren elektrisch erleuchtete Augen eingesetzt werden.

Die elektrischen Bijoux sind in letzter Zeit zu einer Art Modeartikel erhoben worden. Ungeachtet der ganz phänomenalen Wirkung der Schinbrillanten dürften die echten nach wie vor ihre Geltung als Aristokraten unter den Steinen behalten.



Fig. 7. Fig. 6. Fig. 8.

Zeitgemäßes aus Küche und Haus.

Von L. von Pröpper.

Vom Karpfen. Mit dem Monat Oktober beginnt die beste Zeit zum Genusse dieses, in der Küche so geschätzten Fisches und dauert bis Ende Januar, doch kann er anständigerweise auch noch in anderen Monaten, ausgenommen vom April bis Juli auf der Tafel erscheinen.

Die Karpfen werden sehr alt und man hat in Schloßweihern unserer Gegend ungeheure Karpfen mit Moos auf dem Rücken gefangen, doch schätzt man die Teichkarpfen nicht eben sehr, weil sie oft nach dem Schlamm schmecken, weshalb man sie gern einige Tage lang in einen Behälter mit frischem Fluß- oder Quellwasser setzt, damit sie sich „ausspeien", wie der technische Ausdruck lautet.

Am höchsten schätzt man den Rheinkarpfen und Ludwig XIV. liebte sie so sehr, daß er versuchen ließ, sie lebendig nach Paris zu bringen, welches aber nicht gelang, denn sie mußten, wie Memoiren aus jener Zeit berichten, in Chalons getötet werden und überhaupt hatte er mit den Karpfen kein Glück, denn als er auch wieder ein Experiment machte und Karpfen aus einem schlammigen Teiche in ein schönes klares Bassin nach Marly bringen ließ, zeigten sie so großes Unbehagen, daß seine allmächtige Geliebte und spätere Gemahlin, Frau von Maintenon, äußerte: „Elles sont comme moi, elles regrettent leur bourbe," denn sie, die nichts gescheut hatte, um zu ihrer hohen Stellung zu gelangen, fühlte sich nun darin so unglücklich, daß sie einmal verzweifelnd ausrief: „Je n'y puis plus tenir, je voudrais être morte!", worauf ihr Bruder ganz gelassen bemerkte: „Vous avez donc parole, d'épouser Dieu le père?"

Indem wir nun vom Hofe zur Küche übergehen, will ich noch darauf aufmerksam machen, daß manche Fischliebhaber den Karpfen nicht geschuppt haben wollen, weil unter den Schuppen der feinste Geschmack sitze, die Mehrzahl aber die Schuppen höchst lästig findet; in meiner Küche werden sie immer geschuppt.

Karpfen auf polnische Art. Man fange beim Schlachten des Karpfens das Blut auf, verrühre es mit etwas Essig und nehme den Karpfen, der nach dem Originalrezept nicht geschuppt werden soll, nun aus, sorge aber, daß die Galle nicht verletzt werde, löse sie vorsichtig ab und schneide den Karpfen in schöne Stücke; ist er groß, so muß er gespalten werden und wäre er etwa 2 bis $2^1/_2$ kg schwer, so bringe man zwei Drittel Jungbier und ein Drittel starkes Bier, im ganzen etwa 1 l (es muß den Fisch knapp bedecken) zu Feuer, mit einigen geschälten schönen, mit Gewürznelken gespickten Zwiebeln, einer Sellerie, Petersilienwurzel, Porree, einigen Möhren, einigen Stückchen Kohlrabi, einem Stückchen Ingwer, einigen Gewürznelken, einem halben Eßlöffel voll Pfefferkörnern, ebensoviel englisch Gewürz, vier Lorbeerblättern, einem Stengel Esdragon, Pfefferkraut, Thymian, einigen Citronenscheiben, von denen man Kerne und weiße Schale sorgfältig entfernt und der fein abgeschälten Schale einer halben Citrone, thue, wenn es kocht, die Karpfenstücke hinein, die Köpfe zu unterst, alle Stücke aber mit der oberen Seite nach unten, streue zwischen jede Lage etwas Salz, dessen es ziemlich viel bedarf und gebe oben darüber ein gutes Stück Butter (90 bis 125 g), für 30 Pfennig geriebenen gewöhnlichen braunen Pfefferkuchen, das Blut und nach Geschmack noch etwas Zucker und wenn der Fisch, der etwa drei Viertelstunden oder eine Stunde zum Garwerden brauchen wird, beinahe gar ist, ein Glas Wein und rüttle die Kasserolle bisweilen ein wenig, damit er nicht anbrenne. Sollte, nachdem der Fisch gar und nebst den Zwiebeln aus der Sauce genommen ist, diese nicht seimig genug erscheinen, so füge man einen Theelöffel mit Wasser klar gerührtes Kartoffelmehl hinzu und gebe sie durch ein Sieb.

Beim Anrichten stelle man die beiden Kopfstücke stehend und mit den Rachen aneinander gelehnt, in die Mitte einer runden Schüssel, lege die übrigen Stücke, die obere Seite nach oben, zierlich rund herum und garniere mit den Zwiebeln, gieße einen Teil der Sauce darüber, den anderen in eine Sauciere und serviere nach Belieben, warm mit Salzkartoffeln dabei oder kalt, auf welch letztere Art diese vorzügliche, feine, kräftige und pikante Speise wohl am besten ist. — Originalrezept. —

Bemooster Karpfen (bemooster Bursche zieh' ich aus). Man habe einen schönen großen Karpfen, schuppe ihn, nehme ihn aus, wasche und salze ihn und trockne ihn nach einer Stunde ab. Dann gebe man in die Bratkasserolle einige Scheiben Speck und Schinken, Wurzelwerk, einige Thymianblättchen und Pfefferkraut (Bohnenkraut), weiße Pfefferkörner, Neugewürz, einige Gewürznelken, füge $^1/_4$ l weißen Wein dazu und lege den Karpfen darauf, begieße ihn mit 125 g heißer Butter, lasse ihn, unter fortwährendem Begießen etwa eine halbe Stunde lang braten (am besten im Backofen des Herdes) und danach, aus dem Backofen genommen, auch eine halbe Stunde lang zugedeckt stehen, worauf man ihn aus der Kasserolle nimmt und zum Abtropfen auf ein Brett legt. Den Satz aus der Kasserolle gieße man durch ein feines Haarsieb, und rühre ihn so lange, bis er kalt ist; verrühre nun sechs hart gekochte Eidotter damit, gebe zwei Eßlöffel feinen Senf, einen Eßlöffel gesiebten Zucker, ein wenig Essig, zwei gehäufte Eßlöffel sehr fein gehackten Esdragon oder allenfalls auch Petersilie, einen gehäuften Theelöffel fein gehackte Schalotten und so viel Spinatmatten hinzu, daß die Sauce, welche sehr dick sein muß, eine schöne grüne Farbe erhalte; kein Salz.

Jetzt setze man den Fisch, auf dem Bauche liegend, auf eine lange Schüssel, übergieße ihn mit der Sauce und kann ihn auch noch mit Salatherzchen und zu Vierteln geschnittenen, hartgekochten Eiern umlegen.

Zu den Spinatmatten schwenke man einige Handvoll gut verlesenen und gewaschenen Spinat in einem Tuche recht trocken aus, stoße ihn im Mörser fein und presse ihn durch ein feines Läppchen in eine Obertasse; stelle diese auf einen zugedeckten, mit kochendem Wasser gefüllten Topf, bis sich ein gelbliches Wasser von dem am Boden der Tasse sich anlegenden grünen Matten trennt und gieße dies Wasser vorsichtig ab, wonach die Matten zum Gebrauche fertig sind.

Karpfen auf norddeutsche Art. Man schneide den geschuppten und nicht geschuppten (nach dem Originalrezepte soll er nicht geschuppt werden) schönen Karpfen in schöne Stücke, übergieße ihn mit $^1/_4$ l kochendem Essig und koche ihn in Fischbrühe langsam gar, richte ihn rasch und gehäuft an und serviere auch möglichst rasch nebst geriebenem rohen Meerrettich, zerlassener Butter und frisch abgekochten Kartoffeln oder statt Butter und

Meerrettich, mit geschlagenem Rahm (Rahmschnee), der, nach Geschmack, mit geriebenem rohen Meerrettich vermischt worden.

Eine gute Fischbrühe für diesen Fisch erhält man aus 1 l Wasser, $^1/_8$ l Essig, einer Möhre und Zwiebel, beides geschnitten, einem Lorbeerblatt, einem halben Theelöffel voll Pfefferkörner, zwei Gewürznelken und Salz, welches man eine Viertelstunde kochen läßt und dann durchseiht.

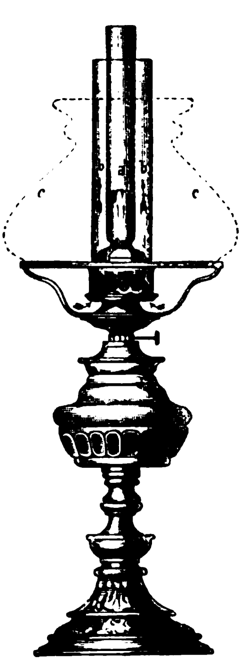
Litterarische Neuigkeiten.

Naturwissenschaftliche Encyklopädie der Kochkunst. Volksbuch und Supplement zu jedem guten Kochbuch. Bearbeitet von Hermann Hendeß, Winterthur. Druck und Verlag von J. Westfehling. 1883.

Es ist diese, der Frau Großherzogin von Sachsen, Weimar-Eisenach zugeeignete und mit einem sehr kräftigen beherzigenswerten Vorworte eingeleitete Encyklopädie wirklich ein sehr nützliches und lehrreiches Buch, welches allen, die für die edle Koch- und Haushaltungskunst Sinn und Geschmack haben, aufs wärmste empfohlen werden kann, denn während es in klarer, übersichtlicher und dabei wissenschaftlicher und interessanter Weise die dahin gehörigen Natur- und Kunstprodukte behandelt, gibt es auch viele Rezepte (Meerrettich-Essig gegen Sommersprossen, meine schönen jungen Damen!) Mittel, um Betrügereien zu entdecken (junge oder alte Gänse, Essigverfälschung u. s. w.) und bespricht, erläuternd, lobend oder tadelnd, die neueren Produkte, z. B. das Backpulver.

Dabei ist das Werk keineswegs trocken gehalten, welches besonders den modernen, jungen Hausfrauen, die oft von der Pension aus an den häuslichen Herd treten, und übrigens ja allen Gebildeten angenehm sein wird und unter anderen befindet sich S. 294 eine Mahnung an die „Herren der Schöpfung", welche ich hier nicht verraten will, die aber, wenn befolgt, mehr Gutes stiften würde, als die ganze Encyklopädie, so sehr gut und empfehlenswert sie auch ist.

Doch vermißte ich die so berühmten, respektive berüchtigten Königsberger grauen Erbsen (Alte Weiber!), welche die gefangenen Franzosen zwar Mitraille nannten, sich aber sehr wohl dabei befanden; dann Spargelerbsen (Lotus tetragonobolus), wie Hopfen als Gemüse oder Salat bereitet, sehr gut, und Pfefferkraut (breitblätterige Kresse, Lepidium latifolium), ein perennierendes, vortreffliches Würzkraut. L. v. Pröpper.



Normal-Lampe.

Der singende Luther im Kranze seiner dichtenden und bildenden Zeitgenossen. Eine Jubelausgabe zu Dr. Martin Luthers 400jährigem Geburtstage. Eingeleitet von Emil Frommel, königl. Hofprediger zu Berlin. Mit Randzeichnungen und Handrissen von Albr. Dürer und Luk. Cranach. Berlin 1883. Hofbuchhandlung H. J. Meidinger.

„Drum thun die Drucker sehr wohl daran, daß sie gute Lieder fleißig drucken und mit allerlei Zierde den Leuten angenehm machen, damit sie zu solcher Freude des Glaubens gereizt werden und gerne singen." Dieses Wort des Reformators haben sich Herausgeber und Verleger obengenannten Werkes zu Herzen genommen und unter diesem Motto eine Ausgabe der Lieder Luthers und seiner Zeitgenossen geschaffen, wie sie verlockender und reizvoller für den Leser gar nicht gedacht werden kann. Eine sehr glückliche Idee war es, daß man bei der Schmückung der alten Glaubenslieder von modernen Illustrationen absah und in dieser Beziehung jenem echt deutschen Manne den Vorrang ließ, der als ein Zeitgenosse und Geistesverwandter Luthers in seinen Werken den kunstvoll naiven Geist des Reformationszeitalters malerisch verkörpert hat. Jede Seite des Liederbuches zieren Randzeichnungen von Albrecht Dürer, die einem auf Veranlassung Kaiser Maximilians 1514 erschienenen katholischen Gebetbuche entnommen sind. Auf diese Weise stehen in der That Text und illustrative Ausschmückung, was den Charakter anbelangt, in organischem Zusammenhange, wenn auch das Arrangement der Randverzierungen nicht immer einen harmonischen und künstlerisch durchdachten Eindruck macht. Der Druck in Fraktura ist mit bunten Initialen durchsetzt, der von Weidenbach in Leipzig gezeichnete Einband im Renaissancestil entworfen. Das Werk, auf dessen letzter Seite Herausgeber, Drucker, Papierlieferant und Verleger ihre Stimmen in einem etwas wunderlichen Quodlibet ertönen lassen, wird durch ein Lutherbild von L. Cranach und ein weihendes Wort Frommels passend eingeleitet.

In bescheidenerem Gewande treten die Lieder des Reformators uns noch einmal in der Jubiläumsausgabe von Karl Gerok „Die Wittemberger Nachtigall" (Stuttgart, Verlag von Karl Krabbe, 1883) entgegen, der eine photographische Nachbildung der Lutherbüste Meister Donndorfs beigegeben ist. Den Liedern, die nach der Zeitfolge ihrer Entstehung oder ihres ersten Druckes geordnet und im ursprünglichen Wortlaute wiedergegeben sind, schickt Karl Gerok eine sinnige poetische Einleitung voraus mit dem Schlußvers:

„Nun, Wittemberger Nachtigall,
Laß klingen deinen süßen Schall,
Laß schmettern deinen hellen Schlag,
Ob ihn dein Volk noch hören mag."

Eine dritte Lutherschrift, deren Zahl nun bald Legion ist, betitelt sich: „**Martin Luther.**" Sein Leben dem deutschen Volke erzählt von Prof. Dr. Friedrich Junge. Mit Bildnissen und Facsimile. Bei Siemenroth. Berlin 1883. Der Verfasser bemerkt ausdrücklich in seiner Vorrede, daß er nichts Neues bringen, sondern Luthers Leben, gestützt auf die Werke eines Ranke, Köstlin u. a. schlicht und einfach erzählen will. Diese Aufgabe hat der Verfasser gelöst, wenn auch nicht ohne einen Beigeschmack von Trockenheit, und somit kann auch dieses Büchlein empfohlen werden. Dasselbe schmücken die zwei Lutherbilder von Lukas Cranach, das Bild Katharine von Boras (Nachbildung des Kupferstichs von E. Nunzer aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts, gestochen nach einem unbekannten Originalbilde) und das Bild Luthers in der Ordenstracht der Augustiner mit der charakteristischen Unterschrift:

„Des Luthers gestalt mag wol verderbenn,
Sein cristlich gemiet wirt nymer sterben."

Im Anhange findet sich ein Facsimile des Reformators aus einem Briefe an Johann Riedesel, kurfürstl. sächsischer Kämmerer.

Eine schlichte Lutherbiographie ist auch „**Dr. Martin Luthers Leben**" für das deutsche Haus von Albrecht Thoma (mit Stich nach Cranach und Lichtdruck nach Lessing. Berlin 1883, G. Reimer), in dem namentlich die menschlich gefühlvolle Seite betont und der seelische Prozeß klarzulegen versucht wird. Thoma hat dabei nicht den konfessionellen Luther vor Augen, sondern den Mann und Menschen, den Deutschen und den Kämpfer für das Recht des Gewissens.

Hygieinische Normal-Lampe.

Die beiden von der Firma Schuster & Baer in Berlin an Petroleum- oder Gaslampen angebrachten Neuerungen dürfen gewiß mit Freude begrüßt werden, da sie zwei an den bisherigen Lampen sehr wesentliche Uebelstände beseitigen. Wie belästigend die Hitze ist, welche die gewöhnlichen Lampen durch Cylinder und Glocke (Schirm) ausstrahlen, ist wohl jedem bekannt, der nahe an der Lichtquelle zu arbeiten hat. Bei den neuen Lampen ist noch ein zweiter Glascylinder b angebracht, wodurch zwischen a und b ein Luftstrom hergestellt wird, der die erwärmte Luft in der Richtung der Pfeile ablenkt und dadurch die Glocke c vor Erwärmen schützt.

Dieser Uebercylinder läßt sich auf allen Gas- oder Petroleumlampen leicht anbringen und kann die kleine dadurch verursachte Preiserhöhung um 1,75 M. bei der damit verknüpften Annehmlichkeit nicht ins Gewicht fallen.

Während man bis jetzt als Reflektoren für Lampen Milchglasglocken oder auch blau-, grün- oder rosafarbene Glocken anwandte, bezweckt die zweite Neuerung die im Lampenlicht reichlich vorhandenen, für das Auge nachteiligen gelben Lichtstrahlen aufzuheben. Schuster & Baer unterfangen (überziehen) deshalb die Glocken auf der Innenseite mit orangefarbigem Glas, infolgedessen ein sehr angenehmes bläuliches Licht reflektiert wird. Der Preis der mit Uebercylinder und unterfangenen Glocken versehenen, für die genannte Firma patentierten Lampen beträgt 11,25 bis 12,75 M.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Silbenrätsel.

a ee i o o hi li li li ti ti ni le ce ne ne re me ma an ot ta ta sa eu der tel nel gli zig sis net len sar sal den lat nas wahn beck burg pheu fried.

Die obigen 43 Silben lassen sich zu 12 Wörtern so zusammenstellen, daß die Anfangsbuchstaben der Wörter ein klassisches Drama und die Endbuchstaben derselben eine beliebte Operette ergeben. Die 12 Wörter (aber in anderer Reihenfolge) bezeichnen: 1) eine bekannte Künstlerfamilie; 2) eine Pflanze; 3) einen heldenmütigen Verteidiger seiner Vaterstadt; 4) eine Insel; 5) eine Göttin der Griechen; 6) einen Vornamen; 7) des Meisters Heim; 8) eine alte Handelsstadt; 9) eine der Personen aus einem Schillerschen Drama; 10) eine Kaiserin des Altertums; 11) eine Pflanze; 12) einen Vornamen.

Charade.

Die **Erste** wächst im **Ganzen**
Und reift im Sonnenstrahl,
Am liebsten, wo am Rheine
Die Burgen schau'n ins Thal.
Die **Zweite** ist zu suchen
Beim Wasser nah und fern,
Nach ihr sucht oft der Schiffer
Mit Nadel und Angelstern;
Das **Ganze** spendet den schönsten Segen
Und reicht uns den Becher der Freude entgegen.

Vertauschest du die **Häupter**
Von meinem Silbenpaar,
So stellt sich meine **Erste**
In weiter Ebne dar.
Im schlichten grünen Kleide,
Im blauen Blütenkranz;
Auch sie bedarf der Sonne,
Wärme und Strahlenglanz,
Damit nach mancherlei Beschwerde
Daraus das schimmernde **Ganze** werde.

Die **Zweite** ist zu schauen
An Häusern groß und klein,
Und ohne sie zu bauen,
Fällt keinem Meister ein.
Das **Ganze** ist die Kleidung
Für König und Bauersmann
Und leicht wohl gibt es keinen,
Der sie entbehren kann.
Und bin ich einst gestorben,
So hüllet mich hinein,
Vertauscht die Anfangslaute,
Da will ich begraben sein,
Wo so oft ich geleeret den Becher der Freude,
Da will ich ruhen vom irdischen Leide.

Silbenrätsel.

a ba bar del dor dolf e el her heid ma mi ne nu o ra ro the. Von diesen 18 Silben sind 6 Wörter zu bilden, die jedes einen Taufnamen geben; doch müssen selbe so untereinander gestellt werden, daß auch die Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen zwei Taufnamen bilden.

Dechiffrier-Aufgabe.

n d f l s s v n d s 'g t t **t h r d s h h'**
u ö e o e o a ö
l s r h n w n s t r m d **r r h n**
a e i e i o e e i
s m ch t' ch w h l d r b **d n s**
o ö i o e o e e e
d ch h n b d n s n
o o e o e e i

Skat-Aufgabe.

Sie sind Vorhand und haben die **folgenden Karten: Treff-**Bube, Pique-Bube, Treff-König und **Dame, Pique-Zehn, Acht und Sieben, Coeur-Neun, Acht und Sieben. Darauf tournieren Sie und nehmen Carreau-Aß auf. Sie gewinnen das Spiel. Welche andere Karte nehmen Sie auf? Wie sind die Karten verteilt und wie ist der Gang des Spiels?**

Rebus

Rätselfrage.

Mit Kopf und Fuß eine der Herrenrollen in einer Oper von Meyerbeer, ohne Kopf und Fuß eine der Damenrollen in derselben Oper.

Rätsel.

**Ich weiß zu lachen und zu toben,
Zur Lust und Angst für Alt und Junge,
Und was mit Recht sie an mir loben,
Ist sicher nicht nur meine Zunge.
Als Maskulinum oftmals flach,
Als Femininum unergründet,
Bin ich, wenn drauf vereint mit Bach,
Dem Musendienste eng verbündet.
Ist's aus mit mir, dann still und schön,
Prang' ich im Kranz von Bergeshöhn.**

Auflösungen zu Heft 2, S. 244.

Rebus: 1) Paganini (Pa[n'] g an i in i). 2) Kastengeist.

Arithmetische Aufgabe: 943.

Sonett-Charade: Geldnot.

Rätsel: Acht.

Silbenrätsel: 1) Gervinus; 2) Emir; 3) Odaliske; 4) Relstab; 5) George.

Buchstabenrätsel:

M O N D
O D E R
N E V A
D R A U

Auflösung der Preisaufgabe in Heft 1, S. 127.

1) Zwei recht beherzigenswerte Lebensregeln.
2) Glücklich ist, wer das vergißt, was einmal nicht zu ändern ist.
3) Lebe wie du wenn du stirbst, wünschen wirst gelebt zu haben.



Das Tafelsilber des Prinzen Wilhelm von Preußen.

Von F. Luthmer.

Wir haben stets die Ansicht vertreten, daß der heutige Aufschwung des Kunstgewerbes nur dann Aussicht auf Dauer und stetige Weiterentwickelung hat, wenn er in dem Bedürfnis und der Konsumtion des ganzen Volkes, des höchsten wie des niedrigsten, wurzelt. Dennoch darf man die enorme Wichtigkeit nicht verkennen, welche für unsere neue gewerbliche Aera jene Ausnahmsarbeiten haben, wie sie besondere Anlässe, Jubiläen, Feste unserer Fürstenhäuser und ähnliches mit sich bringen. Wie der einzelne Mensch, so fühlt eine ganze Industrie sich erstarken, wenn die Lösung einer schwierigen Aufgabe sie zum Anspannen aller Kräfte nötigt.

Eine solche Aufgabe, deren Lösung unserer deutschen Edelschmiedekunst auf Jahre hinaus zu gute kommen wird, war das Tafelsilber, welches dem Prinzen Wilhelm von Preußen bei seiner Vermählung von sechsundneunzig preußischen Städten als Geschenk überreicht wurde. Es war ein glücklicher — man darf fast sagen ein monumentaler Gedanke, zu diesem festlichen Anlaß die Gebelust der ganzen Monarchie in eine einheitliche Bahn zu leiten — von vornherein jener Zersplitterung vorzubeugen, welche bei ähnlichem Anlaß so oft den besten Willen, die reichsten Opfer um ihr Resultat gebracht hat. Dank einer einheitlichen Führung sieht sich der Erbe unseres Kaiserhauses jetzt im Besitz eines Tafelschmucks, der zu würdiger Repräsentation desselben wohl geeignet ist. Das Königliche Schloß zu Berlin hatte bei der Begründung des preußischen Königtums im Jahre 1701 eine Ausstattung von Tafelsilber erhalten, welche damals den Gegenstand allgemeinster Bewunderung in Deutschland bildete; bis auf wenige Stücke ist dieses Silberzeug von König Friedrich II. und König Friedrich Wilhelm III. hingegeben worden, um die Sorgen des Vaterlandes in schwerer Not zu erleichtern. Eine irgendwie durchgreifende Ergänzung hat seitdem nicht stattgefunden. Jetzt, da das Vaterland in Macht und Ehren fester und glanzvoller dasteht als je zuvor, vereinigen sich die Bürger seiner Städte, um dem jüngsten Sprossen des Königshauses wiederum ein Tafelsilber zu überreichen, das in künstlerischer Gestaltung und monumentaler Großartigkeit sich den Stücken anreiht, welche aus der Zeit Friedrichs I. noch erhalten und im Rittersaal des königlichen Schlosses aufgestellt sind. Die Beziehung zu diesen prachtvollen Resten mußte dann auch dem Erfinder und leitenden Künstler der modernen Schöpfung, Baurat Adolf Heyden, bei der Entscheidung über die Formenwahl maßgebend sein. Er wählte jene vorgeschrittenen Renaissanceformen, wie sie Andreas Schlüter im Berliner Schlosse zur höchsten Vollendung gebracht hatte; selbstverständlich ohne sklavische Nachahmung vorhandener Motive, sondern in freier Aneignung des unvergleichlichen Schwungs, der monumentalen und doch so malerischen Wirkung, welche die Werke jener Periode auszeichnet.

Man wird von dieser kurzen Notiz keine Aufzählung der einzelnen, die Zahl von 300 nahezu erreichenden Stücke erwarten. Es sei nur erwähnt, daß sich dieselben aus einem Mittelstück mit zwei riesigen Girandolen, und zwei Hauptstücken als Mittelpunkten der übrigbleibenden Tafelseiten bildet, um welche sich dann noch Leuchter und Schaugerät in mannigfachen Formen gruppiert. Dem Hauptstücke liegt der in der Symbolik der Renaissance häufig wiederkehrende Gedanke des „glückhaften Schiffs“ zu Grunde. Von vier Tritonengestalten aus den Wellen gehoben, trägt es ein jugendliches Paar in altdeutscher Tracht, das kräftige Bürgertum der deutschen Städte symbolisierend, welches dem jungen Fürstenpaar seine Huldigung bringt. Ein prächtiger Herold in bewegter Aktion, den unser Holzschnitt gibt, biegt sich von dem Schnabel des Schiffes vor. Der andere umstehend beigegebene Holzschnitt zeigt in ebenfalls stark verkleinerter Nachbildung einen Tafelaufsatz mit dem Vater Rhein.

Wie es sich von selbst versteht, sind sämtliche Arbeiten dieser großen Silberschmiedeleistung mit größter künstlerischer Sorgfalt durchgeführt. Unter den Modelleuren und Ciseleuren, die an derselben beschäftigt waren, begegnen wir den klangvollsten Namen, aus welchen wir nur Eberlein, Calandrelli, Siemering, Hundrieser, Wiese hervorheben wollen. Die technische Ausführung, die durchweg in getriebener und gegossener, aufs vollkommenste durchciselierter Arbeit erfolgte, war den Ateliers von Vollgold & Sohn, Sy & Wagner, Meyen & Co. in Berlin und E. Schürmann & Co. in Frankfurt a/M. anvertraut.

Unsere Abbildungen sind nach der aus zahlreichen Tafeln in Folio bestehenden Publikation ausgeführt, welche, von Direktor Lessing bei Paul Bette in Berlin herausgegeben wird.

Ein origineller Nachruf.

In der „St. Galler Zeitung“ vom Jahre 1842 findet sich folgender poetischer Nachruf, den ein humoristischer Neffe J. J. R. seiner heimgegangenen Tante widmet:

Es starb mir meine Tante,
Die alte Gouvernante.
Aus Deutschen schuf sie Franzen,
Die Schiefen lehrt' sie tanzen.
Und als der Tod nun kam
Und sie beim Fittich nahm,
Sprach sie: „Que voulez vous?“
„„Dich!““ flüstert er ihr zu.
Errötend sprach sie da:
„Eh bien, Monsieur, me v'la“.

Neue Musikalien.

Der erprobte Klavier-Pädagoge Anton Krause, dessen instruktive Werke für Klavier allerorten bekannt sind und gespielt werden, hat unter dem Titel „Jugendbibliothek für das Piano zu vier Händen“ einen Melodienschatz aus Werken alter und neuer Meister gesammelt und zum Gebrauch beim Unterricht bearbeitet, welcher die wärmste Empfehlung verdient. Nach des Bearbeiters eignen Worten in der Vorrede sind die vorliegenden Stücke „geschlossene Tonbilder in engem Rahmen für Spieler mittlerer Fertigkeit.“ Es sind bis dahin acht Hefte erschienen (bei Breitkopf & Härtel in Leipzig) und bringt das 1. Heft acht Sachen von Beethoven, Heft II sieben von C. M. v. Weber, Heft III sieben Nummern von Haydn, Heft IV zehn Sachen von Robert Schumann, Heft V zehn Stücke von Bach und von Händel, Heft VI deren neun von Mozart, Heft VII vertritt Mendelssohn-Bartholdy in sechs Nummern und

endlich Heft VIII Franz Schubert mit neun Stücken. Die Auswahl ist eine vortreffliche und desgleichen der vierhändige Klaviersatz überaus geschickt. Gleichwie die bei derselben Verlagshandlung erschienene allbekannte Sammlung „Unsere Lieblinge“ in vielen Tausenden verbreitet ist, wird auch diese Sammlung, wenngleich sie schon höhere Ansprüche an die Schüler macht, eine weite Verbreitung finden. Dieselbe berühmte Verlagshandlung veröffentlichte in der letzteren Zeit noch folgende empfehlenswerte und nicht allzu schwer spielbare Pianoforte-Werke: „Namenlose Blätter. Zehn Stücke für das Pianoforte von Hans Sitt. Op. 10. Pr. 3. 25.“ „Skizzen, fünf Klavierstücke von Ernst Rentsch. Op. 26. Pr. 2. 75“ und „Fünf musikalische Stimmungsbilder von Niels Ravnkilde. Op. 11. Pr. 2 M.“ Die Komponisten der drei genannten Hefte halten sich von allem Vulgären fern, ohne doch Gesuchtes oder gar Verzerrtes zu bringen, wohin die Originalitätssucht gar so leicht führt. Am meisten dürfte Herr Rentsch sich vor dieser Originalitätssucht zu hüten haben, denn wenn er gleich in der ersten Skizze den tonischen Dreiklang nicht eher als im vorletzten Takte bringt, so ist das wohl etwas bedenklich. Sitt gibt mit seinen „Namenlosen Blättern“ feine Salonstücke in edlem Genre, etwa an Stephan Heller's Weise erinnernd. Ravnkilde gab seinen anspruchslosen aber anmutenden Stimmungsbildern folgende Ueberschriften: „In der Morgenfrische,“ „Am häuslichen Heerd,“ „Auf einsamen Wegen,“ „Zur Dämmerungsstunde,“ Serenade.“ Man sieht, daß der Komponist mit feiner Empfindung vermieden hat, irgend etwas Konkretes musikalisch auszudrücken, was ja der Musik absolut unmöglich ist. Wohl kann der Komponist die Stimmung wiedergeben, welche einen in der Morgenfrische überkommt, aber er kann nicht die Morgenfrische selbst musikalisch zeichnen. So nannte Schumann einige seiner Phantasiestücke wohl „Des Abends,“ „In der Nacht,“ „Beim Kränzewinden“ u. s. w. aber nicht „Der Abend,“ „Die Nacht,“ „Das Kränzewinden.“ Von den neueren Erscheinungen auf dem Gebiete des Liedes nenne ich zunächst ein Erstlingswerk „Acht Lieder für eine mittlere Singstimme mit Pianoforte von Willy Rehberg, Op. 1, Pr. 3 M.,“ welche von einem liebenswürdigen Talente zeugen. Die Klavierbegleitung überwuchert nicht den Gesang, wie das heutzutage so oft der Fall, sie ist trotzdessen gewählt und auch angenehm spielbar. Das strikte Gegenstück zu den genannten Liedern sind die „Vier Lieder und Gesänge für eine mittlere Stimme mit Pianoforte von Albert Becker. Op. 15. Pr. 2 M.“ Einige davon sind ganze Scenen im engen Rahmen von wenigen Takten, einen seltsamen Kontrast zu diesen ganz deklamatorisch gehaltenen Stücken bildet das „Herbstlied“ in seiner fast gesucht erscheinenden Einfachheit. Noch erwähnen wir als interessant desselben Komponisten bereits vor einiger Zeit erschienene Waldtraut-Lieder aus „Der wilde Jäger“ von Wolf.

Im Juniheft empfahlen wir den schwedischen Tanz für das



Tafelaufsatz mit dem Vater Rhein.

Pianoforte zu vier Händen von Gouvy; leider entstellte ein Druckfehler den Namen des Komponisten so, daß wir aus dem Grunde jetzt wieder darauf zurückzukommen für unsere Pflicht hielten.

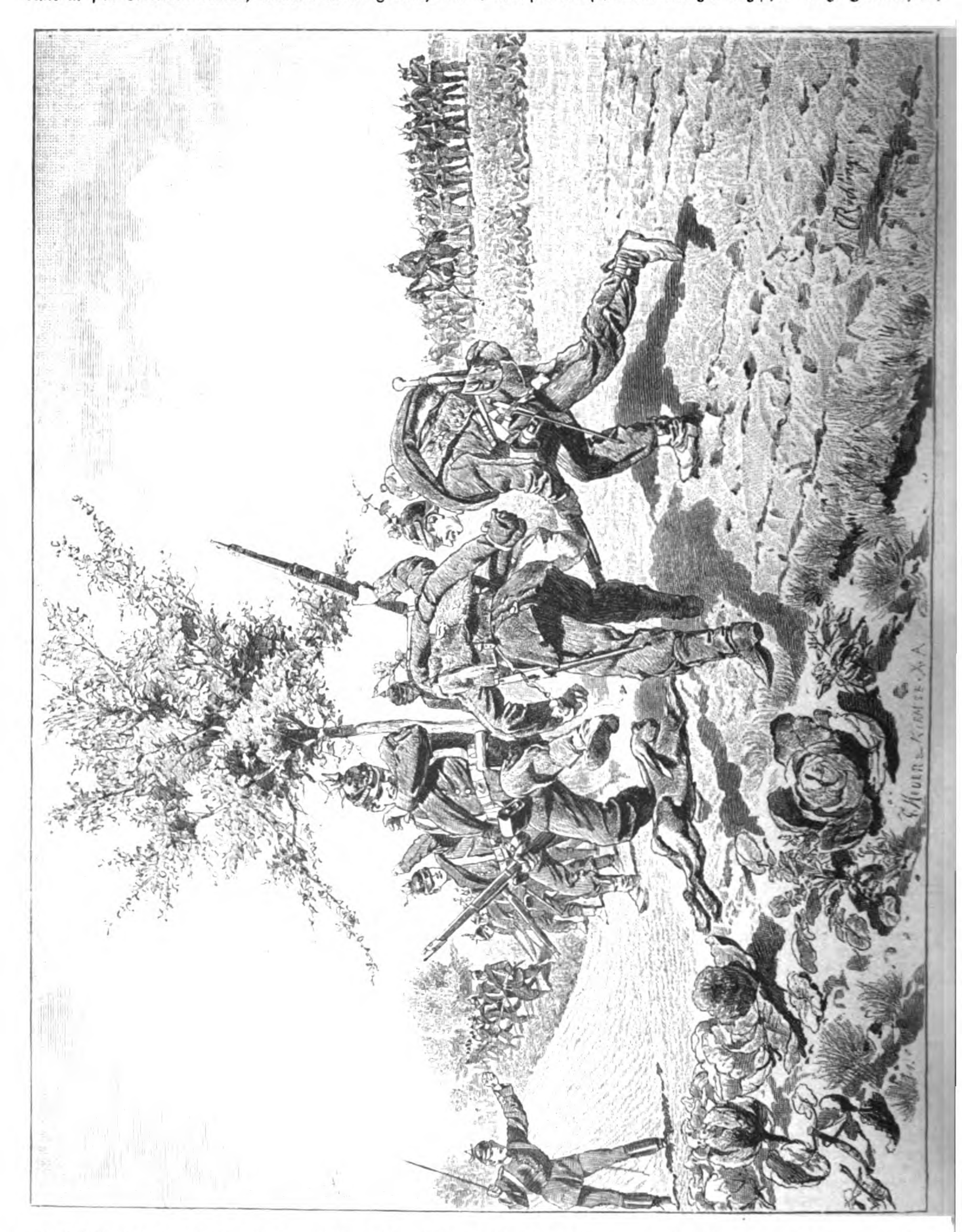
Der gestirnte Himmel.

Die letzten Monate des gegenwärtigen Jahres bringen für die Freunde des Sternenhimmels wieder einige interessante Erscheinungen. Zwar wird die partielle Mondfinsternis vom 16. Oktober und ebenso die ringförmige Sonnenfinsternis am 30. und 31. Oktober in unseren Gegenden nicht sichtbar sein, aber von den Planeten wird man Saturn gegen Ende des Monats am Osthimmel abends nach Eintritt der Dunkelheit aufgehen sehen, während Jupiter erst nach 10 Uhr abends über den Osthorizont heraufsteigt. Ein lichtschwacher Komet ist gegenwärtig am nördlichen Himmel nahe bei dem Stern Eta im Drachen zu sehen, doch bedarf man zu seiner Wahrnehmung eines lichtstarken Fernrohrs, auch wird er im Laufe dieses Monats seinen Ort bald wieder verändern. Im November nimmt der Glanz der Venus als Abendstern rasch zu, auch Jupiter wird besser sichtbar und Mars geht gegen 9 Uhr abends auf. Saturn steht die ganze Nacht hindurch am Himmel. Noch besser stellen sich die Planeten (Venus, Mars, Jupiter, Saturn) im Dezember dar und besonders Venus wird an klaren Abenden in der Nähe des südwestlichen Horizonts in lebhaftem Glanze strahlen. Schließlich wollen wir nicht verfehlen, auf die Sternschuppen aufmerksam zu machen, welche in den Nächten zwischen dem 11. und 14. November in größerer Zahl sichtbar sein werden und von einem Punkte des Himmels im Sternbilde des großen Löwen ausgehen.

Eine Episode aus den Rheinmanövern.

Meister Lampe sitzt im Kohl und spitzt die Ohren: „Holla, was ist denn das? War da nicht so etwas wie Flintengeknatter, Trommelwirbel und Trompetenklang in der Morgenluft? Hui, das ist sicher ein Treibjagen, und man will mir eins auf den Pelz brennen?“ philosophiert Lampe und rennt in gestrecktem Galopp übers Blachfeld. Aber es hilft ihm nichts, die mörderischen Klänge kommen immer näher, wohin er sich auch wendet, denn er befindet sich innerhalb des Manöverterrains und ist von allen Seiten umzingelt. Und in seiner Todesangst rennt er denn auch mitten hinein in die blauen Jungen mit den in der Morgensonne blitzenden Helmspitzen und Bajonetten, die in ihm sofort eine willkommene Kriegsbeute erblicken und ihn mit den Kolben bearbeiten, als sei er ein in einen Hasen metamorphosierter Zuave oder Turko. Der Herr Lieutenant flucht und wettert zwar ganz gewaltig über die blutdürstigen Füsiliere seines Schützenzuges,

aber schließlich drückt er ein Auge zu, und Meister Lampe, der blind in sein Verderben rannte, wandert in die Feldküche als Sonntagsbraten für die Herren Offiziere. Oder willst du zu Gunsten Lampes einen weniger tragischen Ausgang annehmen,



lieber Leser? Das herbstfrische Manöverbildchen läßt auch eine optimistischere Auffassung der kritischen Situation zu, und überdies hat Meister Lampe ein zähes Leben und kann einen Puff vertragen. Also ganz wie du willst.

Verantwortl. Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.
Nachdruck, auch im Einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. — Uebersetzungsrecht vorbehalten.
Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.



Ursula.

Eine Weihnachtsgeschichte

von

W. Heimburg.

Der 24. Dezember! Es ist etwas Wunderbares um diesen Tag, man kann seinem Zauber nicht entfliehen, selbst nicht wenn man, wie ich, ein alter einsamer Mann geworden, dem die Stürme der Jahre nach und nach das

grüne Lebenslaub geraubt; ich komme mir beinah vor wie die alte im Sterben begriffene Linde dort unten im Garten an der Stadtmauer; ich habe sie wohl gekannt, als sie noch in frischer grüner Pracht stand, jetzt ist sie nur noch ein ast- und blätterloser Stumpf — wir sind alt geworden beide. Der Bürgermeister fragte mich neulich so beiläufig, ob ich sie nicht fällen lassen wollte, um ein junges Bäumchen dafür hinzupflanzen — Nein! So lange ich lebe, nicht, denn an der Linde hängt ein großes Stück süßer seliger Jugendzeit!

Der 24. Dezember! Mich dünkt, kein Tag ist so zum Erinnern geschaffen! Eine Kleinigkeit, ein Zufall bringt alte, fast vergessene Geschichten zurück, lose leichte Fäden flattern von solchem Zufall auf und bleiben hangen in ferner Vergangenheit am lichthellen Tannenbaum unserer Jugend; er läßt halb Vergessenes so lebendig werden, daß man erschrickt, läßt das alte Herz noch einmal rascher schlagen in Lust und Schmerz. — Ein kleiner Zufall nur, sagte ich; so ging es mir vorhin.

In meinem Zimmer stehe ich am Fenster und schaue auf die Gasse. Da kommt ein Dienstmädchen so eilig durch den Schnee getrippelt, unter jedem Arm ein Kuchenbrett mit drei großen Wecken, und verschwindet gegenüber in dem stattlichen Hause. An das Fenster hinter die weißen Gardinen tritt eben eine hübsche runde Frau; mir kommt es vor, als ob die Frau Bürgermeisterin einmal rot und einmal blaß wird unter der zierlichen Spitzenhaube. Ich habe sie gekannt, da war sie ein Sechswochenkindchen, jetzt hat sie schon erwachsene Söhne. Einen großen Christbaum mit allerlei bunten Sachen behängt sah ich auch eben hinter ihr im Zimmer, als sie das Fenster öffnete. — Aber, mein Gott, was hat denn die Frau? Sie wirft das Fenster zu und ist verschwunden; — nun steht sie unten in der geöffneten Hausthür und breitet die Arme aus. — Ach so, ach so! Gott gesegne es Euch, der Seemann ist heimgekommen!

Die Arme der Frau haben sich fest um eine blaue Matrosenjacke geschlungen; ich sehe einen blonden Krauskopf unter dem Wachstuchhut an ihre Schulter geschmiegt; nun sind sie im Hause. Die alte Rike quält sich nur noch mit einer großen Kiste herum; so, jetzt ist sie auch glücklich drinnen, und die Hausthür wird zugemacht. — Was er für ein schlanker ranker Junge geworden, den die Frau Bürgermeisterin eben an das Mutterherz drückte, fast ganz so stolz gewachsen wie — — —

Da war der Zufall, und da war der Heinrich, wie er leibt und lebt; sein sonnenverbranntes hübsches Gesicht, seine blauen guten Augen und das blonde Haar darüber. — Fort, ich will nicht daran denken!

Ich trete vom Fenster zurück und öffne meinen Bücherschrank und lange drei bis vier Bände aus dem Mittelbord; dort steht die schöne Litteratur. Ich nehme eins der Bücher, setze mich in den Lehnstuhl und schlage es auf. Gleich zwischen den ersten Blättern liegt zusammengeringelt ein dunkles langes Frauenhaar; hastig sehe ich nach dem Titel: „Hannchen und die Küchlein"; und von meiner Hand eine Widmung.

Meiner lieben Ursula zu Weihnacht 18.. Wilhelm Nordmann stud. jur. lese ich. — Mein Gott! Ich nehme das Haar und wickle es um den Finger und plötzlich hängt an diesem feinen seidenen Haar eine leichte reizende Gestalt, ich sehe ein schönes bräunliches Antlitz unter dichten glänzenden Flechten und ich sehe ein Paar dunkle tiefe kindliche Frauenaugen —.

Der zweite Zufall! Meine Jugend will mich heute besuchen, mich, den alten einsamen Mann. — So kommt denn her, Ihr Gestalten! Es sind noch dieselben Räume, durch die auch ihr einst geschritten!

Der Schreibtisch des Vaters steht noch auf derselben Stelle, und dort, wo er inmitten seiner Thätigkeit abgerufen ward, habe ich mich hingesetzt und weiter gearbeitet an seiner Statt. — Die Bilder der Eltern hängen wie sonst über dem Sofa und sehen mich an, lieb und vertraut. Kommt nur, und daß ich euch festlich empfange — hier steht eine Flasche Haut Sauterne, des Vaters Lieblingswein, und braune Kuchen hat mir eine freundliche Hand gespendet, damit ich auch wisse, daß heut' Weihnacht ist. Es ist dämmrig geworden mählich — horch, da fangen die Glocken an zu tönen von St. Marien, sie läuten den heiligen Abend ein, voll und feierlich, wie damals. Ich fülle ein Glas bis zum Rande: „Willkommen ihr, und ihr Weihnachtsabende meiner Jugend, ihr tannenduftigen, kerzenhellen!"

Wir ließen beide unsere Spielsachen unter dem brennenden Baum, Heinrich und ich, und stellten uns vor das lebensgroße Oelbild der Mutter, welches sie heute dem Vater geschenkt. Nun hielten sich die Eltern bei der Hand und sahen sich in die Augen. —

„Warum schenkst du dem Vater dein Bild?" fragte Heinrich die Mutter; „du bist ja doch immer bei ihm?"

Da sahen sich die Eltern wieder an, und dann breitete die Mutter ihre Arme nach uns aus und preßte unsere blonden Köpfe fest an sich, und als ich verwundert in ihr zartes Antlitz sah, da standen ihre Augen voller Thränen.

Das war uns unverständlich damals, denn

Heinrich zählte erst sieben, und ich fünf Jahre, aber bald lernten wir es verstehen.

Noch zwei fröhliche Weihnachten zogen vorüber, noch zweimal brannte der Tannenbaum in der festlichen großen Stube, von den Mutterhänden geschmückt; dann kam ein Weihnachtsabend, an dem es öde und dunkel blieb in unserem alten Hause. Die uns sonst des Christkinds Gaben aufgebaut, schlummerte schon seit Johanni draußen unter dem Rasen auf St. Marienkirchhof. — Was so ein Kinderherz verliert, weiß es nicht zu ermessen mit einemmale; Gott sei Dank! Es müßte ja zu Boden sinken unter der Last, solch kleines Herz; erst nach und nach fühlt es die gähnende Lücke in seinem Dasein.

Wir hatten, an diesem ersten mutterlosen Weihnacht, heimlich von unseren ersparten Dreiern eingekauft für den Vater und gemeint, er müsse sich sehr, sehr über das Notizbüchlein für drei gute Groschen, das Heinrich erstanden, und über den schönen sechskantigen Bleistift von mir freuen. Vorher aber waren wir im Garten gewesen und hatten im Schneegestöber Christblumen und Stechpalmenblätter gepflückt, und Hand in Hand waren wir damit nach St. Marien gegangen, an das Grab der Mutter. Sie hatte immer die blanken zackigen Blätter so gern gehabt, die wir nun in den Schnee betteten, der ihren Hügel bedeckte. Die junge Totengräberfrau nickte uns mitleidig freundlich zu, als wir wieder zurücktrotteten, und rief ihre eignen stämmigen Buben von der Straße herein, wo sie sich schneeballten. Es war schon dämmrig und wir gingen unwillkürlich rascher, die Glocken der Schloßkirche hoben jetzt an das Fest einzuläuten und feierlich stimmten die anderen Kirchen ein. Es war stiller geworden auf den Straßen, nur am Bäckerhause schoben sich noch die Leute mit dem frischen Kuchen.

„Kuchen haben wir diesmal nicht gebacken, Willy," sagte Heinrich zu mir.

Ich nickte. Aber ein Weihnachtsbaum müsse doch brennen, darüber waren wir einig. Der Vater war ja doch daheim.

Unsere Gasse aber lag ganz einsam vor uns; es war wohl alles in den Stuben und rüstete zur Bescherung. Nur das alte Weihnachtslied scholl uns entgegen: „Lobt Gott, ihr Christen allzugleich, in seinem höchsten Thron." — Frierende arme Kinder sangen es, just vor unserer Hausthür; aber da ward diese leis geöffnet und Hanne gab dem größten Mädchen etwas; „Gaht wieder Kinner," hörten wir sie sagen, „singt annerswo!" Und als sie uns erblickte, setzte sie hinzu in ihrem holsteinschen Plattdeutsch: „Na, nu gaht man na baben, Jungs; de Vader hatt all fragt na Jüms."

Der Vater saß in seiner Stube vor dem Schreibtisch, und sah das Oelbild der Mutter an; der feine Frauenkopf schwebte in der Dämmerung über dem weißen Gewande, gleichsam als hätte er Engelsflügel. — „Heinrich, Willy," sagte der Vater, als wir vor ihm standen, „es ist der erste Weihnacht ohne die Mutter, sie hat euch keinen Baum mehr anputzen können." —

Er hielt inne, denn seine Stimme schwankte plötzlich, und wies mit der Hand nach dem runden Tische vor dem Sofa. „Dort ist für jeden von euch etwas. Und nun seid liebe Jungen." — — Er strich mit der Hand über unsere Köpfe und stand auf.

„Nehmt! Nehmt!" rief er dann hastig; und wie im Traume fühlten wir Bücher, Schlittschuhe und Schachteln in unseren Händen und ganz beklommen standen wir draußen in dem schwach erhellten Korridor, und unsere blassen Kindergesichter schauten sich an, seltsam trübe und beängstigt.

Da drang ein weher Aufschrei aus des Vaters Zimmer: „Sophie! Sophie!" Und dann ein Schluchzen, ein herzbrechendes Weinen. — Ich werde es nie vergessen! Klirrend fielen meine Schlittschuh und Bücher zur Erde, und ich lehnte mich an die kalte Wand und weinte mich schier auseinander in heißem Schmerz, Heinrich aber stand bleich bis in die Lippen daneben; er wollte nicht weinen, er war ja schon Quintaner.

Hanne holte uns endlich fort in ihre Kammer: „Na, nu swig man still, min lütt Willy; de Vader schriggt na Jüm Moder, he har er bannig leef. — Töv, hir hev ick wat vör Ju, un nahstens speelt in de Kinnerstuv mit Jüm Soldaten." Und sie gab uns jedem einen schönen bunten Wachsstock. „Mohnklüten hev ick ock bakt ton Abendeeten, weent man nich!"

Aber ich wollte nichts wissen von Soldaten, von Mohnklößen und Spielen, und als Heinrich, schon wieder getröstet, am Tische saß und tapfer in sein Lieblingsgericht einhieb, da schlich ich mich wieder nach des Vaters Stube. Es war stille drinnen, und leise machte ich die Thüre auf.

„Wer ist es?" fragte seine Stimme.

„Bloß ich, Papa," stammelte ich.

„Bloß du, mein Kleinster?" klang es weich zurück. Und da war ich schon bei ihm, und saß auf seinen Knieen und herzte seine Wange in scheuer Zärtlichkeit.

„Hole auch Heinrich," sagte er dann und küßte mich. Da lief ich eilends in die Kinderstube. Heinrich hatte sich satt gegessen, aber sein hübsches Gesicht blickte mir scheu und verlegen entgegen, und vor ihm auf dem Tische

lag zwischen großen und kleinen Nüssen mein höchster Stolz, der hübsche Nußknacker, mit zerbrochener Kinnlade. Ich hatte ihn vergangene Weihnacht von der Mutter bekommen und ihn sorgsam in einem Fach meines Schränkchens aufgehoben. Heinrich seiner war längst den Weg allen Fleisches gegangen; nun auch dieser!

„Es ist meiner," stotterte ich und fing an zu weinen.

„Die Nuß war so hart," entschuldigte er sich. Er wollte mich trösten und holte seine Sparbüchse. „Ich kaufe dir einen anderen, Willy!"

„Ich will keinen anderen," rief ich, und nahm die Trümmer zusammen, sie sorglich verwahrend; und in heißer Trauer um den verlornen Nußknacker kehrte ich mit Heinrich zum Vater zurück, und stumm saßen wir auf seinen Knieen.

„Habt euch immer recht lieb," sagte er, ehe wir schlafen gingen, „thut euch nie weh untereinander!" Und er fügte unsere Kinderhände zusammen in seiner Rechten. — Ich schluckte noch immer herzhaft die Thränen hinunter, aber einen anderen Nußknacker habe ich nie wieder angesehen.

* * *

Allmählich ward es wieder freundlicher im Hause, die Tante Bertha wohnte mit ihrem Töchterlein jetzt bei uns; sie saß in der Eckstube am Fenster, wo die Mutter gesessen; auf der Estrade zu ihren Füßen aber hockte klein Ursula mit einem Märchenbuche, und ihre langen dunklen Zöpfe hingen bis auf den Fußboden hinunter. — Nun ward es auch so um Weihnacht herum noch viel lustiger als früher jemals, denn wild war die Ursula wie eine. Heinrich nannte sie nur dummes Gör und noch schlimmer; zwischen beiden stand etwas, daß sie sich immer feindselig ansehen mußten; warum? wußten sie wohl selbst nicht.

Mir war die Ursula allzeit eine prächtige Kameradin, Winters in der Ecke am Kachelofen und im Sommer in unserem schattigen alten Garten. Sie hatte eine eigene Art zu spielen, sah alles gleichsam verklärenden Auges an. Zaubergrotten hatten wir und Laubpaläste, und hoch in der alten Linde eine Ritterburg; gar wunderlieblich sah der dunkle Mädchenkopf aus dem sonnendurchleuchteten Gewirr der Blätter hervor. Mit dem morschen Kahn aber, der sich auf dem stillen Teich wiegte, welcher unseren Garten begrenzt, fuhren wir aus, um wunderbare Inseln zu entdecken. In allem, was sie that, lag ein unbewußtes Verschönern der nüchternen Alltäglichkeit, und über dem ganzen Wesen der leise Hauch eines glücklichen Humors, einer reizenden Schelmerei. Man konnte ihr nicht böse sein, wenn man plötzlich merkte, daß man der Gefoppte war und sie so silberhell vor Vergnügen über den gelungenen Streich auflachte. Wie die ernste, schweigsame Tante Bertha zu solchem neckischen Elfenkinde gekommen, ist mir noch heute rätselhaft; sie hatte nicht einmal ein Verständnis für das wunderbare Geschöpfchen, das Gott ihr anvertraut, und schalt sie nicht selten ein kleines Närrchen.

Mit Ausnahme Heinrichs war sie aller Liebling im Hause; selbst um des Vaters ernstes Gesicht huschte ein Lächeln, wenn der Kobold in sein Zimmer schlich und hinterrücks die Arme um seinen Hals warf: „Oheim, im Garten scheint die Sonne so prächtig!"

„Das sehe ich," scherzte er, „es ist etwas davon hängen geblieben an dir, Ursula;" und dann nahm er die Mütze und faßte das Kind an der Hand, und sie wanderte geduldig mit ihm den Mittelweg entlang, auf und ab, mit gesenktem Kopf, als wäre sie nimmermehr die wilde Ursula. —

Aus der Schule kamen häufig Klagen; sie sei ein begabtes aber flatterhaftes Kind, äußerte sich der Ordinarius der Klasse, und das Schlimmste sei, sie mache die anderen Schülerinnen rebellisch durch ihre neckischen Einfälle. Es war richtig; sie liefen der Ursula nach „wie eine Herde Schafe" erklärte Heinrich sehr ungalant, der mittlerweile Sekundaner geworden, in die Tanzstunde ging und, wie üblich, eine Flamme hatte, die pausbackige, strohblonde Tochter des Bierbrauers und Schweineschlächters Holzer am Markt; weiß und rot, wie ein Borsdorfer Apfel und so kugelrund und pummelig wie ein Hefenkloß, den Hanne allsonnabendlich auf den Mittagstisch zu setzen pflegte.

Heinrich behandelte klein Ursula wirklich sehr von oben herab, dafür aber ging er des Sommerabends mit einigen Freunden stundenlang um den Markt, dabei seine Erkorne etwa fünfzigmal grüßend, die rotblühend wie eine Päonie unter den blitzblanken Messinghaken vor der Ladenthüre stand, und aus den kleinen blauen Aeuglein Justizrats Heinrich zärtlich anschmachtete. „Du kannst es glauben, Willy," sagte Ursula, als wir im Garten unter dem Lindenbaum saßen und der Abendschein ihr bräunlich Gesichtchen rosig anhauchte, „die Martha ist fürchterlich dumm, wenn sie auch schon zu Ostern konfirmiert wird; sie kann nicht einmal richtig lesen. Vorgestern lasen wir in der Schule von Friedrich dem Großen und dem Lieutenant von Katte; da kommt

eine Stelle vor, wo Katte sagt: ‚Es ist mir ein süßer Tod, für Ew. Königliche Hoheit zu sterben!‘ — Sieh, Willy, ich hätte es so gern vorgelesen, es ist so rührend und ich habe fast geweint — da liest die Martha nun: ‚Es ist mir ein süßer Tod, für ewige Hoheit — u. s. w.‘“ Sie lachte plötzlich hell auf — „O Gott, Willy, wie das komisch war; Martha entschuldigte sich dann, sie hätte gedacht, Ew. heiße: ewige!“

„Aus dir wird doch weiter nichts wie eine Seiltänzerin!“ polterte Heinrich kurze Zeit darauf, als er arbeiten wollte und Ursula, die am nämlichen Tische saß mit einem Buche voll Papierpuppen, denen sie die schönsten Kleider machte, den armen Burschen alle Augenblick störte, indem sie die Figürchen so vor der Lampe tanzen ließ, daß der hüpfende Schatten auf sein Heft fiel. „Du bist ein richtiges Taternkind!“

Klapp! ging es, und eine kleine, aber feste Ohrfeige brannte auf Heinrichs Wange. „Warum arbeitest du erst, wenn die anderen fertig sind und spielen wollen?“ rief sie zornglühend; „den ganzen Nachmittag bist du der dicken Martha nachgelaufen, erst vorhin nach Tische noch einmal, und wenn es jetzt nicht regnete, wärst du noch nicht hier!“

„Na, du bist ein Mädchen,“ sagte er und rieb sich die Backen, „sonst ginge es dir schlecht! So sollst du noch einmal gnädig abkommen.“ Und im Nu hatte er das schlanke Figürchen an sich gepreßt und küßte sie zwei-, dreimal auf den kleinen roten Mund. „Das ist die Strafe — so macht man es, und morgen hast du einen Schnurrbart!“

Aber Ursula zog plötzlich ein jammervolles Gesicht, schlug die Schürze vor die Augen und begann bitterlich zu weinen.

„Weine nicht,“ tröstete ich sie, Heinrich einen bösen Blick zuwerfend, „er hat es nicht schlimm gemeint.“ Aber das Kind schluchzte noch mehr und lief wie gejagt aus der Stube; wir hörten sie die Treppen hinan eilen ins obere Stockwerk, wo die Schlafkammer ihrer Mutter war.

„Eine wilde Katze,“ sagte Heinrich, und schickte sich an, weiter zu arbeiten.

„Schäme dich!“ warf ich ihm empört entgegen. Da sah er mich groß an: „Kindereien! Kannst du keinen Spaß verstehen?“

Ursula aber rächte sich. Ein paar Wochen später fand der große Tanzstundenball im Saale der ‚goldenen Krone‘ statt, wozu Martha Holzer ein weißes Kleid bekommen hatte und einen Vergißmeinnichtkranz. Heinrich sandte ihr einen Gürtelstrauß durch die Hanne, zwei Blüten von der Tante ihrem Theerosenstock und ein paar Myrtenzweiglein, die Ursula sehr freigebig hinzugefügt hatte. Er selbst stand drei Stunden vor dem schmalen Spiegel in unserer Kammer, und immer saßen die Locken noch nicht schön genug; dabei probierte er einige Entrechats und pfiff ein paar Takte des neusten Walzers. — Ja, Heinrich war im siebenten Himmel!

Ehe er fortging, kam er noch einmal in den Garten, wo Ursula und ich unter der Linde saßen und den Nachtigallen zuhörten, die in den Fliederbüschen zu schlagen begannen.

„Viel Amüsement, Heinrich!“ wünschten wir ihm.

„Danke! — Zu schade, Willy, daß du das Tanzen nicht leiden magst; es ist ein himmlisches Vergnügen!“ sagte er. „Die Ursula — na, von der soll es so — etwas heißen, daß sie nicht tanzen will. Sie weiß doch, daß sie den ganzen Abend schimmeln würde,“ setzte er neckend hinzu.

Sie seufzte tief und nickte mit dem Kopfe, aber der Schalk saß in den beiden Wangengrübchen; und Bruder Heinrich schritt selig durch den Maiabend nach dem festlichen Saal der ‚goldenen Krone‘. — Es war noch früh, als er wieder heimkehrte und sich hastig zu Bette begab; sonst dauerten solche Vergnügungen bis zum Morgen. — Er antwortete mir indes auf keine Frage und sah am anderen Tage sehr ärgerlich, sehr deprimiert aus beim Morgenkaffee. Ursula, die, bereits im hellrosa Kattunkleidchen, mit der Schulmappe an der Thüre stand, fragte teilnehmend, wie er sich amüsiert habe — bekam jedoch nur einen schlimmen Blick von ihm. In der Klasse aber erfuhr ich, welch ein Dolchstoß hinterlistig dem armen Heinrich versetzt war.

Man hatte dort einen Tanz geübt, den der französische Ballettmeister als neuste Pariser Mode gepriesen, und der aus allerlei Touren bestand, die die Paare wechselweise zusammenführten; die letzte Tour bildete den Glanzpunkt; die Herren sollten von den Damen mit Schleifen, die Damen von den Herren mit Blumensträußchen beschenkt werden. — Wie sich das Unglaubliche zugetragen, konnte niemand erraten, Heinrich selbst nicht; er hatte, als der Löwe des Abends, im Gedränge unter vielen anderen eine Schleife bekommen, die nicht ganz so aussah wie die übrigen, und als er sie näher beschaute, entdeckte er, daß sie aus Papier bestand, auf dem mit wenigen Strichen, aber doch frappant ähnlich, Martha Holzers Porträt gezeichnet war mit den Posaunenengelbacken, in ihrer ganzen Pummlichkeit, der Mund lachend von einem Ohre zum anderen. Und darunter waren die Verse zu lesen:

Daß gut unsre Wurst und kräftig das Bier,
Das seht ihr lieben Leut' an mir!

Im Anfang hatte Heinrich Rache geschnaubt, im Kreise der Tänzer, dann ingrimmigen Gesichts den Kehraus getanzt mit seiner Flamme, und war still nach Hause gegangen. — Es war boshaft, doch unvergleichlich; darüber herrschte nur eine Stimme auf dem Gymnasium. Heinrichs Liebe aber hatte einen Knick bekommen, denn alles kann ein verliebtes Sekundanerherz ertragen, nur nicht daß „Sie" lächerlich gefunden wird.

Marthas Rosenketten waren verwelkt, sie mußte sich trösten; zwischen Ursula und Heinrich aber herrschte eisige Kälte, obgleich sie nichts gestand und ihre Helfershelferin ebenfalls nichts verriet. Sie ertrug schweigend einige Redensarten von ihrer Mutter und von unserem Vater über unpassendes Benehmen, und errang sich Marthas verlorne Gunst vollständig wieder, indem sie bereitwillig die Rechenexempel abschreiben ließ; denn Rechnen war Marthas schwache Seite.

Das ging nun so hin den Sommer lang, und nicht gerade erquicklich. Es gab allerhand Unruhe mit dem Heinrich; er war schlechter Laune, er schalt auf das „Geochse", wie er sagte, und der Vater ließ ihn unterweilen in sein Zimmer kommen. Dann trat der große schöne Junge immer mit blassem Gesicht wieder heraus, und war tagelang still. — Im Oktober begab sich das Unerhörte, daß er nicht versetzt wurde, und daß ich plötzlich mit Heinrich in einer Klasse stand.

„Ich bleibe nicht länger in der Schule," sagte er auf dem Heimwege zu mir, „ein Duckmäuser bin ich nun einmal nicht — ich muß etwas anfangen, wo ich alle meine Kräfte gebrauchen kann." — Zu Hause warf er seine Bücher wuchtig auf den Tisch, stand eine Weile am Fenster und ging dann in den Garten.

Mir war die Freude an der Versetzung und dem guten Schulzeugnis geschwunden. Was nun, wenn der Vater erfuhr, dessen Pläne und Hoffnungen sich sämtlich darauf erstreckten, seine Söhne studieren zu sehen? Denn reiche Stipendien harrten unserer, und nahmen viel Last und Sorge von seinen müden Schultern.

Es ward mit einenmale eine schwüle Stimmung in unserem Hause, trotzdem draußen schon ein kalter Herbstwind wehte. — Der Vater hatte einen Termin im Nachbarorte, wir anderen saßen stumm um dem Mittagstisch, nur Ursula trieb tausend Possen und erntete gelegentlich ein unartiges Wort von Heinrich dafür ein. Gegen Abend aber kam sie mir nachgelaufen in den Garten, blaß wie der Kalk an der Wand. „Willy!" rief sie, und rang die Hände ineinander, „du sollst rasch kommen! Um Gottes willen, was that Heinrich, daß der Vater so furchtbar böse ist?"

Eilig liefen wir ins Haus, die Treppe hinan, zu des Vaters Stube. Es war still drinnen jetzt.

„Laß mich hier bleiben, Willy, ich habe so Angst!" bat das Mädchen, „ich horche gewiß nicht — ich will bis zur Treppe gehen." Und als ich mich noch einmal zurückwandte, sah ich, wie sie sich auf die oberste Stufe hockte, die erschrockenen Augen zu mir gewendet.

Der Vater ging mit großen Schritten auf und ab — Heinrich stand am Schreibtisch, den lockigen Kopf gesenkt. „Willy," begann der Vater, stehen bleibend, „wir befinden uns da ganz plötzlich an einem Lebensabschnitt. Ich habe geglaubt, ihr billigt stillschweigend die Pläne, die ich und eure liebe verstorbene Mutter für euch und eure Zukunft gefaßt hatten! Es war vielleicht ein Fehler von mir, anzunehmen, ihr wäret vollständig einverstanden damit, denn eines schickt sich nicht für alle. — Wir stammen aus einer Familie, die schon jahrhundertelang ihre Söhne auf die alma mater sandte, und die dem Staate eine Reihe tüchtiger Aerzte und Juristen gab; es sind sogar Namen unter diesen Männern von hohem Klang. — Ich gestehe, daß ich gern gesehen, auch ihr hättet euch würdig dieser Reihe angeschlossen. — Heinrich hat anders gewählt, und gerade von ihm hat es mich überrascht, traurig gemacht! Wie denkst du über deine Zukunft?"

Ich starrte Heinrich fassungslos an. Der Vater mußte noch einmal fragen.

„Ich wollte studieren, Vater," sagte ich.

Er nickte; es flog etwas wie ein erlösendes Lächeln über sein Gesicht. „Heinrich kehrt den Büchern, der Wissenschaft den Rücken; er will — Seemann werden!" ergänzte der Vater.

Da war es heraus! Mir schwindelte fast. „Heinrich?" stammelte ich. — Er rührte sich nicht.

„Ein jeder schafft sich sein Schicksal selbst," sprach der alte Mann weiter. „Ich habe versucht, es dir auszureden, Heinrich; mache mich nicht verantwortlich, wenn du das geträumte Ideal nicht findest. — Bis Neujahr bleibst du auf der Schule, unterdes werde ich die nötigen Schritte in Hamburg thun; mit dem ersten besten Kapitän sollst du nicht davon; so lange ich sorgen kann, werde ich sorgen für dich. Nun geht."

Er reichte uns beiden die Hand. In Heinrichs hübschem Gesichte zuckte es, aber seine Augen strahlten. Liebkosend strich der

Vater noch einmal sein blondes Kraushaar: „Ich meinte es nicht böse,“ sagte er weich, „es war nur die Wehmut.“ — Dann wandte er sich rasch um.

Drunten aber in der dämmrigen Stube bei Tante Bertha saßen wir drei und horchten dem Heinrich zu. Wie seine Augen blitzten, wie er erzählen konnte, als wär er schon dabei gewesen! Aus seinem jungen, begeisterten Antlitz wehte es uns an, wie eine frische erquickende Seebrise; dunkelgrüne, durchsichtige Wogen trugen das schnelle Schiff einem fernen Gestade entgegen, eine tropische, fremde Welt stand vor meinen Augen, Palmen spiegelten sich in ruhigen klaren Strömen und alle Farbenpracht des Südens spielte zu uns herüber in verlockender fremder Schöne. Mäuschenstill waren wir geworden, selbst Tante Bertha hatte ihr Strickzeug sinken lassen; Ursula aber saß da, den Kopf in die Hand gelegt und blickte mit heißen Wangen durch das Fenster — ein sehnsüchtiger Schimmer lag in des Kindes Augen. Dann begann sie zu weinen.

„Was hast du denn, Närrchen?“ fragte die Mutter, „warum weinst du?“

„Weil ich ein Mädchen bin!“ stieß sie endlich hervor.

Heinrich lachte hell auf: „Du wärst der Rechte geworden, du Flederwisch!“

„Laß sein, Ursula!“ tröstete ich. Aber das Herz war mir gewaltig schwer von des Bruders verlockender Schilderung. „Wir bleiben daheim beim Vater.“

„Wasser hat keine Balken!“ bemerkte Tante Bertha. Heinrich lachte noch mehr.

„Jung,“ sagte die alte Hanne, die ob dieser großen Neuigkeit mit blassem Gesicht an der Thüre stand, „di stickt de Hafer, du büst allto wehlig!“

„Hoch ist der Himmel, weit ist die Welt, überall kriegt man Brot für sein Geld!“ trällerte Heinrich.

„Dine Nücken driben se di bald ut, min Jung,“ seufzte Hanne, „Gott bewohr uns!“

Und Hannes Worte machten, daß ich Heinrich traurig ansehen mußte, denn sie konnte mitsprechen von der Sache; sie stammte aus Büsum und ihre Schwester war eine Lotsenwitwe, deren Mann einst in einer Sturmnacht „vertrunken“ war, wie uns Hanne einmal erzählt hatte.

Schon ein paar Wochen später brachte der Vater Heinrich nach Hamburg. Er hatte rascher ein gutes Schiff und einen freundlichen Kapitän gefunden, als er wohl selbst geglaubt und gehofft. Daß die schmucke Brigg, mit der Heinrich seine erste Reise machen sollte, den Namen der Mutter „Sophie“ trug, mochte den alten Mann freundlich angemutet haben; er nannte es eine gute Vorbedeutung.

Es war ein stürmischer Tag zu Anfang November, die Tante und die alte Hanne hatten rotgeweinte Augen. Letztere kochte mittags noch einmal des Jungen Lieblingsgericht. „Wenn de Selige noch levte, se gräm sik to Schann'n!“ sagte sie zu mir und schüttelte den Kopf. — Ursula sah blaß aus, wenn sie auch nicht weinte. „Ich wollte, ich könnte mit,“ erklärte sie; „und wenn du einmal eine Perle findest, Heinrich, so eine große, schöne, die schickst du mir?“ bat sie ganz ernsthaft.

„Du denkst wohl, die fängt man so beiläufig mit der Angel?“ fragte er lächelnd. Sie sah ihn groß an, lachte aber nicht über den Scherz.

Als die Uhr drei Viertel auf Eins schlug, war es Zeit. Heinrich küßte uns der Reihe nach, auch die Ursula. „Nun keine Feindschaft, mehr auf guter letzt,“ sagte er weich und strich ihr über die Wange, „und Weihnachten denkt an mich, dann bin ich just mitten auf dem Ocean.“

Zur Post durfte niemand von den Frauenzimmern mitkommen; Heinrich hatte es sich verbeten; die ganze Sekunda war ja dort versammelt, und da paßten ihm die Abschiedsthränen nicht. — Als ich nachher im blassen Novembersonnenschein allein nach Hause ging, war mir beklommen und weh zu Mute, meine Gedanken folgten der schaukelnden Kutsche in dem tiefen Sandwege der Landstraße; ich sah noch immer sein hübsches Gesicht, aus dem der Wind das lockige Haar zurückwehte, wie er abschiedgrüßend die Mütze schwenkte; es war etwas Eigenes darin, etwas wie selige Erwartung.

„Er läßt noch einmal grüßen!“ sagte ich zu Tante und Ursula, und ging dann in das Zimmer, in dem wir beide miteinander bis jetzt gehaust, und da kamen mir auf einmal heiß und weh die Thränen aus den Augen geschossen; halb war es Trauer um den Fernen, halb die Sehnsucht, auch so frei hinausziehen zu dürfen in Gottes weite Welt! — Traurig war nicht ich nur, es ging uns allen nicht besser, er fehlte uns überall.

Am schwersten ward es wohl dem Vater. Weihnachtsabend hatte er ein Plätzchen hergerichtet unter dem brennenden Baume, als könne Heinrich jeden Augenblick eintreten, und beim Festessen stießen die Gläser zusammen auf das Wohl des Fernen, der einsam Weihnacht hielt weit, weit von uns, mitten auf dem Weltmeer.

Als ich dann in meiner Stube am Fenster stand und in die blitzenden Sterne hinaussah, versuchte ich, mir das schwankende Fahrzeug auf dem endlosen Wasser zu vergegenwärtigen.

Vielleicht stand auch er jetzt und sah zu den Sternen empor, vielleicht klang ihm der Ton der heimatlichen Weihnachtsglocken in die Seele und machte seine Hände falten in frommem Schauer, und seine Lippen sprachen das Weihnachtsevangelium und ein Gebet für uns daheim!

Mit eisernem Fleiß arbeitete ich mich durch die letzten Klassen, die Zeit war im Umsehen vergangen. Als die Ursula konfirmiert ward, machte ich das Abiturium. Ich hatte sie doch täglich vor Augen gehabt, die Kleine; nun trat sie mir am Palmsonntage entgegen, wie etwas Unbekanntes, überraschend Liebliches — hatte ich denn im Drange meiner Arbeiten so ganz übersehen können, wie groß und schlank sie geworden, oder machte es das feierliche schwarze Gewand, daß sie so jungfräulich erwachsen schien? Ich starrte sie an wie im Traume.

Sie hatte geweint in der Kirche, sie hatte an des Vaters Halse gehangen und sich wieder und wieder bedankt für alles, was sie genossen in seinem Hause, unter seinem Schutz.

„Ich habe nur zu danken," hatte der alte Mann erwidert. „Wäre es ohne dich nicht allzu einsam, nun auch Willy das Vaterhaus verläßt?" Und ein stolzer Blick flog zu mir herüber, der mir das Herz klopfen machte vor Freude, denn in wenig Tagen ging ich nach Halle, wo auch der Vater einst sein Wissen geholt.

Tags zuvor wanderten wir noch einmal durch den knospenden Garten, die Ursula und ich. Sie hatte eine Hand auf meine Schulter gelegt, und so suchten wir zum letztenmale alle unsere Lieblingsplätze auf.

„Wenn du nun in den Ferien heimkommst," sprach sie, „dann sind wir hoffentlich alle wieder beisammen, dann ist auch Heinrich hier; er schrieb ja, ‚im Herbst werden wir wieder in Hamburg sein.'"

„Geb's Gott!" sagte ich herzlich. — Unter der Linde blieb ich stehen, denn Ursula hockte sich rasch an die Erde; da stand ein weidengeflochtener Korb, unter dem gluckste und lockte eine Henne ihre kleinen, goldgelben Küken, die liefen flink hin und her aus der Oeffnung des Korbes; und der Sonnenstrahl spielte durch die jungen Blättchen der Linde und wob sich wie ein goldener Schein um das dunkle Mädchenhaupt.

„Die sind mein, alle mein, Willy!" rief sie; „ich habe sie selbst gezogen; und heute früh trug ich sie hierher in die Sonne, damit sie sich ihres jungen Lebens freuen. Ist es nicht wundervoll, so ein lustiges, kleines Kinderstüblein?" Sie wandte das Gesicht empor und sah mich mit ihren braunen Augen an, aus denen so reine Freude strahlte. Nie habe ich dieses Bild, diesen Blick vergessen können.

„Seit wann bist du denn so wirtschaftlich, Ursula?" fragte ich, um etwas zu sagen.

Sie lachte und tippte mit dem Finger auf die Stirn. „Du!" schmollte sie, „ich weiß es nicht, aber du bist das letzte halbe Jahr gewesen wie ein Taubstummer; immer nur deine dummen Bücher! Und wenn man dich ansprach, hast du nicht geantwortet, oder bist aufgefahren wie aus tiefem Schlaf. — Aussehen thust du, wie einer, der sieben Monat gehungert hat, und — so wie du jetzt bist, gefällst du mir gar nicht, Willy!"

„Nun, es wird schon wieder anders kommen," tröstete ich — „die scharfen Examenarbeiten!" —

„Sei nicht böse, Willy!" rief sie, wieder zu mir tretend, „du bist so gut, das sagen sie alle, bist es immer gewesen; viel zu gut und so vernünftig! Mache doch nur einmal einen einzigen dummen Streich, damit man nicht allzu großen Respekt haben muß vor dir."

Sie sah mich ordentlich mitleidig an, dann aber mußten wir beide lachen. „Ei Ursula, ist so etwas erhört," schalt ich, „daß du mit gerungenen Händen, mit Flehen und Bitten deinen leiblichen Vetter zu Tollheiten bereden willst? Ich glaube fast, Heinrich hat recht, und in dir steckt ein bißchen Zigeunerblut."

„Ich weiß es nicht," erwiderte sie sinnend, „aber zuweilen erschrecke ich vor meinen Gedanken; sie flattern davon so wild und kraus, als wären sie gar nicht meine eigenen, ich kann sie nicht fangen und halten — es ist aber wohl bei jedem Menschen so — nicht wahr?" —

„Gib mir ein Andenken mit, Ursula!" bat ich, als ich reisefertig vor ihr stand am anderen Tage. Wir waren allein im Zimmer ihrer Mutter, die draußen zu thun hatte.

„Braucht's das, damit du dich meiner erinnerst?" neckte sie.

„Das weißt du besser wie ich, Ursula?"

„Nun dann komm her!" Sie stand vor ihrem Nähtischchen und begann in den Schubfächern zu stöbern, als suche sie etwas. Die schlanken Finger wirrten alles durcheinander, lauter Kindertand war es — Schleifen und Bilder, Nadelbüchschen und allerhand Kram. „Ich habe nichts," sagte sie endlich, „ich muß dir etwas anderes geben." Ich sah plötzlich die zwei Grübchen sich vertiefen in ihren Wangen, dann fühlte ich ein Paar weiche Arme um meinen Hals und ihre frischen Lippen auf den meinen. „Da," sagte sie, und fuhr mit der kleinen Hand blitzschnell über ihren Mund, „vergiß mich nicht und komm gesund heim!"

Ich aber stand purpurrot und starrte sie

an. Und wie im Traume saß ich in der Post und fuhr in den lachenden Frühling hinein; überall blühende Bäume, junges Grün, überall Vogelgesang und berauschendes Düften! Und ich bog mich aus dem Wagen und sah nach der Stadt zurück; nie war sie mir so traut, so lieb erschienen, wie jetzt, da ich sie verließ, da ich wußte, was diese alten Mauern für mich umschlossen.

Ich war nie ein Mensch, den der Jugendmut zum Ueberschäumen brachte, es war immer ein Etwas vorhanden, das mich auch in der fröhlichsten Gesellschaft zurückhielt, so, daß ich nicht mit einzustimmen vermochte in den lauten Jubel der anderen. — Wohl habe auch ich auf der Mensur gestanden und Meister Urbans ungelehrigster Schüler war ich nicht; wohl habe ich mit anderen in der „Schürze" zu Giebichenstein die Sommernächte durchkneipt, habe mit stolzer Begeisterung den Landesvater gesungen und die Farben der Märker getragen. Aber wenn die Lust am höchsten wogte, dann kam es über mich, daß ich mich abwenden mußte und stille ward; es war mir so gegeben, ich konnte nicht dafür.

So war mir denn immer am wohlsten auf meiner Bude, ganz allein. Dort hing eine Silhouette des Vaters über dem Bett und ein feines Aquarell, unser Haus von der Gartenseite; im Vordergrund legte sich ein Zweig der Linde darüber, daß es gleichsam eingerahmt erschien von den knorrigen Aesten. Das hatte Ursula gemalt. Sie hatte auch versucht, ein paar Gestalten in dem Gartenweg anzubringen, das sollten wir Brüder werden; aber nur Heinrich stand fertig da, ein winziges Figürchen mit blauer Jacke und großem Hut. Die andere hatte sie übermalt und sich selbst daraus gemacht, weil mein Konterfei ihr nicht hatte gelingen wollen, wie sie sagte.

Es war mir am wohlsten, wenn ich nach Hause schrieb, oder an Heinrich; und noch größer war meine Freude, wenn mir der Postbote einen Brief von daheim brachte. Im übrigen war ich fleißiger, wie meinesgleichen es zu sein pflegen im Anfang der Studienzeit. Ich wußte, der Vater wartete darauf, mir seine Rechtsanwaltspraxis zu übergeben mit der Ungeduld eines Müden, Erschöpften, der sich nach Abendruhe sehnt; so ward es, daß ich selten ein Kolleg versäumte. Mitunter kam ich mir uralt und pedantisch vor, wenn ich mich mit den anderen verglich; ich frug mich selbst, wie es sein müßte, berauscht von Jugend und Wein, eine schmucke Tänzerin im Arm, sich nach dem Takte der Musik zu wiegen unter der wirbelnden Menge. Und im nächsten Moment dünkte es mich schal und ekel und heimlich griff ich an meine Brust, dort ruhte ein knisterndes Papier, der einzige Brief, den mir Ursula geschrieben, als ich meinen Geburtstag zum erstenmale fern vom Vaterhause verlebte. Ein Paar tiefe dunkle Augen blickten mich an und ein Paar weiche Mädchenlippen fühlte ich auf den meinen und, da war sie, die vollste Jugendseligkeit, seliger als alle Lust um mich herum!

Aus meinen Herbstferien aber wurde nichts, so sehr ich mich auch darauf gefreut. Just zwei Tage vor Beginn der Vakanz packte mich ein hitziges Fieber, und da alles ausflog aus der alten dumpfen Stadt, lag ich in Schmerz und Mutlosigkeit auf dem Krankenbette, und stand gerade zum erstenmale wieder auf, als das Wintersemester begann. — Daheim haben sie nicht gewußt, wie krank ich gewesen; ich hatte etwas von einem schlimmen Fuß geschrieben. — So bequem wie heutzutage, war es damals noch nicht mit dem Reisen, wer hätte auch kommen sollen, mich zu pflegen? Tante Bertha war die einzige — aber ihre zarte Gesundheit? Und wo hätte sie auch bleiben sollen in meinem kleinen Studentenstübchen?

Sie hatten lange nicht geschrieben von Hause, und ich dachte doch täglich an sie, als ich im Herbstsonnenschein, wieder ein Genesender, am Fenster saß. Heinrich war sicher daheim jetzt! Wie er wohl aussah? Wie er erzählen würde, und ob er befriedigt von dem erwählten Beruf? Diese Fragen quälten mich mit heißer Sehnsucht im Verein; ich dachte schon daran, noch nachträglich mir ein paar Privatferientage zu gestatten — da kam doch ein Brief.

Er war vom Vater: „Wie wir Dich vermißt haben, Willy," schrieb er, „kannst Du Dir wohl denken, und wie sehr uns Dein dummes Bein die Freude verdarb, brauche ich nicht erst zu sagen. — Heinrich war vierzehn Tage hier, und nichts fehlte der glücklichen Zeit, wie Du. Gottlob, daß er gesund, und befriedigt ist von seinem Beruf! Eine schwere Sorge nahm mir der Herr dadurch von der Seele. — Groß und stark ist der Junge geworden, gebräunt von Wind und Wetter, und erzählen konnte er von Gut und Böse. Nun bleibt er vorerst in Hamburg, um sein Steuermanns-Examen zu machen, und so Gott will, seht Ihr Euch Weihnacht im Vaterhause gesund und fröhlich wieder."

„Beinah hätte er Dich jetzt in Halle überrascht; woran der Plan scheiterte, weiß ich eigentlich nicht recht. — Wenn Du kommst, wirst Du aber allerhand finden, das er für Dich auf dem Pult in Eurer Kammer aufgebaut hat. Lauter wunderliches Zeug haben wir jetzt im Hause; auf meinem Schreibtisch steht ein kleiner indischer Hausgötze, und schneidet eine gewaltige

Fratze; die Frauenzimmer aber tragen echte ostindische Seidentüchlein um den Hals, die er aus Hongkong mitbrachte, die Ursula sogar eins mit goldenen Fäden durchsponnen! Alle lassen sie Dich grüßen und Dir sagen, Du möchtest bald gesund sein; zu Weihnachten aber hofft Dich ans Herz zu drücken Dein treuer Vater
H. Nordmann."

„Trinke zuweilen ein Glas von dem heute an Dich abgesandten Pontac zur Stärkung," stand in einem Postskriptum.

Es war auf einmal eine Verstimmung über mich gekommen, aber den Grund wußte ich nicht recht zu finden; ich schob es auf meine Reizbarkeit nach der langen Krankheit, und seufzend schloß ich den Brief fort. Sobald ich vermochte, stürzte ich mich wieder auf die Arbeit, mehr wie mir gut war; und so kam es, daß als ich acht Tage vor Weihnacht reisefertig dastand, mir ein blasses, eingefallenes Antlitz aus dem kleinen Spiegel entgegenschaute, und Ursulas Worte fielen mir ein: „Du siehst aus, als hättest du sieben Monate gehungert!"

Aber schön war es doch, in dem alten, gelben Postwagen nach Hause zu fahren; es schneite ein wenig, und den märkischen Fichten stand der leuchtende Schmuck prächtig zu dem dunkelgrünen Gezweig. Im Wagen saß lauter lustiges Volk, Studenten, die alle das Fest daheim feiern wollten, und an jedem Wirtshaus wurde Halt gemacht. Ich ließ sie lärmen, und bewachte mit heimlicher Freude die Reisetasche, die im Netz über uns schaukelte; da war allerlei drinnen für den Weihnachtstisch; das meiste für die Ursula. Tagelang hatte ich die Läden durchwandert in der Ulrichsstraße, und nimmer fand ich etwas, das mir schön genug dünkte, in die kleine Mädchenhand gelegt zu werden; dann aber hatte ich es eines Tages in Gestalt eines Buches, „Hannchen und die Küchlein." — Ich ward bei dem Lesen des Titels plötzlich an ihr anmutig Thun unter der Linde mit den Küchlein erinnert, und als ich die liebliche Erzählung gelesen, dünkte es mich ein rechtes Geschenk für sie. „Meiner lieben Ursula zu Weihnacht," schrieb ich hinein; aber ganz hinten auf die letzte Seite noch ein paar Verse aus übervollem sehnsüchtigem Herzen:

Unter der Linde du saßest als Kind,
Strich dir durch's Haar der Abendwind,
Und die Sonne mit rosigem Licht
Färbte dein junges Angesicht.

Unter der Linde, du liebliche Maid,
Sah ich dich wieder im langen Kleid,
Schaute dich an — und wie Frühlingslust
Zog es durch meine klopfende Brust.

Unter der Linde — noch sag' ich's nicht laut —
Was mir mein seliges Herze vertraut;
Alle mein Denken: „Daß Gott dich behüt!"
Einst wird es Sommer und alles erblüht. —

Sie wußten es nicht, daß ich heute schon kam. Mit beflügelten Schritten durcheilte ich die wohlbekannten Straßen; da lag das alte liebe Haus im klaren Schein der Wintersonne. Ich fühlte keine Müdigkeit mehr von der durchfahrenen Nacht, wohl aber ein rasches, starkes Herzpochen. — Im Hausflur stand vor einem geöffneten Spind eine hohe schlanke Frauengestalt.

„Hilf Gott! Der Willy!" rief Ursulas helle Stimme, und dann hatte sie mir beide Hände gereicht, und ich schaute wieder in das bräunliche schöne Antlitz.

„Wo kommst du jetzt schon her?" rief sie. „Ei, wie wird der Vater sich freuen! Er hat schon seit ein paar Tagen von weiter nichts gesprochen. — Aber —" und sie blieb stehen, als sie mich schon halb zur Treppe geleitet hatte, „wie siehst du aus, Willy? Du warst sehr krank — gestehe es nur!" Und schwesterlich mitleidig schauten mich die dunklen Augen an. „Das wird den Vater betrüben!" setzte sie hinzu.

„Aber auch du hast dich verändert, Ursula," erwiderte ich, „du bist einen halben Kopf größer geworden, und so — —"

„O bewahre!" sagte sie, und ein feines Rot stieg ihr langsam in das Gesicht, „laß den Vater nicht warten, geh rasch hinauf, — nachher kommst du wohl zur Mutter!" Und leicht wie ein Vogel war sie die Treppe wieder hinunter geeilt.

„Man sieht es doch, Willy," sagte der Vater nach der herzlichsten Begrüßung, „wir Juristen haben nicht just den gesundesten Beruf erwählt; du hättest mal Heinrich sehen sollen, und wie konnte der Junge essen!" Als ich dann zu Tante Bertha hinunter kam, sagte sie mir dasselbe ungefähr. „Aber schadet nichts, Willy," fügte sie tröstend hinzu, „du weißt, was du hast. Ich möchte nicht so schwankenden Boden unter meinen Füßen wissen, wie der Heinrich; wär er mein Kind, ich hätte mich längst zu Tode gesorgt."

Ursula aber saß still am Nähtisch und stickte an einem Käppchen für den Vater; und plötzlich blieben meine Augen an einem Tüchlein haften, das sie zierlich um ihren schlanken Hals gesteckt trug; weiß war es, mit Goldfäden durchzogen; es stand ihr gut zu dem dunklen Haar.

Sie merkte es. „Das hat mir Heinrich mitgebracht," sagte sie, „und diese rosenrote Koralle, und dort die Muscheln auf dem

Schrank der Mutter.“ Und wie ich näher trat, entdeckte ich auch ein Bild, gerade Ursulas Platz gegenüber, plump gemalt — ein Schiff unter vollen Segeln und im Schmuck aller seiner Flaggen und Wimpel auf dunkelgrüner Flut. „Das ist die ‚Sophie‘, darauf Heinrich die erste Fahrt gemacht,“ erklärte Ursula, „ich soll das Bild nur aufbewahren.“

„Da hingst du es dorthin?“ fragte ich unwillkürlich.

„Ja!“ erwiderte sie, „ich mag es gern, Willy, es sieht so lustig aus, das Schiff; es macht das Herz ordentlich weit, schaut man es an.“

Ueberall, wo ich hinkam, Spuren von Heinrich, selbst in der Küche. „Willychen, kiek mal wat mi de Jung mitbrächt het! Und Hanne zeigte freudestrahlend ein paar chinesische Tassen mit grotesken Figuren bemalt. „Aber wat Recht's is't doch nich, Willychen,“ setzte sie hinzu, „de Minsch sall sitten bliewen, wohin he sett' is; is't so'n Ort Vogobundenleben, un künn mi nich passen. — Wat, so'n Mann kann jo nich mal een Fru nehmen? He künnt wol, aber da ward sik keine finnen, he makt se jo to ne Wetfru bi lebigen Liv. — Na, du mak'st beter, min Jung.“

Am heiligen Abend erst konnten wir Heinrich erwarten, und indessen half ich Ursula bei den Vorbereitungen zum Fest, soweit eben ein ungelenker Student dies vermag, den Tannenbaum im Gestell befestigen und allerhand Zuckertand an bunte Fäden binden. Auch verschiedene Besorgungen ließ ich mir aufpacken, hie und da etwas abzuholen oder säumige Handwerker zu mahnen. Sie hatte jetzt fast vollständig die Zügel der Wirtschaft in Händen, denn Tante Bertha klagte viel, hatte eine gelbliche Gesichtsfarbe bekommen und saß meistens ganz still im Lehnstuhl am Fenster. Dafür trippelten die schmalen Füße des Mädchens leicht und unermüdlich umher, und wie sie sonst ihre Spiele unbewußt in Poesie tauchte, so that sie es jetzt mit den alltäglichen Geschäften des Haushaltes, und immer noch hatte sie den alten Schalk in den Wangengrübchen. Am besten aber gefiel sie mir, wenn sie nach Tisch lesend am Fenster saß. „Das muß man, Willy,“ entschuldigte sie sich mit einem Blick auf die Mutter, „davon lasse ich mich nicht abbringen; es thut gut und erfrischt, man kommt da aus der engen Wirklichkeit ein bißchen heraus, und gefällt sich nachher wieder um so besser darin.“

„Was liest du denn, Ursula?“ fragte ich, als sie mir einstmals allzu vertieft erschien, und ich dies stumme Gegenüber wie eine Marter empfand.

„Richters Reisen zu Wasser und zu Lande,“ gab sie zurück, und schon wieder senkten sich die Augen auf das Buch. — Und ich hatte gemeint, es sei eine Liebesgeschichte!

Am Tage vor dem heiligen Abend, als sie gerade mit dem klappernden Schlüsselbund in die Kammer ging, wo die Wäschespinde und die Truhen standen, winkte sie mir. „Willy, du sollst einmal was Schönes sehen!“

Ich trat ein in die große Stube mit dem Gipsboden; es war dort noch alles so wie früher, und roch noch ebenso nach Lavendel, wie zu der Mutter Zeit, wo ich ihr als kleiner Bube heimlich nachschlich, weil sie hier die Weihnachtsgeschenke aufzubewahren pflegte. Das Mädchen öffnete eine der bunt gemalten Truhen und ließ mich hineinschauen.

„Was ist das?“ fragte ich und sah auf ein weißes, duftiges Gewand mit blaßblauen Schleifen und auf den zierlichen Rosenkranz.

Sie blickte mich errötend und freudestrahlend an: „Mein Ballkleid, das die Mutter mir zu Weihnacht schenkt.“

„Dein Ballkleid, Ursula? Ich habe immer gemeint, du tanzest nicht gern?“

Sie lachte. „O, du weißt bloß nicht, wie schön das ist! Denke dir nur, ich kann tanzen, ohne daß ich es gelernt habe; „sehr gut sogar,“ sagte Heinrich, als er im Herbste hier war. Da machten wir, und noch ein paar Bekannte, eine Landpartie nach Büstrow zum Erntefest, und haben mitgetanzt unter den Eichen; es war zu schön! — Du kommst doch mit?“ fragte sie dann. „Am zweiten Festtag ist in der ‚goldenen Krone‘, ein Ball — ich freue mich ja so sehr, und Heinrich auch.“

„Ich kann nicht tanzen, Ursula.“ —

„O, sei doch nicht so langweilig, Willy!“ rief sie. „Wer jung ist, kann auch tanzen; wir probieren es zusammen, es ist ja jedem Menschen angeboren.“ Und mit ein paar Polkaschritten sprang sie an mir vorüber und das Schlüsselbund klirrte leise den Takt dazu.

Ich schritt hinter ihr drein, hörte wie sie in des Vaters Thüre rief: „Oheim, hast du es auch warm genug? Gleich kommt dein Frühstück!“ Und dann hörte ich ihre Schritte auf der Treppe, und ihre Stimme scholl aus der Küche herauf — und immer mehr verwirrte sich mein Sinn in Lust und Bangigkeit.

Den Heinrich holte ich von der Post ab anderen Tages; es dämmerte schon stark, als der schwerfällige Wagen durch das Steinthor rasselte. Mir pochte das Herz doch zum Zerspringen, wie lange hatten wir uns nicht gesehen! — Nun hielt das Gefährt und gleich zu allererst sprang ein breitschulteriger großer Mann heraus; im letzten Tagesschein sah ich

ein hübsches bärtiges Gesicht und zwei gute blaue Augen. „Heinrich!" rief ich, und im nächsten Augenblick hielten wir uns in den Armen.

„Jung, Jung! wie lang habe ich dich nicht gesehen! Aber was bist du für ein Knirps geblieben!" und er küßte mich rechts und links auf die Wange. — „Alles wohl an Bord?"

„Ja, Heinrich; nur die Tante nicht; aber komm rasch, das wird ein hübscher Weihnachtsabend heute. Der Vater kam nicht mit, er hatte noch zu thun, und die Ursula auch."

„Erst der Ballast, Willy. He!" rief er einem Manne zu, der diensteifrig herbeilief, „dies ist meiner," und er wies auf seinen Koffer, „möchte ihn bald haben, es ist allerlei drinnen für heute abend. In die Langgasse zum Justizrat Nordmann!" Und dann schritten wir nebeneinander durch die Straßen, und er sprach von diesem und jenem, auch daß er habe in Halle anlaufen wollen, um mich zu besuchen.

„Schade, Heinrich, warum kamst du denn nicht?"

„Pure Faulheit, Willy. — Ich lag gerade fest vor Anker hier, und so eine enge Kuff von Postkutsche — es ist eine verdammte Tour für unsereinen, der ein Luftschnapper geworden." —

„Also, du bereust es nicht, Seemann zu sein?"

„Alle Wetter, Junge, nicht einen Augenblick," erwiderte er; „das Lernen und Stillsitzen in Hamburg wird mir schwer genug jetzt; wollt, ich hätt's erst hinter mir."

Dann schwiegen wir. Er ging langsam und wiegte sich etwas dabei. Ich sah ihn immer wieder mit Stolz an, dieser stattliche breitschulterige Mann war also Heinrich! Und wie wir so nebeneinander schritten, fingen die Glocken an zu läuten von allen Türmen der Stadt, wie einst in unserer Kinderzeit. Und ein Tag fiel mir ein, wo wir beide Hand in Hand unter diesem Geläut vom St. Marienkirchhof heimkehrten, ein Paar kleine mutterlose Buben.

Im Hausflur war alles still. „Oho!" sagte Heinrich, und ging stracks auf die Küchenthüre zu.

„Sie werden oben sein," wagte ich einzuwenden, „sie haben nur das Klingeln nicht gehört, wir sind rasch gegangen." —

„Eh, — will doch mal erst bei der Kombüse anlaufen," erwiderte er und machte die Thüre auf.

„Heinrich!" rief Ursula, die an dem saubern Küchentisch stand; gerad so, wie sie mir „Willy!" entgegengerufen hatte — oder war es doch anders? — „Schon!" Und sie hielten sich bei den Händen, und Heinrich bog sich plötzlich nieder und wollte sie küssen.

„Was fällt dir ein?" fragte sie, hastig ausbiegend, „hast du bei den Meerweibern alle Sitte verlernt? Rasch! — Oben wartet der Vater, und dann komme ich und zünde uns den Baum an; nachher sollst du zu essen bekommen, du wirst wohl hungrig sein."

Ich war ärgerlich auf ihn. „Du neckst sie immer noch wie ein Kind," sagte ich — „sie ist doch ein erwachsenes Mädchen; ihr werdet nie gut Freund auf solche Art."

Er pfiff leise vor sich hin bei meinen scheltenden Worten, aber er lächelte dabei, dann war er mit ein paar Sprüngen in des Vaters Stube und an seiner Brust.

So waren wir denn alle wieder einmal beisammen unter dem brennenden Baume in der festlichen Stube. Heimlich hatte ich das Buch auf Ursulas Platz gelegt mit noch einigen Kleinigkeiten; es gab ein Bewundern und Sehen, Necken und Lachen, und sie hatte mit den Geschenken wieder allerhand Possen getrieben, die Ursula.

Mir schenkte sie einen Tabaksbeutel aus grünem Seidenfilet mit Goldperlen verziert, aber ich mußte ihn erst aus hundert Papieren herausschälen. Für Hanne stand eine Kiste auf der Post, darin war eine seidene wattierte Kapuze, und die alte treue Seele mußte durch Schnee und Kälte selbst hin, wenn sie das Kolli heute noch haben wollte; sie zerbrach sich auch vergeblich den Kopf, wer ihr das schickte, da sie doch keine Menschen, Verwandtes oder Gefreundetes, wußte, der sie beschenken konnte. Am Ofen in des Vaters Stube aber waren die schadhaften Pantoffeln verschwunden, und zwei schöngestickte Schuhe, wie Pferdchen mit roten Bändern vor einen neuen Stiefelknecht gespannt, paradierten an deren Stelle, eine prächtige Equipage. Tante Bertha fand einen Korb mit Eiern auf ihrem Platz, als sie aber näher hinsah, waren es lauter Baumwollenknäuel, zierlich in Eiform gewickelt. Nur Heinrich bekam schlicht und ehrbar ein Notizbuch, und als er es aufschlug, sah ich sein hübsches Gesicht ernsthaft werden, und wie ich näher hinzutrat, erblickte ich auf die weiße Seide innen gar zierlich unser Vaterhaus gemalt, und darunter die Worte:

Weit von dem Vaterland
Denk ich, am fernen Strand,
Heimat an dich!

Ursula aber hielt im gleichen Augenblick eine kleine Brosche in der Hand, auf deren goldener Platte eine schöne echte Perle lag. „Eine Perle!" rief sie freudig, „das ist eine echte Perle?"

„Ei, so kostbare Geschenke solltet ihr euch nicht machen!" schalt Tante Bertha; sie sah auf einmal ganz betroffen aus.

Heinrich lachte. „Es läßt sich just noch ertragen," sagte er.

Als wir bei Tische saßen, faßte eine kleine Hand nach der meinen. „Vielen Dank, Willy, für das schöne Buch. — Wenn ihr fort seid, will ich es lesen." Ich nickte stumm, und Ursula und Heinrich waren auch stiller; die Lust wollte nicht recht kommen, auf die wir uns so gefreut.

Am zweiten Feiertag saß ich nachmittags wieder unten bei den Frauen; Heinrich war ausgegangen, alte Bekannte aufzusuchen. Es war ein naßkaltes, häßliches Wetter. Ursula tändelte noch mit allerlei Schleifen und Blumenwerk herum und nähte kleine Rosetten auf ein Paar schmale Schuhe zum Tanzen. In einem Wasserglase dufteten zwei frische Monatsrosen, die hatte Heinrich dem Mädchen geschenkt. Tante Bertha aber lehnte bleich und trübe in ihrem Lehnstuhl; wenn nicht Ursulas strahlendes Lächeln gewesen wäre, es hätte ganz finster ausgesehen in dem Zimmer.

„Freust du dich wirklich so sehr?" fragte ich. Sie nickte und klopfte die Sohlen der Schuhe zusammen.

„Nun habe ich dir einen Wagen bestellt, Ursula," sagte Heinrich, der eben wiederkam.

„O!" rief sie freudig.

„Verwöhne sie doch nicht so," ermahnte Tante Bertha, und wieder flog der trübe Zug über ihr Gesicht.

Abends aber hielt richtig die sogenannte Brautkutsche vor der Thüre, eine leichte weiße Gestalt schlüpfte hinein und wurde mit Kichern und Lachen empfangen; der Schein von Hanne's Laterne streifte zwei frische Mädchengesichter unter Blumenkränzen, erwartungsvolle Lust in den strahlenden Augen, und eine ehrwürdige Dame rief hinaus: „Ich werde auf Ursula gut achten, Hanna!" — Heinrich und ich aber wanderten schweigend dem Wagen nach, ebenfalls in festlicher Toilette.

Es war noch nicht zwei Stunden später, als ich mich wieder auf der Straße befand. Mir glühte der Kopf, sonst fror mich; bitter weh war mir ums Herz — ob es brennende Eifersucht? Und dann schalt ich mich einen Narren und einen Thoren. Zwei Stunden hatte ich an der Wand gelehnt und war ihr mit den Blicken gefolgt, wenn sie im Tanz an mir vorüberschwebte mit rosigen Wangen, ganz hingegeben der Freude. Ich hätte sie hinwegreißen mögen aus den Armen ihrer Tänzer, es war, als würde mir mein Heiligstes entweiht.

Zuerst hatte sie mit Heinrich getanzt, er war mein Bruder, ich gönnte es ihm, und dennoch! — —

Leise schloß ich unsere Hausthüre auf, und wollte ebenso den Flur durchschreiten, als sich Tante Berthas Thür öffnete und sie auf der Schwelle stand.

„Willy," sprach sie mühsam, wie eine Schwerkranke, „einen Augenblick, ich möchte dir noch etwas sagen."

Als ich in das Zimmer trat, sank sie eben wieder ganz erschöpft in den Stuhl, und unheimlich fahl war ihr Antlitz geworden.

„Du bist krank, Tante?" fragte ich erschreckt, „ich will die Hanne rufen."

„Nein, noch nicht Willy. — Ja, ich bin schon lange elend, und heute mehr wie sonst; ich muß dir etwas sagen, was mich angst macht, was mich nicht sterben läßt ruhig — — die Ursula, — Willy — —"

„Tante, sie ist im Vaterhause," sagte ich tröstend.

„Dein Vater ist alt und — was dann?" fragte sie; und nach einer Weile: „Du bist so ruhig, Willy, so vernünftig, wenn auch noch jung — in deine Hand lege ich die Sorge um ihre Zukunft." Und als ich nicht antwortete, hob sie den matten Blick: „Habe ich mich denn geirrt, Willy?"

„Nein Tante, du hast dich nicht geirrt!" sagte ich fest.

Sie reichte mir die Hand. „Ich danke dir!" flüsterte sie. „Es ist schlimmer mit mir, als ihr denkt, ruf die Hanne. — Ursula, meine arme kleine Ursula!"

Ich fuhr empor und stürzte fort, das Mädchen zu holen, und dann auf die Straße, durch Regen und Wind, um das Kind an das Sterbebette der Mutter zu rufen. Mitten im Tanz war es, als ich vor ihr stand und sie an der Hand faßte; sie war blaß geworden wie das Gewand, das sie trug. „Komm, Ursula," sagte ich weich, „ich geleite dich heim."

Sie folgte mir widerstandlos; sie mochte mir ansehen, daß es etwas Schreckliches, das mich so störend in ihre Lust treten ließ. Ich hüllte sie in den Mantel, zog ihr die Ueberschuhe an die kleinen Füße und legte den Shawl um den Kopf. Sie fragte nicht, sie sprach auch nicht; ich konnte ihr kaum folgen auf der Straße. Einige Schritte vom Hause blieb sie stehen: „Meine Mutter, Willy, es ist meine Mutter!"

Und als ich schwieg, da war es, als verließen sie die Kräfte und schwer lehnte sie sich gegen mich; ich hob sie empor und trug sie über die Schwelle bis in das Zimmer. Hanne kniete weinend vor dem Lehnstuhl; nun machte sie der Tochter Platz, und auf das rosengeschmückte junge Haupt legte sich die Hand der Sterbenden.

„Willy — Ursula!" sprach sie, sich gewalt-

sam anstrengend, „der Willy — —" das war ihr letztes Wort.

Als eine halbe Stunde später Heinrich atemlos kam, da lag Ursula noch in ihrem weißen Kleide auf den Knieen vor der Toten, die Hände in das dunkle Haar gewühlt, ohne eine Thräne, ohne Klage.

* * *

Die Zeit geht über alles fort, auch über solche Tage; schwer und schleppend in der Gegenwart, in der Erinnerung dennoch rasch. Wenn ich nach Hause dachte, so sah ich eine schlanke Gestalt im Trauergewande durch den Garten schreiten und ein ernstes junges Antlitz, aus dem das Lachen ganz verbannt schien. Und über Hals und Kopf stürzte ich mich in die Arbeit, denn die Sehnsucht drohte schier überhandzunehmen.

Seit jener Nacht wußte ich, daß ich Ursula liebte; und daß ich der Sterbenden versprach, sie zu schützen, war mir ein süßes, heiliges Vermächtnis.

Ich war nur noch einmal daheim gewesen nach jener Zeit, inzwischen hatte ich noch in Göttingen und Bonn studiert; jetzt kehrte ich als Referendar zurück, um bei dem Gerichte in meiner Vaterstadt zu arbeiten, Ich wußte, daß sich nichts Merkliches zu Hause ereignet hatte; Ursula und der Vater lebten still dahin — Heinrich fuhr schon als Kapitän auf fernen Meeren; auch er war lange nicht daheim gewesen.

Diesmal holte mich der Vater ab, als ich aus dem Postwagen stieg, und Ursula stand neben ihm im lichten Sommerkleide. Sie hatte die Trauer abgelegt, aber in ihrem Gesichte war ein kummervoller Zug geblieben. Sie ließ mir den Arm des Vaters und schritt uns voraus auf dem schmalen Bürgersteig. „Sie ist so einsam bei mir Alten," sagte er, „nun wird es besser werden, Willy, nun du da bist."

Aber es ward auch nicht anders mit dem Mädchen. Als ob ihre ganze Lebenslust an jenem traurigen Abend gebrochen, so still schaffte sie einher; nur zuweilen kam es über sie wie eine Art Erwachen, und dann brannten ihre Wangen wie Feuer und ihre Brust hob sich angstvoll, doch sie klagte über nichts, und behauptete, ihr fehle auch nichts.

An einem sonnigen Frühlingstage war es, als ich sie durch den Garten schreiten sah und ihr nachging, halb in bangem, halb schon im Rausche des Glückes. Sie saß unter der Linde, und da sie mich kommen sah, rückte sie ein wenig zur Seite, wie sie es schon als Kind gethan. Ich blieb stehen vor ihr; sie hatte den Kopf an den Stamm des Baumes gelehnt und blickte müde über das stille Gewässer in die Ferne hinaus.

„Ursula," begann ich, „wo ist deine Fröhlichkeit geblieben?"

Sie wandte sich jähe und sah mich an. „Weißt du es nicht?" fragte sie zurück.

„Doch, Ursula! Es war ein harter Schlag für dich, als dir die Mutter genommen ward; aber du bist noch so jung."

Sie senkte den Kopf und schwieg; ein qualvoller Zug legte sich um ihren Mund. „Ich weiß es," flüsterte sie, „was die Mutter gemeint in ihrer Todesstunde — du kommst, mich zu mahnen, Willy!"

„Ursula!" Sie sah mich wieder an; wie Eis rann es plötzlich durch meine Adern. „Sei ruhig, Ursula," sagte ich, „und laß uns von anderem reden." Sie aber schlug die Hände vor das Gesicht und begann zu weinen, bitterlich und weh.

„Ich kann doch nichts dafür!" stieß sie hervor.

„Nein, Ursula, du kannst nichts dafür," wiederholte ich.

So saßen wir schweigend nebeneinander lange Zeit; wie sonst spielte das Abendrot zu uns herüber und dann bog sich ein in holder Scham erglühendes Mädchenantlitz zu mir.

„Du bist so gut, so vernünftig, Willy — und er ist dein Bruder!" Und eh ich es hindern konnte, lag sie vor mir auf den Knieen und aus den Augen, die zu mir aufschauten, brach wieder der süße Schein wie in vergangener Zeit. „Ich habe ihn lieb, Willy, seit meiner Kindheit schon! Hast du es denn nie gemerkt, Willy? An dem Abend, dem Abend, weißt du, wo die Mutter starb, da hat er es mir gesagt, als wir miteinander tanzten, Willy — —."

Ich nickte. „Steh auf, Ursula," sagte ich und hob sie empor. Da lag sie plötzlich an meiner Brust, die schlanken Mädchenarme umfingen mich und ihre weiche Wange schmiegte sich an die meine. „Willy!" schluchzte sie. Und wieder spielte der rote Abendschein um ihr braunes Haar, und ich hielt sie umschlungen, wie ich geträumt, daß ich sie einst halten würde jeden Tag, jeden einzigen — geträumt noch vor einer Stunde — und war dennoch betrübt bis zum Sterben.

Wie gern wär ich hinausgewandert dazumal aus meinem Vaterhaus, aus der Stadt! Es waren harte Tage, qualvolle Zeiten, die ich durchlebt habe in ihrer Nähe. Ich sah den rosigen Schein zurückkehren auf ihre Wangen, in Erwartung ihres Glückes; ich sah wieder bei ihrem Lachen die zwei schalkhaften Grübchen und ich hörte des Morgens ihre Schritte auf der Treppe, immer um die nämliche Zeit,

wann sie meinte, der Briefbote müsse nun kommen; und ich sah das selige Lächeln, wenn sie nach Empfang eines Schreibens in ihre Stube eilte. Ich sah aber auch das Erbleichen, wenn zur rechten Zeit die Nachricht ausblieb, und an stürmischen Abenden lehnte sie am Fenster und horchte auf das Toben des Wetters. „Willy! Willy! hörst du den Sturm?“ Und es that mir ihr blasses Antlitz just ebenso weh, als wenn sie mir, rosig erglühend, eine Stelle aus seinem Briefe vorlas und einen Gruß von ihrem Heinrich bestellte. Am Wandkalender in der Eßstube, da fand ich verschiedene Zeichen; die Weihnachtswoche hatte sie ganz rot angestrichen und ich wußte, da konnte sie ihn erwarten, da würde sie für immer sein!

„Gott erbarm!“ sagte Hanne, „wo ward sik denn en Pastor finnen, de beiden tosamen to geven! Dor kunn jo all sin Dag nix Guds von warrn — keen Hus, keen Heim — dat is jo duller as bi de Tatern!“ Und die alte Seele warf mir heimlich einen traurigen Blick zu. Sie hatte es wohl auch gemerkt, daß mir eine schöne Hoffnung verloren gegangen.

Mein Vater sagte nichts, er klopfte mir nur leise auf die Schulter und sah fragend in meine Augen, als er Heinrichs Brief erhielt, worin dieser um seine Zustimmung bat zur Verlobung mit Ursula. Dem Mädchen aber sprach er, nach Pflicht und Gewissen, ernsthaft von dem Bedenken einer Verbindung mit Heinrich; ich weiß nicht, was er alles sagte, treu und gut; ich hörte nur, daß sie jede Einwendung mit silberhellem Lachen widerlegte.

Am ersten Weihnachtstage, abends, stand ein junges Paar neben dem brennenden Tannenbaum und schaute in die hellen Lichter; er hatte den Arm um sie geschlungen und sie das Haupt an seine Schulter gelehnt — noch saß der Myrtenkranz in ihrem dunklen Haar. Nachmittags waren sie getraut in der Kirche drüben, deren alter schiefer Turm in unseren Garten hineinsieht, und der Vater und ich hatten an dem Altar gestanden; Hanne saß, bittere Thränen vergießend, im nächsten Kirchenstuhl. Schon morgen in aller Frühe wollten sie uns verlassen; das Schiff ging am 27. in See.

Wir nahmen abends gleich Abschied voneinander — die Post verließ um vier Uhr früh die Stadt. Der Vater hatte sich, kränkelnd und ermüdet, schon früh zur Ruhe begeben.

„Behüt euch Gott!“ sagte nun auch ich, als die Kerzen des Baumes herabgebrannt waren und es still ward in dem kleinen Kreise. „Leb wohl, Heinrich! Leb wohl, Ursula!“

Da schlang sie noch einmal im Leben die Arme weinend um meinen Hals, die Ursula, und ihre Lippen legten sich auf die meinen, so süß und schwer wie damals! Aber sie sprach kein Wort — und diese Thränen waren Glücksthränen.

„Adieu, Bruder!“ sagte Heinrich weich. Und dann stand ich in meinem einsamen dunklen Zimmer und sah über den verschneiten Garten hinweg zu der alten Linde hinüber; es kam mir vor, als strecke sie die kahlen Zweige verzweifelnd in die kalte Winterluft hinaus, wie um etwas zu halten, das ihr entfliehen wollte, und das zu erfassen sie nicht die Macht hatte, weil sie doch im heimatlichen Boden wurzelte. — Der Mensch trägt unbewußt seine Stimmungen auch auf Lebloses über!

Allgemach ward es ganz ruhig im Hause, ich hörte Ursulas Zimmerthüre leise gehen und Hanne die Treppe hinaufsteigen; nur ich stand immer noch am Fenster. Erst spät warf ich mich auf das Lager, und als ich erwachte, war es Tag geworden, klarer sonniger Wintertag, und die Glocken läuteten zum Kirchgang.

„Sie lassen noch einmal grüßen,“ sagte die alte Hanne, als sie mir das Frühstück brachte, und wandte sich schluchzend ab.

So sind sie hinausgezogen, Mann und Weib, in seligem Vertrauen auf eine glückliche Zukunft. Sie hat die Palmen sich wiegen sehen jenseits des Oceans und auf schwankendem Schiff in Sturm und Wetter hat sie gelacht, denn ihr Heinrich stand auf der Kommandobrücke. Zwischen Wasser und Wind haben sie glückliche Tage verlebt, die beiden — so klang es aus ihren Briefen.

Dann aber blieb er lange, lange aus; es sollte just die letzte Fahrt sein, die er machte, eh er sich zur Ruhe setzte in dem schmucken Häuschen zu Cuxhaven — er kam nicht wieder.

In mein einsames Haus aber trat eines Tages eine noch immer schöne Frau im schwarzen Witwenkleide.

„Willy,“ bat sie, und legte die Hand eines schlanken Jungen mit dem blonden Kraushaar Heinrichs und den dunklen Augen der Mutter in die meine, „er hat keinen Vater mehr, und zu Fremden mag ich ihn nicht thun, willst du ihn bei dir behalten?“

„Auch dich, Ursula,“ sagte ich, „komm wieder in die alte Heimat, sie ist dein und mein!“

Sie schüttelte den Kopf. „Laß mich draußen bleiben; ich kann die See von meinem Fenster aus sehen — ich habe ihn ja so lieb gehabt.“

So hat sie am Fenster ihres Stübchens gesessen noch lange Zeit. Ich habe sie einmal besucht, und da wußte ich gleich, daß Ursula hier wohne; es war etwas Eigenes um sie her. Als sie starb, da brachte mir Willy noch einen letzten Gruß von ihr und ein kleines Buch:

„Hannchen und die Küchlein," und unter den letzten Vers hatte sie mit ihrer feinen flüchtigen Hand geschrieben:

Unter der Linde noch einmal ich stand,
Schaute mit weinenden Augen ins Land. —
Wo ist die Jugend, mein Hoffen, mein Glück?
Ach, nur die Sehnsucht blieb mir zurück!

Das war die Ursula! War meiner Jugend Traum!

Ich bin alt geworden, viel Leid und Freud



Kauft Hampelmänner!

habe ich noch erfahren, wie ein jeder hier auf Erden — aber einsam bin ich geblieben. Ja, sie saß doch sehr fest, diese erste Liebe!

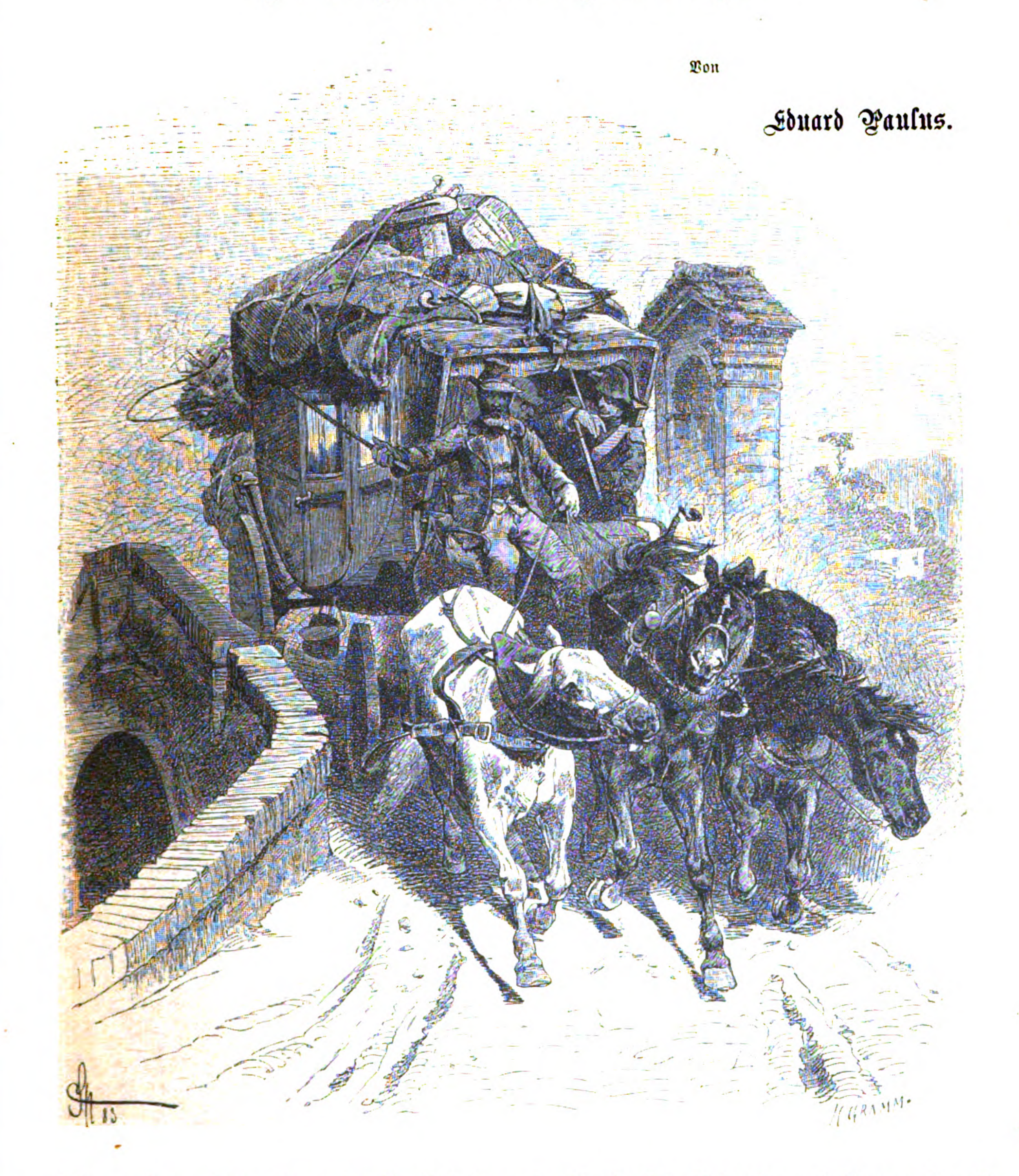
Als der Schmerz um die Verlorne anfing milder zu werden, da war auch meine Jugend dahin. Das Haar aber, dieses lange feine Frauenhaar, ich will es wieder hineinlegen in das alte Buch; der Junge soll es haben, wenn er zurückkehrt aus Ostindien; er ist ja auch Seemann — natürlich!

Den letzten Schluck im Glase euch — dir, Heinrich, und dir, Ursula, die ihr den Einsamen besucht am Weihnachtsabend. — Wohl ist es ein schönes Wort, das die Erinnerung mit einem Paradiese vergleicht, aus dem uns niemand vertreiben kann.

Ins Sabinergebirge!

Von

Eduard Paulus.



Es war in den letzten Tagen des April, in der schönsten Frühlingszeit also, daß wir drei von Tivoli aus aufbrachen, hineinzureiten auf drei starken Eseln in das Sabinergebirge. Die drei waren der Schreiber dieses, mein mitstrebender Freund Adolf Gnauth, jetzt Oberbaurat in Nürnberg und Aufrichter großartiger Werke der Baukunst in Schwaben und Bayern, so z. B. der poesievoll schönen Villa Siegle in Stuttgart. Der dritte davon, Gustav Cloß, schläft schon in kühler Erde, am fernen Ufer des Chiemsees, nachdem er durch seine Bilder und Skizzen uns die innerste Seele, die tiefste Stimmung deutscher, wie südlicher Landschaft geoffenbart.

Wir hatten schon den ganzen April über in Tivoli gesessen. Gnauth und ich, um Villa d'Este architektonisch aufzunehmen, Cloß, um daselbst die berühmten Cypressen und andere wundervolle



Fig. 2. Felsgrotte beim Kloster Cosimati.

Baum- und Bauwerksgruppen zu malen. Kardinal Hohenlohe, damals schon Besitzer von Villa d'Este, hatte uns mit größter Liberalität die Erlaubnis dazu erteilt. Wir hätten ihm gerne persönlich unseren Dank abgestattet — und so oft wir hörten, Eminenz komme heute von Rom heraus nach der Villa, zogen wir, Gnauth und ich, Cloßens zwei Sommerüberzieher an, denn Cloß war noch der nobelste von uns dreien. Aber Eminenz kam nicht, und so zeichneten, maßen, malten oder dichteten wir eben weiter in Villa d'Este. Ueber uns schlugen die Nachtigallen Tag auf, Tag ab, rauschten Hunderte von Springbrunnen über die halbzerfallenen mit Götterbildern besetzten Terrassen.

Wer das Glück gehabt hat, wochenlang rasten zu dürfen in Tivoli, dem bleibt der Ort vor vielen anderen teuer bis an das Grab. Die Lage über der römischen Campagna hoch auf riesigem Tuffsteinblock, den die Wasser des Anioflusses unterirdisch durchdringen, aus Höhlen donnernd hervorzubrechen oder in jauchzenden Güssen ins Oelwaldthal sich zu stürzen (Fig. 2); der Blick durch dieses hinaus und hinein an die ewigschönen Linien der Campagna mit ihren Ruinenbrocken, Wasserleitungszügen und der Stadt Rom selbst mit der Peterskuppel — nordwestwärts an die freistehenden mit Städtchen bekrönten Monticelliberge und dahinter an andere edle Gebirgsformen des Sabinerlandes; endlich am Fuße der alten malerischen Stadt, auf den Vorhügeln gegen die Campagna jene stundenweit ausgedehnte, in Trümmer gesunkene, halb ausgegrabene und doch wieder von südlichem Pflanzenwuchs durchwucherte Villa des Hadrian! Dann wächst fast rings um die Stadt der Oelbaum, mild umflorend mit silbernem Licht die kantigen Kalksteinberge. Gerade bei Tivoli stehen von den ältesten Bäumen, die mit wunderlich verschlungenen und gedrungenen großenteils hohlen Stämmen aus dem Boden sich drehen (Fig. 3), und ebenso sind von den schönsten Cypressen in ganz Italien jene in Villa d'Este, hochschlank ragend, dunkelerzfarbig, einige vom Blitzstrahl zerschmettert. Und diese ganze Villa d'Este bildet ein einziges unendlich gegliedertes Kunstwerk, wie weniges sonst auf der Welt. Baumwuchs, Quellgeriesel in allen Mengen, Gestalten und Tönen, breite, tiefe, regungslose Wasserspiegel in rechteckigen Teichen, vielgeformtes hochaufgestaffeltes Grotten-, Terrassen-, und Architekturwerk bis hinan zum stolzen Palaste, und in allen Endigungen der schattigen Wege Ausblicke in die lichthauchende Landschaft.

Der herrliche Palast
Im Maiensonnenglast,
Cypressen, die uralten,
Schwarz, turmhoch, blitzgespalten,
Die tiefen Lorbeergänge,
Der Nachtigall Gesänge,

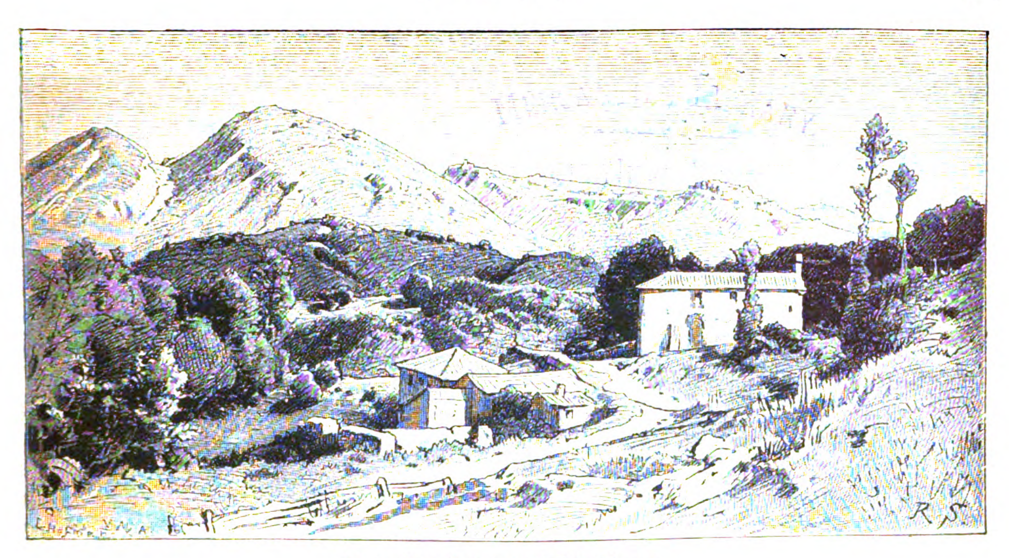


Fig. 3. Rocca Canterano und Rocca di mezzo.

Die Seen, so still und blau,
Die ferne grüne Au,
Der Brunnen wirr Gewühle,
Fortrauschend, köstlich kühle. —

Hier sei oftmals Torquato Tasso, der Freund der Este, in Dichterträumen gewandelt (Fig. 4).

Wir aber reiten nun fröhlich durch Porta San Giovanni auf dem Fahrweg rechts vom Anio hin am Rande des Berges. Nach den Gewittern der letzten Tage hat sich der Himmel so gottklar ausgehellt, jedes Blatt am Baum, jedes Gras und Kraut am Boden liegt in verklärtem

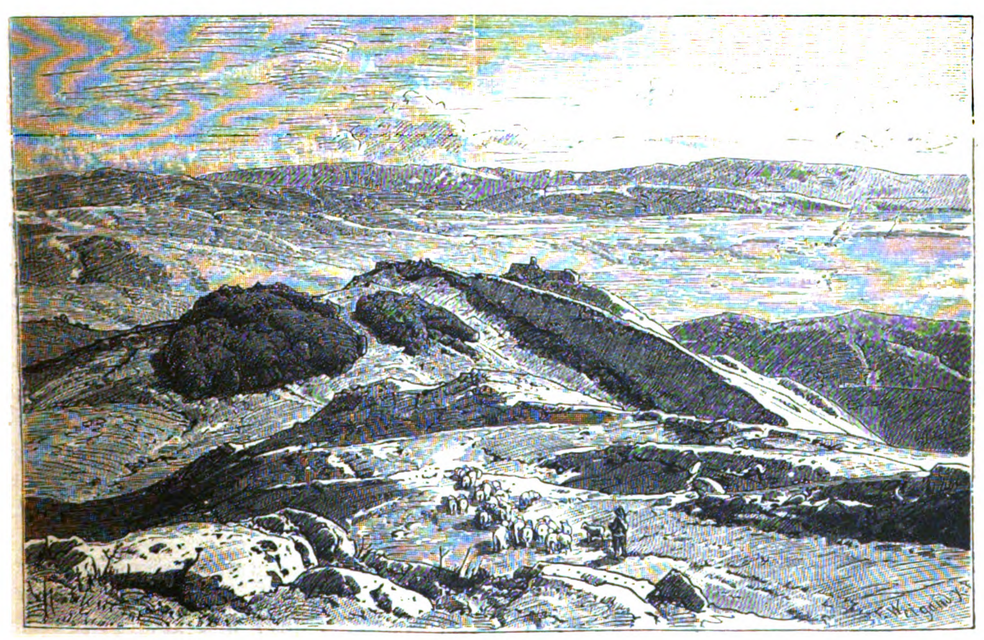


Fig. 4. Olevano.

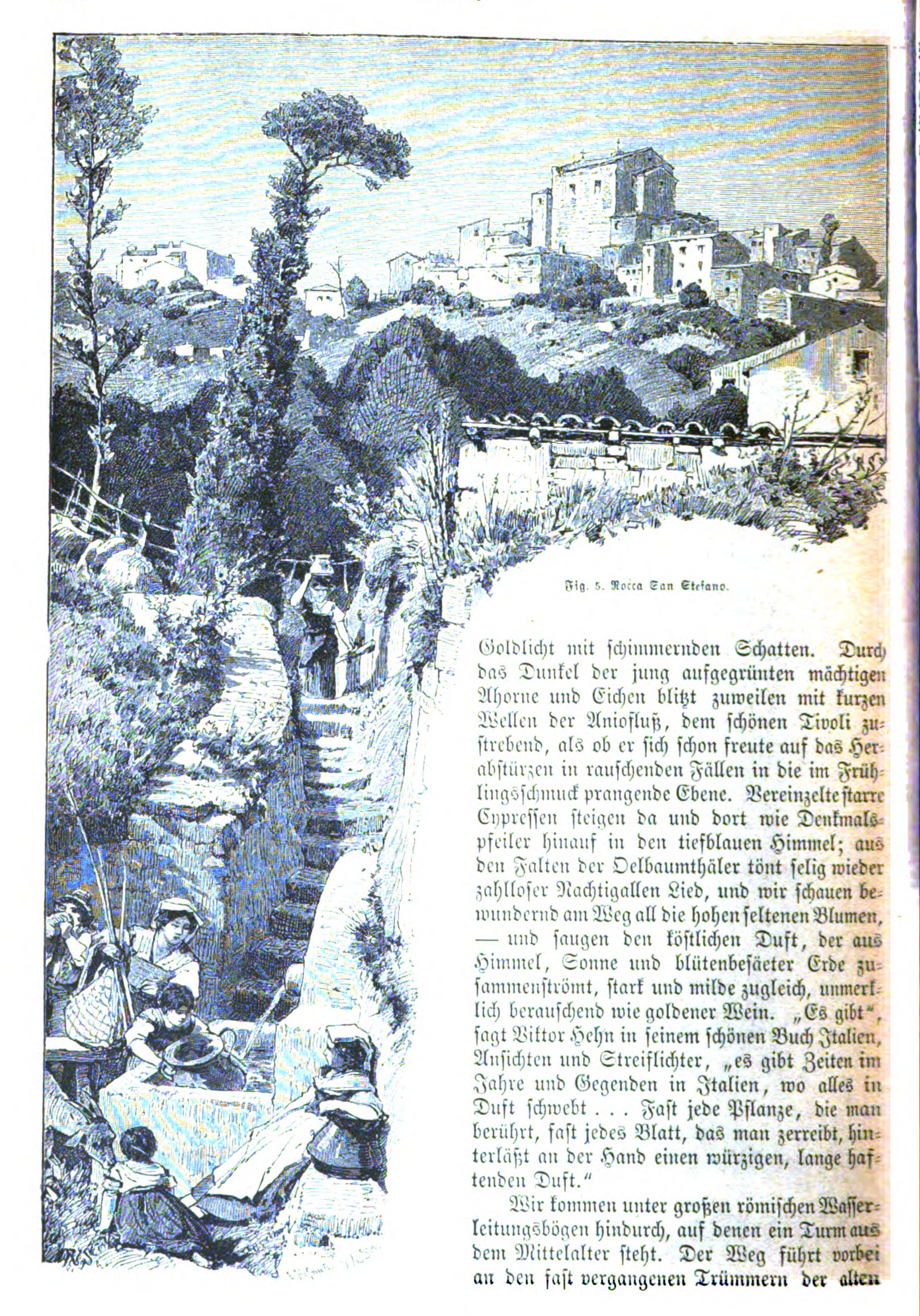


Fig. 5. Rocca San Stefano.

Goldlicht mit schimmernden Schatten. Durch das Dunkel der jung aufgegrünten mächtigen Ahorne und Eichen blitzt zuweilen mit kurzen Wellen der Aniofluß, dem schönen Tivoli zustrebend, als ob er sich schon freute auf das Herabstürzen in rauschenden Fällen in die im Frühlingsschmuck prangende Ebene. Vereinzelte starre Cypressen steigen da und dort wie Denkmalspfeiler hinauf in den tiefblauen Himmel; aus den Falten der Oelbaumthäler tönt selig wieder zahlloser Nachtigallen Lied, und wir schauen bewundernd am Weg all die hohen seltenen Blumen, — und saugen den köstlichen Duft, der aus Himmel, Sonne und blütenbesäeter Erde zusammenströmt, stark und milde zugleich, unmerklich berauschend wie goldener Wein. „Es gibt“, sagt Viktor Hehn in seinem schönen Buch Italien, Ansichten und Streiflichter, „es gibt Zeiten im Jahre und Gegenden in Italien, wo alles in Duft schwebt . . . Fast jede Pflanze, die man berührt, fast jedes Blatt, das man zerreibt, hinterläßt an der Hand einen würzigen, lange haftenden Duft.“

Wir kommen unter großen römischen Wasserleitungsbögen hindurch, auf denen ein Turm aus dem Mittelalter steht. Der Weg führt vorbei an den fast vergangenen Trümmern der alten

Stadt Empulum (jetzt Ampiglione), dann lenkt er rechter Hand steil hinauf ins waldlose Gebirg. Aus jäh einbrechender Schlucht steigt als schmaler Streifen San Gregorio empor, vor uns durch zart-grüne Eichen schimmert aus freundlichem Thale Poli, wie alle diese Gebirgsstädtchen ein kastellartiger Klumpen.

Nun geht es gerade südwärts ein breites, fürchterlich trockenes Thalbett hinauf; nichts als endlos zerklüftetes Kalksteingeröll und elende

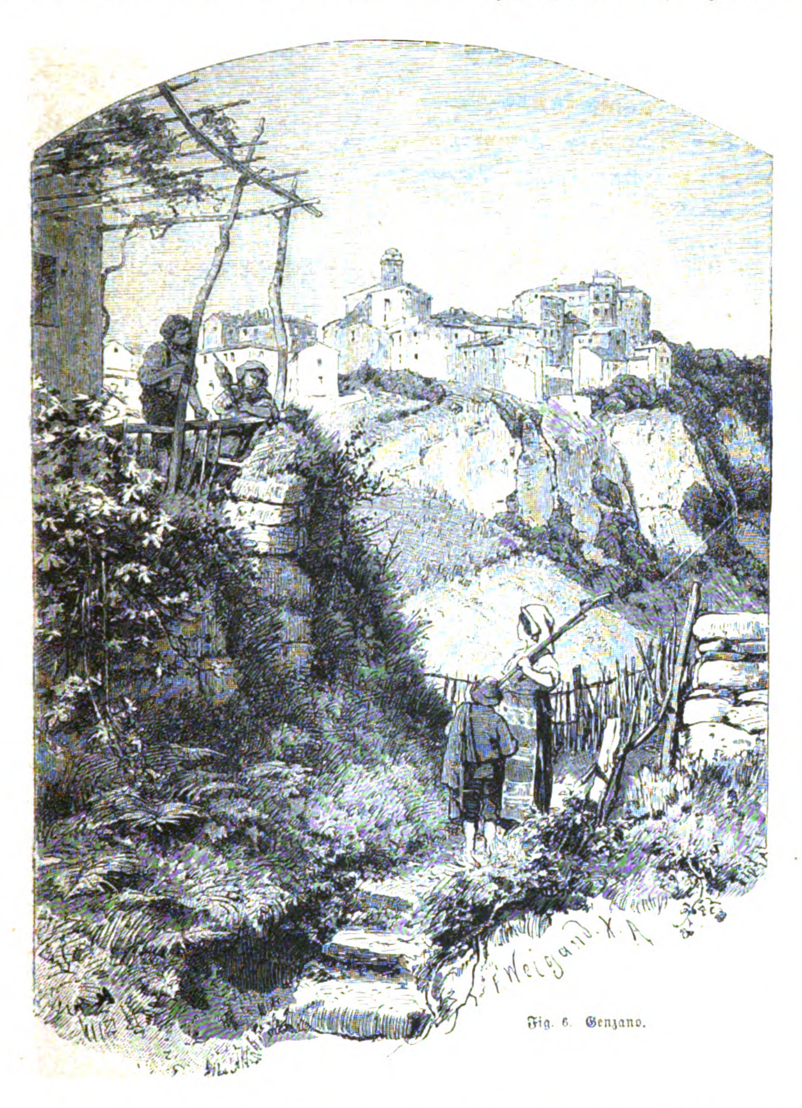


Fig. 6. Genzano.

in der Sonne vertrocknete Grasbüschel, weiter auf schmalem schwach mit Bäumen besetztem Bergrücken immer südwärts bis zum Kastell San Pietro, der alten Burg von Palestrina; sie liegt mit dem trümmerhaften Kastell auf der letzten, höchsten vorgeschobenen Felsenspitze; gegen dreitausend Fuß tief fällt hier das Gebirge hinab in die Campagnaebene, die dann draußen vom Meer mit sanft blauendem Schein umrandet wird. Ganz wundervoll ist der Blick in die Volskerberge, das nahe Albanergebirge und zurück nach Rom und dem Sorakte. Am Südfuß der alten Arx von Präneste, auf der im vierzehnten Jahrhundert die Colonna jenes Kastell

errichtete, liegt jetzt die Stadt, ein enggassiges trauriges Nest, meist über die riesenhaften Terrassen des einstigen Fortunatempels hergebaut. Weit das Merkwürdigste sind die antiken Mauern, (Fig. 5) die, als Schenkelmauern, von Pinien spärlich beschattet, von der alten Burg (jetzt Kastell San Pietro) sich herabziehen zur Stadt, und aus mindestens vier verschiedenen Zeitläufen und Werkweisen stammen, vom fast übermenschlichen cyklopischen Blockbau der sabellischen Urvölker bis hinab zum feinen Ziegelwerk der römischen Kaiser. Schon Camillus eroberte das alte Präneste für Rom; im Bundesgenossenkrieg war es der Hauptwaffenplatz des jüngeren Marius. Von hier aus zogen damals die verzweifelnden Samniten unter ihrem Feldherrn Pontius von Telesia gegen Rom, um es zu vernichten: „um der Wölfe, die Italien die Freiheit geraubt, los zu werden, müsse man den Wald vernichten, in dem sie hausten.“ Nie hat Rom in einer furchtbareren Gefahr geschwebt. Aber Sulla siegte in der Schlacht am Collinischen Thor (bei Porta Pia) und zerstörte bald darauf auch Präneste. In der römischen Kaiserzeit war es ein Lieblingsaufenthalt der Vornehmen. — Der große Palestrina ward 1524 hier geboren.

Wir ziehen weiter, ostwärts nach Cavi; malerisch liegt es auf felsigem Vorberg mitten im blühenden weiten Thal. Von da weiter nach Genazzano (Fig. 6), das wieder am Berge liegt, oben mit dem, von schönen Säulengängen getragenen Schloß der Colonna. Im Städtchen selbst Häuser von edelster gotischer Bauart, mit zartesten Marmorsimsen und Marmorzierden, merkwürdig abstechend von der Armut und Schwärze der übrigen, rauh aus Bruchsteinen gemauerten. Von Genazzano nehmen wir den Gebirgsweg, halsbrecherisch und von wildester Schönheit, hinauf und hinab und hinauf, bis wir vor Olevano stehen: wie es am Felshang sich hintürmt, überstarrt von ragenden Klippen und totkahlen langen Kammzügen des Felsengebirges! (Fig. 4.)



Fig. 7. Im Kreuzgang.

Olevano ist seit geraumer Zeit das Eldorado unserer breitkrämpigen deutschen Maler. Himmlische Landschaft, himmlische Wirtschaft, himmlische Mädchen, himmlische Linien, Farben und Töne! Deshalb besitzt jetzt auch das Deutsche Reich ganz in der Nähe des Städtchens an der Serpentara einen Eichwald. Diese Eichen sind so grenzenlos alt und verwettert, daß sie zum Malerischsten gehören, was der Erdball bietet und dadurch den deutschen Künstlern oft viel Geld einbringen. Die Aussicht von dem hoch über der Bergstadt liegenden Wirtshaus (Casa Baldi) ist aber auch in der That über alle Maßen herrlich — und mit stolzem Behagen trifft hier der Deutsche im Fremdenbuch die vielen Einträge, vielfach mit Skizzen verziert — so das hübsche Bild des noch jugendlichen Scheffel, der diesen Erdenwinkel unendlich lieb gewann und ihm den rührenden „Abschied von Olevano“ weihte:

„Wohl in manche gute Herberg
Kam ich schon auf meinen Fahrten,
Hab an manchem guten Tropfen
Da und dort schon mich geletzet,

Stahl mir auch von schönem Mund schon
Manchen Kuß als Gottes Lohn,
Aber nirgends war's so wohl, so
Waldursprünglich grundbehaglich,



Fig. 8. Kloster S. Onofrio.

Als allhier in Casa Baldi
Ob der Stadt Olevano". — —
„Unter uns, im fernen Nebel,
Liegt der ganze Menschenkehrig,
Und aus Fels, aus Baum, aus Fernen
Lesen wir die alte Keilschrift,

Die der Haufe nie verstehn mag,
Das Gesetz des ewig Schönen."

Nach vier der schönsten Tage unseres Lebens reißen wir uns blutend los, und reiten am Eichwald der Serpentara vorbei Civitella zu. Noch

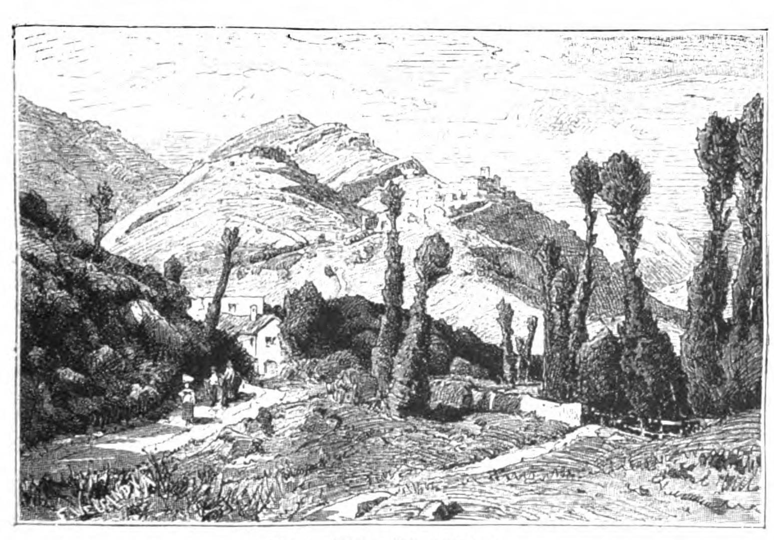


Fig. 9. Licenza (Villa di Licenza).

rasender abgelegen und wild ist das höher noch als Olevano auf trostlosen Felsklippen gelegene **Civitella** (Fig. 19), wo die Mädchen womöglich noch schwärzer und stilvoller und trachtenechter sind, als dort. Da steht es, wie vor Jahrtausenden verstarrt und versteinert, cyklopische Riesenblockmauern liegen noch daran, und die Wolken des Gebirges verhüllen oft stunden-

lang den lachenden Tag. Heute aber ist es wieder wunderbar hell und vor dem Städtchen weitet sich uns der Blick so tief hinein ins kahle urwilde Berggewirre, daraus die weichformigen großen Mamellen sich aufrunden und umher und hindurch sanftgrüne Thäler sich schlängeln.

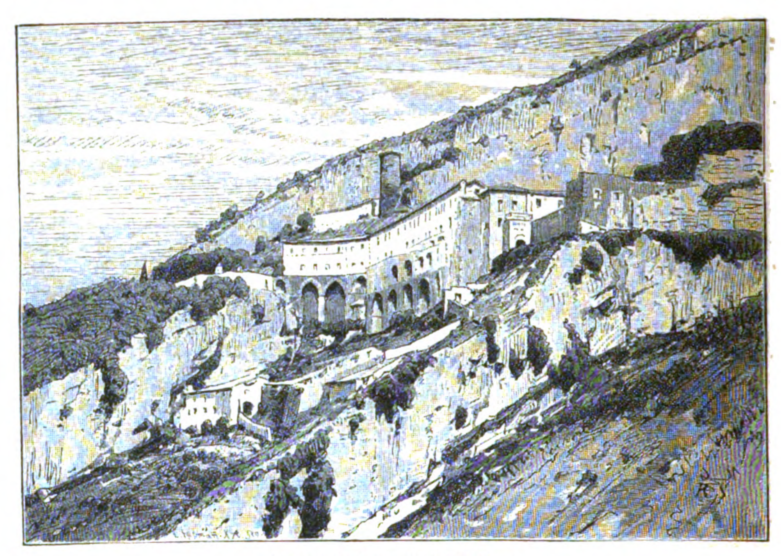


Fig. 10. S. Benedetto bei Subiaco.

Wir reiten fort, wie berauscht von der schweigenden, hoch über alles Menschensein erhabenen Oede, auf den Wasserscheiden hin stets mit grandiosen Ausblicken, vorbei an Rocca San Stefano (Fig. 5), dann rechtshin, zur Linken bleiben Canterano, Rocca Canterano und Rocca di



Fig. 11. Olivenhain bei Tivoli.

mezzo (Fig. 9) und endlich hinab in die Felsenschlucht, wieder hinauf und dann in das tiefe, von Laubwaldbergen weit und herrlich umschattete Aniothal bei Subiaco. Mehrere hundert Fuß hoch steigt die freundliche Stadt staffelförmig um einen Berg empor mit mittelalter-



Fig. 12. Immergrüne Eichen im Park von Castello d'Arneoli.

lichen Türmen und Zwingern, vom alten Kastello beherrscht. Sublaqueum hieß sie bei den Römern und entstand aus einer großen Villenanlage des Nero mit drei künstlichen Seen. Aber Subiaco birgt eine der denkwürdigsten Stätten der Weltgeschichte. Aus der südöstlich der Stadt vom jugendlichen Anio in Wasserfällen durchbrausten, von prachtvollsten Waldbäumen überdeckten finsteren Felsenschlucht steigen die weltberühmten Benediktinerklöster empor. — Aus der Pracht und der Ueppigkeit der spätrömischen, dem Verfall geweihten Welt hatte hieher in eine Höhle der junge Benedikt von Nursia sich zurückgezogen als Einsiedler, in Tierfelle sich hüllend, lebend von den Kräutern der Berge — oftmals noch verzweifelt kämpfend gegen die holden Trugbilder der Schönheit, die ihm von Rom aus hereinstrahlten in seine Gedanken. Hier hatte er, um die seelenbestrickenden Schatten auf immer los zu werden, einmal die Felle von sich geworfen und sich in Dornen gewälzt. Noch zeigt man den hochverwilderten Rosenstrauch im engen, von Felswänden furchtbar drohend überhangenen Hof des obersten der vier Klöster. Aus und über den Höhlen, wo der heilige Benedikt hauste, erwuchsen Kloster und Kirche, Stockwerk um Stockwerk, ganz mit Malereien aus dem zehnten bis fünfzehnten Jahrhundert bedeckt; viele davon sind auf den nackten Fels gemalt. Benediktus ward in Nursia in Umbrien um das Jahr 480 geboren (Fig. 10).

Von Subiaco führt eine bequeme Fahrstraße das schöne Thal hinab am rauschenden Anio; zu seiten erscheinen auf den höchsten Bergklippen wieder Bergstädtchen, links Saracinesco, wahrscheinlich von den Sarazenen gegründet; rechts Cervara (Fg. 17), gleich Civitella in grauenhafter Oede und Verlassenheit in den Himmel hineingebaut. Dann öffnet sich endlich zur Rechten das Thal von Arsoli; ein Abstecher lohnt sich



Fig. 13. Villa d'Este.

wohl; im Kastellpark jene Gruppe steinalter, nachtschattiger, immergrüner Eichen über dem Wasserbecken, ein Hain voll erhabener Ruhe, gibt eine unvergeßliche Stimmung (Fig. 12). Wir eilen, vor Abend noch auf den Monte Gennaro zu kommen; vorbei an dem Kloster der Cosimaten mit den hochmerkwürdigen Felsgrotten (Fig. 12) und vorbei an Vikovaro mit seinem schönen noch halbgotischen Achtecksbau, erbaut von Brunellescos, Schüler Simone; dann hinein in das Thal der Licenza (Digentia im Altertum) (Fig. 20). Hier sei bei Rocca Giovine rechts vom Flüßchen, an der Felshöhe das Sabinum (Landgut) des Horaz gelegen, dort bei der Kapelle Madonna delle Case, wo benachbart heute noch eine Quelle sprudelt — ein Rastort, wohl eines Dichters würdig. Die Gegend umher ist ernst und lieblich zugleich, und war es zu Horazens waldreicherer Zeit gewiß noch mehr, ein friedlich Schattenthal (Fig. 19). Und das wäre der vom Dichter besungene Fons Bandusiae, der Bandusische Quell:



Fig. 14. Stadtmauer von Palestrina.



Fig. 15. Tivoli.

Dich auch zählt man, o Quell, zu den erlauchten einst,
Denn in manchem Gesang pries ich die Eiche schon,
Die den Felsen beschattet,
Draus dein Sprudel geschwätzig hüpft.

Ein wüster, waghalsiger Saumweg, nicht ohne Führer zu finden, zuweilen auch gar kein Weg, nur Felsengeklippe führt von Rocca Giovine westwärts über den Hornückech des Gebirges gegen den Monte Gennaro, der sein gebieterisches Haupt 1270 m über den Spiegel des Mittelmeeres streckt. Wir reiten fort, ohne ein Thal zu überschreiten, zuweilen in geschützteren Felsrinnen zwerghafter Baumwuchs, meist aber erschreckend kahles, von der Sonne versengtes und vom Regen glattgewaschenes Felsenwerk. Wundervolle Alpenblumen hangen am Gestein, kleiner,



Fig. 16. Gefangene Banditen aus der Campagna.

aber noch inniger gefärbt als die drunten in Wäldern und Wiesen der Thäler, wo uns deutsche Wanderer aus dem tiefen Grün die Sterne der wilden Narcissen und hochschlanker lilienblütiger Asphodelos wie aus fremdartiger Märchenwelt anschauten. Stets herrlichste Niederblicke in die um den breiten und lang und straff sich hinaufziehenden Bergstock des Monte Gennaro nach allen Himmelsrichtungen auseinanderstrebenden Felsrinnen und Felsthäler. Nach Stunden mühseligen Steigens, schließlich zu Fuß, da die armen Esel es nicht mehr vermögen, sind wir auf der Spitze. Der Blick reicht ringsum ins Riesenmäßige; im Norden bis zum runden See von Braciano und die eichwaldreichen Etruskerberge, im Süden am Albanergebirge vorbei bis an das fabelhafte, im bläulichen Dunstlicht schwimmende, sphinxartig geformt ins Meer hinausliegende Vorgebirge der Circe, vor uns, gegen Abend, die Campagna, Rom und wieder das Meer, hinter



Fig. 17. Cervara.

nenscheibe, das Gewölk ballt sich wieder und schießt pfeilschnell über die Campagnaebene, Zug um Zug das herrliche Land im Licht entrollend. Der Monte Sorakte ist wieder klar, der schönstgeformte aller dieser Bergstöcke, die da liegen in der Ferne mit der Ruhe und Pracht glückseliger Traumgebilde.

Wir sind wieder in Rom. Unter dem Eichenschatten des Klosters San Onofrio (Fig.18) schauen wir wieder über die Stadt hin an den Monte Gennaro, wie er hinter der Ebene ansteigt, im Sonnenduft leuchtend und lebend, nicht mehr ge-

uns alle die tief herab mit Schnee bedeckten Alpenketten des Centralapennin (Fig. 21). Dazu die unsägliche Stille und Einsamkeit und die dünne, scharfklare, von der Sonne völlig durchsättigte Bergluft. Aber dort unten aus dem Meer beim Circekap steigt ein nachtendes Gewölk, noch platt auf dem weithin strahlenden Meer lastend — bald aber nach allen Seiten hin auswachsend und strömend und von fernem Donnern unheimlich durchrollt. Schon flutet's über die Campagna und die feinen, von breiten Pinienschirmen bedeckten Villenhügel der Albanerberge; der Monte Cavo ragt nur als Insel, und schon schießt das Nebelungetüm die langen Felsthäler gegen uns empor, bis wir ganz umringt und umhüllt vom ernsten grauen, wässerig rieselnden Wolkenmantel! Wir haben jetzt Zeit, einen großen Fiasko (2 ½ l) des rauhen, roten Sabinerweines zu schlürfen, um die starrenden Glieder zu wärmen. Denn empfindlich kalt bläst der Wind aus den Alpen heraus — aber er scheucht auch rasch wieder die Hülle hinweg von der Son-



Fig 18. Tasso-Eiche (Kloster San Onofrio).

mahnend an die entsetzliche Oede seiner Felsfelder dort oben. Südlands Sonne überhaucht die harten glatten Kalkwände mit zauberhaftem Glanz, läßt die reinen Formen des Gebirges in unaussprechlicher Klarheit hervortreten. Aus der ganzen langen Felsenmauer des Sabinergebirges erhebt sich als höchster Punkt der Monte Gennaro — rechtshin die zarten Albanerberge, vulkanischen Ursprungs und deshalb viel anders, weicher modelliert in den Formen — in schönster Linie langsam sich senkend gegen Campagna und das Meer. Man sieht das Meer nicht, aber man ahnt es schon aus dem Rande der meerspiegelähnlichen, stillen, großen, grünen Ebene der Campagna. — Von allen Aussichten ist doch wohl die unvergeßlichste die vom rechten Tiberufer bei Rom; größere gibt es viele und prachtvollere, aber keine, die das Herz so ganz beruhigte, beglückte und klärte, nirgends herrscht wieder so milde und so geistig hohe Schönheit an Bergformen, Himmel und Licht. Kein Wunder, daß sich der von der Welt gebrochene Torquato Tasso, der unsterbliche Sänger des befreiten Jerusalem, dem die feierliche Dichterkrönung so kurz erst vor dem Tode kam, hierher ins Kloster San Onofrio zurückzog. Unter einer Eiche pflegte er oft zu sitzen im Eindruck des Friedens der Landschaft. Vor vierzig Jahren erst wurde der Baum vom Blitz gespalten; der Strunk steht heute noch, gepflegt als heiliger Baum.

Fig. 19. Vico Varo.



Fig. 20. Der Monte Gennaro.

Die charakteristischen Unterschiede zwischen der russischen und der deutschen Armee.

Von

* * *

Auch Rußland, wie alle anderen Staaten des europäischen Kontinents, hat sich der Notwendigkeit nicht entziehen können, sein Heerwesen nach dem Vorbilde des preußisch-deutschen zu reformieren; jedoch hat die große Verschiedenheit zwischen beiden Ländern und Nationen eine einfache Uebertragung der betreffenden Einrichtungen vielfach unthunlich erscheinen lassen und Modifikationen hervorgerufen, die in ihren Hauptzügen zu untersuchen nicht interesselos sein dürfte.

Der Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht ist seit dem Jahre 1874 auch in Rußland angenommen. Die Verpflichtung zum Dienst im stehenden Heere beträgt 15 Jahre und beginnt mit dem 20. Lebensjahre. Davon entfallen 6 Jahre auf den Dienst bei der Fahne, die übrigen 9 auf das Reserveverhältnis. Hierauf tritt der Wehrpflichtige auf weitere 6 Jahre zur Reichswehr (Opoltschenie) über, welcher außerdem alle übrigen waffenfähigen Leute, die durch Freilosung, Unabkömmlichkeit 2c. vom Dienst befreit sind, vom 20.—40. Lebensjahre angehören. Diese Reichswehr entspricht insofern unserem Landsturm, als sie nur zur unmittelbaren Landesverteidigung bestimmt, und für ihre Aufstellung nur sehr wenig im Frieden vorbereitet ist; jedoch können ihre 4 jüngsten Jahrgänge im Notfall zur Ergänzung des stehenden Heeres herangezogen werden.

Die gesetzliche aktive Dienstzeit von 6 Jahren wird jedoch in der Praxis erheblich abgekürzt. Wie bei uns berechtigt höhere Bildung zu früherer Entlassung, jedoch existieren hierin 4 Abstufungen, für welche die erforderliche Dienstzeit auf ½, 1½, 2 und 3 Jahr normiert ist. Freiwilliger Eintritt, also Verzicht auf die Chancen der Losung, hat sogar eine noch weitere Verkürzung zur Folge. Freilich kommen diese Vergünstigungen nur wenigen zu gute, denn durchschnittlich etwa 80% der Rekruten haben absolut keine Schulbildung genossen (gegen ca. 2% in Preußen). Aber auch diese werden, bis jetzt wenigstens, nach höchstens 4 Jahren beurlaubt. — Die Unteroffizierfrage ist in der russischen Armee eine noch brennendere, als augenblicklich bei uns. Der Russe hat für diesen Stand wenig Neigung, und haben bisher alle, nicht unbeträchtlichen, Aufbesserungen der Stellung nicht den Erfolg gehabt, eine genügende Anzahl brauchbarer Leute als Kapitulanten bei der Truppe festzuhalten. Man geht daher damit um, Unteroffizierschulen nach unserem Muster zu errichten.

Das Offiziercorps ist in seiner Zusammensetzung von dem unsrigen sehr verschieden. Zwar steht jetzt jedem, der die nötige Bildung nachweist, die Offizierkarriere offen, allein bei dem Fehlen eines gebildeten und wohlhabenden Mittelstandes beschränkt sich der Ersatz auf die Söhne des Adels, der Offiziere, Beamten und reichen Industriellen. Der Bildungsgrad ist ein höchst verschiedener, je nachdem die Aspiranten aus den höheren Bildungsanstalten oder aus Elementarschulen hervorgegangen sind. Nach Absolvierung einer kurzen Dienstzeit bei der Truppe treten die Schüler der ersteren in die „Kriegsschulen“, die der letzteren in die „Junkerschulen“ über. Von den unseren Kadettenhäusern entsprechenden Anstalten berechtigt der Besuch der „Militärgymnasien“ für die ersteren, der der „Militärprogymnasien“ für die letzteren.

Die gebildeteren, der ersten Kategorie angehörigen Elemente wenden sich, je nach ihren pekuniären Verhältnissen, meist der Garde, den Grenadieren, der Artillerie oder dem Geniekorps zu, was sehr erklärlich ist, wenn man bedenkt, daß bei diesen Truppen sämtliche Chargen um eine, bei der alten Garde sogar um zwei Rangstufen höher stehen, als in der übrigen Armee. Da nun von dem Rest der wohlhabendere Teil bei der Kavallerie dient, und in Rußland, im Gegensatz zu unseren Verhältnissen, ärmere Familien, selbst von bester Herkunft, ihren Kindern fast ausnahmslos nur den notdürftigsten Elementarunterricht angedeihen lassen, so ist das allgemeine Bildungsniveau der Armee-Infanterie-Offiziere ein sehr niedriges, was sich auch in der socialen Stellung in- und außerhalb des Offiziercorps geltend macht.

Das Avancement geht nur bis zum Hauptmann nach der Anciennetät, wodurch der Nepotismus in hohem Grade begünstigt wird.

Wenden wir uns nun zur Organisation der Armee, so finden wir als Centralorgan ein ähnlich dem unseren eingerichtetes Kriegsministerium. Abweichend ist jedoch die Zugehörigkeit des Generalstabes zu demselben, und zwar als ein Teil des „Hauptstabes“, welcher außerdem noch mit

denjenigen Funktionen betraut ist, die bei uns den beiden Abteilungen für Armee- und der für persönliche Angelegenheiten obliegen.

Die reguläre Armee ist zwar, ähnlich der unseren, in Corps eingeteilt (19, darunter 2 für den Kaukasus), jedoch hat dieser Verband bei weitem nicht die Bedeutung, als bei uns. Die Corps sind nämlich weder gleichmäßig formiert, noch stehen sie in ihren Ergänzungsbezirken; die kommandierenden Generäle haben daher keinerlei Kompetenzen in territorialer Hinsicht. Diese stehen vielmehr den Generalgouverneuren zu, welche mit dem Oberkommando über alle in ihren Bezirken stehenden Truppen die Funktionen unserer Oberpräsidenten vereinigen. In den beiden westlichsten Generalgouvernements, Warschau und Wilna, stehen je 3 Armeecorps, in denen des Inneren 1—2, in den asiatischen fast nur irreguläre Truppen.

Die Zusammensetzung der Divisionen ist dagegen eine vollkommen gleichmäßige. Es gibt deren 48 bei der Infanterie und 19 bei der Kavallerie, jede zu 2 Brigaden à 2 Regimenter; zu den ersteren gehört je eine Fußartilleriebrigade à 6 Batterieen, zu den letzteren je 2 reitende Batterieen.

Der Unterschied gegenüber unseren Einrichtungen besteht also darin, daß die gesamte Kavallerie dauernd in Divisionen formiert ist, während bei uns im Frieden nur deren 3 bestehen und auch im Felde jede Infanteriedivision 1 Kavallerieregiment behält, und daß die Artillerie gänzlich den Divisionen der beiden anderen Waffen zugeteilt ist, was bei uns erst bei der Mobilmachung (und auch da nur teilweise) geschieht.

Die 38 Schützenbataillone, etwa unseren Jägern entsprechend, sind im Frieden in Brigaden formiert und gehören keinem höheren Verbande an. Aehnlich verhält es sich mit den Genietruppen.

Die Infanterieregimenter haben 4 Bataillone à 4 Compagnieen mit einer Kriegskombattantenzahl von etwa 800 Mann; dies ergibt für die Regimenter ungefähr die gleiche Kriegsstärke als für die unsrigen. Die Kavallerieregimenter sind sämtlich in 6 Eskadrons (bei den Kosaken Ssotnien genannt) von etwa mit der unsrigen gleichen, schon im Frieden komplet vorhandenen Stärke formiert. Die Divisionen zählen daher in ihren 4 Regimentern ebensoviel Eskadrons, als die deutschen à 6 Regimenter. — Die Fußbatterieen haben 8, die reitenden 6 Geschütze; von den ersteren sind jedoch im Frieden nur 4 bespannt. Jede Halbbatterie wird von einem Hauptmann, die Batterie von einem Oberst oder Oberstlieutenant kommandiert. Die Geschützzahl bei einem Armeecorps von 2 Infanteriedivisionen ist daher etwas geringer, bei einer Kavalleriedivision die gleiche, als bei uns.

Eine Specialität der russischen Armee sind die „Reservetruppen“, welche die Stelle unserer Landwehr vertreten sollen. Es bestehen 97 Reservebataillone à 5 Compagnieen, deren jede bestimmt ist, bei der Mobilmachung den Stamm für ein Bataillon zu bilden. Aus diesen Bataillonen sollen dann 24 Reserve-Infanteriedivisionen von gleicher Stärke wie die übrigen formiert werden, während der Rest zu Besatzungszwecken designiert ist. Dementsprechend bilden 6 Reserve-Artilleriebrigaden die Stämme zu 24 solchen, jedoch nur à 4 Batterieen, mit welchen bei einer Mobilmachung die vorerwähnten Reserve-Infanteriedivisionen ausgestattet werden. Es bleiben dann sogar noch Batterieen für Ersatzzwecke übrig.

Stämme für Infanterieersatztruppen existieren bis jetzt nur in geringer Zahl (bei uns bekanntlich gar nicht), während die Kavallerieregimenter, ähnlich den deutschen, ihre Ersatzeskadrons schon im Frieden formiert haben. Ganz abweichend von unseren Einrichtungen ist es aber, daß diese in besondere Brigaden vereinigt sind, und die Remonteausbildung ausschließlich bei ihnen besorgt wird, weshalb sie auch in dem pferdreichen Südwesten stationiert sind.

Die Festungsartillerie besteht im Frieden aus 41 Bataillonen; für die 15 russischen Festungen ist dies sehr viel. Die „Lokaltruppen“ für Garnison- und Transport-, sowie die „Linientruppen“ für den Grenzdienst sind von untergeordneter Bedeutung.

Schließlich sind dann noch die Kosaken zu erwähnen, deren Einrichtungen wohl im allgemeinen als bekannt vorausgesetzt werden können. Es muß jedoch hervorgehoben werden, daß der irreguläre Charakter dieser Truppen, namentlich bei dem Donheere, immer mehr und mehr zurücktritt und einer regelrechten Ausbildung Platz macht. Im höchsten Grade gilt dies von den schon im Frieden formierten Regimentern 1. Aufgebots, von denen 21 in Europa stehen und teils bei den Armeekavalleridivisionen eingeteilt sind, teils eine eigene Division bilden. Im Kriege können 50 Regimenter 2. Aufgebots in kurzer Zeit aufgestellt werden, welche dann

wohl als Divisionskavallerie zu den Infanteriedivisionen kommandiert werden werden.

Die Uniformierung der russischen Armee war bis vor kurzem der der unsrigen sehr ähnlich, ist jetzt aber einer totalen Aenderung unterzogen worden. Der Rock der Mannschaften, blusenartig, mit einer Vorrichtung, um in der Taille zusammengezogen zu werden, und ohne alle blanken Knöpfe, mit Ausnahme der auf den Achselklappen, entspricht fast vollständig dem nationalen „armjak" des russischen Bauern. Die kurzen Hosen werden in den Stiefeln getragen. Ein schwarzer Ledergurt und eine Feldmütze vervollständigen den durchaus praktischen Anzug. Die Achselklappe trägt bei allen Truppengattungen die Nummer der Division, die des Regiments befindet sich an der Mütze, sonstige Abzeichen und dergl. am Kragen. Das Gepäck trägt der Infanterist in einem wasserdichten, leinenen Sack über der rechten Schulter, den in ein Zeltstück eingewickelten Mantel nebst Kochgeschirr über der linken. Das Gepäck der Pferde ist, im Vergleich mit dem bei uns üblichen, sehr schwer.

Den Säbel tragen alle berittenen Truppen und sämtliche Offiziere an einem Bandelier über der rechten Schulter in einer hölzernen Scheide.

Die Lanze ist, selbst bei den Kosaken, gänzlich abgeschafft. Ueberhaupt gibt es mit Ausnahme der Garde innerhalb der ganzen regulären Kavallerie nur noch Dragoner.

Die Infanterie sowohl, als die Dragoner und Kosaken, sind mit dem Berdangewehr ausgerüstet, welches in jeder Beziehung mit den besten modernen Schußwaffen konkurrieren kann und vor dem unsrigen den Vorteil größerer Leichtigkeit besitzt. Die Infanterie trägt keinerlei Seitengewehr, dagegen das Bajonett immer aufgepflanzt. Das letztere führen auch die Dragoner. — Die Feldartillerie ist mit leichten und schweren 4pfündern — erstere nur für die reitenden Batterieen — und 9pfündern ausgerüstet. Das Kaliber der leichten 4pfünder ist nur wenig kleiner als das unseres „schweren Feldgeschützes", das der 9pfündigen Positionsgeschütze bedeutend größer, so daß letztere 2 Centner schwerer sind. Jede Brigade enthält 2 Batterieen dieser Art. — Was die Ausbildung der Truppen betrifft, so ist dieselbe auf das genaueste Tag für Tag vorgeschrieben, so daß den Kommandeuren nicht der geringste Spielraum gelassen ist. Sehr viel Wert wird auf den Unterricht gelegt und darin auch Erhebliches geleistet.

Vom 1. bis 13. Mai ab werden alle Truppen in oder bei der Regimentsstabs-Garnison konzentriert und nun beginnt eine Periode angestrengtester Thätigkeit, da im größten Teil des Reichs, der klimatischen Verhältnisse wegen, die Ausbildung im Winter nur geringe Fortschritte machen kann, zumal da es an Exerzierhäusern fehlt und nur etwa 1/6 der Armee kaserniert ist, (gegen 7/8 bei uns). Den Schluß der Sommerperiode bilden dann die 4wöchentlichen Divisionsübungslager. —

Die Reglements- und Gefechtsvorschriften lehnen sich in den Grundsätzen überall an die entsprechenden deutschen an.

Die Infanterie verspricht sich, ihren alten Ueberlieferungen treu, sehr viel von den Bajonett-Attaquen, was sich schon in der oben erwähnten Vorschrift über das Tragen des Bajonetts ausspricht. Das Reglement enthält u. a. die Bestimmung, daß aus jeder Verteidigungsstellung heraus im letzten Moment mit der blanken Waffe angegriffen werden soll. Die in der Truppe weit verbreitete Meinung, das viele Schießen sei gegen den Geist der russischen Armee, erinnert einigermaßen an die Ansichten im preußischen Heere vor 1806, nach denen das Tiraillieren und die Benutzung des Terrains zur Deckung auch gegen den „Geist" der Armee des Großen Friedrich verstieß.

Die Kavallerie legt mehr Wert als die unsere auf das Schießen und das Fußgefecht. Machen doch die Dragoner sogar Attaquen zu Fuß mit dem Bajonett und die Kosaken mit dem Säbel.

Die Artillerie dürfte der unsrigen wegen der Schwere ihres Materials an Beweglichkeit, wegen des Mangels an geeigneten Uebungsplätzen und an einer Schießschule auch in der Schießfertigkeit nachstehen.

Ein wunder Punkt für die russische Armee ist schließlich die Mobilmachung. Die kolossalen Entfernungen, der Mangel an Kommunikationen u. a. m. schließen von vornherein eine Konkurrenz mit der deutschen Armee aus. Einen gewissen Ausgleich hat man durch Anhäufung von Truppen an der Westgrenze angestrebt, indem in den Generalgouvernements Warschau und Wilna 15 Infanterie- und 6 1/2 Kavalleriedivisionen disloziert sind. Auch hofft man durch schleunigste Verwendung der schon im Frieden fast mobilen Kavallerie die Zeit zur Konzentration zu gewinnen. Daß außerdem an der Herstellung bedeutender Festungswerke bei Warschau und Kowno gearbeitet wird, ist bekannt.



Gang zur Christmette. Von Th. Weber.

Das Kind.

Von

Ernst Wichert.

(Schluß.)



Der Brief enthielt die erwartete Aufforderung, das Kind der Mutter sofort zurückzusenden. Der Justizrat gab sich den Anschein, an die Ernstlichkeit einer entgegengesetzten Absicht gar nicht zu glauben. „Sie haben nun einmal Ihren Willen gehabt," schrieb er, „ängstigen Sie die Mutter nicht länger. Die Damen sind willens, zum Theater zu gehen, und möchten vor sieben Uhr das Kind wieder am gewohnten Ort wissen." So aber war mit Holder gar nicht zu sprechen. Er behauptete, der Justizrat wolle sich über ihn lustig machen. Eilig schrieb er auf eine Visitenkarte einige kurz abweisende Worte und schickte sie dem Schreiber hinaus.

Wieder nach einiger Zeit ließ sich Justizrat Meck selbst melden. Man konnte ihn doch nicht schnöde abweisen. Aber den schreienden Jungen sollte er auch nicht hören. Holder empfing ihn deshalb in seiner Comptoirstube, nicht in der besten Laune und, wenn er sich die Wahrheit gestehen wollte, sogar mit einigem Herzklopfen, ob er einem so scharfen Redner gewachsen sein würde.

„Aber was machen Sie für Sachen, mein bester Herr Holder?" rief der ungebetene Gast ihm entgegen. „Ich war überzeugt, daß Sie Ihr Unrecht schon eingesehen haben würden, daß Sie froh seien, durch meine Vermittelung auf gute Art den alten Stand der Dinge wieder herstellen zu können. Statt dessen schreiben Sie mir in fast beleidigender Weise ... oh — oh — oh! das ist nicht hübsch."

„Mein Unrecht, Herr Justizrat?" antwortete Holder, die Hand in die Weste steckend. „Ich denke, ich bin in meinem besten Recht."

„Das denken Sie gar nicht. Wie können Sie das denken? Und wenn Sie's denken — wir leben doch in einem civilisierten Staat, in dem man sich nicht so ohne weiteres sein vermeintes Recht nimmt."

„Wenn man mir's aber nicht gutwillig ..."

„Das ist nichts, das ist nichts! Geben Sie sich gar keine Mühe, sich zu verteidigen. Sie haben unverantwortlich gehandelt. Das Kind gewaltsam der Mutter zu entführen! Wissen Sie, wie man das nennt? Raub — Kindesraub!"

„Sie vergessen, daß ich der Vater bin."

„Das vergesse ich nicht, bester Herr. Aber die Mutter ist im Besitz, verstehen Sie? Im Besitz. Der Besitz muß unter allen Umständen respektiert werden. Wohin sollen wir kommen, wenn der Besitz ungestraft gestört werden darf? Es gibt Gesetze, junger Mann, wissen Sie das? Es gibt eine Behörde, die gegen räuberische Anfälle Schutz verleiht. Wir werden sie anrufen. Erwarten Sie keine Schonung."

Holder wendete sich unwillig ab. „Sie wollen mich einschüchtern, Herr Justizrat; aber es wird Ihnen nicht gelingen. Ich will doch sehen, ob es einem Vater nicht erlaubt ist, seinen Sohn zu sich zu nehmen."

„Gegen den Willen der Mutter?"

„Selbst gegen den Willen der Mutter."

„Die im Besitz ist?"

„Jetzt bin ich im Besitz."

Sie! das heißt mit Gewalt. Ich bitte Sie, ersparen Sie sich die größten Unannehmlichkeiten. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, Sie sind im Unrecht, Sie müssen das Kind zurückgeben. Später vielleicht ..." Er schien sich an diesen letzten Worten zu verschlucken. „Aber das ist gleichgültig. Es handelt sich um den heutigen Tag, es handelt sich um ein Kind von noch nicht ..." Wieder heftiges Schlucken. „In Ihrem eigenen Interesse, Herr Holder, geben Sie nach. Sie können sich ja doch vorstellen, daß man auf der anderen Seite Himmel und

Erde in Bewegung setzen wird, Ihnen Ihren Raub wieder abzujagen. Die Sache wird das peinlichste Aufsehen machen."

Holder glaubte zu bemerken, daß der Justizrat schon den Rückzug antrat. Das befestigte ihn noch mehr in seinem Widerspruch. „Die Damen haben es in der Hand", sagte er, „jeden Eklat zu vermeiden. Ich behalte das Kind."

„Rühren Sie nicht die Thränen der Mutter?"

„Julie kann Christel sehen, so oft sie will. Ich werde ihr nicht so unfreundlich begegnen, als mir in gleichem Fall begegnet ist."

„Und das unschuldige Kind? Soll es unter diesem Streit der Eltern leiden müssen — wenn auch nur kurze Zeit?"

„Es ist bei mir gut aufgehoben und soll zu seiner Mutter Freude erzogen werden."

„Sie wollen es wirklich darauf ankommen lassen, daß ich . . ."

„Ich habe mein letztes Wort gesprochen, Herr Justizrat."

„Tragen Sie dann die Folgen!" rief Meck pathetisch. Er kehrte an der Thür noch einmal um, die Wirkung zu beobachten. Der Kaufmann stand unbeweglich. „Sie werden es bereuen. Nun — Sie geben nicht nach?"

„Nein!"

„Adieu!" Er schlug ärgerlich die Thür zu.

Erst sehr spät abends kam endlich Lina, von allen Teilen sehnlichst erwartet. Die Damen hatten sie so lange zurückgehalten, noch immer in der Hoffnung, daß Holder auf andere Gedanken kommen möchte.

Nun konnte Christel wenigstens ruhig zu Bett gebracht werden.

6.

Es wollte nicht leicht gelingen, den Knaben an seine neue Umgebung zu gewöhnen.

Am Papa zwar hing er mit aller Zärtlichkeit seines kleinen Herzens. Aber Holder, wenn er ihm auch einen großen Teil seiner Zeit widmete, hatte doch in seinem Geschäft zu thun und konnte unmöglich immer bei ihm sein. Und mit den Tanten konnte er sich nun einmal nicht befreunden. Sie hatten die unselige Marotte, sogleich die Erzieherinnen spielen zu wollen. Es konnte ja kein Zweifel sein, daß der Junge furchtbar verwöhnt und nicht wenig eigensinnig war. Nun sollte er aber durchaus essen und trinken, was ihm nicht schmeckte, seine Wünsche bescheiden zurückhalten, einen ordentlichen Diener machen lernen, der Tante Cornelia die Hand küssen, einen Vers aufsagen und nicht immer nach Lina schreien. Christel hatte, wie jedes richtige Kind, das Bedürfnis, gerade heraus die Dinge beim Namen zu nennen. So fand er, daß Tante Cornelia eine rote Nase, Tante Eleonore ein Bärtchen habe, was ihm die Censur vorlauten Betragens zuzog. Die geliebten Katzen schlug er, wenn sie sich nicht streicheln lassen wollten, und fand sie garstig, als ihn die eine gekratzt hatte. Auf dem dünnbeinigen Sofa, dessen geblümter Bezug noch von der Großmutter herrührte, trat er mit Füßen herum; eine Tasse, aus welcher der Vater getrunken hatte, holte er sich des Bildes wegen von einem Schrank herunter, um sie an die Erde fallen und zerbrechen zu lassen. So war man in beständiger Unruhe und Angst.

Wie früher nach seinem Papa, so verlangte er nun nach seiner Mama. Man versprach ihm von einem Tage zum anderen, daß er sie sehen solle, und konnte ihm doch nicht Wort halten. Er kam dahinter, daß man ihn nur vertröstete und wurde ungezogen. „Du sagst immer morgen," bemerkte er, „aber heute ist morgen."

Am unliebenswürdigsten benahm er sich Fräulein Elmire gegenüber. Daran hatte sie freilich selbst schuld. Sie konnte nicht aufhören zu versichern — besonders wenn Holder zugegen war — daß sie dem reizenden Kinde von Herzen zugeneigt sei. Sie bemühte sich so auffallend und absichtlich um seine Gunst, daß sie gerade deshalb auf den hartnäckigsten Widerstand stieß. Christel hatte eine unüberwindliche Scheu vor ihr, versteckte sich hinter Lina, wenn sie ihm nur in die Nähe kam und war weder mit Schmeicheleien noch mit Scheltreden zu bewegen, ihr einen Kuß zu geben. Das hinderte sie freilich nicht, ihn allerliebst zu finden und ihre Bewerbungen fortzusetzen.

Zum Unglück interessierten sich die beiden Tanten gerade für dieses Verhältnis sehr merklich. Sie konnten nicht begreifen, wie das Gemüt eines Kindes gegen so viel Güte unempfindlich bleiben könne. Es müsse da ein Charakterfehler einwirken, gegen den man gar nicht scharf genug reagieren könne. So ergab sich denn eine stets bereite Gelegenheit, mit allerhand Erziehungsmitteln einzuwirken. Da sie nichts fruchteten, mußte Bruder Franz fortwährend

Klagen anhören und sich Vorwürfe darüber machen lassen, daß er nicht strenge genug sei. Der Junge wisse schon, daß er am Papa einen Rückhalt habe, und betrage sich danach. „Ein so liebes, freundliches Mädchen wie Elmira! Es ist ganz unnatürlich, daß Christel sich so widerspenstig zeigt. Du müßtest einmal durchgreifen.“

Franz wehrte sich gegen eine solche Zumutung. „Soll ich dem Jungen die Zärtlichkeit einbläuen?“ fragte er.

„Aber du bestärkst seinen Eigensinn,“ meinte Cornelia, „und ohne die Rute wird kein Kind groß.“

„Untersteht euch nicht, Christel zu schlagen,“ drohte er. „Ich verstehe da keinen Spaß.“

Das war nun eine Ausdrucksweise, die sie für höchst kränkend erklärten. Untersteht euch nicht! Als ob er mit Dienstboten spreche. Es sei denn doch von ihrem Bruder unter allen Umständen vorauszusetzen, daß sie nur das Wohl seines Sohnes im Auge hätten. „Wo du dich aber als den Herrn beweisen solltest, da willst du nicht hören und sehen. Lina pufft und knufft Christel, wenn er nicht gleich folgen mag.“

„Deshalb ist er wohl auch gerade am liebsten bei ihr?“

„Und gegen uns erlaubt sie sich allerhand Unverschämtheiten.“

„Nu — nu! Sie läßt sich nur in Dingen nichts vorschreiben, die sie wirklich besser versteht.“

„Da haben wir's! Sie versteht's besser. Sage ihr das doch nur selbst. Wir müssen uns ja von dieser Person, die du ins Haus gebracht hast, schließlich alles gefallen lassen.“

Holder seufzte. Die arme Julie! — mußte er unwillkürlich denken — sie hat's wirklich schwer gehabt. Nun geht's gegen mich los.

Sie verdächtigten sich vollends bei ihm, als sie bald darauf mit einer Wichtigkeit, als ob sie das Ei des Kolumbus gefunden hätten, den Vorschlag machten, Christel ganz unter die Obhut Elmiras zu stellen. „Es ist dieses das einzige Mittel,“ hieß es, „dem Knaben seine Unart gegen das Fräulein abzugewöhnen. Laß ihn einige Tage mit Elmira ganz allein sein, in ihrem Zimmer schlafen, aus ihrer Hand Speise und Trank erhalten, und du sollst dich über den guten Erfolg wundern. Jedes Kind hat das Gefühl der Hilfsbedürftigkeit; daran muß man es bei der Erziehung fassen. Ist nur einer zur Stelle, an den es sich wenden kann, so ergreift es die gütige Hand bald mit Freuden.“

„Sagt mir aber nur,“ rief er geärgert, „warum in aller Welt der Junge durchaus eine zärtliche Neigung für dieses Fräulein gewinnen soll!“

„Warum? O — man kann doch nicht wissen . . .“

„Eine so liebenswürdige junge Dame . . .“

„Recht dazu geschaffen, Mutterstelle zu vertreten.“

„Und du siehst ja, daß seine leibliche Mutter sich gar nicht um ihn kümmert.“

„Du kannst doch nicht wollen, daß seine Erziehung von einem Dienstmädchen geleitet werde?“

„Was auch zu den größten Unzuträglichkeiten im Hause führen muß.“

„Und wenn du einmal zu einer zweiten Heirat schreiten solltest . . .“

„Aber, zum Teufel!“ fiel er brüsk ein, „ich habe euch schon wiederholt gesagt, daß ich gar nicht daran denke. Wenn ich eine solche Tollheit im Kopf hätte, würde ich doch nicht das Kind zu mir nehmen, das eine Mutter hat!“

Die Schwestern prallten entsetzt zurück. So heftig hatte Franz sie noch nie angefahren. Zwei Tage lang gönnten sie ihm kein Wort, kaum einen gemessenen Blick. Zu ihrer tiefsten Betrübnis mußten sie bemerken, daß er sich viel wohler zu befinden schien, als wenn sie ihn mit ihren Wettreden bestürmten.

Uebrigens wäre Holder sehr im Irrtum gewesen, wenn er sich eingeredet hätte, daß Julie und ihre Mutter sich bei dem vergeblichen Ansturm des Justizrats beruhigen würden. Was sie gegen ihn im Schilde führten, konnte sich nur nicht so rasch enthüllen, als sie wahrscheinlich selbst sehnlichst wünschten. Ihr treuer Rechtsbeistand hatte die Klage beim Vormundschaftsrichter eingereicht, und es war von diesem ein Verhandlungstermin anberaumt worden. Aber es dauerte einige Wochen, bis die Kanzleiarbeit fertig und die Vorladung dem Gegner zugestellt war. Als Holder sie in der Hand hielt, wußte er, daß er noch weit vom Ziel sei. Vor Gericht sollte um das Kind gestritten werden.

Er ging selbst hin in der Hoffnung, Julie dort zu treffen. Aber das war Täuschung; der Justizrat führte ihre Sache mit ganzer Vollmacht. „Habe ich Ihnen nicht gesagt, wie es kommen würde?“ redete dieser ihn an. Er sagte ihm freilich nichts davon, daß er vorher zur Beruhigung der erzürnten Damen den Staatsan-

walt vergeblich angerufen hatte, und war auch jetzt wieder mit zudringlichem Eifer bemüht, vor dem Eintritt in die Verhandlung ein gütliches Abkommen zustande zu bringen. Holder wollte nichts davon wissen.

„Aber worauf stützen Sie Ihren Anspruch?" fragte der Richter, ein schon älterer Herr mit freundlichem Gesicht, dem Justizrat eine Prise Tabak anbietend.

„Ich glaube denn doch als Vater das Recht zu haben . . ."

„Aber das Kind ist noch nicht vier Jahre alt," fiel der Richter ein.

Meck zog bei diesen Worten, die ihm sehr unangenehm in die Ohren zu klingen schienen, eine Grimasse.

Holder wurde aufmerksam. „Allerdings," sagte er, „vier Jahre noch nicht voll. Im Sommer erst . . . Aber was kommt es darauf an?"

„Alles kommt darauf an," entgegnete der alte Herr, langte nach einem Buche hinüber und schlug es auf. „Bis zum vollendeten vierten Lebensjahre gehört das Kind der Mutter."

„Auch ein Knabe?"

„Auch ein Knabe."

„Und wenn sie für den schuldigen Teil erklärt ist?"

„Auch dann. Es sei denn, daß ein bestimmter Grund zu der Befürchtung nachweisbar wäre, das Kind werde in ihrer Pflege sittlich geschädigt werden. Ist ein solcher Grund vorhanden?

„O — nein, nein! durchaus nicht."

„Also, mein Herr?"

„Und später — wenn der Knabe vier Jahre alt ist?"

Der Justizrat krümmte sich, als ob er Leibgrimmen hätte. Er wußte ja, daß er seiner verehrten Frau Klientin nur eine Galgenfrist auswirken konnte.

„Dann mag der Vater ihn zu sich nehmen," entschied der Richter. „Der Mutter steht kein Widerspruchsrecht dagegen zu."

Holder bedachte sich eine Weile. „Wäre es unter solchen Umständen nicht vernünftig gehandelt," wendete er sich dann an Meck, „wenn Julie mir das Kind gleich jetzt ließe? Ein nochmaliger Wechsel kann demselben doch nur höchst schädlich . . ."

„Nein, nein!" eiferte der Justizrat, der sich wenigstens nicht den magern Knochen aus der Hand winden lassen wollte. „Sie waren im Unrecht, mein Bester, und das muß konstatiert werden. Wir weichen keinen Schritt. Schaffen Sie das Kind nicht gutwillig zurück, so holt es der Gerichtsvollzieher ab. Das wird Ihnen auch der Herr Rat sagen."

Holder wendete sich unwillig von ihm ab. „Und ich darf das Kind bei der Mutter sehen?" fragte er.

„Gewiß," lautete die Antwort.

„Auch besuchsweise zu mir nehmen?"

„Auch das. Wenn für eine sichere Begleitung gesorgt wird . . ."

„Wenn ich selbst es abhole?"

„Dagegen ist nichts einzuwenden."

„Und wie oft?"

Darüber entbrannte ein heftiger Streit. Man kam nicht zur Einigung. „Erwarten Sie denn meine schriftliche Entscheidung," sagte der Richter und entließ beide.

Sie lautete: Das Kind ist der Mutter zurückzugeben. Nach vollendetem vierten Lebensjahre darf es dem Vater nicht vorenthalten werden. Bis dahin ist demselben wöchentlich zweimal der Zutritt nicht zu verweigern, und zwar mag er es abwechselnd bei der Mutter besuchen, einmal in sein Haus nehmen, jedoch längstens für die Dauer von drei Stunden.

Fräulein Elmira schwamm in Thränen, daß sie sich von dem Kinde trennen solle, das trotz seines Abstrebens ihr ganzes Herz gewonnen habe. Gestern habe Christel ihr schon freiwillig das Händchen gereicht. Sie würden gewiß bald die besten Freunde geworden sein.

Auf Zwang wollte es Holder nicht ankommen lassen. „Nun sollst du aber wirklich deine liebe Mama wiedersehen," sagte er zu dem Knaben. „Möchtest du wieder eine Weile bei ihr bleiben?"

„Ach ja!" rief Christel, „bei Mama. Aber du mußt recht bald zu mir kommen."

So nahm er denn den Knaben an die Hand und ging mit ihm nach der Wohnung der Kanzleirätin.

Er ließ durch das Mädchen melden, daß er Christel bringe, ihn aber nur seiner Mutter übergeben werde.

Nach einer Weile erschien aber die alte Dame. „Sie machen ganz überflüssige Umstände", sagte sie. „Ich denke, das Gericht hat entschieden. Es genügt, wenn Sie den Knaben hier abgeben."

„Das genügt nicht," antwortete er. „Ich

bin verpflichtet, Christel seiner Mutter zu übergeben, und dazu bin ich bereit."

„Julie ist unwohl."

„So werde ich morgen wieder anfragen, ob ihr Zustand sich gebessert hat. Komm, Christel!" Er wendete sich der Thüre zu.

Die Kanzleirätin überzeugte sich, daß er auf seinem Stück bestehen würde. „Ich will noch einmal nachsehen —" sagte sie, ihm einen grimmigen Blick nachschickend. „Warten Sie noch."

Es dauerte wieder längere Zeit, bis im hinteren Zimmer ein Entschluß gefaßt war. Endlich trat doch Frau Julie ein. Sie sah wirklich recht bleich und angegriffen aus, wie von einer schweren Krankheit erstanden. „Mein Kind!" rief sie, „mein liebes, liebes Kind!" eilte auf Christel zu, sank vor ihm nieder und küßte ihn leidenschaftlich. Holder sah bewegt auf sie hinab, hielt aber die Hand des Knaben fest.

Nach einigen Minuten erhob die Frau sich, trat zurück und sagte, den Blick immer fest auf das Kind gerichtet: „Sie haben gewünscht, Christel mir selbst zu übergeben. Da bin ich nun. Ich möchte meiner Mutter, in deren Hause ich nun bin, jede weitere Unannehmlichkeit ersparen. Wenn es Ihnen also gefällig ist, mein Herr ..."

Er betrachtete sie mit einer Mischung von Wohlgefallen und Verdruß. „Haben Sie's so eilig," fragte er, „mir aus dem Wege zu gehen? Ich wollte Sie selbst sprechen, weil ich noch nicht die Hoffnung aufgegeben habe, ein erträgliches Verhältnis zwischen uns herzustellen — mit Rücksicht auf das Kind, das uns beiden gehört. Ich glaube, Sie haben nicht weniger Ursache als ich, seinetwegen ein gutes Einvernehmen zu wünschen. Wenigstens möchte ich nicht einen voreiligen Schluß daraus ziehen, daß Sie in allen diesen Wochen nicht ein einzigesmal Christel besucht haben."

„O! In Ihrem Hause, mein Herr ..."

„Ich fühlte mich in dem Ihrer Mutter gewiß nicht wohler, aber die Sehnsucht nach meinem Kinde ließ mich jedes Bedenken überwinden ..."

„Nicht das, nicht das!" fiel sie ein. „Aber Sie pochten auf Ihr Recht, um uns durch fortwährende Verdrießlichkeiten peinigen zu können."

„Dieser Vorwurf ist sehr ungerecht," antwortete er. „Ich höre ihn aus Ihrem Munde, aber nicht aus Ihrem Herzen, Julie. Nein! Sie können nicht zweifeln, daß ich das Kind liebe, wie ein Vater sein Kind lieben kann. Es ist sehr traurig, daß ich genötigt worden bin, mir den Zutritt zu ihm förmlich zu erkämpfen. Aber auch dabei möchte ich Ihnen weniger die Schuld beimessen, als ..."

Julie blickte beunruhigt nach der Kabinettsthür, hinter der sich die Vorhänge bewegten. „Erörtern wir diese Frage nicht weiter," unterbrach sie, „ich bin abhängig von meiner Mutter und handle durchaus im Einverständnis mit ihr."

„Sie sind abhängig von Ihrer Mutter," wiederholte er; „jawohl! aber das sollte Sie doch nicht hindern dürfen, mir und — Ihrem Sohne gerecht zu werden. Ich will von mir nicht sprechen. Aber Christel ... soll's denn wirklich dahin gebracht werden, daß er seinen Vater oder seine Mutter zu missen hat?"

„Oh! die Mutter nicht! die Mutter gewiß nicht."

„Ja, aber bei so feindseligem Verhalten ... Julie, es ist genug schweres Unglück, daß die Eltern sich haben voneinander trennen müssen. Soll das Kind ihre Feindschaft entgelten? Sind sie es ihm nicht schuldig, wenigstens ein achtungsvolles Benehmen zu beobachten — besonders in dieser frühen Zeit, wo jeder häßliche Eindruck so tief zu wurzeln pflegt? Für zwei Menschen, die einander aufgegeben haben, wird sich ja doch eine Form des Umgangs finden lassen, die an das alte Verhältnis nicht mehr erinnert, aber freundschaftlichem Wohlwollen Raum läßt — das doch nicht ausgeschlossen sein dürfte, wenn Ihnen ein Gemeinsames bleibt, dem sie mit gleich warmer Neigung zugethan sind. Wir haben nun die Probe gemacht, wie weit ein gewaltsames Verfahren uns führen kann; es wäre thöricht, uns durch nutzlosen Widerspruch das Leben noch mehr zu verbittern."

„Sie waren im Unrecht," sagte Julie, verlegen zur Erde blickend.

„Vor dem Gesetz allerdings," gab er zu. „Deshalb erfülle ich nun, was es mir auflegt. Aber vergessen Sie nicht, daß dasselbe Gesetz mir auch Rechte gibt."

„Von denen Sie nie Gebrauch machen dürfen," fiel sie leidenschaftlich ein, „nie, nie!"

Er zog die Stirn in Falten. „Sie irren, Julie," entgegnete er mit Festigkeit. „Ich werde von meinem Recht genau an dem Tage Gebrauch machen, an dem das Gesetz und der Richterspruch mich dazu ermächtigen. Verlassen Sie sich darauf."

Sie brach plötzlich in ein heftiges Schluchzen aus. „Nein!“ rief sie, „so grausam werden Sie nicht sein, nochmals das Kind seiner Mutter zu entreißen. Es ist ja unmöglich! O, wenn Sie wüßten, was ich in dieser Zeit gelitten habe!“

„Und was ich entbehre, rechnen Sie für nichts?“

„Ein Mann tröstet sich leichter über solchen Verlust. Christel ist ja mein ein und alles! Bedenken Sie das.“

Er schüttelte den Kopf. „Die Männer empfinden da sicher nicht gleich. Und es ist einmal so recht: der Sohn folgt dem Vater, wenn die Eltern geschieden sind. Geben Sie sich da keiner Täuschung hin. An Christels Geburtstag nehme ich ihn unweigerlich zu mir. Ihnen darüber schon jetzt volle Gewißheit zu geben, war mit der Grund, weshalb ich darauf bestand, Sie selbst zu sprechen.“

„Fordern Sie, was Sie wollen!“ rief sie schluchzend, „aber das nicht. Es wäre mein Tod!“

Er wußte jetzt, daß er über sie Macht hatte. Ihre Thränen rührten ihn, aber sie durften nicht seinen Entschluß ins Wanken bringen. „Machen Sie sich mit dem Gedanken vertraut,“ sagte er, „Christel unter meiner Obhut zu wissen. Sie sollen ihn deshalb nicht entbehren dürfen. Jede freundliche Rücksicht, die Sie mir schenken, soll Ihnen zehnfach vergolten werden. Ich bitte Sie herzlich, erschweren Sie sich nicht die Aufgabe, dem Kinde allezeit eine gute Mutter zu bleiben. — Und da empfangen Sie's nun aus meiner Hand, Julie, und so will ich's zurückempfangen aus der Ihrigen, wann meine Zeit gekommen ist. — Adieu, mein Junge, wir sehen uns bald.“

Er hob den Knaben auf, drückte ihn ans Herz und legte ihn auf der Mutter Arm. Dabei berührte seine Hand ihre Schulter. Es durchlief ihn warm. „Auf Wiedersehen,“ sagte er zu ihr, kehrte sich rasch ab und ging.

7.

„Es wäre mir angenehm, liebes Kind,“ expektorierte sich eines Tages die Frau Kanzleirätin, „wenn du auf unseren verehrten Freund, den Justizrat Meck, mehr freundliche Rücksicht nehmen möchtest.“

Julie, die mit einer Näharbeit beschäftigt war, schien ihrem Nähen verdoppelte Aufmerksamkeit zuwenden zu müssen, denn sie beugte sich vor und näherte mit einer tiefen Senkung des Kopfes das Gesicht den Händen.

„Hast du mir darauf nichts zu sagen?“ fragte die Mama nach einer kleinen Weile etwas pikiert.

„Mama — der Justizrat benimmt sich so sonderbar . . .“

„Wie denn sonderbar? Ich denke, er behandelt dich stets mit ausgesuchter Galanterie.

„Das ist's eben, was mir mißfällt, Mama! Dieses süßliche Wesen bei dem schon älteren Manne —“

„Ah! der Justizrat ist noch in den besten Jahren und trotz seines grauen Haares sehr wohl konserviert. Er hat etwas Jugendliches in seiner Art, das sich natürlich im Umgang mit Damen nicht verleugnet.“

„Ja — er kommt mir immer vor wie ein altes Kind, Mama.“

Frau Klingebeil wiegte unmutig den Kopf. „Was das für eine Bezeichnung ist! Ein Mann in Amt und Brot — ein angesehener Geschäftsmann!“

„Davon spreche ich ja nicht, Mama.“

„Ein treu bewährter Freund unseres Hauses.“

„Gewiß.“

„Eine durchaus solide Persönlichkeit.“

„Nun, daran zweifle ich nicht.“

„Und noch keineswegs ein unverbesserlicher Junggeselle.“

„Meinst du, Mama?“

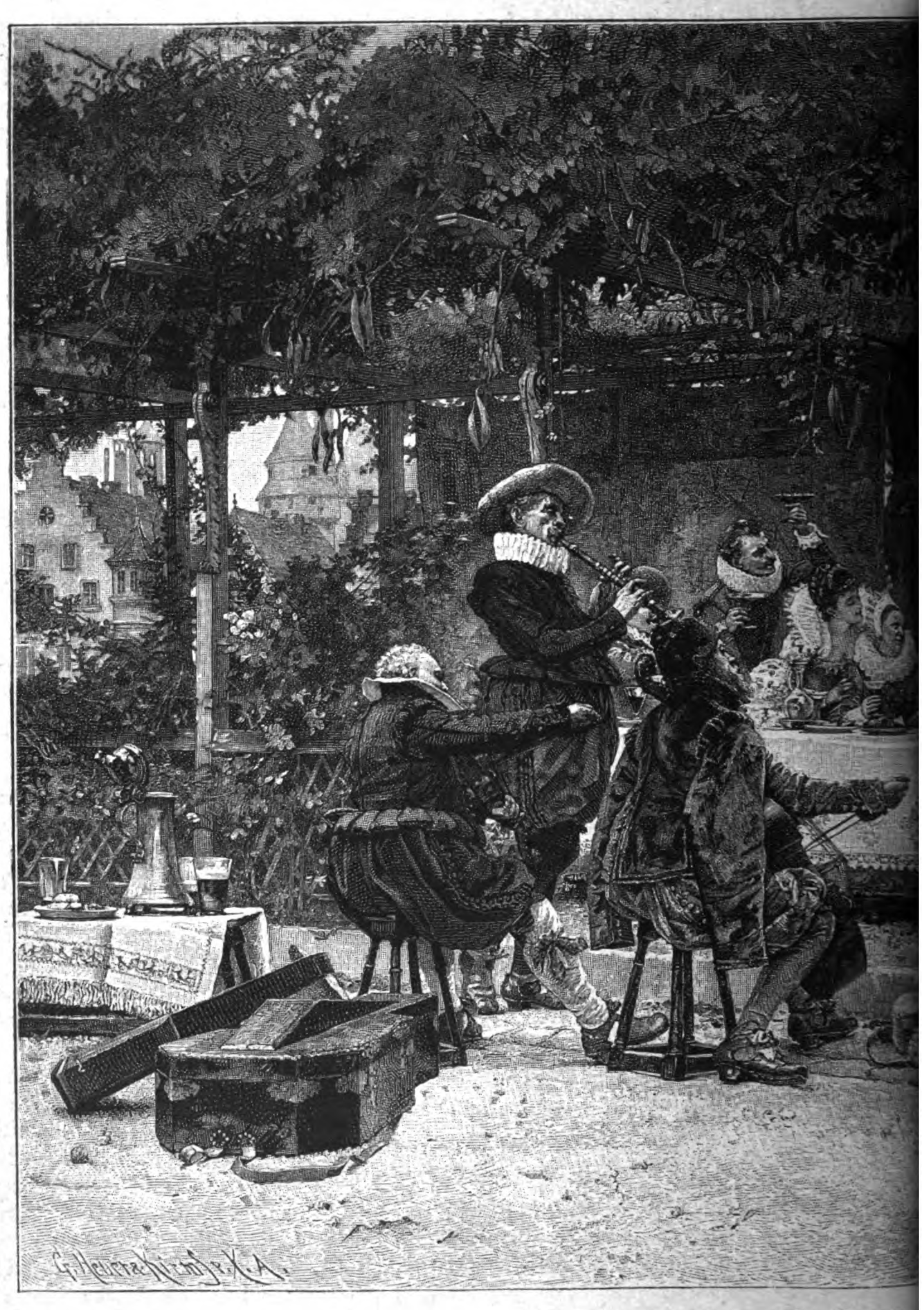
„Ich meine nicht nur, ich glaube zu wissen, daß es sein lebhafter Wunsch ist, in den Stand der Ehe zu treten, wenn sich dazu eine passende Gelegenheit ergibt.“

Julie nähte eifriger. „Dazu kann ich ihm nur Glück wünschen,“ sagte sie nicht ohne leichte Ironie.

Die Frau Kanzleirätin räusperte sich unwillig. „Du siehst nicht,“ bemerkte sie, „oder vielmehr du gibst dir den Anschein, nicht zu sehen, was einem Blinden nicht entgehen könnte. Der Justizrat ist dir mit größter Verehrung zugethan; er ist — wenn dich das mehr befriedigt — närrisch in dich verliebt“

„Närrisch —!“ Die spitze Nadel stach in den Finger; ein Tropfen roten Blutes quoll hervor und wurde von den Lippen aufgesogen.

„Eine Redensart, die du wohl richtig verstehen wirst,“ bedeutete die Mama. „Ich



Die Verlobun

Nach einer Photographie aus dem Verlag



Louis Leloir.

…ger in Stuttgart (E. Lecadre & Co., Paris).

beobachte ihn schon lange. Wenn er sich früher eine gewisse Zurückhaltung aufgelegt hat, so wird man das nur sehr achtbar nennen können. Und auch jetzt finde ich die Zartheit höchst lobenswert, mit der er dir seine täglich wachsende Leidenschaft in den Formen ritterlicher Galanterie zu erkennen gibt. Wenn nur ein klein wenig Aufmunterung deinerseits ..."

„Aber ich will ihn gar nicht aufmuntern, Mama. Ganz im Gegenteil ... Ich weiß, daß ich ihn nie werde lieben können."

„Lieben! — Vergiß doch nicht, Kind, daß du eine geschiedene Frau bist und nicht die Ansprüche eines jungen Mädchens zu erheben hast, dem eine so schwärmerische Betrachtung der Dinge gut steht."

„Aber der Justizrat!" Sie mußte lachen. „Es ist wirklich zu komisch. Er hat ja dir einmal den Hof gemacht."

„Woraus du doch hoffentlich nichts gegen seinen guten Geschmack wirst herleiten wollen!" bemerkte die Frau Rätin sehr ernst.

„Gewiß nicht," versicherte Julie, sich auf die Lippe beißend. „Ich wollte er wäre ihm immer treu geblieben."

Mit dieser Wendung schien die stattliche Frau nicht unzufrieden zu sein. „Was willst du eigentlich?" fragte sie. „Täglich muß ich die Andeutung hören, daß du dich in der notwendig abhängigen Stellung bei mir nicht wohl fühlst, daß du eine Veränderung herbeisehnst. Es gibt ja doch nur eine Möglichkeit, wie dir geholfen werden kann. Ich verstehe dich deshalb nicht. Eine Verbindung mit meinem guten Meck böte dir alle die Vorteile, die eine Frau in deiner Lage von einer zweiten Heirat erwarten kann. Er ist so wohlhabend, ein ansehnliches Haus machen zu können und gerade sein vorgeschrittenes Alter verbürgt dir die Annehmlichkeit, es ganz nach deinen Wünschen einzurichten. Du wirst an seiner Seite dein Leben genießen. Die besten Gesellschaftskreise werden sich dir öffnen, und — was doch immerhin mit in Betracht kommt — das Verhältnis zwischen deinem Mann und deiner Mutter verspricht dauernd das glücklichste zu sein. Es scheint mir also, daß du sehr thöricht handeln würdest, wenn du einen solchen Bewerber abweisen wolltest."

Julie legte die Arbeit in den Schoß. „Aber es kann doch nicht dein Ernst sein?"

„Mein voller Ernst. Bedenke auch noch eins. Deines Christels Geburtstag ist nicht mehr sehr fern. Ein paar Monate vergehen rasch. Du weißt, welche Entscheidung das Vormundschaftsgericht getroffen hat — der Justizrat versichert, daß sie leider unumstößlich ist, und daran müssen wir uns doch halten. Solange du das Kind bei dir hast, magst du ja in der Sorge für dasselbe Befriedigung finden. Sobald die Notwendigkeit eintritt, es fortzugeben ..."

Julie faßte ängstlich ihre Hand. „Du bist wirklich überzeugt," fragte sie, „daß Franz mir Christel fortnehmen wird?"

„Ich bin fest überzeugt," antwortete die Mama, „daß Herr Holder nichts zu thun unterlassen wird, wozu er befugt ist — vorausgesetzt, daß er uns damit eine Kränkung zufügen kann."

Die Augen der schönen Frau schwammen in Thränen. „Nein! ich glaube es nicht," rief sie, „ich glaube es nicht. Er weiß, daß ich das Kind über alles liebe. So liebt er's nicht, so kann er's nicht lieben. Aber er liebt es genug, um ihm nicht die Mutter rauben zu wollen. Was du auch sagen magst, er hat ein gutes Herz, und wenn ich ihn flehentlich bitte ... "

„Ich hoffe, so weit wird sich meine Tochter nie vergessen!" fiel die Frau Rätin würdevoll ein. „Es wäre ja übrigens nicht einmal ein Glück zu nennen, wenn er hierin seine Schwäche bewiese. Bei ruhiger Ueberlegung muß man doch anerkennen, daß es eigentlich das Natürlichste ist, wenn der Vater die Erziehung des Knaben übernimmt. Was soll dir ein solcher Anhang, zumal du nicht einmal die Mittel hast, in wünschenswertem Maße für die Ausbildung des Kindes zu sorgen? Ich halte es für selbstverständlich, daß Christel studiert und sich auf ein Staatsamt vorbereitet. Der jetzige Zustand ist ja auch unhaltbar. Diese lästigen Besuche eines Menschen, zu dem man sich erträglich zu stellen ganz außer stande ist. Ich gerate in ein nervöses Zittern, sobald ich ihn nur kommen höre. Gleichgültig kann man ihn doch nicht behandeln, ebensowenig aber den freundschaftlichen Ton erwidern, zu dem er sich recht boßhaft zwingt. Liebes Kind, weine nicht, sondern laß die Vernunft walten. Der Junge wird nicht mehr lange ein Spielzeug sein, unter Umständen aber eine schwere Last werden. Bleibst du in meinem Hause, so muß dir daran gelegen sein, jeden Anlaß zu Aergernis zu beseitigen; heiratest du wieder, was mir das Ratsamste scheint, so wirst du für dein Glück am besten sorgen, wenn du dich

möglichst wenig an dein früheres Unglück in der Ehe erinnerst."

Nach dieser Rede erhob sie sich und ließ Julie mit ihren schwermütigen Gedanken allein. Sie war weit entfernt, ihrer Mutter beizustimmen. Noch nie hatte sie so stark die Empfindung gehabt, daß ihrem Herzen von ihr etwas Unleidliches zugemutet werde. Wie sie von ihrem Verhältnis zu dem Kinde sprach! Und selbst was sie über Holder sagte, hatte ihr einen verletzenden Klang. Sie meinte aus allem herauszuhören: du mit deinem Kinde bist mir im Wege. Das war doch die rechte mütterliche Sorge nicht, die sich hier um ihr Wohl bemühte.

Da hätte ein anderer kommen müssen, als der Justizrat. Was die Mama zu seinem Lobe sagte, imponierte ihr gar nicht. Ihrem Herzen war ein Leid geschehen, das wollte jene nicht begreifen. Sie empfand es als eine rechte Lieblosigkeit, daß ihr nun ein solcher Ersatz gegeben werden sollte.

Hätte Holder sich beiseite schieben lassen, sie würde darin nicht einmal einen Beweis von Gutmütigkeit erblickt haben. Nun mußte sie sich doch eingestehen, daß er mannhaft für sein Recht eingetreten war und eine Festigkeit gezeigt hatte, die sich wohl auch an anderer Stelle bewähren konnte. Daß er ein gewaltsames Mittel anwendete, setzte ihn in ihrer Meinung keineswegs herab. Sie glaubte nun zu wissen, daß seine Geduld am Ende sei, und es gab für sie Momente ruhiger Ueberlegung, in denen sie einräumte, daß dieselbe sehr unbillig auf die Probe gestellt worden. Es hatte sie sehr erschreckt, als der Justizrat mit einer wahren Leichenbittermiene eingestand, daß die Entscheidung des Vormundschaftsrichters unantastbar sei, und sie lebte seitdem in beständiger Angst vor dem fürchterlichen Gedanken, daß Holder an Christels fünftem Geburtstage erscheinen werde, um das Kind mit sich zu nehmen. Er hatte ja das Recht dazu, und an dem Willen fehlte es ihm gewiß nicht.

Mit Gewalt war dagegen gar nichts auszurichten. Vielleicht aber doch mit Güte! Diese Vorstellung veränderte ihre Stimmung gegen Franz Holder sehr merkwürdig. Nicht nur litt sie's jetzt ohne Widerspruch und selbst ohne sonderliche Ueberwindung, daß Christel zur bestimmten Zeit dem Papa seinen Besuch abstattete, sondern sie verschwand auch nicht sogleich aus dem Zimmer, wenn er sich melden ließ, oder kam während seiner Anwesenheit hinein, um nach dem Kinde zu sehen und sich bei ihm zu verweilen. Es schien ihr nun gar nicht unerwünscht, wenn Holder sie ansprach, und sie antwortete ihm freundlich, wenn auch anfangs in gemessenem Ton. Es war ihr nur unlieb, daß ihr bei solchen Begegnungen immer gleich die Backen zu glühen anfingen. Was sollte er davon denken? Manchmal sprachen sie miteinander eine Viertelstunde lang ganz verständig über allerhand Zeitereignisse oder über Christel, was der für ein kluges Kind wäre und mit seinen munteren Augen bemerkt und in seiner wunderlichen Ausdrucksweise gesprochen hätte. Spitzte der Junge dann die Ohren, so schien es geboten, ganz nahe zusammenzutreten und leise zu zischeln, was dann vollends dem Gespräch einen vertraulichen Charakter gab. Die Wahrheit zu sagen: so gern Holder ein Stündchen bei seinem Christel zubrachte, recht befriedigt verließ er ihn doch nur dann, wenn er auch Julie gesehen hatte, und er blieb, wenn sie sich nicht bald zeigte, meist viel länger als seine Absicht gewesen war, um sie jedenfalls abzuwarten. Wenn sie auch nur kam, dem Kinde etwas zu bringen, und ihm dabei einen guten Tag wünschte, es machte ihn schon froh.

Der Mama gefielen diese Begegnungen gar nicht. „Es ist Christels wegen doch gut," entschuldigte Julie, „wenn die Eltern äußerlich wenigstens ein gutes Einvernehmen zeigen. Er wird doch schnell genug dahinter kommen, daß ihm etwas fehlt, was andere Kinder zu ihrem Glück besitzen." — Frau Klingebeil zuckte die Achseln. „Als ob ich nicht merkte, daß du ihm den Jungen abzuschmeicheln hoffst, du wirst deine Freundlichkeit verschwendet haben." — Freilich aus praktischen Rücksichten sagte sie ein andermal wieder: „Geh doch nur hinein, damit der Besuch abgekürzt wird. Er rührt sich ja nicht eher von der Stelle."

Eines Tages, als Holder zufällig am städtischen Rathause vorbeiging, sah er Julie aus einer der Thüren desselben treten. Er suchte ihren Weg zu kreuzen, grüßte und wagte sogar sie anzusprechen. „Haben Sie hier Geschäfte bei den Vätern der Stadt?" fragte er neugierig.

„Ach!" sagte sie, leicht errötend, aber seine Begleitung doch nicht abweisend, „ich sehe mich nach einer passenden Erwerbsquelle um."

„Für Sie, Julie?"

„Freilich für mich."

„Ich glaubte, Sie hätten bei Ihrer Mutter . . . "

„Mein Himmel! sie ist nicht allzu günstig situiert, und ich möchte ihr nicht länger als durchaus nötig mit dem Kinde zur Last fallen.“

„Nun, was Christel anbetrifft ...“

„Ich sehne auch mich nach einer selbständigen Stellung,“ schnitt sie ihm rasch das Wort ab. „Das ist mir wohl nicht zu verdenken. So gut meine Mutter ist, es gibt bei einem so engen Zusammenleben doch immer ...“ Sie hielt es nicht für erforderlich, den Satz zu beenden. Von dem letzten Regen standen große Pfützen auf der Straße, deren Damm sie überschreiten mußte. Sie hob das Kleid ein wenig auf und suchte aufmerksam die vortretenden Steine, um das zierliche Schuhwerk möglichst wenig zu beschmutzen.

Er ließ kein Auge davon. „Darf ich Ihnen meine Hand anbieten?“ fragte er, sie auch schon ausstreckend.

„Es wird nicht mehr nötig sein,“ antwortete sie, stützte sich aber doch einen Augenblick auf seinen Arm.

„Und wenn ich Ihnen sonst behilflich sein kann ...“

„Ich danke Ihnen. Der Stadrat Lemmel war der beste Freund meines verstorbenen Vaters. Ich war eben bei ihm. Er hat versprochen, an mich zu denken, wenn sich eine passende Gelegenheit findet.“

Sie waren drüben auf dem Trottoir angelangt. Julie schien anzunehmen, daß sich ihre Wege hier trennten. Sie machte ihm eine Verbeugung wie zum Abschiede. Es blieb ihm nun wohl nichts übrig, als den Hut zu ziehen und zurückzubleiben, obschon er dieselbe Richtung zu nehmen beabsichtigte. Er sah ihr nun wenigstens eine Weile nach und stellte dabei Betrachtungen über ihre hübsche Figur und ihren schwebenden Gang an. Er überlegte auch hin und her, was wohl der Grund sein konnte, daß Julie selbständig zu werden wünschte, da das Verhältnis zwischen Mutter und Tochter doch das innigste schien. Oder war unvermutet etwas in die Quere gekommen? Er konnte nicht feststellen, weshalb ihn Juliens Entschluß erfreute, aber er erfreute ihn.

Bald nach dieser Begegnung brachte Holder bei einem Besuch Christels etwas zur Erörterung, das wohl geeignet war, Julie zu überraschen. „Unser Abkommen geht dahin,“ sagte er, „daß ich abwechselnd hier und bei mir Christel sehen darf. Es wäre mir lieb, wenn Sie's damit nicht zu genau nehmen wollten.“

„Wie ist das gemeint?“ fragte sie, wirklich im Zweifel.

Er schien verlegen. „Meine Schwestern wissen den Jungen gar nicht recht zu behandeln. Sie möchten ihm nur immer allerhand Kunststücke beibringen und er wehrt sich eigensinnig dagegen. Ich kann's ihm gar nicht übel nehmen, denn meine Freude ist so ein kleiner Affe auch nicht. Aber offen kann ich ihn doch nicht in Schutz nehmen, wenn er unartig ist, anderseits verwöhnen sie ihn wieder unglaublich, um ihn bei guter Laune zu erhalten und für Fräulein Elmira freundlich zu stimmen.“

„Wer ist Fräulein Elmira?“

„Ach, das wissen Sie nicht. Eine junge Dame, die meine Schwestern zu sich genommen haben ... ich will nicht erraten, in welcher Absicht. Christel kann sie nun einmal nicht leiden, obschon sie viel Geduld mit ihm hat.“

Julie war nicht ganz ehrlich. Christel hatte von Fräulein Elmira schon viel geplaudert. Ob sie wohl seine Tante wäre, hatte er gefragt und versichert, daß er sie nicht so nennen werde. Nun zum ersten Mal nannte Holder ihren Namen, das interessierte sie so sehr, daß sie feuerrot im Gesicht wurde.

„Es wäre besser,“ fuhr er fort, „wenn Christel seltener zu mir käme, und wenn ich ihn dafür öfter hier bei Ihnen besuchen könnte. Würden Sie mir das gütigst gestatten?“

Julie betrachtete ihn verwundert. „Aber Sie bemühten sich doch gerade darum ...“

„Jawohl, jawohl,“ fiel er ein. „Man denkt sich so etwas anders als es sich hinterher macht. Ueberhaupt, meine Schwestern — so gut sie sind ...“ Er stockte und sah verlegen zur Erde. „Man wird sich künftig durchaus anders arrangieren müssen,“ bemerkte er nach einer Pause. „Das hat ja aber noch ein paar Monate Zeit. Bis dahin darf ich wohl auf Ihre gütige Nachsicht rechnen, wenn ich öfters die Regel durchbreche? Ich sehe auch gar zu gern die Mutter neben dem Kinde.“

Diese letzte Aeußerung begleitete er mit einem so zärtlichen Blick, daß Julie das Gesicht abwandte. Sie überlegte, was sie ihm antworten solle. Die Mama würde mit ihrer Einwilligung gar nicht zufrieden sein, das wußte sie recht gut. Aber was konnte es darauf ankommen, sie noch ein wenig mehr zu erzürnen? Holder schien ja einzusehen, daß das Kind bei ihr am besten aufgehoben sei. Vielleicht war es

seine Absicht, sie darauf vorzubereiten, daß er es ihr ganz lassen werde. Und wenn das nicht, so war nun doch mehr als je zu hoffen, daß er sich allmählich auch an diesen Gedanken gewöhnen werde. So ehrlich hatte er über seine Schwestern noch nie seine Meinung gesagt. Sie glaubte ihn jedenfalls jetzt nicht verstimmen zu dürfen und ging deshalb bereitwillig auf seine Wünsche ein. „Wenn Sie es Christels wegen so für besser halten," fügte sie ausdrücklich hinzu. „Mir selbst geschieht kein sonderlicher Gefallen damit. Es war wirklich thöricht, daß ich gegen die Besuche Christels bei Ihnen so heftig opponierte. Es geschah auch nicht, weil ich etwa fürchtete ... Lassen wir das unerörtert."

Dagegen hatte er nichts einzuwenden. Es war ihm schon eine große Genugthuung, daß sie ihm so viel Zugeständnisse machte. Ob sie ihm diesmal beim Abschied die Hand gereicht oder ob er sie ergriffen hatte, das wußte er nicht; unzweifelhaft aber hatte er einen warmen Kuß darauf gedrückt. Das war dann auch Christel sehr bemerkenswert erschienen; er sah ihn noch eine ganze Weile verwundert und, wie es ihm vorkam, verschämt lächelnd an.

Für ihn war auch wirklich ein Wunder geschehen. —

Es ging in den Frühling. Die Sträucher und Bäume im Stadtpark hatten sich längst mit einem dünnen Behang grüner Blättchen ausgeputzt zu Ehren einiger warmer Apriltage. Dann aber war wochenlang ein scharfer Nordost darüber hingestrichen, ihnen die Voreiligkeit verleidend. Nun plötzlich setzte er in einen lauen Südwest um und brachte warmen Regen. Und dann klärte sich der Himmel auf und die Sonne schien heiß wie mitten im Juli. Christel meinte das Gras wachsen sehen zu können, und wenn er über sich in die Kronen der Bäume schaute, jubelte er, nun hätten die Vögel bald ein ganz grünes Haus. „Singen sie vor Freude darüber?" fragte er.

Frau Julie ging täglich mit ihm spazieren, meist in den schönen Stadtpark vor dem Thor. Sie nahm auch wohl eine Arbeit mit, setzte sich auf eine der Bänke am Goldfischteich und ließ ihren Knaben vor sich auf dem Grandplan spielen. Holder erfuhr durch ihn davon; Christel plauderte immer gleich eifrig aus, was er in seinem jungen Leben Neues erfahren hatte, und diesmal war der Stoff schier unerschöpflich. Der Papa schenkte ihm einen Spaten und einen Karren. Nun war das Vergnügen vollkommen. Christel versicherte, daß er ein Loch durch die ganze Erde graben werde. „Ist das tief, Papa?" fragte er.

„Sehr tief."

„Dann mußt du aber auch hineinsehen kommen."

Der Stadtpark war unzweifelhaft für jedermann. Warum sollte nicht auch Holder das Bedürfnis empfinden, an sonnenhellen warmen Frühlingstagen dort spazieren zu gehen? Warum sollte er nicht zufällig gerade dann dort spazieren gehen, wenn Frau Julie Holder auf der Bank am Goldfischteich saß und ihr Sohn ein Loch durch die ganze Erde grub? Es ist wahr, er hatte sich sonst aus dem Spazierengehen wenig gemacht — in diesem einzigen Punkt stimmte er mit seiner weiland Schwiegermama überein — und höchstens spät abends nach Ladenschluß ein wenig frische Luft geschöpft oder ein Restaurant im Freien aufgesucht. Aber die Neigungen ändern sich. Die frühe Nachmittagsstunde schien ihm gar nicht unlieb zu sein. Als er das erste Mal mit Julie zusammentraf, meinte er, ein so merkwürdiger Frühling sei noch gar nicht dagewesen, so lange er denken könne; es locke ihn unwiderstehlich hinaus.

Julie wandte gar keine Mühe auf, sich über sein Erscheinen verwundert zu zeigen. Seine mit komischem Ernst vorgetragenen Versicherungen aber, daß er dem schönen Frühlingswetter nicht widerstehen könne, lockten ihr ein Lächeln ab, das er sich zu seinen Gunsten auslegte. Uebrigens nahm sie dann von ihm weiter keine Notiz, sondern behauptete ihren Platz und beschäftigte sich mit ihrer Arbeit. Holder spielte mit Christel, jagte ihn in den Gängen herum, führte ihn erst auch eine Strecke seitab auf die Brücke, von der hinab man die Goldfische in Scharen schwimmen sehen konnte und kaufte von einer alten Frau eine Semmel, die nun von dem glücklichen Kinde in Krumen ins Wasser geworfen wurde.

Er ist dem Jungen doch wirklich sehr gut! dachte Julie, die dessen Jauchzen hörte.

Es war in der That ein merkwürdiger Frühling. Er hatte so erstaunlich viel schöne Tage; kaum ein einziger fiel aus. So konnte es ja gar nicht fehlen, daß die Geschiedenen einander fast an jedem Nachmittage in der Nähe des Teiches trafen, von dem nun einmal Christel nicht fortzubringen war. Natürlich ging Julie nur seinetwegen immer wieder dorthin, und natürlich gab Holder jedesmal nur seinetwegen den

beabsichtigten weiteren Spaziergang auf. Da die Bank reichlich für drei Personen Raum hatte und Julie gewöhnlich dicht an der einen Seitenlehne Platz nahm, so war eigentlich nicht recht ersichtlich, weshalb er sich nicht hin und wieder ein wenig ausruhen und zu diesem Zweck auf der anderen Seite niederlassen sollte. Zwischen ihnen konnte ja noch immer Christel bequem auf- und abturnen. Es war dann auch nicht gerade nötig, daß sie stumm blieben wie die Goldfische im Teich. Kam auch das Gespräch etwas mühsam in Gang, so setzte es sich doch manchmal ganz munter fort. Und Julie hielt dabei auch nicht unausgesetzt den Blick auf ihre Arbeit geheftet, sondern ließ ihn gelegentlich seitwärts schweifen, wo er dann regelmäßig abgefangen wurde. Holder machte die Bemerkung, daß die durch das frischgrüne Laub spielenden Sonnenlichter ihrem Gesicht einen ganz eigenen Reiz verlieh. Das war doch wohl Grund genug, es fortwährend im Auge zu behalten.

Wenn Julie eine hübsche junge Witwe gewesen wäre und hier am Goldfischteich durch Vermittelung ihres Söhnchens die Bekanntschaft eines liebenswürdigen Herrn gemacht hätte — es würde am Ende gar nicht so fern gelegen haben, sich auf ein glückliches Ereignis gefaßt zu halten.

„Nun freilich . . .

8.

Gedanken sind bekanntlich zollfrei. Aber was sie jenseits der Grenze gelten, bleibt immer die Frage. Uebrigens ist es sehr wahrscheinlich, daß Julie nicht über das Bekenntnis hinausgekommen war, sie habe doch einmal gar nicht so unrecht gehabt, sich in Franz Holder zu verlieben, wie dieser nicht über das herzliche Bedauern, daß er sich eine so reizende Frau nicht habe erhalten können. Das reichte beiderseits ungefähr hin, die Ueberzeugung zu festigen, daß ein fortgesetzt freundschaftliches Verhältnis sehr wohl möglich und des Kindes wegen sogar wünschenswert sei. Den Gewinn davon mochte sich jeder freilich anders vorstellen.

Ein freundschaftliches Verhältnis! Das war beiden eigentlich etwas ganz Neues. Sie waren kurze Zeit Brautleute und dann Eheleute gewesen, aber recht freundschaftlich hatten sie nie miteinander gestanden. Ihre Vertraute war immer ihre Mutter gewesen, und wenn er irgend etwas Wichtiges zu besprechen gehabt hatte, waren ihm die Schwestern immer die nächsten erschienen. Nun wurden die Beziehungen zwischen Mutter und Tochter täglich unerfreulicher, da die alte Dame an ihrem Plan, den Justizrat zu verheiraten, beharrlich festhielt, Julie aber ebenso beharrlich sich weigerte, ihm ein Zeichen des Entgegenkommens zu geben. Franz anderseits hatte sich mit den Damen Cornelia und Eleonore gänzlich überworfen. Es konnte nicht ausbleiben, daß Herr und Frau Holder gelegentlich auch auf ihre häuslichen Verhältnisse zu sprechen kamen, und da war denn die Verwunderung hier und dort nicht gering, als sich bemerken ließ, daß keineswegs die Frau Kanzleirätin für unfehlbar und die Schwestern für Engel galten. Warum hatte man das nicht früher eingestanden?

Es wurden sogar Andeutungen sehr vertraulicher Natur nicht gescheut. Die Mama beweise doch sonst einen guten Geschmack, aber daß sie die Vorliebe für den Justizrat so weit treibe, ernstlich an eine Verbindung mit ihrer Tochter zu denken! Und auf seiner Seite: es sei doch mit der schwesterlichen Zärtlichkeit eine eigene Sache; gegen Fräulein Elmira sei sonst sicher nicht das mindeste einzuwenden, aber sie sich als Frau aufdringen lassen! Beide waren ganz einig, nicht wieder zu heiraten.

„Schon des Kindes wegen!"

„Schon Christels wegen!"

Holder hatte sich, wie gesagt, mit seinen Schwestern gänzlich überworfen. Es mißfiel ihnen höchlichst, daß er seine Wege ging und sich weder durch ihr Schmeicheln, noch durch ihr Schmollen ferner wollte bestimmen lassen. So oft Christel zum Besuch war, gab es Zank und Streit. Als er ihn nicht mehr zu sich kommen ließ und ihnen offen heraus den Grund sagte, war ihre Empörung groß. Tagelang würdigten sie ihn wieder keines Wortes. Und nun überraschte er sie gar ganz plötzlich durch die Nachricht, daß er nicht nur beschlossen habe, sich von ihnen zu trennen, sondern daß auch schon in der Stille eine Wohnung gemietet sei, in der er von der Zeit ab seine eigene Wirtschaft führen werde, in der er seinen Sohn bei sich aufnehme. Der Schreck darüber machte sie ganz starr. Um so tumultuarischer freilich wurden dann ihre Bemühungen, ihn von einem „so unsinnigen" Plan abzubringen. Wie es nur denkbar sei, daß er das alte Haus verlassen könne, in dem Vater

und Großvater bis an ihr seliges Ende gewohnt hätten! Ob es denn ein Verbrechen sei, daß sie ihn über alles liebten? Was er wohl mit dem Kinde anfangen wolle, wenn er es der mütterlichen Sorge seiner Schwestern sträflich entziehe? Cornelia ließ die Andeutung fallen, daß sie seinetwegen unverheiratet geblieben sei, und Eleonore versicherte, daß sie ihren Witwenstuhl nicht verändert habe, um sich ganz seinem Wohl widmen zu können. Man wolle und werde nicht glauben, daß er so schwarzen Undanks fähig sei. Aber er zeigte sich als ein völlig verstockter Sünder. „Ich überlasse euch das alte Haus," sagte er, „und fordere für mich nur die Freiheit, mich außerhalb nach meinen Wünschen einrichten zu können. Unser Verhältnis kann im übrigen das beste bleiben. Ich will euch mit jedem Vorwurf verschonen. Darüber ist mir jedoch gar kein Zweifel, daß ich ein großer Thor gewesen bin, diese allzu enge Gemeinschaft nicht schon gelöst zu haben als ich heiratete. Dieses Bedenken kommt nun zu spät. Aber die Erfahrung hat mich wenigstens so weit klug gemacht, daß ich mich nicht der Gefahr aussetze, auch meinen Sohn zu verlieren. Wenn wir ferner in Freundschaft leben wollen, ist es durchaus nötig, daß ich den Anlaß zu fortwährenden Reibungen beseitige. Julie hat das beste Recht, mit ihrem Kinde ungehindert zu verkehren. Ich kann ihr nicht zumuten, dasselbe hier aufzusuchen und sich einer kränkenden Behandlung auszusetzen. Ihr werdet immer verschiedener Meinung sein, auch über die Erziehung Christels. Es bleibt also bei meinem Entschluß."

Es blieb wirklich dabei. Die Schwestern mußten sich fügen. Er beanspruchte nicht einmal ihre Hilfe bei seinem Umzuge.

Eines Nachmittags, als er wieder neben Julie auf der Bank am Goldfischteich saß und Christel auf seinem Knie reiten ließ, fragte derselbe: „Soll ich der Großmama nachreiten?"

„Du wirst sie doch nicht einholen," antwortete Julie lächelnd.

„O, mein Pferd läuft mit der Eisenbahn um die Wette, nicht wahr, Papa?

„Ist die Großmama mit der Eisenbahn fortgefahren?"

„Heute früh."

„Der Junge muß auch gleich alles ausplaudern," schalt Julie. „Mein Onkel, der Postdirektor, ist erkrankt und die Mutter hat sich entschlossen, zu ihm zu reisen, um ihm die Wirtschaft zu führen. Vermutlich wird sie längere Zeit ausbleiben."

„So — so!" sagte Holder zerstreut. „Sie sind also jetzt mit Christel allein in der Wohnung." Er setzte den Knaben auf die Erde.

„Bis zu ihrer Rückkehr. Was dann geschieht... Ich hoffe, inzwischen wird sich's entschieden haben, ob ich die Stelle der Oeconomie im städtischen Waisenhause erhalte, um die ich mich auf Veranlassung des Herrn Stadtrats beworben habe. Er hat mir seine Unterstützung zugesagt."

„Wie? Sie wollten wirklich eine solche Stelle annehmen? Das ist ein sehr beschwerliches Geschäft."

„Ich weiß es. Aber glauben Sie doch nicht, daß ich die Arbeit scheue. Es war gar nicht nach meinem Wunsch, daß man mir's . . . früher so bequem gemacht hat. Ich bin gern thätig und freue mich recht auf eine selbständige Wirksamkeit. Im Hause der Mutter . . . Sie kennen ja meine Mutter. Sie ist zu sehr daran gewöhnt, überall ihren Willen zu haben, um mir dasjenige Maß von Freiheit lassen zu können, das mir nun einmal Bedürfnis ist. Unser Verhältnis wird das beste sein, wenn ich mich von ihr unabhängig weiß."

„Es ist doch sonderbar," bemerkte er nachdenklich und den Kopf wiegend.

„Ja, es kann sonderbar erscheinen," sagte Julie, „daß man oft mit den liebsten Menschen auf die Dauer eine zu enge Gemeinschaft nicht meint ertragen zu können. Aber bedenken Sie, daß ich kein Kind mehr bin und schon einmal selbst . . ." Sie bückte sich über ihre Arbeit. „Christel, du darfst den Sand nicht so herumwerfen. Geh mit deiner Schaufel und deinem Karren etwas weiter."

„Es ist doch sonderbar," wiederholte Holder. „Wissen Sie, daß ich genau dieselbe Erfahrung gemacht habe? Meine Schwestern schienen mir früher ganz unentbehrlich. Jetzt habe ich mich freiwillig von ihnen getrennt."

Julie sah ihn ungläubig an. „Getrennt? Wie das?"

„Ich habe mir einige Straßen von unserem alten Hause entfernt eine Wohnung gemietet — bin auch schon eingezogen, obschon erst der kleinste Teil ordentlich möbliert ist. Vorläufig esse ich aus dem Speisehause. Es gefällt mir recht gut bei mir . . . soweit es einem Mann in meiner Lage bei sich gefallen kann. Lieber ertrage ich allerhand Unbequemlichkeiten, als daß

ich mir fortwährend aufpassen lasse. Meine Schwestern haben es gewiß gut mit mir gemeint; aber sie können nicht einsehen, daß ich ihrer Vormundschaft längst entwachsen bin. Jetzt sind sie natürlich sehr böse auf mich. In kurzem werden sie doch einsehen müssen, daß wir nur so gute Freunde bleiben können. Es war auch noch aus anderen Gründen durchaus notwendig, daß wir uns separierten."

„Das ist mir wirklich überraschend," gestand Julie. „Wenn ich denke, wie heftig Sie sich jeder Aenderung im Haushalt widersetzt haben, die doch durch die Umstände geboten erscheinen konnte . . ."

„Ja — es war recht thöricht, ich sehe es jetzt ein. Einer jungen Frau, die auf ihre Stellung nicht verzichten wollte, mußte eine solche Unterordnung unerträglich vorkommen. Man ist manchmal wie mit Blindheit geschlagen."

Julie seufzte. „Meine Mutter hatte nur zu sehr recht."

„Jawohl. Aber es war doch nicht gut, daß sie . . ."

„Nein, das war nicht gut," fiel sie hastig ein, als wüßte sie schon alles, was er sagen könnte.

Holder saß in der linken Ecke der Bank und hatte seinen rechten Arm lang über die Lehne hingestreckt, so daß seine Hand fast bis zu ihrer Schulter reichte. Bei einer lebhafteren Bewegung nach vorn wurde dieselbe manchmal wirklich leicht berührt. Nun verringerte er die Entfernung mehr und mehr, ohne doch den Arm zurückzuziehen. Julie beugte sich vor und warf einen scheuen Blick seitwärts. „Wie das nun alles gekommen ist . . ." bemerkte er. „Ich glaube wahrhaftig, wir sind rechte Thoren gewesen."

Sie drückte sich noch fester an die Seitenlehne. „Herr Holder!" sagte sie in verweisendem Ton.

„Ich wenigstens!" schränkte er seinen etwas dreisten Ausspruch ein. „Hätte ich damals gethan, was ich jetzt gethan habe, wer weiß . . ."

„Was kann diese Erörterung nützen?"

„Ja, was kann sie nützen? Das ist ja eben das Leiden, daß wir so voreilig . . . Ich wenigstens!"

„Lassen wir das Vergangene vergangen sein."

„Aber wie kann man denn los davon? Wenn man sich täglich die bittersten Vorwürfe machen muß . . ."

„Ich habe mir keinen Vorwurf zu machen."

„Julie, wenn Sie aufrichtig sein wollen! Nennen wir's meinetwegen nicht einen Vorwurf. Aber sollte Ihnen nicht einmal der Gedanke gekommen sein, daß es doch besser gewesen wäre, wenn wir — schon des Kindes wegen . . ."

„Er ließ den Arm von der Lehne hinabgleiten — sicher ohne jede Absicht — und konnte nun nicht hindern, daß er ihre Taille umfaßte. Einen Augenblick nur; denn sie stand sogleich auf und trat einen Schritt vor, ihn erschreckt zurückweisend. Er erschrak selbst über seine Kühnheit, hob die Handarbeit auf, die zur Erde gefallen war, und rückte in seine Ecke zurück. „Es war ja nur eine Meinung!" stotterte er.

Julie ging zu Christel, ließ sich bei ihm nieder und half ihm kleine Zweige in den aufgehäuften Sand stecken, auf dem offenbar ein Garten erstehen sollte. Er zog sie wieder aus und steckte sie an anderer Stelle ein. „Du bist ein rechter Eigensinn," sagte sie, küßte ihn und ging wieder nach der Bank zurück. Sie setzte sich aber nicht, sondern verwahrte ihre Arbeit in dem Ledertäschchen.

Holder hatte kein Auge von ihr gelassen. Er ärgerte sich, daß sie ihn abgewiesen hatte, aber böse konnte er ihr nicht sein. Was hätte sie am Ende auch anders thun sollen? Sie waren ja doch geschiedene Eheleute. Es ließ sich nicht ändern. „Heut über vierzehn Tage ist Christels Geburtstag," bemerkte er, um das Gespräch wieder anzuknüpfen.

„Ja," antwortete sie ohne aufzusehen.

„Er wird dann vier Jahre alt."

„Ja — vier Jahre." Sie zuckte dabei unruhig mit den langen Augenwimpern.

„Sie wissen doch, liebe Julie, daß ich an diesem Tage . . ."

Sie hob rasch den Kopf. „Wie? Sie wollten wirklich . . . Christel . . . "

„Ich denke die Sache ist abgemacht. Von seinem fünften Lebensjahre ab nehme ich ihn zu mir."

Die Thränen stürzten ihr aus den Augen. „O, das ist eine Grausamkeit! An seinem Geburtstage . . ."

„Oder am Tage darauf, wenn Sie's so wünschen. Jedenfalls nicht später. Jede Zögerung würde Ihnen nur die Trennung erschweren."

„Nein, nein! Es ist nicht möglich. Sie können mir das Kind nicht nehmen."

„Ich war überzeugt, daß Sie ganz darauf

gefaßt seien. Es kann sich darin auch nichts ändern."

„Aber was wollen Sie mit Christel anfangen? Sie sind ja doch den größten Teil des Tages nicht zu Hause. Ein so junges Kind!"

„Seine frühere Wärterin steht in meinem Dienst. Lina ist eine gutmütige Person . . ."

„Eine Magd!"

„Wäre es Ihnen lieber gewesen, wenn Christel unter Aufsicht meiner Schwestern oder des Fräuleins Elmira . . ."

„Nein, nein!"

„Ich habe auch beschlossen, einen Lehrer zu mir ins Haus zu nehmen, der sich mit ihm zu beschäftigen hat. Die Wohnung ist schon entsprechend geräumig gewählt. Es ist eigentlich eine Familienwohnung."

„Aber das alles kann ihm doch die Mutter nicht ersetzen."

„Leider, nein."

Julie trocknete ihre Augen, aber sie wurden immer wieder feucht. „Komm, Christel," sagte sie weinerlich, „wir gehen nach Hause."

„Auch der Papa?" fragte er.

Sie antwortete darauf nicht. „Ich will mit dem Papa gehen," entschied der kleine Mann.

„Bist du deiner Mama nicht gut?" schmeichelte sie ihm.

„Ja — aber ich bin dem Papa auch gut," entgegnete er.

Sie preßte die Lippen aufeinander und murmelte: „Es ist nicht länger zu ertragen!"

Holder meinte, ihr seine Begleitung nicht aufdringen zu dürfen. „Ich bringe Ihnen Christel in einer halben Stunde nach," versicherte er. „Wir machen nur noch einen Gang um den Goldfischteich."

Sie ließ es geschehen und entfernte sich schweigend.

9.

Wie schnell vergingen diese vierzehn Tage! Der armen Frau wenigstens, die sie voll Unruhe zählte und an jedem Morgen und Abend an die traurige Stunde denken mußte, in der ihr das geliebte Kind entrissen werden sollte. Daß es ihm mit seiner Ankündigung Ernst war, konnte gar keinem Zweifel weiter unterliegen. Er drohte ja gar nicht, er übte keinen Zwang, um etwas anderes zu erreichen — er gebrauchte nur ganz selbstverständlich sein Recht, wie sie vorhin das ihrige. Und es geschah mit aller Freundlichkeit, mit allem Wohlwollen gegen sie. Worüber konnte sie sich beklagen?

Julie hatte vornehmlich Christel im Auge gehabt, als sie sich um die Stelle im Waisenhause bemühte. Es peinigte sie, ihrer Mutter mit dem Kinde zur Last fallen zu müssen. Sie meinte, nun wohl selbst die Mittel gewinnen zu können, für seine Erziehung zu sorgen. Und vor allem: sie wollte ihm keinen Stiefvater geben. Der Verdacht lag sehr nahe, daß die Mutter nicht aufhören würde, zu einer zweiten Heirat zu drängen, auch wenn es ihr nicht gelingen sollte, die erwünschte Partie mit dem Justizrat zustande zu bringen. Ihre Abhängigkeit legte ihr schwerwiegende Rücksichten auf, und sie kannte die Energie der alten Dame. Was nützte ihr's nun, wenn sie die Stelle erhielt? In einem Waisenhause ihre Tage einsam zu verbringen — ein schreckhafter Gedanke. Sie war sich bewußt, auch Franz Holder in den Kreis ihrer Betrachtungen gezogen zu haben. Sie wußte es ihm nachzufühlen, wie unlieb es ihm sein mußte, bei seinen Besuchen ihre Mutter zu belästigen. Hatte sie ihre eigene Wohnung, so wollte sie ihm nach Möglichkeit freundlich entgegenkommen. Daß er das Kind aufrichtig liebte, war ihr ja gewiß geworden, und es that ihr wohl, ihm in dieser Hinsicht das Beste zutrauen zu können. Nun war alle Freude hin.

Und sie konnte ihm nicht einmal zürnen. Er hatte ja auch seinerseits alles gethan, seine äußere Lage so umzugestalten, wie es ihr für Christel und für sich selbst wünschenswert sein müßte, wenn sie das Kind nun einmal nicht behalten durfte. Wie eifrig sie sich auch während des Prozesses eingeredet hatte, daß er ihr ganz widerwärtig geworden sei, und daß ihre ganz unbegreifliche frühere Neigung sich in die entschiedenste Abneigung umgewandelt habe, nun mußte sie sich doch bekennen, daß sich auch viel zu seinen Gunsten hätte sagen lassen, was sie im Aerger über allerhand Unbill von anderer Seite vergessen. Jetzt namentlich, wo sie dem Einfluß ihrer Mutter entzogen war, erschien er ihr, wenn sie an ihn dachte, in viel freundlicherem Lichte. Es konnte ihr ja auch unmöglich entgangen sein, daß ihre kleine Person ihm durchaus nicht gleichgültig geworden war. Nicht um Christels wegen kam er so oft und gern. Wie er sie ansah, leuchtete aus seinen Blicken das Wohlgefallen an ihrer Gestalt; wie er zu ihr sprach, tönte aus

jedem Wort der Wunsch, sich ihrem Herzen zu nähern. Ob es seine Absicht war oder nicht, immer zeigte er sich als der Liebhaber, der eine spröde Schöne für sich gewinnen wollte. Warum war sie so spröde? Wie lächerlich freilich, daß sie sich eingestehen sollte, den Mann liebenswürdig zu finden, dem sie einmal angehörte, und von dem „wegen unüberwindlicher Abneigung" getrennt zu werden, ihr eifrigstes Bemühen gewesen war!

Das Wetter schlug um. Jener Tag, an dem sie sich Christels wegen ausgesprochen hatten, schien der letzte schöne und sonnige gewesen zu sein. Der Himmel verschleierte sich mit grauen Wolken, es regnete und stürmte. Die Spaziergänge nach dem Stadtpark mußten eingestellt werden. Holder kam nun aber fast täglich zum Besuch im Hause. Da die Kanzleirätin nicht störte und gestört wurde, kümmerte er sich auch wenig um die festgesetzte Stunde. Meist klopfte er abends an und blieb so lange, daß Julie nicht umhin konnte, ihm eine Tasse Thee anzubieten. Sie saßen dann ganz gemütlich am runden Sofatisch, Christel zwischen sich und immer viel mit dem Jungen beschäftigt, dem diese verdoppelte Sorge um seine leibliche Pflege gar nicht zu mißfallen schien. Manchmal, wenn sie sich ihm zugleich zuwendeten, legte er in der Freude darüber die kleinen Arme rechts und links um ihren Hals und zog sie an sich, daß sie an seiner Brust mit den Köpfen fest aneinander stießen, sich aber jedenfalls aus nächster Nähe in die Augen sehen mußten. „Du mußt nicht unartig sein," verwies dann Julie wohl, widersetzte sich das nächstemal aber nicht allzu wirksam dieser geteilten Liebkosung. Es kam auch vor, daß Holder dabei ihre Hand faßte und drückte, was sie wohl geschehen lassen mußte.

In dem Kinde gehörten sie doch noch immer zusammen!

Wer sie so beieinander gesehen hätte ohne zu wissen, was vorgegangen war, hätte sie für gute Eheleute halten müssen.

Es wäre ihnen nicht leicht geworden zu sagen, warum sie's nicht auch wirklich waren.

Franz Holder fand seine geschiedene Frau so reizend, daß er sich sicher in sie verliebt haben würde, wenn das nicht ganz überflüssig gewesen wäre, da er eigentlich nie aufgehört hatte, sie reizend zu finden. Zu dem fremderen Wesen mußte er sich immer zwingen. Manchmal kam es ihm recht wie Komödienspiel vor, daß sie einander „Sie" anredeten, und mitunter fiel er denn auch aus der Rolle, um freilich sofort zu merken, daß er einen Verstoß gemacht hatte. Denn Julie hielt strenge auf die Form, die ihr Wall und Graben für ihre schwierige Position bedeuten mochte. Freilich war zur Zeit die Brücke niedergelassen und ein freundlicher Verkehr eingeleitet, aber vielleicht handelte es sich nur um eine Art von Waffenstillstand, der unversehens rasch wieder gekündigt werden konnte. Und doch fühlte sie sich in ihrer Verschanzung lange nicht mehr so sicher als früher. Es gab Augenblicke, in denen ihr dieses Verhältnis recht närrisch erschien, so daß sie über den Eigensinn lachen mußte, ihm Dauer geben zu wollen. Und dann wieder hatte sie die Empfindung, daß es noch viel närrischer sei, dem Zwange des Herzens nachzugeben, da man doch einmal übereingekommen, miteinander nicht leben zu können. Wenn das nicht weitaus das Närrischte war! Sie hatte, wenn sie allein war, Anwandlungen von Melancholie, die sich doch nicht einzig aus dem Kummer erklären lassen wollten, auf eine Trennung von dem Kinde gefaßt sein zu müssen.

So kam nun Christels Geburtstag heran. Für Julie war er diesmal kein Freudentag. Sie weinte des Morgens viel und wollte Christel, als sie ihn im Hemdchen aus dem Bett gehoben hatte, gar nicht von ihrem Schoß lassen, so daß er selbst zu weinen anfing und sagte, er wolle gar keinen Geburtstag haben, wenn sie so traurig sei. „Möchtest du immer bei deiner Mama bleiben?" fragte sie. Er sah sie etwas verwundert an und antwortete: „Ja — aber beim Papa auch." Nun konnte sie's doch nicht übers Herz bringen, ihm eine günstigere Antwort abzulisten; sie wußte ja auch, daß sie vergessen sein würde, sobald der Papa einträte. Das böse „Entweder — oder" ließ sich ihm unmöglich klar machen.

Von der Großmama langte mit der Post ein Päckchen an. Sie schenkte „etwas Nützliches", wie der einliegende Brief ausdrücklich hervorhob. Er schien sonst noch manches zu enthalten, was Julie nachdenklich zu stimmen, wenn nicht zu verdrießen geeignet war. Die Tanten Cornelia und Eleonore schickten ihre Visitenkarten mit der Aufschrift: „Herzliche Gratulation" und dazu einen Korb voll allerhand hübscher Sachen für das Geburtstagskind. Wahrscheinlich wollten sie ihrem Bruder beweisen, daß Christel seine Herzlosigkeit nicht entgelten solle. Frau Julie

ließ bestens danken und fragen, ob die Damen ihr nicht die Ehre ihres Besuchs um die Kaffeezeit schenken und ihrem kleinen Neffen den Geburtstagskuchen verzehren helfen wollten. Diese Einladung wurde ihr nicht leicht, aber sie überwand sich und ließ es an dem Schicklichen nicht fehlen.

Dann sprach der Justizrat Meck vor seinem Gange aufs Gericht an und brachte eine Trompete und ein Bilderbuch mit. Alle Musikinstrumente hatte sich die Frau Kanzleirätin ein für allemal verbeten; in ihrer Abwesenheit schien eine Uebertretung erlaubt. „Und dieser Tag ist ja auch wohl in ihrer Wohnung der letzte," bemerkte er. Die Trompete verübte sofort einen Höllenlärm. Sie gab zwar nur einen Ton an, ließ sich aber recht gut im Singen blasen. Der Justizrat mußte sich die Ohren zuhalten, obgleich in ihnen schon Baumwolle steckte. Er erkundigte sich nach dem Befinden der Frau Mutter und ihres Herrn Bruders mit den zierlichsten Redewendungen, trank auch ein Gläschen Wein auf Christels Wohl, in der Hoffnung, daß es ihm nicht zu Kopfe steigen werde, lehnte aber die Torte ab, da er dergleichen Süßigkeiten seinen Zähnen nicht zuzumuten wage. Als er sich empfahl, küßte er Julie die Hand, blinzelte mit den Augen und bat um die Erlaubnis, nach einigen Tagen — wenn sie ganz in Ruhe sei — wieder anklopfen zu dürfen. Er habe etwas auf dem Herzen, und es müsse herunter, bevor die Frau Kanzleirätin, seine verehrte Freundin und Gönnerin, zurückgekehrt sei. Er errötete dabei wie ein Mädchen.

Auf der Treppe begegnete er Holder, der beide Arme bepackt hatte und dadurch der Pflicht überhoben wurde, den Hut zu ziehen. „Ein allerliebstes Kind," rief er ihm zu, „Sie werden viel Freude an ihm haben. Aber es ist gut, daß Christelchen unter väterliche Zucht kommt. Nehmen Sie ihn schon heute mit sich?" Holder setzte seinen Weg fort, ohne zu antworten. „Hat's für den solche Eile?" knurrte er vor sich.

Nun der Papa gekommen, wurde die Geburtstagsfreude erst recht groß. Er brachte so wunderschöne Sachen mit und jedes Stück war dicht in Papier eingewickelt und konnte neugierig ausgepackt werden. „Viel zu viel," schalt Julie, die ihm gegenüberstehend zuschaute, „wieder viel zu viel."

„Er ist ja der einzige" entschuldigte Holder und sah sie wehmütig lächelnd an.

Sie senkte die Augen. „Er achtet's gar nicht mehr," sagte sie ausweichend.

„Ich habe heut noch nichts verbrochen," versicherte Christel schmollend.

„Das will auch viel bedeuten!"

„Aber warum bläst die Trompete so schlecht? Hör' einmal, Papa." Sie gab wirklich einen schnarrenden Ton.

„Ah! Sie wird zu viel Geburtstagskuchen gegessen haben," meinte Holder.

Das leuchtete Christel ein. „Sie ist dumm," antwortete er. „Mama sagt, man muß beim Essen immer den Mund zumachen." Er fand ein kleines Glockenspiel und war darüber sehr glücklich. „Wenn ich nun noch einen Bart habe," sagte er, „kann ich auch der Militärmusik voranmarschieren." Eine kleine Kanone, aus der sich Erbsen schießen ließen, regte zu hundert Fragen an, die Papa und Mama um die Wette zu beantworten bemüht waren.

„Das beste habe ich aber noch nicht einmal mitgebracht," erklärte Holder. „Es war gar zu groß. Kannst du raten?"

„Der Elefant ist am größten, Papa. Er kann nicht durch unsere Thüre."

„Durch meine auch nicht. Aber ein schönes großes Schaukelpferd sollst du finden, wenn du zu mir kommst."

Julie glaubte ihn zu verstehen, wendete sich ab und zerdrückte eine Thräne unter den Wimpern. Christel aber blitzten die Schelmenaugen vor Wonne; er hing sich an Holders Arm und fragte: „Gehen wir gleich, Papa?"

Er bemerkte, daß Julie plötzlich traurig geworden war. „Wir haben's nicht so eilig," beruhigte er. „Morgen."

„Es ist Ihnen doch lieb," wendete er sich an Julie, „wenn Christel seinen Geburtstag bis zum Schluß hier feiert?"

„Gewiß, gewiß!" bestätigte sie mit weinerlicher Stimme. Sie nötigte ihn, am Sofatisch Platz zu nehmen, versuchte auch, ihm ein Glas Wein einzugießen; aber ihre Hand zitterte so sehr, daß er sie ablösen mußte.

„Das war ein Freudentag heute vor vier Jahren!" rief er. „Der größte meines ganzen Lebens. Ich befand mich in fieberhafter Aufregung. Und wie es denn hieß: ein Knabe! Ich wäre über ein Mädchen gewiß ebenso glücklich gewesen; aber wie es hieß: ein Knabe! wurde ich ganz toll vor Freude. Weißt du noch... wissen Sie noch, Julie? Und als das Dingelchen

gar zu schreien anfing, bevor ich's noch zu sehen bekommen hatte ... So etwas zu erleben ist doch die größte Seligkeit auf Erden."

Er nahm ihre Hand und küßte sie wieder und wieder. Sie fühlte, daß sein Mund heiß darauf brannte; ihr ganzes Gesicht war mit Purpur übergossen. „O, warum erinnern Sie daran," seufzte sie, „gerade an diesem Geburtstage, an dem ich Christel wieder verlieren soll, nachdem er nur vier kurze Jahre mein gewesen." Die hellen Thränen liefen ihr über die Wangen.

„Verlieren?" wiederholte er. „Sie werden ihn nicht verlieren, wenn er bei mir ist. Mein Haus soll seiner Mutter allezeit offen stehen, und es wird mein herzlichstes Bemühen sein, ihm die treueste Anhänglichkeit an die teure Frau zu bewahren, die ihm das Leben gegeben und seine ersten Schritte gelenkt hat. Christel! wann du je vergessen könntest, was du deiner Mutter schuldig bist!"

Diese feierliche Anrede machte auf den kleinen Buben nur den geringsten Eindruck. Er wendete kaum den Kopf um. Er hatte gesehen, daß Mama weinte und gehört, daß Papa sehr ernst sprach. Da er sich den Grund nicht erklären konnte, hatte er nur das unbestimmte aber entschieden unheimliche Gefühl, es gehe da etwas vor, das zu seinem Geburtstagsjubel nicht passe. Er that also, was in seiner Lage das Gescheiteste war, bepackte sich nach Kräften mit den schönen Geschenken und riß aus. Fest im Sinne hatte er freilich nur, dem Mädchen in der Küche seine Bescherung zu zeigen. Sie sollte auch eine Freude haben.

Man hielt ihn nicht auf. Der unliebsame Gegenstand war einmal berührt und konnte in Abwesenheit des Kindes besser erörtert werden. Julie sah dem Knaben schwermütig nach und bewegte den Kopf nickend auf und ab. „So wird er morgen von mir gehen," sagte sie, „mit seinen Spielsachen beladen, und nicht einmal ahnen, was mich so tief bekümmert. Es ist ja gut, daß ein Kindergemüt von solchem Leid nicht beschwert wird. Aber was bleibt mir von ihm, wenn er mich nicht einmal vermißt? Ich darf ihn besuchen, so oft ich will. Ach! wie wenig ist das? Wie wenig für die Mutter! Und ich werde die Stunden ängstlich wählen müssen, wo ich Sie nicht ... Nein, nein! Der Gedanke ist unerträglich, dem Kinde so fremd zu werden. Ich kann ihn gar nicht ausdenken."

Er blickte verlegen auf seine Hände hinab, die er unaufhörlich übereinander wand. Julie etwas Unliebes zu sagen, war ihm selbst sehr schmerzlich. Aber wie konnte er sie schonen? „Wir sollten nicht nochmals in Frage stellen, liebe Julie," bemerkte er endlich, „was doch schon entschieden ist. Wir haben uns nun einmal in die traurige Notwendigkeit versetzt, das Liebste, was wir gemeinsam besitzen, so ungleich teilen zu müssen, der Sohn gehört zum Vater."

„Nein zur Mutter!" rief sie. „Gerade der Sohn gehört zur Mutter. Sie braucht für ihr Alter eine männliche Stütze, und er kann ihre mütterliche Sorge nicht entbehren ohne im Gemüt zu verkümmern. O, wie unvernünftig ist das Gesetz, daß es da kein Einsehen hat! Dem Vater die Tochter, der Mutter den Sohn — so will's die Ordnung der Natur."

„So sprechen Sie, weil Sie eine Tochter nicht zu vergeben haben," sagte er leise. „Hätten wir zwei Kinder ... es kann sein, ich stellte Ihnen die Wahl."

„Und das eine Kind wollen Sie mir nehmen, Franz?" fiel sie leidenschaftlich ein. „Ich kann's noch nicht glauben, daß Sie so unmenschlich grausam sind, und wenn Sie mir's hundertmal sagen. Sie sind so gut, so freundlich zu dem Kinde — und jetzt auch zu mir. Ach! wie wollte ich es Ihnen aus tiefstem Herzensgrunde danken, wenn Sie auf das traurige Recht verzichteten, mich und Christel zeitlebens unglücklich zu machen. Ja, ja! auch Christel. Denn er wird heranwachsen und erfahren, daß Sie ihm die Mutter entrissen haben, als er noch so jung und unverständig war. Er wird einsehen, daß er den Vater nicht verloren hätte, wenn er bei der Mutter geblieben wäre. O mein Gott! was sage ich Ihnen, um Ihr Herz zu rühren? Ich wollte mich ja von meiner eigenen Mutter trennen, um auch für Sie jedes Hindernis fortzuräumen, das sich dem freiesten Verkehr mit dem Kinde in den Weg stellen könnte. Glauben Sie mir — vornehmlich an Sie habe ich dabei gedacht. Sie sollen mir immer willkommen sein — ich will Ihnen nicht ausweichen — Christel soll kaum merken, daß wir ... O, ich bitte Sie — ich flehe Sie an: lassen Sie mir das Kind!"

Sie hatte seine Hand ergriffen und versuchte sie nun an ihre Lippen zu ziehen. Er widersetzte sich, drückte aber einen Kuß auf ihre eiskalte Stirn. Sie ließ sich zur Erde niedergleiten und wiederholte noch stürmischer ihre Bitte.

„Ich kann's nicht, Julie," rief er, „bei Gott! ich kann's nicht. Wenn ich dir das Kind lasse

— ich weiß, daß ich dich dann ganz verliere. Und alles Schmerzliche, das du mir angethan, hat dich doch meinem Herzen nicht entfremden können. Ich fühl's in diesem Augenblick mehr als je, daß ich nicht aufgehört habe, dich zu lieben."

Julie machte sich von ihm los, warf sich in die Sofaecke und drückte das Gesicht in die Kissen. Sie antwortete nichts, aber er hörte sie schluchzen.

Nach einer Weile stand er auf, trat zu ihr und legte die Hand auf ihre Schulter. „Julie," sagte er mit bebender Stimme, „es gibt ein Mittel, dir das Kind allezeit zu erhalten."

Sie schwieg.

„Komm mit ihm zu mir zurück!"

Es durchzuckte sie. Sie preßte das Gesicht noch fester auf die Hände.

„Komm mit Christel zu mir zurück," wiederholte er, „und es gibt keine Trennung mehr. Um des Kindes willen — habe mich wieder lieb!"

Sie schien mit einem Entschluß zu ringen; ihr ganzer Leib war in schluchzender Bewegung. Plötzlich riß sie sich auf, warf sich an seine Brust, schlang die Arme um seinen Hals und rief: „Franz, Franz! du bist besser als ich! Du bist ehrlicher! Nein, ich will mich nicht länger belügen und betrügen. Nicht nur um des Kindes willen — schon längst, längst hab' ich dich wieder lieb. Und nun vergesse ich's nicht mehr!"

Christel kam angetrabt, in der einen Hand die Trompete, in der anderen das Glockenspiel. Auf der Schwelle brach plötzlich die Musik ab. Was er sah, war seinen Augen etwas ganz Neues: Vater und Mutter hielten einander umarmt. Er lachte sie an. Seinem kleinen Herzen mochte wohl die Ahnung aufgehen, daß sich da etwas überraschend Glückliches ereignet habe. Als beide nun aber auf ihn zueilten und ihn abwechselnd oder auch zugleich mit stürmischen Liebkosungen überhäuften, die er sich im Augenblick gar nicht bewußt war, verdient zu haben, fing er an zu weinen. Und nun lachten sie über ihn. „Junge," hieß es, „du hast doch das allerbeste dazu gethan."

Die Damen Cornelia und Eleonore erschienen wirklich zum Kaffee. Es soll ihnen das Zeugnis nicht versagt werden, daß sie sich mit Würde in das Unvermeidliche fügten.

Schwieriger zeigte sich die Frau Kanzleirätin, die brieflich benachrichtigt wurde. Julie blieb fest. Nun beschloß die Frau Kanzleirätin, sich fortan ganz ihrem kranken Bruder zu widmen. Wem nicht zu raten ist, schrieb sie, dem ist nicht zu helfen.

In der möglichst kürzesten Frist erfolgte die Wiederverheiratung der Geschiedenen. Sie leben sehr glücklich miteinander und Christel hat schon vergessen, daß es einmal eine Zeit gab, wo Papa und Mama nicht Mann und Frau sein wollten.



Angenehme Last. Von Wiesnieski.


Der Ecce homo-Bogen in der Via Dolorosa (S. 426).

Aus dem heiligen Lande.

Von

Joseph Chavanne.

Es strahlt dein Licht in allen Farbensäumen Eines,
Du schaust von Ostens Grenze bis zur Grenze im Westen!

tönt es von den Lippen des gläubigen Orientalen, wenn er zur Erde sich neigend und das Haupt gegen Osten wendend, Allahs und des Propheten gedenkt. Einem Lobgesange Mewlana, Dschalaleddin Rumis des Stifters des Ordens der mystischen Derwische, auf die unendliche und allumfassende Liebe der Gottheit entnommen, mögen diese Worte das Geleite zu den Stätten von Bethlehem, Nazareth und Golgatha geben, die der Menschheit erhabenste und reinste Gestalt beherbergt haben. — Ob von mystischen Schauern umweht, ob dem Drange nach wissenschaftlicher Forschung oder bildlicher Darstellung oder aber, wie meistenteils touristischer Neugierde folgend, kann sich der Europäer, der seinen Fuß auf den Boden Palästinas setzt, nicht dem Eindrucke verschließen, daß sich hier eine Fülle welterschütternder Ereignisse abgespielt habe, und das Bild von Einst, ist es auch durch den Menschen, Natur und Zeit in dämmeriges Dunkel getaucht, wird ihm eine Episode dieser Ereignisse in Erinnerung rufen, die für Millionen von Gemütern die Perle der Geschichte bedeutet.

Nicht als Pflanzstätte abendländischer Kultur, als breite Heerstraße und Kampffeld zahlreicher Völkerwanderungen und Völkerstürme, nicht wegen seiner Bedeutung als Wiege aller monotheistischen Religionen, sondern hauptsächlich als Lebens- und Leidensstätte des Stifters der Religion der Nächstenliebe, deren Wahrzeichen im Ost und West ihre überzeugende Kraft von Golgatha erhalten, hat der Verfasser dem gelobten Lande, dem Ziele heißer Sehnsucht des Gläubigen an der Hand der von L. H. Fischer entworfenen Skizzen einen Besuch abgestattet. Wessen Ziel Jerusalem, die „Stadt des Friedens“, die heilige Stadt, „El Kods“ des Islam ist, mag er vom Westen, vom Abendlande, vom Norden oder vom Lande der Pharaonen kommen, betritt das Land, wo es einst Milch und Honig im Ueberflusse gab, zu Jaffa, der ersten Landmarke Palästinas am Gestade des Mittelmeeres. Jaffa (S. 423) oder Joppe, der „Hafen“ der Phönizier, die „Schöne“ der Hebräer (Jafo) ist die Stadt der Pilger, der Schiffs- und Karawanenhafen, bei dessen Anblicke die Kreuzfahrer auf die Kniee fielen und das Te deum anstimmten, ein Zeichen äußerlicher Frömmigkeit, das heute nur mehr Ekstatiker und die Bekenner des Islams pflegen. Wie eine Königstochter ruht die Stadt am Hügelhange, von den Meereswellen umbraust, als ob das Meer sie verschlingen wollte. Muschelbänke, weit im Meere vorgebaut, die zugleich das Material zu den Quadern am Stadt- und Quaibau liefern und an denen die Brandung sich wild aufbäumt, trennen das auf offener Reede ankernde Schiff von der Stadt. Ein „Vampurt“ (Sturmboot) nach dem anderen mit sechs olivenfarbigen, sonnverbrannten, zerlumpten Gestalten bemannt, legt am Bord an und bemächtigt sich mit wüstem Geschrei der Passagiere und ihres Gepäcks. Die Brandung hebt das Boot zum Wogenkamme empor, um es wieder im nächsten Augenblicke in ein Wellenthal versinken zu lassen, die schmale Hafeneinfahrt ist nicht ohne Gefahr,



Ankunft in Jaffa (S. 422).

doch der kräftige Ruderschlag der Schiffer, die den Takt durch einen barbarischen Gesang und Allahrufe markieren, bringt uns glücklich ans Land, wo das Schauspiel von neuem beginnt und hunderte non Fäusten um unser Gepäck kämpfen. Durch eine Musterkarte orientalischer Typen sich hindurch drängend, gelingt es endlich das schützende Dach eines Hotels oder die lateinische Herberge zu erreichen. Das Panorama vom obersten Stockwerke derselben ist entzückend. Südlich tritt die Wüste bis in die Nähe der herrlichen Stadtgärten, gegen Osten überblickt man im Vordergrunde ein Paradies von Fruchtbäumen, in der Ferne die scheinbar senkrechte Felsmauer des Gebirges von Judäa mit scharf markierten Umrissen und Auszackungen, weiß blinkend wie ein versteinertes Meer. Nach Westen schauen wir noch die Felsen im Meere, wo man noch bis auf Plinius' Tage herab die Spuren von Andromedas Fesseln zeigte, die hier an den Felsen geschmiedet, durch Perseus von dem Fischungeheuer befreit wurde, dessen Skelett der Aedil Skronius nach Rom bringen ließ. Jaffas Anfänge verlieren sich aber in das Dunkel der Mythe. Die Geographen und Historiker des Altertums nennen sie eine vorsündflutliche Stadt, ja die älteste Stadt der Welt. Eine Fülle von Naturmythen knüpft sich an die Stadt und den Strand, und hier ist es auch, wo Heiden- und Judentum sich auf merkwürdige Weise berühren und dem Christentum entgegenkommen. Die Arche Noahs, Jonas' Schicksal, die Kämpfe der Israeliten mit den Philistern u. s. w. sind eng mit Jaffa verknüpft. Scheiden wir die Mythe von der historischen Wahrheit, so bezeugen die teilweise ausgespülten fugengeränderten Quadern am Quai der Hafenstadt immerhin ein hohes, bis über vier Jahrtausende zurück reichendes Alter. Der Gegensatz von Einst und Jetzt ist auch in Jaffa ein tief einschneidender; die Bauten aus der Glanzperiode, als die Heere der Kreuzfahrer in der Stadt lagerten, sind verschwunden, noch im fünfzehnten Jahrhundert war Jaffa ein Trümmerhaufen und hat sich auch bis auf den heutigen Tag nicht mehr zu seiner einstigen Größe und Bedeutung emporzuschwingen vermocht, nachdem auch Napoleon I. bei seinem Abzuge aus der von der Pest heimgesuchten Stadt die Mauern zusammenschießen ließ. Das Innere der heutigen Stadt bietet nicht viel des Sehenswerten, die treppenartig angelegten Gassen sind schmutzig, zum Teil überwölbt und bilden eine fortlaufende Markthalle, in welcher Araber, Türken, Aegypter, Armenier, Syrier, Rumelioten, Perser, Kurden, Nubier und Juden aus dem Occident und Orient um des Lebens Notdurft feilschen. Der Glanzpunkt der Stadt sind unstreitig die Haine von Orangen und Citronen, Granatäpfeln, Feigen, Mandeln, im Osten der Stadt. Kleine Seen spiegeln hier den reichen Natursegen wieder, der an die Gärten der Hesperiden mahnt. Wir verlassen nun Jaffa durch das Ostthor, die „Pilgerpforte“, um den Weg nach Jerusalem zu betreten. Tradition und Legende, selbst die positive Geschichte haben ihn geheiligt und zahllosen Sterblichen ist er ein Pfad ins irdische Himmelreich, auf welchem auch die Aufregung eines Ueberfalls durch diebische Beduinen die Sehnsucht nach der Stadt des Erlösers nicht zu trüben vermag.

Ueber Lydda, Ramleh, zwischen lebendigen Hecken von riesigem Cactus, durch Orangen- und kleine Rebenwäldchen über einem Boden, den Josua schon vor 3000 Jahren bei der Einwanderung der Israeliten betreten, dringen wir gegen die Zionsstadt vor. In Lydda, dem

alten Lud, dessen Gelehrtenschule der Juden berühmt war, sind es vorzüglich die prachtvollen Ruinen der Kathedrale, eines der großartigsten Denkmäler abendländischer Baukunst im heiligen Lande, die den Blick des Pilgers fesseln, während in Ramleh der Turm der vierzig Märtyrer uns auf seine Höhe lockt, von welchem das Auge im Westen den leuchtenden Streifen des Mittelmeeres schaut, während der Blick im Süden eine Hügelreihe mißt, hinter welcher Akia, das berühmte Akkaron der Orakelsitz des Beelzebub verborgen liegt.



Russische Pelzkarawane am Wege nach Jerusalem.

Weiterhin durchziehen wir Ammas, das alttestamentliche Emmaus, dessen Quelle der Nazarener zu einer heilkräftigen wandelte, erklimmen den Engpaß Wadi Ali, und später die Wasserscheide, von deren Höhe nochmals das Meer herübergrüßt, steigen dann nach Abu Gosch hinab, eine Stätte der Steinhaufen, symbolisch für das Land, in welchem es gleichsam Steine vom Himmel geregnet hat. Hier beginnt auch der eigentliche Kreuzweg, so steil und felsig, daß die Kamele oft straucheln und Maultiere sich mühsam die Thalhöhe gegen Jerusalem emporarbeiten. Millionen von Pilgern haben seit anderthalb Jahrtausenden diesen steinigen Pfad verfolgt, zur Osterzeit ist er dicht besäet mit Pilgerkarawanen aus aller Herren Länder. Diener Gottes und Laien streben diesen rauhen Steinweg empor und finden den süßesten Lohn in dem Bewußtsein, zum Grabe des Erlösers zu gelangen. Seit die orthodoxe Kirche sich in der Stadt des Friedens eine maßgebende Stimme errungen, wandeln auch die Söhne Scithiens in dichten Scharen zur Schädelstätte. Ihnen ist die Pilgerfahrt fürwahr eine dornenvolle und entbehrungsreiche, schreibt doch die Kirche ihnen strenge Enthaltsamkeit bis nach dem Auferstehungstage vor.

Immer bergan führt uns der Weg an Colonié dem neutestamentlichen Emmaus mit seiner köstlichen Trinkquelle, am Terabirthenthale vorüber, wo David Goliath erschlug; die letzte Strecke eröffnet dem sehnsüchtigen Blicke, ein unermeßliches Leichenfeld von Felsentrümmern, die vom Sturmregen der Jahrhunderte zerstört und ausgewaschen, wie aufgewühlte Knochengerippe die ganze Hochebene bis hart vor die



Rosenkranz-Verkäuferinnen vor der Grabeskirche

Thore der Stadt Davids bedecken. Ein fahler Leichenschein fällt auf diese schauerliche Oede, die Ruhestätte zahlloser Streiter im Dienste Jehovas wie des Kreuzes. Im Nordosten taucht die Bergzinne des Neby Samuel auf, später grüßt uns das Viereck einer Moschee — die



Beduinen auf Wachtposten (Wüste von Jnoka) (S. 431).

alte Himmelfahrtskirche auf dem Gipfel des Oelberges. Dann erblicken wir allmählich die über 12 Meter hohen Mauern Jerusalems mit der hohen Burg Zion.

Das Ziel ist erreicht, durch das Thor Jaffa ziehen wir ein in die Stadt Davids und der Propheten, deren Epigonen heute über alle Welt zerstreut, an ihren Psalmen und Prophezeihungen gläubig halten, in die Weltstadt der semitischen Rasse, aber auch in die Pflanzstätte des Christentums, dessen Ideen den Erdenkreis überwunden, und die das mächtigste Ferment der Civilisation die Abendlande wurden. Verzückung erfaßt den Ekstatiker, tiefer Ernst und die Mahnung zum Rückblicke über die Geschichte der Menschheit den Freund der Wissenschaft und Forschung, um so mehr als der Vergleich mit der Gegenwart grelle Streiflichter auf die Vergangenheit wirft.

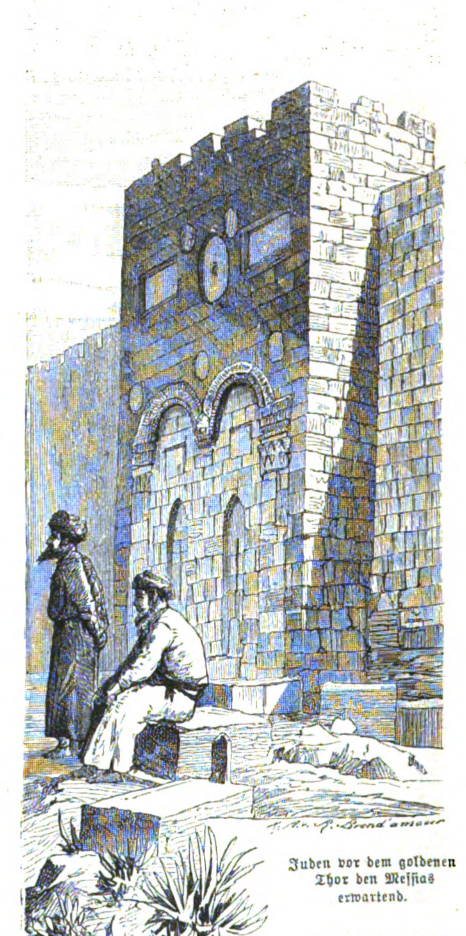
Via Dolorosa (S. 426).

Das heutige Jerusalem ist eine ziemlich herabgekommene orientalische Provinzstadt, das glänzende, von zahllosen Mythen und Legenden umschleierte Panorama vermag auf die Dauer nicht über die Schattenseiten der Gegenwart hinweg zu täuschen. Nur die Erinnerungen an die Vergangenheit sind es, die Jerusalem stets und für Jedermann einen mystischen Reiz ausüben lassen werden, jeder Stein, jede Handbreit Boden hat geschichtliche Bedeutung, ist mit Hieroglyphen der Geschichte bedeckt, die der Laie nicht zu entziffern vermag und in die sich lianengleich ein Kranz von Wundern flicht und ebendeshalb unnennbaren Zauber auf die Seele des Gläubigen ausübt. An den Boden der Zionsstadt knüpfen sich alle die geistigen Bewegungen und religiösen Irrungen bis ins Dämmerlicht der Geschichte zurück, es ist für das spätere Zeitalter ein moralisches Weltcentrum geworden, was ja selbst die Bekenner des Islams anerkennen, indem sie sagen, „der Moria (Fels, auf dem der Tempel Salomons sich erhob), ist der Nabel der Erde“.

Und nun ein Gang durch Jerusalem. Einige krumme, schmutzige Gassen führen uns vom Jaffathor zur hl. Grabeskirche, die völlig versteckt zwischen Häusern liegt. Linker Hand ragt der Stumpf eines mittelalterlichen Glockenturms empor und im rechten Winkel schließt sich die hohe Portalwand an. Wir betreten zunächst den Vorraum, wo die Platte der Salbung liegt und den hohen Kuppelraum, in dessen Mitte sich die Grabkapelle, ein halbrunder Bau aus

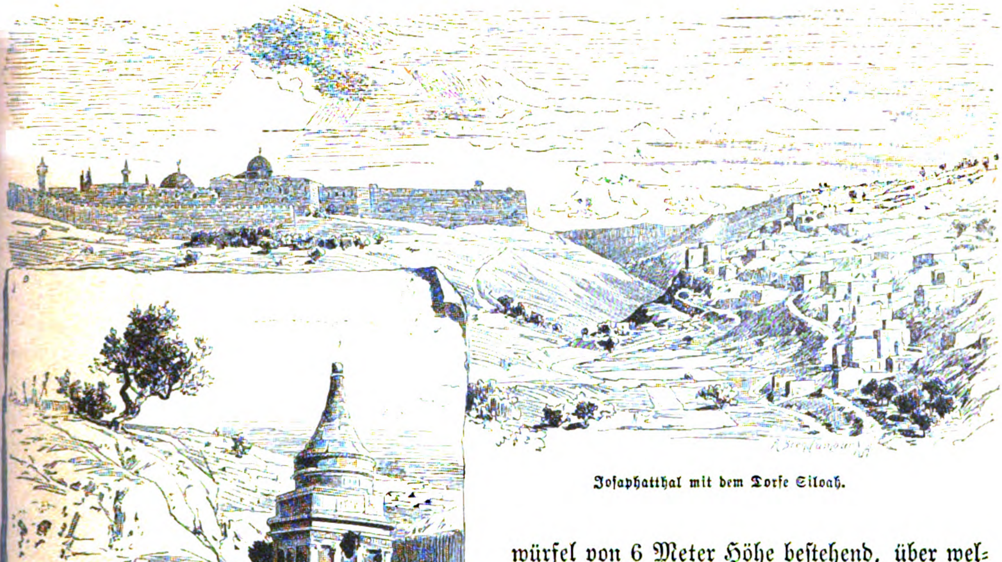
gelbem Marmor, erhebt. Die ganze Anlage mit der Kapelle der Kreuzauffindung durch die Kaiserin Helena rührt aus der Zeit der Kreuzfahrer. Den ursprünglichen prächtigen Bau Constantins zerstörte der Perserkönig Chosroes. Einige schmale Gäßchen führen uns in südöstlicher Richtung, unter den defekten Wölbungen des Bazarquartiers zur Tempelplatte Moria, bekanntlich die Stelle, auf welcher sich Salomons unvergleichlicher Tempel erhob. Eine hohe, dunkle feingerippte Kuppel, die sich auf der rechtseitigen Tempelfläche erhebt, der ganze Bau von Oliven- und Cypressengärten umgeben, aus welchen kleine Pavillons hervorlugen, fesselt unsern Blick. Im Süden, wo die Felshänge der Tempelterrasse zum Kidronthale abfallen, liegt in einer Gruppe von Moscheen die berühmte „El Aksa“ und ihr gegenüber die Omar-Moschee, der einstige Sophiendom Justinians. Eine Pfeiler- und Säulenreihe, in kreisrunder Anordnung um den heiligen Felsen trägt die gewaltige Kuppel des ersteren. Ursprünglich der Bau des jüdischen Brandopferaltars, soll der Erlöser auf diesem Felsblocke gestanden sein, als er von Pilatus verhört wurde.

Nach Norden uns wendend, am Pilatushause vorüber, erreichen wir die für den Pilger und Touristen überhaupt wichtigste und interessanteste Gasse der Stadt, die Via Dolorosa (S. 425), welche der Erlöser vom Hause des Pilatus bis Golgatha zurücklegen mußte. Nicht nur der Gläubige, auch der Alltagsmensch wird diese Gasse mit eigentümlichen Gefühlen betreten, die Erinnerungen an den göttlichen Dulder, der sich für die Menschheit geopfert, werden selbst auf das nüchternste Gemüt wirken. Wie alle Gassen Jerusalems ist auch sie eng und winkelig und windet sich fast schlangenförmig zwischen den hohen, kahlen, nur hie und da von vorspringenden, vergitterten Fensteröffnungen durchbrochenen Mauerwänden hindurch. Eine Reihe von Bögen überwölbt die enge Gasse, einer derselben, wo der Heiland nach der Geißelung dem Volke gezeigt wurde, nennt man den Ecce homo-Bogen (S. 422), er ist ein Denkmal des Triumphes der Römer über die Zerstörung Jerusalems zu Ehren des Titus.



Juden vor dem goldenen Thor den Messias erwartend.

Wenden wir uns am Ausgange der Via Dolorosa, dem Stefansthore angelangt nach Südosten, so fällt unser Blick inmitten der aus riesigen Quadern aufgeführten Tempelmauern auf das berühmte goldene Thor (s. d. Abb.), ein imposanter Prachtbau an der Stelle der alten Pforte Saba. Das gegenwärtig vermauerte Thor mit seinem Doppelbogen römischer Konstruktion und der reichen Architektur ist ein Werk des Königs Herodes, der den dürftigen Bau der Esra durch einen neuen in salomonischer Pracht und Herrlichkeit ersetzen ließ. Durch diese Pforte bewegten sich die Festprozessionen der alten Juden, später, zur



Josaphatthal mit dem Dorfe Siloah.

Ecke der Stadtmauer von Jerusalem mit dem Tempelplatze. Grabmal des Absalon.

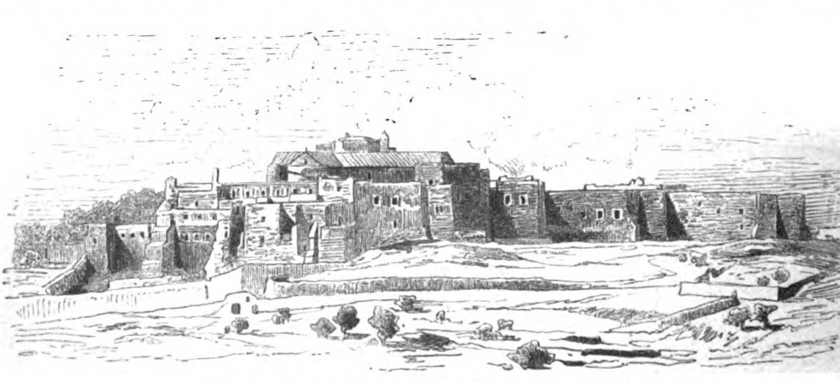
Zeit des fränkischen Königreichs, fand die Prozession der Palmen statt. Die Araber, welche es das ewige oder Paradiesesthor nannten, ließen es unter Omar schließen. Unter Thränen und Jammer erflehen hier die Epigonen Davids und Salomos den Tag der Wiedereröffnung, wenn der Messias, der geweissagte Erlöser, in sein Reich einziehen wird. Am Tage des jüngsten Gerichtes, heißt es, wird gegen das Thal Josaphat zu die Pforte der Barmherzigkeit sich öffnen und wie einst Christus durch sie seinen Einzug in den Tempel hielt, wird der Allerbarmer niedersteigen, um Gericht zu halten. Die 72 Meter tiefe Halle des Inneren des Thores ist in eine Moschee verwandelt worden.

Unter uns schlängelt sich das Kidronthal, oder das Thal Josaphat, nach Süden, ein melancholischer und düsterer Fleck Erde. Es ist das Totenfeld der Juden und der kananäischen Ureinwohner, dessen östliche, vom Oelberge gebildete Thalwand mit zahllosen kleinen flachen Grabsteinen belegt ist. Inmitten eines felsgehauenen Hafens am Grunde des Josaphatthales, nahe der Südostecke der Stadtmauer, unterhalb Moria erhebt sich das Denkmal Absalons (s. o.), aus einem einzigen Marmorwürfel von 6 Meter Höhe bestehend, über welchem noch ein Quadrataufsatz in eingeschweifter Kegelform von 7 Meter Höhe aufgesetzt ist. Der Felswürfel zeigt durch Würfelstücken verstärkte Pilaster an den Ecken. Die Pfeiler tragen ein dorisches Periglyptenfries mit Tropfen oder Quasten. Der Innenraum des Kegels und Würfels ist hohl und dürfte in früheren Zeiten als Begräbnisstätte verwendet worden sein. Diesem riesigen Denkmale zunächst liegen die Prophetengräber, das Grabmal Josaphats, Felsgrotten mit einem Labyrinth von Grabkammern, und in geringer Entfernung seitlich die Höhlenwohnungen des Troglodytendorfes Siloah, das ganz in Gräber der Vorzeit hineingebaut ist, wo die Kinder Sems die Grüfte längst untergegangener Völker bewohnen und die dunklen Räume harmlos mit ihrem geringen Viehstande teilen. Eine unregelmäßige Gasse durchschneidet dieses Labyrinth von Höhlenwohnungen, die zum Teil wie Schwalbennester an der Felswand hängen und ein malerisches Ganze bilden, dessen nähere Kenntnis indes gerne vermieden wird, da Siloahs Bewohner berüchtigte Langfinger sind.

An den Prophetengräbern zurück wenden wir uns das Kidronthal aufwärts zum Stefansthor der Stadt zurück und stoßen 100 Schritte nördlich desselben auf den Brunnen, richtiger Teich der Jungfrau Maria, ein Wasserbecken, in welchem sich das Regenwasser sammelt und nach dem Marienbade innerhalb der Stadt abfließt. Der Brunnen, sonst von geringer Bedeutung, ist ein

vorzüglicher Aussichtspunkt auf die östliche Thalwand des Kidron, und auf den Oelberg (S. 429). Zunächst am Wege, nach der Scheitelhöhe des Oelberges, erblicken wir den Garten Gethsemane, wo der Erlöser verraten und gefangen genommen wurde, die Oelbäume des Gartens, zum Teil noch stumme Zeugen jener That, sind so altersschwach, daß man ihre kahlen Stämme mit Steinen ausgefüllt hat, um sie vor dem Sturme zu schützen. An Gethsemane vorüber windet sich der Weg, die steinige, spärlich mit Olivengestrüpp und Oelbäumen bestandene, von Grabdenkmälern bedeckte Terrasse zur kapellenbedeckten Höhe des Berges empor, von wo allein die Zionsstadt in all ihrer Herrlichkeit vor dem Beschauer ausgebreitet liegt und der Gedanke zurückeilt zu den Zeiten Salomons, wo die Worte Pracht und Herrlichkeit keine Hyperbel waren. Wenige Städte des Erdkreises haben das Schicksal der Stadt des Friedens; die Geschichte derselben ist eigentlich eine Negation dieses Attributs, denn wenn auch das Wort des Nazareners: „Es werde kein Stein auf dem anderen bleiben“, nicht buchstäblich aufzufassen ist, so ist nach den Verwüstungen der achtzehn Erstürmungen, die Jerusalem seit Sanherib erlebt, von der einstigen überschwenglichen Pracht wohl nur die Tradition geblieben, die Denkmale derselben sind vom Erdboden verschwunden.

Wir scheiden von der Gräberstätte, die ungezählte Scharen von Bekennern Jehovahs,



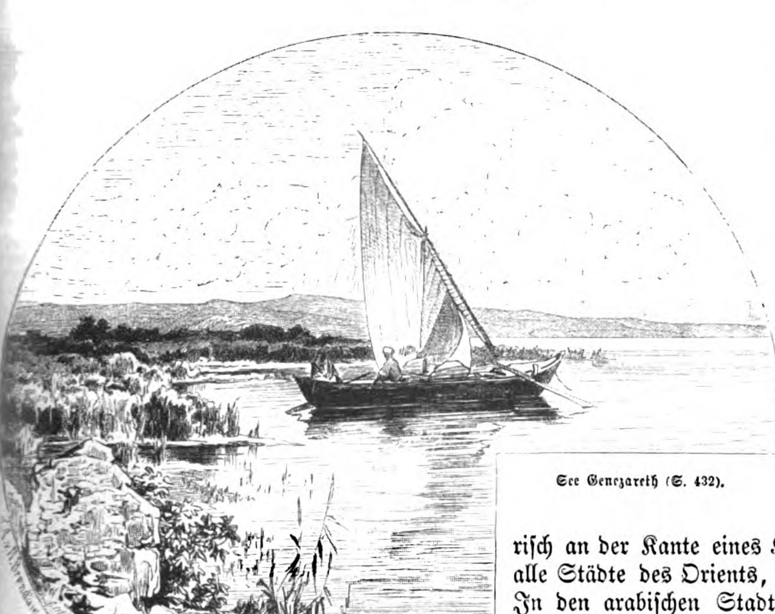
Das Franziskanerkloster in Bethlehem mit der Nativitätskirche (S. 430).

Christus und Allahs deckt und beeilen uns, die heitere Gartenoase von Bethlehem zu erreichen, jenen Fleck Erde, wo der Welt der Erlöser geboren wurde. Am Berge des bösen Rasts vorüber erklimmen wir die anmutige Höhe Rephaim und wandern zwischen Oelbäume nach Südosten die Straße entlang, an die sich die Legende vom Feigenbaume knüpft, als die heilige Familie nach Aegypten fliehen mußte, und auf welcher die drei Könige des Morgenlandes gegen Bethlehem zogen. Das Eliaskloster mit



Bethlehemitin (S. 429).

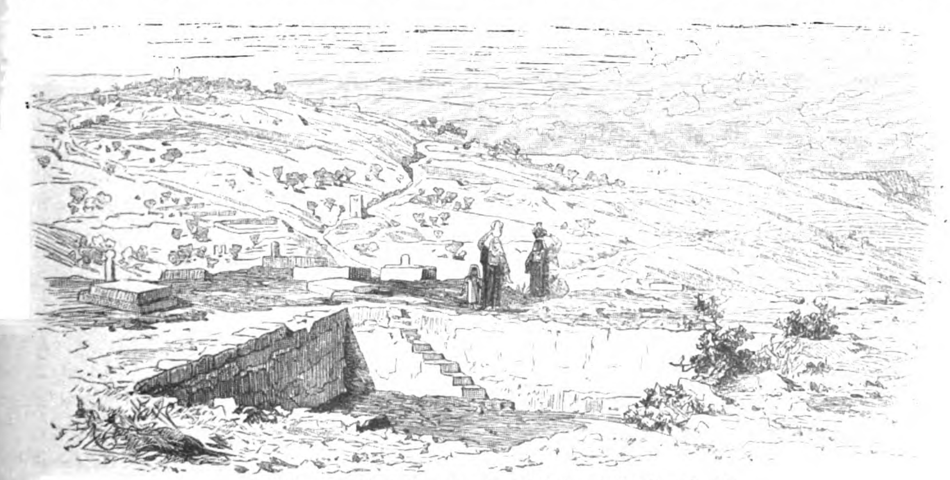
seinem herrlichen Panorama, das die Geburts- wie die Opferstätte des Heilandes, die Idylle und das Drama der Geschichte desselben umfaßt, sowie das Grab Rachels, der Ahnfrau des israelitischen Volkes und der Schmerzensmutter des alten Bundes, den Davidsbrunnen hinter uns lassend, stehen wir nach anderthalbstündigem Ritte vor den Thoren Bethlehems. Die Landschaft ist mit einem Schlage auf das anmutigste verändert, an Stelle des matten Graugrün der Oelbäume im Kidronthal, das nur spärlich den felsgrauen Ton des ganzen Stadtbildes von Jerusalem unterbricht, weidet sich das Auge hier an der üppigen Vegetation,



See Genezareth (S. 432).

den Henkelkrug auf der Schulter zur Cisterne eilen, versetzen uns in die Zeit, wo Ruth den Feldarbeitern Labung brachte, wo den Hirten das Ereignis der Menschwerdung Gottes durch Engel verkündet wurde. Die Stadt der Bienen, der Tiere des goldnen Zeitalters, der Symbole des Ueberflusses Kanaans, liegt malerisch an der Kante eines Hügels, und ist, wie alle Städte des Orients, in Quartiere geteilt. In den arabischen Stadtteilen waltet reizlose Alltäglichkeit vor. Der grelle Kontrast zwischen Phantasie und Wirklichkeit drängt sich uns auf Schritt und Tritt auf, und nur die Gestalten der reizenden Töchter Bethlehems, deren Schönheit im ganzen Lande berühmt ist, vermag über die Täuschung zu trösten (S. 428). Das wallende Kopftuch und Mieder mit Münzen behangen, die im Sonnenlichte funkeln, treffen wir dieser reizenden Geschöpfe viele, die den Beduinen des nahen „Ghor" (Jordanthal) eine begehrens-

die das Thal erfüllt. Hier drängen sich Feigen- und Olivenbäume, Reben und Palmen zu einem reizenden Garten zusammen, durch dessen Laubschatten die Sonnenstrahlen zitternd irren; das weiße Vließ weidender Lämmer und ihre Wächter, die glutäugigen Bethlehemitinnen, welche



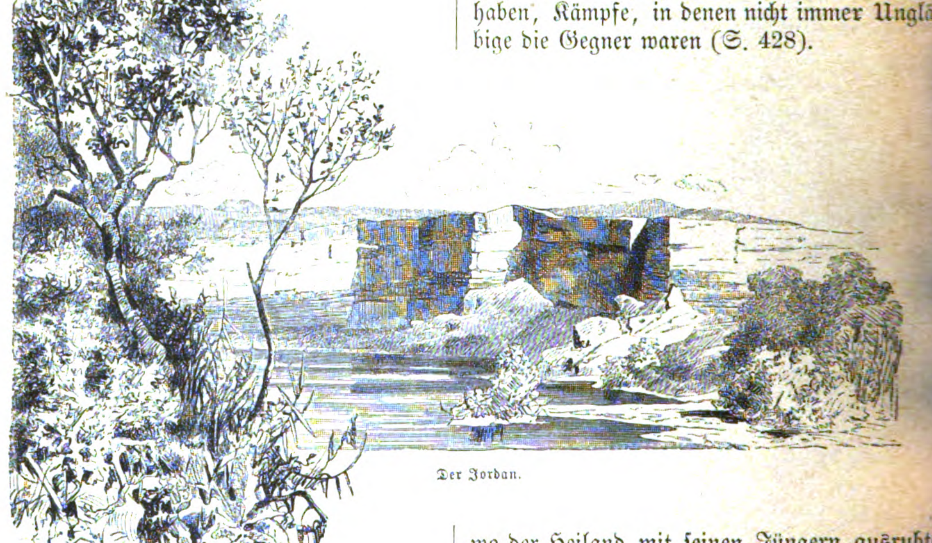
Der Oelberg vom Marienbrunnen aus, nördlich vom Stefansthor (S. 428).

werte Beute, den Malern Modelle zu Madonnenköpfen sind.

Der Schritt des Pilgers richtet sich in Bethlehem zur Basilika der heiligen Jungfrau,

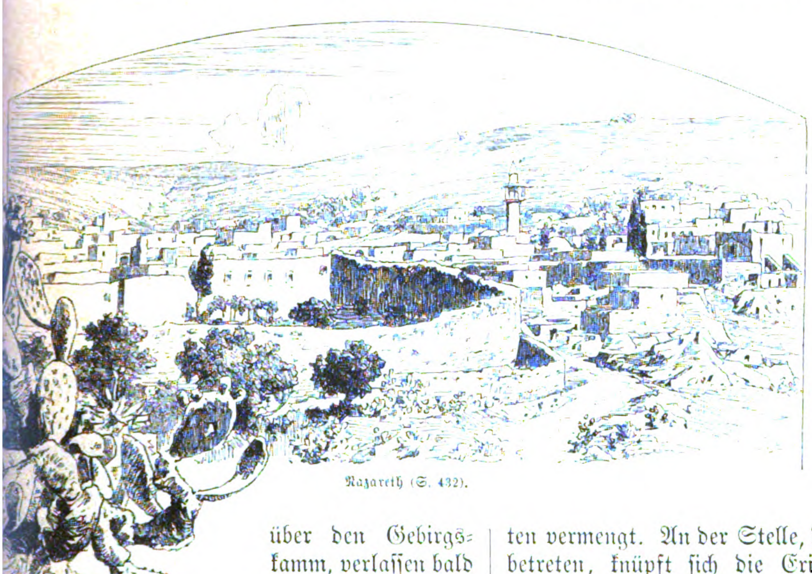
dem ehrwürdigsten Dome der Christenheit, der an Alter und Schönheit in der Welt seinesgleichen sucht. Ein Werk Konstantins und der Kaiserin Helena stellt sich der fünfzehnhundertjährige Bau in Bezug auf Architektur unbedenklich an die Seite der Basilika des heiligen Petrus in Rom und ist um so bedeutungsvoller, weil sie die ursprüngliche Großartigkeit dieses Baustils in freier Anwendung auf christliche Kirchen zeigt. Die Basilika der Jungfrau ist indes nur die Vorhalle zum „Allerheiligsten", denn unter dem Boden, über dem sich ihre fünf Schiffe wölben, winden sich die labyrinthischen Gänge der Krypta, deren Krone die Geburtskapelle ist. Hier in diesem engen Raume wird sich der Gläubige emporgetragen fühlen wie auf Geistesschwingen, der Raum wird sich ihm erweitern zu einem Riesendome, die ganze Menschheit fassend, er wird den Chor der Engel zu hören vermeinen.

Vom Norden aus gesehen, nimmt sich der von Mauern und Strebepfeilern umschlossene Komplex der Basilika mit dem Franziskanerkloster wie ein das Thal beherrschendes Bollwerk aus. Die vielfach zerbröckelten Mauern deuten auch auf Kämpfe hin, die sich hier abgespielt haben, Kämpfe, in denen nicht immer Ungläubige die Gegner waren (S. 428).


Der Jordan.

Wer Bethlehem besucht hat, scheut auch nicht, die Orte aufzusuchen, wo der Erlöser getauft wurde, wo er sich auf seinen Lehrberuf durch strenge Enthaltsamkeit und Insichgehen vorbereitete, mit anderen Worten, das Thal des Jordan (s. o.), des heiligen Flusses der Geschichte, besucht dabei das Ruinenfeld Jerichos, durch Josuas Posaunensturm berühmt, und erblickt die ödeste Stätte der Erde, ein Wunder unseres Planeten, das Tote Meer, in dessen salzigen Fluten die Legende Sodom und Gomorrha begraben liegen läßt. Unter dem Schutzgeleite einiger Beduinen, die zugleich unsere Führer sind, brechen wir von Jerusalem auf, und ziehen am Apostelbrunnen, wo der Heiland mit seinen Jüngern ausruhte, vorüber gegen Osten durch das Nordende der Wüste Judäa. Die Landschaft wird von Schritt zu Schritt schauerlicher, Glut prallt von allen Felsenwänden, die Hufschläge der Tiere wiederhallen eigentümlich in der Einöde, in der Ferne begleitet das Geheul des Schakals unseren Zug. Der Pfad ist mit den Skeletten von Kamelen, Schafen und Ziegen stellenweise besäet, ein tiefeingeschnittenes Rinnsal erinnert an das Element, das die Gegend so schwer vermißt. Die Höhlen im Kalkstein scheinen wie ausgelaugt, und voll hervortretender Knollen und Feuersteinstreifen; hie und da ein Dornstrauch, dessen rötliche Früchte an weißen Zweigen ein wahres Labsal gegen jene Höllenglut des Tages sind, damit ist das Vegetationsbild erschöpft. Von den Zinnen einiger Ruinen, ehemaligen Kurdenschlössern, lugt hie und da der Lauf einer Feuer-

steinschloßflinte hervor und das Auge erblickt mit Mühe hinter den Mauerblöcken die grauweißen Burnusse der Beduinen, die im Auftrage des Stammeschefs die Straße bewachen, manchmal aber aus Beschützern zu Angreifern werden mögen, wenn die Verlockung leichter Beute das dehnbare Gewissen beschwichtigt (S. 425). Auf unverkennbaren Spuren alten Straßenbaues ziehen wir zwischen pittoresken Felsenmassen über den Gebirgskamm, verlassen bald darauf das Gebirge, um zu großer Ueberraschung die volle Ansicht des Ghor, die Ebene des Jordan, mit seinen quaderartig gesprungenen Felswänden und im Hintergrunde die Gebirge von Petrea mit seinen bizarren Konturen zu gewinnen. Mit Riesenschritten geht es nun bergab zur tiefsten Einsenkung der Erde, denn das Ghor und der Spiegel des Toten Meeres liegen ja 395 Meter unter dem Spiegel des Mittelländischen Meeres. Im Schatten überhängender Feigenbäume gönnen wir uns am Brunnen Elisa einige Rast, während indes das Auge nach den Palmen der Palmenstadt, nach der paradiesischen Oase Jericho sucht. Vergebens, eitles Blendwerk, wenn nicht die Fata Morgana auf die Ebene Minarets, Palmenhaine, Brunnen u. s. w. hinzaubert. Jericho ist spurlos verschwunden, nachdem es zweimal seit Josua wieder erstanden war. Im Nordwesten grüßt uns der Gipfel des Berges Quarantania, der zweithöchste Gipfel in Judäa, an dessen von Höhlen und Grotten durchbrochenem Abhange das Felsenkloster Seidea Issa thronte, während auf dem Gipfel des Berges die Ruinen einer Kirche die steinige Oede der selten von einem Steinbock durchjagten Wüste beherrschen. An dem elenden Beduinenorte Richa vorüber, erreichten wir, durch einen Hohlweg hinabsteigend, das Ghor. Schon von ferne errät man den Lauf des Jordan in der Tiefe des Thales, an den breiten Bändern von Weiden, üppig wuchernden und in hellem Grün prangenden Tamarisken und mannshohem Schilfe, dessen Säuseln sich mit dem Rauschen seiner rasch strömenden Fluten vermengt. An der Stelle, die wir am Flusse betreten, knüpft sich die Erinnerung an den Uebergang des Volks Israel, hier ging Elias über den Strom, hier stand die Johannes dem Täufer geweihte, von der Kaiserin Helena erbaute Kirche und zur Erinnerung an die hier vollzogene Taufe des Heilandes eine Taufkapelle, welche der hochgeschwollene Jordan oft mit seinen Fluten netzte.


Nazareth (S. 432).

Das breite menschenleere Ghor aber ist ein wahrer Hexenkessel, die Hitze ist im Frühling eine enorme, die Luft heiß wie über glühende Metallplatten vibrierend, ein Bad in den trüben Wässern des Jordan, der übrigens schon manches Opfer tückisch in die Tiefe gezogen, mag dann ein Labsal sein, im Winter hingegen ist das Wasser trotz der verhältnismäßig hohen Luftwärme bitter kalt und zum Bade wenig einladend.

Nur eine kleine Strecke nach Süden wandernd und wir stehen am Ufer des Toten Meeres, der Jordan stockt plötzlich in seinem Laufe, denn das Süßwasser erliegt dem Drucke des stagnierenden Salzmeeres über dem der Hauch des

Todes liegt. Wie mit einem Schlage ist alle Vegetation verschwunden, der wild zerrissene, vollständig kahle Gebirgsrahmen des Salzmeeres spiegelt seine scharfen Streifen und Zacken in der Tiefe des wunderbar hellblauen Seespiegels und bildet den düsteren Reiz dieses Landschaftsbildes. Ausgeworfener Asphalt, schwärzlicher Kalk und Feuerstein säumen die Ufer, Salz wie Schneewehen umzieht strichweise das Gestade, das stellenweise von Baumstämmen bedeckt ist, von der Salzlage inkrustiert glitzen sie wie Eisblöcke in der Sonne. Das Wasser des Sees ist das einer gesättigten Soole; wenn die Wellen an die Bordwand des Nachens schlagen, klingt es wie von Hammerschlägen, das Baden in dem bis weit vom Ufer hinaus flachen See erzeugt ein eigentümliches Brennen am Körper; die Gefahr des Ertrinkens ist in diesem Meere der Wüste nur auf die Mündungsstellen des Jordans und der größeren Wildbäche beschränkt. Auf diese Stellen beschränkt sich auch das Tierleben. Dennoch ist das Meer nicht so totöde als gewöhnlich angegeben wird, Schwalben ziehen über die Wasserfläche, an den friedlichen Ufern brüten Wildenten und Möwen, Geier und Störche ziehen hinüber, und Reiher umkreisen das Schlammdelta des Jordan und finden leichte Beute an den Unglücklichen, die der Zug des Wassers in das ihnen totbringende Element entführt. Nicht selten verirrt sich die flüchtige Gazelle, der Wüstenhase, das Stachelschwein an die Ufer, während häufig genug das widerliche Geheul der Hyäne die nächtliche Stille unterbricht. Selbst der Mensch hat sich hier dauernd niedergelassen; nicht wanderlustige Beduinen, nein — fromme Mönche im Kloster Mar Saba, das in schauerlicher Wildnis auf steilem Klippenberge klebt.

Wir verlassen den vulkanischen Seekessel dieses natürlichen Grabes und ziehen am Westrande des Ghor nach Norden, aus einer Vegetationszone in die andere, immer höher steigend, woran uns das Rauschen des an Katarakten und Schnellen reichen Stromes mahnt, bis wir den See Genezareth erreicht haben und nur mehr 198 m unter dem Spiegel des Mittelmeeres stehen (S. 429). Es ist ein freundliches ovales Seebecken von niedrigen Hügelketten im Osten und Westen umrahmt, kaum 3 Stunden breit, seine Ufer sind das Asyl der Pflanzenwelt; das Städtchen Tiberias und unweit davon das Beduinendorf Magdala spiegeln sich in den hellen Fluten des mit Schilfdickicht eingesäumten Sees. Heute noch wie einst, als der Erlöser mit Petrus auf den Fischfang auszog, ist der Fischreichtum des Sees, den der Jordan durchströmt, die Haupterwerbsquelle der Anwohner. Von den Städten Kapernaum, Bethsaida, wo der Erlöser Wunder wirkte, ist nichts mehr zu entdecken, verfallende Beduinendörfer mit den Ruinen von Kastellen erinnern an das Einst, als das Land ein Garten war.



Hirten am Jakobsbrunnen am Fuße des Berges Garizin.

Ueber die Berge Galiläas erreichen wir in zwei schwachen Tagereisen Nazareth (S. 431), in einer Thalmulde dieser Berge, am Rande der Ebene Esdrelon, die mit mannshohem Gras bewachsen, von Beduinenschwärmen flüchtig und beutelustig durcheilt, uns mitten in das Altertum versetzt. Hier kämpfte Deborah gegen Israel, vernichtete Gideon die Midianiter von jenseits des Gene-

zarethsfees und hier starb Saul, Israels erster König den Soldatentod, Assyrier und Aegypter und die Scharen des großen Korsen kämpften hier um Macht und Besitz. Von freundlichen Gärten, Oliven-, Feigen- und Granatbäumen umgeben, ist der Anblick des kleinen, meist von Christen bewohnten Städtchens wohlthuend, alle Gebäude und Dachterrassen überragend, tritt das Franziskanerkloster mit der Kirche der Verkündigung und das Minaret der Moschee im arabischen Viertel hervor. Der Pilger richtet seine Schritte zur kleinen Kapelle, die über der



Turnierspiel der Beduinen.

einstigen Werkstätte des Zimmermanns Joseph errichtet wurde, zur Synagoge, in welcher der Heiland gelehrt, zum Felsen, von dem ihn die Juden herabstürzen wollten. Im Westen bleibt der Blick auf dem Berge der Verklärung (Tabor) haften, dessen Gipfel die Ruinen einer Stadt krönen.

Die Ebene Esdrelon oder Jesreel und den sie bewässernden Kison gegen Süden überschreitend sind wir Zeugen eines interessanten Schauspieles, eines Turniers der Beduinen. Zwei der besten Reiter des Stammes wollen ihren, vor den dürftigen Zelten kauernden Brüdern Beweise ihrer Reiterkunst, ihrer gerühmten Geschicklichkeit in der Handhabung der langstieligen Lanze geben. Die edlen Rosse, ihr bestes Hab und Gut, ihr Stolz, der Gegenstand ihrer Schmeicheleien und Liebkosungen mit lauten



Nordende des Toten Meeres.

Allahrufen anspornend, fliegen sie wie die Sturmbraut über den ebenen Plan, die Lanze hoch in der Rechten geschwungen, aufeinander zu, jeder trachtet geschickt die äußerste Spitze des flatternden Mantels mit der Lanze zu durchstechen und einen Lappen an der Lanzenspitze als Siegeszeichen davonzutragen. Selten gelingt es im ersten Gange, denn beide Kämpfer sind gleich ebenbürtig, beider Auge ist scharf wie das des Falken, beider Hand sicher im Wurfe und im Stiche; wehe dem Feinde, wenn ihre totbringende Waffe sich mit unfehlbarer Sicherheit in seine

Brust bohrt. Im dritten oder vierten Gange endlich gelingt es einem der Streiter durch List dem Gegner eine Blöße abzugewinnen und sich unter dem Beifall seiner Angehörigen den Sieg zu erringen.

Nicht immer aber ist es die Probe des Mutes der Geschicklichkeit, die in solchen Turnieren abgelegt werden, zuweilen ist es eine geheime Fehde, die beide auf den Plan ruft und dann sind es nicht die Lappen des Mantels, sondern das Leben des Gegners, das der Sieger auf der Spitze seiner Lanze entfliehen heißt. Das Schauspiel ruft uns auch den grellen Kontrast von Einst und Jetzt in Erinnerung, auch diese Beduinen sind Söhne Sems, doch sie hören weder auf die Propheten noch stimmen sie das Loblied Jehovahs an, ihr Heiligtum ist zu Mekka aufgerichtet und den Kindern Israels sind es bittere Feinde.

Bevor wir dann am linken Ufer des Kison entlang nach Jaifa oder Heyfa im Südteile der Bucht von Acre ziehen, um uns nach der Heimat einzuschiffen, sei noch dem freundlichen Nablus, dem alttestamentlichen Sichem ein Besuch abgestattet.

Von einem Gartenkranze umgeben, der vielfach an Damaskus erinnert, ist die Stadt, deren gelbgraue Häuser und Terrassen am Nordabhange des Berges „Garizim" hinansteigen, durch das Quartier der Samariter, der letzte, merkwürdige Rest eines Urvolkes, bemerkenswert. Unweit Sichem am Wege nach Jerusalem endlich stoßen wir auf den Jakobsbrunnen, dem Sammelplatz der Schafherden des ganzen Landstrichs Samaria. An langen Kamelhaarseilen lassen hier die Hirten die schönen Henkelkrüge in die Tiefe, um das köstliche Naß zu Tage zu fördern, nach dem Mensch und Tier unter der Sonnenglut lechzen. Nur mit einem wuchtigen Knotenstock (Matrak) bewaffnet und von bissigen wachsamen Wolfshunden begleitet, verlebt der Hirte hier den Winter, dessen Regenschauer allein dem dürren, versengten Lande üppiges Grün entlockt, die ersehnte Weide den Tieren bietend. Allabendlich lenkt die Hirtenschar ihre Schritte zum Brunnen, die blökenden Lämmer zu tränken und Allahs Barmherzigkeit zu preisen, der vom Ueberflusse von einst, dem Lande das Kostbarste, das Wasser, erhalten.

Die Sagen vom verlorenen Paradies.

Von

W. Geiger.

Es ist ein den Menschen fast aller Zeiten und Länder gemeinsamer Zug, daß sie in der Gegenwart Glück und Zufriedenheit nicht finden. Entweder erhofft man sie erst von der Zukunft, die noch der Schleier des Geheimnisses verhüllt, oder man glaubt, das Glück habe überhaupt nie oder nur in ferner, dämmernder Vergangenheit und in fremden, unbekannten Regionen seine Stätte unter den Menschen gehabt. So ist's heutzutage, so war es aber auch schon damals, als der Mensch, noch um die ersten Kulturgüter ringend, den heißen Kampf ums Dasein kämpfte mit widrigen Elementen, mit den Schrecken und Gefahren der Wildnis, mit feindseligen und gewaltthätigen Nebenmenschen. So war es schon in der frühen Jugendzeit der Menschheit, als unsere Ahnen zuerst den Blick emporhoben zu den unermeßlichen Räumen des Himmels, um mit staunender Seele dessen Wunder, den Wandel des Mondes und der Gestirne, Auf- und Niedergang der Sonne und die gewaltigen Erscheinungen der Atmosphäre zu beobachten, und darin das Walten einer unendlich hoch über ihnen stehenden Macht, einer segnenden und vernichtenden, gnädigen und zürnenden Gottheit zu ahnen.

So kommt es, daß wir bei verschiedenen Völkern des Erdkreises unter den ältesten Bestandteilen ihrer religiösen Vorstellungen einem doppelten Mythenkreise begegnen, einerseits den Sagen von einem verlorenen Paradiese, von einer entschwundenen goldenen Zeit, anderseits den Sagen von einem künftigen Paradiese und von einem seligen Leben im Jenseits. Wir begegnen diesen Sagen insbesondere bei den Völkern des Orients, bei unseren Stammeseltern, den Ariern, wie bei den Semiten und Turaniern. Dabei springen uns oft selbst im Detail so frappante Aehnlichkeiten ins Auge, daß die Annahme einer bloß parallelen Entwickelung, die auf verwandten Grundlagen unter den nämlichen Bedingungen zu gleichen oder ähnlichen Resultaten führen muß, ausgeschlossen zu sein scheint. Gewiß liegt hier noch ein tieferer Zusammenhang vor; gewiß sind alle jene Sagen aus einem einzigen



Urmythus erwachsen, in dem wir ein hochehrwürdiges geistiges Eigentum der Menschheit erblicken dürfen, oder es fand schon in grauer Vorzeit unter den Völkern Asiens ein reger und lebhafter Austausch der Gedanken statt, der selbst der Religion in vielen Punkten ein gleichartiges Gepräge verleihen konnte.

Die Sagen vom Paradiese der Vergangenheit und die Sagen vom Paradiese der Zukunft zeigen aber unter sich große Verschiedenheit. Während diese, nur an den fest eingewurzelten Unsterblichkeitsglauben sich anschließend und auf ihm weiter bauend, des realen Gehaltes entbehren und lediglich als Erzeugnisse der dichterischen Phantasie sich erweisen, haben jene ihren thatsächlichen, wenn auch vielfach getrübten Hintergrund. Sie sind verklingende Legenden, wie sie von Generation zu Generation, vom Vater auf den Sohn und von diesem auf Enkel und Urenkel fortgepflanzt werden, Erzählungen aus der guten alten Zeit, wo das Böse noch weniger mächtig war in der Welt und wo man — dies ist die Hauptsache — noch andere, bessere und schönere Wohnsitze einnahm. Wir sehen alle Völker des Altertums auf einer großartigen Wanderung begriffen, keines von ihnen ist autochthon in dem Lande, das sie in geschichtlicher Zeit einnehmen, alle sind aus fernen Gegenden eingewandert und haben mehr oder minder klare Erinnerungen an die frühere Heimat sich bewahrt.

Die hebräische Legende der Genesis erzählt uns, wie Gott Jehovah einen Garten pflanzte in Eden gegen Morgen und dahin den Menschen setzte. Und er ließ sprossen aus der Erde allerlei Bäume, lieblich zu schauen und gut zu essen, und den Baum des Lebens mitten im Garten und den Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen. Und Gott hieß den Menschen essen von den Früchten der Bäume im Garten, aber vom Baume der Erkenntnis sollte er nicht essen. Da aber der Mensch nicht hörte auf Gottes Stimme, sondern auf die Stimme seines Weibes, und aß von der Frucht des Baumes, so schickte ihn Jehovah aus dem Garten Edens, den Erdboden zu bebauen, woher er genommen worden; und er trieb den Menschen aus, und stellte östlich vor den Garten Edens die Cherubs mit der Flamme des zuckenden Schwertes, zu bewahren den Weg zum Baume des Lebens, damit der Mensch nicht esse von diesem Baume und lebe ewiglich.

Die Hebräer also suchten ihr verlorenes Eden im fernen Osten, sie dachten es sich als einen köstlichen Garten voll fruchtbarer Bäume und durchrauscht von mächtigen Strömen. Dort wohnten die Ahnen ihres Geschlechtes in Lust und Seligkeit, aber nunmehr ist der Zugang zu jenem Eden für immer durch Gottes Engel verwehrt. Abgesehen von den Hebräern wüßte ich kein Volk des Orientes, bei welchem sich die Sagen vom Paradiese und vom goldenen Zeitalter so getreulich erhalten hätten, wie bei den Iraniern. Mit ihnen können wir also wohl am besten beginnen, ihre Vorstellungen machen wir mit Fug und Recht zur Basis für die Vergleichung mit den Sagen und Legenden verwandter oder benachbarter Völker.

Auf der Fläche von Mittelasien erhebt sich, am Knotenpunkte der bedeutendsten Gebirgssysteme der Welt, des Himalaya, Karakorum und Küenlün, des Hindukusch, Thianschan und Alai, ein Hochplateau von mächtiger Erhebung und Ausdehnung. Dies ist das Pamir, von den nomadisierenden Kirgisenstämmen, die auf ihm ihre Sommerweiden beziehen, so bezeichnend Bam-i-dunja „das Dach der Welt" genannt. Im Osten wird es begrenzt durch ein mächtiges Randgebirge, das schroff und steil aus den Ebenen des inneren Turkestan zu schwindelnder Höhe emporsteigt. Von den Dächern in Kaschgar gesehen erscheint es einem schimmernden Riesenwalle gleich, der von Norden nach Süden sich hinzieht. Seine Gipfel starren im ewigen Eis und Schnee, seine Gletscher blinken weithin im Sonnenglanze. Westwärts schließen sich an dieses Gebirge die terrassenförmig sich abstufenden Plateaulandschaften des Pamir an, im Norden eingesäumt durch die schneebedeckte Alaikette, nach Westen zu allmählich sich senkend. Sie sind durchzogen von zahlreichen Bergrücken, zwischen denen weite Thäler lagern, deren Sohle nicht minder hoch über dem Meeresspiegel liegt als unsere stolzesten Alpengipfel. In den Thalgründen strömen wasserreiche Flüsse mit meist westwärts gewendetem Laufe oder breiten sich einsame Seen aus von herrlicher azurblauer Farbe. Während des Winters ist hier alles unter Schnee und Eis begraben, im Sommer aber ziehen sich längs der Fluß- und Seeufer grüne Weidestrecken hin von größerer oder geringerer Ausdehnung. Hier schlagen dann die Kirgisen ihre leichten Zelte auf, der Hitze des tiefer liegenden Landes entfliehend, um an den kühlen

Lüften sich zu ergötzen, die von den Schneebergen herabwehen, und ihre Schafherden das nahrhafte Alpengras abweiden zu lassen.

Auf den sonnigen Höhen des Pamir und in den tief einschneidenden Thälern der im Norden daran sich anschließenden Hochgebirge muß nach den Mythen der Iranier die Urheimat ihres Volkes, Ariana vaidscha genannt, gesucht werden; dort natürlich auch das paradiesische Land, wo die seligen Menschen der Vorzeit ihr Leben in Lust und Wonne verbrachten. Der Repräsentant dieses goldenen Zeitalters ist der Sagenkönig Jima, „der Strahlende", noch den heutigen Persern in zahlreichen Märchen und Dichtungen bekannt unter dem Namen Dschemschid — ein Fürst voll Macht und Herrlichkeit nach Art des Königs Salomon von Israel. Von Jima berichtet das Awesta in einem uralten Liede:

In seinem Reiche machte er
Menschen und Tiere frei vom Tode,
nicht vertrocknend Wasser und Kräuter
und unversieglich alle Speisen.

In Jimas Reiche gab es
nicht Kälte noch Hitze,
nicht Alter noch Tod,
noch Neid, den die Teufel geschaffen.

Fünfzehnjährige an Gestalt
gingen einher Vater und Sohn,
so lange er herrschte, der gute Hirte,
Jima, der Sohn der Sonne.

Wem käme hier nicht sofort die Schilderung des Ovid oder des Hesiod vom goldenen Zeitalter in den Sinn, wo die Menschen lebten gleich den seligen Göttern ein langes Leben ohne Schmerz und Krankheit, ohne Leid und Kummer, nicht gequält von Kälte und Hitze; und wenn der Tod sie heimsuchte, so kam er über sie nicht in schreckerregender Gestalt, sondern sanft und leise, wie ein erquickender Schlummer.

Jimas Reich ist Ariana vaidscha, durchströmt von der gesegneten Datja, dem Flusse von Samarkand und Bochara, und von der heiligen Ardvi, dem Oxus. In diesem paradiesischen Lande verlebte das iranische Volk sein goldenes Zeitalter. Dort war es, wo der König der Götter Ormazd mit Jima, dem Fürsten der Menschen, Zusammenkunft hielt und ihm, wie Gott Jehovah dem Noah, die bevorstehende große Flut vorher verkündigte, welche die sündige Menschheit vernichten sollte. Und so blieb es, bis Jima die Lüge zu lieben anfing und von Gott sich abwendete; da entwichen von ihm, wie die Sage erzählt, Glanz und Glück und Herrlichkeit, und gleichzeitig wird es wohl auch gewesen sein, daß die iranische Menschheit ihre Wohnsitze in Ariana vaidscha verließ und in die westlicheren Landstriche auswanderte. Allein jene Stammesheimat lag den Iraniern doch niemals so ferne, daß die Erinnerungen an dieselbe nicht immer ziemlich feste und bestimmte Gestalt bewahrt hätten. Stattete man sie auch in den späteren Legenden mit allen jenen Reizen und Vorzügen aus, welche dem Reiche des Jima zukommen, so wußte man doch auch von dem harten und lange anhaltenden Winter zu erzählen, der Ariana vaidscha heimsuchte — eine Angabe, welche den faktischen Verhältnissen in den Thälern des Alai und des Thianschan vollkommen entspricht.

Jimas Reich liegt in Ariana vaidscha oder, was dasselbe ist, auf der hohen Hara, dem Gebirge schlechthin, genauer noch auf deren höchstem Gipfel Hukarja. Unter ersterem Namen begreift das Awesta die ganze östliche Alpenwelt über der Sonne, Mond und Sterne emporsteigen; vom Hukarja kommt die Ardvi, der Oxus, herunter, der heilige Fluß der Iranier. Da die Quellen des Oxus in den Seen des Pamir liegen, so kann nur dieses mit seinen stolzen Schneegebirgen unter dem Hukarja verstanden werden. Auf der Hara hat auch Mithra, der Sonnengott, seinen säulengetragenen Palast. Die Schilderung ist wieder durchaus die gleiche, wie die von Jimas Reich; dort gibt es, so erzählt das Awesta, weder Nacht noch Finsternis, weder Kälte noch Hitze, weder totreiche Krankheit, noch von den Dämonen erschaffenes Elend, und keine Nebel steigen auf von den Höhen des Gebirges. Bei der Quelle der Ardvi aber wächst nach der iranischen Sage eine wunderbare Pflanze oder ein Baum, der weiße Hauma genannt. Unsterblichkeit erlangt der Mensch, welcher davon genießt, und eben darum haben die Götter den Hauma in jene unnahbaren Gegenden entrückt. Im engsten Zusammenhange mit diesem Baume steht ein anderer, der den Namen „Allsamen" trägt. Auf ihm wachsen die Keime von allen Pflanzen der Erde und wenn im Frühlinge warmer Regen herabfließt auf das Land, so führt er diese Keime mit sich und alsbald hebt es zu grünen und zu

sprießen an, die Bäume schlagen aus und die Büsche schmücken sich mit jungem Laube.

Die Aehnlichkeiten zwischen der hebräischen und der iranischen Legende sind unverkennbar. Beide Völker haben ohne Zweifel aus dem nämlichen vorderasiatischen Sagenstrome geschöpft. Beide schildern den Zustand des Menschen im Paradiese als einen Zustand der Unschuld und der Glückseligkeit; durch die Sünde wird dieser Zustand getrübt und beeinträchtigt und zugleich das Menschengeschlecht aus seinem Eden vertrieben. Beide verlegen das Paradies in den Osten, wobei jedoch der Unterschied scharf hervortritt, daß die Iranier, als das näher wohnende Volk, sich von ihrer Urheimat noch relativ deutliche und klare Erinnerungen erhalten haben, während die Vorstellungen bei den Hebräern so verschwommene sind, daß es auf Grund der Genesis allein niemals gelingen kann, die geographische Lage des Paradieses zu bestimmen. Beide, Iranier und Hebräer, verbinden ferner mit ihrer Paradiesessage die Mythe von einem Baume des Lebens, dessen Frucht dem Menschen Unsterblichkeit schafft und der in jenen entlegenen Gebieten wachsen soll, woselbst die frommen Väter ihr seliges Leben verbrachten. Wenn endlich die Iranier das Reich des Jima an den Quellen ihres mächtigsten Stromes, des Oxus, suchen, so erinnern wir uns an die biblische Erzählung von den vier großen Flüssen, Gihon und Pischon, Hiddekel und Phrat, die vom Garten in Eden ausgehen und alle Lande umströmen sollen. Aber auch hier sind die Vorstellungen der Semiten weit unklarere, indem diese, wie es scheint, alle ihnen bekannten Ströme zu einem großen Flußsysteme verbanden, dessen Quellgebiet sie in die Ursitze der Menschheit verlegten.

Auch der dritte unter den großen Völkerstämmen Vorderasiens, der turanische, muß seine Paradiesessage den gleichen Quellen entnommen haben, wie Arier und Semiten. Unter den nomadisierenden Türken am Amu und Sir ist noch heute eine Sage geläufig, in welcher als Wiege ihres Volkes eben jene Gebirgswelt des Ostens gilt, wo auch das Ariana vaidscha des Awesta lag. Dort wohnten ihre Ahnen in einem von himmelhohen Bergen umgebenen Thale des Thianschan, abgeschlossen von der übrigen Welt. Und die Berge waren voll von Erz und Metall; aber ein mächtiges Feuer machte die Metalle schmelzen und bahnte so eine Straße in den Thalwänden, durch welche das Volk auszog, um sich über die westlichen Ebenen zu verbreiten.

Wir kommen zum Schlusse zu den Indern, um die Paradiesessage noch in der Gestalt kennen zu lernen, welche sie in den Tiefebenen am Indus und Ganges annahm. Auch hier gilt Jama — dies ist die entsprechende Namensform für den Jima der Iranier — für einen Heroen der Vorzeit, ja noch mehr: für den Stammvater des Menschengeschlechtes selber. Auch er ist Fürst und König im Paradiese, aber nicht in dem verlorenen Paradiese der Vergangenheit, sondern in dem der Zukunft, im Jenseits bei den seligen Geistern der Verstorbenen. Er ist den Pfad vorangegangen in das unbekannte Reich des Todes und alle Menschen folgen ihm, um dort unter und mit ihm ein froheres und ungetrübteres Leben zu führen.

Für die Lage des irdischen Paradieses ist es bezeichnend, daß der Inder es nicht mehr im Osten sucht, sondern im Norden. Nach dieser Himmelsrichtung liegt ihm ja auch in der That das Land, aus dem in alter Zeit seine Vorfahren ausgewandert, das Land, nach welchem uns die einmütigen Schilderungen der westasiatischen Völker vom Paradiese verweisen. Dort erhebt sich der Götterberg Meru, die Wohnstätte der Himmlischen, wie der Hukarja Sitz des Jima ist; auf ihm thront die herrliche Stadt des Brahma, und von ihm strömen vier Flüsse herab nach allen vier Weltgegenden, wie auf den Höhen des Hukarja die heilige Ardvi entspringt, wie aus dem Garten Edens die vier großen Ströme hervorgehen, welche die ganze Erde umfließen. Aber noch mehr: hinter dem Meru, so heißt es ferner, am nördlichsten Rande der Welt fließt die Rasa, die alte Mutter der Ströme. An ihrem Ufer liegt das Land der Uttarakurus, wo die frommen Väter der Vorzeit ein glückseliges Leben lebten ohne Leid und Kummer, ohne Schuld und Sünde — das Ariana vaidscha der Iranier. Was alt und ehrwürdig ist, das stammt von den Uttarakurus, was groß und edel, hat bei ihnen seine Stätte; nach den Wonnen ihres Landes sehnen sich die Völker im Indus- und Gangesthale. In den Religionsurkunden der Iranier bezeichnet der Name der Rasa noch geradezu den Jaxartes, vielleicht sogar den Oxus; jene indische Mythe ist also wieder deutlich und unzweifelhaft eine Tradition von der ursprünglichen Heimat der Arier in den Hochthälern der Alaigebirge, mit welcher, wie bei den Iraniern,

die Sage vom irdischen Paradies sich verband.

Hier also, im Quellgebiet des Sir und des Amu, auf den Höhen des Pamir und in den Schluchten des Thianschan, ist der Garten Edens zu suchen, hier das Reich des strahlenden Jima und das gesegnete Ariana vaidscha, hier muß der Sagenstrom seinen Anfang genommen haben, aus dem die Völker Vorderasiens ihre Mythen und Legenden schöpften vom entschwundenen goldenen Zeitalter und vom verlorenen Paradiese.

Pakete im Weltpostverkehr.

Von

Löper.

Der 1. Oktober 1881, der Tag des Inslebentretens dieser Zeitschrift, war zugleich für die fortschreitende Entwickelung des Weltpostverkehrs von größerer Bedeutung. An demselben trat nämlich die am 3. November 1880 in Paris abgeschlossene Uebereinkunft in betreff des Austausches von Postpaketen ohne Wertangabe für eine ganze Reihe von Ländern Europas ꝛc. in Kraft.

Seitdem ist jedermann in der Lage, kleine Pakete nach Aegypten, Algerien, Belgien, Bulgarien, Dänemark, Frankreich, den französischen Kolonieen, Italien, Luxemburg, Montenegro, Norwegen, Oesterreich-Ungarn, Rumänien, Schweden, der Schweiz, Serbien und Tunis zu verhältnismäßig geringen Portosätzen mit der Post schnell und sicher befördern zu lassen. Ebenso kann die Absendung solcher Pakete von den genannten Ländern nach Deutschland geschehen.

Welche Fortschritte bezüglich des Paketverkehrs im Laufe der Zeit, insbesondere aber in den letzten 25 Jahren, durch einmütiges Zusammenwirken der betreffenden Postverwaltungen erzielt worden sind, wird aus den nachfolgenden Mitteilungen bezw. Erörterungen des näheren hervorgehen:

Eine Annahme und Beförderung von Paketen durch Vermittelung der Postanstalten in Deutschland hat sich viel später als diejenige der Annahme und Beförderung von Briefen herausgebildet; sie geschieht erst seit etwa 180 bis 200 Jahren. Wie sehr der Nutzen dieser Einrichtung schon frühzeitig anerkannt wurde, erhellt aus einem interessanten Zeugnisse. Von einem Reisenden aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, dem Ratsherrn Uffenbach in Frankfurt am Main (1683—1734), der zugleich ein großer Bücherfreund war und aus Anlaß dessen viele Verbindungen mit Gelehrten ꝛc. unterhielt, erwähnt der Herausgeber seines hinterlassenen Reisewerkes ganz bezeichnend: „Er erfreuete sich über die Glückseligkeit unserer Zeit, da man Briefe und Pakete bequem und schnell an Orte, wenn sie auch weit von uns entfernt sind, vermittelst der öffentlichen Posten und Fahrwägen übersenden kann. Wie gar anders war es im fünfzehnten und noch zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts beschaffen! Die Klagen berühmter Leute, die hin und wieder in ihren Briefen vorkommen, bezeugen es zur Genüge.“

Sehr umständlich war ehedem die Berechnung des Portos für ein Paket, das durch einen größeren Teil Deutschlands gesandt wurde. Der Staats- und Kabinettsrat Klüber sagt in seinem Werke: „Das Postwesen, wie es war, ist und sein könnte“ (Erlangen 1811) hierüber folgendes: „Für ein Paket, welches mit dem Postwagen von Berlin nach Frankfurt am Main gesendet wird, muß jetzt neunfach verschiedenes Porto gezahlt werden: Königl. preußisches, königl. sächsisches, kaiserl. französisches (zu Erfurt), sachsen-weimarisches, sachsen-gothaisches, sachsen-weimarisches (zu Eisenach), königl. westfälisches, großherzogl. hessisches (Taxisches) und frankfurtisches (Taxisches). Die Adresse ist gewöhnlich so sehr mit Postzeichen und Ziffern beschmiert, daß oft beim Nachrechnen und Entziffern nicht auf das Klare zu kommen ist. Läuft das Paket bis Basel, so ist das zu zahlende Porto zwölffach verschieden.“ Da jede Postverwaltung für ihre Beförderungsstrecke ein bestimmtes Porto beanspruchte, so belief sich das Gesamtporto für ein 5 k oder 10 Pfund schweres Paket gewiß oft auf mehrere Thaler.

Solche Zustände bestanden im wesentlichen bis zum Jahre 1858. Erst die dritte Postkonferenz des deutsch-österreichischen Postvereins führte im Jahre 1857 die organische Umgestaltung des Vereinsfahrpostwesens herbei. Es war damals die recht schwierige Aufgabe zu erfüllen, für ein

Gebiet von 21 478 Quadratmeilen mit etwa 72 Mill. Einwohnern gemeinschaftliche Fahrpostnormen festzustellen. Das Vereinsfahrposttarsystem gelangte nach umfassenden Vorbereitungen vom 1. Juli 1858 ab zur Ausführung. Sämtliche deutsche Postbezirke wurden nunmehr auch bezüglich des Vereinsfahrpostverkehrs, wie es früher schon bezüglich des Vereinsbriefpostverkehrs geschah, als ein ungeteiltes Postgebiet angesehen. Das Porto ward, ohne Rücksicht auf die Territorialgrenzen und auf die Leitung, lediglich nach Maßgabe der direkten Entfernung (geraden Linie) in einer Summe und nicht mehr für jedes einzelne deutsche Postgebiet besonders, sondern für den gesamten Verein als gemeinschaftliche Einnahme berechnet. Die erzielte gemeinschaftliche Portoeinnahme für die Vereinsfahrpostsendungen wurde unter die Vereinspostverwaltungen nach gewissen Prozentsätzen verteilt, wobei als Grundsatz galt, daß der Anteil sich nach der wirklichen Leistung zu richten habe.

Hiermit war ein sehr wichtiger Schritt auf der Bahn des Fortschritts geschehen.

Nach den kriegerischen Ereignissen im Jahre 1866 und der Begründung des Norddeutschen Bundes, bezw. derjenigen des Deutschen Reiches im Jahre 1871, hörten einzelne Postverwaltungen zu existieren auf, andere, wie z. B. die Thurn und Taxissche, wurden im Vertragswege beseitigt. An Stelle der vielen Postverwaltungen trat die einheitliche Postverwaltung des Deutschen Reichs. Bayern und Württemberg behielten ihre eigenen Postverwaltungen, richteten ihren inneren Betrieb aber konform demjenigen der Reichspostverwaltung ein.

Infolge des Gesetzes vom 17. Mai 1873, betreffend einige Abänderungen des älteren Gesetzes über das Posttaxwesen im Gebiete des Deutschen Reichs, wurde das Porto für Pakete bis zum Gewicht von 5 k innerhalb des deutschen Postgebiets sehr wesentlich ermäßigt. Es beträgt seitdem für solche a) auf Entfernungen bis 10 Meilen einschließlich 25 Pf., b) auf alle weiteren Entfernungen 50 Pf. Für unfrankierte Pakete tritt ein Portozuschlag hinzu. Dieser Tarif wurde sodann auch im Wechselverkehr zwischen dem Reichspostgebiete einerseits und Bayern, Württemberg sowie Oesterreich-Ungarn andererseits eingeführt.

Vor 12 Jahren gab ein Engländer, Brandon, eine kleine Schrift heraus, in welcher er eine vollständige Umwälzung der Grundsätze anregte, auf welchen die Tarife für die Beförderung der Personen der Eisenbahnen beruhen. Sein Vorschlag war im wesentlichen die Anwendung des Rowland-Hillschen Gedankens bezüglich des Tarifs für die Briefe, auf die Beförderung der Personen. Die Grundzüge seines Vorschlags hatte er bereits einige Jahre zuvor dem englischen Parlament vorgelegt, sie wurden aber nicht weiter beachtet, vielmehr zu den Akten genommen. Man kann indessen mit einiger Sicherheit annehmen, daß der Grundgedanke Brandons früher oder später sich Bahn brechen wird, denn die Vorteile, welche sich insbesondere für das große Publikum, dann aber auch für die Eisenbahnen selbst ergeben würden, sind unverkennbar.

Für den im Gebiete der Reichspostverwaltung &c. sich bewegenden Paketverkehr hat der Rowland-Hillsche Gedanke, wie die erwähnten Sätze: 25 bezw. 50 Pf. bekunden, sich inzwischen Geltung verschafft. Nachgerade stellte sich auch das Bedürfnis heraus, den Portotarif auch für die mit dem Auslande gewechselten Pakete zu vereinfachen. Es ist das Verdienst der Reichspostverwaltung, den Anstoß zu dieser Reform gegeben zu haben. Schon seit einigen Jahren hat dieselbe mit mehreren fremden Postverwaltungen bezw. mit Privatbeförderungsgesellschaften besondere Uebereinkommen getroffen, nach Maßgabe welcher für frankierte Pakete bis zum Gewicht von 5 k ein einheitlicher Portosatz in Anwendung zu bringen sei. Der Satz beträgt 80 Pf. bei der Auslieferung einer solchen Sendung im deutschen Reichspostgebiete. Die betreffenden, für das beteiligte Publikum sehr günstigen Vertragsbestimmungen bleiben für die Sendungen aus Deutschland nach Belgien, Dänemark, Luxemburg, der Schweiz und in umgekehrter Richtung nach wie vor in Anwendung.

Schon beim Postkongresse des Weltpostvereins vom Jahre 1878 hatte die deutsche Postverwaltung den Austausch von gewöhnlichen Paketen bis zum Gewichte von 3 k im internationalen Postverkehr vorgeschlagen und zu diesem Zwecke einen Vertragsentwurf nebst Ausführungsbestimmungen ausgearbeitet. Unter ausdrücklicher Anerkennung der Zweckmäßigkeit des deutschen Vorschlags wurde damals beschlossen, die Vorlage dem internationalen Bureau des Weltpostvereins in Bern zum Studium zu

überweisen, außerdem wurde zur endgültigen Regelung eine später zu versammelnde besondere Konferenz in Aussicht genommen.

Die internationale Postkonferenz trat am 9. Oktober 1880 in Paris zusammen. Ihre Verhandlungen führten zum Abschlusse einer aus 18 Artikeln bestehenden Uebereinkunft nebst Ausführungsreglement, durch welche die postmäßige Beförderung kleiner Pakete gegen einheitlich bemessene Gebührensätze, sowie die übereinstimmende Behandlung dieser Pakete in den verschiedenen Vereinsländern erreicht wurde. Diese Uebereinkunft wurde von 21 Postverwaltungen unterschrieben.

Ein erschwerender Umstand, die betreffenden Grundsätze im Verkehr aller Staaten des Weltpostvereins einzuführen, lag vor allem darin, daß eine ganze Anzahl fremder Postverwaltungen bisher mit der Beförderung von Paketen in ihrem inneren Betriebe sich überhaupt nicht befaßt hatten. Dies gilt z. B. von Frankreich, England [1]), Italien, Belgien, Spanien, Portugal, der Türkei ꝛc. In Frankreich und Belgien besorgen die Eisenbahnverwaltungen die Beförderung der Pakete, in England, Niederland, Italien ꝛc. bewirken es vorzugsweise Privatgesellschaften u. s. w.

In Frankreich verstand es der Minister der Posten und Telegraphen, Cochery, die großen Eisenbahnverwaltungen zur Annahme des in der Uebereinkunft getroffenen Tarifes zu bestimmen. Infolgedessen findet bereits seit dem 1. Mai 1881 zwischen Deutschland und Frankreich ein Austausch von Paketen nach Maßgabe der erwähnten Uebereinkunft statt. Vom 1. August 1881 ab trat dieselbe im Verkehr zwischen Deutschland einerseits, und Algerien, Corsika, Tunis und den französischen Kolonieen andererseits in Kraft.

Vom 1. Oktober 1881 ab findet die Pariser Uebereinkunft Anwendung auf die Pakete ohne Wertangabe bis 3 k aus Deutschland nach den im Eingange bezeichneten, die Uebereinkunft ausführenden Ländern und umgekehrt, sowie auf Pakete gleicher Art, welche zwischen den betreffenden Ländern ausgetauscht und im Transit durch Deutschland befördert werden. Alle diese Sendungen haben zum Unterschied von den sonstigen Paketen ausschließlich die Bezeichnung „Postpakete“ erhalten.

Niederland, Spanien und Portugal, deren Vertreter die Pariser Uebereinkunft ebenfalls unterzeichnet haben, konnten dieselbe vorerst noch nicht zur Ausführung bringen, wohl weil die Einrichtungen im inneren Betriebe daselbst noch nicht beendet waren. Was die Türkei anbetrifft, so nehmen zunächst nur das deutsche Postamt in Konstantinopel und die in diesem Lande bestehenden österreichischen Postämter an dem Austausche der Postpakete teil.

Rußland, Griechenland ꝛc. werden voraussichtlich in späterer Zeit der Uebereinkunft ebenfalls beitreten.

Bezüglich der Gewährleistung für verloren gegangene oder beschädigte Pakete ist in der Uebereinkunft anerkannt worden, daß dem Absender eines Postpakets ein Anspruch auf Entschädigung von 15 Frank (ℳ 12) zusteht, wenn dasselbe verloren gegangen ist, während im Falle einer Beschädigung ein im Verhältnis zum wirklichen Schaden stehender Ersatz geleistet wird, der indessen den obigen Betrag nicht übersteigen darf.

Zur besseren Uebersicht des bis jetzt Erzielten gebe ich nachstehend die Portosätze für die von Deutschland nach fremden Ländern abzusendenden frankierten Pakete; es beträgt das Porto für ein frankiertes Paket ohne Wertangabe bis 3 k aus Deutschland nach Frankreich 80 ₰, nach Corsica ℳ 1 bis ℳ 1,20, nach den französischen Kolonieen ℳ 1 bis ℳ 2,40, nach Bulgarien ℳ 1,80, nach Italien ℳ 1,40, nach Montenegro ℳ 1,40, nach Norwegen ℳ 1,60, nach Rumänien ℳ 1,40, nach Schweden ℳ 1,80, nach Serbien ℳ 1,40, nach der Türkei ℳ 2 bis ℳ 2,60, nach Aegypten ℳ 2 bis ℳ 2,20, nach Tunis ℳ 1,20 bis ℳ 1,40; ferner für ein frankiertes Paket bis zu 5 k: nach Belgien 80 ₰, nach Griechenland ℳ 1,70, nach Großbritannien und Irland ℳ 2 bis ℳ 3,55, nach Helgoland 75 ₰, nach Luxemburg 70 ₰, nach den Niederlanden 80 ₰, nach Oesterreich-Ungarn 50 ₰ und nach der Schweiz 80 ₰.

Aehnlich hoch sind die Sätze für die Postpakete aus den erwähnten Ländern nach Deutschland.

Es ist in Aussicht genommen, das Meistgewicht der Postpakete später allgemein auf 5

[1]) In Großbritannien und Irland hat die Eröffnung des Postpaketdienstes, zunächst für den inneren Verkehr, am 1. August d. Js. stattgefunden. Die englische Tagespresse begrüßte diese Thatsache mit großer Befriedigung.

statt 3 k festzusetzen. Immerhin ist schon jetzt recht Bedeutendes erreicht worden, und es kann nicht fehlen, daß dieser erleichterte Austausch von gewöhnlichen Paketen im Weltpostverkehr in vielen Kreisen als eine wahre Wohlthat empfunden werden wird. Die im andauernden Wachsen befindliche Zahl der Sendungen legt davon beredtes Zeugnis ab.

Aphorismen.

Von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Einst bemühten die Kärrner sich nur, wenn Könige bauten, jetzt eilen sie schon herbei, wenn das geringste Bäuerlein sich ein windschiefes Ställchen errichtet.

Nicht die klugen Menschen sind die seltenen, auch nicht die gutmütigen und die gelehrten, die seltenen Menschen sind die liberalen.

Ein Held — hochheiliger Ernst der Natur. Eine Heldin — Spiel der Natur.

So reich unser Leben an Gelegenheit war, vortrefflichen Menschen nahe zu stehen, so reich ist es überhaupt gewesen.

Zwei Gattungen Respekt müssen beim Schriftsteller immer im Zunehmen sein; der Respekt vor dem weißen Papier, und der vor der Druckerschwärze.

Unseren schnödesten Ernst lassen die Nachbarn gelten, aber unseren besten Spaß wissen sie nicht zu würdigen.

Etwas Schönes kommt immer heraus, wenn wahre Freunde streiten: das Bewußtsein, daß keine Uneinigkeit sie entzweien kann.

So weit deine Selbstbeherrschung geht, so weit geht deine Freiheit.

Wie viel Bewegung wird hervorgebracht durch das Streben nach Ruhe!

So manches kann man anderen zu Liebe thun, seine Schuldigkeit thut man immer nur sich selbst zu Liebe.

Man kann sich nicht im Besitz von eigentlich unvererblichen Gütern befinden, ohne etwas von seinem Rechtssinn einzubüßen.

Wenn alles, was du schreibst, dir zu mißfallen beginnt — ein schlechtes Zeichen. Wenn alles, was du schreibst, dir zu gefallen beginnt — ein schlechteres.

„Je mehr unser sind, je weniger haben wir zu bedeuten“, meinte ein Schriftsteller.

Was wissen wir nicht alles zur Entschuldigung von Fehlern und Uebelständen vorzubringen, aus denen wir Nutzen ziehen.

Je ungebildeter ein Mensch, je schneller ist er mit einer Ausrede fertig.

Wenn der Karren verfahren ist, thut man am besten auszuspannen.

Der nie aufhört sich im Singen zu vervollkommnen, obwohl er weiß, daß sein Publikum nur aus tauben Leuten besteht, der meint es ernst mit seiner Kunst.

Wir sind in Todesangst, daß die Nächstenliebe sich zu weit ausbreiten könnte, und richten Planken gegen sie auf: — die Nationalitäten.



Poirethouse.

Von Viktor Blüthgen.

(Schluß.)

Was war das? Bleicher und bleicher im Gesicht las er — las wieder, bis die Augen den Dienst versagten, und dann starrte er vor sich hin, als habe ihn eine Lähmung befallen. Und nun knitterte er das Schreiben wütend zusammen, schleuderte es auf die Bücher und Papiere vor sich hin und stieß einen Fluch aus, der ihn erwürgen zu wollen schien.

Da standen Posten auf Posten, Schuldsummen, welche er in der Hand sicherer Freunde geglaubt, und ohne deren Barbeschaffung er auf sein Geschäft reduziert war, sobald die Kündigungsfrist abgelaufen, welche Mister Patterson da kaltgeschäftlich stellte. Sein Haus, sein Grundbesitz, seine Minen und Wertpapiere, all das mußte verschleudert werden. Und der Mann, der sie in seiner Gewalt hatte, hieß Patterson.

Ein blutiger Schatten tauchte vor ihm auf; er sprang vom Stuhl empor und fuhr sich über das Haar — vorsichtig; selbst in diesem Augenblick handelte er im Gefühl, daß er das Kunstwerk eines Friseurs zu schonen hatte.

„Die Schurken," murmelte er. „Sie haben ihren Profit gemacht, und sie haben mich in seine Hände geliefert."

Und er setzte sich wieder und begann krampfhaft die Reihe weiblicher Bekanntschaften durchzugehen, welche für eine Wahl in Betracht kommen konnten. Ein Besuch störte ihn, und so sehr war er nüchtern der Herrschaft über sich gewohnt, daß er ihn ruhig, ja jovial empfing. Selbst als dieser erzählte, er habe eben bei Doktor Evertson einen Besuch wegen seiner leidenden Gattin machen wollen, der Doktor sei aber auf ein paar Tage nach Washington übergesiedelt, um einen besonders schweren Fall zu behandeln, und er komme nur so im Vorüberfahren einen Moment heran — selbst bei Erwähnung dieses Namens zuckte er mit keiner Wimper, obwohl sein Herz sich mit einer Bewegung von Eifersucht und Haß umwenden wollte.

Er verbrachte ein paar Tage in der schwülen Atmosphäre seiner Lage, von Plänen gehetzt, welche sich überstürzten, immer im Gefühl, daß der Boden unter ihm weiche. Er besuchte niemand, in seinem Hause ließ er sich verleugnen. Es gab glücklicherweise niemand mehr, der außer ihm ein Recht besaß, sich dort aufzuhalten und ihn zu überraschen.

Es war an einem nebligen Vormittag, und er schrieb im Comptoir auf dem Broadway. Da ließ sich ein Mann melden, der ihn dringend zu sprechen wünschte, „im Interesse des Mister Fish". Ohne die Augen zu heben, deutete er dem Eintretenden mürrisch an, sich zu setzen. Endlich legte er die Feder nieder und erblickte ein Individuum vor sich, das ihn mit zwei frechen Augen anblinzelte, einen vierschrötigen Menschen in etwas gebückter Haltung, mit einem Bulldoggengesicht und struppigem Haar, der eine Schirmmütze auf die übereinandergeschlagenen Kniee deckte. Eine gewisse schäbige Reinlichkeit kennzeichnete die ganze Erscheinung.

„Was wollen Sie?" fragte der Kaufmann.

„Sir, ich bin, um das vorauszuschicken, Schreiber bei Major Macpherson, dem Attorney, und genieße den Vorzug, früher von den einlaufenden Geschäften zu erfahren als er," entwickelte der Mann mit einer knarrenden Stimme, wobei die Mütze wiederholentlich zollhoch aufflog. „Gut, Sir. Da haben wir heute eine Zusendung bekommen, welche Sie betrifft, Sir. Ein Gentleman wie Mister Fish, sage ich mir, hat ein Recht zu erwarten, daß er nicht wie der erste beste Spitzbube und Gauner behandelt wird, und da ich nicht sicher weiß, ob Major Macpherson der nämlichen Ansicht ist, so lege ich die Sache einstweilen beiseite und denke bei mir: du gehst zu dem Gentleman und sprichst ein vernünftiges Wort mit ihm. Und da bin ich, Sir."

Und der Mensch legte sich mit seinem ausgebogenen Rücken in den Stuhl zurück und schlug die dürren Beine auseinander mit einer Miene, als habe er Mister Fish die Gnade eines Gönners erzeigt.

Das Gesicht des Kaufmanns verfinsterte sich. Aber es schien, als müsse er hier unter allen Umständen Geduld haben.

„Nun, Sir, wenn es gefällig ist, um was handelt es sich?"

„Ich bin noch nicht fertig, Sir, oder vielmehr, ich habe etwas vergessen. Mister Fish ist ein Gentleman, sage ich mir. Ein Mann, der gewiß Wert darauf legt, diesem fatalen Handel aus dem Wege gehen zu können. Ein Mann, dem es auf ein paar tausend Dollars nicht ankommen würde, falls sich jemand fände, der ihm sozusagen einen Wink gäbe. Ein reicher Mann. Bei meiner Seele, Sir, es gibt Fälle, wo einer dreist viertausend Dollars zahlen würde, wenn er vorher wissen könnte, was ihm droht. Gut, Sir, das war's, was ich Ihnen mitteilen wollte, und auf meiner Seite steht nichts im Wege, daß ich mich verabschiede."

Der Mann, welcher dies mit eintöniger Ruhe entwickelt, machte nichtsdestoweniger keine Anstalten aufzustehen, sondern begnügte sich, den Schluß seiner Rede mit einem Schlenkern seiner dürren Beine zu begleiten, indem er das Mienenspiel des Mister Fish mit den Augen einer Katze verfolgte. Er bemerkte, daß der Kaufmann unruhig nachdachte, ihn ein paarmal ansah, als hätte er Lust, ihn hinauswerfen zu lassen, und wieder als wolle er sich auf weitere Verhandlungen einrichten. Endlich ein spöttisches Lächeln.

„Sie sind ein Schlaukopf, Mann, aber Sie haben eines nicht bedacht. Angenommen, es gibt eine Sache, deren Behandlung durch Mister Macpherson mir fatal wäre, so wüßte ich durch das, was Sie mir gesagt haben, genug. Wozu sollt ich Ihnen noch viertausend Dollars geben? Ich danke Ihnen für Ihre Bemühungen, damit wären wir fertig."

„All right, Sir," knurrte der Mann, „ganz wie Sie wünschen. Uebrigens müssen Sie sich verhört haben! ich sagte nicht viertausend, sondern fünftausend Dollars."

Damit erhob sich die Gestalt, machte eine ungelenke Verbeugung und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen.

Mister Fish sah ein, daß jeder Widerstand die Summe steigern würde. Die sibyllinische Pistole, die ihm auf die Brust gesetzt wurde, erreichte ihren Zweck.

„Halt, Sir," warf er hin, indeß der andere bereits die Klinke erfaßt hatte. „Ich will Ihnen viertausend —"

„Fünftausend," verbesserte jener.

„Also fünftausend Dollars geben, wenn Ihre Mitteilung diesen Wert für mich hat. Allein wer bürgt mir dafür?"

„Die Höhe der Forderung selber, Sir."

Es lag in dieser einfachen Antwort etwas, was Mister Fish imponierte. Er konnte kaum bezweifeln, daß ihm eine Gefahr drohte, deren Vorahnung ihn mit mühsam verhohlenem Entsetzen erfüllte.

„Well, Sir; ich werde Ihnen eine Anweisung schreiben, welche Sie nachher vorn bei meinem Kassier präsentieren mögen."

„Wozu? Ich kalkuliere, daß dieser Schrank da die Summe enthalten wird. Banknoten, wenn ich bitten darf, Sir."

Der Kaufmann schloß den bezeichneten Schrank auf und zählte mühsam die Summe ab, denn es flimmerte vor seinen Augen. Der Mann prüfte jede Note sorgfältig, zog ein abgeschabtes Lederportefeuille heraus und steckte die Papiere hinein.

„So, Sir, nun will ich Ihnen nicht länger vorenthalten, daß Mister James Patterson bedauerlicherweise Zeugnisse gestellt hat, welche hinreichen, um zu beweisen, daß Sie seinen Sohn durch falsches Spiel betrogen und durch eine gewisse Manipulation mit einem künstlichen Hute sozusagen umgebracht haben, und welche zur Folge haben werden, daß man Sie verhaftet und Ihnen den Prozeß macht."

„Zeugnisse?" fragte Mister Fish mit trockener Kehle und im erkünstelten Tone verächtlichen Zweifels.

„In der That, Sir, hat ein gewisser Hampden auf dem Totenbette ein Bekenntnis unterzeichnet und jenen Hut ausgeliefert. Mit seiner Aussage stimmen merkwürdig die Mitteilungen eines gewissen James Baker überein, der aus Ihrem Dienste gejagt worden ist und welcher sich stark der Gabe, lange Ohren zu machen, erfreut. Eine Schlange, Mister Fish, ich gebe es zu, welche Sie an ihrem Busen genährt haben. Endlich ist es Mister Patterson gelungen, einen gewissen Oberst Perkins zu überzeugen, daß es für ihn vorteilhaft sei, der Wahrheit die Ehre zu

geben, soweit als es nötig ist, um den Zeugenbeweis zu schließen. Alles in allem, Sir, scheint es mir in Ihre Seele hinein geraten, sich aus dem Staube zu machen, denn Major Macpherson könnte beim besten Willen nur ein paar Tage anstehen, die Sache zu betreiben. Gut, Sir. Ich kalkuliere, Sie werden mir das Zeugnis nicht verweigern, daß ich das Geld, welches Sie mir gegeben, verdient habe."

Der Kaufmann stierte auf das Eisbärenfell zu seinen Füßen. „Verflucht," murmelte er, „Doktor Evertson hat mich verraten".

Der Mann hatte sich erhoben.

„Good bye, Sir! Und wenn ich Ihnen noch einen Rat geben soll: machen Sie sich auf das erste Schiff, welches abgeht. Ich will Ihnen den Gefallen erzeigen und behaupten, ich hätte Sie mit diesen meinen Augen nach dem Westen abdampfen sehen. Jeremy Hopkins empfiehlt sich Ihnen, Sir!"

Noch ein plumpes Kopfnicken, und er verschwand in der Thüre.

15.

Ein sonniger Herbstnachmittag. Vor dem Gitter der Villa Poirethouse hielt einer der zierlichen weißen Verkehrsstellwagen und entließ einen Mann und eine Frau. Den Körper der letzteren hüllte ein brauner Mantel mit Radkragen ein, während ihr Kopf völlig in einem großen Hut stak, den mächtige Bänder unterm Kinn hielten und der einen hohen, durch eine weiße Krause verzierten Bogen um das Gesicht schlug.

Es war das frisch gefärbte, munter blickende Gesicht der Mistreß Evertson. Ihr Begleiter war Bolle.

Die würdige Dame musterte die Front des Hauses mit neugierigen Augen. Das Karyatidenportal schien sie besonders zu fesseln; denn wie oft sie den Blick nach irgend einem Teil des Baues oder des herbstlich kahlen Vorgartens abschweifen ließ, stets kehrte er nach diesem Punkte zurück.

„Finden sie nicht auch, Bolle," sagte sie endlich zu dem Faktotum, „daß es unrecht ist, den Leib eines Christenmenschen so kläglich bekleidet vor die Augen aller Welt hinzustellen, als lebten wir nicht in einer Zeit, wo Gott sei Dank selbst der elendeste Nigger etwas anzuziehen hat, um seine Blöße zu decken? Ich für meinen Teil möchte nicht in einem Hause wohnen, welches ein solches Portal hat. Nun, ich denke, das ist Gefühlssache, und wenn Sie lachen, so hat das keinen Sinn. Jedenfalls thun Sie gut, hier zu warten, bis ich mein Geschäft da drin besorgt habe, gesetzt auch, daß es ein wenig lange dauert."

Und sie schritt, einigermaßen geärgert über das lächelnde Gesicht des Deutschen, zu dem Portale und zog die Schelle. Die Thüre sprang auf, und Dick trat ihr eilfertig aus dem Hintergrunde des Vestibuls entgegen.

„Was wünschen Sie?" fragte er herablassend.

„Ich hoffe, Mistreß Fish ist zu Hause? Wo treffe ich sie?"

Dick Ramsley nickte. „Sie ist im Garten. Wen soll ich ihr melden?"

„Nun, das können Sie sich erlassen, Mann. Mistreß Fish ist eines Abends auch zu mir gekommen und hat mir nicht vorher gesagt, wer sie wäre. Ich denke, Sie zeigen mir den Weg in den Garten, so sparen wir beide an Zeit."

Und die energische Dame schritt in der sichern Voraussetzung, daß Dick ihr folgen werde, durch das Haus und wollte eben die gegenüberliegende Thür aufklinken, als Dick in der That mit ein paar Sprüngen neben ihr war, jedoch sich gegen die Thür stemmte. Mistreß Evertson maß ihn kopfschüttelnd mit den Augen.

„Nun, Mann, wenn Sie durchaus darauf bestehen, Ihre Beine noch dünner zu laufen, als sie ohnehin schon sind, so sagen Sie, daß Mistreß Evertson, die Mutter von Doktor Evertson, hier wäre."

Dick Ramsley sah aus wie eine Salzsäule.

„O, Mistreß Evertson," sagte er jetzt reuevoll, „Sie müssen wissen, daß ich strengen Befehl habe, jeden Besuch anzumelden. Ich bin glücklich, die Mutter des Mannes zu sehen, vor dem ich nächst unserer Herrin die größte Hochachtung habe. O, Mistreß Evertson, Sie sehen einen undankbaren Menschen, dem Doktor Evertson erlaubt hat, jederzeit zu ihm zu kommen, wenn ihm etwas fehlt. Ich nehme es auf mich, Sie sogleich zu Mistreß Fish zu führen."

Und er beeilte sich, ihr die Thür zu öffnen, und trat hinter ihr auf die gedeckte Terrasse hinaus. Mistreß Evertson ließ den Blick befriedigt auf der Fernsicht ruhen, welche in der reinen Herbstluft eine seltene Klarheit und Farbenfrische zeigte. Dann musterte die prak-



tische Frau das Terrain der Villa, von den Nebengebäuden rechts, welche der Laubgang bis an die Dächer maskierte, zu dem Gitter links, welches unten auf das für ihren Sohn so bedeutungsvolle Häuschen auslief.

„Sie wird in dem Laubgange da sein," sagte Dick, welcher mit den Augen gesucht hatte. „Ich glaube nicht, daß sie bei dem alten Dunby unten sitzt. O, es war eine lustigere Zeit, als Doktor Evertson noch da am Flusse wohnte! Ich habe es damals gesagt: er müßte Miß Poiret heiraten. Die Heirat mit Mister Fish war ihr Unglück."

„Nun, wir wollen sehen, Mann," nickte die Matrone wohlwollend und stieg abwärts, während Dick sich beständig eine Stufe über ihr hielt. Sie traten endlich in eine der Laubgangöffnungen.

Mistreß Fish stand vor ihnen, wieder in Schwarz, in der Linken einen geschlossenen Sonnenschirm. Nur einen Augenblick stutzte sie und suchte in ihrem Gedächtnis. Dann erhellte ein lang entbehrtes glückliches Lächeln ihr blasses Gesicht und die großen Augen leuchteten in warmem Glanze auf.

„Ah, Mistreß Evertson — das ist mir eine angenehme Ueberraschung."

Und indem sie ihre kleine Hand hinreichte, die noch schmaler und durchsichtiger geworden war, lief eine plötzliche Röte über ihre Wangen, um so schnell zu verschwinden, wie sie gekommen. Sie gab Dick einen Wink, worauf sich dieser entfernte, um die unteren Räume durch Bericht über das außerordentliche Ereignis zu allarmieren.

„Ei ei, kleine Frau," drohte die Matrone lächelnd mit dem Finger, „Sie hätten Mistreß Evertson im ganzen Leben nicht wiedergesehen, wenn ich mich nicht aufgemacht hätte, und die Wahrheit zu sagen: ich hatte Sie doch so sehr in das Herz geschlossen an jenem Abend, da Sie an meinem Kamine gesessen, daß ich ordentlich verliebt in Sie war, wie nur irgend ein Mann. Aber freilich, das Geschick hat in der Zwischenzeit Ihnen sehr übel mitgespielt. Wüßte ich es nicht von anderswoher, so könnte ich's aus Ihrem armen Gesichtchen lesen, das aussieht, als wenn Sie ein wenig seekrank gewesen wären. Nun, nun — die Rosen werden da auch wieder blühen. Es geht alles vorüber in der Welt. Kapitän Evertson ist auch tot und ich lebe noch und habe Gott sei Dank weder über mein Wohlbefinden, noch über meinen Humor zu klagen. Und als es hieß, daß Sie Mister Fish heiraten würden, da gab es jemanden, der aussah, als ob alle Winde auf ihn pfiffen, und er ist auch Herr über seine Betrübnis geworden. Sehen Sie eine alte Frau, welche das Herz auf der Zunge trägt, nicht scheel darum an, Mistreß Fish, und wenn Sie ein wenig rot werden, so lassen Sie mich das immer sehen. Sie haben mir mein Mutterherz schwer genug gemacht und dürfen mir daraufhin schon etwas zu gute halten."

Die junge Frau wand sich ein wenig unter der Ungeniertheit, mit welcher die Matrone den Finger auf ihre Wunden legte. Aber es lag in der treuherzigen, derben Art derselben wieder so viel Gesundes und Herzgewinnendes, daß sie über die Anwandelung von Empfindsamkeit hinaus kam. Sie bezwang sich sogar zu der Frage:

„Wie geht es Doktor Evertson? Sie haben viel Freude an Ihrem Sohne. Und ich weiß ja, daß er glücklich ist, Ihnen Freude zu bereiten. Sie sind eine beneidenswerte Mutter."

„Nicht ganz, Mistreß Fish. Es geht ihm gut, was man so nennt. Er ist gesund, ein berühmter Mann und ein reicher Mann. Wollen Sie glauben, daß ich eines Tags sogar den Gouverneur bei ihm getroffen habe, andere große Herren gar nicht zu rechnen? Aber denken Sie nicht, daß er darum zufrieden ist. Ich sage Ihnen: es gab eine Zeit, da war er es. Damals kam noch kein Gouverneur zu ihm. Dann haben Sie ihm Kummer gemacht, Mistreß Fish, und wenn er sich auch aus dem Kummer herausgearbeitet hat, so fürchte ich doch, er wird nicht wieder von Herzen froh. Und es ist eine schlimme Sache für eine Mutter, zu sehen, daß ihr einziges Kind und ihr Stolz immer etwas auf dem Herzen hat, was ihn nicht zu einem hellen, gesunden Blick kommen läßt."

Und Mistreß Evertson sah ihr Gegenüber mit Augen an, welche tapfer mit schwerer Betrübnis kämpften, während ihr Mund, der noch voll hübscher perlweißer Zähne war, rührend dazu lächelte.

„Ich bin so ungezogen, Mistreß Evertson; ich biete Ihnen nicht einmal einen Sitz an," bemerkte Mistreß Fish, die Augen zu Boden schlagend, in einer Verlegenheit, welche kaum mehr zu bemeistern war. Und doch mischte sich in diese Verlegenheit ein süßer Hauch aus vergangener Zeit, der sich wie Balsam auf die Wunden der Gegenwart legte. Es war so selt-

sam, daß die Mutter des Doktors in einem Moment den Garten betreten hatte, da sie einsam an jener Stelle im Laubgang geträumt, wo der Sohn in heimlichem Kampfe vor ihr gestanden, wo sie ihm die herbste Enttäuschung seines Lebens bereitet. Sie wußte es nur zu wohl, und keine Mutter brauchte es ihr erst zu sagen, daß er sie geliebt — sie bedurfte keines Kommentars für dies Gesicht mit den schwermütigen Augen eines Verwundeten, das sie seit geraumer Zeit geheimnisvoll verfolgte, zurückgestoßen, solange Mister Fish ihr Gatte war, heimlich geduldet seit den wenigen Tagen, in denen sie wieder sich selbst gehörte.

Ein Stück den Gang hinauf standen ein kleiner Tisch und ein paar Stühle, auf welche durch einen Laubausschnitt volles Licht fiel. Dorthin führte Mistreß Fish ihren Besuch, über gefallene, durch fallende Blätter.

„Es würde mir ein angenehmer Gedanke sein, glauben zu dürfen, daß Doktor Evertson viel an mich denkt," sagte die junge Frau. „Allein ich zweifle, daß ich an seiner Unzufriedenheit, wie Sie sagen, schuld bin. Sie vermuten das auch nur, Mistreß Evertson. Er kann tausend andere Gründe haben." —

„Nun, darüber dürfen Sie beruhigt sein, Mistreß Fish. Ich würde meinen Verstand sowohl wie meine Augen keinen Cent wert halten, wenn dem nicht so wäre, obschon mein Tommy wie das Grab schweigt und wahrscheinlich aus dem Häuschen sein würde, wenn er wüßte, weshalb ich zu Ihnen fuhr. — Ich danke Ihnen, mein Herzchen, es sitzt sich ganz gut hier. — Vielleicht wäre es auch das Richtige gewesen, er wäre selber statt meiner gegangen, ein vernünftiges Wort mit Ihnen zu reden. Aber ich weiß schon, wie er's macht: er kann sich nicht aussprechen, wenn ihn etwas drückt. Er hat es von Kindesbeinen auf nicht fertig gebracht, obwohl er sonst gewiß den Mund auf dem rechten Flecke hat."

„Gesetzt, Mistreß Evertson, daß Sie recht hätten: welchen Zweck hätte diese Unterredung? Wenn Doktor Evertson nicht vergessen kann, daß ich seine Wünsche einst unerfüllt gelassen: welche Bürgschaft haben Sie, daß er heute noch wünscht? Ich bin eine geschiedene Frau, mir blieb ein bescheidenes Auskommen — zwei Dinge, welche sehr wohl hinreichen, um ihm den Gedanken an meinen Besitz gründlich verleiden zu können. Man kann um den Besitz einer schönen Vase werben, wenn ein Schlag sie beschädigt, trauern, daß man die unversehrte nicht gewann, und gleichwohl die verunglückte wertlos finden. Wenn Doktor Evertson mich einst liebte, wird er mir schwerlich verzeihen, daß ich einen anderen ihm vorgezogen."

Die Matrone schüttelte lächelnd den Kopf.

„Doch, doch," wehrte die junge Frau, von dem Kies aufblickend, in dem sie mit der Spitze des Schirmes zeichnete. „Ich habe ihm damals Grundsätze entwickelt, nach denen er mich für ein hochmütiges, berechnendes, nach leeren Aeußerlichkeiten strebendes Geschöpf halten muß. Jetzt würde er mir zu bieten haben, was ich damals an ihm vermißte. Würde ich ihm heute meine Hand reichen wollen, er könnte nur glauben, es geschähe das, weil er inzwischen ein reicher und berühmter Mann geworden ist. Ich wüßte nichts, wodurch ich ihn vom Gegenteil überzeugen könnte. Das allein genügt, um uns für immer zu scheiden."

„Das sind, mit Ihrer gütigen Erlaubnis gesagt, Spitzfindigkeiten, Mistreß Fish," meinte die Matrone, indem sie den Kopf mit dem Riesenhut ein wenig zurücklegte. „Wenn zwei Menschen einander von Herzen gut sind, so merken sie das heraus trotz allem Wenn und Aber. Um einen anderen Punkt zu berühren: wie steht es mit Ihrem Glauben, liebes Kind?"

Mistreß Fish sah erstaunt auf.

„Wie meinen Sie das?"

„Sie sind ohne Zweifel eine Christin. Allein nehmen Sie das nicht übel: ich kann mir nicht denken, daß eine so vernünftige Frau wie Sie an dem Christentum der Papisten sonderliches Wohlgefallen finden kann. Anderer Dinge zu geschweigen: was für eine Thorheit ist es, zu verbieten, daß eine geschiedene Frau sich einen anderen Mann heiratet. Ich kenne das Wort Gottes wie irgend eine, denn Kapitän Evertson ließ mir viel Zeit, mich damit zu beschäftigen, allein ich möchte schwören, daß davon keine Silbe darin enthalten ist, weder im alten noch im neuen Testament. Was sagen Sie dazu?"

Mistreß Fish hob ihre dunklen Augen auf und sprach hastig:

„Ich denke wir sehen davon ab, eine Frage zu erörtern, die peinlich ist und vorläufig keinen Zweck hat. Ich habe nie Veranlassung gefunden, mir zu überlegen, mit welchem Recht ich Katholikin bleibe. Jedenfalls trennt man sich leichter von einem Glauben, als von einer Kirche,

Mistreß Evertson, denn ein neuer Glaube ist leichter zu finden, als für diesen Glauben die genau passende Kirche. Wenn Ihnen daran liegt, zu wissen, wie es mit meinem Glauben steht, so wird Ihnen Doktor Evertson Auskunft geben können."

Die alte Dame faltete die Hände, und ihr Blick nahm etwas rührend Bittendes und Angstvolles zugleich an.

„Nur das eine beantworten Sie mir, Mistreß Fish: würden Sie unter keinen Umständen sich von Ihrer Kirche trennen?"

„Das will ich nicht behaupten," war die zögernde Antwort.

Mistreß Evertson nahm die Hand der jungen Frau und drückte trotz ihres Widerstrebens einen Kuß darauf.

„Gott segne Sie, Mistreß Fish. Am jüngsten Tage will ich aufstehen und sagen: sie hat einer betrübten Mutter soviel Gutes erzeigt, daß diese auf Erden nichts auszudenken gewußt hätte, was hinreichte, um sie zu belohnen."

Die junge Frau entzog ihr die Hand mit einer Bewegung des Erschreckens.

„Um des Himmelswillen, Sie dürfen Ihrem Sohne keine Hoffnungen erwecken — nein, nein, Mistreß Evertson, ich würde schwerlich die Kirche wechseln — es wäre mir unerträglich, zu denken, daß Sie ihm etwas von dieser Unterredung mitteilten — ich will einsam bleiben und meine Thorheit büßen. Ihr Wort Mistreß Evertson, daß Sie schweigen werden —"

Sie war aufgesprungen, in glühendes Rot getaucht, die Augen voll leidenschaftlichen Widerspruchs. Auch Mistreß Evertson erhob sich.

„Sie machen mich nicht irre, mein teures Kind. Ich werde meinem Sohne nichts von dem sagen, was ich hier gesehen und gehört. Aber ich weiß soviel: es ist nicht ausgeschlossen, daß Gott ihn glücklich machen will, und so binde ich meiner Sorge einen Stein um den Hals und werfe sie in den East River, wo er am tiefsten ist. Ich könnte springen wie David vor der Bundeslade, wenn sich das für eine alte Frau geziemte. — Good bye, ich habe Sie sehr lieb, sehr lieb, Mistreß Fish. Mein Begleiter wartet, und ich will nicht, daß der Mann zu seinem Leibe auch noch seine Seele schädigt, indem er beständig den Kerl und das Weibsbild in Badehosen vor Ihrer Thür betrachtet und Glossen darüber macht."

Sie nahm noch einmal die Hand der Jüngeren, nickte ihr mütterlich zärtlich zu und schritt elastisch wie ein siebzehnjähriges Mädchen dem Laubenausgange zu.

Mistreß Fish blieb in tiefster Verwirrung zurück. Was auch die feine, formvolle Dame gegen diese derbe, originelle alte Frau einzuwenden hatte — eines Zugs von Sympathie konnte sie sich nicht erwehren. Und doch hatte Mistreß Evertson sie gequält, mit beiden Händen in einer Verlegenheit festgehalten, die sie fast erstickte, ihr die tödliche Sorge zurückgelassen, sie könne dem Doktor auch nur mit einer Andeutung verraten, daß diejenige, welche ihn einst verschmäht, jetzt, gedemütigt, verarmt, vereinsamt, seiner Annäherung keinen Widerstand entgegensetzen würde. Etwas, was still in ihr wachsen und werden wollte, war wie von eisigem Hauche berührt.

„Nein," rief sie halblaut, die Augen schließend, mit wie zur Abwehr erhobenem Arm: „nie, nie; ich müßte ihn abweisen. Mich dünkte einst, ich stünde zu hoch für ihn — jetzt bin ich gewiß, daß ich zu tief für ihn stehe."

Draußen auf der Straße rasselte der Wagen davon, in welchen Mistreß Evertson mit Bolle gestiegen.

In der Dienerstube stand Bob am Fenster und sah ihr nach. Da kam Dick Ramsley, welcher der alten Dame die Thür geöffnet hatte, die Treppe hernieder. Er schritt ein paarmal auf und ab, in sichtlicher Aufregung.

„Bob," sagte er endlich, geheimnisvoll zu diesem tretend: „ist der Koch in der Nähe?"

„No," war die lakonische Antwort.

„So will ich dir eine Frage vorlegen. Ich habe damals meine Wette bezahlt, weil Missis statt Doktor Evertson Mister Fish geheiratet hat. Gesetzt nun, daß jetzt, wo sie Witwe ist, Doktor Evertson doch noch ihr Mann wird — habe ich nicht dann im Grunde gewonnen?"

Der Schwarze zog den Mund von einem Ohr bis zum anderen.

„Dick, ich meine: vertrunken ist vertrunken. Ich kalkuliere: damit, daß du bezahlt hast, ist zugegeben, daß du die erste Heirat gemeint hast. Aber wie wär's, wenn du eine zweite Wette anstelltest? Vorausgesetzt, daß du, was die Verwendung des Gewinnstes betrifft, ebenso vernünftige Ansichten hast, wie Mister Road, so will ich von Herzen wünschen, daß du gewinnst."

16.

Mister Fish nahm zuerst die Ueberzeugung, daß ihm nur übrig bleibe, dem Rat von Jeremy Hopkins zu folgen, mit einer stumpfsinnigen Wut auf, welche ihm eine halbe Stunde lang nichts anderes zu denken erlaubte, als Rachevorsätze. Am Ende dieser halben Stunde war sein Ingrimm verkocht und eine fieberhafte, mit jeder Minute wachsende Angst trat an die Stelle. Er hätte sich schließlich allenfalls in den Gedanken gefunden, eines Tags vor seinem Ruin zu stehen. Allein gegen einen Platz in jenem vierschrötigen Bau der Leonard-Street mit der unheimlich starren Fassade eines ägyptischen Tempels und dem schauerlichen Namen der „Tombs" sträubte sich alles in ihm.

Er raffte alle Einnahmen zusammen, leerte telegraphisch auch seine fernsten Kassen, verkaufte in der Eile, was sich zu Gelde machen ließ, Einrichtung, Kunstsachen, Pferde — gefällige Leute, bei welchen er die Ahnung des Sachverhalts in raschem Profit erstickte, waren leicht gefunden. Als er in Jersey-City am Bahnhofe der Eriebahn stand, einen Koffer voll Juwelenschmuck und Reiseeffekten neben sich, glaubte jedermann in dem Palast der East 23 Street, daß er auf ein paar Tage nach dem Westen fahre, und Jeremy Hopkins, der es nicht glaubte, wußte wenigstens durch ein Billet, zu welcher anderen Meinung er sich zu bekennen habe.

Einer der riesigen Fährdampfer des Hudson sorgte indes bald, daß Mister Fish wieder auf das jenseitige Ufer gelangte. Er ward in einer Office sichtbar, wo man Billets für einen Dampfer verkaufte, der am anderen Morgen nach der Havanna lichten sollte; dann, in später Nacht, in einem Barbierladen der Nassau-Street: als er wieder den weiß-rot-blauen Pfahl davor passierte, waren die Bartkoteletten von seinen Wangen verschwunden. Kurz vor der Abfahrtszeit schlich er übernächtig, tödlich abgespannt aus einem der zahlreichen Wiener Cafés zum Quai.

Es war gegen fünf Uhr morgens. Um ihn wühlte und wirbelte mit hundertfach verschiedenem Geräusche das erwachende Leben der Riesenstadt. Der Himmel begann zu grauen, Lichter und Laternen überall, Karren und andere Lastfuhrwerke in Bewegung, auf dem Flusse ein leichter Nebel, aus dem sich zahllose kahle Maststangen, Leinen, Strickleitern, Bündel schattenhaft in die Nachtluft hoben.

Dort lag der „Star", Kapitän Janssen.

An der letzten Quailaterne ihm gegenüber lehnte ein Mann mit einem Karren neben sich. Dieser Mann befand sich seit fünf Stunden dort, bald hin und her gehend, um sich der Kälte zu erwehren, bald auf dem Karren hingestreckt, um auszuruhen. Den Quaiwächtern hatte er gesagt, daß er auf einen Passagier warten müsse.

Mister Fish hatte keine Ahnung, daß dieser Mann zu ihm in Beziehung stand, daß ihm derselbe begegnet war, als er aus der Office in das Freie getreten, daß er in der Office erfahren: der letzte Mann, den man soeben eingeschrieben, sei kein Mister Fish, sondern ein Mister John Smith gewesen, und der „Star" lichte um fünf Uhr die Anker.

Als Mister Fish bei der Laterne vorüber ging, löste sich die Gestalt einen Augenblick vom Pfahl ab und näherte sich ihm. Ein unterdrückter Ausruf des Erstaunens kam von ihren Lippen. Mister Fish achtete nicht darauf. Alles in ihm — seine Augen, Ohren, alle Sinne drängten auf den Koloß hinüber, an dem die Wasser des Hudson hinaufplätscherten.

Noch immer starrte der Mann wie versteinert hinüber, wo der Kaufherr verschwunden war; plötzlich stieß er einen Fluch aus und ballte ihm beide Fäuste nach. Dann griff er in wütender Hast nach seinem Karren und fuhr davon.

Es war James Baker.

Zur nämlichen Zeit, da der „Star" die Küste aus den Augen verlor, schellte der ehemalige Diener vor dem Eingang des Palastes am Madisonsquare, welchen James Patterson bewohnte. Man hatte ihn vom Comptoir, wo er das Erscheinen der ersten Clercs abgewartet, dahin gewiesen.

Der Portier weigerte sich, ihn einzulassen.

„Goddam, melden Sie Mister Patterson, es stünde jemand hier, um ihm zu sagen, daß Mister Fish auf dem ‚Star' nach der Havanna unterwegs sei," rief er zornig.

Ein paar Minuten später stand er vor dem Banquier.

„Ich schwöre es, Sir, ich will dreitausendmal gehangen sein. Er hat sich als John Smith einschreiben lassen, und er hatte zuletzt keinen Bart mehr, aber er war's doch."

Es kostete dem Banquier wenig Mühe zu erfahren, daß Mister Fish abgereist — sich die Ueberzeugung zurecht zu kombinieren, daß derselbe nicht nach dem Westen, sondern nach der Havanna auf der Flucht sei. Jeremy Hopkins



„Da könn's lang wart'n . . Herr Gemeindeschreiber!"

mußte achselzuckend geschehen lassen, daß die Spur der Polizei überliefert ward.

Allem Vermuten nach war Mister Fish verfallen.

Der „Star“ hatte eine gute Fahrt. Der Flüchtling atmete immer zuversichtlicher auf. Selbst wenn er jemand Bekanntes unter den Passagieren gefunden hätte, würde ihn das nicht beunruhigt haben — intimere Bekannte fuhren sicher nicht mit, das hatte er vorher gewußt, gegen die anderen hätte er sein Inkognito behauptet. Aber er fuhr mit lauter fremden Gesichtern. Endlich hatte er das innerliche Gleichgewicht wiedergefunden, und danach kam ein Nervenrückschlag auf die furchtbare Aufregung des vergangenen Tages. Er ließ sich Sekt geben, zog sich in seine Kabine zurück und trank hastig, bis die Flasche leer war. Nun schlief er ein, während droben die Seekrankheit ihre Opfer suchte, einen Nachmittag und eine Nacht hindurch wie ein Toter. Am Morgen hatte er Kopfschmerz. Er hielt sich auf Deck, neben einer jungen glutäugigen Kreolin der einzige Passagier, welcher dem boshaften Seeteufel entging. Ein kühler Morgen, der ihm wohlthat. Er begann sich die Zukunft zurecht zu legen. Die Havanna war ihm nicht sicher genug, er gedachte südlicher zu gehen, vielleicht in die La Plata-Staaten. Aber auch der Gedanke, einige Zeit still in Europa zuzubringen, war ihm nicht unsympathisch.

Er aß mit leidlichem Appetit seinen Lunch und begann dazwischen mit der hübschen Kreolin zu plaudern. Dann schloß er sich in die Kabine ein und rechnete, bis er einschlief, und als er aufwachte, rief die Glocke zum Diner. Er half dem jungen Mädchen einen Sonnenuntergang bewundern, bis dasselbe unter Deck gerufen wurde. Er redete den Kapitän an, der bei der bequemen Fahrt einem Gespräch nicht abhold zu sein schien und dem er zu aller Vorsicht ein Märchen von einer Plantage aufband, die er auf Jamaika besitze. Kapitän Janssen erwies sich als ein eifriger Monroe-Mann, welcher durchaus für nötig erachtete, daß die Union Westindien in die Tasche stecke; Mister „John Smith“ war keineswegs ein Gegner dieser Idee und wünschte auf ihre Zukunft mit dem Seemann in dessen Kajüte ein Glas zu leeren.

Sie saßen unten tief in die Nacht hinein. Da entstand Geräusch draußen — jemand steckte den Kopf durch die Thür.

„Kapitän!“

„Was gibt es?“

„Ein Regierungsdampfer.“

„Stopp! Kommen Sie mit auf Deck, Sir, oder ziehen Sie es vor, zu warten?“

„Was hat das zu bedeuten?“ fragte Mister Fish unsicher.

„Weiß nicht, Sir. Kontrollsachen — vielleicht ein Detective, der einen Fang machen will.“

„Ich begleite Sie.“

Der Kapitän schritt eilig vorweg. Mister Fish fühlte, wie ihm alles Blut von den Füßen zu Kopf strömte. Er mußte einen Augenblick die Lider schließen und sich an dem Tisch halten. Dann ging er hinaus und stieg treppauf nach dem Verdeck. Rauch aus dem nächsten Schornstein schlug ihm in das Gesicht und benahm ihm fast den Atem. Dazwischen sah er Nacht, Sterne, dunkles, schwachbewegtes Wasser, ein paar Laternen. Drüben hörte er Stimmen von Bord zu Bord schallen — ein blendender Lichtschein schoß plötzlich auf das Wasser hinaus, und er gewahrte in geringer Entfernung die Formen eines kleinen Dampfers. Dem Brausen der rückläufigen Bewegung folgte eine Ruhepause.

„Vorwärts — damn' — die Treppe los!“ rief der heißblütige Kapitän.

Mister Fish ging zu ihm hinüber.

„Was ist's, Sir?“

„Ein Detective, Mister Smith. Er will nicht glauben, daß ich keinen Mister Fish an Bord habe. Hol ihn der Schwarze. Wir werden heute nicht mehr an unsere Flaschen kommen — — Smith? Jawohl! — O weh, Sir — nun?“

Der Kapitän suchte verwundert mit den Augen nach Mister John Smith, der plötzlich verschwunden war. Im Moment quoll wieder eine dicke Schornsteinwolke herab und füllte das halbe Deck.

Hinter dem Qualm schritt Mister Fish zum entgegengesetzten Bord und tastete sich an demselben hin. Vor seinen Augen war es schwarz, die Kehle schnürte sich ihm zu, sein umnebeltes Hirn faßte vergeblich nach einem rettenden Gedanken. So plötzlich, so niederschmetternd unerwartet brach das Verhängnis über ihn herein! Er fühlte die Kralle, die in seinen Scheitel griff, fühlte, wie sich seine Haut zusammenzog — in einem Anfall von Schwindel legte er sich über den Bord.

Das galt ihm ohne Zweifel. Er hörte nichts weiter und brauchte nichts weiter zu hören. Was

thun? Sich ergeben? Abführen lassen? Wozu war er dann geflohen? Lieber sterben.

Sterben?

Er schauderte. Er war kein Held, aber doch nicht feige genug, um nicht für den äußersten Fall auch dazu zu greifen. Und je länger er in die schwarze bewegte Finsternis unten blickte, je deutlicher ihm das rastlose Wallen und Wogen sich enthüllte, um so mehr ballte sich alles in ihm um den dunklen, festen Kern jenes Gedankens. Das Geräusch, die Reden am anderen Bord, trafen sein Ohr wie aus weiter Ferne.

Der Kohlendampf schlug über ihm zusammen, heiß, erstickend. Da wurde in der Nähe des Schornsteins der Name Smith gerufen. Wie eine Furie hetzte ihn dieser Klang — er griff mit den Händen aus — und fühlte ein Tau.

Das Tau hing über Bord, an der Schiffswand nieder, jedenfalls irgendwo befestigt.

Mister Fish schwang sich über Bord, packte das Tau mit beiden Fäusten und ließ sich daran hinab.

Er hing vor einem Fenster. Einen Fuß tief unter ihm wälzten sich die Wasser, unermüdlich geheimnisvoll gluckfsend und murmelnd. Er sah hinein und fühlte einen fast unwiderstehlichen Zug, sich mit fortreißen zu lassen. Wieder packte ihn ein Schwindel und er schloß die Augen. Vor seinem Geiste zog Vergangenes vorüber wie eine Wandeldekoration: Kindheitsepisoden — ein Lehrer, den er mit der Peitsche geschlagen, seine Mutter, die sich durch gelbseidene Gardinen mit schwarzen Blumen über sein Bett beugte, eine Fahrt nach West Point, weiter eine keck genossene Jugend, Mädchenköpfe, blitzende Gläser auf gedeckten Tischen, Wasserjagden an den großen Seen, Ruderregatten, ein schwarz- und weißgefleckter Hund, den er erschossen, weil er ihm beim Auspeitschen die Zähne gezeigt, Auswanderer, die er mit Land betrogen und die ihn auf der Rückreise heimsuchten, um sich zu rächen — sie hatten ihn auf seinem Comptoir mit Revolvern hinter einer rasch verschlossenen Thüre belagert — eine verwirrende Jagd von Bildern, Physiognomieen, Empfindungen, zum Teil längst vergessen. Da kam der stolze, heftige Patterson und zog das Todeslos und der tolle Schotte Perkins hielt den Hut, und da lag der todwunde — er hatte damals zum Arzt schicken lassen in einem Anfall von Reue, aber der junge Patterson hatte ihm die Gewissensbefriedigung nicht gegönnt und den Verband abgerissen — nun seine Gattin; er haßte sie in diesem Augenblick — wieder der unglückliche Patterson, der ihn mit den stolzen spöttischen Augen verfolgte; es war unmöglich ihn fortzudenken — —

Nur Sekunden dauerte das alles.

Hinter der Fensterluke, an der er hing, regte sich etwas; er fuhr herum: weiße Kleidung, ein Gesicht — er glaubte die hübsche junge Kreolin zu erkennen. Ein Schrei, und das Gesicht verschwand.

Oben regte es sich, bog sich über Bord.

„He da, Mister Fish oder Smith —"

Plötzlich begann die Schraube zu arbeiten, die Maschine ächzte auf. Mister Fish ließ das Tau fahren.

„Mann über Bord!" rief es oben.

Ein Rennen von Bord zu Bord. Bald darauf warf ein Reflektor seinen Schein auch nach dieser Seite, wie ein gespenstiges Lichtwesen weit auf den Wellen umhersuchend.

„Dort — dort muß er sein. Er treibt ab wie ein Kork," sagte der Kapitän zu dem Beamten neben ihm. „Da ist nichts zu retten, Sir."

„Ich muß seine Effekten untersuchen; führen Sie mich in seine Kabine, wenn's gefällig ist."

„Er führte, so viel ich weiß, kein Gepäck mit sich, ausgenommen einen Koffer."

„So ist es, Sir," nickte der Detective. „Ich werde ihn mitnehmen. Wenn dieser Gentleman es vorzieht, an sich selber Justiz zu üben, so wird sich dagegen nichts thun lassen. Daß er der Rechte war, werden Sie nicht mehr bezweifeln."

„In keiner Weise, Sir; schade um die schöne Plantage auf Jamaika, die mit ihm ertrinkt.

Der Koffer wurde heraufgebracht, etwas Garderobe dazu. Der Detective stieg nach höflichem Abschied in sein Boot und fuhr grüßend ab. Bald nachher kletterte er auf den Dampfer drüben.

Das Licht auf dem „Star" erlosch, dunkel lagen die beiden Fahrzeuge, hüben und drüben ächzten die Maschinen auf und größer und größer ward die Entfernung der Dampfer voneinander.

Kapitän Janssen zog die Uhr und ging zu einer Laterne.

„Eine Viertelstunde!" sagte er.

Dann blickte er auf das Meer zurück, schüttelte den Kopf und begab sich wieder in seine Kajüte hinab.

Irgendwo ein Punkt auf der ungeheuren

Fläche, der Mister Fish hieß. Vielleicht auch nicht mehr.

Die Polypenarme des Riesen spielen nicht lange. — —

Doktor Evertson wohnte in der 14. Straße, nahe dem Madisonsquare. Er hatte das nicht allzugroße, aber luxuriöse Haus einer Witwe gemietet, welche sich nicht von Paris trennen konnte.

In früher Morgenstunde hatte er Besuch — vor der Thüre hielt die Equipage des Banquier Patterson.

„Wie ich Ihnen sage, Doktor, er ist tot; die schädlichste Art für ihn, mir durch die Finger zu gehen. Der Detective ist als vorsichtiger Mann hinuntergefahren und hat einen Regierungsdampfer mobil gemacht und den „Star“ abgefangen. Hier ist das Telegramm: Mister Fish in See gesprungen, tot. Bringe Koffer mit. Identität zweifellos.“

Der Banquier reichte von seinem Fauteuil aus dem Doktor das Telegramm hin, der stumm mit unbewegtem Gesicht darauf blickte. Er dachte in diesem Augenblick nur den einen Gedanken: Mistreß Fish frei, ganz frei!

„Nun erwächst mir eine schöne Arbeit, Doktor: den Augiasstall dieses Nachlasses zu säubern.“

„Wer erbt denn?“ fragte Doktor Evertson plötzlich, ohne sich im mindesten für diese Frage innerlich zu interessieren.

„Das ist das Merkwürdigste dabei: ich glaube, niemand als Mistreß Fish — soweit überhaupt etwas zu erben ist. Der Mann dürfte sein Testament zu ihren Gunsten gemacht und schwerlich inzwischen geändert haben. Sein Hotel haben sie ausgeräumt. Er hat alles, was darin war, verkauft und den Wert mitgenommen, auch alle seine Kassen geplündert, ehe er davon ging, und es fragt sich nun, wieviel von dieser Summe der Hai im Magen hat, wieviel im Koffer geblieben. Seine sonstige Hinterlassenschaft habe ich nun auf dem Halse und muß sehen, was ich daraus mache. Auf jeden Fall will ich mir Mühe geben, der kleinen Frau das Geschäft zu halten, an dem ihr Herzchen hängt. Verdammt, daß ich nicht gewartet habe mit der Anzeige, bis ich das Geschäft klar gemacht. Jetzt schlucken Gerichte und Advokaten noch manchen Greenback mehr zu meinem Schaden. Ich hoffe, daß ich Pereire die Verwaltung zuschiebe. Er hat ein Telegramm von mir, ich fahre von hier aus zu ihm.“

„Ich werde nach Poirethouse fahren,“ sagte Doktor Evertson wie aus einem Traume erwachend.

„Verdammt guter Gedanke, Doktor. Ich glaube, Sie sind der Mann, ihr die Pille zu versüßen. Als ich vor ein paar Tagen bei ihr war, um den Brief mit ihr zu besprechen, den sie mir wegen der Firma geschrieben, sprachen wir von Ihnen. Viel sagte sie nicht, aber was sie sagte, hatte Hand und Fuß, und sie machte ganz merkwürdige Augen dazu und ich möchte schwören, daß sie rot wurde, obschon ich nicht gut saß, um das zu beobachten. Ich wollte Ihnen das nicht verheimlichen für den Fall, daß Sie Gebrauch dafür hätten. Good bye, Doktor. Der Bursche ist tot — mein Sohn auch. Eine melancholische Geschichte. Ich will meine Frau nach Philadelphia zu ihrem Bruder schicken und sehen, daß ich inzwischen den Kriminalfall Fish vertusche. Man kann unvorsichtigerweise in die See gefallen sein.“

Mister Patterson fuhr ab.

Der Doktor schellte und ließ anspannen. Er fieberte gelinde. Glückliche Zeit, da er in voller Muße in Mister Dunbys Blockhütte saß! Er hatte noch so deutlich die Stimme der Bewohnerin von damals im Ohr, das Knistern ihrer Gewänder, das ihn so oft erschauern gemacht — das ganze schöne, junge, geistvolle Geschöpf sah er wie mit Augen vor sich treten, sobald er seiner Phantasie nachgab. Die Episode ihrer ersten Heirat schied wie ein Nebel zwischen einst und jetzt. In Wirklichkeit wohnte er nicht mehr in den vier Holzwänden am East River und sie kam nicht mehr, ihn zu besuchen. Er mußte zu ihr kommen. Was war sie ihm heute? Eine geschiedene Katholikin, die ihm keinerlei Anhalt gegeben, zu hoffen, daß ihr Herz für ihn sprach! Einst — ja da war's gewesen, als lege sich ihr Wesen an seine Brust — und dann hatte sie doch kühl und vernünftig räsonniert, daß die Liebe für sie eine Bagatelle sei, daß sie vielleicht gar nicht lieben könne und daß sie vorziehe, ihre Zukunft auf andere Dinge zu stellen. So spricht Liebe nicht. Er war so froh, daß jene schreckliche Zeit hinter ihm lag, wo er friedlos von Arbeit zu Arbeit gestürzt, innerlich gequält und zernagt, verbittert und hoffnungslos, bis er zu der Ueberzeugung zurückgekehrt war: der Mann hat höhere Interessen, als den Besitz eines Geschöpfes, das ihn stört und beunruhigt. Warum an dem Grabe jener Zeit rühren?

Und doch sehnte er sich nach Poirethouse wie nach einer verlorenen Heimat.

Nun hatte er Grund und Zweck, um es aufzusuchen. Was ihn hinführte, versprach auch die Gefahr einzuschränken, welche von diesem Besuch seinem Frieden drohte. Deshalb hatte er es übernommen, nach Poirethouse zu fahren, trotz einer inneren Warnerstimme.

Der Diener, welcher ihm meldete, daß angespannt sei, brachte zugleich die Nachricht, Mister Bolle sei mit einem Briefe draußen.

Seltsam: er erinnerte sich nicht, daß ihm Bolle jemals einen Brief gebracht.

Er ging selbst hinaus, begrüßte den Boten und nahm den Brief.

„Von Mistreß Evertson," sagte der mit einem Kratzfuß.

Das war rührend. Er wußte kaum, daß seine Mutter schreiben könne.

„Mein lieber Tommy!"

Und in einer Schrift und Orthographie, welche beinahe jedes Wort zu raten zwang, ging es weiter.

„Du wirst Dich wundern, daß ich Dir schreibe. Aber ich fürchte mich fast vor Dir, Tommy, indem ich etwas gethan habe, worüber Du sehr böse sein wirst. Das macht mir Sorge, daß ich nicht schlafen kann, was doch für die Gesundheit die Hauptsache ist, wie ich denn auch gewiß glaube, daß Dein Vater heute noch lebte, wenn ihn das abscheuliche Asthma hätte die Nacht schlafen lassen. Ich bin nämlich in Poirethouse bei der kleinen Frau gewesen, um wegen ihrem Papismus zu horchen, rein aus Liebe zu euch beiden, Tommy. Ich gestehe, es war nicht recht, daß ich das hinter Deinem Rücken that; ich habe ihr zwar gesagt, Du wissest nichts davon, wie es ja der Fall ist, aber es quält mich sehr. Ich will Dir wenigstens schreiben, daß sie erst nichts dagegen hatte, ihre üble Art Christentum dahinzugeben, dann wollte sie wieder durchaus nicht, doch, wie ich glaube, nur, indem sie sich wie ein rechtes Mädchen spreizte. Sie meinte auch, Du wolltest bestimmt nichts mehr von ihr wissen, denn sie hätte Dir eine zu schlechte Meinung von sich selber beigebracht und Mister Fish geheiratet, wodurch sie eine geschiedene Frau geworden und arm obendrein. Ich will Dich nun als Deine Mutter bitten, daß Du ihr nichts nachträgst und sie nicht so gering schätzest, wie sie meint, denn sie ist mir wie ein Augapfel. Ich glaube, sie würde gern Deine Frau, und es würde mich sehr glücklich machen, wenn es geschähe. Dann könntet Ihr mich meinethalben entgelten lassen, daß ich mich hineingemischt habe, und die arme Betty Evertson vergessen, bis sie der Herr Christus ruft, um ihr zu zeigen, wie es nunmehr Kapitän Evertson im Himmel ergeht — lange würde das nicht anstehen, denn ich würde mich schwerlich gewöhnen können, Dein Angesicht zu entbehren, mein guter Tommy. Gott segne Dich, mein guter Sohn. Was mich betrifft, so bin ich froh, daß ich mein Gewissen erleichtert habe. Deine Mutter Betty Evertson."

Nachschrift:

„Ueberlege Dir doch einmal, ob es nötig ist, daß zwei steinerne Menschen in sehr erbärmlicher Kleidung vor Poirethouse Wache stehen, darunter sogar eine Frauensperson. Ich weiß, daß man dergleichen auch an anderen Häusern hat, aber anständig kann ich es nicht finden."

Doktor Evertson wurde heiß und kalt beim Lesen dieser mütterlichen Beichte. „O Mammy!" dachte er mit bitterem Aufwallen. „Das war kein guter Geist, der dich beriet." Und dann entwaffneten ihn wieder diese rührend wunderlichen Buchstaben, welche einen ganzen Bogen füllten und so unsäglich mühsam aussahen.

„Ein ganzer Bogen," sprach er unwillkürlich vor sich hin.

Bolles schauderhaftes Gesicht ging darauf einen Augenblick nach rechts und links aus der Façon, was ein Lächeln bedeutete.

„Sie hat drei Tage dran gekritzelt, Mister Doktor, und viel dabei gestöhnt, und als sie fertig war, sagte sie, daß sie zu Bett gehen müsse, da ihr das Schreiben geschadet habe. Ich hätte ihr das gern geschrieben, aber sie ließ mich nicht einmal zusehen."

Doktor Evertson nahm einen Bleistift und eine Karte.

„Sorge Dich nicht. Dein treuer Sohn Tommy", schrieb er.

„Grüßen Sie meine Mutter, Bolle. Wie geht es ihr?"

„Die Tage her nicht so gut, Sir, daraus zu schließen, daß sie sehr den Kopf hing und immer keinen Appetit zu haben behauptete."

Der Arzt ging mit dem Briefe in sein Zimmer zurück, kopfschüttelnd und finster. Er las ihn wiederholt, und auf einigen Stellen ruhte sein Auge länger. Einigemal konnte er sich nicht enthalten zu lächeln. Und wenn er ihn sinken ließ, bedachte er in einer Art Erschütterung, daß dieses

Schriftstück wahrscheinlich das einzige sei, was nach dem Tode der Mutter Zeugnis ablegen werde, daß sie auch schreiben gekonnt.

Im Grunde war das Unglück nicht so groß. Mistreß Fish war sicher nicht so schwachköpfig zu glauben, daß er seine Mutter schicken werde, um für den Sohn Propaganda zu machen. Und es standen Dinge in dem Briefe, welche einen Rosenduft verbreiteten.

Er ging, um den Wagen zu besteigen, fuhr in sein Krankenhaus, fuhr zu ein paar Patienten, endlich nach Poirethouse.

Dick empfing ihn strahlend, Mistreß Fish beklommen und erkünstelt fremd. Sie sah nicht wohl aus, saß fröstelnd in ein Tuch gehüllt und blaß. Im Kamin loderte und fauchte ein starkes Feuer — freilich war es draußen schier winterlich, und der steife Nordwest, welcher im Zickzack durch alle Straßen lief, prallte schon gegen manch einen Pelz.

„Was bringen Sie, Sir?“ fragte die junge Frau, als sie vor der Flamme saßen.

„Unheil, wie immer,“ war die gegen alle Absicht bitter klingende Erwiderung. „Es betrifft Mister Fish.“

„So?“ meinte sie ziemlich teilnahmslos. „Ich denke, daß ich mit Mister Fish nichts zu thun habe.“

Der Ton ihrer Stimme reizte ihn.

„Desto besser,“ sagte er. „Dann bedarf es keiner besonderen Vorbereitungen, um Ihnen mitzuteilen, daß er aufgehört hat, zu leben.“

Mistreß Fish zuckte zusammen.

„O, mein Gott,“ sprach sie, sich in dem niedrigen Sessel aufrichtend. Und plötzlich brach sie in Thränen aus.

„Ich bin mit meinen Nerven übel daran, Sir; verzeihen Sie, ich fasse mich sofort. Wollen Sie mir sagen, wie Mister Fish starb? Oder nein — vielleicht ist er auf eine Weise umgekommen, welche besser unerörtert bleibt? Dann nicht, Sir. Ich habe, wie Sie sehen, zur Zeit nicht viel Widerstandskraft zur Verfügung.“

„Er ging auf ein Schiff und verunglückte, indem er über Bord stürzte. Es geschah, ohne daß es möglich war, ihn zu retten. Man fand ihn nicht und wird ihn nie mehr finden, Mistreß Fish. Mister Patterson, der mir die Ueberbringung dieser Nachricht an Sie auftrug, ordnet die Nachlaßangelegenheit.“

„Man wird ihn nie mehr finden. Ein trauriges Wort, Mister Evertson.“ Sie trocknete mit dem Taschentuch die Augen, langsam, müde. „Und doch ist es am besten so.“

„In der That, Mistreß Fish, nun sind Sie ganz frei.“

Sie hob den Kopf und sah ihn groß an, als hätte er ihr eine Kränkung zugefügt.

„Sie mißverstehen mich, Sir. Ich dachte in diesem Augenblick an andere Dinge als an meine Freiheit.“

Der Doktor biß sich auf die Unterlippe. Sie gab seinem Worte eine Deutung, welche er, so nahe sie ihm lag, nicht im Auge gehabt hatte.

„Möglich auch, daß ich der Mißverstandene bin. Indes gleichviel: darf ich wissen, woran Sie dachten?“

„Ich beklage einen Unglücklichen, an dessen Unglück ich mit die Schuld trage. Ich hatte die natürliche Pflicht, ihn moralisch zu stützen, und habe es nicht gethan. Jetzt ist er tot, und ist allen Enttäuschungen überhoben. Ich weiß, was Sie denken, Sir. Ich habe einst anders über die Ehe geurteilt. Ich schäme mich nicht zu sagen, daß ich sehr unreif darüber dachte. Man wird eben über viele Dinge nur durch Schaden klug, und ich werde an diesem Schaden tragen zu meiner Buße, bis ich da bin, wo sich mein Gatte befindet. Mich fröstelt, Sir; diese Witterung macht mich melancholisch — vielleicht falle ich einem Ihrer Kollegen in die Hände. Eines Tages kommen Sie und finden, daß auch mir nicht zu helfen ist.“

Doktor Evertson sah sie starr an.

„Ich fürchte, daß Sie in der That krank sind. Eine Elasticität des Geistes, wie ich sie an Ihnen bewundert, ist wohl kaum anders zu lähmen. Ich bin dieser Nervenverstimmung, so sehr ich sie beklage, Dank schuldig. Ich erfahre durch sie, daß es Ihnen näher liegt, andere Aerzte zu konsultieren, als mich. Entweder also, Sie haben kein Vertrauen zu meiner Kunst, oder ich bin Ihnen persönlich in hohem Maße antipathisch. Das erstere glaube ich bezweifeln zu dürfen, so bleibt nur das letztere übrig. Klarsehen ist das beste, pflegt unser alter Patterson zu sagen. Nun, Mistreß Fish, ich habe die Absicht, Ihnen nicht mehr beschwerlich zu fallen.“ Er fuhr sich langsam über die Stirn. „Es gab eine Zeit, wo ich sehr glücklich war — ich danke Ihnen für diese Zeit, auch wenn Ihr Wille mit diesem Glück nichts zu thun hatte. Ich danke Ihnen auch für den blutigen Schlag, der mich aufweckte und mich überzeugte, daß ich geträumt hatte. Dieser Schlag hat mich im Leben weit vorwärts ge-

trieben und viel Gutes im Gefolge gehabt. Ich bin nicht der Mann, welcher glaubt, daß sich Himmel stürmen lassen. Ich werde für mich meine Wege gehen und versuchen, so glücklich zu werden, als es möglich ist. Und wenn mich einmal die Sehnsucht nach süßer Frauenliebe überkommen sollte, so werde ich träumen, Sie liebten mich, Mistreß Fish. Wiedersehen darf ich Sie nicht, ich will in Frieden träumen, und ich muß die Wirklichkeit vergessen, um das zu können. Folgen Sie Ihrem Herzen, dann können Sie Unglück haben, aber nicht unglücklich werden, Mistreß Fish. Leben Sie wohl!"

Er stand auf und streckte ihr die Hand hin. Sein Gesicht war voll mühsam bekämpfter Bewegung. Sie erhob sich hastig, griff einen Augenblick nach dem Herzen und nahm die dargebotene Hand.

„Gehen Sie, mein Freund; es ist kein günstiger Augenblick, über diese Dinge zu sprechen. Ich bin krank und fühle mehr denn je, daß ich Ihrer nicht wert bin. Ich glaube, wir hätten sehr glücklich werden können. Das ist vorbei, durch meine Schuld. Nicht die Antipathie gegen Sie ist es, was Ihnen im Wege steht; Sie sollen mit keinem Irrtum von mir scheiden: es ist die Antipathie, die ich gegen mich selber habe. — Nein, nein, geben Sie sich keine Mühe, mein Entschluß steht fest. Gäbe ich mich Ihnen, so geschähe es mit dem Gefühl, daß ich Ihnen etwas überließe, was mich selbst anekelt. Das wäre unmoralisch. Ich würde nie die rechte Stellung neben Ihnen finden, nie die Würde des Weibes — eine Sklavin wäre ich, widerstandslos, willenlos — ich darf es nicht, um meinetwillen und um Ihretwillen. Träumen Sie von der jungen frischen Blüte, welcher Sie einst mehr waren, als Sie wissen sollten, vielleicht als sie selbst wußte. Ich sage Ihnen das offen, denn es ist Schall für uns beide."

Sie schloß in einem Anfall von Schwindel die Augen und zog den Sessel heran um sich zu stützen. Doktor Evertson beugte sich auf ihre Hand nieder, faßte sie mit beiden Händen und preßte seine Lippen darauf, lange — sie duldete es.

„Genug," sagte sie dann. „Schonen Sie mich, wenn Sie mich lieben."

Seine Augen waren feucht, als er den Abschied nickte.

Sie sank in ihren Stuhl hinab. Ein Schauer überlief sie, und sie zog das Tuch fester um sich, nahm die Zange und störte die Flamme auf. Eine Weile verloren sich ihre Blicke hinein. Dann hob sie eine Schelle vom Teppich.

Jenny, die Zofe, erschien.

„Richte mein Bett, Jenny. Mir ist unwohl und ich werde mich legen," sagte sie.

18.

Es war eine Woche später.

Doktor Evertson kehrte von einer Ausfahrt zurück. Er fühlte sich seit jenem Besuch tief zufrieden, und doch glühte sein ganzes Innere von Flammen. Sie liebte ihn — was wollte die Verstimmung bedeuten, welche sie noch von ihm trennte! Es galt einfach zu warten. Jener Zustand mußte endlich vorübergehen. Und zu warten hatte er gelernt. Er glaubte nicht einmal, daß sie ernstlich krank geworden — sonst hätte man ihn doch wohl benachrichtigt. Die Dienerschaft, welche die ganze Pflege hätte in die Hand nehmen müssen, würde sicher an ihn gedacht haben, wenn nicht Mistreß Fish selbst.

Er war einigemal mit Patterson zusammengekommen. Das Testament hatte in der That als Erbin „meine teure Frau Adeline geborene Poiret" genannt. Aber dieser Ausdruck hatte zu Bedenken Anlaß gegeben, welche einen langwierigen Prozeß in sichere Aussicht stellten. Mistreß Fish war eben nicht mehr „seine teure Frau", da er gestorben. Entfernte Verwandte des Verunglückten meldeten sich zu der Erbschaft, so stand Mister Patterson in einem Wirrwarr, der noch kein festes Ergebnis absehen ließ.

Als der Arzt an der Portierloge vorüber ging, stürzte ein Mann aus der Thür: Dick Ramsley, aufgeregt, zerstört.

Doktor Evertson erschrack.

„O Sir, Mistreß Fish ist sehr krank. Sie wollte nicht, daß man Sie holen sollte. Aber jetzt liegt sie und kann nichts mehr wollen, und Doktor Evans, mit dem ich gesprochen, war auch der Meinung, ich solle nur zu Ihnen gehen. O Mister Evertson, Sie werden sie nicht sterben lassen. Wenn Sie kommen, weiß ich sicher, daß sie gesund wird. Ich bin schon ein paar Stunden hier und warte."

„Hat Ihnen Doktor Evans gesagt, welche Krankheit Mistreß Fish befallen?"

„Ein Nervenfieber, Sir."

„Kommen Sie. Wir werden zu ihr fahren. Lawrence, ich werde nicht im Hause essen."

Der Wagen, welcher beim Thore einfahren wollte, wurde zurückgeholt. Durch einen Abend voll Laternenschein und Schneegestöber ging es, Doktor Evertson war voll inneren Lebens. Er hatte Dick neben sich, der über der Ehre in die äußerste Ecke rückte und von da rapportierte. Mistreß Fish hatte das Bett aufgesucht, war wieder aufgestanden, so abwechselnd ein paar Tage hindurch. Endlich blieb sie liegen, und jetzt war sie besinnungslos. Zuvor hatte sie der Zofe dringend eingeschärft, alles mit Doktor Evans zu besprechen, auf keinen Fall aber Doktor Evertson in Anspruch zu nehmen. Die einstige Amme von Henry, welche den Haushalt vermehrte, versah mit der Zofe zusammen die Pflege.

„Wird Doktor Evans heute kommen?“

„Ja, er kommt jeden Abend.“

Sie langten vor Poirethouse an, und Dick sprang voraus, um zu schellen. Der Arzt nickte dem Hausmeister stumm zu, der sie empfing, und schritt allein in das Krankenzimmer.

„Sie hat mehrmals nach Ihnen gerufen, Doktor,“ sagte die Zofe mit einem Jammergesicht.

Es war im Fieber gewesen. Doktor Evertson trat zu der Kranken und prüfte die Fieberstärke. Er sah das süße, erhitzte Gesicht, das in Unordnung flüchtige Haar, die zarten Schultern. Es schauerte ihn, diese verborgene junge Brust zu berühren; und er fühlte: Mistreß Fish hatte recht gehabt, sich dagegen zu sträuben, daß er sie behandle. Wenn die geschlossenen Augen da sehen, diese halbgeöffneten Lippen für sie reden würden — er könnte nur mit einer Gewaltthat hier stehen.

Das Fieber stand hoch, das war nichts Unnormales. Die Medizin ließ nichts zu wünschen übrig. Er schickte nach Doktor Evans, einem älteren Manne, der bald erschien, und die beiden hielten eine sorgfältige Besprechung ab. Doktor Evertson ersuchte den durch sein Lob geschmeichelten Kollegen, ihn bei außergewöhnlichen Erscheinungen, auf alle Fälle um die Zeit der Krisis zu benachrichtigen.

Dann schwieg er, und endlich reichte er dem Hausarzt die Hand.

„Thun Sie Ihr Aeußerstes, Sir. Hier steht für mich mehr auf dem Spiele, als Sie ahnen,“ stieß er heraus.

Es litt ihn nicht auf dem Heimwege. Er ließ Kehrt machen und fuhr nach Bloomingdale. Er war noch nicht wieder dort gewesen, seit er jenen Brief von seiner Mutter empfangen. Er fand sie auch angegriffen aussehend, und sie trat ihm mit einer gewissen feierlichen Verlegenheit entgegen.

„Ich dachte beinahe nicht mehr, daß du kämest, Tommy,“ sagte sie mit niedergeschlagenen Augen. „Ich habe mich wohl ein wenig gegrämt darum, obwohl deine Karte sehr freundlich war. Nun hoffe ich, du wirst mich tüchtig ausschelten, und dann ist's gut.“

Er faßte sie und küßte sie.

„O du thörichte Mammy, es fällt mir nicht ein, dich zu schelten. Es kann noch alles gut gehen, so wie du es wünschest. Aber mein Herz ist schwer, denn es kann unter Umständen auch ein Strich durch deine Wünsche fahren, den du nicht ahnst.“

„Gelobt sei Gott, daß du der Alte bist,“ sagte die Matrone und richtete sich höher auf, mit glücklichen Augen lächelnd, in alter Lebendigkeit. „Ich hole die Theemaschine, Tommy. Du mußt ja ganz erfroren sein. Du hast doch deinen Pelz im Coupé? Setze dich und erzähle immer. Die Pferde werden nicht gleich erfrieren draußen; der Kutscher kann sie anbinden und zu Bolle gehen. Oder schicke sie lieber ganz fort und bleibe die Nacht da. Du solltest doch das Geld dran wenden und hier einen Schuppen bauen, daß du sie einmal auf ein paar Stunden unterstellen kannst.“

„Gib mir einen Bissen zu essen, Mammy, und eine Tasse Thee. Ich komme von Poirethouse.“

„Nun?“ fragte sie überrascht, während der Doktor sich am Feuer niederließ.

„Mistreß Fish ist krank, schwer krank. Es wird noch ein paar Wochen Nervenfieber geben, und wer weiß, was geschieht —!“

„Um des Himmels willen, Tommy! Nun, da hast du Arbeit. O, o! Sie ist ein gesundes Blut, es wird schon werden. Ich bin wahrhaftig in den Tod hinein erschrocken. Weißt du: ich ließe in deiner Stelle alles andere Kurieren und legte mich in Poirethouse ein paar Wochen vor Anker.“

„Geht nicht, Mammy. Sie hat nicht einmal gewollt, daß ich hinkommen soll.“

„Das bedeutet gar nichts, Tommy: sie schämt sich,“ nickte die Matrone, einen Tisch herbeitragend, auf den sie in aller Eile Essen gestellt.

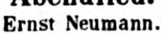
Albumblatt.





p
cresc.
cresc sempre
f appassionato
ff
riten.
dim.
a tempo
p
p
p


p
cresc.
dim.
riten.
a tempo
p
cresc.
cresc.
f
p
f
dim.
p
p



Abendlied.

Ernst Neumann.

Elisabeth Neumann.

Moderato.

Gesang.

Piano.

p dolce

p

1. A - bendglo - cken klin - gen,
3. Vö - ge-lein ge - san - gen

Son - ne geht zur Ruh';
singt sein A-bend - lied,

Vög-lein singend schwin - gen sich dem Ae-ste
fried-voll, oh-ne Ban - gen, lei - se, schlafens -

zu.
müd'.

leggiero

p

2. Gold'ne Wölkchen grü - ßen traumhaft durch die Luft;
4. Blau - e Aeuglein fal - len sanft dem Kin-de zu;

mü - de Blumen schlie - ßen ih - ren Kelch voll Duft.
En - gel nie-der - wal - len, hü - ten sei - ne Ruh'.

leggiero

pp

En-gel nie-der-

wal - len und hü - ten sei - ne Ruh'.

calando

Ped. *

„Du hast recht, wie immer. O, Mammy, wenn sie am Leben bleibt — ich hoffe, daß sie meine Frau wird."

Er aß und trank hastig: dann hatte er doch keine Ruhe und fuhr ab.

Die Matrone blieb in tiefen Gedanken zurück. Das Feuer loderte behagliche Wärme. Sie trat an das Fenster und sah in das Schneetreiben.

Plötzlich ging sie zu einem Spind in der Ecke, welche der chinesische Schirm verdeckte. Sie nahm einen Pelz heraus und zog ihn an, setzte den großen Hut mit der weißen Krause auf, nahm ein paar Fausthandschuhe und ein Plaid und erschien bald darauf bei Mister Bolle, der schlafen gehen wollte.

„Sie müssen mich begleiten. Machen Sie sich fertig."

„Wohin, Mistreß Evertson?" war die erstaunte Antwort.

„Das werden Sie schon sehen."

Bolle suchte Ueberrock und Pelzmütze und ging mit ihr. Draußen schloß er sorgfältig die Thür im Zaun.

„Bolle, können Sie ein paar Wochen allein haushalten?"

„Nun nun, es scheint, Sie wollen verreisen, Mistreß Evertson."

„Etwas Aehnliches, wenn Sie nichts dagegen haben."

„Ich will schon sorgen, daß alles im Hause bleibt."

„Well, so sehen Sie sich nach Fuhrwerk um, das uns nach Poirethouse bringt." —

Doktor Evertson wartete und wartete. Ein Trost für ihn, und doch ein peinigender Trost. Jeder Augenblick konnte Sorge bringen. Endlich, ungefähr seiner Berechnung gemäß, erschien Dick Ramsley: Doktor Evans fand, daß die Krisis im Anzuge sei.

Der Arzt nahm ein Fläschchen mit. In Poirethouse wartete Doktor Evans.

„Es geht alles normal zu, und ich hoffe, ihre Kraft reicht aus," sagte er auf den fragenden Blick des berühmten Kollegen.

In diesem Augenblick that sich die Thür zum Boudoir auf.

„Mammy!" rief Doktor Evertson, vor Erstaunen zurücktretend.

„Ich hoffe, du bist mit mir zufrieden, Tommy. Ich mußte doch nachsehen, daß die kleine Frau ihre richtige Pflege hat."

„Seit wann bist du hier?"

„Nun, seit ich weiß, daß die Arme krank liegt. Widersprich nicht, Tommy, ich that ganz recht daran, das sagt mir mein Inneres. Mister Evans war ganz froh, daß eine ordentliche Frau hier die Sache in die Hand nahm — ist's nicht an dem, Sir? Solche unvernünftige Mädchen haben die Umsicht nicht und vergessen wie die Kinder, auch wenn sie den besten Willen haben, wie dies bei den beiden hier — das muß ich zu ihrer Ehre sagen — der Fall ist." Sie trat dicht an Doktor Evertson heran und fuhr leise fort: „Denke dir, Tommy, es wäre ein Unglück geschehen, indem etwas an ihrer Pflege versäumt wurde — wärest du nicht dein lebenlang traurig und bekümmert gewesen, Tommy? Wenn, was ich nicht hoffe, obwohl sie in schlechter Verfassung ist, alle Mühe umsonst war, so wirst du dich eines Tags mit Gottes offenbarem Willen getröstet haben."

„Du meintest es gut, Mammy," sagte der Arzt milde, obwohl ihm die Sache peinlich war. Diese praktische Frau kümmerte sich nicht um zarte Gefühlsrücksichten, und es hätte nichts genutzt, zu ihr davon zu reden. Jedenfalls war ihr Eingreifen ein Gewinn gewesen.

„Meine Mutter kennt Mistreß Fish und liebt sie sehr," bemerkte er zu Doktor Evans. Er fühlte, daß er diesem ein vermittelndes Wort sagen müsse, um der Gegenwart der Matrone einen unbefangenen Anstrich zu geben. Dann zog er das mitgebrachte Fläschchen aus der Tasche und wandte sich wieder gegen die letztere.

„Gib ihr alle Viertelstunden einen Theelöffel voll davon. Wenn sie die Besinnung findet, rufe nach Mister Evans, aber sage ihr nichts von meiner Gegenwart. Wir bleiben hier."

Die Aerzte plauderten; eine schleichende Nacht: draußen heulte ein Tauwind und plätscherte Wasser von den Dachrinnen. Endlich erschien Mistreß Evertson.

„Sie hat mich erkannt, Tommy, und sie lachte ein wenig. Wie das aussah! Sie bei mir? fragte sie. Und dann war sie erschrocken und wollte wissen, ob du sie behandelt hättest. Da konnte ich sie denn mit gutem Gewissen beruhigen. O Tommy, sie hat ganz helle Augen, und soviel weiß ich, daß dies etwas Gutes bedeutet."

Sie ging mit Doktor Evans. Als derselbe zurückkehrte, nickte er zufrieden. Die Kranke war eingeschlafen. Doktor Evertson drückte ihm stumm die Hand, trat an das Fenster und blickte unver-

wandt hinaus. Die kahlen Bäume draußen bogen und schüttelten sich, die Laternen flackerten, einige Tropfen spritzten an die äußeren Scheiben. Er mußte die Augen heben und die Arme über der Brust aufeinander pressen.

Endlich kehrte er vom Fenster zurück.

„Ich denke, wir halten die Nacht zusammen aus, Mister Evans?“ warf er hin. „Ich gehe gern sicher. Wir helfen uns mit einem steifen Grog nach.“

* * *

Wochen gingen hin, Monate. Mistreß Evertson war bei der Genesenden geblieben, bis jede Sorge ausgeschlossen war. Mistreß Fish selbst hatte sie aufgehalten, wenn sie sich für überflüssig erklärte — nur unter der Bedingung sofortiger Rückkehr hatte sie ein paarmal nach Bloomingdale ausfliegen dürfen. Die junge Herrin von Poirethouse war die frühere wieder, frisch und gesund empfindend. Sie hatte noch einmal etwas Mädchenhaftes an sich, wie die Matrone ihr versicherte. Die überstandene Krankheit gehörte zu denen, welche mit bösen Erinnerungen aufräumen und ein beglückendes Genesungsgefühl hinterlassen, das nicht erlaubt, mit trüben Augen auf vergangenes Leid zu blicken.

Von Doktor Evertson war nur gelegentlich die Rede gewesen. Die Mutter war doch eine kluge Frau, welche recht gut verstand, daß es an der Zeit sei, die Frage nach ihm abzuwarten. Und die eine Frage: „Haben Sie Nachricht von Ihrem Sohn?“ kehrte gerade so oft wieder, als sie wünschte.

Nun lebte Mistreß Evertson in dem Gartenhäuschen mit dem schwarzen Bretterzaun, und Mistreß Fish hatte sie bereits dreimal besucht.

Ein mildes Vorfrühjahr begann den Garten zu beleben und den braven Bolle in Thätigkeit zu versetzen, als die Herrin von Poirethouse zum viertenmal erschien. Sie holte Mistreß Evertson zu einer Spazierfahrt im Centralpark ab. Bis zum Eintritt der Abendkühle bewegte sich dort das zierliche Fuhrwerk mit dem Fuchs davor in dem bunten Gewirr von Wagen und Fußgängern, dann trafen sie wieder in Bloomingdale ein und Mistreß Fish gab dem Wunsche der Matrone nach, den Thee bei ihr einzunehmen; sie sandte Bob mit der Weisung heim, in der zehnten Abendstunde mit wärmerer Umhüllung einzutreffen. Bolle wurde abgeschickt, noch Einkäufe zu machen. Und da saßen die beiden Frauen wie bei ihrer ersten Begegnung vor dem Kamin, und in der braunen Stube hatte sich so gar nichts verändert — die alten Bilder, Tische, Stühle, der Staatsanzug des Kapitän Evertson und der chinesische Schirm, alles auf der nämlichen Stelle.

Bolle kehrte zurück. Die Theemaschine summte und das Holz knisterte.

„Tommy ist lange nicht hier gewesen, Mistreß Fish. Es ist schrecklich für eine alte Frau, wie ich bin, daß er so viel zu thun hat. Fast möchte ich glauben, daß er heute kommt.“

Mistreß Fish errötete plötzlich.

„Warum glauben Sie das?“

„Ich habe immer so eine Ahnung, wie damals auch, als Kapitän Evertson das Bein brach. Er war eine hübsche Anzahl Meilen fort, aber wollen Sie glauben, daß — —“

Bolle klopfte und sah herein.

„Ich denke, daß der Doktor kommt. Es hält ein Wagen draußen.“

„Nun?“ sagte Mistreß Evertson triumphierend. „Es ist merkwürdig, wie sich das trifft.“

Die junge Frau war wieder rot übergossen und saß in brennender Unruhe.

„So störe ich,“ sprach sie endlich. „Sie wären gewiß lieber allein mit ihm.“

Und mit einem Male erhob sie sich, reizende Verwirrung im Gesicht.

„Ich werde mich hinter den Schirm da setzen, Mistreß Evertson. Sagen Sie ihm nicht gleich, daß ich da bin. Dort hat er sich auch einmal vor mir verleugnet.“

„Das nenne ich einen hübschen Einfall. Aber um Gott, hier steht das zweite Gedeck und verdirbt alles, wenn ich es nicht wegstelle.“

Und während Mistreß Fish hinter den Schirm schlüpfte und sich mit ihrem klopfendem Herzen beschäftigte, eilte die Matrone das verräterische Gedeck zu beseitigen.

„Da bin ich, Mammy, und guten Abend. Ich hoffe, du hast eine Tasse Thee für mich.“

„Alles, mein Herzenstommy; wie geht es dir? Ich hole schon — nein wie dumm ich war —“ beinahe hätte sie hinzugefügt: das Gedeck hätte ruhig stehen bleiben können. „Hoffentlich hast du heute recht lange Zeit; oder willst du wieder den albernen Wagen halten lassen?“

„Auf ein Stündchen, Mammy. Nächstens sollst du mich wieder auf einen ganzen Abend

bekommen. Hast du Nachricht von Mistreß Fish?"

„O ja; ich bin vorhin mit ihr im Centralpark umher kutschiert. Ganz wohlauf, lieber Tommy."

Mistreß Fish hinter dem Schirm zitterte: er ging auf und ab und näherte sich mehrmals bedrohlich der Stelle, von wo er die Aussicht hinter den Schirm hatte.

„Das Herumlaufen ist nichts für dich, lieber Junge; komm" — und Mistreß Evertson nahm den Arm des Sohnes und führte ihn zum Kamin — „und sitze einmal. Du wirst mich anstecken mit deiner Unruhe."

Er lachte frisch auf und setzte sich.

„Ich habe vorhin mit Patterson, dem Banquier, gesprochen. Er hat jetzt richtig das Geschäft für Mistreß Fish hergerichtet, die Verwandten von Mister Fish abgefunden und sich bezahlt gemacht. Außer dem Geschäft ist das übrige in alle Winde gegangen. Das Haus East 23 Street hätte ich gern gekauft. Aber ich habe es doch unterlassen."

„Und weshalb das, Tommy?"

„Sieh, Mammy, ich denke nicht, daß die süße kleine Frau gern wieder in dem Hause wohnte. Es leben schreckliche Erinnerungen für sie darin. Und du weißt, daß mein Herz keinen Schritt bedenkt, ohne die Erinnerung an sie und die Hoffnung, daß sie mein wird. Liebste Mammy, ich hoffe, du veranstaltest eines Tags, daß ich sie bei dir finde. Gib mir die Hand — nicht wahr, du thust es? Ich habe eine brennende Sehnsucht, sie wiederzusehen."

„Das wird nicht gut gehen, mein lieber Sohn — darf ich dir noch von diesem Biskuit reichen? — Wenn sie dich nun durchaus nicht will, so kommt sie am Ende gar nicht wieder zu mir, nachdem sie dich hier gefunden. Tommy, mein guter Junge, ich glaube, daß ich mein Taschentuch auf dem Sofa da hinter dem Schirm gelassen habe, willst du dich nicht einmal für deine Mutter dahin bemühen?"

Doktor Evertson sprang auf. Leise erhob sich auch die Matrone und leise verließ sie die Stube. Sie öffnete die Hausthür, lehnte sich an den Pfosten und blickte zum Himmel, der mit tausend Sternen funkelte, indem sie die Hände faltete und unverständliche Worte zwischen den Lippen murmelte.

„Mistreß Fish!" sagte drinnen Doktor Evertson, und in seiner Stimme klang ein unterdrückter Jubel und das Schauern einer tiefen und gewaltigen Leidenschaft. „Mistreß Fish — Adeline —" wie von einer Elementarmacht zu Boden gedrückt lag er vor ihr, nahm ihre Hände, küßte sie mit heißen Küssen —

„Liebster Mann," lächelte sie mit glänzenden Augen, welche in der Dämmerung hinter dem Schirm Sternen glichen. Still entzog sie ihm die Hände, umfaßte seinen Kopf, der regungslos in ihrem Schos lag, weich mit der Rechten und streichelte mit der Linken über sein Haar. Ihr Herz klopfte, aber nicht mehr ungestüm, wie soeben noch, sondern stark und stet wie von einem großen ernsten Glück.

„Ich möchte wieder von dir lernen, mit dir philosophieren, aber nun hast du keine Zeit mehr: das habe ich doch verscherzt. Vielleicht fällt wenigstens etwas für mich ab. Wir sind zwei verständige Leute, welche ihre Zeit einzuteilen wissen werden."

Er richtete das Gesicht empor. Die leidenschaftlichste Erschütterung eines starken Mannes prägte sich in seinen Zügen aus.

„Du liebst mich?"

Sie neigte das süße Gesicht und bot ihm den Mund.

„Glaubst du es nun?"

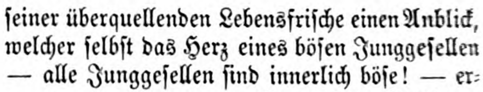
Ein Liebling der Kinderwelt.

Von

O. von Leixner.

Die Kindheit ist des Lebens Morgenrot. Die werdende Phantasie sieht nur ein flutendes Lichtmeer, in dem sie die Sonne, den hellen Tag ahnt; nichts weiß sie noch von Wetterwolken und Stürmen, nichts von jener fahlen Dämmerung, welche sich am Mittag einstellen kann und oft dauert, bis das große Licht des Seins ohne mildes Abendrot versinkt. Im Osten und Westen, im Süden und Norden, überall wo Menschen leben, sind die Kinder die glücklichsten der Wesen, aber es bedarf einer gewissen Höhe der Kultur, damit die Thatsache ganz erkannt werde. Je höher die überfeinerte Bildung steigt, desto größer wird auch die Zahl von Leiden, welche eben einmal im innigsten Zusammenhange mit den Fortschritten der Menschheit stehen.

In keinem Zeitalter hat der Mensch die Sehnsucht nach Kindlichkeit so sehr entfaltet, als in der Gegenwart. Aus dem Kampfe schroffer Gegensätze, welcher auf allen Gebieten tobt, aus der Zerrissenheit des Geistes und des Gemüts, welche ein Merkzeichen des Jahrhunderts bildet, sehnt sich der moderne Mensch nach Einheitlichkeit, nach Naivität und Natur. Diese vermag er, seit die Völkerkunde den Traum vom idyllischen Leben der „Naturvölker" zerstört hat, nur mehr bei Kindern zu finden — ihrer ist das Himmelreich, wenn sie auch gerade nicht immer, wie die eigenen Mütter behaupten, Engel sind. Auch das Kind hat Leidenschaften, aber selbst die Unarten, ja sogar schlimmere Eigenschaften, erhalten einen versöhnenden Zug, weil die Berechnung, die Heuchelei fehlt. Kinder geben sich — mit seltenen Ausnahmen — wie sie sind; entzückende Liebenswürdigkeit, unbändige Wildheit, Losbruch des Zorns, kurz was immer sich zeigen möge: alles kommt aus dem Inneren heraus; Empfindung und äußeres Gebahren sind miteinander auf das innigste verknüpft. Dazu gesellt sich das ästhetische Element durch die Bewegung. In den frühesten Kinderjahren tragen dieselben die Prägung täppischer Grazie; selbst die an sich ungeschickte, zweckwidrige Geste erhält durch die Kindheit und Zartheit der Glieder eine entzückende Anmut. Ein solches Kerlchen bietet, wenn es mit den Aermchen um sich schlägt und mit den Füßen strampelt, in



seiner überquellenden Lebensfrische einen Anblick, welcher selbst das Herz eines bösen Junggesellen — alle Junggesellen sind innerlich böse! — erfreuen kann. Und dann in der Zeit, wo sie die ersten Schritte versuchen: wie leuchtet die Freude über die überwundene Schwierigkeit aus ihren Gesichtchen, wie — doch nein, ich will die kleinen Weltbürger nicht so weiter loben — bis ins schulpflichtige Alter hinein, sonst bekämen solche Guckindie-Welt diese Zeilen in die Hand, enträtselten ihr Lob und kämen sich dann so wichtig vor, daß sie ihre verschiedenen Unarten verdoppelten.



Oskar Pletsch.



Es ist begreiflich, daß die ganze Naivität und Frische des Kindertreibens nur von Erwachsenen empfunden werden kann; der Gegensatz, in welchem wir uns demselben gegenüber befinden, bildet den Ursprung vieles für uns Rührenden und Komischen, was den Kindern selbst weder rührend noch komisch erscheint. Aber wenn sich auch eben Gegensätze anziehen, so gilt daneben doch auch der Satz, daß Verwandtes dem Verwandten zuneige. Wie oft auch abgelebte Gesellschaftsmenschen Freude an dem Treiben der Kinder haben mögen, ebenso oft fühlen sich unter den Kleinen am behaglichsten solche Menschen, welche sich trotz ihres reiferen Alters einen Rest von Unbefangenheit



liebenswürdigen Bildchen, die Kleinen sind entzückt, ihr Treiben im Spiegel reiner Kunst zu erblicken. Es wird, wie ich glaube, den vielen Freunden des Künstlers sicherlich angenehm sein, auch einmal etwas von dem Lebensgange desselben zu lesen. — Die folgenden Thatsachen sind authentisch, denn ich verdanke sie dem Maler selbst.

und reiner Lebensfrische bewahrt haben. Das volle Verständnis kindlichen Wesens können nur solche Naturen erlangen. Die Geschichte der modernen Kunst bestätigt diesen Satz, ein Ludwig Richter hat sich diese innere Kindlichkeit ebenso bewahrt, wie jener Künstler, welchem die folgenden Zeilen gelten: Oskar Pletsch.

Eines der schönsten Ziele, welches der schaffende Künstler erreichen kann, ist Volkstümlichkeit — im besten Sinne des Wortes. Ist dieselbe auch nicht stets Maßstab des inneren Wertes — Michel Angelos Schöpfungen z. B. können niemals „populär“ werden — auf dem Gebiete der Darstellung des Kinderlebens beweist sie doch, daß im Künstler ein echter Kern enthalten sei. Wenige können sich dieses Erfolges so rühmen, wie Pletsch. Es gibt kaum eine Familie von mittlerer Wohlhabenheit, in welcher man nicht eines seiner Werke fände: die Großen freuen sich über die schlichte Wahrheit der

Der künstlerische Sinn war in der Familie erblich. Der Vater erteilte Zeichenunterricht an der Artillerieschule in Berlin. Hier kam Pletsch am 26. März 1830 zur Welt und wuchs in einer Umgebung auf, welche die vorhandenen Anlagen frühzeitig wecken mußte. Des Vaters Einkommen war nicht groß, er mußte deshalb durch Stecherarbeiten — Visitenkarten, kleinere Kunstblätter — das Mangelnde herbeizuschaffen



suchen. Den fleißigen, braven Mann, der nur für die Seinigen lebte, machte nichts glücklicher, als wenn der kleine Oskar auf einem Schemel neben ihm saß und der Arbeit zusah. Schon sehr frühe regte sich die gestaltende Phantasie des Knaben und er versuchte es dem Vater nachzueifern. Was immer er auf der Straße sehen, bei kleinen Spaziergängen erleben mochte, hielt er auf dem Papier fest. Es ist begreiflich, daß bei diesem starken Hange die Schule nicht eben



großen Reiz auf ihn ausübte und er auch durchaus nicht zu den „Lichtern der Klasse" gehörte, ebensowenig zogen ihn die Spiele der Altersgenossen an, denn beides beraubte ihn der Möglichkeit, seiner Liebhaberei nachzugehen. Dagegen war kein menschliches Wesen vor seinem Stifte sicher: Angehörige der Familie und Hausfreunde mußten ihm ebenso stillstehen, wie irgend ein armes Bettelkind, welchem er auf der Straße begegnete. So wuchs mit dem Knaben das Lebensideal: Künstler zu werden heran und alle Thatkraft veneinigte sich auf dieses einzige Ziel.

Durch einen äußeren Anlaß erhielt das Streben eine noch mehr bestimmte Richtung. In der Berliner akademischen Ausstellung von 1846 befand sich neben einem kleinen Gemälde Bendemanns auch das Bildnis desselben. Beide ergriffen den jungen Pletsch und erweckten in ihm den glühenden Wunsch, Schüler dieses Meisters zu werden. Rasch entschlossen packte er seine Kompositionen in eine große Mappe zusammen, belud sich mit Skizzenbüchern und ging zu Bendemann.



Dieser erkannte die Begabung des Jünglings und stellte demselben frei, ihm als sein Schüler nach Dresden zu folgen. Oskar jubelte so lange, bis ihm's einfiel, daß er arm sei wie eine Kirchenmaus. Die Eltern brachten die Familie — außer Oskar noch vier Geschwister — ehrenhaft durch, aber ihn ausreichend zu unterstützen, war unmöglich. — Das Glück war indes hold; in der Person eines Predigers Seidig, welcher seit Jahren das Aufkeimen des jungen Talents mit Liebe beobachtet hatte, fand sich ein Mäcen, welcher Oskar Pletsch die zunächst für ein Jahr ausreichenden Mittel gewährte. So gings denn frischen Muts nach Dresden.



Nur kurze Zeit blieb der Anfänger auf der Dresdner Akademie, dann trat er in Bendemanns Atelier, wo er sich im Entwerfen „historischer Kompositionen" — das ist eine Art von Friesel, den fast jeder Künstler durchmacht — und im Porträtfach übte.

Unter den jüngeren Malern Dresdens herrschte damals ein reges Geistesleben. Wie philisterhaft Elb-Florenz auch in manchen Beziehungen sein mochte, wie sehr der Kleinlichkeitsgeist auch in den gebildeten Kreisen manchmal zu Tage trat, so sehr war anderseits die Beschäftigung mit Litteratur und Musik verbreitet. Diese ästhetische Stimmung wirkte auch auf die empfänglichen Gemüter der Jugend, welche sich nicht auf das Fachstudium beschränkte, sondern danach rang, sich eine vielseitige Bildung anzueignen; es geschah das früher überhaupt in viel höherem Grade, als heutzutage, wo leider gar zu viele der jungen Künstler außerhalb des Fachs kaum geistige Beziehungen anknüpfen.

Die vierziger Jahre eröffneten auch in Dresden den Kampf zwischen den Bewunderern der neuen Technik, den Koloristen und den Verteidigern des älteren, nicht selten verflachten Klassicismus der Stilisten. Oskar Pletsch, welcher sich in Dresden mit der ganzen Frische eines begeisterten Kunstjüngers den mannigfaltigen geistigen Anregungen hingegeben hatte, stand anfänglich ganz und gar auf Seite der letzteren Partei. Aber nicht umsonst hatte er, seit seine Hand imstande gewesen war, den Stift zu führen, sich an die Natur als an das Vorbild seiner Arbeiten gewendet. Es wurde ihm sehr bald



klar, daß die ältere Richtung bei ihrer einseitigen Verehrung der schönen Form und des Gedankens nur zu leicht die Achtung vor dem Studium der Natur verliere und so in Irrtümer verfalle, welche nicht kleiner, nicht minder gefährlich waren, als die übertriebene Wertschätzung der Farbe und die geistlose Kopie der Natur. Von großem Einfluß wurde auf ihn der persönliche Umgang mit Ludwig Richter, dem schlichten Manne mit reinem Kindergemüt, dem Verkörperer deutscher Sagen und Märchen, welcher es so verstanden hat, selbst das Einfachste mit sinnigem Zauber zu umgeben und die Kunst hochzuhalten, ohne der Natur nahe zu treten.

Nachdem das erste Jahr abgelaufen war, hatte der junge Künstler alles aufbieten müssen, um sich auf eigene Füße zu stellen. Auch da verließ ihn das Glück nicht: es war eine Konkurrenz für eine illustrierte Bibelausgabe ausgeschrieben worden; Pletsch errang den Preis und erhielt den Auftrag, welcher ihm für einige Jahre Auskommen gewährte. In dieser Zeit lernte der Künstler auch seine künftige Gattin kennen. Aus den Träumen von Ruhm und Liebe riß ihn das Leben ziemlich unsanft heraus: die Militärpflicht rief ihn in die Heimat zurück. Nach beendeter Dienstzeit wandte er sich wieder nach Dresden, aber diesesmal wollte es nicht recht glücken, lohnende Beschäftigung zu finden, und es kamen Jahre, wo Sorgen aller Art seine ungebetenen Hausgäste waren. Daß sie jedoch den frischen Lebensmut, das ehrliche Streben nicht brachen, beweist die Thatsache, daß Pletsch seine Braut als Gattin heimführte und sich in Berlin niederließ. Die beiden waren arm wie Kirchenmäuse, aber in ihrem bescheidenen Heim wohnten Vertrauen zu Gott, innigste Liebe und froher Jugendmut. Pletsch gab Zeichenunterricht — die Gattin des damaligen Ministers v. Massow war seine erste Schülerin — dann kamen Aufträge, verschiedene Werke zu illustrieren. Nicht ruhen noch rasten durfte der junge Meister, wollte er den Mangel von seiner Schwelle fern halten. Da ward ihm nach einjähriger Ehe das erste Kind geboren — und doppelten Segen brachte es den Eltern: nicht nur jubelten

sie über das Glück und über das frische Gedeihen des kleinen Wesens; im Vater regte sich auch der Künstler.

Es entstanden die ersten Blätter, deren Stoff aus der Kinderwelt entnommen war. Nicht hat der Künstler an das Publikum, nicht an die Käufer gedacht, als er sie schuf; die überquellende Freude des liebenden Gatten und Vaters war die Muse, welche den Künstler beseelte, er arbeitete für sich, für das Heim und gerade deshalb erhielten die bescheidenen, liebenswürdigen Zeichnungen einen unsagbaren Reiz; sie waren persönlich erlebt, es lag in ihnen der Zauber einer Poesie, welche zugleich unverfälschte Wirklichkeit war.

Vielleicht hätte dennoch die Welt nicht so bald etwas davon zu sehen bekommen, wenn nicht ein Zufall eingetreten wäre: die Mobilmachung von 1859. Mußte Pletsch der Pflicht folgen und kam es zu längerem Kriege, so war das mühsam erbaute kleine Glück vernichtet. Da brachte ihn die Angst auf einen Gedanken: er sammelte die Blätter, überreichte das Werkchen dem Kronprinzen von Preußen und seiner Gattin Viktoria, welche einige Zeit vorher auch mit dem ersten Kinde beschenkt worden waren, und stellte das Ansuchen, sein Gesuch um den Dienstabschied befürworten zu wollen. Derselbe konnte ihm nun zwar nicht bewilligt werden, aber das fürstliche Paar nahm die Widmung freundlich für den kleinen Prinzen an, und so fand sich denn auch schnell ein Verleger. In kurzer Zeit war das erste Werk — wenn ich nicht irre, trägt es den Titel „die Kinderstube" — in ganz Deutschland zu finden und der Ruf seines Urhebers begründet. Mit jeder neuen Gabe, welche der liebenswerte Meister den Kleinen und den Großen darbot, wuchs sein Ruhm und bald überschritt er auch Deutschlands Grenzen; in England, Holland und Schweden wurde der Name zu einem wohlbekannten; manches Werkchen ist in 20 000 Exemplaren, „Gute Freundschaft" — eine der köstlichsten Schöpfungen des Künstlers — in etwa 30 000 verbreitet.





Der Erfolg gab Pletsch auch eine gewisse Unabhängigkeit. Seit 1872 bewohnt er in Niederlößnitz bei Dresden ein freundliches Heim, wo er noch immer mit Hingebung der Kunst lebt. Das Porträt, welches den Aufsatz ziert, ist vortrefflich, wenn es auch die Frische und Heiterkeit des Künstlers nicht ganz wiedergibt. Die übrigen Bilder sind Skizzen aus Pletschs Mappen. Sollten die noch einer Erklärung bedürfen? Der unruhige „Putzewacker", welcher seinen Korb umgeworfen hat, der Junge, welcher das Bündelchen auf dem Rücken, die Hände auf den Stab gestützt, trotz der geflickten Hosen so munter in die Welt blickt, oder die junge Hausfrau, welche so eifrig im Kübel „plantschert?" Ich glaube, es hieße den Künstler beleidigen, wollte man überflüssig dort noch mit Worten zeichnen, wo der Stift so lebensvoll spricht.

Möge es dem Künstler vergönnt sein, noch recht lange für „die kleine Welt" zu schaffen, das deutsche Haus aber möge ihm nicht die Liebe entziehen, um dieselbe solchem innerlich gezierten Zeug entgegenzuwerfen, welches über den Kanal aus dem Lande der „respectability" zu uns kommt und nicht nur

Albumdeckel, Cigarrentaschen, Nähkästchen ꝛc. unsicher macht, sondern leider! schon unselbständige Geister zur Nachahmung verlockt. Da sind mir doch die Kinder von Pletsch, selbst wenn ihre Näschen nicht immer sich in wohlgeordneten Verhältnissen befinden und die Höschen oft sehr offenherzig — an unrechter Stelle sind, hundertmal lieber, als diese in Rokoko maskierten „Ladies und Gentlemen“ — hier trotz alles Bestechenden eine unserem Wesen widersprechende Grimasse, dort die schlichte Natur. Aber Pletsch wird nicht „abgesetzt“ durch eine Schule, welche nichts ist als Mode; was aber in die Mode kommt, kommt rasch wieder heraus; nur das Echte bleibt und zum Echten gehören die Kinder von „Onkel Pletsch!“



Die deutsche Seewarte.

Von

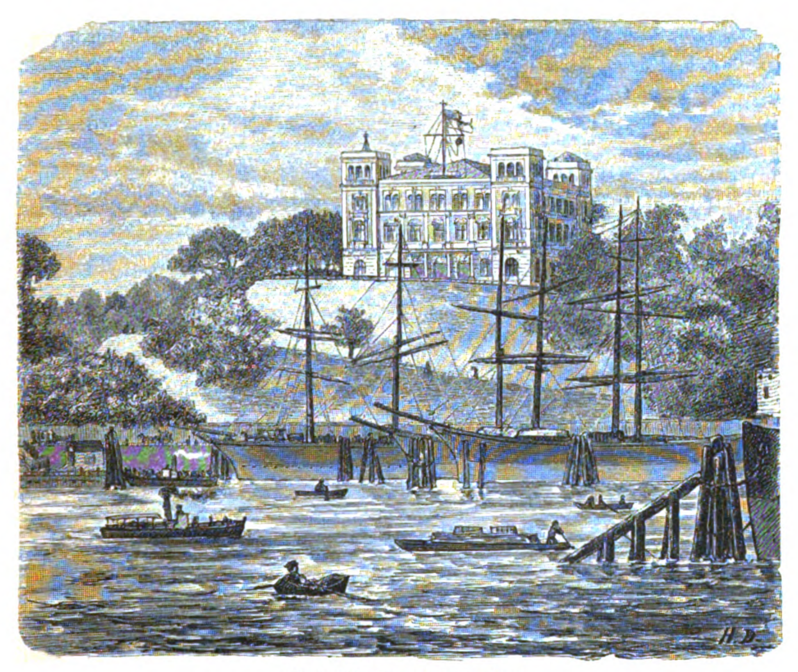
R. Kleemann.



Wenn der nach Hamburg kommende Fremde, daheim von Freunden und Bekannten auf die Glanzpunkte der alten Hansastadt aufmerksam gemacht, seine Schritte dem Hafen dieser ersten und bedeutendsten Handelsstadt Deutschlands zuwendet und die Vorsetzen nebst dem Johannisbollwerk hinter sich hat, so gewahrt er zu seiner Rechten drei vorgeschobene und von der Norderelbe nur durch einen breiten Fahrdamm getrennte Hügel, welche an die ihrer ursprünglichen Bestimmung längst untreu gewordenen Festungswälle erinnern. Unter diesen drei Anhöhen aber zeichnet sich der (für den von der Stadt kommenden Beschauer) erste in mehr als einer Beziehung aus. Hier liegen die Alarmkanonen, welche den am niedrigen Flußufer Wohnenden das Heranrücken von Hochwasser melden, um sie zu warnen; hier hatte im Anfang dieses Jahrhunderts der auch im Auslande berühmte Mechaniker Repsold ein astronomisches Observatorium errichtet; hier befindet sich eins von den Hochreservoiren des städtischen Wasserwerkes, welches ein Drittel der Stadt mit Trink- und Wirtschaftswasser versorgt. Aber alles dieses sind, wenn auch auszeichnende, doch keine auffallenden Eigenschaften des Stintfangs — so heißt der Hügel — wohl aber ist es der mit 4 Türmen geschmückte Kolossalbau, der sich auf dem Plateau dieses höchsten der drei Hügel stolz und imposant erhebt, weithin sichtbar, und als wollte er aussprechen: ich beherrsche die Schiffahrt. — Wir ersteigen den Hügel und stehen nach Zurücklegung eines serpentinartigen Weges vor dem Portal der Deutschen Seewarte.

Drei breite und hohe Eingänge führen in eine Vorhalle und über ihnen stehen, den Penaten des Hauses vergleichbar, die Büsten dreier, um die in diesem Gebäude gepflegte Wissenschaft hochverdienter Männer: Heinrich Wilhelm Dove, der Begründer der Meteorologie in Deutschland, Rümker, weiland berühmter Astronom an der Hamburger Sternwarte und Maury, der wissenschaftliche und geistesscharfe Verfasser der ersten praktisch brauchbaren Segelanweisungen. Kann sich das Institut auch noch nicht hohen Alters rühmen (das Gebäude selbst ist sogar erst am 14. September 1881 seiner Bestimmung übergeben), so kann es doch, und das ist gerade in Rücksicht auf seine Jugend viel mehr wert, auf Erfolge herabblicken, die in anderen Verhältnissen selten so große sind.

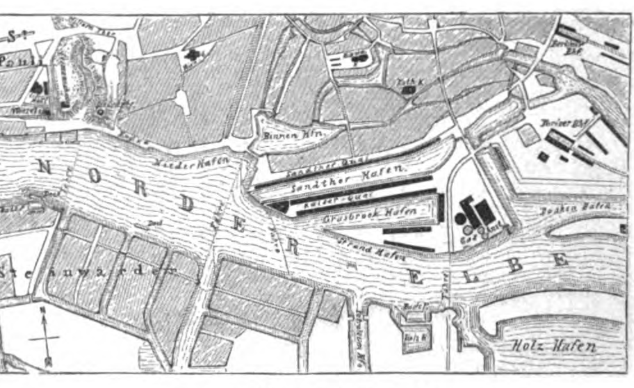
Das Gebäude selbst, das außer sehr geräumigen Kellern Erdgeschoß, zwei Etagen und große Böden besitzt, lernen wir bei einer



Die deutsche Seewarte in Hamburg.

Wanderung durch dasselbe, bei der wir auch gleichzeitig mit den Arbeiten des Instituts vertraut gemacht werden, am besten kennen, und so treten wir denn ein aus der Eingangshalle in das eigentliche Gebäude. Gleich links führt die Treppe nach den Kellern und wir gehen — etwa sieben Meter unter der Erdoberfläche — durch einen langen Gang in einen aus Sandstein gewölbten Raum, der durch eine große Glaslinse an der Decke sein Licht erhält. Es ist dies das magnetische Observatorium, sorgfältig vor allen eisenhaltigen Stoffen bewahrt und durch seine unterirdische Lage auch gegen Sturm und gegen schnelle Temperaturveränderungen geschützt. Höher als dieser Raum liegen die übrigen Keller, die verschiedenen Zwecken dienen. Außer den Wirtschaftskellern der Hausbewohner sind hier noch die Kastellanswohnung, eine mechanische Werkstatt, ein chemisches Laboratorium, die Instrumentenkeller für die Registrierapparate, die Normaluhr und die elektrischen Batterieen für den Depeschendienst, eine Steindruckerei u. s. w. Verlassen wir damit das Souterrain und begeben uns in die Parterre-Etage. In der Mitte befindet sich eine große Lichtaula, die oben durch ein doppeltes Glasdach gegen die Unbilden der Witterung geschützt ist und eine prächtige Fußbodenarbeit in Steinmosaik aufweist. Ringsum laufen breite und helle Korridore, doch so, daß hier die dem Eingang gegenüber- und links liegenden Flure andere Verwendung gefunden haben. Letzterer

ist nämlich mit der Direktorswohnung vereinigt, während im Mittelbau (zwischen zwei Türmen) an der Hinterfront die bis zur Lichtaula sich erstreckende Modellsammlung untergebracht ist. Eine Art Museum ist diese Sammlung, die alles wichtige, was zur Nautik oder zur Meteorologie an Instrumenten gehört, birgt und, sei es im Modell, sei es im Original, zur Anschauung bringt. Wir vermissen darin keinen Gegenstand von Bedeutung, der an Bord eines Schiffes gebraucht wird, mag derselbe nun praktischen Zwecken dienen oder ausschließlich zur wissenschaftlichen Erforschung der Meere Verwendung finden. Treten wir nun ein in die Bureaux der zweiten Abteilung. (Bei den teilweise ganz verschiedenen Arbeitsgebieten, welche die Seewarte kultiviert, war eine Scheidung in einzelne Abteilungen notwendig. Diese sind unter sich völlig koordiniert und tragen die Bezeichnung nach Zahlen allein zur bequemeren Unterscheidung. Jede Abteilung hat ihren Vorsteher, ihre Assistenten und ihre Hilfsarbeiter mit alleiniger Ausnahme der IV. zur Prüfung der Schiffschronometer, welche nur einen Vorsteher und einen Assistenten beschäftigt und sich außerhalb der Seewarte befindet.)



Lage der deutschen Seewarte in Hamburg.

Die zweite Abteilung der deutschen Seewarte hat die Aufgabe der Prüfung aller bei ihr für diesen Zweck eingelieferten nautischen, meteorologischen und magnetischen Apparate. Sie ist der Stapel- und Sammelplatz, sowie der Ort der Prüfung, Untersuchung und wissenschaftlichen Diskussion sämtlicher Instrumente der oben näher bezeichneten Art. So setzt die zweite Abteilung gewissermassen erst die anderen (wie wir bei deren Arbeiten sehen werden), in den Stand, wirkungsvoll und segensreich in die Interessen des Verkehrs zur See einzutreten oder die Meteorologie zum besten der Landbevölkerung zu verwerten. Daß die genannten Diskussionen bei jedem Instrumente von besonderer Natur sein müssen und sehr von der Beschaffenheit des betreffenden Apparates abhängen, ist so klar, daß es hier eben nur angedeutet zu werden braucht. Es ist aber auch selbstverständlich, daß man gerade aus diesem Grunde über jene Thätigkeit der Abteilung, wenn man allgemeine Redensarten vermeiden will, nichts mitteilen kann, und wir wenden uns deshalb sofort zu einer der anderen Aufgaben der Abteilung II, nämlich zur Instrumentenprüfung.

Ein Instrument, das in seiner Handhabung besondere Kenntnisse verlangt, und das heutzutage jeder halbwegs gebildete Seemann zu gebrauchen wissen muß, ist der Sextant, in vereinzelten Exemplaren auch noch der früher allein verwendete Oktant. Diese Instrumente sind nun vielen Fehlern ausgesetzt. Die eventuelle falsche Stellung der zwei Spiegel gibt mindestens zwei Fehlerquellen, die nicht genaue Teilung mindestens eine, die Excentrizität wiederum eine und zwar ganz bedeutende und endlich, wenn ein Fernrohr am Instrument ist, ist noch eine Fehlerquelle vorhanden, da dieses eine bestimmte Lage zum Spiegel und zum Sextantenkörper haben soll. Da es aber Prinzip ist, solche Fehler, wenn sie eine gewisse Grenze nicht übersteigen, nicht zu verbessern, da man sonst leicht den Fehler in den entgegengesetzten größeren umwandeln könnte, so muß auf die Bestimmung dieser Fehler eine um so größere Sorgfalt verwendet werden.

Die Thermometerprüfungen erstrecken sich auf Wärmemesser aller Systeme und Zwecke: Von dem einfachen Marinethermometer, das auf Papierskala Teilung nach ganzen Graden trägt, bis zu dem feinen Normalthermometer mit Einteilung in 0,1 oder 0,05 Grade, Thermometrographen und Fieber- oder ärztliche Thermo-

meter. Die Untersuchung selbst geschieht mit Hilfe von außerordentlich empfindlichen Normal-Instrumenten, welche durch häufig wiederholtes Bestimmen ihrer Fixpunkte unter beständiger Kontrole gehalten werden.

Kann sich ein Jeder verhältnismäßig leicht, auch im heißen Sommer, alle Temperaturen von 0° an aufwärts durch Eis, das man allmählich schmelzen läßt und das Schmelzwasser dann successive erwärmt, darstellen, das heißt also, kann man so ein Thermometer von 0° bis 100° (und auf eine hier nicht weiter zu beschreibende Art auch unter 0°) oder auf alle Temperaturen prüfen, die vorkommen können, so kann ähnliches mutatis mutandis bei weitem nicht von den *Barometern* gesagt werden. Es vergehen oft Wochen, ja Monate, ehe große Luftdruckdifferenzen eintreten, und wollte man darauf warten, daß man dabei die verschiedenen Stände mit einem Normal-Barometer vergleicht, so könnte man mitunter recht lange warten. Ueber diesen Mißstand hilft das Vacuometer hinweg, ein hoher, aufrechtstehender Kasten von kräftigen Eisenwänden, unten und oben mit einer Durchsicht von starkem Glas versehen und ringsum luftdicht verschließbar. Da hinein wird das zu prüfende und das Normalinstrument gehängt, und durch eine Saug- und Kompressionspumpe können nun in kurzer Zeit alle möglichen Luftdruckswerte oder Barometerstände künstlich nachgeahmt werden.

Lichtaula im Inneren der Seewarte.

Kompasse werden auf ihre Teilungsfehler durch Anvisierung bestimmter Miren (Objekte, deren Position eine genau bekannte und unverrückbar feste ist) und auf die Stärke ihrer Richtkraft, d. i. die Kraft, mit der sie in den magnetischen Meridian gehalten werden, dadurch geprüft, daß man beobachtet, wie lange eine horizontale Schwingung dauert. Die Rose mit der Kompaßnadel wird zu diesem Zwecke künstlich abgelenkt und nun die Zeit bestimmt, die vergeht, daß ein Punkt der Rose zweimal an denselben Punkt des umgebenden Gehäuses gelangt.

Alle diese Beobachtungen können, einige sogar müssen in oder unmittelbar bei der Seewarte ausgeführt werden. Eine andere wichtige Arbeit aber hält oft den Vorsteher oder seinen Hilfsarbeiter längere Zeit von dem Institute fern. Es ist dies die Bestimmung der *Deviation* auf eisernen Schiffen. Bekanntlich zeigt in den meisten Gegenden der Erde die Magnetnadel nicht genau nach Nord, und man nennt den Winkel, um den der magnetische Meridian mit dem geographischen differiert, die Mißweisung oder Declination oder Abweichung. Die Deviation ist nun, erst einmal kurz erwähnt, die Abweichung von der Abweichung. Wenn nämlich auf einem Schiffe, dessen Rumpf viel Eisen birgt, ein Kompaß aufgesetzt wird, so wird die Nadel meistens ganz wo anders hinzeigen, als nach dem magnetischen Norden. Sie zeigt aber eine bestimmte Richtung, wenn das Schiff z. B. Nord-Süd und das Deck wagerecht liegt. Diese Abweichung heißt die Deviation bei diesem Kurse. Anders ist der Winkel, etwa bei einer Schiffslage Ost-West, oder noch einer anderen. Einen zweiten Modificator findet die

Deviation in der Lage des Schiffsdeckes gegen den Horizont, und macht es hierbei wiederum sehr viel aus, ob das Schiff nach der Steuerbordseite (rechts) oder Backbordseite (links) mehr geneigt ist. Hauptsächlich aber muß die Lage der Schiffe bei ihrer Schöpfung berücksichtigt werden, weshalb bei der Anfertigung der Steuertabellen stets obenan steht: „Der Baukurs des Schiffes war . . .“ Die Bestimmung aller dieser Deviationswinkel ist nun dadurch ermöglicht, daß auf der Elbe bei Brunshausen (zwischen Hamburg-Cuxhafen) die Möglichkeit zum Schwaien der Schiffe, d. h. zum Drehen durch alle Azimute gegeben ist.

Die Anerkennung für solche Leistungen hat denn auch nicht ausbleiben können und ist auf das beste durch die alljährlich wachsende Inanspruchnahme der Abteilung dargethan. Vom 1. Januar 1875 bis 31. Dezember 1880 sind daselbst geprüft worden: 845 Barometer, 2526 Thermometer, 532 Sextanten und Oktanten, 520 Magnetstäbe, 166 Kompasse und zahlreiche andere Instrumente. Dagegen sind z. B. in dem laufenden Jahre 1883 zur Zeit schon allein 2500 ärztliche Thermometer zur Prüfung eingeliefert.

An die Bureaux der Abteilung II schließen sich die Zimmer für einen Lehrkursus an. Hier erhalten nämlich alle diejenigen, welche sich dem Navigationsschullehrerfache widmen wollen, unentgeltlich eine weitere theoretische Ausbildung in jenen Disciplinen, die dem Seemann zum erfolgreichen Betriebe der Schiffahrt notwendig sind, aber auf sonstigen, jenen Lehreraspiranten zugänglichen Lehranstalten kaum oder gar nicht gepflegt werden. Ich erwähne hier z. B. Theorie der Deviation, Physik des Meeres, Meteorologie u. s. w. neben einem rein mathematischen Unterrichte.

Breite schwarze Granitstufen führen empor zur ersten Etage. Hier sind auf allen vier Seiten der oben erwähnten Lichtaula die breiten, ebenfalls mit Steinmosaik belegten Corridore offen. Auf der linken Seite beginnt das Bureau des Direktors der Seewarte, Herrn Geh.-Rat Prof. Dr. Neumayer, die stattliche Reihe der Zimmer, dem sich das Vor- oder Wartezimmer anschließt. Aus diesem treten wir rechts in den großen, prächtigen Konferenzsaal, der mit der Büste unseres deutschen Kaisers und dem Porträt des früheren Chefs der Admiralität, Herrn v. Stosch, geschmückt ist. Zahlreiche Nationen haben schon öfters ihre Vertreter entsendet, um in diesem Raume wissenschaftliche Fragen von nautischer oder meteorologischer Bedeutung zu diskutieren. Die Zimmer der Verwaltung, Kasse, Registratur, Kanzlei, Botenzimmer fesseln uns nicht weiter, und wir eilen darum nun gleich nach der Bibliothek. Es dürfte kaum zu viel behauptet sein, wenn man die Bibliothek der Seewarte als die beste und vollständigste Fachbibliothek bezeichnet. Dieselbe ist in ihrer jetzigen Gestalt nämlich um deswillen so umfassend geworden, weil sie verschmolzen ist mit der außerordentlich reichhaltigen Privatbibliothek des verstorbenen Professor Dove, welche unser Kaiser dem Institute geschenkt hat. Die hohen Wände der geräumigen beiden Säle sind ringsum mit Realen bekleidet, in welchen Buch an Buch bis dicht unter die Zimmerdecke aneinandergereiht ist. Auch ist bei der Einrichtung für eine möglichst leichte und bequeme Auffindung einzelner Werke gesorgt, indem einerseits die Aufstellung der Bücher nach Wissenschaften erfolgt ist und nicht nach der Größe, anderseits, um das beschwerliche Hantieren mit Stufenleitern zu vermeiden, auf halber Höhe eine Galerie an den Realen entlang läuft. Zu den Bibliotheksräumen gehört außer den eigentlichen Büchersälen, von denen der eine gleichzeitig Zimmer für den Bibliothekar ist, ein Lesezimmer, in welchem die neuesten Zeitschriften stets ausliegen, und dessen Besuch eventuell auch außerhalb der Seewarte stehenden Personen gestattet ist. Die hier aufgelegten Schriften erstrecken sich über alle Disciplinen, welche mit den Arbeiten der Seewarte im Zusammenhange stehen, ich nenne davon nur die Zeitschriften für Hydrographie und Seewesen, Fischerei, Handel, Meteorologie, Physik, Chemie, Erd- und Völkerkunde, Mathematik, Astronomie, Statistik, Amtsblätter u. s. w., zusammen weit über fünfzig verschiedene Blätter, deren Zahl alljährlich wächst.

An die Zimmer der Bibliothek reihen sich die Bureaux der ersten Abteilung. Die Arbeiten der Abteilung I lassen sich zusammenfassen in den Worten: „Bearbeitung der maritimen Meteorologie“. Wir kennen damit schon das Feld, das hier bearbeitet wird, und wir wollen uns nun die Methoden erklären lassen, wie dieses Feld gepflegt und fruchtbar gemacht wird. Von den vielerlei Arbeiten ist die vorzüglichste und zugleich diejenige, der alle übrigen mehr oder weniger dienen, die Anfertigung von Segelanweisungen für den Seemann, in erster Linie für den deutschen. Bisher war es ein recht un-

angenehm gefühlter Umstand, daß sich auch der deutsche Seemann nur in der Lage sah, sich englischer „Pilots" oder Segelanweisungen zu bedienen, welche für manche Teile des Weltmeers veraltet oder auf früher geltende, jetzt als unrichtig erkannte Theorieen basiert waren. Wenn aber nun etwas wirklich ersprießliches in diesen Dingen und für die Zwecke der Schiffahrt gut verwendbares geleistet werden soll, so ist es vor allen Dingen notwendig, die Arbeitskräfte nicht zu zersplittern, sondern dadurch zu konzentrieren, daß man sich entweder nur einen kleinen Bezirk zur gründlichen Durchackerung wählt, oder daß man für größere Flächen des Weltmeeres mehr Arbeitskräfte einstellt. Beides ist in einer ebenso einfachen als den Erfolg sichernden Weise dadurch erreicht worden, daß man sich das Weltmeer, und vorläufig die besuchtesten Stellen desselben, international geteilt hat, daß also z. B. Deutschland das Gebiet zwischen 20° und 50° nördl. Breite und 0° und 80° westl. Länge bearbeitet und Beobachtungen, die in diesem Gebiete etwa von Holländern gemacht sind, liberal zur Verwendung mitgeteilt erhält, während es seinerseits wieder an die Holländer alle in deren Gebiete angestellten Beobachtungen übersendet. Die Bearbeitung der Klimatologie des einer jeden Nation überwiesenen Teiles geschieht nun ebenso, wie auf dem festen Lande, indem man das ganze Gebiet in Felder teilt, die gewissermaßen den Landstationen entsprechen. — Die Schiffe, welche für die Seewarte zu arbeiten sich bereit erklären, erhalten auf Wunsch eine vollständige Ausrüstung an guten, streng geprüften, meteorologischen Instrumenten gratis geliehen, ebenso besondere Journale zum Eintragen der meteorologischen und anderer Beobachtungen, und zwar sind die Terminbeobachtungen für jede vierte Stunde des Tages angesetzt. Nachdem ein Journal mit Beobachtungen eingeliefert ist, wird hier in der Abteilung sofort ein kurzer provisorischer Auszug angefertigt und nach etwa Monatsfrist — mit anderen zusammen — gedruckt, damit er dann anderen ausreisenden Kapitänen, welche dieselbe Route einschlagen, mitgegeben werden kann. Natürlich können diese Auszüge keine stylisten Leistungen sein, sondern nur ein einfaches, aber ungeschmücktes Anreihen einzelner Thatsachen in chronologischer Ordnung. Sind gedruckte Berichte über eine bestimmte Reise nicht vorhanden, so wird dem betreffenden Kapitän auf seinen Wunsch eine „Segelanweisung" unter strenger Bezugnahme auf Jahreszeit und Zweck der Reise schriftlich ausgearbeitet und eingehändigt. Ueber hervorragende Phänomene, besonders wenn dieselben gleichzeitig auf mehreren Schiffen beobachtet sind, werden besondere Artikel verfaßt und gelangen in den Publikationsorganen der Seewarte zur Veröffentlichung. Außerdem wird jedes Journal gewissenhaft einer sehr eingehenden Prüfung unterzogen, wozu ein besonderer Fragebogen existiert, und erhält je nach dem Ausfall der Prüfung seine Censur.

Ehe wir uns von hier aus in die zweite Etage begeben, wollen wir noch eines gleich stattlichen wie sinnigen Schmuckes des Korridors gedenken. An der Ballustrade des rückseitigen Korridors, also dem die Treppe Emporkommenden gerade gegenüber, thront auf erhabenem Postament, in welchem die Institutsuhr angebracht ist, die kräftige Gestalt Neptuns, den Dreizack in der markigen Linken aufrecht haltend, während zu seinen Füßen sich ein Delphin windet. Bemerkenswert ist diese Figur noch dadurch, daß sie bei Nacht in dem eigenartig magischen Lichte erscheint, das ihr die leuchtende Masse, mit der sie überzogen ist, verleiht.

Wir setzen jetzt unsere Wanderung fort und gelangen in die zweite Etage, nach der uns nur noch Boden und Dach zu ersteigen übrig bleibt. In dieser Etage nehmen die Bureaux der Abteilung III die ganze linke Seite in Anspruch (links für den die Treppe Heraufkommenden). Wir befinden uns außerdem hier zwischen den beiden, die Lichtaula abschließenden Glasdächern, welche hier oben wiederum nur auf drei Seiten von Korridoren eingefaßt wird. Unter den zahlreichen Zimmern, die der Dienst der Abteilung III bedingt, erwähnen wir hier noch besonders das Telegraphenzimmer, von wo aus die Beförderung der Depeschen nach und aus dem Binnenlande und Auslande gehandhabt wird, und das Zeichenzimmer mit der Kartensammlung. Die Arbeiten, die in dieser Abteilung zur Ausführung gelangen, und die mit vollstem Rechte unser ungeteiltes Interesse beanspruchen, sind die Anfertigung und Ausgabe von täglichen Wetterkarten, Witterungsaussichten und in speciellen Fällen Sturmwarnungen für die Küste. Wenn früh die Depeschen von den Beobachtungsstationen Europas, die solche senden, eingelaufen sind, werden sie, da, mit Ausnahme von nicht alltäglichen Erscheinungen, alles nur durch Zahlen gegeben ist, sofort entziffert und die Resultate in

die Arbeitskarten eingetragen, von denen eine Serie für den vorhergehenden Abend, die andere für den laufenden Morgen gilt. An einem ganz kurzen Beispiel wollen wir uns eine solche Depesche erklären lassen. „Berlin 63820 25089." Die erste Gruppe enthält Barometerstand und Wind, nämlich 763.8 mm (weil der aufs Meeresniveau reducierte Luftdruck stets größer ist als 700 und kleiner als 800 mm, wird die 7 in der Depesche weggelassen), während die 20 bedeutet: Süd-West. Hätte während der Beobachtung Süd geweht, so würde 16 dagestanden haben, bei Ostwind 08 und bei Nord 32 u. s. f. für die zwischenliegenden Windrichtungen. Die zweite Gruppe fängt stets mit der Windstärke an, also in unserem Falle Süd-West 2, die nächste Ziffer gibt den allgemeinen Witterungscharakter an, und zwar bedeutet 5 = Regen, während die Ziffern 0, 1, 2, 3, 4 den Grad der Bewölkung angeben (4 = vollbedeckter Himmel). Die letzten drei Ziffern endlich sind für die Temperaturgrade — Ganze und Zehntel — reserviert, hier war also die Temperatur 8, 9. So sind in den zwei Gruppen alle wesentlichen Momente der Beobachtung klar und unzweideutig gegeben. Sind so alle Depeschen entziffert und eingetragen, so werden die Karten einer kritischen und scharfen Diskussion unterworfen, die Linien gleichen Barometerstandes konstruiert, und aus der Gestalt desselben, besonders mit Berücksichtigung ihrer Aenderungen in den letzten 12 resp. 24 Stunden ein in den meisten Fällen gut zutreffender Schluß auf die kommende Witterung gezogen. Ergibt sich dabei, daß Sturm im Anzuge ist, so ist es die Pflicht dieser Abteilung, alle gefährdeten Teile der deutschen Küste zwischen Borkum und Memel sofort telegraphisch zu warnen. Zu diesem Zwecke stehen an unserer Küste eine ganze Anzahl (gegen 50) Signalstellen mit der Seewarte in Verbindung, welche dann telegraphisch angewiesen werden, bestimmte Signalkörper, deren Bedeutung eine für alle dabei Interessierten bekannte ist, aufzuziehen, um die in dem betreffenden Hafen liegenden Schiffe von dem Auslaufen zurückzuhalten. Wie viel Leben und Gut durch diese Sturmwarnungen erhalten ist, das begreift man allein schon, wenn man die kleinen Fahrzeuge sieht, in denen die Küstenschiffahrt, namentlich die Fischerei betrieben wird, weil man dann erkennt, mit welchem Risiko für ihr Leben die Fischer in See stechen würden, wenn ihnen keine Nachricht über das zu erwartende Wetter zuginge. Doch auch die Führer von Segelschiffen, die in überseeischer Fahrt beschäftigt sind, erkennen den Segen der Sturmwarnungen an. — Nachdem in die Arbeitskarten alles eingetragen ist, was publiziert wird, wandern dieselben in den Zeichensaal, werden daselbst auf präpariertes Papier mit autographischer Tinte aufgezeichnet und überhaupt so weit fertiggestellt, daß sie nun direkt auf den Stein übertragen werden können und noch am selbigen Abend in der bekannten Form nach allen Himmelsgegenden abgehen.

In derselben Etage befindet sich noch das Zimmer für den persönlichen Assistenten des Direktors, das des Meteorologen par excellence der Seewarte und zur Zeit noch das Sekretariat der deutschen Polarkommission. Die den Bureaux der Abteilung III gegenüberliegende Zimmerreihe bildet die Wohnung des Vorstehers dieser Abteilung. Endlich sind für eventuelle Erweiterung des Arbeitskreises des Institutes hier noch einige disponible Zimmer und eine ursprünglich als Familienwohnung projektierte Assistentenwohnung.

Nach Ueberwindung einer kürzeren Treppe stehen wir auf dem Boden des Hauses, halten uns aber daselbst nicht länger auf, als notwendig ist, um das große Reservoir für den Wasserbedarf innerhalb des Gebäudes in Augenschein zu nehmen, sowie, um uns zu überzeugen, daß jede Abteilung auch hier ihre eigenen Räumlichkeiten zur Aufnahme älteren Aktenmateriales u. s. w. besitzt. Dann treten wir hinaus ins Freie, hinaus auf den Turm, von dem aus wir unseren Blick schweifen lassen können nach dem Hafen, über denselben hinweg, weiter über die Elbinseln hinüber bis nach dem etwa drei Stunden entfernten Harburg, bis hinunter nach Buxtehude. Die Mühe des Steigens ist durch die entzückende Aussicht doppelt, dreifach belohnt. — Dieser Turm trägt noch den Sonnenscheinautograph und das Anemometer, eine Vorrichtung, vermittelst deren sich die Windrichtung, die Windgeschwindigkeit und die einzelnen Windstöße ununterbrochen selbst aufschreiben und registrieren. Auf dem rechten Vorderturm befindet sich ein festes und unverstellbares Stativ zur Ausführung von Sextantenprüfungen, deren wir bei Abteilung II gedachten. Die beiden Hintertürme dienen astronomischen Beobachtungszwecken. Die Plattform des Daches zwischen beiden Vordertürmen trägt den Signalmast.



Vom Himmel hoch!

Von

V. Renz.

Es war am heiligen Weihnachtsabend und die Sterne funkelten so helle, denn heute hatte der Himmel noch einmal so viel angezündet wie gewöhnlich, weil er sich nicht lumpen lassen wollte, als er die vielen Lichter sah auf Erden, in Palästen und Hütten.

Da ging in Hamburg ein kleines armes Mädchen von elf Jahren durch den Jungfernstieg nach Hause; ihr Röckchen war dünn und der Wind so eisig, das paßte schlecht zusammen. Aber das Kind war fröhlich, denn die Frau Senatorin hatte ihm ein blankes Achtschillingstück geschenkt für die vielen Wege, die es heute gemacht hatte, um noch alle die Kleinigkeiten zusammenzuholen für den Weihnachtstisch in dem reichen Hause.

Und als das Kind so heimging und an seine arme Mutter dachte und an das kalte unfreundliche Stübchen, das seiner wartete, sah es plötzlich eine Sternschnuppe fallen, und noch eine, und nun erinnerte es sich, einst gehört zu haben: wenn man in solchem Augenblicke einen Wunsch ausspricht, dann wird er gewiß erfüllt werden. Als nun wieder eine Schnuppe fiel, rief es, so schnell es konnte: „Glück und Segen! Glück und Segen für meine arme Mutter!“

Und baff! da rannte es gegen etwas an, und als es hinsah, denn seine Augen hatten immer nur den Himmel angeblickt, da stand es vor einem großen dicken Herrn, der hielt sich den Bauch und rief:

„Gott soll mich bewahren! Ist das ein Benehmen auf offener Straße?“

Der Herr kam eben von einem feinen Diner aus dem großen Hotel drüben; er war Junggesell und Feinschmecker und speiste immer sehr gut, aber heute hatte er besonders was drauf gehen lassen — es war ja Weihnacht!

„Warum guckst du nicht geradeaus, dummes Gör, und läufst mir gegen den Bauch?“ rief er ergrimmt und faßte den Arm der Kleinen so fest, daß es weh that.

Das arme Kind weinte vor Angst und stammelte, es hätte die Sternschnuppen bitten wollen für seine Mutter und darum nicht auf den Weg geachtet.

„Dummes Zeug! Dummes Zeug!“ sagte der Herr, „alles Aberglauben; und Sternschnuppen, die gibt es gar nicht!“

Aber da sauste es in der Luft und klatsch!

fuhr eine große Sternschnuppe auf das klare Eis der Alster, an deren Ufer die beiden standen, daß die Funken stiebten.

„Sapristi!“ rief der vornehme Herr erschreckt, denn er war weit gereist und verstand alle fremden Sprachen, „da soll einer sagen, was 'ne Sache ist! Das hat was zu bedeuten!“ Dann sah er neugierig in das blasse liebliche Gesicht des Kindes, und der Mond half ihm dazu, weil er eben über das Dach des Palastes dort an der Ecke herüberblickte. Und dem Herrn wurde plötzlich ganz wunderbar zu Mute, die Züge des Kindes erweckten ihm Erinnerungen an die eigene Kinderzeit, an fröhliche Weihnacht und ein längst vergessenes Paradies.

In jedes Menschen Herz gibt's einen Fleck, wo Glaube, Liebe und Mitleid gedeihen; bei dem einen ist der Fleck größer, bei dem anderen kleiner und bei manchem sogar zu unfruchtbarem Boden geworden. So auch bei dem vornehmen Herrn.

Als er aber in des Kindes Augen blickte, da fühlte er mit einemmal etwas sich regen dort innen und es sproßten nach langer Zeit wieder Halme auf und der kleine Fleck begann zu grünen. Es war ihm so eigen zu Mute, aber nicht unangenehm.

„Wie heißt du, Kleine?“ fragte er mit milder Stimme; „und wo wohnst du?“

Da erzählte das Kind, es heiße Suschen wie seine Mutter, und die sei Waschfrau und wohne dort hinten in einem Gang, wo hinein die Sonne selbst im hohen Sommer nicht scheint.

„Komm,“ sagte der Herr, und es regte sich immer lebendiger in seinem Herzen, „ich will dich nach Hause bringen, und wenn alles wahr ist, was du sagst, dann sollen auch die Sternschnuppen wahrgesprochen haben; komm!“

Da gingen sie über den Gänsemarkt und immer geradeaus bis in die engen Straßen, wo die armen Leute wohnen, immer weiter, bis in einen Gang voll elender Häuser.

„Hier ist's!“ sagte das Kind und sprang voran und blieb vor einer niedrigen Thür stehen auf einem niedrigen Flur, so daß der fremde Herr sich bücken mußte, und das hatte er sein Lebtag nicht gern gethan. „Mutter ist drinnen und hat Feuer im Ofen“, fuhr es fort, „ich kann's durch die Spalten sehen.“

Und so war es. Die arme Frau, die den ganzen Tag hindurch bei reichen Leuten gescheuert und gewaschen hatte, um alles blank zu machen für den heiligen Abend, wollte diesen nun auch feiern. Sie saß auf einem niedrigen Schemel vor dem kleinen eisernen Ofen und hatte Feuer angemacht, und darüber freute sie sich und auch der kleine Ofen freute sich, denn das war ihm lange nicht passiert.

Auf dem wackeligen Tische lagen ein winzig Stückchen von einem Tannenbaum, ein paar Aepfel und Nüsse und ein kleiner gelber Wachsstock, damit sollte Suschen überrascht werden.

Erstaunt blickte die Frau auf, als der vornehme Fremde eintrat, und erhob sich, dann aber hielt sie plötzlich die Hände vor das Gesicht und fing an bitterlich zu weinen. Und auch der Herr schien sehr erstaunt und eine dunkle Schamröte überzog sein Gesicht, denn das Gewissen war nun völlig erwacht, das Fleckchen in seinem Herzen begann plötzlich große herrliche Blüten zu treiben und die Thränen der armen Frau fielen hinein wie ein warmer Mairegen.

Sie hatten sich erkannt, Bruder und Schwester; nach der Trennung vieler Jahre sich heute zum erstenmal wiedergesehen. Er war ein reicher Mann geworden, aber die Schwester hatte alles, alles verloren, erst das Vermögen durch Schuld des Gatten und dann ihn selbst. Der hochmütige Bruder aber hatte jede Hilfe abgeschlagen. „Warum nahm sie den Lump!“ dachte er, und vergaß sie ganz und gar.

„Susanne,“ sprach er, „so mußte es kommen! Aber nun wollen wir beide vergessen, was geschehen. Heute ist heiliger Abend, und ihr geht gleich mit mir und bleibt bei mir für immer.“ Und er küßte seine kleine Nichte. „Laß Sorge und Armut hier zurück; wir gehen nun in das alte große Haus, wo wir als Kinder zusammen spielten, du weißt, in der Gröningerstraße, und wollen alles vergessen.“

Da ging er mit ihnen fort, die Schwester am Arm und das Kind an der Hand und ihm war so leicht und wohl wie noch nie im Leben. O du selige Weihnacht!

Als nun immer mehr Sternschnuppen fielen, wie ein silberner Regen, da erschrack er nicht mehr, sondern sagte jedesmal leise: „Schön Dank! schön Dank!“ Denn sie waren ja schuld an seinem Glücke, und es ward ein prächtiger heiliger Abend.



Unser Hausgarten.

Von O. Hüttig.

Strauchartige Lianen.

Im letzten Maihefte dieser Blätter nahmen wir Gelegenheit, der liebenswürdigen Leserin einige Schlingpflanzen von nur kurzer Dauer zu empfehlen und versprachen ihr, auf den Gegenstand zurückzukommen, weil er sicher allgemeines Interesse erregt wegen der vielfachen Verwendung, deren sich diese unsere Lieblinge gern unterziehen, was ganz besonders auch von einigen strauchartigen Lianen gilt, die sich vielleicht mehr als die einjährigen zur Bekleidung von Wänden, Lauben und Laubengängen, Bäumen und einzelnen, wenn auch abgebrochenen Baumstämmen, zur Bildung von Festons u. s. w. eignen und die damit noch die nicht zu verachtende Eigenschaft verbinden, daß sie Sommer und Winter an ihrem Platze stehen können und daß die meisten sich von Jahr zu Jahr weiter ausbreiten.

In neuerer Zeit hat besonders die Waldrebe (Clematis) die Aufmerksamkeit der Pflanzenzüchter und der Blumenliebhaber auf sich gezogen und ist sie mit ihren zahlreichen Arten und Abarten ein unentbehrlicher Schmuck unserer Blumengärten geworden; in England wird sie sogar zu Teppichbeeten benützt, wo die Zweige mit Haken auf dem Erdboden befestigt werden, den sie auch in halbschattiger Lage bald mit ihren großen schöngefärbten Blüten bedecken. Ebenso kann man sie auf schattigen Stellen anpflanzen, selbst da, wo die Rose nicht mehr gedeihen will. — Die neueren Waldreben sind überhaupt auch ausgezeichnete Kettersträucher, die überall gedeihen, wo ihnen ein kräftiger aber lockerer Boden von genügender Tiefe geboten wird; der Standort muß aber notwendig kühl und in halbem Schatten liegen, stehen sie zu warm, wie an der Südseite einer Mauer, dann verblühen sie sehr schnell, denn die Blüten verbrennen gleichsam in der Sonne. — Die meisten Arten vertragen unseren Winter sehr gut; doch raten wir, den Boden nach dem ersten starken Frost durch eine Laubdecke gegen den Temperaturwechsel, auch wohl den oberen Teil einiger Arten mit Fichtenreisig zu bedecken; nach einem kalten Winter sterben wohl zuweilen einige Zweige ab — diese werden im Frühjahr herausgeschnitten, und füllen die Lücken sich bald durch das dann um so kräftigere Wachstum der nebenstehenden Zweige. Nur die heute ganz besonders beliebten japanischen Arten müssen über Winter sorgfältiger als andere gedeckt werden, und pflanzt man solche an Stellen, wo sich diese Deckung leicht ausführen läßt, sei es durch Rohr oder durch Zweige der Fichte und Rottanne. Das sogenannte Tannenreisig ist für solche Deckung ganz besonders geeignet, weil es im Frühjahr die Nadeln nach und nach fallen und dadurch der Pflanze unter ihr mehr Licht und Luft zukommen läßt, ohne sie doch ganz schutzlos dem Spätwinter preis zu geben. — Man kann auch den ganzen Strauch der Waldrebe ablösen, dann schwach beschneiden, auf dem Erdboden zusammenlegen und mit Laub oder dergleichen bedecken.

Fig. 1. Waldrebe.
Hybride von F. C. Heinemann in Erfurt.



Fig. 2. Clematis oder Waldrebe.
Jackmannsche Hybride.

Zu den ältesten, d. h. bei uns schon sehr lange bekannten Arten gehören die „Gemeine Waldrebe (Cl. Vitalba L., (Fig. 8) weiße Rebe, wegen der weißen Blume und des Kletterns; Plinius nannte sie Bryonia alba) und die „Italienische Waldrebe“ (Cl. Viticella L. nach Vitis, die kleine Rebe, Fig. 7). Erstere ist bei

uns einheimisch und klettert bis 15 Meter hoch; ihre rispenförmigen, schönen weißen Blumen, welche den ganzen Sommer hindurch erscheinen, duften mandelartig. Einen eigentümlichen Anblick gewährt der Kletterstrauch, wenn er ganz mit seinen seidenartig federigen Früchten bedeckt ist. — Die italienische Waldrebe stammt aus Südeuropa; sie wird nur 5 Meter hoch und zeichnet sich durch schöne glockenförmige purpurrote Blüten aus. Beide Arten können, wie „Schmidlins Gartenbuch" (Berlin 1883 P. Parey) sagt, nach dem auch die Abbildungen gezeichnet sind, zur Bildung von Lauben, zur Bekleidung von Wänden, Baumstämmen u. s. w. verwendet werden. Doch scheint es, als ob sie einen höheren Zweck zu erfüllen hätten, wenn sie als Unterlagen dienen bei der Veredelung mit den prachtvollen Hybriden, von denen wir sofort sprechen werden. Hierzu werden sie aus Samen gezogen, der im Herbst ausgesät werden muß, weil er sonst wenigstens 18 Monate in der Erde liegt, ehe er keimt.



Fig. 3. Passiflora coerulea L. Die blaue Passionsblume.

Diese aus Samen gezogenen Wildlinge werden in Töpfe gepflanzt, im Juni oder Juli mit bis dahin hart gewordenen jungen Trieben besserer Sorten auf den Wurzelhals in den Spalt gepfropft und dann ins warme Haus gestellt. Oder man pfropft diese jungen Triebe in 5—8 cm lange Wurzelstücken von der Stärke einer Federspule, die aber mit einigen Faserwurzeln versehen sein müssen, umwickelt sie mit wollenen Fäden und setzt die Wurzeln in kleine Töpfe so tief ein, daß die Pfropfstelle noch mit etwas Erde bedeckt ist. Man stellt sie dann in das Vermehrungshaus mit geringer Bodenwärme und mit Luftabschluß bis zum Anwachsen, gewöhnt sie dann aber allmählich an die Luft und kühlere Temperatur. Die Ueberwinterung kann an einem dunklen, aber frostfreien Orte, z. B. im Keller geschehen; im Frühjahr pflanzt man sie im Freien aus, **immer aber so tief, daß die Veredelungsstelle in der Erde steht.**

Von den besseren Arten ist vor allen anderen die „Wollige" (Lannginosa Lin.) von China hervorzuheben; von ihr hat man zahlreiche, z. T. prächtige Spielarten, von denen sich die aus Samen von Herrn J. Anderson Henry in Edinburgh gezüchtete „Max Leichtlin" durch ungefähr 20 Centimeter große Blumen auszeichnet, deren schneeweiße, schön abgerundete Blumenblätter sich in ihrer ganzen Länge decken, während andere gleichsam Oeffnungen zwischen sich lassen. Die Blumen entstehen an den jungen Trieben und erscheinen im Sommer und Herbst außerordentlich zahlreich. Diese Sorte ist in der Samen- und Pflanzenhandlung von F. C. Heinemann in Erfurt (Fig. 1) vorrätig und haben dieser Herr und die Firma Ferdinand Jühlke Nachfolger in Erfurt (Fig 4) uns jeder einen Strauß von Waldreben zur Verfügung gestellt, von dem wir um so lieber Gebrauch machen, als beide Firmen sich mit ganz besonderer Sorgfalt der Kultur dieser herrlichen Pflanzenart widmen. Von den hier in $\frac{3}{8}$—$\frac{1}{4}$ ihrer natürlichen Größe abgebildeten Sorten, durch künstliche gegenseitige Befruchtung der verschiedensten Arten entstandene Hybriden, sind folgende hervorzuheben:

1. Nigricans, prachtvoll dunkelschwarzpurpur (Fig. 2). Sie ist aus Cl. Jackmanni entstanden. 2. Lucie Lemoine (von (Cl. florida) reinweiße, dicht gefüllte und sehr große Blume. 3. Lannginosa, eine prachtvoll lavendelblaue Blume. 4. Standishi (aus Cl. patens entstanden), dunkelveilchenblau. a. Frankofurtensis (Viticella), tief purpurblau, sehr reich blühend. b. Lady Bovil (Knospe) wird eine blaugraue becherförmige Blume. c. Lucie Lemoine s. ob. d. Gloire de St. Julien (lanuginosa) bläulichweiß, sehr großblumig. e. Velutina purpurea (Jackmanni), die dunkelste Sorte, Blumen schwarzpurpur mit grünlichen Staubgefäßen. f. Albert Victor (patens), tief lavendelblau mit helligem Mittelstreifen.



Fig. 4 Waldrebe. Hybride von Ferd. Jühlke Nachfolger in Erfurt.



Fig. 5. Clematis coccinea Engelm. Die scharlachrote Waldrebe.

Außer den strauchartigen Waldreben hat man auch solche in Staudenform, deren oberer Teil im Herbst abstirbt, im Frühjahr aber aus der Wurzel wieder austreibt; man verwendet sie viel auf Blumenbeeten, und gehören die Arten Coccinea Davidiana Dcne., Erecta Hort. und Integrifolia wohl zu den empfehlenswertesten. Außer diesen ist aber Clematis coccinea Engelm. (Fig. 5) als neu und besonders schön hervorzuheben.

Sie wird 3—4 Meter hoch und jeder Trieb, deren eine starke Pflanze mehrere hervorbringt, erzeugt 100 Blumen und mehr, die eine kugelrunde Glockenform annehmen; sie sind scharlachrot, im Inneren gelb. Die Pflanze blüht von Mai bis Oktober, selbst November und sollte an einem feinen Drahtgitter gezogen werden. Sie zieht einen schweren lehmigen Boden dem leichten vor und läßt sich leicht durch Stecklinge von jungen Trieben oder auch aus Samen vermehren.

Die Waldreben finden im allgemeinen nur im Freien Verwendung. Aber man kann sie auch zu ungewöhnlicher Zeit in Blüte haben, wie die in hübschen Gruppen stehenden, in große

Kugeln geformten Repräsentanten dieser Gattung beweisen, welche die Firma L. Späth in Berlin und Herr Hofmarschall von St. Paul-Illaire aus Fischbach in Schlesien zur großen Ausstellung in Berlin geliefert hatten, und welche bewiesen, daß auch die neueren Sorten sich gut treiben lassen.

Neben diese Kletterer des „freien Landes“ im Garten möchten wir eine Gattung von Schlingpflanzen stellen, welche leider in



Fig. 6. Passiflora atropurpurea Hort. (Professor Dr. Eichler) aus dem Garten von Haage & Schmidt in Erfurt.

unserem rauhen Klima das Gewächshaus oder Zimmer nur ausnahmsweise verlassen dürfen, die aber bei der Ausschmückung von Fenstern, Balkonen u. s. w. durch die glänzenden Farben-Nuancen ihrer Blüten, durch ihre schön gefärbten Früchte und durch die Eleganz ihrer Belaubung, überhaupt ihrer ganzen Erscheinung einen herrlichen Effekt hervorbringen. Wir meinen die Passionsblume (Passiflora L. von passio das Leiden [Jesu Christi] und flos Blume). Der 1654 zu Siena gestorbene Jesuit F. B. Ferrari vergleicht nämlich („de florum cultura“ 1633) die Blütenteile der schon damals gewöhnlichen Passiflora coerulea L., der blauen Passionsblume (Fig. 3), der Art mit weißen Blüten aber blauem Nektarkranze, mit den Marterwerkzeugen Christi: die drei Narben stellen die Nägel dar, der rotbesprengte Faserkranz die Dornenkrone, der gestielte Fruchtknoten den Kelch, die fünf Staubbeutel die Wunden, das dreilappige Blatt die Lanze, die Ranken (Klammern) die Geißeln, die weiße Farbe der Blume die Unschuld des Erlösers u. s. w. Diese Coerulea kam zuerst 1625 nach Rom; vorher, 1609, war schon eine andere Art, Incarnata, „die Blaßfleischrote“, in Bologna bekannt geworden. Die erstere Art ist in Peru und Brasilien einheimisch, aber jetzt in allen Kulturländern geschätzt, und werden die Früchte in Südeuropa, mehr noch auf den Antillen, viel gegessen. Eine andere Art, die Granadilla der Spanier oder die vierkantige Passionsblume (P. quadrangularis L.) von Südamerika ist ein kletternder Strauch, der im Süden, wie bei uns der Weinstock, am Spalier gezogen wird, an dem die wie Gänseeier großen Früchte reifen, deren breiiges Mark gern gegessen und zu erfrischenden Getränken benutzt wird; sie werden auch medizinisch nützlich — die Wurzel aber ist sehr giftig. Die Blüte hat 10 Centimeter im Durchmesser, ist weiß, purpur und violett gezeichnet und riecht aromatisch, wie Vanille. Die Coerulea und die Incarnata, die härteste Art, könnten unter gutem Schutz auch bei uns im Freien überwintern, werden sich aber jedenfalls im kalten Zimmer oder frostfreien Keller besser halten. Die anderen Arten sind Warmhauspflanzen, aber auch im warmen Zimmer gut zu verwenden, vor allen anderen besonders die Coerulea racemosa mit ihren Varietäten, die, nach dem schönen Werke des Direktors der kaiserlichen Gärten Herrn F. Jühlke, „Die Blumenzucht im Zimmer“ (Berlin, P. Parey), vom Anfang des Sommers bis tief in den Herbst mit langen Trauben violetter Blumen blühen, während die Stammform Racemosa Brot., die Traubenartige von Brasilien, scharlachrote Blumen mit blauem und weißem Fadenkranze entwickelt.



Fig. 7. Clematis Viticella L. Italienische Waldrebe.

Schöne Arten sind auch Loudoni Sweet, von Südamerika mit karmesinroter Blume und schwarzviolettem Fadenkranz, und Quadrangularis L., die Vierkantige, ebenfalls von Südamerika, mit ihrer Abart Decaisneana, die wahrscheinlich durch Kreuzung der Art mit einer anderen, vielleicht Alata Ait., entstanden ist. Die Blumen sind 12 Centimeter groß, karminrot mit dunkelrotem, weiß und blau geringeltem Fadenkranz. Ganz außerordentlich reich blühen die Hybriden Bijou, Princesse Impératrice Eugénie, alato-coerulea mit prachtvollen, wohlriechenden, aufrechtstehenden blauen Blumen und weißen Nektarfäden, u. a. m.

Bei weitem größere Bedeutung haben aber jedenfalls die neuen und neuesten Züchtungen der Firma Haage u. Schmidt



Fig. 8. Clematis Vitalba L. (Gemeine Waldrebe.)

in Erfurt, besonders die Hybriden Atropurpurea mit beinahe schwarzen Knospen und Blumen vom dunkelsten Rot, Madame Brockhaus mit sehr großen, lachsrosa-karminroten Blumen, Multiflora mit den größten Blumen von kupferig-karminroter Farbe; diese Sorte dürfte sich wegen ihrer außerordentlichen Blütenfülle sehr gut zur Topfkultur eignen und auch in kleinen Exemplaren, die oft mit Blüten überdeckt sind, als wenig hängende Einfassung auf den Blumentisch passen. Professor Dr. Wittmack ähnelt der Loudoni, doch sind die Blumen ein wenig heller; die Blätter zeigen an der Spitze einige Drüsen; die Blumenröhre ist purpurrot, in der Mitte weiß; der Kelch und die Kronenblätter sind rosenrot, die Staubfäden violett und weiß gefleckt — eine herrliche Farbenzusammenstellung! Alle diese Hybriden, meist Sämlinge der mit dem Blütenstaub von Princeps coccinea befruchteten Loudoni, werden aber übertroffen von Professor Dr. Eichler (Fig. 6), eine ungewöhnlich reichblühende Sorte, bei der fast in jedem Blattwinkel einer einigermaßen starken Pflanze wenigstens eine, bisweilen eine ganze Traube mit 10—12 Blumen erscheint; dieselben sind kupferig-karmin und viel größer als die der Mutterart Loudoni.

Alle diese zuletzt genannten Arten und Abarten überwintert man im Warmhause oder am hellen, sonnigen Fenster des Wohnzimmers; ältere Exemplare aber kann man auch Ende Mai, nachdem die „gestrengen Herren“ vorüber, an sonniger Stelle im Freien, ausgepflanzt, verwenden, und lassen sie sich hier leicht durch Ableger vermehren; im Herbst setzt man sie mit möglichster Schonung der Wurzeln wieder in Töpfe, wenn man nicht vorzieht, nur junge Exemplare zu kultivieren, die sich jährlich leicht unter doppeltem Glase, im Vermehrungshause oder im warmen Zimmer (unter dem Trinkglase) durch Stecklinge aus schwachen

und kurzen Seitentrieben ziehen lassen. Alte, gewöhnlich teilweise kahle Exemplare wirft man weg, nachdem man sich eine genügende Anzahl junger Anzucht gewonnen hat. Ableger macht man im August in der Weise, wie die Nelkensenker, d. h. man macht in einen passenden Knoten einen Querschnitt, teilt von da ab den Stengel in der Mitte und setzt ihn mit dem dadurch entstandenen Knie vorsichtig in sandige lockere Erde, mit der man die Ableger umgibt, und hält sie mit kleinen Häkchen fest; sie bewurzeln sich bald, jedenfalls vor dem Herbste und werden beim Einsetzen der Mutterpflanze von dieser getrennt und einzeln in kleine Töpfchen gesetzt. — Man kann zur Vermehrung besserer Sorten diese auch auf Coerulea pfropfen, und wenn man nicht gerade dieselbe Sorte, sondern eine von dieser wenig verschiedene, vielleicht bessere erzielen will, säet man reifen Samen in flache Schalen, hält diese im warmen Mistbeet oder im Vermehrungshause und erhält auch dadurch bald junge Pflanzen.

Für die Topfkultur benutzt man nahrhafte, aber sandige Komposterde, verpflanzt jährlich gleich nach Beginn des neuen Wachstums, gießt während desselben sehr reichlich, auch wohl zuweilen mit Dungwasser mit darauffolgendem reinem Wasser; später ist weniger Wasser nötig, im Winter nur soviel, daß die Pflanzen nicht vertrocknen, der Verlust einiger Blätter schadet ihnen nicht. Im Herbst, oder wenn man die Pflanze in ihrer ganzen Ausdehnung während des Winters braucht, auch erst im Frühjahr, schneidet man sie stark zurück, um sie zur Bildung starker Triebe anzuregen.

Trachten der Zeit.

Von **Ida Barber**.

Im allgemeinen ist man der Ansicht, daß nur diejenigen sich mit der Mode und ihren neuesten Schöpfungen befassen, die nichts Besseres zu thun wissen und es ihrem lieben Ich schuldig zu sein glauben, für dessen möglichst originelle Ausstaffierung zu sorgen. Das mag während der ersten elf Monate des Jahres seine unbestrittene Gültigkeit haben, Numero zwölf weiß aber selbst ganz ehrbare, zielbewußte Menschen, die sich sonst mit Modetand und Flitter herzlich wenig befassen, derart für dieselbe zu interessieren, daß man staunt, wenn man jetzt da und dort in den Modegeschäften die Väter, die Gatten, die sich sonst nicht nachdrücklich genug gegen die ewigen Modeneuerungen aussprechen konnten, mit einer Sorgsamkeit unter den Nouveautés Auswahl halten sieht, die selbst der pflichtgetreuesten Modedame Ehre machen würde. Gilt es doch, die lieben Frauen, Töchter, Tanten und Cousinen, die alle ein Anrecht auf eine kleine Weihnachtsfreude zu haben glauben, mit etwas besonders Neuem zu überraschen; Dame Mode hat nun das ihrige gethan, ihnen die Wahl recht leicht zu machen. Indem sie ihrer Phantasie freien Spielraum ließ, entstand so manches seither ungekannte, kleidsame und schöne Gebilde, das ganz geeignet ist, das Herz unserer modekundigen Schönen schneller schlagen zu machen und mit Dank für den freundlichen Geber zu erfüllen.

Da sind beispielsweise die reizenden Pelzgarnituren, bestehend aus halbmondförmigen Muffs, breiten Mediciskragen, stulpenartigen Pelzmanschetten, die elegant ausgestatteten, mit brebis sibirien gefütterten und verbrämten Taillenkragen, die aus duftigem Spitzengewebe hergestellten Theatercapotes (Fig. 1), deren Capuchon über den Kopf genommen wird und denselben wie eine Haube einschließt, während der Taillenkragen vorn auf der Brust malerisch drapiert ist, der eine Zipfel am Gurt mit einer Blume befestigt, der andere nach hinten übergeworfen; die zahllosen Variationen in Jabots, Kragen, Busenschleifen machen denjenigen, die da etwas besonders Schönes herausfinden sollen, die Wahl zumeist zur Qual.

Ganz reizend sind die mit Points besetzten, aus einem unzerschnittenen schottischen oder türkischen Seidentuch geknüpften Schleifen, die durch eine Schnalle gezogenen fächerartig drapierten Foulards, nicht minder die mit Chenille-Fransen terrassenförmig bis zum Halsschluß gedeckten Shawls, die auf Mänteln und Pelzen statt der seither beliebten Cachenez getragen werden.

Seitdem die Mode die glatten Taillen ad acta gelegt, blüht, trotz Winterfrost und Schneegestöber, die Aera der Taillen-Fichus und Jabots, die zumeist aus den kostbarsten Spitzen, den feinsten Stickereien gefertigt werden. Teils sind sie in Shawlform arrangiert, auf der Achsel und an der Taille mit Blumen gehalten (Fig. 2), teils mit Samt gemischt (Fig. 3), der gefaltete Latz durch Bandeaux abgebunden, oben ein breiter Samtstreif, dessen Schluß eine große Samtmasche deckt.

Die modernen Ball- und Gesellschaftskleider zeigen auffallend lebhafte Farben; nichts ist bunt genug, um schön gefunden zu werden. Sie werden vorwaltend aus dreierlei Stoffen gefertigt: als Unterlage, die nur stellenweise hervortritt, dient Satin duchess oder ottoman, darüber Damas mit stark gerifften Blumen, als Ausputz passender Velours.

Diese Dreiheit zu einer harmonischen Einheit zu verschmelzen, dürfte eine nicht leicht zu lösende Aufgabe unserer Kleiderkünstlerinnen sein, um so mehr, da die modernen Farben oft recht grell wirken. Das neue Evecque ist eine Nuance heller als die seither beliebte Kupferfarbe, ein Mittelton zwischen Rot und Gelbbraun, kräftig und doch zart und kleidend; man mischte es mit Bordeaux, mit Olive und zwar derart, daß Satin und Samt im Farbenton übereinstimmen, der Damas aber mit genannten Nuancen umrahmte Blumen zeigt. — In ähnlichem Genre eint man Acier und Rotbraun, Braun und Bronze, Gelbgrün mit Dunkelrot, Grau mit Braun, Grün mit Rosa. Fig. 4 stellt beispielsweise eine solche anscheinend in grellen Farben kombinierte Toillette dar, doch sind dieselben so fein abgetönt, daß der Eindruck ein durchaus harmonischer ist. — Der Rock besteht aus drei großen rosa Crêpe de Chine-Puffen, die mit grünen Samtmaschen durchsetzt sind. Dazu Taille von grünem Samt mit kurzen Aermeln; vorn ein als Latz arrangierter weißer Spitzenshawl, der an Hals und an der Taille eingekraust, von da seitwärts drapiert ist und eine Art Tunique bildet.



Fig. 1.



Fig. 2. Fig. 3.

Eine sehr kleidsame, einfache und doch elegante Toilette ist in Fig. 5 dargestellt. Der aus weißer Gaze Donna-Maria ge-

fertigte Rock ist vorn derart gepufft, daß bunte Phantasievögel sich in den Gazewolken zu wiegen scheinen; unten sechsfache Rüsche mit großen gelben Atlasrosetten begrenzt; Taille und Schleppteile aus hellblauem Samt mit Points d'aiguille umrandet; die hinten geteilte Schleppe läßt den leicht gepufften, weißen Gazerock hervortreten und wird in entsprechenden Zwischenräumen durch gelbe Schärpenenden zusammengehalten. Die Taille ist mit der Schleppe in einem geschnitten, vorn mit weißem Spitzenlatz und farbiger Rosette, in deren Mitte ein Vogel, garniert.



Fig. 4. Fig. 5.

Die Straßen- und Besuchstoiletten sind zumeist aus Sanglier, einem langhaarigen, wollreichen Stoff gefertigt, reich mit Samt garniert. Die faltenreichen, hinten wenig oder gar nicht troussierten Röcke finden immer mehr Beachtung. Das in Fig. 6 gezeichnete Kostüm besteht aus plissiertem, mit handbreitem Samt besetzten Rock, einem unten mit 8 schmalen Falten abgesteppten Ueberwurf, der vorn offen, hinten auf untersetzten Reifen in 6 tiefliegenden Quetschfalten plissiert ist; seitwärts kürzere Revers, vorn eine spitzgehende, reich gefaltete Tunique; dazu Samt-Jackette mit Tuchlatz, auf dem zum Samt passenden Chenille-Posamenterieen angebracht sind. Fig. 7 stellt eine für junge Damen sehr kleidsame Toilette dar; dieselbe ist aus blauem Kasimir gefertigt, der Rock in wagrechte Falten gelegt, die in je 20 cm Entfernung durch handbreite blaue Samtstreifen getrennt sind.

Die Tunique besteht aus 4 Teilen, einem kurz gerafften Vorderblatt, dem hinten hochstehenden Puff, dem darunter befindlichen fächerartig ausfallenden Ansatz und dem aus Samt gefertigten, in Dreieckform arrangierten Seitenbesatz. Die kurze Taille hat vorn breite Samtrevers und einen von Bordeauxbrokat gefertigten gezogenen Latz; von demselben Stoff einen Puff längs des Randes der Taille. (Sämtliche vorstehenden Modelle sind dem Hause B. und L. Kassir in Wien entnommen.)

Die eleganteren Mäntel werden vorwaltend in Tuch, Samt und Seide aus ottomanartig gewebten Stoffen gefertigt.

Große Pelzmäntel sind mit dick gerefter Sicilienne oder mit schwarz broschierten Wollstoffen bezogen, mit breiten, aus Pelz gefertigten Fransen umrandet; die eleganteren, mit Watte durchsteppten Mäntel erhalten Ueberzüge aus Velours ottoman oder façonnierter Seide; die Form ist zumeist leicht anliegend mit gefaltetem Ansatz unterhalb der Taille, vorn breiter, schräg gehender Ueberschlag, den ein aus Pelz gefertigtes Plastron bildet; dasselbe scheint, da es übergeknöpft wird und den Mantel fast hermetisch abschließt, praktischer als die seither beliebten Pelzverbrämungen.

Lange, anliegende Redingotes fertigt man jetzt mit wattierten Einlegwesten, die nach Bedarf im Frühjahr wieder herausgetrennt werden können, ohne eine Veränderung des Mantels nötig zu machen. Durch Kragen mit hohen spanischen Achseln erhalten sie eine zweckentsprechende Garnitur; die Kragen werden aus Astrachan, Skunks, Biber und Seeotter gefertigt, vorn mit großen, aus Metall gefertigten Schlößern geziert. Astrachan dürfte in diesem Winter sowohl in Schwarz wie in meliertem Grau eine hervorragende Rolle spielen.

Unsere Modistinnen gefallen sich darin, farbige Hüte als Nouveauté zu empfehlen; vor Jahren, da man fast ausschließlich schwarze Hüte trug, hätte ein feuerroter Samthut Aufsehen erregt; heute findet man ihn modern und schön und nimmt keinen Anstoß daran, ihn pour comble de luxe mit circa 6 bis 8 roten Straußfedern zu garnieren.

Diese Mephistohüte eignen sich allenfalls zu schwarzen Toiletten, wirken aber zu jedem anderen Kostüm wahrhaft ab-



Fig. 7. Fig. 6.

schreckend. Solider sind die in allen denkbaren Formen vorrätigen grauen Filzhüte, die mit gleichfarbigen Taubenstutzen garniert werden. Viel Samt, viel Band, viel Puffen und Schleifen auf den diesjährigen Winterhüten. — Echte Schnallen werden zwischen die Samttouffes gesteckt, schillernde Grelots am Außenrand befestigt, die einzelnen Federsprossen mit Chenille durchknüpft, der innere Schirm überreich garniert, fast möchte man sagen: Zu viel des Guten! —

„Da könn's lang wart'n .. Herr Gemeindeschreiber!"

(Zu dem Bild auf Seite 449.)

„Beim Sankt Humbertus, heut geh' i nit eher heim, bis ich so einem Deifelskerl von Has' eins auf den Pelz gebrannt hab'!"

Mit furchtbarem Eidschwur hat er sich's gelobt, der Herr Gerichtsschreiber, und nun sitzt er schon über zwei Stunden wie angenagelt auf seinem Posten und starrt mit seinen kurzsichtigen Aeuglein in die Nacht hinaus. Leider aber will sich seiner Blutgier kein Opfer zeigen, und die Mondscheibe steigt höher und höher. Meister Lampe aber „kennt den Schützen" und weiß, daß es gar keinen gefahrloseren Platz im ganzen Wald gibt als denjenigen, welchen er auf unserem lustigen Bildchen einnimmt.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Rebus.



Rätsel.

I.

Lockt dich warmer Sonnenschein
In die Frühlingswelt hinein,
Werden bald sich meine Blüten
Dir zum duft'gen Strauße bieten.
Willst das zweit' und dritte Zeichen
Ohne Zaudern nun du streichen,
So entsteht, was an sich nichtig,
Durch sein Werk unendlich wichtig
Und von edlem Geist geleitet
Segen in der Welt verbreitet.

II.

Ihr findet mich, doch nicht als Fisch im Weiher;
Leicht blickt ihr durch des Rätsels dünnen Schleier:
Stets furchtbar bin ich in des Jägers Hand,
Ins Freie lock' ich oft durch sanfte Töne
Hinaus zum muntern Hirten seine Schöne.
Wie vorwärts klingt mein Wort auch umgewandt.
Des Kopfs Verlust macht mich zum Sinnorgan
Und fußlos deut' ich schlechte Sitten an.

Buchstabenrätsel.

Mit a erfreut's den Durstigen,
Mit e woll'ns die Lustigen,
Mit ie gilt es nur für Paare,
Mit o für Eitle gut, oft käuflich' Ware.

Silbenrätsel.

Aus nachfolgenden 28 Silben sind 9 Worte zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen zwei wichtige Errungenschaften der Wissenschaft in ihrer praktischen Anwendung (in der Neuzeit) bezeichnen:

a bes bin e eis er ga grub gum ha he ea na nas nen ni oi pa pi ran re rich rie ris ro sa te va.

1) Hauptstadt eines asiatischen Reiches; 2) Name mehrerer schwedischer Könige; 3) türkische Stadt; 4) Ort in Mähren; 5) Stadt in Preußen; 6) französischer Revolutionär; 7) tropische Pflanze; 8) berühmter Geiger; 9) Beschädigung bei Seefahrten.

Kapselrätsel.

In den Kapitelüberschriften der romantischen Sage „Lichtenstein" von W. Hauff (Collection Spemann Bd. 22) liegt folgendes verborgen: I. Teil: Einleitung: ein Waldtier, Kap. I. ein Fluß in Rußland, II. eine Göttin, III. ein Vogel, IV. eine Tonart, V. eine Person des alten Testaments, VI. ein Fürwort, VII. ein biblischer Name, VIII. eine Verneinung, IX. ein Fluß in Oesterreich, X. eine vertrauliche Anrede, XI. ein Schiffsgerät, XII. eine Brutstätte, XIII. ein Pädagog, XIV. ein deutscher Dichter. II. Teil: I. ein biblischer Name, II. das, was du bist, III. eine deutsche Universitätsstadt, IV. ein Alpenfluß, V. ein ägyptischer König, VI. ein Zufluß des Rheins, VII. ein Körperteil, VIII. ein Fluß (das Thor des Meergottes), IX. eine bayerische Stadt, X. ein Badeort, XI. ein Baum. III. Teil: I. ein Lied, II. zwei Worte, welche bedeuten: gezählt, gezählt, III. eine schöne Zeit, IV. ein Vorname, V. eine Stadt in Flandern, VI. ein Liederkomponist, VII. ein Nebenfluß der Donau, VIII. eine Stadt in der Schweiz, IX. ein Gesangstück, X. eine verkehrte Lehre, XI. ein Vorname.

Auflösungen zu Heft 3, S. 365.

1. Silbenrätsel: Wahnfried, Alice, Leander, Lionel, Epheu, Nemesis, Salat, Taglioni, Eulenburg, Treue, Nettelbeck, Salmanassar, Tahiti, Ottilie, Danzig: Wallenstein – Der lustige Krieg.

Charade: Weinland, Einwand.

2. Silbenrätsel: Barbara, Emanuel, Rudolf, Theodor, Hermine, Adelheid — Bertha — Alfred.

Dechiffrier-Aufgabe: Und flösse von des Gotthards Höh' — Als Rheinweinstrom der Rhein, — So möcht' ich wohl der Bodensee — Doch ohne Boden sein.

Skat-Aufgabe: Außer Carreau-Aß nehmen Sie Treff-Aß auf und legen Pique-Zehn und Pique-Acht. Mittelhand hat: Coeur- und Carreau-Bube, Treff-Zehn, Pique-Aß, König, Dame und Neun, Coeur-Aß, Zehn und Dame. Hinterhand hat: Treff-Neun, Acht und Sieben, Coeur-König, Carreau-Zehn, König, Dame, Neun, Acht und Sieben. — Erster Stich: Vorhand: Treff-Bube, Mittelhand: Carreau-Bube, Hinterhand: Carreau-Sieben. — Zweiter Stich: V.: Pique-Bube, M.: Coeur-Bube, H.: Carreau-Acht. — Dritter Stich: V.: Carreau-Aß, M. Pique-Neun, H.: Carreau-Neun. — Vierter Stich: V.: Treff-Aß, M.: Treff-Zehn, H.: Treff-Sieben. — Fünfter Stich: V.: Treff-König, M.: Pique-Dame, H.: Treff-Acht. — Sechster Stich: V.: Treff-Dame, M.: Coeur-Dame, H.: Treff-Neun. — Die Gegner haben nun Rest, aber Sie haben (inkl. Skat) bereits 63 Points.

Rätselfrage: Oberthal, Bertha in: „Der Prophet".

Rätsel: Eine feste Burg ist unser Gott. — Glaubet an das Evangelium, — Ist's Gottes Werk, so wird's bestehen, — Ist's Menschenwerk, wird's untergehen.

Rösselsprung-Rebus.



Weihnachtsbilder.

Und so bricht es endlich an, das fröhliche, selige Weihnachtsfest. In den Palast des Fürsten, in das Haus des Bürgers, in die Hütte des Bauern und selbst in die dunkelsten Winkel der Armut dringen die Strahlen jenes göttlichen Lichtes, das einst über Bethlehem aufging. Und aus blauer Himmelsferne, aus dem Vaterlande der Liebe und der Unschuld, steigt auf goldener Sternenbahn der Weihnachtsengel zur Erde herab, den Großen ein Tröster und ein Mahner, den Kleinen ein Freudenbringer und allen ein Bote göttlicher Verheißung:

Vom Himmel hoch, da komm ich her,
Ich bring euch wahrlich gute Mär'
Euch ist ein Kindlein heut gebor'n
Von einer Jungfrau auserkor'n,
Ein Kindelein so zart und fein,
Das soll eu'r Freud' und Wonne sein.
Halleluja! (S. 369.)

* * *

Der Dezemberwind fegt über den Christmarkt, daß die alten Bretterbuden der Verkäufer in ihren Fugen ächzen und die trüben Gasflammen in dem kalten Dunst furchtsam hin- und herflackern. Wie sie eilen, die Menschen, die noch etwas einzukaufen haben, um in ihre warmen Nester schlüpfen zu können, wo die helle Christfreude ihrer wartet. Es wird immer einsamer auf dem Markte, immer dunkler und kälter, und immer noch tönt eine helle, scharfe Kinderstimme: Kauft Hampelmänner! kauft Hampelmänner! Klappernd vor Frost stehen die zwei kleinen Geschäftsleute im Schnee und bieten ihre Gliederpuppen feil, selbst so steif und starr wie diese, denn der Frost hat ihnen tüchtig mitgespielt, und Hans greift alle Augenblicke nach seiner Nase, ob sie noch nicht zum Eiszapfen geworden sei und nächstens abbrechen werde. — „Geduld Hänschen, es sind nur noch drei Stücke zu verkaufen; wir bekommen sie schon noch los, und dann gibt es heute abend eine warme Suppe zum Christfest," tröstet das Schwesterchen, und wie neu belebt durch diese Perspektive brüllt der kleine Kerl aufs neue sein: Kauft Hampelmänner! in die kalte Nacht hinaus. Da geht just Arm in Arm ein junges Paar vorüber; in den Zügen der beiden liegt eine große, reine Freude, und von Zeit zu Zeit treffen sich ihre Augen, als hätten sie sich so recht von Herzen lieb und fühlten heute am Christabend doppelt das Glück, sich anzugehören für immer — treu bis in den Tod. „Sieh doch die armen Kinder, wie sie frieren!" sagt eine tiefe, sanfte Frauenstimme, und mit dem Kopfe nickend, ohne ein Wort zu sagen, zieht er seine Börse, kauft den Kleinen ihre drei Hampelmänner ab, obwohl er noch nicht weiß, was er vorläufig mit ihnen anfangen soll — kommt Zeit, kommt Rat — und drückt Hans das Dreifache des Kaufpreises in die Hand. —

Hurra, jetzt geht's nach Hause! jetzt bekommen wir auch eine warme Suppe! Hurrah! so jauchzt der kleine Bursche, und beide stürmen fort, um sich auch ihr bischen Anteil an der Christfreude zu sichern. Und so blickt auch in die Hütte der Armut der Weihnachtsengel, der Engel der Liebe, die Not des Daseins auf Augenblicke wenigstens mit seinem Lächeln verklärend. (S. 384.)

* * *

Ja, überall ist Weihnachten. Selbst durch den verschneiten Wald klingen die Glocken und rufen die Bauersleute drunten im Thale zur Christmette. Ist die Dezembernacht auch noch so kalt und finster, heult auch der Sturm und peitscht die Schneeflocken vor sich her, jung und alt unternehmen den Kirchgang, um die frohe Botschaft zu vernehmen. Eine Christnacht im Walde hat ihren eigentümlichen Zauber; seltsam wie von Engelsflügeln rauscht und knistert es in den alten Tannen und plötzlich huscht wohl ein heller Schimmer über den Schnee, als gehe der Weihnachtsengel durch den Wald. Des Kirchleins Pforten sind weit geöffnet; vor dem Altar im Kerzenschimmer steht ein greiser Priester, breitet segnend die Hände über die Andächtigen aus, und während die Glocken voller erklingen, spricht er die Worte des Heils: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen." (S. 401.)

* * *

Weihnachten! was wärst du ohne Kinderjubel und Tannenduft? Schon Wochen vor dem Feste geht wie das Rauschen von Engelsflügeln ein geheimnisvolles Flüstern von Mund zu Mund durch die kleine Welt, und alles Wünschen und Hoffen der Kinderherzen lebt und webt bereits in der seligen Zeit, wo der Tannenbaum in der „guten Stube" prangt und von seinen Zweigen herab das Christkind sein Füllhorn ausschüttet. — Endlich aber kommt der große Tag, wo der Vater mit Hans, dem Aeltesten, auf den Christmarkt geht, der sich über Nacht in einen grünen Tannenwald verwandelt hat. Bald ist so ein waldirischer Geselle erstanden und Hans darf ihn selbst nach Hause tragen. Wie stolz pocht des Knaben Herz unter der duftigen Last; es ist ihm, als sei sein Ehrentag heute, als ruhten die Augen der ganzen Welt auf ihm und als sei es der Gipfelpunkt alles Glückes, einen Weihnachtsbaum tragen zu dürfen. Wehmütig lächelnd blickt der Vater auf seinen blühenden Knaben herab. Die Tanne ist ein Symbol des Kreuzes. Wird er die Last später auch so leichten Herzens und kühnen Mutes tragen wie in seliger, fröhlicher Kinderzeit? (S. 421.)

* * *

Vornehme Bazars und glänzende Magazine, wo der Reichtum seine Weihnachtsgeschäfte abwickelt, sind dir schon oft in Bild und Wort vorgeführt worden, lieber Leser; folge uns auch einmal an einen Ort, wo die Armut ihr bescheidenes Scherflein opfert. Es ist bitterkalt auf dem Christmarkte. Hier stolziert der Weihnachtsgeist nicht in Samt und Seide, mit Gold und Silber behangen, auf glatten Parketts einher, sondern trippelt barfuß, in dürftigem Röcklein, über Eis und Schnee, seine wenigen Gaben darreichend, denen nur die Liebe und die Bescheidenheit einigen Wert verleihen. Armselige Gestalten, denen die Arbeit und die Not des Daseins das Antlitz gefurcht und die Hände mit Schwielen bedeckt hat, besorgen hier ihre Weihnachtseinkäufe und geben ihre sauerverdienten Sparpfennige her, um ihren Kleinen eine Christfreude zu bereiten. Ja, die Weihnachtsglocken haben recht, wenn sie rufen: die Liebe allein, die sich opfernde, vermag zu erlösen.

Der Puppenküche Vorratskammer.

Von L. von Pröpper.

Im vorigen Jahre sandte ich euch, liebe Freundinnen, einige Rezepte für eure Puppenküche, die hoffentlich gut gelungen sind und nun möchte ich euch, da für eine gute Küche doch auch Vorräte nötig sind, die Beschreibung eines Vorratkämmerchens geben, welches auch sehr niedlich und bei vielen kleinen Mädchen ebenso beliebt wie die Küche ist.

Ein solches Vorratskämmerchen hat, mehr oder weniger reichlich ausgestattet, das Aussehen eines kleinen Kaufladens, mit Gestellen für die Gläser mit Eingemachtem, Korinthen, Rosinen, Mandeln, Gewürzen, die zwar für die zarten Puppen wenig gebraucht werden dürfen, aber in einem geregelten Haushalte doch da sein müssen, Kandis- und weißen Zucker, letzterer auch in allerliebsten Zuckerhütchen, Essig, Oel, Senf, dann Töpfchen mit Butter, Apfelgelee (Kraut), Pflaumenmus, Mehl, Salz u. dergl., Schublädchen für Reis, Gerste, Suppenmehl, Nudeln, getrocknetes Obst, Kaffee, Schokolade (Thee muß in einem Büchschen bewahrt werden), Blechkästchen für Backwerk, Eierständer für Taubeneier oder sonst kleine Eier, Fliegenschränkchen, um, wenn Mama ein Stückchen Braten oder sonst Fleisch gespendet, es gut zu bewahren, Wage mit Gewicht, Kanne für Milch, Fläschchen und Krüglein für Wein und Bier.

Doch kann auch schon ein nettes Schränkchen mit Fächern und Schublädchen genügen, welches, wenn verschließbar, besonders da praktisch erscheinen möchte, wo es kleine naschige Brüder gibt, und solch Schränkchen läßt sich dann mit den Glasbüchsen, wie man sie zu allen Größen in den Apotheken erhält und mit einigen Fläschchen, ganz hübsch einrichten.

Hat nun aber die gütige Mama das Vorratskämmerchen gehörig gespikt, so müßt ihr, liebe Freundinnen, euch auch bemühen, etwas Gutes hineinzuliefern, Eingemachtes, haltbares Backwerk u. dergl., wozu ich euch denn hier einige leichte Rezepte geben will.

Johannisbeeren einzumachen. Nimm schöne, jedoch nicht zu reife Johannisbeeren, rote oder weiße, pflücke sie vorsichtig von den Stielchen und lege sie nebeneinander auf einen Teller, wiege sie und wenn du etwa 125 g hast, so thue ebensoviel Zucker, in kleinen Stückchen, mit drei Eßlöffeln Wasser in dein Kasseröllchen, setze es auf gutes aber nicht zu starkes Feuer und lasse es, unter fleißigem Abschäumen, so lange kochen, bis, wenn du den Schaumlöffel aufhebst, der Saft Fäden zieht, gebe nun die Beeren hinein, schäume sie gut ab, lasse sie so lange kochen, bis sie anfangen zu sinken und gieße sie gleich in eine Porzellanschale, fülle sie dann, wenn sie etwas abgekühlt sind, in deine Einmachgläschen und bedecke sie bis zum anderen Tage mit weißem Papier, schneide auch aus weißem Papier runde Blättchen, die gerade in dein Gläschen passen, befeuchte sie mit Rum und lege sie auf das Eingemachte, binde es mit Papier zu, steche in dieses mit einer Stecknadel einige Löcher und schreibe den Namen des Eingemachten nett darauf. Auf diese Art wird alles Eingemachte

verwahrt, außer dem Essig-Eingemachten, welches aber bei den Puppen nicht sehr beliebt ist.

Johannisbeeren-Gelee. Nimm drei Teile rote und einen Teil weiße Johannisbeeren, also wenn du wieder 125 g hast, 95 g rote und 30 g weiße, pflücke sie von den Stielen und bringe sie mit ein paar Eßlöffeln Wasser zu Feuer, lasse sie einigemal aufkochen, bis sie aufgesprungen sind und gieße sie dann auf ein Sieb; koche nun auf 125 g Saft 125 g Zucker, wie es bei dem vorigen Rezepte angegeben ist, gebe den Saft dazu und lasse es, etwa einige Minuten, bei fleißigem Abschäumen kochen und mache nun die Probe, indem du einen Tropfen auf einen Teller gießest und wenn er dann gleich steif wird, so ist die Gelee gut und kann, etwas abgekühlt, eingefüllt werden.

Aprikosen-Marmelade. Koche einige sehr reife, ausgekernte Aprikosen und treibe sie, wenn sie ganz verkocht sind, durch dein Haarsiebchen, vermische sie mit der gleichen Menge feingesiebtem Zucker, koche es dick ein und fülle es heiß in die Töpfchen.

Tausendjahrküchlein. Stoße 15 g abgezogene Mandeln mit ein wenig Wasser sehr fein und rühre 15 g frische Butter zu Schaum, dann die Mandeln, 60 g feingesiebten Zucker und ein Ei dazu und wenn es recht schaumig gerührt ist, 60 g feines Mehl; setze kleine Häufchen auf ein mit Butter leicht bestrichenes Backblech und backe sie bei gelinder Hitze. Ihrem Namen zufolge halten sie sich sehr lange.

Bretzelchen. Knete aus 30 g Mehl, 30 g feingestoßenem Zucker, 30 g abgezogene, mit ein wenig Wasser fein gestoßenen süßen Mandeln und einem Ei, einen Teig, forme kleine Bretzeln daraus, bestreiche sie mit verklopftem Ei und bestreue sie mit Zucker und Zimt, lege sie auf ein mit Butter bestrichenes Backblech und backe sie bei sehr gelinder Hitze, weil sie sonst leicht verbrennen.

Sternchen. Streiche ein hartgekochtes Eidotter (das Ei muß zehn Minuten lang kochen) durch ein Sieb, füge 45 g feines Mehl, 40 g Butter, 12 g Zucker und einen Eßlöffel Wasser hinzu und verarbeite alles schnell zu einem Teige, den du messerrückendick ausrollst und mit einem kleinen sternförmigen Ausstecher oder in dessen Ermangelung, mit einem kleinen Gläschen aussticht, sie mit verklopftem Ei bestreichst, mit grob gestoßenem Zucker bestreust und auf einem leicht mit Butter bestrichenen Backblech backst.

Die Blumenküche.

Es muß doch Frühling werden.

In dieser angenehmen Gewißheit nun sende ich euch, liebe Freundinnen, da die Unterhaltung mit euch mir ja nur zur Winterzeit vergönnt ist, schon jetzt die Anleitung zu einem gar netten, in der Mädchenwelt sehr beliebten Spiel, die Blumenküche, welche besonders auf dem Lande oder in größeren Gärten viel Spaß macht; man sammelt da zuerst die nötigen Blumen, Blätter und Beeren und schlägt auf einem Gartentische die ländliche Küche auf, welche ja keine großen Vorbereitungen bedarf und man selbst Schüsseln und Teller durch grüne Blätter ersetzen kann.

1) Gemüsesuppe (Julienne). Schneide allerlei Blumen und grüne Blättchen klein und ein Stückchen weiße und gelbe Rübe (Möhre) zu ganz kleinen Würfelchen, mische es untereinander und rühre es mit dem nötigen Wasser an.

2) Saure Milch. Pflücke die weißen Blüten der Taubnessel (die nicht brennt) ab, richte sie an und streue etwas fein gestoßenen und gesiebten Ziegelstein als Zimt darauf.

3) Gemischtes Gemüse (Macedoine). Schneide Stückchen von roten, gelben und weißen Rüben in ganz feine Streifchen und grüne Blättchen auch ganz fein und richte dies auf einer Schüssel in kleinen Feldern an, als Stern oder als Kranz.

4) Kohlrabi. Schneide aus einem Stück weißer Rübe feine Streifchen oder steche, was feiner ist, mit einem Fingerhut runde Scheibchen aus, schneide auch grüne Blättchen zu Streifchen, richte die weißen Stückchen kranzförmig an und das Grüne gehäuft in die Mitte.

5) Spinat mit Eiern. Schneide Grasspitzchen oder sonst grüne Blättchen ganz fein, richte es gehäuft an und umlege es mit Gänseblümchen als Spiegeleier oder lege einen Kranz von dem aufgezupften Innern der Blümchen, als gerührte Eier rund herum.

6) Salat. Fülle die Salatschale mit ganz kleinen grünen Blättchen oder auch nur mit Grasspitzchen und verziere den Salat mit kleinsten Kapuzinerblümchen, Boragoblüten oder Veilchen, womit du auch Salat, der gegessen werden soll, verzieren kannst, denn es schmückt sehr gut.

7) Kompott. Nimm dazu Holunderbeeren, wo besonders die korallenroten sehr schön sind, Berberitzen, Vogelbeeren oder Kirschäpfelchen.

8) Beefsteaks mit Spiegeleiern. Schneide von roten Rüben kleine Scheiben wie ein Zweimarkstück und lege auf jede Scheibe ein Gänseblümchen.

9) Hammelkoteletten. Nimm kleine Kastanien, stecke an einer Seite als Knochen ein Stückchen Zündhölzchen hinein und binde um dieses ein zierliches Papiermanschettchen, richte die Koteletten kranzförmig an und gebe in die Mitte Kartoffelpüree, d. h. eine geschälte und geriebene Kartoffel.

10) Klöße. Lege Schneebeeren gehäuft auf ein Schüsselchen, zupfe das gelbe Innere von Gänseblümchen aus und gib es als geschmolzene Butter um die Klöße und auf einem ähnlichen Schüsselchen Kompott dazu.

11) Reisbrei. Zupfe die weißen Blättchen der Gänseblümchen aus, lege sie gehäuft auf ein Schüsselchen und gib Ziegel (s. saure Milch) darüber.

12) Reistassen. Drücke feuchten recht weißen Sand in Fingerhüte oder kleine Tassen, stürze ihrer fünf bis sechs auf eine kleine Schüssel und verziere sie hübsch mit feinen Blümchen und grünen Blättchen.

13) Pudding. Drücke ebenfalls Sand in ein nettes Förmchen oder auch in eine Obertasse, stürze ihn und umlege ihn mit roten Blumenblättchen von Astern u. dergl. oder mit Holunder- oder Berberitzbeeren.

14) Schnee-Eier. Lege einen frischen Schneeball auf ein grünes Blatt, zupfe aus einer blauen Fliederblume die kleinen Blumen heraus und gib sie als Sauce um den Schneeball.

15) Kuchen. Schäle eine große weiße Rübe, schneide eine dicke Scheibe daraus und diese rund herum in Zacken und belege sie mit Beeren (s. Kompott).

16) Küchlein. Stich aus Scheiben von roten oder gelben Rüben runde Küchlein, wie ein Zweimarkstück, kannst sie auch auszacken und besiebe sie ganz leicht mit feinem Sand, so daß die Farbe noch durchschimmert.

17) Kräpfchen. Falte ein Papier zum Achteck, lege es auf eine Schüssel und Pfaffenhütchen gehäuft darauf.

18) Dessert. Nimm Schalen von Wallnüssen und fülle sie mit kleinen Beeren, Berberitzen, Holunderbeeren o. dergl. und wenn du nun den Kuchen Nr. 15 in die Mitte stellst, einige Schalen rund herum und an beiden Enden von den Küchlein Nr. 16 oder Kräpfchen, so ist die Tafel zum Dessert sehr nett bestellt und nebst der Bereitung des Diners, welches aus Suppe, Gemüse, einer Fleischspeise und einer süßen Speise bestehen kann, den jungen Dämchen gewiß eine angenehme Beschäftigung und Unterhaltung gewesen.

L. v. P.

Weihnachts-Litteratur.

Es ist nicht zu leugnen, daß seit den epochemachenden geistreichen Kinderbildern Kate Greenaways in die Illustration unserer Jugendschriften eine gewisse Manier gekommen ist, welche im Gegensatz zu den keuschen schlichten Linien eines Ludwig Richter eine kokette, pikante Realistik zur Schau trägt und weniger für das naive Empfinden der Kinderseele als vielmehr für den raffinierten, ästhetisch geschulten Geschmack des Erwachsenen berechnet erscheint. Hand in Hand mit dieser illustrativen Richtung geht auf dem Gebiete des Textes die Neigung, an die Stelle schlichter Erzählung eine geschraubte Poesie, an die Stelle des Märchens trockene Moralitäten zu setzen. Wer von dem Einfluß dieser krankhaften Richtungen unsere Kleinen bewahrt wissen möchte, wird die bei Julius Hoffmann (K. Thienemanns Verlag) in Stuttgart erscheinenden Jugendschriften freudig begrüßen, da sie dem Kinde durchweg einen gesunden und angemessenen Unterhaltungsstoff bieten. Von den Ueberraschungen, welche diese Verlagshandlung neuerdings den Kleinen auf den Weihnachtstisch legt, nennen wir in erster Linie: „Kleine Erzählungen" von J. A. L. Löhr, zum Vorlesen und zur Leseübung für kleine Kinder, 3. Auflage. Ein treffliches Büchlein, das L. v. Kramer mit gemütvoll behandelten Scenen aus dem Kinderleben geschmückt hat. An die kleinen Mädchen wendet sich Emma Biller mit einem hübsch ausgestatteten Buche: „Die Puppenfamilie", illustriert von dem bewährten Zeichner E. Klimsch, an die reifere Jugend, Otto Hoffmann in „Afraja", romantische Erzählung aus dem hohen Norden. Dem Bearbeiter ist es gelungen, den hübschen Roman Theodor Mügges mit seiner See- und Nordlandspoesie dem Verständnis seines jugendlichen Leserkreises anzupassen; Illustrationen von H. Vogel im Stile des „Lederstrumpf" erhöhen den Reiz des hübsch ausgestatteten Buches. Von oben angedeutetem Standpunkte aus sind ferner einige Novitäten aus dem Verlage von M. Heinsius in Bremen warm zu empfehlen. „Glückliche Kinderzeit", ein Bilderbuch für Mädchen und Knaben im Alter von 6 bis 10 Jahren. 36 Bilder von Fedor Flinzer und 50 Lieder und Reime von G. Chr. Dieffenbach. — 600 Kinderrätsel. Neue Folge. Herausgegeben von E. Bausch. — Aus dem Kinderleben. Zweite Sammlung. 24 Bilder von Ludwig Richter und Hugo Bürkner mit Liedern und Reimen von G. Chr. Dieffenbach. 2. Auflage.

– Sehr gut redigiert und eine Fülle von Märchen, Humoresken und Poesieen in Wort und Bild enthaltend, stellt sich der zweite Jahrgang des „Deutschen Kinderkalenders“ auf das Jahr 1884 dar (Exp. d. „Deutschen Kinderkalenders“, A. B. Auerbach, Berlin). Eine „Festgabe für Knaben und Mädchen jeden Alters“ im wahren Sinne des Wortes. – Im Verlage von Fr. Bassermann in München erschien: „Allerlei in bunter Reih“ von Ludw. v. Kramer, eine Leistung, mit welcher sich der geistvolle Zeichner den besten Illustratoren auf dem Gebiete des Kinderlebens an die Seite stellt; auch die Spielverse sind zu loben. – Eine exotische Pflanze, wie schon der Mistelzweig auf dem Umschlage andeutet, ist: „Im Dämmerstündchen“, nach F. E. Weatherly von Dr. G. Benseler. Illustr. von M. Ellen Edwards und John C. Staples (Leipzig bei E. Twietmeyer).

Vom Land der Dämm'rung, Kinder, laßt
Zu eurem Ohre jetzt es rauschen.
Wohl dem, der in der Zeiten Hast
Wie ihr noch kann vergnüglich lauschen.

Trotz seiner poetisch empfundenen Reime und geistreichen Illustrationen, die bald in mattem Tone skizzenhaft die Blätter durchziehen, bald in prächtigem Buntdruck hingeworfen sind, wird das Büchlein in unserer Kinderstube doch wohl ein Fremdling bleiben, denn es ist nicht „Fleisch von unserem Fleisch“ und Kinder sind noch keine „Kosmopoliten“. – Endlich gedenken wir noch zweier Schriften, welche der reiferen Jugend als bildende und zugleich unterhaltende Lektüre aufs wärmste empfohlen werden können: „Parzival“, Wolfram von Eschenbachs Heldengedicht, für die Jugend wiedererzählt von Dr. Jul. Riffert (Leipzig, Verlag von Edw. Schloemp), illustr. von C. W. Heine, ein Buch, in dem die größte Kunstdichtung des deutschen Mittelalters den Quellen gemäß erzählt und trotz mancher unumgänglichen Umformung der hohe ethische Gedanke wie die poetischen Schönheiten des Epos für den jugendlichen Geist nutzbar gemacht sind – und ferner: „Hans Jürgen v. d. Linde“, ein Lebensbild aus den Tagen des großen Kurfürsten, der deutschen Jugend erzählt von Oskar Schwebel (Berlin, Abenheimscher Verlag), ein Denkmal „schlichter, ehrenfester Treue“, von dem bekannten Verfasser zu Nutz und Frommen der Jugend und des Vaterlandes der Vergessenheit entrissen. – Die Krone in der gesamten Jugendlitteratur verdient aber nach wie vor Julius Lohmeyers „Deutsche Jugend“. (Leipzig, A. Dürr), von der gerade recht zum Weihnachtsfest Bd. 21 u. 22 kommen. Lohmeyer hat nicht nachgelassen, seiner Schöpfung die vornehme Stellung zu bewahren, die sie von Anbeginn an einnahm. Da steht jeder Aufsatz an der rechten Stelle, und alle zusammen geben ein gar harmonisches Ganze, in dem das Ernsthafte mit dem Scherzhaften sich richtig mischt und deutsches Gemüt und deutsche Innigkeit überall uns entgegen sprechen. Erzählungen, Märchen, Lebens-, Natur- und Charakterbilder wechseln mit Darstellungen aus der Geschichte, Gedichten, Liedern und Sprüchen ab, und eine Fülle von Rätseln trägt auch dieser Art von Unterhaltung vollauf Rechnung. Zur höchsten Zierde gereichen den Bänden zahlreiche Illustrationen, die mit künstlerischer Ausführung den Vorzug vollendeter Technik und den größeren, sich immer dem Anschauungsvermögen der Jugend anzupassen, verbinden. – Ein liebenswürdiges, dem kindlichen Verständnis entsprechendes Bilderbuch ist auch „Spiel und Leben“ von Wilh. Klaudius, zu dem Johs. Trojan reizende Verse geschrieben hat (Dresden, C. C. Meinhold & Sohn). – Für junge Mädchen empfiehlt sich die auf einer gesunden erziehlichen Grundlage aufgebaute Erzählung „Pension und Leben“ von Mathilde v. Eschen (Frankfurt a. M. Diesterweg); für diejenigen unter den Kleinen, welche Klavier spielen können, das „Weihnachtsalbum für die musikalische Jugend“ von Karl Zeitz (Quedlinburg, Chr. F. Vieweg), zu dem 32 Komponisten Beiträge beigesteuert haben, die durch drei farbige Bildertafeln voneinander geschieden sind. – Ein hübsches Buch, an dessen Genuß ein ganzer Familientisch teilnehmen kann, ist „Die Reise durch Europa“ (Wien, Perles), welches eine Reihe transparenter Bilder der europäischen Hauptstädte enthält, die durch einen einfachen Mechanismus bewegt werden können. Ein begleitender Text gibt die Erläuterungen zu den einzelnen Ansichten. –

Von zwei Prachtwerken liegen Volksausgaben vor, welche dazu bestimmt sind, die Originale auch den weniger bemittelten Kreisen des Publikums zugänglich zu machen. „Das Lied von der Glocke“, illustr. mit 17 Kompositionen von A. von Liezen-Mayer mit Ornamenten von L. von Kramer, in der That ein nationales Kunstwerk ersten Ranges, ist im Verlage von Theo. Stroefer in München in zwei neuen Ausgaben à 15 Mark erschienen. Die eine Ausgabe enthält die sechs hervorragendsten Bildwerke Liezen-Mayers im Kupferstich, die andere im Lichtdruck, während bei beiden die anderen Illustrationen statt in photogr. Nachbildung im Holzschnitt wiedergegeben sind. Die Ausführung der vortrefflichen Originale Liezen-Mayers, Papier, Druck und Ausstattung des Einbandes sind immer noch vornehm genug, daß „Das Lied von der Glocke“ auch in seiner neuen Gestalt den Titel eines Prachtwerkes in Anspruch nehmen darf und als ein Auge und Herz in edelster Weise erfreuendes Weihnachtsgeschenk empfohlen werden kann. – Ferner erwähnen wir einer Volksausgabe von „Aus Sturm und Not.“ Selbstschriftenalbum des deutschen Reiches, herausgegeben im Auftrage der Deutschen Gesellschaft Schiffbrüchiger von der Verlagshandlung von Schorers Familienblatt. Sind die Impromptus unserer Celebritäten aus Kunst, Wissenschaft und Litteratur, die den größten Teil des Inhaltes bilden, auch nicht immer Beweise einer höheren Inspiration, so bietet doch das Buch genug des Interessanten und verdient schon um seines guten Zweckes willen einen möglichst großen finanziellen Erfolg. – Weit über dem herkömmlichen Niveau der „Prachtwerke“, obgleich es ein solches im vollsten Sinne des Wortes ist, steht das in Großfolio erschienene Werk „Schildereien aus dem Alpenlande, 30 Lichtdrucke und Gemälden nach Karl und Ernst Heyn, Gedichte von Rudolf Baumbach, Randzeichnungen von J. Stauffacher, ausgeführt in Holzschnitt“ (Leipzig, Liebeskind). Wir kennen kein landschaftliches Illustrationswerk von gleich großer künstlerischer Bedeutung, würdevoller Eleganz und monumentaler Pracht. Die prächtigen Lichtdrucke, nur leicht angeheftet auf den schweren Folioblättern, bieten die verschiedenartigsten Darstellungen in immer sich ändernden Stimmungen und erschließen in glücklichster Weise landschaftlich hervorragende Punkte des Salzkammergutes, des bayerischen Gebirgs, Tirols, der Schweiz, bis hinab zum Lago Maggiore. Zwischen den Bildseiten schieben sich die Textseiten ein, die das technisch gebildete Auge schon durch eine ungewöhnliche Splendidität anziehen, mehr aber noch durch die fein berechnende Stellung des Satzes der anmutigen Baumbachschen Gedichte und die ganz köstlichen Stauffacherschen Randzeichnungen, welche sich in vollster und ungebundenster Freiheit an dem Text emporranken. Wir haben selten Schöneres in Zeichnungen und Schnitten gesehen als dieses Laub- und Blattwerk. Der schwere Einband von solider Pracht entspricht dem prächtigen Inhalt und hilft dazu beizutragen, dieses Werk zu einem Geschenkwerk ersten Ranges zu machen. Von demselben Werke liegt auch eine kleine Ausgabe vor, die nur die Gedichte mit den Stauffacherschen Zeichnungen und einem Holzschnitt nach Heyn enthält. Andere höchst geschmackvoll ausgestattete Werke des rührigen Verlags sind R. Baumbachs ansprechende „Abenteuer und Schwänke, alten Meistern nacherzählt“, eine originelle Gedichtsammlung „Weltlust, historische Schwänke und Lieder eines heiteren Vaganten“ von Dr. Märzroth und die sinnigen, formschönen „Gedichte“ von Jos. Trojan. – Von den „Nordland-Fahrten“ (Leipzig, F. Hirth und Sohn), die wir schon im vorigen Jahre anzeigten, ist inzwischen ein weiterer Band erschienen, enthaltend Malerische Wanderungen durch Holland und Dänemark von F. v. Hellwald und Rich. Oberländer. Der Herausgeber ist mit seinem anerkennenswerten Unternehmen nicht nur vor-, sondern auch fortgeschritten. Die Illustrationen dieses Bandes machen einen einheitlicheren Eindruck als die, welche England darstellten und sind auch im Schnitt vielfach diesen vorzuziehen. Besonders gelungen sind eine Anzahl ganzseitiger Frauenköpfe. Die Darstellung Hellwalds und Oberländers ist bei aller Gründlichkeit anziehend und amüsant, und da es sich nicht nur um einen farbenreichen Reisebericht, sondern um Würdigung von Land und Leuten auf allen Gebieten handelt, verdient das Buch warme Empfehlung. Derselbe Verlag legt auch eine Anthologie auf den Weihnachtstisch „Im Wechsel der Tage, unsere Jahreszeiten im Schmuck von Kunst und Dichtung“, welche eine gut gewählte Sammlung von Dichtungen aus den Werken vaterländischer Dichter enthält, die Ad. Brennecke mit kundiger Hand zusammengestellt hat. Die Illustrationen gefallen uns weniger, sie sind meist hart, verraten ausländischen Ursprung und passen infolgedessen oft sehr schlecht zu den deutschen Gedichten. Auch eine andere Anthologie, welche, betitelt „In der Blütenzeit“, von der Arnoldischen Buchhandlung in Leipzig herausgegeben wurde und Poesieen unserer besten Dichter enthält, auch sehr reich ausgestattet ist, befriedigt in ihrem illustrierten Schmuck nicht. Selbiger besteht aus neun Farbendrucken nach Aquarellen von Jul. Höppner, die aber, abgesehen von der nicht sonderlich tiefen Komposition, in der Farbe viel zu grell geraten sind, um einen befriedigenden Eindruck zu machen. Viel Lobenswerteres ist über ein anderes Werk des Verlags zu sagen „Gefiederte Freunde, Bilder zur Naturgeschichte angenehmer und nützlicher Vögel Mitteleuropas“, das sich aus 60 chromolithographierten Tafeln in Folio zusammensetzt. Die Vorlagen dazu lieferte Leo Paul Robert, der die dargestellten Vögel nach der Natur gemalt hat. Das Grelle der Farben tritt hier nur selten hervor und auch dann nur in dem Beiwerk, nicht in dem Vogelbild selbst, das im Gegenteil die erfreulichste Naturtreue zeigt. Blätter, wie das Goldhähnchen, die Tannenmeise, der Erlenfink, der Mauersegler rc., müssen jedem Naturfreund das Herz im Leibe lachen machen. Wir wünschen dem schönen und verhältnismäßig auch wohlfeilem Werke, zu dem R. v. Riesenthal einen guten instinktiven Text geschrieben hat, weite Verbreitung; es gehört zu jenen gediegenen Werken, welche immer von neuem die Liebe zur Natur rege machen und stärken. – Ein höchst bedeutendes natur-

geschichtliches Werk ist Karl Vogts „Die Säugetiere in Wort und Bild“ (München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft) zu denen Friedr. Specht, den über den Illustrationsschmuck hinausgehenden bildlichen Teil beigesteuert hat. Seine Bilder tragen den Stempel höchster Naturwahrheit und halten sich dabei von aller trockenen Pedanterie ebenso frei wie der geistvolle Text von Karl Vogt, in dem die Resultate jahrzehntelanger Studien verwertet und konzentriert sind. Beide, der Autor und der Künstler wissen, dauernd zu fesseln und uns eine Fülle des Wissens zu eigen zu machen, in dem wir nur den angenehmen Reiz des Unterhaltenden verspüren. — Keiner besonderen Empfehlung mehr bedürfen Karl Geroks „Palmblätter“ (Stuttgart, C. Greinersche Verlagshandlung), von der soeben eine Prachtausgabe, die fünfzigste Auflage des ganzen Werkes erschien. Kein christliches Haus sollte des Besitzes dieser Dichtungen ermangeln, in denen die Offenbarungen eines gläubigen Herzens, einer tiefen religiösen Anschauung mit der Kunst eines wahren Dichters sich paaren. Das schmucke Kleid, welches der Verlag im Verein mit Künstlern wie P. Thumann u. a. dem Werke gegeben hat, macht es auch äußerlich zu einem Buch, das wie wenig andere eine wahre und echte Festgabe ist. Das läßt sich nun eben nicht von dem bei Edwin Schloemp in Leipzig erschienenen und wohl auch aus seiner Initiative hervorgegangenen Opus „Richard Wagners Frauengestalten, erläutert von Richard Gosche“, sagen, das im wesentlichen aus 12 Tafeln nach Kartons, unter Benützung photographischer Aufnahmen, gemalt von J. Bauer und C. Limmer, besteht. Gosches schwungvolle Einleitungen sind mit Verständnis des künstlerischen Wesens Wagners und des Ganges seiner Lebensverhältnisse geschrieben. Die „Kunstblätter“ tragen durchaus den Stempel des Theatralischen, bei denen auch nirgends von einer poetischen Verklärung die Rede ist. Es war ein unseliger Gedanke, die Schöpfung des Dichters mit dem Gebild der Darstellerinnen zu verquicken, welches oft der ersteren total widerspricht. Man sehe nur die korpulente Elisabeth, diese Ortrud, welche den Eindruck eines sich meldenden Schulkindes macht, die lammfromme Siglinde u. a. m. Das Leben, das diesen Figuren auf der Bühne innewohnt, fehlt hier, der Zauber der Kunst, der sie zwischen den Kulissen verklärt, ist abgestreift, es sind Kostümpuppen, bei denen nicht einmal die Porträtähnlichkeit eine glückliche ist. Wagners Manen ist mit dieser Publikation wenig gedient — im Gegenteil. Wir hätten dankbar eine Heldin der Wagnerdarstellerinnen, dankbar vielleicht auch die künstlerische Darstellung von Wagners Frauengestalten hingenommen, diese Verquickung weisen wir in jedem Sinne zurück. — Den zahlreichen Freunden der Schweiz können wir bestens empfehlen „Die Schweiz“, von Dr. Gsell-Fels, welche in einer Volksausgabe von Cäsar Schmidt in Zürich versendet und in dieser neuen Form den weitesten Kreisen zu erwerben möglich wird. Der Text verbindet mit der anmutigen Schilderung von Land und Leuten einen hohen Grad praktischer Nutzbarkeit und ebenso sind die außerordentlich zahlreichen Illustrationen der besten Künstler wie Calame, Bautier, Specht 2c. bald stimmungsvolle Landschaftsbilder, bald instruktive Darstellungen. — Eine interessante Sammlung von Porträts „Wilhelm I. deutscher Kaiser“, wiedergegeben in verschiedenen Manieren, veranstaltet Fr. Bruckmanns Verlag in München. Sie umfaßt die Jahre 1802—1882 und wird eingeleitet durch ein Gedicht von Julius Wolf, mannigfach geziert durch Zeichnungen von A. von Heyden. — Bei Kerber in Salzburg erschien eine reich ausgestattete Sammlung von mundartlichen Liedern des Grafen Hugo Lamberg unter dem Titel: „Wo d'Welt am Schönsten is“. Denselben sind 24 Photographieen beigegeben, welche der Verfasser nach in der Landschaft selbst von ihm gestellten Bildern aufgenommen hat. Malerisches wird dadurch eben nicht sonderlich stark erzielt. — Von Anthologieen und Gedichtsammlungen, die sich auch für den Weihnachtstisch eignen, heben wir noch hervor: „Edelweiß. Für Frauensinn und Frauenherz“. Eine Auswahl aus der neuesten deutschen Lyrik von K. Zettel (Stuttgart, Greinersche Verlagshandlung. Reich illustriert), „Pantheon deutscher Dichter“. Herausgegeben von P. Lohmann mit 6 Illustrationen von Sundblad und einem Titelbild von Härtel (Leipzig, H. Matthes). — „Bunte Zeit“ und „Heimkehr“ Gedichte von Lud. Ganghofer (Stuttgart, Ad. Bonz & Co.). — „Deutsche Ostern“, Gedichte von K. Gerok (Stuttgart, C. Greinersche Verlagshandlung). — „Deutscher Humor in Wort und Bild“, ausgewählt von Aug. Sturm, illustriert von Thumann, Pletsch, Grot Johann 2c. (Dritte Aufl., Leipzig, C. F. Amelangs Verlagshandlung). — „Zwölf Balladen“ von Joh. v. Wildenrath (Leipzig, Liebeskind). — Ebenfalls erwähnt sei „Ein Wort an die deutschen Frauen“ von J. von Brun-Barnow (Leipzig, Max Hesses Verlag. 1884). Kein leidiges Emancipations-Gezänk, sondern ein gutes und beherzigenswertes Wort aus edlem Frauenmunde in einer Sache, die uns um unserer nationalen Wohlfahrt willen in erster Linie am Herzen liegen sollte, in Bezug auf die Erziehung des Weibes zur rechten Gattin und Mutter und zum wahren Menschen. Im Glauben und im Lieben erblickt die geistvolle und belesene Ver-

Weihnachtsfeier auf einem russischen Dampfer.

fasserin die Kraft des Weibes, in der Selbsterziehung und Selbstveredlung das Mittel, diese Kraft dem Wohle der Menschheit nutzbar zu machen. Das treffliche Buch kann Deutschlands Frauen als anregende und fruchtbringende Lektüre nicht warm genug empfohlen werden. — Für den Weihnachtstisch junger Eheleute oder solcher, die es werden wollen, dürfte sich ein Büchlein eignen, in welchem die sich auf die Ehe bezüglichen Stellen der heiligen Schrift ausgelegt, praktische Beobachtungen und Erfahrungen aus dem ehelichen Leben gesammelt und auch poetische Darstellungen des Gegenstandes aufgenommen sind. Das von echt protestantischem Geiste diktierte Werkchen hat den bekannten Kinderschriftsteller G. Chr. **Dieffenbach** zum Verfasser und betitelt sich: „**Ein Hochzeitsstrauß**“. (4. Auflage, bei Heinsius in Bremen, 1883.)

Stickmuster.

Wir geben in diesem Heft eine Zusammenstellung von Stickmustern aus dem Verlag von Ernst Heitmann in Leipzig. Es ist hier das erste Mal, daß alte und moderne Stickereien auf eine neue Manier in den wirklichen Farben wiedergegeben werden, von der einfachen Leinenstickerei in blau und rot bis zu den kunstvollsten Stickereien in 3 bis 7 Farben, wobei stets die Eigentümlichkeit des Stiches veranschaulicht wird: Kreuz-, Strich-, Gobelinstich, Holbeintechnik, Reticella 2c.: die von der Firma **Ernst Heitmann in Leipzig** herausgegebenen Albums, alter und moderner Stickereien, welche nur von **echten Künstlern** entworfen sind und deren einzelne Blätter die Größe 32 + 33 cm. haben, sind als **Damengeschenk** höchst empfehlenswert; die Zahl der Muster ist so groß und die Mannigfaltigkeit eine so reiche, daß jede Dame für jeden Zweck von der einfachsten Leinenstickerei bis zur kunstvollen Reticellaspitze überreiches Material für einfache und komplizirte Nadelarbeit findet.

Die Verlagshandlung, welche für die Eigenart jeden Stiches besondere Typen herstellen läßt, hat Albums in höchst eleganter Ausstattung zu 15 Blatt (Preis 5 Mark), zu 30 Blatt (10 Mark) und zu 60 Blatt in eleganter Mappe mit Goldprägung zu 20 Mark herausgegeben, außerdem ein Album von 8 Blatt (Preis 4 Mark) mit Monogrammen und 4 von Frau Dr. M. Berg in Nürnberg komponierten Alphabeten in Kreuzstich, Holbeintechnik, welche vor Herausgabe vom Gewerbemuseum in Nürnberg geprüft wurden.

Möge das Album auf keinem Damenarbeitstisch fehlen!

Der gestirnte Himmel im Monat Januar.

Der Sternenhimmel bietet in heiteren Abendstunden des Januar immer einen prachtvollen Anblick, indem dann gerade die reichsten Sternbilder über dem Horizont sichtbar sind und die Milchstraße als leuchtender Streifen nahezu durch den Scheitelpunkt des Beobachters zieht. Im Süden glänzt das herrliche Sternbild des Orion, im Südosten Sirius, nahe im Scheitelpunkt die Cappella. Im kommenden Januar (1884) steht der zunehmende Mond in den ersten Tagen noch ziemlich tief und stört durch sein Licht die Pracht des Sternenhimmels nicht, am 4. überschreitet er jedoch den Himmelsäquator und am 12. tritt Vollmond ein, wobei der Mond hoch am Himmel steht; beim letzten Viertel, am 20., ist er schon wieder tief und erreicht endlich am 24. seinen tiefsten Stand südlich vom Himmelsäquator. Von den Planeten steht **Merkur** am 4. am weitesten östlich von der Sonne, doch kann er ohne besondere Hilfsmittel nicht gut gesehen werden, während für Venus, die gleichfalls Abendstern ist, sich die Sichtbarkeitsverhältnisse im Laufe des Monats günstiger gestalten. **Mars** steht einige Stunden nach Mitternacht im Süden hoch am Himmel und ist durch sein rotes Licht leicht erkennbar, man findet ihn nordwestlich von dem glänzenden Sterne Regulus im großen Löwen. Auch **Jupiter** glänzt um Mitternacht im Süden hoch am Himmel, er geht dem Mars vorauf und steht westlich von der bekannten „Krippe“ im Krebs. Noch mehr westlich und zwar im Sternbilde des Stiers, westlich vom Aldebaran, steht **Saturn**; zu Anfang des Monats hat er 9 Uhr abends seinen höchsten Stand im Süden, gegen Ende schon um 7 Uhr 40 Minuten. Sein Ring gewährt schon in einem mäßigen Fernrohre einen hübschen Anblick. Dasselbe gilt vom Planeten Jupiter und seinen Monden, die im Januar viele, in bequemen Abendstunden sichtbare Verfinsterungen darbieten. Am 6. Januar gegen 9 Uhr 23 Min. mittl. Zeit von Berlin wird der Stern 5.—6. Größe Nr. 54 im Sternbilde des Walfischs vom Monde bedeckt, nach fast genau einer Stunde tritt er am gegenüberliegenden Mondrande wieder hervor. Zum Aufsuchen und Kennenlernen der Sternbilder bietet das letzte Drittel des Januars eine günstige Gelegenheit, da am 20. das letzte Mondviertel eintritt und der Mond zudem sehr tief steht, sein Licht also nicht stört.

Weihnachten auf der Marine.

Man glaube nicht, wenn im Herbst die Uebungsschiffe von ihren Kreuzungen zurückgekehrt sind, in den Stationshäfen außer Dienst stellen und die schützenden Holzbedachungen in den Abrüstungsbassins der kaiserlichen Werft aufsuchen, daß dann für unsere Blaujacken eine Zeit der Ruhe und Erholung beginnt. Auch der Winter bringt strapaziöse Beschäftigungen, Exercitien und Uebungen und jeder findet eine Fülle von Arbeit in den verschiedenen Ressorts des winterlichen Flottendienstes. Die Zeit emsigen Fleißes und ernster Mühen, die wie im Sommer auf dem Wasser so im Winter auf dem Lande alle dem rastlosen Fortschritt gewidmet sind, unterbricht aber das beglückende Christfest, auch hier auffordernd, daß die Arbeit ruhen und ein jeder sich erfreuen möge an dem Glanze der kommenden Festzeit. Und in der That man merkt es unseren Blaujacken an, wie sie eine feierliche Stimmung beherrscht. Ueberall sieht man freudig aufgeregte Gesichter, geschäftige Eile und geheimes Thun auf den Kasernenschiffen, deren kahle Masten frostig aus dem Dezemberbilde des Hafens herausragen. In den tiefsten Schiffsräumen, in der Proviantlast beim alten Bottelier entstehen die Christbäume langsam im Schmuck bunten Papiers, goldener Nüsse und anderen Zierats. Geschenke werden eingekauft, zu denen Offiziere und die Schiffsverwaltung die Mittel hergegeben haben, und eine Unzahl von Pfeifen, Tabakskästchen, Federmessern und anderen Kleinigkeiten türmen sich zu hohen Pyramiden auf. Und hat sich die heilige Stunde angekündigt, dann erglänzen die Batterieen der alten Hafenfahrzeuge im strahlenden Lichtschein; auf Tischen, die zierlich geschmückt sind, ist die Bescherung aufgebaut und darüber flimmert's nun im Gezweig der Christbäume, daß sich die Herzen unserer Blaujacken mit Jubel und kindlicher Freude erfüllen. Der nie versiegende Seemannshumor hat in mancherlei Transparenten Matrosenleid und Freude recht drastisch zur Anschauung gebracht; aber auch der fromme Weihnachtsspruch aus Engelmund fehlt nicht.

Und wie hier im Heimatshafen, so wird auch überallhin der Christbaum unseren Blaujacken folgen, sei's in der Südsee oder am eisigen Kap des Feuerlandes. Ist es doch das schönste Fest, ohne welches der deutsche Seemann die Wende des Jahres in einem Hafen nicht verleben möchte.

Günstiges Wetter, steht in meinem Tagebuche von der Reise Seiner Majestät Korvette „*“ 1880, hatte uns von Malta, wo wir bis dahin stationiert lagen, nach Gibraltar geführt, und dasselbe begünstigte auch das stille Begehen des lieben Christfestes, auf welches sich alles an Bord schon lange gefreut hatte, wenn es auch wieder einmal uns nicht um den heimatlichen Christbaum am geschmückten Familientische versammelte. Aber ein Vaterhaus hatte mancher von uns überhaupt nicht mehr. Er stand ganz allein. Die lieben Eltern waren lange tot und begraben, die Geschwister, welche sich mit ihm einst gefreut, leben zerstreut und fern voneinander — er zieht allein, einsam und verlassen durch die Welt. Für ihn umsomehr mußte es eine Freude sein, an diesem schönen Abend, wo jeder in doppelter Liebe an das Vaterhaus denkt, von Kameraden umgeben zu sein, die ihn trösten und durch Beweise brüderlichen Sinnes seinen wehmütigen Schmerz zu lindern und durch freundliche Bilder der Gegenwart zu erheitern suchen, damit er mit Freude empfindet an dem fröhlichen Thun und sich recht bewußt wird des kameradschaftlichen Bandes, das alle gleichmäßig umschlingt. Die väterliche Fürsorge unseres Kommandanten hatte zur Vorbereitung des Weihnachtsfestes in diesem Sinne sorgsam bedacht genommen, um allen an Bord die Heimat zu ersetzen. Und als am Abend in der Batterie sich über die geschmückten Weihnachtstische, welche die Gaben von Hause, der Offiziere und der Schiffskasse trugen, der helle Kerzenschein der Christbäume ergoß und tausendfältig von den blitzenden Geschützen widerstrahlte, da jubelte in der That ein jedes Herz, selbst das der ältesten Teerjacke, die „schon mit Schwimmhäuten geboren zu sein“ vorgab, da feuchtete sich auch manches Auge und ließ still eine Thräne in den Bart hinabrollen. Wie leuchteten aber die Augen der jüngeren Blaujacken die hoffnungsvoll ihren Fuß in ein mühevolles, oft unsäglich schweres Leben gesetzt hatten, wenn sie voll Freude in das Friede ausstrahlende Lichtmeer blickten; wie erinnerten sie sich dabei vielleicht schöner, glücklicher Tage ihrer Kindheit! Lange bis 12 Uhr vereinigte der heilige Abend die Besatzung unserer Korvette in fröhlicher Stimmung und traulichem Geplauder bei den dampfenden Punsch- und Grogbowlen, bis der Kerzenschein erlosch und nach „Pfeifen und Lunten aus, Ruhe im Schiff!“ die Nacht ihren sternbesäeten Mantel über Seiner Majestät Korvette breitete. Still, kaum ein Lebenszeichen von sich gebend, lag sie in der Christnacht da, nur der Ruf der Posten drang melancholisch über die weite Wasserfläche, auf deren Spiegel die Nacht einen Nebelschleier spann, aus dem die Masten gespensterhaft in die Höhe strebten. Schweigend, mit mir selbst und mit lieben Gedanken an die Heimat und die Meinen beschäftigt, durchlebte ich den Rest der heiligen Weihnacht in träumerischen Spaziergängen an Deck, bis der Glanz der Gestirne erblaßte, ein unbestimmter Schein den Horizont

färbte, sich am Himmel ausbreitete und der junge Tag, der erste Feiertag, angebrochen war. Die Korvette erwachte zu neuem Leben. Der Gottesdienst versammelte die Besatzung nach dem Frühstück auf dem Oberdeck, nach welchem Freizeit war, die wie am folgenden Tage zu Ausflügen am Lande benutzt wurde. — So feiert die Marine also auch fern von der Heimat, in entlegenen fremden Gewässern ein glückliches, heimatliches Weihnachtsfest. F. B.

Ein Wort über Kinderspielzeug.

Weihnachten naht wieder und die Kinder freuen sich auf das von Eltern- und Verwandtenliebe unter dem Christbaume aufgebaute Spielzeug. Wer gönnte ihnen nicht von ganzem Herzen die unschuldige Freude? Wer möchte nicht beitragen, sie zu steigern? Wer erinnerte sich nicht selbst mit Rührung an die glücklichen Tage und Stunden vor der „Bescherung“, an das Jauchzen der Ueberraschung beim Anblick der Liebesgaben?

Und doch möchte ich mir einige Bemerkungen erlauben, die sich gerade auf diese Liebesgaben beziehen. Die hohe Stufe, welche unsere Industrie einnimmt, hat unwillkürlich auch das Spielzeug der Kinder auf diese Höhe mit hinaufgezogen, und der Wert, den man in der Gegenwart auf die schimmernde Außenseite ohne entsprechenden inneren Gehalt legt, drückt sich auch in den Spielwaren aus. Steht doch selbst der Erwachsene betroffen still vor derartigen Schaufenstern und staunt über die Pracht und Eleganz der ausgestellten Gegenstände und fragt sich, ob diese Welt des Luxus im kleinen wohlthätig auf das Kindergemüt einwirken könne. Wir müssen es verneinen. Das luxuriöse Spielzeug, das jetzt so ziemlich alle Gegenstände umfaßt, woran Erwachsene sich erfreuen, macht die Kleinen anspruchsvoll und legt in ihnen den Keim zu vielen Forderungen ans Leben, die dieses nur selten erfüllt. Das junge Mädchen fordert eine reiche Auswahl in der Garderobe und eine glänzende Ausstattung, wenn es sich verheiratet, denn schon die Puppe, mit der es spielte, besaß die neuesten Kostüme, die schönsten Ueberhänge und war bis zu den gestickten Unterkleidern eine vollendete Modedame. Sie lag in einer zierlich geschnitzten Bettstelle mit Matratzen und Kissen, wie sie nur in den großen Polstermöbelhandlungen zu sehen sind, und gestickte, spitzenbesetzte Ueberzüge und seidene Steppdecken fehlten ebenso wenig. Was Wunder, daß sich in dem heranwachsenden Mädchen die Idee festsetzt:

„So muß ichs auch haben, wenn ich einmal heirate.“

Silberpokal (Stockholm).

Die glänzenden Waffen, prächtigen Pferde mit oft kostbarem Geschirr, die getreu nachgeahmten Karossen und Velocipede, die pomphaft gebundenen Bilderbücher mit zuweilen weit über den kindlichen Horizont hinausgehenden Darstellungen &c. berauschen in ähnlicher Weise die Phantasie des Knaben und befestigen in seinem Gemüt den Maßstab, den er an seine Bedürfnisse und an die Bedingungen zur Zufriedenheit im Leben legt. Man höre nur die Kleinen, wenn sie um die Weihnachtszeit vor den strahlenden Schaufenstern stehen und rufen: „Das muß ich haben! Jenes wünsche ich mir! Meine vorjährige Puppe war zu klein. Sie hatte nur wenige Kostümes. Mein altes Pferd hat kein so schönes Geschirr, mein Helm ist von Pappe, ich will den da von Blech, der weit mehr glänzt“ &c.

In diesem Tone und noch viel energischer sprechen sich die kleinen Anspruchsvollen aus, und ein sehr verständiger Vater sagte nach dem letztvergangenen Weihnachtsfeste einmal zu mir: „Man möchte die Kinder hindern, diese Schaufenster zu betrachten. Mein Junge ist unzufrieden, denn er hat sich das große, allerdings prachtvoll aufgeschirrte Pferd, das auf der Nordstraße ausgestellt war, eingebildet und ich habe ihm ein einfacheres, stämmigeres, aber auch weit billigeres beschert. Die kleine Gesellschaft sucht sich in diesen Läden mit begierigem Auge das Schönste aus, kommt nach Haus, gibt ihre Wünsche in dringendster Weise zu erkennen, nimmt eine halbe Zusage der Mutter, oder ein flüchtiges: ‚Das wird sich ja finden! Wir werden sehen!‘ sogleich für ein Abgemacht! und ist enttäuscht und verstimmt, wenn die Wirklichkeit hinter der kühnen Einbildung zurückbleibt. Ich bin selbst ein Industrieller und will wahrhaftig nicht, daß dem Fortschritt irgendwelche Schranken gezogen werden, aber ich wünschte doch, daß unsre Spielwaren weniger blendend, weniger das Auge berückend, dagegen aber haltbarer, gediegener, solider wären. Sie gehen mit wenigen Ausnahmen schnell entzwei. Die ganze, vornehmlich auf das Aeußerliche berechnete Herrlichkeit, Farbe, Gold, Flitter, alles bleibt bald an den Händen der Kinder kleben, ist sogar in manchen Fällen schon als giftig konstatiert worden, und man muß immer aufmerken, daß sie sich mit dem vielen drum und dran, das sich bald ablöst, nicht noch gar Schaden thun. Außerdem sollen sie das Spielzeug, weil es leicht gearbeitet und doch so vielgliederig zusammengesetzt ist, ganz besonders in acht nehmen und schonen. Dadurch wird aber wieder die Selbstthätigkeit des Kindes beeinträchtigt, zu welcher das Spielzeug ihm doch Gelegenheit geben soll.

„Wäre also nicht auch hier, wie in so manchen anderen Zweigen des öffentlichen und des Privatlebens, Rückkehr zur Einfachheit und Solidität geboten? Ja gewiß, hier noch mehr als anderswo, denn es handelt sich um das heranwachsende Geschlecht, welches die Zukunft des Staates in den Händen hält.

Das Spielzeug der Kinder kann immerhin phantasieanregend, gedankenerweckend sein, aber in einfachen, anspruchslosen und dauerhaften Formen, die zugleich dem Geschmack früh eine solide Richtung einprägen und überhaupt den Sinn des Kindes nicht so sehr auf prunkhafte Aeußerlichkeit und blendenden Flitter hinlenken, als es jetzt geschieht. Das beste Spielzeug ist immer dasjenige, welches am nachhaltigsten unterhält und welches am wenigsten geschont zu werden braucht. Es muß dem Ideenkreise des Kindes durch Verwandlungsfähigkeit einen möglichst weiten Spielraum gewähren, und muß so solid gearbeitet sein, daß es diese Verwandlungen erträgt, ohne zu zerbrechen. Nur nichts Geschniegeltes, Affektiertes. Das üble Beispiel, welches die Kinder in ihrem Spielzeug erhalten, die kokette Haltung der Lieblingspuppe, die überreizenden, verdrehten Bilder der ersten Unterhaltungs- oder ABC-Bücher, wie oft wirken sie im Leben nach! Leider wird über diesen Umstand nicht ernstlich genug nachgedacht und man sagt sich tröstend: „Die Kleinen verstehen die Bedeutung ja nicht. Es kann ihnen nicht schaden.“ Und doch hört man später oft klagen: „Woher das Kind das nur hat? Hier im Hause, in der Familie sah es doch nie dergleichen!“ — „In den Weihnachtsgeschenken Ihrer Kinder legten Sie den Grund zu diesen Unarten!“ hätte ich der besorgten Mutter oft antworten mögen, wenn dergleichen Wahrheiten nicht häufig für Grobheiten genommen würden.



Gruppe von älterem Eßgerät (16. und 17. Jahrhundert).

Vorbildend fürs Leben möchte das Spielzeug vor allen Dingen sein. Im Kinderspiel haben sich fast alle großen Talente verraten. Aus dieser Erkenntnis sind auch die Kindergärten mit hervorgegangen. Aber die Hauptsache bleibt doch immer im Hause, in der Familie zu thun. Um brauchbare Menschen zu



bilden, muß schon das früheste Spielzeug brauchbar sein, und die Kinder aller Zeiten gaben ihren Eltern stets die eindringlichste, wenn auch selten verstandene Lehre, indem sie selbst vom luxuriösesten Spielzeug, nachdem ihre Neugier, ihre Schaulust und der Wunsch nach dem Besitz des Gegenstandes befriedigt war, doch immer wieder zum Sandhügel, Lehmhaufen oder Holz-



Griechischer Goldschmuck (Brosche und Ohrgehänge).

schuppen zurückkehrten, worin sie ihrem Triebe nach freier Selbstthätigkeit und ungehindertem Selbstschaffen am besten Genüge thun konnten.

Sicher ist dies wichtige Thema in diesen wenigen Spalten bei weitem nicht zu erschöpfen gewesen. Es sollte auch nur ein Anstoß zu eingehenderen und sachkundigeren Auslassungen gegeben und jedenfalls die Aufmerksamkeit vieler Eltern und Erzieher auf diesen Punkt hingelenkt werden. Die Erkenntnis, welche hohe Wichtigkeit in der Wahl des Spielzeugs liegt, ist schon ein Gewinn. Der alte schöne Spruch:

Kindeshand ist leicht gefüllt,
Kindeswunsch ist bald gestillt,

hat leider angesichts unserer Weihnachtstische, wenn Mangel an Mitteln nicht ein entschiedenes Veto einlegt, keine Berechtigung mehr. Und doch sind die Kleinen selbst in Harmlosigkeit und Anspruchslosigkeit von Natur aus immer dieselben geblieben. Nur der Fortschritt und die Gesinnungsart der Großen macht sie früher alt und genußsüchtig, anspruchsvoll und besitzgierig.

Anna Löhn-Siegel.

Die Kunst im Hause.

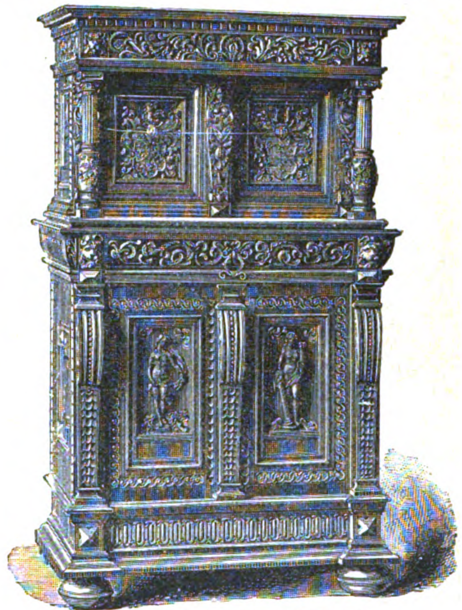
Von F. Luthmer.

Ein willkommenes Buch.

Speisezimmerstuhl.

Geradezu brennend ist das Verlangen nach einem Lehrbuch geworden, welches dem Gebildeten die Grundsätze der Aesthetik nahebringt. Unzweifelhaft ist die Litteratur verpflichtet, mit den Tagesinteressen des Volkes Schritt zu halten. Meist erfüllt sie ihre Pflicht, weil darin ihr eigener, ausgesprochenster Vorteil liegt. Für ein großes Gebiet von Interessen, welches mit jedem Tage mehr in den Vordergrund rückt, ist merkwürdigerweise bisher die Litteratur zurückgeblieben oder wenigstens nur unzulänglich ihren Pflichten nachgekommen: wir meinen die Verschönerung unseres Hauses, die Kunst, welche wir heute wieder in unser Alltagsleben hineinzutragen lieben, jene Freude am Schönen, die für uns kein Luxus, keine Sonntagstoilette, sondern ein notwendiges Stück des „täglichen Brotes“ geworden ist. Wer als Leiter und Lehrer diesen Interessen gegenübersteht, der weiß, welche Fülle von gutem Willen, von Verlangen nach Belehrung, gerade in den mittleren Schichten unseres Volkes und hier gerade wieder bei den Frauen lebt, die ja zu Trägern dieser ästhetischen Bestrebungen am meisten berufen sind; er weiß aber auch, welche bedauerliche Unsicherheit, welches Tasten, Raten hier sehr oft die Stelle zielbewußten Schaffens einnimmt. Am größten wird die Verlegenheit, wenn sich das Verlangen nach litterarischer Unterweisung geltend macht. Eine Dame, die uns fragt, aus welchem Lehrbuch sie sich am schnellsten über das, was „stilvoll“, was „Renaissance-Geschmack“ u. s. w. ist, belehren könnte, dürfen wir doch nicht die schweren Quellwerke, an Sempers „Stil“, Buchers „Geschichte der technischen Künste“, und ähnliche Bücher verweisen, die zum Studium gereifte Kenntnisse, absolute Sammlung erfordern.

Daß Bücher, wie wir sie wünschen und brauchen, so selten sind, nicht bloß in der deutschen, sondern auch in der französischen und englischen Litteratur, hat seinen guten Grund darin, daß es eben zu den schwierigsten Aufgaben gehört, eine Kunstwissenschaft, die noch mitten in der Entwickelung steht, allgemein faßlich und



Deutscher Büffettkasten (16. Jahrhundert).

doch erschöpfend, nicht pedantisch und nicht seicht darzustellen, ein Buch zu schreiben, das der Laie mit Vergnügen liest, und das auch dem Fachmann neue und interessante Gesichtspunkte bietet. Diese guten Eigenschaften finden wir in einem Buche vereinigt, welches uns W. Spemann, der Herausgeber dieser Zeitschrift, auf den Weihnachtstisch legt: „Jacob von Falke, Aesthetik des Kunstgewerbes, ein Handbuch für Haus, Schule und Werkstätte.“ (Die Abbildungen auf S. 486 f. sind Illustrationsproben aus dem Werke.)

Wenn irgend ein Schriftsteller deutscher Feder zur Lösung der oben charakterisierten schwierigen Aufgabe berufen war, so ist es der Verfasser von „Kunst im Hause“ und „Geschichte des modernen Geschmacks“, der unter den ersten war, welche das kunstgewerbliche Interesse in Deutschland weckten und der, ein getreuer Eckehard, gegen alle Fehltritte und Ausschreitungen, zu denen der moderne Geschmack in seiner rapiden Entwickelung versucht sein konnte, mit kritischer Feder Wache stand. Sein neuestes Werk zieht in systematischer Darstellung die Summe seiner zwanzigjährigen litterarischen Thätigkeit. Das Buch gliedert sich in zwei Hauptteile, welchen eine kurze historische Einleitung „Geschichtlicher Gang im Kunstgewerbe und Kunstgeschmack“ vorausgeht: Der erste Teil ist allgemeinen Inhalts und behandelt in allgemein verständlicher Weise ungefähr dasselbe Programm, welches Semper in seinem grundlegenden Werke „Der Stil“ aufgestellt hat: Die ästhetischen Grundprincipien für das Kunstgewerbe. Hier besonders zeigt sich die Kunst des Verfassers, Dinge, die schließlich doch das Resultat tiefer philosophisch-ästhetischer Forschung sind, so vorzutragen, als ob sie das Einfachste von der Welt wären, als ob sie der Leser eigentlich selbst längst gewußt,

nur noch nicht in einer präcisen Form sich ausgesprochen hätte. Gerade auf diesem Gebiet der praktischen Aesthetik gibt es eine Menge Fragen, mit denen der denkende Laie den Fachmann in Verlegenheit setzen kann, weil sie anscheinend unnütz, doch aber schwer in wenigen Worten zu beantworten sind: warum ist der Teller rund und nicht viereckig? — warum sieht ein silberner Leuchter anders aus als ein solcher von Porzellan? — welche Richtung muß ich dem Ornament auf dem Rand einer gestickten Tischdecke geben? — warum sieht ein Lüster, der im großen Magazin, wo ich ihn aussuchte, sehr schön war, in meinem Salon abscheulich aus? Gerade der erwähnte Abschnitt des Falkeschen Buches wird, wenn er auch nicht auf alle möglichen Fragen direkte Antworten bringt, doch dem aufmerksamen Leser über die meisten dieser Dinge eine Klarheit bringen, die sein Urteil in ästhetischen Fragen, soweit sie das Kunstgewerbe angehen, selbständig machen wird.

Der dritte und längste Abschnitt behandelt die einzelnen Zweige des Kunstgewerbes in stilistischer, und, soweit dies nicht in der einleitenden Abhandlung erledigt ist, historischer Beziehung. Die verschiedenen Gruppen sind, wie man dies jetzt ganz allgemein in Sammlungen und Bibliotheken durchgeführt hat, nach Materialien geordnet und geben in außerordentlich geschickter, zusammengedrängter Weise alles Wichtigste aus der Technik, der ästhetischen Anwendung und der Geschichte der einzelnen Gruppen. Wir möchten diesen Teil besonders als Generalkatalog für die Besucher kunstgewerblicher Sammlungen empfehlen. Wer, ehe er in unserem Berliner Kunstgewerbe-Museum die unermeßlich reiche keramische Sammlung durchgeht, sich mit den ersten drei Kapiteln dieses Abschnittes — „Terrakotten“, „Faiencen“, „Porzellan“ — gründlich bekannt gemacht hat, wird mit unendlich gesteigertem Genuß beschauen, denn „man sieht nur, was man weiß“.

Die Erscheinung des Buches ist die liebenswürdigste und geschmackvollste, die sich denken läßt. In der Nachbildung eines altfranzösischen Einbandes, in luxuriösem Druck auf elfenbeinfarbiges Papier und mit mehr als zweihundert durchweg neuen, ebenso gut gewählten wie meisterhaft geschnittenen Textillustrationen geschmückt, gehört es zu den Büchern, welche unwiderstehlich zum Lesen einladen; und wir können aus Erfahrung versichern, daß es den Leser so bald nicht wieder losläßt.

Weihnachts-Preisaufgabe.

Die nachfolgende bildliche Darstellung des Vergnügens auf dem Eise, das wir allen unseren Abonnenten recht herzlich für die Weihnachtsfeiertage wünschen, ist noch etwas anderes als nur eine hübsche Illustration. Wer es recht zu deuten versteht ,was die Figuren und Sachen auf dem Bilde bedeuten, wird sich ohne Mühe „einen Reim darauf machen“. Um aber den glücklichen Lösern noch eine besondere Freude zu bereiten, setzen wir 12 Preise aus, die am 1. Januar verlost werden.



1. Preis: Falke, **„Hellas und Rom“** (Prachtwerk, M. 70); 2. Preis: Klein und Thome, **„Die Erde und ihr organisches Leben“** (2 Bde., M. 33); 3. Preis: Falke, **„Illustrierte Kostümgeschichte der Kulturvölker“** (M. 28); 4. Preis: **„Das neue Universum“** (4 Bde., M. 24); 5. Preis: A. v. d. Elbe, **„Heliandsänger“** (M. 7); 6. Preis: Walesrode, **„Der Storch von Nordenthal“** (M. 7); 7.—9. Preis: je 5 Bände der **„Collection Spemann“** nach Wahl; 10.—12. Preis: je 3 Bände derselben Sammlung, ebenfalls nach Wahl.

Verantwortl. Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Gesellige Formen.

Von

M. Calm.



ame ist Schall und Rauch", sagt Altmeister Goethe, und „der Schein trügt" bestätigt der Volksmund. Noch viele Dichter und Weise sagen dasselbe in Versen und Prosa. Wer wollte auch bestreiten, daß die Form von geringerer Bedeutung ist, als der Inhalt; aber ist sie deshalb von keiner Bedeutung? Gewiß nicht! So lange der Geist an einen Körper gebunden ist, bedürfen wir zu jeder Bethätigung desselben einer Form; warum dann sollten wir nicht versuchen, diese Form zu einer möglichst angenehmen, gefälligen zu machen? So viele Citate man gegen die Form aufstellen könnte, ebensoviele ließen sich auch für sie zu Felde führen. Begnügen wir uns mit zwei Schillerschen Aussprüchen.

„Doch Schönres find' ich nicht, wie lang ich wähle,
Als in der schönen Form die schöne Seele" —

und

„Gott nur siehet das Herz; drum eben weil Gott nur das Herz sieht,
Sorge, daß wir doch auch etwas Erträgliches sehn."

Es ist bezeichnend, daß gerade Schiller sich so äußert, er, der als Jüngling nicht recht wußte, was er mit seinen langen Armen und Beinen anfangen sollte, der selbst erzählt, daß er erst spät den Wert einer Spitzenmanschette und eines Jabots kennen gelernt. Er hatte am Weimarer Hofe diesen seinen Mangel wohl empfunden, trotz der Versicherung Charlotte von Kalbs: „er könne es mit seinen Manieren überall wagen".

„Sorge, daß wir doch auch etwas Erträgliches sehn!" Wir, d. h. das Publikum, die Gesellschaft. Ja, die Gesellschaft verlangt die Form. Noch mehr: sie ist selbst nur eine Form, besteht nur durch sie und löst sich auf, sobald ihre Glieder auf die Form verzichten.

Aber freilich, diese Form darf keine leere sein. „In der schönen Form die schöne Seele" — heißt es; oder, auf unsern Gegenstand angewandt, Inhalt und Form sollen sich decken. Eine Form, die gar keinen Inhalt — oder Gehalt — besitzt, die sich nicht als angemessene Schale um einen Kern legt, hat keinen Wert; anderseits aber gelangen der Gedanke, die Absicht nur halb zur Geltung, wenn sie sich nicht in die entsprechende Form kleiden. Der ungeschliffene Diamant — ob Stein, ob Mensch — wird immer noch nur wenig Anerkennung in der Welt finden. Wie in der Ethik, so erblüht auch in der Aesthetik die wahre Freiheit nicht in der Anarchie, der Formlosigkeit, sondern in dem Gesetze.

Wer aber ist es, der die Gesetze für die Form niederlegt? Wir sind ja glücklich über die Perser und Meder hinaus, bei denen die Tiefe und Anzahl der Kniebeugungen von einem sorgfältig ausgearbeiteten Kodex vorgeschrieben waren, und jede Verletzung desselben streng bestraft wurde. Unser Areopagus befaßt sich nicht mehr mit diesen Dingen, er überläßt es der Gesellschaft, sich selbst ihre Formen zu schaffen. Das wäre nun bei einem so vielköpfigen Ungeheuer gar schwer, wenn nicht innerhalb der Gesellschaft selbst eine Macht bestünde, die, obwohl unsichtbar, doch ein unwiderstehliches Scepter führt; die Sitte.

Wäre diese Sitte übereinstimmend mit dem Sittengesetz, das in jede menschliche Brust niedergelegt ist, so müßten auch die geselligen Formen für alle Menschen ziemlich die gleichen sein. Das aber ist nicht der Fall. Was wir Sitte nennen, ist so wenig das Ergebnis jenes tief innersten Sittengesetzes, daß es in vielen Fällen gar nicht mit den Formen der Sittlichkeit übereinstimmt. Vielmehr ist Sitte die eingebürgerte Mode, die durch die Zeit gehei-

ligte Gewohnheit. Ist aber die Gewohnheit schon an und für sich eine Großmacht, so ist es die althergebrachte, eingebürgerte noch viel mehr.

Betrachten wir zuerst die Formen der Begrüßung.

Nur wenige weltentlegene Fleckchen Erde gibt es noch, wo ein jeder einen jeden freundlich grüßt, ob er ihn kenne oder nicht. Wenn wir in dem alten Postwagen durch eine solche Gegend fahren — denn die Eisenbahn genügt schon, um jene alte Gewohnheit zu zerstören — so thut es einem wohl, von jedem vorbeiziehenden Fuhrmann, von jeder unter ihrer „Kötze" schwitzenden Bauersfrau ein freundliches Kopfnicken entgegen zu nehmen; und hält die Kutsche in einem Städtchen oder Dörfchen, so sammelt sich augenblicklich die ganze wißbegierige Jugend darum herum, und jeder rote Kindermund ruft uns ein energisches „Tag" zu.

Unsere civilisierte Welt, unsere Städte zumal kennen diese gute alte Sitte nicht mehr. Nur Freunde, Bekannte grüßen sich noch, und zwar indem sie, je nach dem Grade der Bekanntschaft, einander zunicken, sich verbeugen, oder den Hut abnehmen. Glücklicherweise gilt die letztere Form nur den Herren; für die Damen wäre es auch wahrlich sehr umständlich, wenn sie diese zarten Kombinationen von Spitzen, Blumen, Bändern und Federn, die man Hut nennt, bei jedem Gruße vom Kopfe entfernen sollten.

Bei dieser Gelegenheit kann ich mir nicht versagen zu bemerken, daß ich die seit einiger Zeit herrschende Mode, besagten Schleier auch im Zimmer, bei Besuchen vorzubehalten, durchaus nicht schön, vielmehr geradezu unhöflich finde. Sitzt eine Dame da vor mir, das Gesicht genau bis an die Nasenspitze mit einem Florlappen verhüllt, so erinnert mich das immer an das geschlossene Visier der Ritter, und ich muß an mich halten, um nicht zu sagen: „Bitte, lassen Sie uns doch offen, ohne Visier miteinander reden." Im Zimmer existiert ja weder eine teintfeindliche Sonne, noch ein erkältender Windhauch; und die Mühe, den unentbehrlichen Flor loszustecken und wieder zu befestigen, ist doch nicht so groß, daß man sie nicht aus Höflichkeit übernehmen könnte.

Nach dieser Parenthese — die ich bitte, nicht zu lesen, wenn man sich von der Bemerkung getroffen fühlen sollte — kehren wir zu dem Hutziehen zurück. Diese Sitte stammt bekanntlich aus dem Mittelalter, aus der Zeit der „Hörigen", die zum Zeichen der Ehrerbietung unbedeckten Hauptes vor ihrem Herrn erscheinen mußten. Ist doch das bedeckte Haupt von jeher ein Zeichen der Herrschaft gewesen. Die Hörigkeit ist nun vorüber, die Sitte des Hutabnehmens aber ist geblieben, und zwar, scheint es, zur Unzufriedenheit eines großen Teils derer, die ihr unterworfen sind. Hat sich doch ein Verein gegen das Hutabnehmen gebildet, der viele Anhänger zählen soll. Man will den armen, infolge der steten Berührung so schnell ruinierten Hut an seiner Stelle lassen, will sich nicht mehr bei feierlichen Gelegenheiten — z. B. Begräbnissen — das durch den Haarwuchs oft nicht genügend geschützte Haupt erkälten, sondern die Form des Grußes acceptieren, welche bei dem Militär üblich ist: durch die Hand, statt durch den Hut.

Ja, das Militär! Steht in geistiger Beziehung „der Dichter neben dem König", so nimmt in der Gesellschaft das Militär diesen Platz ein. Es braucht die Mütze nicht zu ziehen, es erscheint überall bedeckten Hauptes. Und wie graziös ist sein Gruß mit den beiden Fingern! Der eleganteste Stutzer kann mit seinem, in seiner jetzigen Form ohnehin so unschönen Hute niemals die Wirkung erzielen, welche ein nur einigermaßen gewandt ausgeführter militärischer Gruß ausübt. Hoffen wir also, daß der Anti-Hutabnehmeverein sich mehr und mehr ausbreite; es kann eigentlich niemand dagegen stimmen, als — der Hutfabrikant.

In andern Ländern, zumal in England und Amerika, ist das Grüßen mit dem Hut bei weitem nicht in der Ausdehnung gebräuchlich, wie bei uns. Die Herren ziehen zwar den Hut vor Damen, gegeneinander aber berühren sie ihn bloß, und rufen sich, oft drei Häuser weit, ihr „how do you do?" zu. Eine Engländerin, die sich über dies unaufhörliche Hutabziehen bei uns wunderte, meinte dazu: ihr würde es lieber sein, wenn die Herren im Freien in Gegenwart von Damen den Hut auf dem Kopf behielten, dagegen die Cigarre aus dem Munde nähmen.

Da wir aber einmal von England sprechen (und wir werden es noch öfter thun müssen, da es dasjenige Land ist, in dem die geselligen Formen am meisten ausgeprägt sind und die größte Rolle spielen), so möchte ich dabei einen Gebrauch erwähnen, der einem Deutschen als sonderbar auffallen wird, nämlich, daß die Damen dort häufig die Herren zuerst grüßen. Sollte der Herr dies für eine Unterstellung des

weiblichen Geschlechts halten, so irrt er: unter Freunden grüßt, wie bei uns, der Herr zuerst, ist die Bekanntschaft aber nur eine oberflächliche, der Herr vielleicht der Dame erst kürzlich in einer Gesellschaft vorgestellt worden, so gibt sie durch ihren Gruß ihm erst das Recht, sie zu grüßen, erkennt dadurch erst die Bekanntschaft an. Nach demselben Princip verhalten sich auch die englischen Dienstboten hinsichtlich des Grußes passiv, d. h. sie erwidern nur den Gruß der Herrschaft.

Die nächste Stufe der Begrüßung ist der Händedruck. Da haben wir schon die persönliche Berührung und damit einen weit höheren Grad von Herzlichkeit.

Ein Händedruck — wieviel kann darin schon liegen! Ein biederer deutscher Händedruck, ein warmer Händedruck, ein zärtlicher Händedruck, ein heimlicher Händedruck ... still! wir wollen nicht indiskret sein. Jedenfalls aber ist er kein übler Gefühlsmesser, ja, er kann zuweilen sogar ein Charaktermesser sein. Es gibt Menschen, die einem die Hand so lose und lau geben, daß man unabweislich den Eindruck der Energielosigkeit erhält: die Finger liegen in unserer Hand so passiv, daß man sie, wie etwas Totes, rasch wieder losläßt. Andere dagegen schütteln uns die Hand so kräftig, daß man unwillkürlich von ihrer physischen Kraft auf ihre psychische schließt; noch andere bekunden ein bestimmtes, abruptes Wesen durch den kurzen Ruck, den sie der dargebotenen Hand geben, „als ob sie einen Pumpenschwengel auf und nieder rissen," sagt Dickens.

England ist bekanntlich das Land des Händeschüttelns par excellence. Die Höflichkeit begnügt sich, auch in großen Bekanntenkreisen, nicht mit der Verbeugung, sondern fordert, daß jeder jedem die Hand gibt; und hat man das Unglück, in eine solche Gesellschaft oder auf einem mit Gästen gesegneten Landsitz zum Frühstück zuletzt zu kommen, so ist es kein beneidenswertes Los, die Runde von einem zum andern zu machen, und alle diese Hände in momentane Bewegung zu setzen!

Dagegen ist das Handküssen, das im Süden unseres Vaterlandes und im Osten Europas so sehr heimisch ist, in England fast gar nicht Sitte. Und doch ist diese Form des Grußes die graziöseste, ritterlichste von allen. Die Fürstin reicht dem Vasallen ihre Hand zum Kusse; und wenn einer gewöhnlichen Sterblichen diese Huldigung von ihrem Vasallen, d. h. ihrem Verehrer, dargebracht wird, so legt er ihr ebenfalls damit seine Ehrerbietung und seine Dienste zu Füßen. Der Handkuß ist der zarte Vorläufer, das Morgenrot des feurigen Zeichens, mit dem glückliche Liebe sich besiegelt: des eigentlichen, des Mundkusses!

Der Kuß — dieses bezeichnende Wort, so kurz mit seinen drei Lettern, und doch so dehnbar durch den Mittelvokal und lang nachtönend durch den Zischlaut am Ende — dieses Wort stellt die innigste, wärmste Form des Grußes dar, den Gipfel der Empfindung.

„Sein Händedruck — und ach, sein Kuß!"

singt Gretchen, und bezeichnet mit diesem „ach!" die ganze Macht und Seligkeit dieses Gefühlsergusses. Und da es eben ein Gefühlserguß, ein lyrisches Moment ist, wagen wir nicht, in prosaischer Form darüber zu reden, sondern geben dem Dichter das Wort:

Ein Wunder, ein Geheimnis ist der Kuß;
Denn, wie des Morgenlandes Weise sagen,
Die Lippe küßt, wohin das Herz sich neigt:
Ehrfurcht die Hände, Sklavendienst das Kleid,
Die Freundschaft auf die Wangen; auf die Stirn
Küßt tröstend Mitgefühl; doch auf die Lippen
Drückt Liebe ihren Kuß, wildloderndes
Verlangen auf das müd' geschloss'ne Auge,
Und Sehnsucht haucht ihn seufzend in die Luft.
Noch mehr! Ein Kuß ist das, was ihr ihn schätzt:
Nichts, wenn ihr scherzt, und wenn ihr's ernst meint, alles;
Er fühlt und glüht, er fragt und er gibt Antwort,
Er heilt und er vergiftet, trennt und bindet;
Er kann versöhnen, wie entzweien, kann
Vor Wonne töten und kann Tote wecken.

So bezeichnet Halm in seinem Drama „Wildfeuer" den Kuß in ebenso wahrer als poetischer Weise. Und Hunderte und Tausende von Dichtern haben ihn besungen, ohne jemals dies „Wunder", dies „Geheimnis" zu erschöpfen, das ohne Worte so unendlich viel zu sagen versteht.

Wie arm ist dagegen die Sprache in ihren Begrüßungsformen! Das „guten Morgen", „guten Tag", „guten Abend" lassen wir gern gelten; daß wir aber für das französische „adieu" selbst nach 1870 keine deutsche Form eingeführt haben, ist eigentlich unerlaubt. Unser Sprachreiniger Stephan sollte sich dieser Sache annehmen. Das süddeutsche „Grüß Gott" ist so herzlich und wohlklingend, daß es sich wohl unschwer einbürgern würde, und als ceremoniellere Form bleibt uns ja immer das „Lebewohl", das auch dem steifen „ich empfehle mich Ihnen",

— meist in das unschöne „'fehl mich Ihnen" verwandelt — sehr vorzuziehen wäre.

Und ist man denn einmal beim Aufräumen, so thäte man ein entschieden gutes Werk, indem man die dem Gruße meist beigefügte Titulatur, wenigstens für die Frauen, beseitigte. Der alte Kotzebue mit seinem Bau-, Berg- und Weginspektorssubstitut, seiner Oberfloß- und Fischmeisterin, seiner Stadt-Accise-Kassaschreiberin ist immer noch nicht ganz über Bord geworfen. Es mag darüber gespottet werden, so viel man will; aber reden Sie nur einmal die Frau Geheimrat Müller kurzweg mit Frau Müller, oder die Frau Rittmeister Schulze kurzweg mit Frau Schulze an, und Sie werden sehen, welch ungnädiges Gesicht Sie da von der Gnädigen bekommen! Dieses „Gnädige", respektive „gnädige Frau" ist bei der direkten Anrede ein überall passender und deshalb überall acceptierter Ersatz des Titels; für die dritte Person aber und für Briefadressen sollte man sich dieser Titulaturen entschlagen. Die Frau Geheimrätin sollte ihren Mann allein raten, die Frau Rittmeister ihren Mann allein reiten lassen, und auch die Frau Oberbürgermeisterin und Reichsgerichtspräsidentin sollten sich von der Leitung der betreffenden Geschäfte zurückziehen und diese Titel dahin verbannen, wohin sie gehören: in die Rumpelkammer veralteter Formen.

Mit ihnen fiele dann auch noch ein anderer Zopf: das „Wohl"- oder „Hochwohlgeboren". Das ist in der That auch noch ein Ueberbleibsel jener alten, nicht guten Zeit, wo der Mensch zwar nicht beim Baron, aber doch erst bei dem Beamten anfing, denn nur dieser war „wohlgeboren", die übrige Menschheit kam auf irgend eine andere, ordinäre Weise auf die Welt. Da aber nach modernen Principien die Menschen wie im Tode so bei der Geburt alle gleich sind, und man, außer beim Standesamte, keines Scheines dafür bedarf, daß man überhaupt geboren ist, so dürfte auch dieses Attest auf den Briefen wegfallen.

Nachdem wir uns nun in allen möglichen Formen begrüßt haben, schreiten wir zu dem wichtigen Geschäfte des Tages: dem Essen.

Ein französischer Schriftsteller sagt: der Mensch unterscheide sich vom Tier hauptsächlich dadurch, daß er seine Nahrung koche. Er hätte vielleicht hinzufügen können: und auf anständige Weise zu sich nehme. Oder muß man sagen: zu sich nehmen soll? Ich fürchte, die letztere Ausdrucksweise ist oft die passendere. — In der That, wer hat jemals längere Zeit an Table d'hôte gespeist, ohne Personen dort zu treffen, die ihm den Genuß des Essens durch ihre unangenehmen Manieren vergällten? Da ist eine Dame — kraft ihrer reichen Toilette beansprucht sie diesen Titel — die schon vor Beginn des Diners das bereits aufgetragene Dessert: Makronen, Früchte u. dgl. prüft; eine andere (ich spreche als Augenzeuge), eine zärtliche Mama scheut sich nicht, ihr über Hunger klagendes Söhnchen aus der, für den Braten bereit stehenden Salatschüssel pränumerando zu speisen, indem sie ihre Gabel abwechselnd in die Schüssel und in den aufgesperrten Mund des lieben Sprößlings führt. Dieser Herr hat die Gewohnheit, in einer höchst widerwärtigen Weise in seinen schlechtgepflegten Zähnen herum zu stochern; jener scheint der Köchin das Aufwaschen des Tellers ersparen zu wollen, indem er dies Geschäft mit Hilfe eines Stückchen Brotes selbst besorgt; jener andere — oder vielmehr jene anderen, denn hier handelt es sich um eine sehr allgemeine Unart! — verwechselt fortwährend das Messer mit der Gabel und führt in wahrhaft beängstigender Weise die blanke Klinge zum Munde!

Dieses „mit dem Messer Essen" ist bekanntlich in England so verpönt, daß Thackeray in seinen „Snobpapers" erzählt, ein Freund habe den Umgang mit einem anderen aufgegeben, weil dieser grüne Erbsen mit dem Messer verspeist habe. Ich würde mich nicht wundern, wenn irgend ein englischer Kulturhistoriker die Hypothese aufstellte, der alte Tantalus sei von den goldenen Tafeln der Götter nur deshalb hinabgestürzt worden, weil er die Ambrosia mit dem Messer zum Munde geführt habe.

Aber, fragt der harmlose Naturmensch, was ist denn so Entsetzliches in diesem Gebrauch? welch großer Unterschied liegt denn darin, ob ich mich des Messers oder der Gabel bediene? Das Messer ist scharf und die Gabel ist spitz; verwunden kann man sich also mit beiden.

Das ist richtig; eine silberne Gabel aber — und sei es auch nur Christofle! — ist nicht spitz, und dann hat die breite, scharfe Klinge nun einmal das Amt, die Nahrung zu zerschneiden, die zierlichere Gabel das, sie zum Munde zu bringen; warum nicht bei dieser Arbeitsteilung bleiben? Wir thun ja hundert Dinge nur, weil sie Sitte, vielleicht nur Mode sind; warum nicht auch diesem Gebrauch huldigen, wenn wir wissen,

daß ein Verstoß dagegen vielen Gästen zum Stein des Anstoßes wird? . . .

Ein andrer englischer Gebrauch dagegen, den man anfängt bei uns einzuführen, scheint weniger nachahmenswert: ich meine den der Spülgläser. In vielen vornehmen Häusern erhält jeder Gast nach beendetem Mahle eine Krystallschale mit lauem Wasser angefüllt, um sich den Mund zu spülen. Das ist ohne Zweifel sehr reinlich, aber durchaus nicht schön, nicht ästhetisch. Dieses a tempo Zurückwerfen der Köpfe und unisono Gurgeln hat für das Auge wie für das Ohr etwas entschieden Verletzendes, wie diskret es auch ausgeführt werden mag. Bei den Orientalen mögen solche Gebräuche üblich sein, aber ländlich sittlich! Bei uns ist man gewohnt, alles Toilettemachen als etwas Privates zu betrachten, und dazu gehört doch auch das Reinigen des Mundes nach dem Essen.

Im übrigen aber könnten wir Deutschen, ohne unserer Würde etwas zu vergeben, hinsichtlich der geselligen Formen manches von unseren Nachbarn jenseits des Kanals lernen. Besonders angenehm berührt dort die Rücksicht, welche auf das weibliche Geschlecht genommen wird. Nicht nur, daß an Table d'hôte wie in Privatkreisen die Damen stets zuerst bedient werden, sondern jeder Herr glaubt sich verpflichtet, seine Nachbarin zu bedienen, sie nach ihren Wünschen zu befragen und für deren Erfüllung zu sorgen.

Dieselbe Rücksicht bekundet sich in allen Vorkommnissen des häuslichen und geselligen Lebens. Besuchen wir eine Bekannte, deren dienstbarer Geist augenblicklich abwesend ist, so wird nicht die Frau, sondern der Mann auf unser Schellen herbei eilen, um die Thür zu öffnen; es könnte ja doch auch ein Bettler oder gar ein Landstreicher sein, dessen Unverschämtheit man die Frau nicht aussetzen möchte! Machen wir eine gemeinsame Landpartie, ein Picknick, so sehen wir die Herren mit allen Körben, Vorräten &c. beladen, sehen sie nachher den Kaffee, Kuchen und was es sonst sein mag, herumreichen, kurz den weiblichen Teil der Gesellschaft bedienen; will eine Dame bei strömendem Regen in einen schon besetzten Omnibus einsteigen, so findet sich stets ein Herr, der ihr seinen Platz überläßt und sich mit einem solchen auf dem unbedeckten Imperiale begnügt; in einem Wort, überall erfreut sich die Frau der liebenswürdigsten Rücksichtnahme. Das sind gesellige Formen, welche die Stellung der Frau sehr angenehm machen, während der Mann dadurch etwas Chevaleresкes erhält, das in unsrer Zeit, wo der Ritter keine Lanze mehr für seine Dame brechen, ihr nicht mehr das Herz eines Feindes als Beweis seiner Ergebenheit darbringen kann, auch seinen Wert hat.

Vielleicht ist diese größere Rücksichtnahme des starken Geschlechts auf das schwächere die Folge des häufigeren geselligen Verkehrs, der in England unter beiden stattfindet. Es ist eigentümlich, daß in unsrer Heimat, besonders im Süden und Westen derselben, die Geselligkeit, welche bestimmt ist, beide Geschlechter zu vereinen, sie so oft trennt.

Ein süddeutscher Schriftsteller sagt darüber: „Im allgemeinen suchen Männer und Frauen ihre Gesellschaft nur, so lange sie jung sind, und der Mann geht auf Bälle und in Gesellschaften, teils um sich zu amüsieren, teils um eine Frau zu suchen. Ist sie gefunden und das junge Pärchen in seinem Neste ruhig installiert, so sucht er seine gesellige Erfrischung bei Männern, sie bei Frauen. Er geht in seinen Klub, seine Lese-, Rauch- und Bierlokale; sie in ihre Kaffee- und Theekränzchen; ja, treffen sie sich einmal in größeren Abendgesellschaften, so suchen die Herren oft ein besonderes Zimmer auf, um dort — ungeniert rauchen zu können!“

Natürlich leiden beide Teile darunter. Die Frau ohne die Anregung des sich in freierer Weltanschauung bewegenden Mannes wird oberflächlich, kleinlich; der Mann, ohne den verfeinernden Einfluß der Frau, der Hüterin der Sitte, läßt sich gehen, wird nachlässig in seinen Manieren, seiner Erscheinung. So sinkt die Geselligkeit, die ein Findemittel der Geister und ein Bindemittel der Herzen sein soll, auf der einen Seite oft zu den so verpönten Klatschkränzchen, auf der anderen zu rohen Gelagen herab. Ohne Zweifel würde nicht nur unsere Geselligkeit selbst, sondern alle unsere Lebensformen sich heben, wenn Mann und Weib mehr Gelegenheit hätten, ihren gegenseitigen veredelnden Einfluß aufeinander auszuüben.

Schließlich möchte ich noch eine gesellige Form erwähnen, die, obwohl durch die Gewohnheit zur Sitte erhoben, doch mit den Gesetzen der Sittlichkeit durchaus nicht übereinstimmt: nämlich die konventionelle Lüge. „Lüge“ ist ein häßliches Wort, selbst wenn man es durch Vorsetzung eines anderen: „Not“ mildert. Aber

ist es die Not, die uns zwingt, einem Besuch sagen zu lassen, wir seien nicht zu Hause, wenn wir keine Lust haben, ihn anzunehmen? Ist es die Not, welche uns veranlaßt, der Gastgeberin zu versichern, ihre Tochter habe reizend gespielt oder gesungen, während wir doch ungeduldig das Ende der höchst mittelmäßigen Produktion herbeisehnten? Nein, nicht die Not hat uns zu der Unwahrheit verleitet, es ist nur eine gesellige Form, der wir uns bedienen. Und gewiß, wenn wir der Dame sagen ließen, wir hätten keine Lust, sie zu empfangen, oder der Mutter der jungen Künstlerin erklärten, der Vortrag ihrer Tochter habe uns sehr gelangweilt, so würden beide sich mit Recht beleidigt fühlen.

Aber gibt es keinen Mittelweg? Einer Person, die für wahrheitsliebend bekannt ist, wird man es nicht übelnehmen, wenn sie einem Besuch sagen läßt: eine notwendige Arbeit verhindere sie, ihn zu empfangen; und wo man nicht loben kann, warum da nicht schweigen, oder, ist man zu reden gezwungen, die gute Absicht anerkennen, die immerhin zu Grunde lag? Man braucht durchaus nicht alles zu sagen, was man denkt, aber man soll nichts sagen, was man nicht denkt. Ueber der geselligen Pflicht steht die moralische, und diese gebietet uns immer noch, der Wahrheit zu dienen, ob dieser Dienst uns gleich in Konflikt mit der Welt bringen kann.

Gewiß, es ist nicht immer leicht, diese „Prügel" zu vermeiden, und doch auch keinen Verstoß gegen die sogenannte „gute Sitte", die bestehenden geselligen Formen, zu begehen. Der beste Lehrmeister in dieser Hinsicht, neben der wahren Herzensbildung, die sich die passende Form in vielen Fällen selbst schafft, ist der Takt — dieser feine Takt, der den richtigen Moment herausfühlt, um zu reden oder zu schweigen, der die Wünsche des Gastes errät und ohne Aufsehen erfüllt, der endlich seinen Platz in der Gesellschaft — und zwar in den verschiedensten Kreisen — mit Würde und mit Bescheidenheit zugleich einzunehmen versteht. Dieser Takt aber, wenn er nicht angeboren ist, muß anerzogen werden; und diese Seite der Erziehung, die oft viel zu sehr vernachlässigt wird, mehr zu pflegen, ist Sache der Mutter, der Frau.

Erst dann, wenn diese gefälligen Formen im häuslichen Leben zur Gewohnheit geworden, werden sie auch das gesellige Leben schmücken; erst dann wird der Deutsche, so anerkannt wegen seiner geistigen Bildung, auch hinsichtlich seiner äußeren Lebensformen die hervorragende Stellung einnehmen, die er sich errungen; erst dann wird er das Wort seines Lieblingsdichters wahr machen: „Die schöne Form wird der natürliche Ausdruck der schönen Seele sein."

Für d' Katz'.

Von

Ludwig Anzengruber.

„Gut'n Abend, Wirt!"

„Auch so viel, Hausierer-Jockl. Wieder einmal anschau'n lassen?"

„Jo, all' heilig Zeit halt. Früher hat das Oefterkommen taugt, daß mer'n Leuten mit der War' unter die Augen herum'gangen is, bis s' Lust kriegt hab'n zum kaufen; jitzt, wo's Geld rar is, muß mer sich aufs Seltenwerd'n verlegen, muß ihnen mit 'm Kram völlig aus 'm G'sicht geh'n, daß's Angst krieg'n und schleuni zum Feilsch'rn anheb'n, weil's nit wissen können, ob ihnen unser Herrgott 's Leben schenkt bis mer wieder einmal mit ein'm gleichen Stückel 's Weg's kommt."

„Bist a Schlauer, verstehst 'n Vorteil."

„Gib du mir deine fetten Bissen, lass' ich dir gleich mein Kraxen dafür, samt der Schlauheit und 'm Vortel. Was ich sag'n wollt', 'n Tagwerker Domini bin ich g'rad' begegnet."

„Is just kein' Ehr'."

„Er war auch mit einer Begleitung, die keine bringt. Ein Schtandar hat 'n eing'führt. Er soll beim Grindelbauer ringebrochen hab'n."

„So, so? Na schau', das nimmt mich gar nit wunder. Is ja nit sein erst's Stückl in derer Weis'."

„Was d' sagst! War er denn schon mal eing'sperrt g'west?"

„Dös nit. Damal is er ganz heil davon kommen. War a lustige G'schicht. Weißt es nit? Na, blos zu. Wird dir taugen. Kannst's unter d' Leut bringen. Kennst ja wohl die alte Bräuningerin, 's selbe alte, zaundürre Weiberl, was d' Kitteln so im Griff hat? Sie fürcht' sie allweil, daß sie's vor Mägrigkeit verliert und da krampft sie sich randweis in d' Bsatz ein und ruckt all's miteinander af d' Höchen. In der Brunngassen hat's ein klein's Häuserl und weit

davon ein' klin' Acker mit Grundbirn und af all'n zwein' mehr Mäus', als s' d'rrin und drauf unterbringen kann. Vor'm Jahr war's, da is ihr a alte Katz' krepiert, z'erst hat's im ganzen Haus h'rumg'sucht und g'lockt: Mitzi, Mitzerl! Wirst doch kein' schlechte Mutter machen und deine Kinder verlassen? Mein schön's, lieb's Mitzerl' — und wie sie's liegen sieht, sagt's: — ‚Ach mein, jetzt is dös Mistvieh richtig hin wurd'n'. Na, mit einer toten Katz war nix anz'fangen: wann sie's aber af ihr'm Feld eingrabt, so is dös a Dunger, wie a anderer. Weil sie sich doch g'scheut hat, daß sie's so ledig anfaßt, bind't sie's fein sauber in a alt's Tüchel, nimmt 's Päkerl unterm Arm und geht schön langsam nach ihr'm Acker.

Nit weit davon steht die Hütten, wo der Domini d'rein haust mit Weib und Kinder, wo dö schrei'n, so krieg'n's von der Mutter d' Lotteriezetteln zum Spiel'n und vom Vatern Schläg' und dös wird für's Schulgeh'n abg'rechnet. Na, 'n selben Abend is der Domini just fuchsteufelswild am Feldweg g'standen, wie allmal mit ein' großen Durst, aber — wie oftmal — mit kein' klein' Groschen im Sack. Steht da und fahrt sich a Often, wie sein Brauch is, mit der Linken übers Kreuz, was ihm g'wiß nöt vom viel'n Arbeiten weh 'than hat, und rasaunt herum: ‚Kein Herrgott hilft unserein'm, wann mer ihm gleich alltag' sein Vaterunser oder a paar beth't'. — Muß aber auch a Freud' für'n Herrgott'n sein, wann ihn so a Schnapsbruder Vater heißt! — Und schreit er: ‚Himmelsapperment, hitzt gilt mer schon all's gleich, ich thu' was'! Schon a Zeit hat er die Bräuningerin daherst eigen g'seh'n und bemerkt, daß's was tragt, und wie's ganz nah is, faßt er mit der Linken ans Kreuz und mit der Rechten nach'm Päkel: ‚Her damit, Alte', und fort war er und dö wär's auch gern g'west, aber nach der andern Seiten zu, doch aus Angst hat's nit von der Stell' können, wie 's spater g'sagt hat, ‚nit um a G'schloß', ich mein' aber, sie hätt' geh'n oder laufen mögen, sie hätt' kein's dafür kriegt, einer Alten gibt mer doch für's Davonrennen kein G'schloß, ehender verheißt mer's einer Jungen für's Zulaufen. Mittlerweil is der Domini, schier ein' Kopf größer in sein' Hütten treten. ‚Da schaut's her, was 's für ein' Vatern habt's', schreit er sein' Leuten zu und wirft's Päkel af'n Tisch; wie aber 's Mit'brachte näher is ang'schaut word'n, da sein's alle miteinander ausg'rennt, so ein Eil' hab'n's g'habt, daß 's in d' frische Luft kommen.

Ich kann's nit sagen, wer dö Sach' verzunden hat, aber mit einmal krieg'n wir allz'sam a Vorladung vor's Kreisgericht, der Domini, d' Bräuningerin, ich und noch paar, dö von näher oder von weiten 'n ganzen Attak mitang'schaut hab'n. No, dö Bräuningerin hat einer von uns af'n Wagen g'nummen und so sein wir halt ins G'richt g'fahren. Der Domini hat z'Fuß geh'n können, is auch gleich in aller Fruh von daheim fort, war ihm just nicht leid, daß er ein' ganzen Tag hat feiern können und ein'm löblichen Kreisgericht daran d' Schuld geben. Wie wir dort hintreffen, weist mer uns gleich in d' Stub'n zum Herrn Adjunkt; is a g'spaßiger Mann g'west, derselbe Herr. Er dürft' mal, daß er über alles B'scheid weiß, auch probiert hab'n, wie's Aufhängen thut, denn er hat allweil um sein' Hals h'rumg'fingert, als ob'n dort noch's Strickel einschneiden thät.

Gleich nach uns tappt der Domini herein und, wie er d'Bräuningerin ansichtig wird, sagt er zu der: ‚Ah, hab'n's dich schon eing'liefert, du alte Hex'? Dös is mer lieb. So is halt doch noch a Gerechtigkeit im Land. Du hast mich nit schlecht betrog'n! Herr Adjunkt,' sagt er d'rauf zu dem, ‚freiwillig hat sie sich von mir berauben lassen, hat auch a rechtschaffen's Binkerl mitg'führt, was war aber drein?!'

‚Jessas, du diebischer Raubmörder,' belfert die Bräuningerin, ‚beklag' du dich noch! Dukaten hätten leicht d'rrin sein sollen?! A verreckt Vieh war d'rrin und dös war dir vergunnt.'

Auf dös hat 'n Adjunkt der Hals kitzelt und er sagt: ‚Lieb'n Leut'! Woll'n annehmen, 's war alles doch nur ein G'spaß.'

No zettert d' Bräuningerin: ‚A sauberer G'spaß, wo ein's d'rüber siech könnt' werd'n vor Schrecken, oder hin auch gleich!'

‚Hätt' dir auch nit g'schad',' eifert der Domini geg'n ihr und d'rauf zum G'richt: ‚Ah na, Herr Adjunkt. Denken's Ihnen, Sö hätten heim Weib und Kind hungern und geh'n in der ehrlichen Absicht vom Haus, ein's anz'packen, und krieg'n nix als a tote Katz'! Dös lass' ich nit für ein' G'spaß gelten!'

Dösmal muß aber 'n Herrn Adjunkt 's Strickl höllmentisch ring'schnitten hab'n, denn er is in d' Höh' g'fahren. ‚Du bist a Vieh!' schreit er 'n Domini an. ‚War's kein G'spaß,

so ist's Raub g'west und dafür kriegst bei aller Gnad' und Barmherzigkeit paar Jahr'.'

,Für d' Katz?' fragt der Domini ganz dumm.

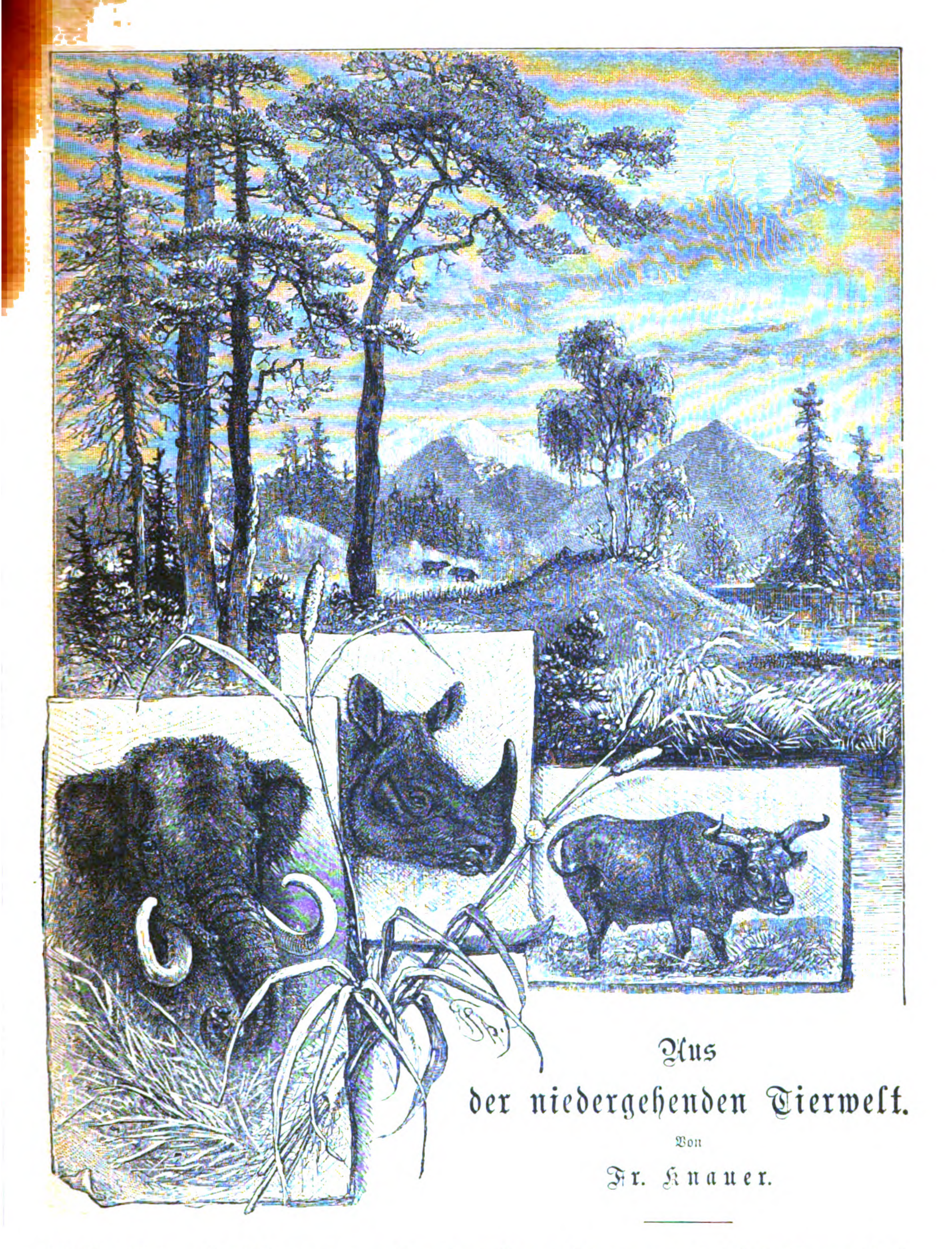
,Für d' Katz,' sagt der Adjunkt.

,So, so? no, no!' sagt der Domini. ,Schier mein' ich schon selber, 's wär' nur a G'spaß g'west.'

D'rauf hat er so a deppets Gelachter an= g'hebt, daß mer sich alle miteinander nit anders hab'n helfen können und mitlachen mußten. Und so is's zu sein' guten Glück für's erst' Mal dabei 'blieb'n und all's für die Katz' g'west. Dösmal aber wird wohl der Herr Adjunkt nit lachen, der Grindelbauer auch nit und am aller= wenigsten der Domini. Hab' mir's doch gleich damal schon denkt, dö Katz' laßt Haar' und da= von bleibt 'was anhängen."



Was das Christkindl gebracht hat.



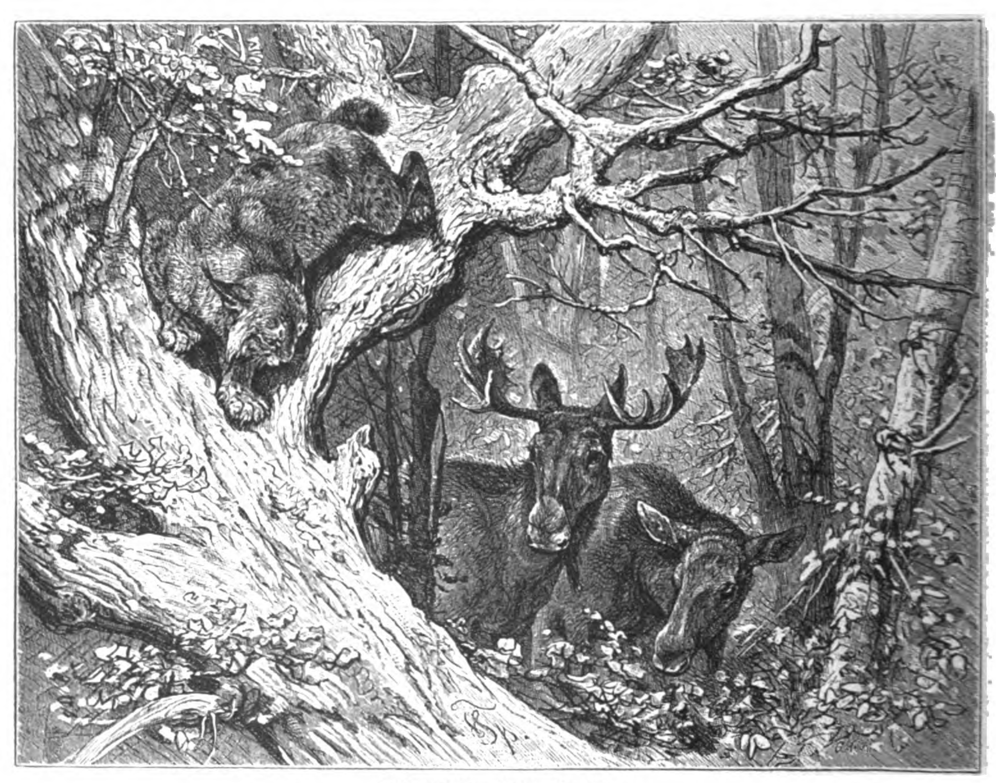
Aus der niedergehenden Tierwelt.

Von

Fr. Knauer.

Wie sich dem Geschichts- und dem Sprachforscher ganz andere Gesichtspunkte entrollen, wenn sie die Völker, die Sprachen nicht nehmen, wie sie heute sind, sondern den Anfängen nachgehen, aus denen sie geworden, so blättert sich vor uns ein inhaltsschweres Buch, reich an wechselvollen Momenten und wegweisenden Lichtblicken auf, wenn wir das Tierleben der Erde nach seinen Uranfängen zurückverfolgen und wir ihm die Rätsel verlaufener Jahrtau-

sende abzulocken suchen. — Aus wie unansehnlichem Beginne hat das Tierleben seinen Anfang genommen! Wie wechselten mit den einzelnen Epochen die Formen und Geschlechter! Wo ist die Zeit, da die heute so sehr in den Hintergrund gedrängte Lurch- und Kriechtierwelt noch zu Land und Wasser den Ton angab und die Nothosaurier, Plesiosaurier, Ichthyosaurier und Dinosaurier Herren der Schöpfung waren! Wo sind sie hingekommen die gewaltigen Mastodonten, Dinotherien, Mammute, Höhlenlöwen, Riesenhirsche und wie sie alle heißen die sonstigen Tierkolosse! Es stimmt uns fast wehmütig, wenn uns unsere Phantasie an der Hand der vorweltlichen Reste zurückführt in diese längst entschwundenen Zeiten mit deren schier



Luchs (S. 501) und Elche (S. 500).

fabelhaften Tier- und Pflanzenformen, in eine Zeit, da unser Europa erst aus wenigen Inseln, zerstreut im weiten Ozeane, bestand, oder später, da es eines tropischen Klimas, einer märchenhaft üppigen Tier- und Pflanzenwelt sich erfreute, oder noch später, da es den Anblick eines weithin eisbedeckten Polarlandes bot. Nun denken zu müssen, daß all dieser Tierreichtum, diese Pflanzenpracht für immer dahin .... Diesem Schwinden der einzelnen Formen auf dem Wege des Naturringens nach höherer Gestaltung, diesem steten durch viele Jahrtausende fort und fort auf der Tagesordnung gestandenen Ablösen eines Tiergeschlechtes durch ein anderes ist aber heute noch kein Ende gesetzt; derselbe Prozeß vollzieht sich noch immer vor unseren Augen. Sind doch erst wenige Jahrzehnte verflossen, seit das von Steller 1741 auf der Behringsinsel entdeckte Borkentier infolge der massenhaften Vertilgung völlig ausgerottet worden. Und auch der schwangroße Dodo, der noch zu Vasco de Gamas Zeit auf den Mascarenen häufig war, ist erst seit zwei Jahrhunderten aus der Liste der lebenden Vögel gestrichen. Alle Tage lichtet sich die Zahl gewisser Raub- und Nutztiere, denen der Mensch seiner Sicherheit wegen oder aus schnöder



Wolf (S. 502).

Bär (S. 502) und Wisent (S. 500).

Gewinnsucht eifrigst nachstellt; und so sind die Tage mancher Tierart heute schon gezählt, mancher anderen hat eine zuguterletzt durchgebrochene Milde das schon nahe herangerückte Ende wieder auf kürzere oder längere Frist hinausgeschoben.

Wir aber wollen im Nachfolgenden diese Märtyrer der Tierwelt, letzte Stammhalter früherer zahlreicher Geschlechter, heute unrettbar dem Untergange verfallen oder demselben mit Riesenschritten entgegengehend oder nur mit aller Kunst am Leben erhalten, Revue passieren lassen, selbstredend nur, soweit sie der uns näherstehenden höheren Tierwelt angehören.

Ueberkommenes aus dem alten deutschen Urwald.

Welcher Deutsche wollte, wenn von lange vergangener Zeit die Rede ist, nicht gleich und zuerst des herrlichen Waldmeeres gedenken, an dem unsere Vorfahren mit all der Kraft und Heimliebe eines echten Jagdvolkes felsenfest hingen. Hier kämpfte der Germane seinen grimmen Streit mit dem wilden Wisent, dem ringgewandten Braun, dem scharfgeweihigen Elch, dem gefräßigen Isegrim, dem heißblütigen Eber und wenig mochte neben so edler Jagd die auf die anderen zahlreichen Waldesinsassen besagen, als da waren der lauernde Luchs, die tückische Wildkatze, der vielschlaue Reineke, der scheue Biber, das Geschlecht der Marder, die heute noch arggehetzte Trias: Hirsch, Reh und Hase und das große und kleine Federwild in Wald und Au. Wie mag es widergeklungen haben im wilden Horst von hartem Kampf auf Leben und Tod! Wie oft werden Ur und Bär blutig ihre gefallenen Vorgänger an dem kühnen Jäger gerächt haben! Und noch durch das ganze Mittelalter bis weit hinein in die neue Zeit kämpfte der deutsche Jäger seinen Vernichtungskampf

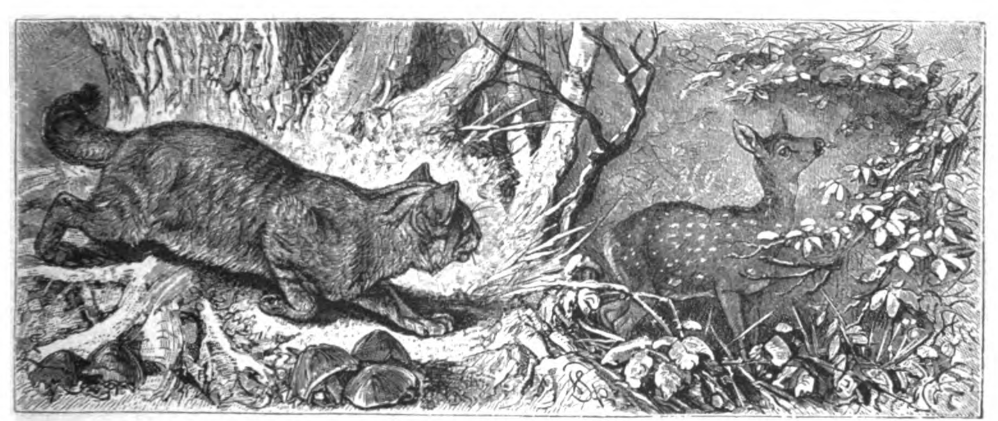


Hirsch und Rehe (S. 504).

fort gegen Bär und Wolf und Eber, bis es immer stiller wurde im deutschen Urwald, immer sicherer und ruhiger vor solchen Wegelagerern, aber auch immer freudloser für den echten Nimrod. Heute sind alle die kampfeswürdigen Jagdtiere des deutschen Urwaldes ausgerottet oder in entlegenste Winkel verdrängt. Der Wisent (Bos Bison, S. 499), nicht zu verwechseln mit dem schon in vorhistorischer Zeit ausgestorbenen Auerochsen (Bos urus, S. 497), lebte noch im 18. Jahrhunderte in Ostpreußen, woselbst das letzte Exemplar 1755 einem Wildschützen zum Opfer fiel. Noch länger erhielt er sich in Ungarn und Siebenbürgen, wo er noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts in den Szekler Bergwäldern bei Füls hauste. Heute ist er mit Ausnahme der Bialowiczer Wälder in Litauen in ganz Europa ausgerottet. Nur hier und in einigen ausgedehnten Kieferwaldungen des Kaukasus gedeiht er noch, durch die kaiserlich russische Regierung vor Nachstellungen strenge geschützt. Daß dem Wisent weniger infolge direkter Nachstellung seitens des Menschen als vielmehr durch das Umsichgreifen der Kultur und das damit Hand in Hand gehende Schwinden des alten Urwaldes die Lust am Leben verleidet ward, beweist am besten die Situation des Bialowiczer Waldes. Das ist ein Stück Urwaldes, wie ihn kultivierte Länder nicht leicht mehr aufweisen. Innerhalb eines Umfanges von 2000 Quadratkilometern stehen da uralte, riesige Bäume dicht beisammen. Von einigen Häusern für die Forstleute abgesehen stört keine Menschenansiedelung die stille Waldesruhe. Da wird nicht geforstet; jeder der Riesenbäume stürzt erst, wenn der Sturmwind ihn fallen macht und üppig wuchert über seinem Moderleib junges Stammvolk empor. Die Kiefer herrscht unbedingt vor; auf Fichten, Eichen, Linden, Buchen kommt kaum ein Fünftel des Waldstandes. Hier, im Waldbesitze unbestritten, träumen an 1000 Wisente ihrem aufgeschobenen, aber doch nicht aufhaltbaren Ende entgegen.

Nicht viel besser steht es um das Elch oder Elen (Alces palmatus, S. 498), das Elk des Nibelungenliedes, soweit Europa und besonders Deutschland in Betracht kommt. Noch darf man zwar das Elch den deutschen Tieren beizählen, denn ähnlich wie der Wisent im Bialowiczer Walde steht das Elch in den Ibenhorster Forsten Ostpreußens unter behördlichem Schutz und hausen in den dortigen Gehegen noch immer fast hundert

Stücke. Aber mit dem Freileben des Elches im deutschen Walde ist es für immer vorbei und was will auch eine so kärgliche Zahl mühsam erhaltener Exemplare gegen die weite Verbreitung und große Zahl dieser Geweihtiere in alten Zeiten besagen. Noch zu Beginn dieses Jahrhunderts fand sich Elenwild in einzelnen deutschen Forsten in gar nicht unbeträchtlicher Zahl. In Sachsen fiel das letzte Elen im Jahre 1746, in Schlesien im Jahre 1776. Vom deutschen Waldgebiete aber abgesehen findet sich das Elch in den waldreichen Gebieten Nordeuropas und Nordasiens noch immer in beträchtlicher Zahl. Litauen, Liv- und Kurland, Schweden, Norwegen und einige Gebiete Großrußlands bilden die heutigen Wohnbezirke des Elens in Europa; in Asien bewohnt es alle die großen Wälder bis an den Amur hin. Hier streift es in den wilden, ruhigen, an Brüchen und schwer zugänglichen Sümpfen und Mooren reichen Wäldern oft in weiten Umkreisen umher, zieht im Sommer mehr gegen die Höhen hin, wenn Schnee fällt nach den Ebenen herab, gibt bei heiterem Wetter den Laubwäldern, bei Schnee- und Regenwetter den dichten Nadelholzwäldern den Vorzug, wandert dabei fast immer in größeren oder kleineren Rudeln, meidet nach Möglichkeit



Wildkatze und junges Reh (s. u.).

allen Lärm und jede Störung, ist aber gleichwohl, von den Nachstellungen der Menschen ganz abgesehen, trotz seiner Kraft ständigen Angriffen seitens mehrerer Raubtiere ausgesetzt. Einzelne Tiere schleicht der Bär an; ahnungslos Dahinziehenden springt der Luchs oder der Vielfraß an den Hals, dessen Schlagadern durchbeißend; und hält tiefer Schnee einen Rudel an eine Stelle gebannt, dann wird dieser von einer Meute Wölfe mordgierig umlagert.

Ziemlich selten im deutschen Walde ist auch schon die Wildkatze (Felis catus, s. o.), da der dichten, großen, einsamen Wälder, wie sie sie liebt, nur wenige mehr bestehen. Dunkle Nadelwälder liebt sie ganz besonders, gar wenn sie auf felsreichem Boden stehen. Darum ist sie auch im südlichen und südöstlichen Europa, zumal in den bewaldeten Vorbergen der Alpen weit zahlreicher. Innerhalb dieser Reviere geht sie mit Eintritt der Dämmerung auf die Jagd aus. Gegenstand derselben sind kleine Säugetiere, in erster Linie Mäuse, Ratten, Spitzmäuse; doch fällt sie auch, wenn sie deren habhaft werden kann, das Wiesel, den Iltis, Hermelin und Marder an, jagt den Eichhörnchen und deren Verwandten nach, überfällt Hühner- und Taubenschläge, plündert die Fasanerieen und wagt sich selbst an Reh- und Hirschkälber. Immerhin aber dürfte sie durch fleißige Vertilgung schädlicher Nager mehr nützen, als sie durch das Erlegen manch nützlichen Tieres schadet. Vielfach werden wohl auch verwilderte Hauskatzen für Wildkatzen gehalten.

Der Luchs (Lynx vulgaris, S. 498), der noch im Mittelalter in allen größeren Wäldern Deutschlands hauste und noch im 15. Jahrhundert in Norddeutschland als das schädlichste Raubtier galt, darf heute wohl aus der Liste deutscher Waldtiere gestrichen werden. In Westfalen wurde der letzte Luchs 1745, im Harze 1718 abgeschossen, in Deutschland überhaupt im Jahre 1846, wenn

auch in den an Rußland grenzenden Waldgebieten zeitweise von drüben herübergekommene Exemplare auftauchen mögen. Dagegen ist er in den Karpathen, überhaupt in allen geschlossenen Wäldern Osteuropas, dann im ganzen östlichen Sibirien noch heute ein regelmäßiger Bewohner. Auch in der Schweiz, in Kärnten und Krain zählt er noch nicht zu den ausgerotteten Tieren. In all diesen Verbreitungsbezirken sucht der Luchs die schwerer zugänglichen Waldverstecke auf und jagt innerhalb seines Revieres, meist allein, selten im Vereine mit mehreren Kameraden auf alles Erbeutbare, vom kleinen Säugetiere bis zum Elch, vom Sperling bis zur Trappe, dabei aber entschieden größerem Wilde den Vorzug gebend und nur gezwungen mit Kleingetieren fürlieb nehmend.

Der Wolf (Canis lupus, S. 499), einst ein gefürchteter Bewohner der Wälder ganz Europas, gehört in Nord- und Mitteldeutschland zu den ausgerotteten, in der Schweiz und den östlichen Nachbarländern zu den selten gewordenen, im östlichen Europa aber zu den noch immer häufigen



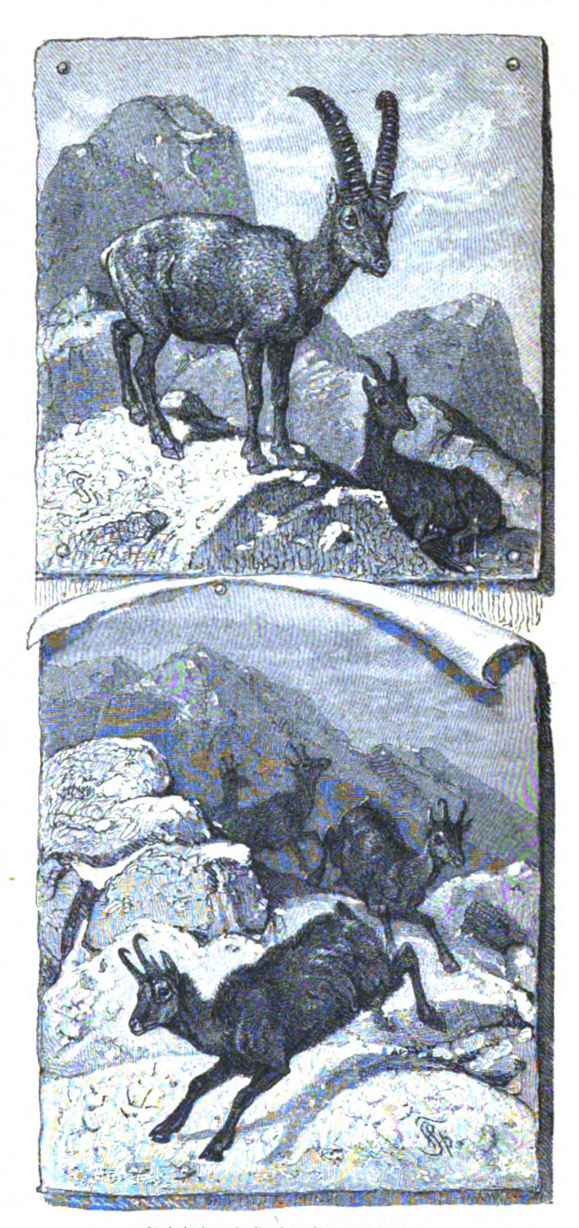
Wildschweine am Kadaver eines Rehes (S. 503).

Raubtieren; so kommt er in den Karpathenländern, den Donaufürstentümern, auf der Balkanhalbinsel, in Polen, Rußland, Schweden, Norwegen, ebenso im mittleren und nordöstlichen Asien noch heute in namhafter Zahl vor. In einzelnen Gegenden, besonders im Süden der Donau, haben sich in den letzten Jahren, wohl im Zusammenhang mit den letzten Kriegen daselbst, die Wölfe ganz erschreckend vermehrt. Vereinsamte, wilde Gegenden, der dichte Düsterwald, die stille Steppe, morastiges Bruchland sind die Aufenthaltsorte des Wolfes; hier lungert er die schöne Jahreszeit über allein oder zu zweien und dreien herum, während er im Winter in oft sehr zahlreichen Meuten jagt, weshalb er auch im Winter viel größeren Schaden anrichtet. Fürchterlich wütet er unter dem Hochwilde des Waldes, nicht minder unter den Hasen und dem Federvieh, nebenbei jagt er den Füchsen, Igeln, verschiedensten Nagern nach, verschmäht auch Eidechsen, Frösche, Schlangen nicht, frißt selbst mancherlei Kerbtiere und bequemt sich, wo es nicht anders geht, zu verschiedenster Pflanzenkost.

Der braune Bär (Ursus arctos, S. 499) hat sich mit dem Abnehmen der großen zusammenhängenden einsamen Waldungen immer mehr ins Hochgebirge zurückgezogen. In den Wäldern Englands, Dänemarks, Hollands, Belgiens und Deutschlands ist er heute schon ausgerottet. Fast dasselbe läßt sich von Frankreich sagen. Ganz vereinzelt taucht er noch in der Schweiz und in Tirol auf. Wohl aber ist er noch immer häufig

in Siebenbürgen, in den Donaufürsten-tümern, in Rußland, Schweden und Norwegen, in der Türkei und Griechenland. Auch im Karstgebiete, in Spanien und Italien findet er sich noch häufig; desgleichen in dem größten Teile Asiens. Auch er scheut den Lärm, die Störung und wählt daher die zusammenhängenden, schwer zugänglichen, ruhigen Waldungen zum Aufenthalte; hier bezieht er Baumhöhlen, geräumige Löcher unter den Baumwurzeln oder passende Felsspalten als Wohnquartier und verläßt sein meist in dunklem Dickicht gelegenes Versteck nur wenn er auf Nahrungssuche ausgeht. Waldfrüchte verschiedenster Art dürfen ihm nicht fehlen.

Auch das Wildschwein (Sus scrofa, (S. 502), ist lange nicht mehr so zahlreich vorhanden als früher, da es noch über ganz Europa verbreitet war. In den nördlich von der Ostsee gelegenen Ländern kann es als ausgerottet angesehen werden. Dagegen beherbergen die feuchten, sumpfigen Wälder Ungarns, Galiziens, Südrußlands, der Donautiefländer, der Balkanhalbinsel und die Gebirgswälder Frankreichs und Belgiens dasselbe noch in sehr großer Zahl und auch alle die größeren Waldungen Deutschlands zählen immer noch mehr Wildschweine, als mit den Interessen des Landwirtes verträglich ist; mußte man doch in verschiedenen Gegenden die Schon- und Hegezeit der Wildschweine aufheben und dasselbe vogelfrei erklären, um seiner Ueberhandnahme ein Ziel zu setzen. Und ebenso häufig ist es noch in den großen Wäldern Asiens und Nordafrikas. In diesen Wohngebieten sucht das Wildschwein feuchte, sumpfige Gegenden, bewaldet oder auch nur mit Rohrgras bewachsen, auf und lagert das ganze Rudel den Tag über faul und ruhig auf dem zurechtgerichteten, in der Regel mit Laub, Gras, Moos ausgepolsterten Lagerplatze; mit Einbruch des Abends erhebt sich die ganze Schar, um dem Futter nachzugehen. Als Mast dient ihnen alles Pflanzliche und Tierische: Eicheln, Haselnüsse, Kastanien, Rüben, Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Kerbtiere, Tierleichen.



Steinböcke und Gemsen (S. 504 und 505).

Haben wir bisher in erster Linie jener Tiere gedacht, deren Jagd mit mancherlei Gefahr verbunden, aber eben deshalb den echten Jäger so mächtig anzieht und ihn die früheren Jagdverhältnisse so sehr vermissen läßt, so müssen wir doch noch manch anderer Jagdtiere des deutschen Waldes gedenken, deren Zahl stetig abnimmt und deren gänzliche Ausrottung nur mehr eine Frage der Zeit oder doch nur durch strenge Schongesetze aufgehalten werden kann.

So bewohnte der Edelhirsch (Cervus elaphus S. 500) einst alle Wälder Europas; heute ist er in allen bevölkerten Ländern immer seltener geworden und in der Schweiz und einem großen Teile von Deutschland heute schon ausgerottet. Die herrlichen Hirschjagden, bei deren Schilderungen in alten Weidmannsbüchern dem Jäger das Herz im Leibe lacht, sind für immer vorbei und all die Treib- und Parforcejagden von heute nur ein kümmerliches Surrogat für die edle deutsche Jagd von einst. Am häufigsten tritt der Edelhirsch noch auf in Polen, Galizien, Mähren, Böhmen, Ungarn, Siebenbürgen, Tirol, Steiermark, Kärnten und ganz besonders in den Wäldern Asiens. Ueberall gibt er den Gebirgs- und Laubwäldern den Vorzug. In diesen großen zusammenhängenden Waldungen streift er in größeren oder kleineren Trupps herum, dabei immer gezwungen, gegen seine zwei gefährlichsten Feinde, den Luchs und den Wolf, auf der Hut zu sein.

Auch das Reh (Cervus capreolus. S. 500) ist schon viel seltener und in einzelnen Ländern, so in der Schweiz, fast ganz ausgerottet. In den nördlichsten Gegenden Europas, in Nord- und Mittelrußland fehlt es, in der Türkei und in Griechenland ist es sehr selten. In den großen Waldungen der anderen Länder Europas und des größten Teiles von Asien, dort überdies durch die Jagdgesetze geschützt, gedeiht es aber immerhin noch ganz gut und zwar ebenso in den Gebirgswaldungen als in den Wäldern der Ebene. Ihm ist der Bergwald und der der Ebene, Nadel- und Laubholz gleich lieb; überhaupt liebt es weit mehr die Veränderung und streift innerhalb seines Wohnbezirkes ziemlich unstät umher. Auch ihm leben im Wolf und Luchs die beiden ärgsten Feinde, zu denen noch für die Kälber Fuchs und Wildkatze kommen.

Eines der grellsten Beispiele für das Niedergehen einzelner Tierarten bietet der Biber (castor fiber, s. u.). Früher über ganz Europa verbreitet, kam er vor nicht langer Zeit noch in Frankreich und Deutschland vor. Heute ist er in den meisten europäischen Ländern ausgerottet. In Deutschland findet er sich nur vereinzelt und auch hier nur unter dem Schutze strenger Jagdgesetze. Am häufigsten findet er sich noch in Oesterreich, Rußland und Norwegen. Ebenso ist er in Amerika, wo man vor 200 Jahren auf einer Wegstrecke von 20 Stunden an 100 Biberteiche treffen konnte, selten geworden. Die größte Zahl von Bibern beherbergen heute die großen Flüsse des nördlichen und mittleren Sibiriens. Ansiedelungen, wo man ganze Bibergesellschaften antrifft und weithin ihre „Burgen" sich erheben sieht, findet man heute nur mehr selten und nur in ganz stillen Gegenden. Die Mehrzahl lebt paarweise in einfachen, unterirdischen Röhren.

Dehnen wir den deutschen Wald weiterhin auf die Alpenwälder aus, so müssen wir noch zwei Tiere der edlen Jagd einbeziehen, die Gemse und den Steinbock (S. 503). Ihre Jagd, von den gefahrvollen Kämpfen mit den wilden Katzen und anderen grimmigen Tierkämpfen exotischer Gegenden abgesehen, dürfen wir noch ungescheut als das Ideal des echten Waidmannes von heute bezeichnen, nachdem alle die gefahrvollen Kämpfe früherer Zeiten gegenstandslos geworden. Den Steinbock (Capra ibex) dürften wir vielleicht heute schon zu den ausgerotteten Tieren zählen, denn schon vor mehr als einem Jahrhundert war er da und dort selten geworden. Die Zeiten, da man wie die Römer für ein einziges Kampfspiel an 200 Steinböcke aufbringen konnte, sind längst vorbei. Schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts fiel im Kanton Glarus der letzte Stein-



Biberburgen (s. o.).



Haus- und Wanderratte (S. 506).

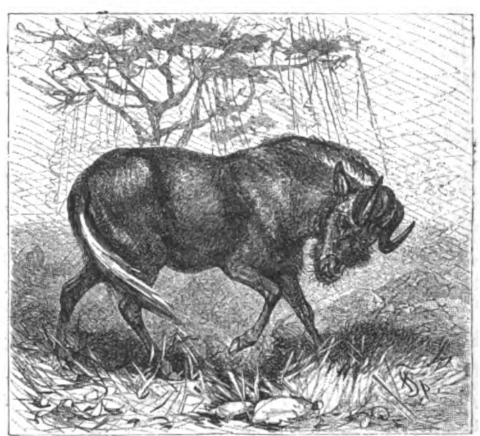
bock, heute ist der Steinbock in der ganzen Schweiz ausgerottet, desgleichen in dem ganzen anderen Alpengebiete, mit Ausnahme mehrerer Thäler im Montblancgebiete, woselbst auf die Initiative Königs Viktor Emanuel der Steinbock auf das Strengste und Sorgsamste gegen Wildschützen geschützt wird, so daß sich der Stand der Steinböcke daselbst wieder auf mehrere Hundert gesteigert hat. Immerhin ein kärgliches Lebensfristen für ein Tier, das einst das ganze Alpengebiet als sein Revier bewohnte. — Aber auch die Gemse (Capella rupicapra, S. 505) hat manchen ihrer früheren Verbreitungsbezirke eingebüßt. In der Schweiz ist sie schon sehr selten geworden; in Tirol und manchen anderen Alpengebieten hatte sich ihre Zahl schon sehr vermindert, unter dem Schutze der neuen Jagdgesetze aber wieder gehoben; in den Gebirgen Oberbayerns, Salzburgs, Steiermarks, Kärntens trifft man sie noch heute in ganzen Rudeln. Außer den Alpen bewohnt sie aber auch die Karpathen, Pyrenäen, Abruzzen, den Balkan, Kaukasus, die Gebirge Georgiens und Tauriens, ist ihr also immerhin noch ein ziemlich weiter Wohnkreis gesichert.

Aus dem übrigen Europa.

Sehen wir nun von den im Untergange begriffenen Tieren des deutschen Faunengebietes ab und erstrecken unsere Betrachtung auf Tiere, die anderen Gebieten Europas angehören, so haben wir noch einige Tierarten, die in Bälde für die europäische Fauna verloren gehen werden, zu erwähnen.

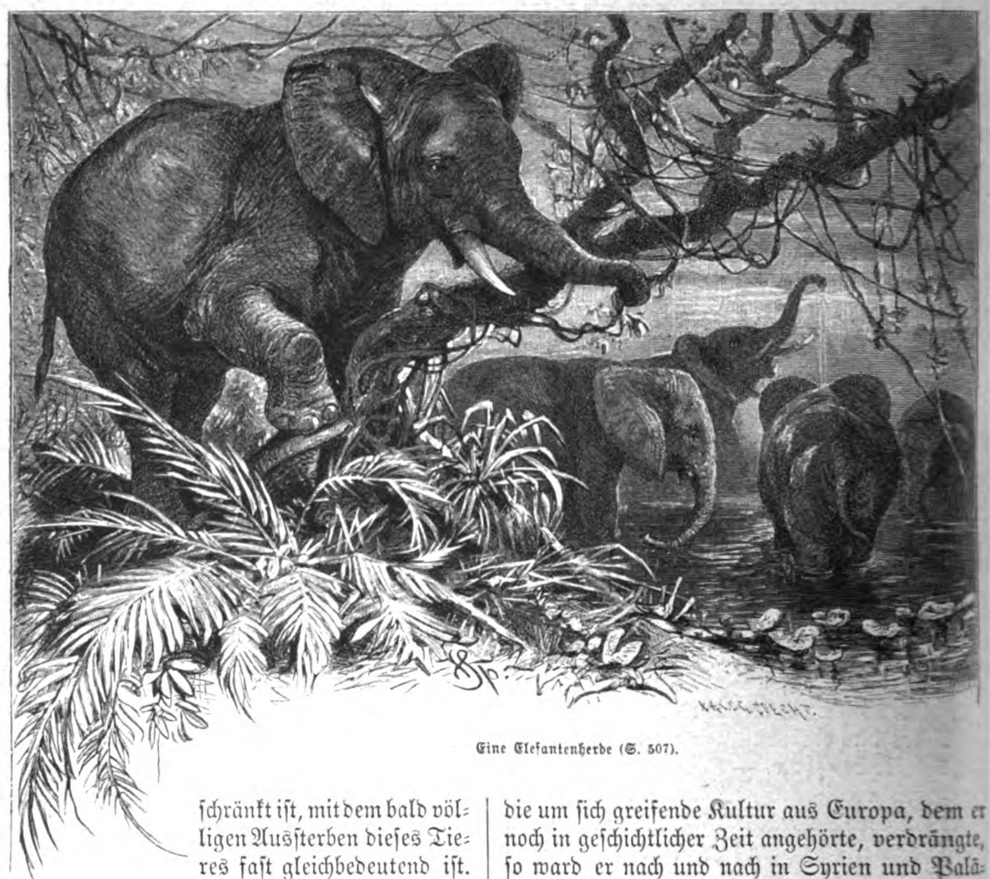
Als einer der interessantesten Fälle sei zuerst des Magots (Macacus inuus), aus der Sippe der Makaken, gedacht. Er ist der einzige Affe, der noch heute in Europa freilebend zu finden ist. Von den Engländern geschützt, hausen ihrer zehn Stücke auf dem Felsen von Gibraltar. Schon war einmal ihre Zahl auf drei Stücke zusammengeschmolzen, aber durch Einführung mehrerer Stücke aus Afrika wieder vermehrt worden. Daß dieser Affenstand wohl kaum auf die Dauer zu erhalten sein wird, läßt sich denken; mit dem Absterben des letzten aus dieser Gesellschaft ist auch das Affengeschlecht in Europa erloschen.

Sehr häufig war früher auf Sardinien und Corsica und wohl auch in anderen Teilen Südeuropas der Mufflon (Ovis musimon), das



Gnu (S. 508).

einzige Wildschaf Europas. Während man älteren Berichten nach einst auf einer einzigen großen Jagd an 4—500 Stücke erlegen konnte, muß man jetzt froh sein, einige Stücke zu Gesicht zu bekommen, was, da das Vorkommen dieses Tieres heute auf die beiden obengenannten Inseln be-



Eine Elefantenherde (S. 507).

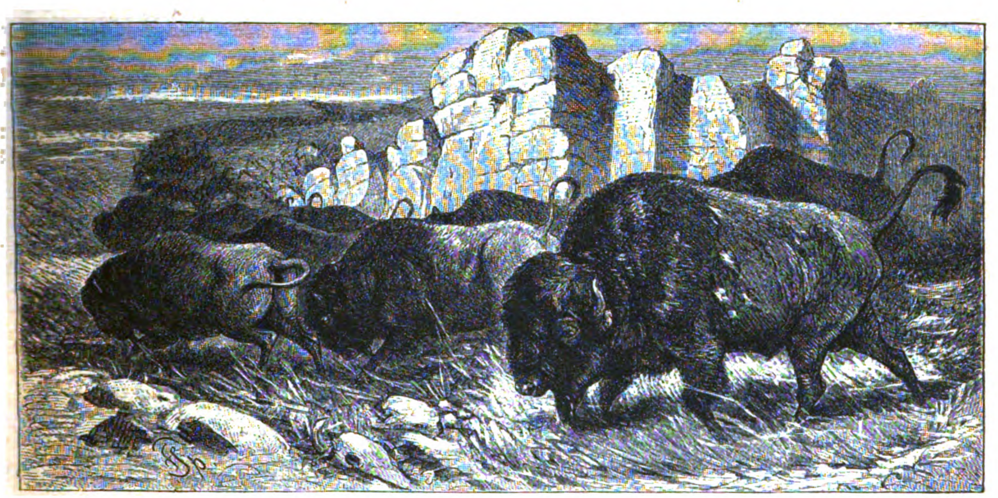
schränkt ist, mit dem bald völligen Aussterben dieses Tieres fast gleichbedeutend ist.

Schließlich sei als eines wenn auch nicht aussterbenden, so doch gegen früher stark zurückgedrängten Tieres, der **Hausratte** (Mus rattus), gedacht, die bis in die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Europa ohne Nebenbuhlerin war, von da ab aber sich die Nachbarschaft der Wanderratte gefallen lassen mußte, bis sie von dieser immer mehr verdrängt ward und heute wohl noch überall auf der Erde vorkommt, aber selten in großen Massen, sondern meist nur vereinzelt (S. 505.)

Afrikas hartbedrängte Tiere.

Obenan unter den durch die fortschreitende Kultur immer mehr verdrängten Tieren Afrikas steht der **Löwe**, den der Mensch in seinen Bann gethan. Denn nimmer vereinen sich die herrischen Launen dieses Gewalthabers der Tiere mit dem stillfriedlichen Getriebe des Landwirts, des Hirten, des Ackerbauers. So wie den Löwen die um sich greifende Kultur aus Europa, dem er noch in geschichtlicher Zeit angehörte, verdrängte, so ward er nach und nach in Syrien und Palästina vertrieben, so aus Aegypten und den Mittelmeerländern Afrikas, so wird er in Algier und Marokko immer seltener, so ist er im südlichen Nubien, in den unteren Nilländern ausgerottet, so an den Ost- und Westküsten Afrikas, wo immer die Europäer mit ihrem weittragenden Gewehre sich angesiedelt haben. Auf diese Weise ist heute der Löwe auf das innere Afrika zurückgedrängt, wo er der minderen Jagdkunst und den primitiveren Waffen der Wilden um so leichter stand zu halten vermag, als ihm ungezählte Herden von Wiederkäuern ihren ständigen Tribut liefern. Aber sowie der Europäer seinen Ring immer enger schließt, die Menge kultivierten Bodens immer mehr zunimmt und mit ihr das wilde Freileben Tausender von Tieren immer mehr abnimmt, um so schlimmer stellen sich die Bedingungen des Daseins für unseren Herrn der Tiere und unaufhaltsam rückt der Tag näher, da der letzte der Edlen sein Leben gelassen haben wird in dem bitteren Kampfe um das Dasein.

Und ebensowenig verträgt sich mit dem Fortschreiten menschlicher Kultur das Vorhandensein von Tierkolossen, wie die Natur sie in den Elefanten (S. 506) stellt, massigen Ungeheuern, die im unbestrittenen Besitze ganzer Wälder sein wollen, wo an anderer Stelle der Erde nicht Raum genug ist für all das, was zu leben ein Recht hat, die in hundertfach schnellerer Zeit eine Fülle organischen Lebens niedertreten, als anderswo mit Hilfe aller Kultur am Leben zu erhalten möglich wird. Wohl haben in dem seit Jahrhunderten seitens der Menschen gegen diese Tierriesen geführten Vernichtungskampfe nicht solche Anschauungen als Richtschnur gedient, es war vielmehr schnödeste Gewinnsucht, die Jagd nach dem kostbaren Elfenbein, die den Menschen zu unaufhörlicher Verfolgung der Elefanten antrieb. Wie hart, wie unmenschlich dieser Kampf getrieben wird und ward, das sagen uns die zahlreichen Schilderungen solcher Jagden und wahrlich oft überkommt uns beim Lesen all der begangenen Gewaltthaten ein Gefühl der Beschämung ob solchen mehr als tierischen Wütens gegen die Tierwelt. Lesen wir z. B. folgenden Bericht eines englischen Elefantenjägers über solch eine Jagd. „Am 31. August erblickte ich



Bisons auf der Wanderung (S. 508).

den größten und höchsten Elefanten, welchen ich jemals gesehen. Er stand, mit der Seite sich mir zuwendend, in einer Entfernung von ungefähr anderthalbhundert Schritten vor mir. Ich machte Halt, schoß ihn in die Schulter und bekam ihn durch diesen einzigen Schuß in meine Gewalt. Die Kugel hatte ihn hoch in das Schulterblatt getroffen und auf der Stelle gelähmt. Ich beschloß, eine kurze Zeit der Betrachtung dieses stattlichen Elefanten zu widmen, ehe ich ihm vollends den Rest gab. Es war in der That ein gewaltiger Anblick, den er mir bot. Ich fühlte mich als Herr der grenzenlosen Wälder, welche eine unaussprechliche edle und ansprechende Jagd ermöglichen. Nachdem ich den Elefanten eine Zeitlang bewundert, beschloß ich, einige Versuche anzustellen, um die verwundbarsten Stellen des Tieres kennen zu lernen. Ich näherte mich dann auf ganz kurze Entfernung und feuerte mehrere Kugeln auf verschiedene Teile seines ungeheuren Schädels ab. Bei jedem Schusse neigte er gleichsam grüßend seinen Kopf nieder und berührte dann mit dem Rüssel seltsam und eigentümlich sanft die Wunde. Ich war verwundert und wurde wirklich von Mitleid ergriffen, als ich sah, daß das edle Tier sein Schicksal, seine Leiden mit so würdevoller Fassung ertrug, und beschloß, der Sache so schnell als möglich ein Ende zu machen. Ich gab ihm nacheinander sechs Schüsse aus meiner Doppelbüchse hinter die Schulter, welche zuletzt tödlich sein mußten, im Anfange aber keine unmittelbare Wirkung zur Folge zu haben schienen. Hierauf feuerte ich drei Kugeln aus dem holländischen Sechspfünder auf dieselbe Stelle. Jetzt rannen ihm große Thränen aus

den Augen; er öffnete diese langsam und schloß sie wieder. Sein gewaltiger Leib zitterte krampfhaft; er neigte sich auf die Seite und verendete.“ Wen ergreift da nicht geradezu Ekel vor solch menschlicher Roheit. So geht ein Tiergeschlecht, das nicht nur an Körpergröße und Kraft, sondern auch an intelektuellen Fähigkeiten seine Mittiere überragt, unaufhaltsam seinem Ende entgegen, wenn der Mensch nicht im letzten Momente seinem unverständigen Wüten Einhalt thut.

Auf altägyptischen Inschriften und Bildern begegnen wir immer wieder Aufschreibungen und Darstellungen, welche darthun, daß die Nilpferdjagd bei dem alten Aegypter sehr in Uebung stand. Heute sucht man am Nil vergebens nach diesen Tieren, denn in ganz Aegypten und ebenso in Nubien ist das Nilpferd ausgerottet und weit ins Innere Afrikas muß man eindringen, um diesen schwerfälligen Dickhäutern zu begegnen, denen die Pfeile und Lanzen der Wilden wenig anhaben, die aber den Feuerwaffen des Europäers überall weichen müssen. Wie der Elefant ein geselliges Tier, treibt es sich da in größeren oder kleineren Trupps in den größeren Flüssen herum, lagert sich nach Schweineart an einer seichten Stelle ins Schilf zu trägem Halbschlummer



Schweifbiber (S. 510).

hin oder sonnt sich auf freien Sandbänken oder schwimmt im Wasser spielend auf und nieder oder thut sich an den verschiedenen Wasserpflanzen gütlich.

All den zahlreichen Raubtieren sowohl, wie



Puma (S. 509).

den wilden Völkern Afrikas haben die Scharen der verschiedenen Antilopenarten ihren Fleischtribut zu zollen. Und wie auch manche der blutdürstigen Katzen unter den wehrlosen Tieren würgen mag, ihre Mordgier bleibt weit zurück hinter dem Hinschlachten des Menschen, der in großen Hetz- und Treibjagden Tausende und Tausende dieser Grasfresser an einem Tage niedermetzelt. So ist denn manche Antilopenart, die noch vor wenigen Jahrzehnten schier unvertilgbar schien, heute schon sehr selten geworden und geht jetzt schon ihrem Ende entgegen. Das früher im Süden Afrikas sehr zahlreich gewesene Hartebeest (Bubalis caama) aus der Abteilung der Kuhantilopen, ist in den Ansiedelungen am Kap schon fast ganz ausgerottet und nach dem Inneren Afrikas verdrängt. Desgleichen ist das Gnu (Catoblepas gnu, S. 505) überall da, wo der Europäer vorgedrungen ist, ausgerottet. Und so eilt manche andere Antilopenart bei der steten Verfolgung immer rascher ihrem Untergange zu.

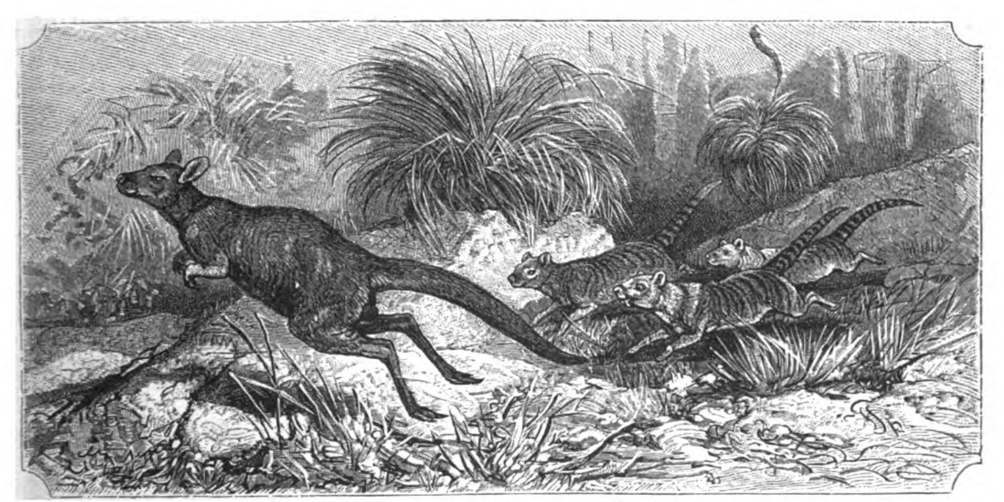
Amerikas niedergehende Tiere.

Wem schwebt, wenn er an Nordamerika denkt, nicht auch gleich die endlose Prärie mit deren Bisonherden (S. 507) und Büffelpfaden, mit dem hinter diesen herjagenden Indianer und dem mit beiden in Fehde stehenden Trapper vor Augen. Aber wo sind die unzählbaren Herden der Büffel



hingeschwunden! Immer mehr und mehr haben sie sich gelichtet, immer näher rückt ihnen, wie ihrem leidenschaftlichen Jäger, dem Indianer, der unvermeidliche Untergang. So weicht auch dieses Stück Romantik dem unaufhaltbaren Vordrängen des Europäers. Als die ersten Kolonisten aus Europa nach Amerika kamen, thaten sich die Bisons noch an den Küsten des Atlantischen Ozeans gütlich und noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts waren sie in Ohio, in Kentucky und im Westen von Pensylvanien häufig; heute finden wir sie nur mehr westlich vom Mississippi und im oberen Laufe des Missouri; ja die Vielverfolgten haben ihre Scheu vor dem Gebirge und dem Norden überwunden und sind nach und nach bis zum 65. Grade nördlicher Breite vorgedrungen und haben auch über das Gebirge hinweg nach Nordwesten Zufluchtsstätten aufgesucht, ohne aber ihrer unermüdlichen Verfolger, der Indianer und Weißen und des Wolfes, ledig zu werden.

Arg zu Leib ist die fortschreitende Kultur auch dem Puma oder Cuguar (Puma concolor, S. 508) gegangen, der vom Süden Amerikas bis weit nach Kanada sich verbreitete, in Nord- und Mittelamerika aber immer mehr ausgerottet wird.



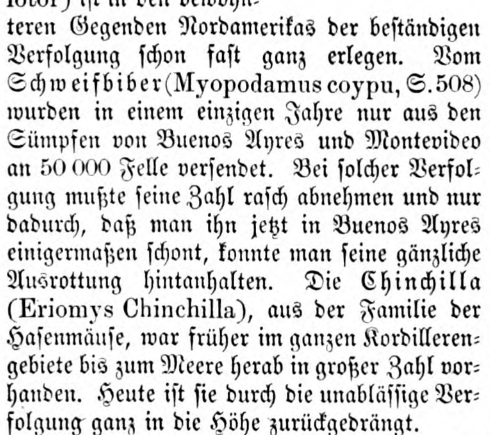
Dingos auf der Jagd nach einem Känguruh (S. 510).

Unstäter als seine Verwandten streift er innerhalb eines weiten Gebietes umher, findet sich im Walde ebenso zurecht, wie in den waldlosen Pampas, verschläft den Tag auf einem Baume oder im Grase versteckt und ist des Nachts hinter allen schwächeren Säugetieren her, vom Aguti bis zum Füllen.

Wie bei uns der Edelhirsch, ist in Nordamerika der Virginiahirsch (Cervus virginianus) Gegenstand eifrigster Jagd. Früher von der Ostküste Nordamerikas bis nach Mexiko und den Felsengebirgen hin zahlreich, ist er nach und nach in den bevölkerten Distrikten ganz verdrängt und immer mehr in die großen Gebirgswälder zurückgedrängt worden. Auch er lebt, wie der Edelhirsch, in Trupps, hängt an einem einmal erwählten Standplatze mit großer Anhänglichkeit und liebt besonders bebuschtes, ehemaliges Feldland.

Zu den bestverfolgten Tieren gehören allüberall wohl die Pelztiere, von deren Jagd zahlreiche Jäger und ganze Völkerstämme ausschließlich leben. Wer sich die Mühe nimmt, die Zahlen zu lesen, welche uns ersehen lassen, wie viele Pelze einer einzigen Tierart jährlich auf den Markt kommen, und da erfährt, daß jährlich 180 000 Edelmarder-, 400 000 Steinmarder-, 600 000 Iltis, 400 000 Hermelin-, 160 000 Mink-, 55 000 Nörz-, aus Amerika allein 150 000 Biber-, 100 000 Chinchilla-Felle in den Handel gelangen, kann sich das schließliche Schicksal dieser argbefehdeten Tiere wohl leicht ausmalen. So wird denn der Seeotter (Enhydris lutris) immer seltener und findet sich heute nur mehr





Uhu mit einem erbeuteten Kaninchen (S. 512).

im nördlichsten Teile des Stillen Ozeans, an den nördlichen Küsten von Kalifornien und von hier nach Norden zu an der amerikanischen und asiatischen Küste. Es kommen kaum 1500 Seeotterfelle mehr in den Handel. Der *Waschbär* (Procyon lotor) ist in den bewohnteren Gegenden Nordamerikas der beständigen Verfolgung schon fast ganz erlegen. Vom *Schweifbiber* (Myopodamus coypu, S. 508) wurden in einem einzigen Jahre nur aus den Sümpfen von Buenos Ayres und Montevideo an 50 000 Felle versendet. Bei solcher Verfolgung mußte seine Zahl rasch abnehmen und nur dadurch, daß man ihn jetzt in Buenos Ayres einigermaßen schont, konnte man seine gänzliche Ausrottung hintanhalten. Die *Chinchilla* (Eriomys Chinchilla), aus der Familie der Hasenmäuse, war früher im ganzen Kordillerengebiete bis zum Meere herab in großer Zahl vorhanden. Heute ist sie durch die unablässige Verfolgung ganz in die Höhe zurückgedrängt.

Und nicht viel anders steht es um manche Pelztiere Asiens. So verbreitete sich der *Zobel* (Martes zibellina) ursprünglich vom Ural bis zur Behringsstraße und von der Südgrenze Sibiriens bis gegen den 68. Grad nördlicher Breite, desgleichen über einen Teil Nordwestamerikas. Die unaufhörliche Verfolgung aber hat ihn immer mehr in die entlegensten Gebirgswälder des nordöstlichen Asien zurückgedrängt und heute ist er überhaupt schon sehr selten geworden.

Der *Vielfraß* (Gulo borealis), ein Tier, das zur Renntierzeit bis an die Alpen hin verbreitet war und noch in geschichtlicher Zeit als in Litauen vorkommend angeführt wird, sich noch vor wenigen Jahren im Bialowiczer Walde fand, ist heute auf Norwegen, Schweden, Lappland, Großrußland, Sibirien, Kamtschatka und Nordamerika beschränkt.

Australiens arg bedrohte Tiere. Weit mehr noch als in den mit einer reichen Tierwelt bedachten Landgebieten macht sich in dem an großen Tieren so armen Australien der Niedergang einzelner seiner Tierbewohner bemerkbar. Hier gehören das *Känguruh*, der *Dingo*, der *Beutelwolf* und der *Beutelteufel* zu den ansehnlichsten Tierformen. Als die ersten Kolonisten im Lande sich ansiedelten, war der *Beutelwolf* (Thylacinus cynocephalus) auf Tasmanien und Vandiemensland allenthalben häufig; es währte aber nicht lange, so hatte ihn der Europäer ganz in das Innere zurückgedrängt. Desgleichen machte der *Beutelwolf* (Dasyurus ursinus) den Ansiedlern auf Vandiemensland anfänglich viel zu schaffen, indem er mit wahrer Blutgier auf ihren Hühnerhöfen aufräumte. Der nachdrücklichen Verfolgung aber, die gegen ihn um so mehr in Szene gesetzt wurde, als man sein Fleisch als schmackhaft kennen gelernt hatte, erlag er bald, so daß er heute in vielen Gegenden ganz ausgerottet oder in die versteckteſten Gebirgswälder zurückgedrängt ist. Die so merkwüdigen *Känguruhs* (S. 509) sind überall, wo sich der Europäer angesiedelt hat, dessen rücksichtsloser und unsinniger Verfolgungswut erlegen und finden sich nur noch in den wenig oder nicht bewohnten Teilen des Landes. Der *Dingo* (Canis Dingo, S. 509), ein vollständig verwilderter Schäferhund und das einzige echte Raubtier Australiens, bewohnt zwar noch heute das ganze Festland und zwar in ziemlich großer Zahl, beginnt aber unter den regelrechten Kriegszügen, den die Ansiedler gegen diesen schlimmsten Feind ihrer Herden führen, ersichtlich zu leiden und wird wohl diesem systematischen Kampfe bald unterliegen. So werden, wie ja auch der wilde Ureinwohner dieses Landes mit Riesenschritten seinem Untergange entgegeneilt, in nicht ferner Zeit auch die Charaktertiere desselben dem tötenden Einflusse einer ihnen feind-

lichen Kultur erliegen und den Günstlingen des fremden Eindringlings Platz machen.

Aussterbende Meeressäugetiere.

Auf allen Inseln an der Südspitze Amerikas, auf Tasmanien, Neuseeland und vielen benachbarten Inseln des Großen Ozeans lebte früher in großer Menge die Elefantenrobbe (Cystophora elephantina, s. u.). Hier traf man sie in großen Massen familienweise nebeneinander im Schlamme oder Schilfe schlafend oder im feuchten Sande sich abkühlend oder in großen Scharen vom Norden gegen Süden oder umgekehrt wandernd. Heute ist sie auf den meisten dieser Inseln ausgerottet oder doch dem Untergange sehr nahe gebracht. Nicht besser geht es ihren Verwandten im Norden, denen der Mensch seit Jahrhunderten mit einer wahren Berserkerwut nachstellt. Das Walroß (Trichechus rosmarus), das in alten Zeiten an den Küsten von Schottland lebte, dieselben noch im 15. Jahrhunderte aufsuchte und mit denen die Schiffe die abenteuerlichsten Kämpfe zu bestehen hatten, ist immer weiter



Elefantenrobbe (s. o.).

gegen den Norden gedrängt worden und findet sich heute fast nur mehr in den den Schiffen gar nicht oder nur zeitweise zugänglichen Gewässern rings um den Nordpol. Wie nahe dem grönländischen Wale und seinen Verwandten der gänzliche Untergang bevorsteht, läßt sich ermessen, wenn man die alljährlichen Vorbereitungen, die zum Walfischfange getroffen werden, die große Zahl der Boote und Walfischfänger erwägt und man vernimmt, daß die Amerikaner allein in 38 Jahren über 290 000 Wale vernichteten. Es bleibt nur zu hoffen, daß, wie ja schon seit zwei Jahrzehnten ein Rückgang der Walfischerei konstatiert ist, der Gewinn die Ausrüstungskosten bald nicht mehr erreichen werde und so diese interessanten, für den Menschen ganz harmlosen Tiere denn doch erhalten bleiben.

Hartbedrängte Vögel.

Wir haben in dem Vorhergegangenen immer nur der dem Untergange verfallenen oder doch in deren Existenz arg gefährdeten Säugetiere gedacht. Aber auch die viel freier sich bewegende Vogelwelt ist gegen die Nachstellungen des Menschen nicht gefeit. Auch hier finden wir jene Arten am härtesten betroffen, die ganz besonders die Habgier des Menschen herausfordern, sei es, daß sie ihres Gesanges, ihrer Farbenschönheit, ihrer Schmuckfedern wegen einen lohnenden Handelsartikel abgeben oder genießbar sind oder noch nebenbei ihres versteckten Lebens, ihrer Vorsicht und Scheu wegen schwer zu erbeuten sind und so den derlei Schwierigkeiten liebenden Jäger zur Jagd erst recht aneifern. Am schlechtesten kommen dabei selbstredend jene Arten weg, die eines minder ausdauernden Flu-

ges fähig als Gehvögel auf das Land angewiesen sind oder als Sumpf- und Schwimmvögel leicht zu umkreisende Binnengewässer bewohnen.


Truthuhn (S. 514).

Obenan ihrer Farbenpracht und einige auch ihrer Gelehrigkeit wegen stehen die Papageien, deren aber so viele Millionen die Tropenwälder bevölkern, daß von einer ersichtlichen Abnahme bei den meisten nicht die Rede sein kann. Nur da, wo sie, wie die Kakadus, den Landwirten gar zu schädlich werden, werden sie massenhaft verfolgt. Eine erhebliche Verringerung ist aber


Auerhuhn (S. 513).

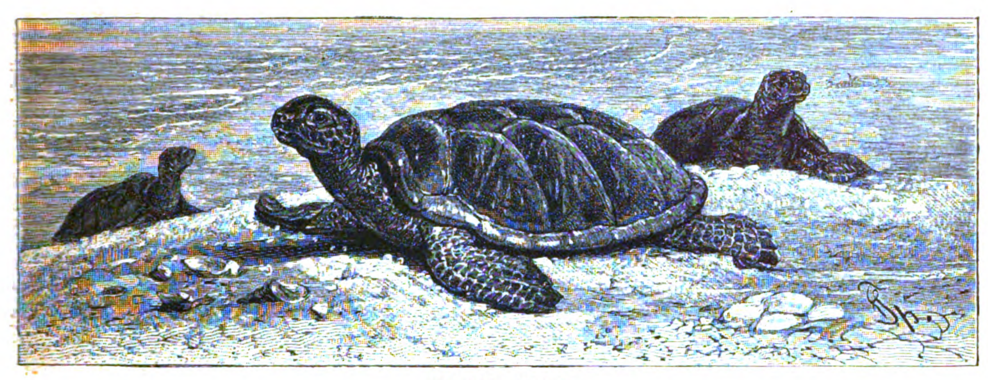
bis nun nur bei dem Carolinafittich (Conurus carolinensis) zu konstatieren, der früher den größten Teil Nordamerikas bewohnte, jetzt aber infolge der fortwährenden Verfolgungen in den meisten Gebieten ganz ausgerottet ist und bald ganz ausgerottet sein wird. Auch der Wellenfittich (Melopsittacus undulatus), deren man viele Tausende in Beutelnetzen fängt und in Massen auf den Markt bringt, muß solcher Verfolgung früher oder später erliegen.

Den Raubvögeln vermag der Mensch bei ihrer scheuen Lebensweise, ihren versteckten, schwer zugänglichen Wohnplätzen und ihrem vollendeten Flugvermögen nicht so leicht beizukommen, als den Raubtieren. Auch wird deren Verfolgung nicht so systematisch betrieben, wie jenen gegenüber. Am eifrigsten noch wird der Habicht (Astur palumbarius) verfolgt, der dem Menschen ganz unschätzbaren Schaden zufügt. Ganz verdrängt aus den deutschen und österreichischen Alpen ist der Bartgeier (Gypaëtus barbatus), der aber noch immer in den Gebirgen der Schweiz,


Birkhuhn (S. 514).

Siebenbürgens, im Balkan und den Pyrenäen, im Kaukasus und den asiatischen Hochgebirgen vorkommt. Desgleichen ist der Uhu (Bubo ignavus, S. 510) in vielen Gegenden Deutschlands ausgerottet und bald wird dieser scheue Vogel im deutschen Walde sein weithin hörbares „Buhu", das zu so vielen Sagen Anlaß gegeben, nicht mehr ertönen lassen.

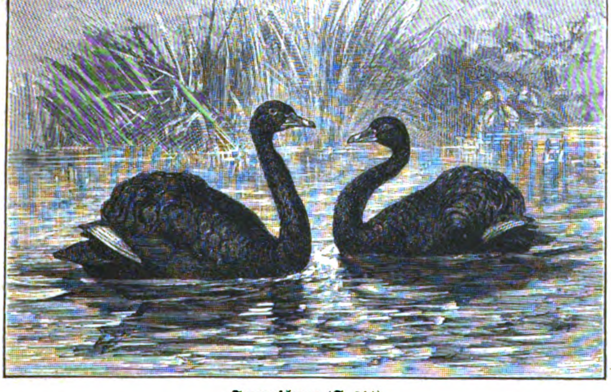
Von den Tauben, die ja der Mensch unter seinen besonderen Schutz genommen, haben die meisten Arten eine immer weitere Verbreitung gewonnen. Nur die Wandertaube (Ectopistes migratorius) muß bei in jetziger Weise fortgesetzter Verfolgung endlich erliegen. Wenn man von den Schlächtereien liest, welche da, wo sich die Tauben auf ihren Wanderzügen niederlassen, und auf deren Brutplätzen ausgeführt werden, die Tausende Raubtiere und Raubvögel über die Wanderzüge herfallen, ganze Schweineherden zur Mast mit Tauben zutreiben, ganze große Schiffe über und über mit getöteten Tauben beladen sieht, viele Tausende Men-



Schildkröten (S. 516).

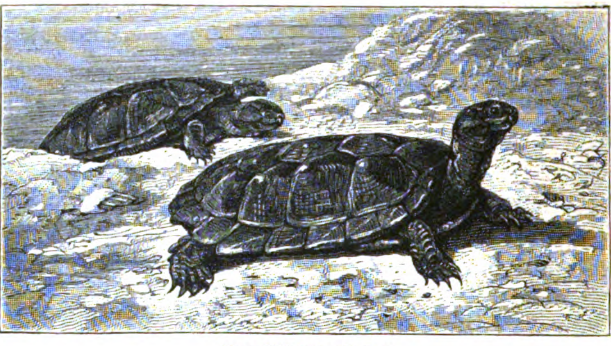
schen sich für den ganzen Winter mit eingesalzenen Tauben versehen und diese Würgarbeit seit vielen Jahren andauert, so sollte man glauben, diese Vogelart müßte längst vertilgt sein, auch wenn, wie man berechnet hat, ein solcher Taubenzug aus einer Billion einhundertfünfzehn Millionen einhundertsechsunddreißig Tausend Tauben besteht. Weit mehr aber, als dieses Massenmorden schadet der Wandertaube die stetig fortschreitende Lichtung der Wälder, der sie auch schließlich zum Opfer fallen muß.

Weit empfindlicher aber als alle diese Vögel leiden die Hühner unter der Verfolgung seitens der Menschen, sowie unter der fortwährenden Kultivierung der Wälder. Das Auerhuhn (Tetrao urogallus, S. 512) einer der größten deutschen Landvögel, bewohnte früher wohl alle größeren zusammenhängenden Wälder Europas und des nördlichen Asiens. Heute ist es in vielen Gegenden gänzlich ausgerottet. In Schottland war es bereits ausgerottet, wurde aber wieder eingeführt. In Deutschland verträgt sich sein Vorkommen nicht mit dem berechtigten Umsichgreifen modernen Forstwesens. In den Karpathen, im Jura-, Fichtel-, Erz- und Riesengebirge, im Harz, Oden-, Thüringer-, Böhmerwalde kommt es nur mehr ganz vereinzelt vor. Dagegen ist es in den nordischen Wäldern Europas und in den reichen Waldungen des nördlichen Asiens noch immer häufig. Das Birkhuhn (Tetrao tetrix), einst ebensoweit verbreitet wie das Auerhuhn, ist heute in den spanischen und griechischen Gebirgen ausgerottet, in Italien auf das Hochgebirge beschränkt, aber immerhin noch ziemlich häufig im deutschen Mittelgebirge, im ganzen Alpengebiete, in Livland und Esthland, in Skandinavien, Rußland und ganz Sibirien bis zum Amur hin. In England war es bereits ausgerottet, wurde aber 1815 wieder eingeführt. Das Haselhuhn (Bonasia betulina), dessen Wohnbezirk von den Pyrenäen bis zum Polarkreise, vom Atlantischen Ozean bis zum Großen Ozean sich ausdehnt, ist im Alpengebiete, in Ost- und Westpreußen und Posen schon seltener, in Pommern, in den Nichtalpenländern Cisleithaniens, in Italien sehr selten geworden, in Norddeutschland, Holland, Dänemark, Großbritannien bereits ausgerottet. Nicht anders geht es dem Präriehuhn (Cupidonia cupido), von dem man noch vor nicht viel mehr als einem

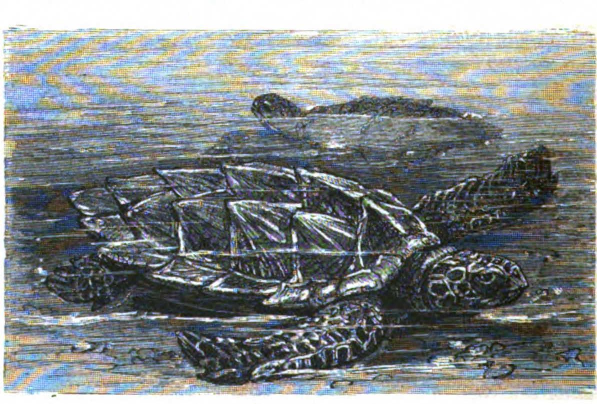


Trauerschwan (S. 514).

halben Jahrhundert das Stück für einen Cent kaufte. Heute hat es sich vor der leidenschaftlichen Verfolgung der weißen Jäger weit nach dem Westen gezogen. Wo es im Osten sich noch erhält, ist dies nur unter dem Schutze zu spät eingeführter Jagdgesetze möglich. Das Steinhuhn (Caccabis saxatilis, S. 512) lebte noch im 16. Jahrhundert in den Felsgebirgen am Rhein. Heute ist es auf das Alpengebiet, das südöstliche Europa und die Nachbargebiete beschränkt. Von dem Rebhuhn (Perdix cinerea), dem alle vierfüßigen Raubtiere und von den Raubvögeln der Edelfalk, Habicht, Bussard, Weihe, Sperber, dann der Rabe, Heher und andere noch fortwährend nachstellen und dem der Mensch eifrigst nachjagt, ist geradezu zu wundern, daß es noch nicht ausgerottet ist. Der Edelfasan (Phasianus colchicus), von den Küstenländern des kaspischen Meeres und dem westlichen Asien nach Griechenland und von da nach dem ganzen südlichen Europa und nach Deutschland verpflanzt und stellenweise, so in Oesterreich und Böhmen, vollkommen verwildert, beginnt bereits an Zahl einzubüßen, ist in Italien schon seltener, noch seltener in Spanien geworden und beginnt in Griechenland seinem Aussterben entgegen zu gehen. Das Truthuhn (Meleagris gallopavo, S. 512) ist in seiner Heimat lange nicht mehr so häufig wie einst. Wohl findet es sich noch recht zahlreich in Indiana, Illinois, Ohio, Kentucky, Arkansas, Tenessee, Alabama, in Carolina und Georgia schon weniger häufig; in Pennsylvanien ist es schon selten geworden, in den anderen bevölkerten Distrikten ist es bereits ausgerottet. In den Waldungen der genannten Staaten wandern die Truthühner weite Strecken zu Fuß; die Männchen in bis 100 Stück starken Gesellschaften voraus, die Weibchen mit den Jungen hinterdrein. — Das Buschhuhn (Talegallus Lathami) Australiens ist in einigen Gebieten den eifrigen Nachstellungen bereits erlegen und wird wohl früher oder später ganz ausgerottet werden. Die Großtrappe (Otis tarda), der größte aller europäischen Landvögel findet sich vom südlichen Schweden und Mittelrußland an durch ganz Europa und im mittleren Asien, wird aber immer seltener. In Großbritannien hat man ihn schon ausgerottet; in Spanien findet man ihn nur in einigen Gebieten, ebenso ist er in Frankreich schon selten geworden. Auch der Storch (Ciconia alba), der mit Ausnahme des hohen Nordens in ganz Europa zu Hause ist, wird da und dort selten. So kommt er nach England nur mehr sehr selten; in Griechenland weicht er immer mehr zurück und auch in Spanien meidet er jetzt schon manche sonst sehr geeignete Oertlichkeit.

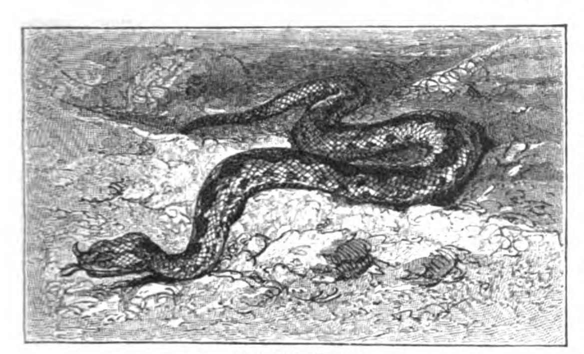


Arrauschildkröte (S. 516).



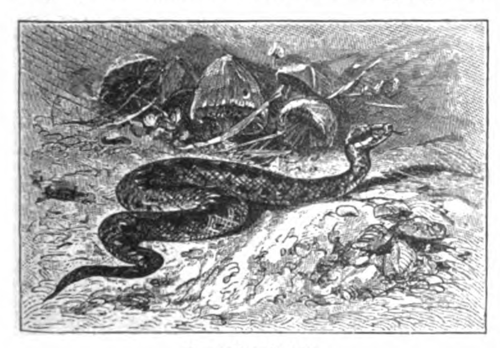
Karettschildkröte (S. 516).

Eine Zierde der Vogelwelt Neuhollands ist der Trauerschwan (Cygnus atratus, S. 513), den alle größeren Seen und Flüsse beherbergen. Ihm aber stellt der weiße Ansiedler mit solcher Rücksichtslosigkeit nach, daß er heute schon in vielen Gegenden, woselbst er einst überaus zahl-



Landotter (S. 516).

reich anzutreffen war, ausgerottet ist. Die **Graugans** (Anser cinereus) war früher an allen großen stehenden Gewässern Deutschlands brütend zu treffen; jetzt finden sich nur stellenweise, am meisten im östlichen Preußen und in Pommern, einzelne Paare. Eine ganz unschätzbare Einnahmsquelle für die nordischen Länder bildet die **Eiderente** (Somateria mollissima). Gleichwohl wird auf Grönland, Island, Spitzbergen und in Lappland in einer Weise gegen sie gewütet, daß ihre Zahl auf Spitzbergen und auch anderen Orten ganz ersichtlich abnimmt. Indem man weder Eier noch Vögel schont und Eier und Dunen nimmt, wo man sie findet, verhindert man den nötigen Nachwuchs. Dies haben die Besitzer norwegischer Brutplätze eingesehen und warten diese die Brutzeit ab, ehe sie die Dunen aufsammeln. Eine für uns kaum vorstellbare Fülle des Lebens beherbergen die nordischen „Vogelberge“, wie man die Brut- und Sitzplätze der



Kreuzotter (S. 516).

Leisten, Alken, Lummen und anderer Taucher nennt. Hier nisten noch Hunderttausende Vögel nebeneinander und der Mensch hält alljährlich seine ausgiebige Ernte an Eiern und Jungen. So unerschöpflich aber auch heute diese Ernteplätze scheinen mögen, so muß denn doch, wenn der Mensch in der bisherigen Weise weiter vorgeht, die Zeit immer näher rücken, da diese Vogelberge immer mehr und mehr entvölkert sein werden. Heute schon läßt sich eine weit geringere Verbreitung des **Riesenalkes** (Plantus impennis) gegen früher konstatieren und gleiche Wahrnehmung bei anderen Arten wird nicht lange auf sich warten lassen. So mordet denn der Mensch unsinnig darauf los, nicht einmal seiner nächsten Nachkommen gedenkend, denen er kaum mehr die Möglichkeit überläßt, den angerichteten Schaden durch ein vernünftigeres Verfahren wenigstens nach und nach wieder gut zu machen.



Viper (S. 516).

Niedergehende Tiere der drei anderen Wirbeltierklassen.

An eine längst entschwundene Tierwelt gemahnend, letzte Ueberbleibsel der vorzeitlichen Meeresechsen, stoßen die heutigen Panzerechsen, die Krokodile, die Gaviale und Kaimans auf mancherlei Lebenshindernisse. Je weiter die Kultur fortschreitet, je mehr die großen stehenden Gewässer verschwinden, die großen Flüsse entsumpft und reguliert werden und je bessere Waffen wir gegen diese hartgepanzerten Tiere ins Feld führen, desto schlimmer steht es um diese Ungetüme. Das für Aegypten einst so charakteristische **Nilkrokodil** ist heute in Aegypten nicht mehr zu treffen und hat sich ins Innere Afrikas zurückgezogen und ebenso wurden die Krokodile in allen den Küstenländern Afrikas ausgerottet, in wel-

chen sich der Europäer angesiedelt und das Land urbar gemacht hat. In Nordamerika wird den Kaimans Jahr für Jahr neues Terrain abgerungen und heute schon läßt sich die Zeit absehen, da bei der außerordentlichen Zunahme der Bevölkerung mit dem Verschwinden versumpfender Flüsse und anderer stehender Gewässer auch den Kaimans das letzte Stündchen geschlagen haben wird. Länger wohl wird den Gavials das Dasein gegönnt sein, denen der frommgläubige Sinn der Indier nicht nahe zu treten wagt.

Zu den nützlichsten Tieren aus der Klasse der Kriechtiere gehören unbedingt die Schildkröten und unter diesen stehen wieder die Arrauschildkröte (Podocnemis expansa), die Suppenschildkröte (Chelone viridis) und die Karettschildkröte (Chelone imbricata, S. 514) obenan. Die erstere Art liefert in ihren Eiern das Schildkrötenöl, die beiden letzteren Eier und Fleisch, die Karettschildkröte überdies das wertvolle Schildpatt. Der Arrauschildkröte, die in den Flüssen des nördlichen und östlichen Südamerika, insbesondere im Orinoko- und Amazonenstrome lebt, wird von den Eingebornen schon seit vielen Jahren in so nachdrücklicher Weise nachgestellt, daß deren Zahl von Jahr zu Jahr abnimmt. Auf Inseln, wo sie früher zur Abgabe der Eier in großen Scharen eintrafen, stellt sich jetzt nur eine ganz geringe Zahl mehr ein. Und ebenso werden die beiden Riesenschildkröten, besonders die Karettschildkröte, eifrigst gejagt, wobei den Jägern die Gewohnheit dieser Schildkröten zu gute kommen, immer wieder dieselben Plätze zur Abgabe der Eier aufzusuchen.

Einen berechtigten Vernichtungskampf kämpft der Mensch gegen die Unholdinnen der Kriechtierwelt, gegen die Giftschlangen. Wohl beherbergen die heißen Länder dieser Wegelagerer noch eine so große Zahl, daß heute der Tag ihrer Ausrottung noch ferne liegt; aber bei uns in Europa rückt dieser Tag sicherlich näher. Immer enger wird der Verbreitungsbezirk unserer Kreuzotter, immer mehr wird die Viper und die Sandviper in entlegene Schlupfwinkel zurückgedrängt, und wie es heute schon ganze Provinzen gibt, in denen keine Giftschlange mehr lebt, wird man dies in ganz naher Zeit von ganz Europa sagen können (S. 515).

Wie arg sich der Mensch durch sein unvernünftiges, blindes Verfolgen aber an vielen anderen Tieren versündigt, dafür spricht der schlimme Stand der Fischereiverhältnisse in den meisten unserer Süßgewässer. Unsere Süßwasserseen, Flüsse und Bäche sind entvölkert und müssen nun auf künstliche Weise wieder belebt werden. Und auch das Meer hätte der Mensch seiner Bewohner beraubt, vermöchte er dessen unerschöpflichen Reichtum auszukosten. Wenn man denkt, daß London allein jährlich 200 Millionen Schellfische, 100 Millionen Zungen, eine halbe Million Dorsche, 25 Millionen Makrelen, 85 Millionen Goldbutten und Unmengen anderer Arten verbraucht, daß die Neufundländer Bank aus ihrer Fischerei jährlich an 18 Millionen Dollars einnimmt, daß in Schottland allein in einem Jahre nur für den Heringsfang 43 000 Fischer mit 9000 Booten in Verwendung kamen, so darf man doch wohl glauben, daß auch eine so ergiebige Quelle denn doch zu erschöpfen wäre. Und dem ist auch so. Klagen ja heute schon die Fischer der Nordseeküsten, daß der Schellfisch (Gadus aeglefinus) weit nicht mehr so reichlich erscheint als früher, obschon von Emden aus allein circa 200 000 Kilogramm Schellfische in den Handel kommen. Wer die Berichte vergangener Jahrhunderte liest, sieht den Beweis erbracht, daß die Fischarten aus der Familie der Lachse in früherer Zeit weitaus zahlreicher unsere Gewässer bewohnten und jetzt in entschiedener Abnahme begriffen sind; dies gilt insbesonders für unsere Forelle. Trotz der ganz ungeheuren Vermehrung dieses Fisches ist die Störfischerei heute schon für Deutschland belanglos, und ebenso macht sich an der unteren Donau schon jetzt eine stetige durch die rücksichtslose Verfolgung verursachte Abnahme des Störes (Acipenser sturio) bemerkbar.

Diese flüchtige Heerschau über die ärgstbedrängten Tierwesen der Erde zeigt uns eine ganz ansehnliche Reihe von Tieren im sichtbaren Niedergange begriffen, entweder dem Untergange unrettbar verfallen oder doch demselben mehr oder minder rasch zueilend. Sie vermögen unter den geänderten Lebensverhältnissen den Kampf um das Dasein, die Konkurrenz mit zählebigeren oder besser situierten Arten nicht mehr fortzukämpfen. In der ersten Schlachtreihe ihrer Feinde steht der Mensch, der sie erbarmungs- und oft auch gedankenlos ihrem Untergange zutreibt, oft um im letzten Moment mit dem Aufgebote aller Kunst den Eintritt der Katastrophe hintanzuhalten, die er selbst beschleunigen geholfen. Einer edleren Bestrebung wollen wir später einmal unsere Beobachtung zuwenden.

Wär' ich geblieben doch Auf meiner Heiden!

Novelle von

M. Berger.



Großvater, es wird Frühling," so rief eine helle, frische Mädchenstimme in das kleine Zimmer hinein, dessen Fenster offen stand und an welches jetzt ein rüstiger Greis mit schneeweißem Haar, dunklen Augen und dunklen, buschigen Brauen trat. Er hielt eine Büchse in der Hand, und die Zierde der Stube, die aus großen und kleinen Rehstangen sorgfältig aufgehängt und sauber gehalten, bestand, ließ seinen Beruf unschwer erkennen. Wie nun das Mädchen näher kam und sich mit den Armen auf das niedrige Gesimse lehnte, da fuhr er mit der Hand sanft über die hellbraunen Haare, die leise aus dem Gesicht gestrichen, sich an den Schläfen kräuselten und in zwei schweren Flechten am Rücken herunterhingen: „Meinst du, mein Kind," sagte er, sie wohlgefällig anschauend; „wo warst du, Marianne?"

„Ich war draußen auf der Anhöhe, von der man ins Thal hinunter sieht, dort ist die Wiese grün, hell schien die Sonne darauf, ihre Strahlen wärmten mich, sie wird nun bald auch bei uns den Rest von Eis und Schnee schmelzen und dann beginnt das herrliche Leben wieder! Großvater, weshalb siehst du mich so sonderbar an, freust du dich nicht auf das Frühjahr?"

„Gewiß, mein Kind, gewiß," entgegnete der alte Mann zerstreut und schaute prüfend nach dem Himmel.

„Wollen sehen, ob die dunkle Wolke dort Schnee oder Regen bringt. Komm jetzt ins Haus, Marianne, es wird trüb und kalt."

Das Mädchen wandte sich vom Fenster, der Alte schloß es und machte sich wieder mit seiner Büchse zu schaffen.

Der Förster Vollmann wohnte schon lange Jahre auf dem einsamen Forsthause im Gebirge. Tannenumgeben stand es dort, in einem engen Thaleinschnitt; im Sommer der Sammelplatz fröhlicher Wanderer, des Winters die einsame Behausung des Großvaters, der Enkelin, einer alten, treuen Magd und eines jungen Jägerburschen.

„Wo sind meine Eltern," hatte Marianne einmal den Großvater gefragt, nachdem eine blühende Kinderschaar, in deren Mitte sie fröhlich gespielt, nach längerem Verweilen auf dem Heiligenberg mit den Eltern wieder zu Thal gezogen war.

„Deine Mutter ist beim lieben Gott im Himmel," hatte er geantwortet.

„Und mein Vater?" hatte sie weiter gefragt.

„Der ist in fernen Ländern und einstmals wird er uns besuchen und dich mitnehmen."

„Hat er mich lieb?" forschte sie, noch nicht zufrieden.

„Er wird dich sehr lieb haben, wenn er kommt."

„Das ist gut," hatte das Kind geantwortet und schien befriedigt, denn es fragte nicht mehr.

Es war aber so damit.

In Gesellschaft vieler anderer war einst ein junger Mann nach dem Heiligenberg gekommen, groß und blond und schön mit leuchtenden blauen Augen, die siegesgewiß in die Welt hinausblickten. Und nicht allein dieses Mal sah man ihn dort, er kam öfter und öfter, auch des Winters, vorgebend, er habe Messungen zu machen, an Land und Wolken und Himmel, er müsse sich auf das Examen vorbereiten und bedürfe ungestörter Ruhe. Aber nicht lange war's, so trat er vor den Förster hin und begehrte die Hand seiner Tochter.

Dieser schlug die Bitte unwillig ab, als halte er sie für einen unpassenden Scherz und verbot dem jungen Mann das Haus. Niemand aber dachte ans Scherzen, nicht er, nicht sie — und als kein Widerstreben mehr half, geschah es dennoch: der Dr. Ferrand führte die schöne Nora vom Heiligenberg heim, im Thal unten war die

Trauung, von da aus fuhr das junge Paar in die weite Welt; der Förster aber schritt seinen Berg hinan, finster vor sich hinblickend ins einsame Haus zurück. Er war lange Jahre Witwer und nun die Tochter weg war, dünkte ihm die Einsamkeit noch schwerer. Ein Jahr verging; dann kam die Kunde, ihm sei ein Enkelkind geboren, er möge zur Taufe kommen. Die Reise war weit, sein Heimweh nach der Tochter aber so groß; er machte sich auf den Weg. Ein Kind traf er, aber nicht sein Kind, das war hinübergeschlummert im ersten Wonnegefühl der Mutterliebe.

„Ich kann nicht hier bleiben, ich kann das Kind nicht sehen," rief in wildem Schmerz der trostlose Gatte, und kaum ein paar Wochen nach dem Begräbnis war der Förster wieder auf dem Heimweg, aber nicht allein, die Magd und das Kind begleiteten ihn.

So hielt Marianne in einer stillen, sternhellen Sommernacht auf treuen Armen ihren Einzug im Försterhaus. Seither war nur selten Nachricht von Ferrand gekommen, in den letzten Jahren gar keine; zuweilen las der Förster in der Zeitung von dem kühnen Reisenden Dr. Ferrand, der bis jetzt noch unbekannte Landstriche der neuen Welt durchstreifte und fragte sich: „ob das ihr Vater ist?" gab es dem Mädchen auch zu lesen und es entstand in ihrer Seele ein Bild des Vaters, welches sie bewunderte und verehrte. Aber auch das hatte man lange nicht gelesen. So lebten sie jahraus jahrein in Frieden, ein jeder sein eigen Leben und doch alle füreinander, am wenigsten der Jägerbursche, der allemal an Michaelis zu Thal fuhr und als ein anderer wiederkam.

Vielleicht mochte der Großvater heute wieder an all diese Dinge gedacht haben und deshalb sein Blick so besonders gewesen sein; als aber jetzt die Thüre aufging und Marianne eintrat, hatte er einen fröhlichen Willkomm für sie, es war, als habe er das Kind lange nicht gesehen.

„Also der Frühling kommt," sagte er nochmals zu ihr: „Erzähl' mir mal davon, du Vertraute der Gräser und Blumen," und sie setzten sich auf das niedrige Ledersofa, Marianne dicht in des Großvaters Arm geschmiegt.

„Du darfst nicht spotten, Großväterchen, Gräser und Blüten sind meine Freunde, und die ernsten Edeltannen und die heitern Lärchenbäume, auch die schwermütigen Fichten. Ich bin nun einmal ein Waldkind und ein glückliches Waldkind. Es ist immer ein trauriger Abschied, den ich von Blättern und Blumen nehme, wenn sie im Herbst welken und abfallen. Der Frühling bringt ihrer ja wieder, aber es sind andere und ich muß neue Freundschaft schließen."

„Und im Winter ohne die Freunde leben?" entgegnete der Großvater.

„Da gibt es andere Freunde, am Fenster die Eisblumen und die wunderbaren Eissterne draußen im Walde und alle die drolligen Gebilde, die der Schnee aus unseren Bäumen macht; nur die Tannen bleiben dieselben, die sind treu jahraus, jahrein. Aber vergißt du denn nicht noch anderes, Großvater? Unsere Freunde dort im Schrank, die lieben Bücher: der Heliand und die Nibelungen, die wackeren Helden, die herrlichen Frauen; den listigen Odysseus und den trojanischen Krieg! Das war doch alles gar zu schön in den langen Winterabenden. Und meine Lieder, sind das nicht **deine** Freunde? siehst du, Großväterchen, wie reich wir sind."

Er fuhr mit der Hand über die Augen und sagte fast widerstrebend: „und doch, Kind, du solltest einmal in die Stadt, es ist zu einförmig für dich hier oben."

Marianne schwieg, sie schmiegte sich dichter an den Großvater, dann plötzlich machte sie sich aus seinen Armen los: „Großvater, ich will wahr sein — manchmal überkommt es mich wie Sehnsucht hinaus in die Weite und doch — dich verlassen könnte ich nie. Laß uns eine Reise machen, sehen, was draußen ist, weiter als das Städtchen, wo ich zur Schule ging; da wo die Ebene so breit wird und der Strom silbern glänzt und die Sonne dunkelrot hinter die Berge sinkt. Ja, wandern möchte ich und der Frühling ist dazu die rechte Zeit." Ihre Augen leuchteten, ihre Wangen glühten von echter siebzehnjähriger Wanderlust.

Der Alte schüttelte traurig das Haupt:

„Mein Kind, zum Wandern bin ich zu alt, dazu mußt du dir einen anderen Gefährten suchen."

Sie schwiegen beide und jedes dachte dem nach, was zuletzt gesprochen worden. So war das Dunkel des frühen Abends über das Zimmer gekommen, und als nun Gertrud, die treue Magd, Licht brachte, war's, als erschrecke das Mädchen vor dem, was sie gesagt: „Großvater, ich war thöricht — vergiß, o vergiß, was ich sagte," rief sie erregt und schmeichelte dem alten Manne bis sie sah, daß ein Lächeln um sein-

Lippen spielte. Aber er vergaß nicht — hatte er doch längst erwartet, daß es so kommen müsse.

Schnee und Eis schmolz nicht ganz so schnell als Marianne gedacht, die Sonne hatte, so schien es, nur einmal sehen wollen, wie weit es da draußen sei und bis in das Gebirgsthal war sie gar nicht gekommen. Vom Frühling sprach drum auch Niemand mehr und die Winterbeschäftigungen nahmen ihren Fortgang. Eines Abends hatte Marianne dem Großvater lange vorgelesen, dann war sie hinauf in ihre Schlafkammer gegangen. Der Mond warf einen breiten hellen Streifen in die Stube, das sanfte Licht lockte sie ans Fenster, sie blickte hinab auf die dunklen Tannen, hinüber auf die Bergspitzen, die weißer Schnee bedeckte und hinauf nach dem Himmel, der klar und blau ausgespannt war, nur ein weißes Wölkchen zog langsam dahin, das Mädchen gedachte dessen, was sie eben gelesen in der Nibelungensage. Es lautete so:

„Ihm stand zu Häupten ein weißes Wölkchen. In Nebelgewanden sanft verschwindend, sah er schweben eine blasse Frau. Sie blickte freundlich durch sanfte Trauer. In seinen Träumen erschien ihm nicht selten, in ähnlicher Schönheit, die niemals geschaute, namenlos schmerzlich von ihm vermißte: seine Mutter."

Unwillkürlich sprach sie die letzten Worte aus dem Gedächtnis laut nach: Namenlos schmerzlich von ihm vermißte — seine Mutter. Und dann sank sie in einen Stuhl und verbarg das Gesicht in ihre Hände. So fand sie Gertrud, die gekommen, wie sie allabendlich that, noch von den Kinderjahren her — sie zu Bette zu bringen. Stille stand die Alte am Eingang, leise mit dem Kopfe nickend, dann faltete sie die Hände und blickte mit Wehmut auf die jugendliche Gestalt. Nicht lange so erhob sich Marianne, mit der Hand über die Stirne streichend, sie gewahrte die Alte.

„Komm her, du Gute," sagte sie zu ihr, „ja dein Kind hat geweint, nun aber ist's wieder gut, setze dich her und erzähle — von seiner Mutter."

„Was kann ich noch sagen, was du nicht lange schon weißt," fragte Gertrud sich niedersetzend, während das Mädchen die Flechten löste.

„Alles, alles, ich muß es immer wieder hören," sagte Marianne. Die Treue begann, was sie schon oft erzählt, und das Kind lauschte dem Wohlbekannten mit sehnsüchtigem Herzen, dann als es zu Bette lag, kniete Gertrud an dem Lager nieder und betete:

„Der Herr durch seiner Engelschar,
Deinen Ein- und Ausgang stets bewahr,"

küßte das Mädchen und entfernte sich leise, als verlasse sie ein schlafendes Kind.

Marianne aber sah ihr lächelnd nach und sagte vor sich hin: „Du treue Alte; erhalt' mir sie, lieber Gott!" Bald war es stille im Försterhause, und der Mond, nachdem er dies alles gesehen, verbarg sich hinter den gewaltigen Häuptern der Berge.

Unten aber im kleinen Städtchen, am Fuß des Heiligenberges, war ein Fremder angekommen, ein stattlicher, ernster Mann mit blondem Bart und gebräunter Gesichtsfarbe, er unterhielt sich nicht mit dem redseligen Wirte, wie dieser es gewohnt; seine Befehle gab er in knappen Worten, kaum aufschauend. Er hatte eine Flasche Wein vor sich stehen, rauchte eine Cigarre und schaute sich in der einfachen Gaststube um, an deren Wänden wunderbar alte Bilder hingen.

„Wer ist der Förster auf dem Heiligenberg?" fragte er. Erstaunt blickte der gutmütige Kellner ihn an.

„Das wissen Sie nicht, daß da oben der alte Vollmann wohnt, schon all die langen Jahre? Das weiß bei uns ja jedes Kind."

Der Fremde blickte den Burschen mitleidig an und fragte nach Zeitungen.

Eilfertig brachte jener die Blätter, welche schon mancher hier Eingekehrte in den Händen gehabt. Nach einem flüchtigen Blick darauf, schob der Reisende sie weg, nahm das Licht und erhob sich, in das für ihn bereitete Zimmer gehend.

Fast stieß er mit dem Kopf an die Decke an und streckte er beide Arme aus, so faßte jede Hand eine der Zimmerwände; doch aber blickte er eingehend in der kleinen Stube umher, öffnete auch eines der schmalen Fenster und sah hinaus. Heftiger als das Fenster es gewohnt war, schloß er es wieder, klirrend fiel die obere Scheibe heraus.

„Armseliges Nest und doch," er vollendete nicht und für einen Augenblick schien eine weiche Regung über ihn zu kommen. Schnell kleidete er sich aus, legte sich in das schmale Bett, löschte das Licht und war bald eingeschlafen.

Am nächsten Morgen schien eine wärmende Sonne ins Thal hinein und der fremde Mann machte sich auf, den Berg zu besteigen.

Er mußte den Weg genau kennen, denn er frug keinen darum. Neben den rauschenden Wasserfällen ging er hinauf, wohl öfters blieb er stehen und blickte in das zischende Wasser, welches seit nicht so langer Zeit erst von den Fesseln des Eises befreit war. Braun und dürr standen Gesträuch und Bäume, kleiner und dürftiger wurde es je weiter er hinaufkam, nur die Tannen winkten ihm von oben in schweigender Majestät und unverkürzter Schönheit. Noch ehe er auf dem Berge angelangt, blieb er stehen, dort wo eine kleine Plattform auf der anderen Seite des Wassers umgrenzt war, nach welcher man auf einer schmalen Brücke gelangte. Immer voller rauschten die Fälle, neue Nahrung erhaltend von den auftauenden Gebirgswassern; mit sich fortreißend, was der Winter in Banden gehalten, Stücke Holz und dünne Reiser. Von der Plattform konnte man einen kleinen Vorsprung sehen, der Fremde lehnte sich mit dem Rücken gegen das Geländer, hinaufblickend. Anfangs schien ihn die Sonne zu blenden, er schützte die Augen mit der Hand, dann sank diese Hand, aber die Augen sahen unverwandt dort oben hin.

„Nora," sagte er leise vor sich hin.

Endlich machte er sich von dem Bilde, welches ihm zu Häupten erschien, los und eilte mit großen Schritten die Stufen hinauf. Bald hatte er den Vorsprung erreicht; was er von unten angeschaut, stand jetzt vor ihm: ein jugendlich Wesen mit träumerisch blickenden Augen, bestürzt seinen Gruß erwidernd, und auf die hastig herausgestoßene Frage: „Wohnt hier oben Förster Bollmann, sind Sie seine Enkelin?" ein ziemlich kurzes „Ja" entgegnend.

Was aber ergriff den fremden Mann so eigen, als das Mädchen mit stolzer Haltung an ihm vorüber, die Stufen abwärts stieg, die er soeben heraufgekommen, so daß seine Hand zitterte und er sich am Geländer festhalten mußte. Lange schaute er ihr nach, wie sie hinabsprang, leicht und elastisch — dann wandte er sich und stieg vollends den Weg hinan, der zum Forsthause führte. Er begegnete keinem, bis er vor der Thüre stand, jenes Zimmers mit den Rehstangen geschmückt; dort klopfte er an und trat bald darauf hinein. Der Förster saß auf dem Ledersofa und hatte Zeitungen vor sich. Jener sagte: „Guten Morgen", als sei er gestern Abend mit dem „Gutenachtgruß" hinausgegangen.

Der Alte aber erhob sich rasch, sah dem Angekommenen scharf ins Gesicht und rief: „Jst's möglich, Ferrand!"

„So ist es, Schwiegervater," entgegnete dieser, den breiten Filzhut auf den Tisch legend und sich im Lehnstuhl niederlassend: „Habt Jhr geglaubt, ich würde nie mehr kommen — freilich lange genug hat es gedauert."

Halb war es Schrecken, halb Erstaunen, welches den Alten durchzuckt hatte, nun stand er vor dem Schwiegersohn und reichte ihm beide Hände hin.

„Willkommen in der Heimat, mein Sohn, wie soll ich dich grüßen, bringt dich Freude hierher oder Leid."

„Keines von beiden, dergleichen verliert man draußen im Leben," entgegnete jener abwehrend, „außerdem bin ich ein unruhiger Gast hier auf Erden, den die Freude flieht und das Leid nicht erhascht — doch später von mir, jetzt von Marianne. Jch bin ihr bei den Fällen begegnet."

Er hielt inne und schaute zum Fenster, an das er sich gesetzt, hinaus.

„Die Tannen sind noch immer dieselben dort drüben und die Steintische scheinen es auch zu sein," sagte er mit einem Aufseufzen. „Ja — also ich bin ihr begegnet," fuhr er dann fort. „Sie stand oben am Vorsprung, ich unten auf der Plattform, anfangs dachte ich, es müsse Nora sein — das war nicht möglich, nun so war es ihr Kind. Jch fragte sie, sie bejahte es ziemlich kurz; aber freilich von einem Fremden mir nichts, dir nichts gefragt zu werden, ob sie die richtige sei, das ist auch verletzend für die siebzehnjährige Würde, besonders wenn man nicht weiß, daß der Fremde der Vater ist. Jch werde mich schon daran gewöhnen müssen, ihr Vater zu sein. Jch will sie mit mir nehmen."

Der alte Bollmann erschrak bei diesen Worten. Kaum daß er Zeit gehabt, sich an den Gedanken zu gewöhnen, den Schwiegersohn vor sich zu sehen, sollte er nun über die Trennung von Marianne hören, und doch war es nicht in jedem Augenblick dieser siebzehn Jahre zu erwarten gewesen? Jetzt aber sollte es wirklich geschehen.

Ungeduldig blickte Ferrand wieder hinaus. „Wo bleibt das Mädchen?"

„Sie ist hinunter nach dem Städtchen, wollte den Tag bei einer Freundin zubringen, ich werde sie holen lassen", sagte der Förster, sich nach der Thüre wendend.

„Hätte ich sie doch gleich mitgebracht," rief

Ferrand aufstehend und einen Versuch machend in dem kleinen Zimmer auf und ab zu gehen. „Vater, waren die Stuben immer so klein bei dir," fragte er.

Der Alte ließ sein Försterhaus nicht gerne tadeln, das ganze Gebahren des Schwiegersohnes kam ihm anders vor, als er's gewohnt war. Das kurze, heftige Wesen wollte dem bedächtigen Siebziger nicht in den Sinn, der ohnehin mit seinem Heim verwachsen war wie nicht leicht einer. Er konnte mit Mühe seine Gedanken zusammenfassen, wie sollte es werden, wie würde Marianne es aufnehmen. Er ging hinaus, um einen Boten nach dem Städtchen zu bestellen. — „Ich gebe dir ein paar Zeilen an das Fräulein mit," unterbrach er seinen Auftrag und stieg nach seiner Schlafkammer hinauf.

Mit zitternder Hand ergriff er ein Blatt Papier und schrieb wenig Worte darauf. Er mußte einen Augenblick allein sein; zuvieles stürmte auf ihn ein. Wann Marianne sich widersetzte, wenn von ihm eine Entscheidung verlangt wurde.

„Sie hat ein heroisches Gemüt: bei all dem Dichten und Träumen, einen starken Willen — und der Vater? Was hatten die langen Jahre aus ihm gemacht; wie verschieden der wettergebräunte Mann von dem Jüngling, der um Nora gefreit. ‚Nora'" — sagte der Alte stille vor sich hin, als ob ihn Heimweh überkomme, „meine sanfte, schüchterne Nora!"

Doch wozu all diese Gedanken; der Bote harrte, der Angekommene ging ungeduldig auf und nieder in der kleinen Stube. Als er die Treppe wieder hinunter stieg, stand am Fuße derselben Marianne mit fliegendem Atem, sich krampfhaft am Treppengeländer haltend: „Wer ist der Mann, der zu dir gekommen ist?" frug sie erwartungsvoll auf den Großvater schauend.

„Dein Vater" entgegnete jener.

„Dacht ich mir's doch", sagte sie, wie zu sich selbst. „Wo ist er?"

„Drinnen in der Stube."

Sie wandte sich rasch nach der Thüre, dann blieb sie stehen, ergriff des Großvaters Hand. „Geh du voraus," sagte sie; er öffnete und drinnen stand jener Fremde, der sie bei den Fällen gefragt hatte, wer sie sei, und der ihr Vater war. Sie regte sich nicht, stumm blickte sie auf ihn hin und in den großen, grauen Kinderaugen lagen plötzlich tausend Fragen, von denen sie bisher nichts gewußt. Auch Ferrand fand nicht gleich das Wort, sie schien ihm ganz verschieden von dem Mädchen, welches dort am Vorsprung beim Wasser gestanden hatte, dann aber reichte er ihr die Hand: „Du gleichst deiner Mutter, mein Kind", sagte er endlich. Und es schien das rechte Wort gewesen zu sein; mit Marianne geschah eine Veränderung; sie wurde bleich, ein milder sanfter Zug, ihr ungewohnt, kam in ihr Angesicht. Mit dem Rufe: „Mein Vater!" warf sie sich dem Fremden in die Arme. Er hielt sie fest umschlungen, er küßte leise ihre Haare, er strich über die jetzt erglühenden Wangen.

„Ja wir gehören zusammen," sagte er vor sich hin wie im Traume, und löste die bebende Mädchengestalt aus seinen Armen, sie mit beiden Händen von sich haltend, um sie anzusehen, immer und immer wieder.

Die beiden dachten nicht daran, wie an der Thüre des kleinen Gemaches ein alter Mann stand, dessen Lebensfreude jenes Kind war, dessen Sorge sie gewesen, dessen Mühen ihm gegolten. Der aber wischte sich eine Thräne aus dem Auge und ging leise fort.

„Vater, mir bangte vor dir, ehe ich dich kannte, du warst mir wie einer der Helden aus der Edda, ich bewunderte dich, wenn der Großvater mir etwas vorlas, was von dir geschrieben stand, ich hatte dich aber nicht so lieb wie den Großvater.

Das waren Mariannens erste Worte.

„Nun und jetzt?" frug Ferrand gespannt.

„Jetzt", sagte das Kind langsam — „ich weiß es nicht mehr".

„Sonderbares Mädchen", rief Ferrand, „weißt du, daß ich dich mit mir nehmen will? —"

Marianne erschrak: „Ich soll den Großvater verlassen? Aber wo ist er denn?"

Jetzt erst gewahrte sie seine Abwesenheit. Sie legte die Hand auf die ihres Vaters.

„Wohin soll ich mit dir gehen?" fragte sie.

„Ja nun, das kann ich so genau nicht sagen und nicht versprechen. Sehr lange bleibe ich nicht an demselben Platz, du wirst dich an ein unruhiges Leben gewöhnen müssen.

„Ich soll mit dir reisen Vater?" fragte sie mit leuchtenden Augen.

„Sieh, sieh, das Wandern scheint dich nicht abzuschrecken".

Marianne stand auf, deutete hinaus auf Wald und Himmel: „Vater, ich war sehr glücklich hier unter diesen Tannen, als ich den Wolken dort nachschaute und ihre Gebilde mir deutete,

aber jetzt möchte ich einmal fort, weit fort; es ist mir zu enge hier, ich möchte anderes sehen, anderes erleben, dann aber bringst du mich dem Großvater wieder — nicht wahr, das kannst du mir versprechen?"

„Wollen sehen, wie du später darüber denkst; wozu so feierliche Versprechen, das macht sich alles von selbst. Aber morgen müssen wir abreisen, ich halte es hier nicht lange aus," sagte Ferrand abwehrend.

„Morgen schon, das ist sehr bald. Jetzt aber muß ich nach dem Großvater sehen, wie wird er sich freuen, zu hören, daß ich reisen darf."

Sie eilte den Großvater zu suchen; würde der auch so wunderbar sein?

Sie fand ihn oben in seiner Schlafkammer, dort stand ein Schrank, in dem er vieles verwahrte, was ihm besonders wichtig war. Er hatte ein Gefach desselben geöffnet und hielt Papiere in der Hand.

Marianne schlang die Arme um ihn und konnte fürs erste kein Wort hervorbringen; nun war der Gedanke, ihr Heim zu verlassen, in den Vordergrund getreten. Der alte Mann ließ ihr Zeit, wollte sie durch keine Frage noch mehr verwirren, obschon er gerne gewußt, was sie ihm zu sagen hatte. Endlich, nachdem ein heißer Thränenstrom sie erleichtert, hob sie den Kopf empor und sagte unter Weinen lächelnd: „Großvater, er bringt mich gewiß wieder zu dir zurück. aber jetzt nimmt er mich mit auf Reisen. Freust du dich für mich?"

Wehmütig blickte der Alte auf das junge Mädchen; „siehst du, wie schnell der Reisegefährte gefunden war, mein Kind. Das ist mir lieb und freut mich sehr." Die Stimme zitterte etwas und die Hand auch, die jetzt das Papier wieder in das Gefach legte; „nun wollen wir zusammen herunter gehen und alles vernünftig besprechen."

Dies geschah nun so gut es ging, jetzt und später, als die Männer allein waren. Und wenn auch nicht am nächsten Tag, so doch sehr bald nahm Ferrand sein Kind mit fort, als Marianne zum letztenmal den Großvater umarmte, legte er die Hand auf ihren Scheitel und sagte: „deinen Ausgang segne Gott, deinen Eingang in diese fremde Welt wolle Er auch segnen. „Der Förster begleitete sie bis hinab nach dem Städtchen, von dort fuhren sie im Wagen nach der Station, hinaus in die weite Welt. Der einsame Alte stieg langsam an den Fällen zu seinem Berg hinauf. Er hatte einen ähnlichen Tag schon einmal erlebt. Wie würde er dieses Kind wiedersehen? Würde er es wiedersehen?

„Die Schicksale der Menschen stehen in eines Mächtigeren Hand," sagte er vor sich hin, als er am Vorsprung stand, und auf die darunter liegende Plattform blickte, und neben ihm rauschten die Wasser und stürzten hinab in wilder Eile. Jede Spur von Schnee und Eis war verschwunden, die Tannen standen mächtig und ernst und über alles hin spannte sich ein klarer blauer Himmel.

Droben am Försterhaus stand Gertrud erwartungsvoll unter der Hausthüre. Fragend blickte sie in ihres Herrn Angesicht: „Es wird Frühling, Gertrud, man muß das Fremdenhaus lüften, könnte sich schon ein oder der andere Wanderer hier einfinden."

Sie wußte, was es bedeutete, daß er dies sagte und nichts anderes und ging an ihre Arbeit. So folgten die Tage, einer nach dem anderen und ein jeder brachte seine Last und Mühe aber auch seinen Feierabend im stillen Forsthaus auf dem Heiligenberg . . .

Durch die Ebene brauste der Bahnzug und aus dem Fenster eines Coupés schauten zwei leuchtende Augen auf alles, was vorbeiflog: „Wie schade, daß es so schnell geht," sagte Marianne oft, wenn es ihr dünkte, als sei es ganz besonders schön, „könnte man doch anhalten, und sich alles ordentlich ansehen. Wohin fahren wir jetzt Vater," fragte sie.

„Wenn wir aussteigen, sind wir am Genfer See," erwiderte dieser.

„Und wann ist das?"

„Etwa Morgen um diese Zeit."

„Wo schlafen wir?"

„Nun hier im Coupé!"

„Hier soll ich schlafen?"

„Ja mein Kind, und das ist noch nicht das Schlimmste beim Reisen. Gute Nacht."

So hatte Marianne das Reisen zu lernen und sie lernte es mit Staunen und Verwunderung. Es war alles anders, auch der Vater vom Großvater sehr verschieden; alles neu, alles voller Wunder.

Am Genfer See angekommen blickte sie voll Entzücken in die blauen Wellen und hinauf in den blauen Himmel und es dünkte ihr ein Zauberland.

„O laß uns hier bleiben," bat sie, „hier ist's weit und frei und hell, ganz anders wie

unter meinen hohen dunklen Tannen. Fast könnte ich mich fürchten, wenn ich dort nicht Wald schimmern sähe."

Ferrand, der ohne Ziel und Plan hinausgefahren war, teils aus Gewohnheit des Reisens, teils um dem Kinde etwas anderes zu zeigen, als das, was es gewohnt war, kam es ganz gelegen, daß Marianne eine Wahl traf und so mieteten sie sich in einer Pension am Ufer des Genfer Sees ein. Die Gesellschaft schien ziemlich zahlreich, das Haus eines der elegantesten in der Umgegend bot allen erdenklichen Luxus, seine Lage den Vorzug der Nähe von See und Wald zugleich. Marianne, obwohl an Menschen, zumal an reisende Menschen gewohnt, fand sich ihnen gegenüber in einem anderen Verhältnis. Auf dem Heiligenberg war sie in der fest umgrenzten Heimat, hier war sie einer von den vielen Tropfen, die sich vom Frühjahr bis zum Herbst wie ein flutendes Meer ergossen; sie machte einen Teil dieses Ganzen aus, davon hatte sie ein unbestimmtes Gefühl, welches sie in ihrer Freiheit hemmte und ihr nicht angenehm war. So kam es, daß sie sehr gern ihres Vaters schweigsam höfliches Wesen auch für sich annahm und vorerst die großen, tiefen Kinderaugen an dem besetzten Tisch umherschauen ließ von dem einen zum anderen. Da blieben sie plötzlich auf einer zarten lichten Erscheinung haften, so jung wie sie, aber nicht so schweigsam und exklusiv. Sie plauderte heiter mit ihrem Gegenüber, einem jungen Offizier, der viel zu sagen wußte, wenn auch ernst und bedächtig. Sie sah sich bemerkt und schaute öfters zu Marianne herüber; der Platz neben ihr war leer und man schien sie zu necken, daß der Abwesende ihn nicht eingenommen. Sie antwortete in ihrer kindlich naiven Weise, nicht ohne zuweilen nach der Thüre zu blicken, dabei naschte sie von dem Dessert, welches vor ihr stand, und nahm mit kleinen zierlichen Fingern eine Rose aus dem Strauß, der den Tisch zierte, um sie vorzustecken. Und was sie sprach, war ein etwas fremdartig klingendes Deutsch, welches den Reiz der hübschen „Frau", denn so wurde sie angeredet, nur erhöhte.

Noch ehe die Tafel aufgehoben wurde, fragte Ferrand seine Tochter, ob sie bereit sei, aufzustehen und verließ bald mit ihr den Saal. „Die Neuen" wurden besprochen und kritisiert, wobei Marianne bei den eleganten Modedamen nicht gerade zum besten wegkam; ihr einfaches Kleid von grauem Wollenstoff war nicht nach deren Geschmack. Freilich trug sie eine Kette von kleinen Muscheln an Golddraht befestigt um den Hals, den ein schlichter weißer Kragen umgab und ihre lichtbraunen Haare hatten eine Farbe, die manche ihr beneideten.

Ferrand setzte sich in eine der vielen schattigen Lauben im Garten, mit dem Blick auf den See und zündete eine Cigarre an, seine Tochter anblickend als wollte er sagen: „Was nun!"

„Vater, ich muß in jenen Wald dort drüben, ich werde mich schon zurecht finden, laß mich hingehen," sagte diese und setzte den großen Strohhut auf, der ihr am Arme hing. Ferrand lächelte:

„Du Waldkind, so geh' in dein Heiligtum."

„Ja, du hast recht, das ist mir's auch, leb' wohl!"

Bald schritt sie über die Chaussee, welche das Haus von dem Walde trennte, es schien als flöge sie, so elastisch waren ihre Schritte, die kaum den Erdboden berührten. Der Buchwald war heller und lichter wie ihr Tannenheim, aber das Rauschen klang wie ein bekannter Willkommengruß und die Kühle umfing sie wohlthuend. Die Vögel sangen, und sie lauschte, bald selbst ein Lied beginnend. So war sie wohl eine halbe Stunde waldeinwärts gegangen, als sie plötzlich rufen hörte und im Aufsehen nicht weit von sich, einen Mann knieen sah, der eine Frauengestalt in seinem Arm unterstützte. Marianne eilte durch Gebüsch und Gestrüpp dem Platze zu und stand bald vor den beiden. Es war eine alte, ärmlich gekleidete Frau, die anscheinend leblos halb saß, halb lag, neben ihr eine Last Holz und ein kleines, kaum dreijähriges Kind, welches leise weinte. Der sie im Arme hielt, war ein gut angezogener Mann von etwa dreißig Jahren, er hatte Schirm, Feldstuhl und Malgerätschaften abgeworfen und versuchte der Frau aus einer kleinen Flasche einige Tropfen Wein einzuflößen.

„Geben Sie mir die Flasche," sagte Marianne sofort und rieb mit dem Inhalt Stirn und Schläfe der Ohnmächtigen ein. Nicht lange, so schlug diese die Augen auf, befremdet um sich blickend. Das Kind ergriff ihre Hand und drückte die rotgeweinten Augen darauf: „Großmutter, nicht sterben," sagte es in kaum verständlichem Patois, und Marianne, die Mühe hatte, aus ihrem französischen Wörterschatz das Nötige hervorzuholen, tröstete beide, so gut es gehen wollte

mit Wort und Blick. Sie ließ jetzt die Frau etwas Wein trinken und bald war sie soweit erholt, daß sie sich darauf besinnen konnte, was geschehen und dem guten Herrn danken, der ihr unter der Holzlast hervorgeholfen, sich dann auch entschuldigend, daß sie ohnmächtig geworden.

Noch hatten die beiden Helfenden nichts miteinander gesprochen, kaum sich angeschaut; jetzt thaten sie's und der junge Mann dankte Marianne nun ebenfalls.

„Ich war mit meinem Rat ganz am Ende, als ich Sie hörte, mein Fräulein," sagte er, die Frau sanft an den Baumstamm lehnend.

„Freilich, an das Einreiben mit dem Wein hatte ich nicht gedacht, ich meinte nur, sie müsse vom Trinken gestärkt werden, aber sie konnte ja nicht trinken," gestand er. „Und nun, liebe Frau, nehmen Sie des Fräuleins Arm, ich trage das Holz bis zu Ihrer Hütte; du Kleiner zeigst uns den Weg. Kannst auch etwas tragen, das übrige hole ich mir später," sagte er, mit heiterer Freundlichkeit, dem Kinde seinen Farbenkasten, der an einem Bande befestigt war, umhängend. Er hatte nicht gefragt, „ist's Ihnen recht," es schien nicht anders sein zu können; Marianne, nachdem sie der Frau aufgeholfen, legte deren zitternden Arm in den ihrigen, und die kleine Karawane setzte sich in Bewegung. Keines sprach, nur die Frau, die ihr bißchen Kraft und ihr bißchen Gedächtnis wiedererlangt, erging sich in Klagen, in Danken, in Loben. Nicht lange, so hatten sie die Hütte erreicht, wo eine ebenso ärmliche, jüngere, aber krank aussehende Frau, die Mutter empfing und von dem Geschehenen hörte. Marianne empfahl der Tochter die Alte und sah wie der Maler ein paar Geldstücke auf den Tisch legte und das Zimmer verließ. Draußen aber hatte er auf sie gewartet. Als sie aus der Hütte trat, reichte er ihr die Hand und sagte: „Nun wäre es auch ganz gut, uns gegenseitig zu fragen, wer wir denn eigentlich sind — und ich möchte es gern von Ihnen wissen. Sie waren mir ein so treuer Kamerad in meiner hilflosen Lage, thaten das Richtige, ohne erst Unnötiges zu thun oder zu sagen, wie es so oft geschieht."

„Ich heiße Marianne Ferrand und bin gestern Abend spät mit meinem Vater angekommen," antwortete das Mädchen einfach. „Sie sind Maler," fügte sie hinzu.

„Ja, das bin ich und mein Name ist Santen," sagte er, den Hut lüpfend.

„Unsere Bekanntschaft fängt auf ungewöhnliche Art an; werde ich Gelegenheit haben, Sie wiederzusehen?"

„Wir wohnen Pension M.," erklärte Marianne.

„Wir auch," fiel der junge Mann heiter ein, „das heißt, meine Frau und ich."

„Gewiß ist die schöne, blonde Dame, die so lustig plaudert, Ihre Frau," rief Marianne lebhafter werdend.

„Ja, Melanie ist schön und blond und plaudert lustig," sagte Santen mit gewissem Stolz, „so haben Sie ihre Bekanntschaft bereits gemacht?"

„Ich sah sie nur von weitem."

Sie waren eine Weile gegangen und nun in den Wald eingetreten; man hörte verschiedene Stimmen Santens Namen rufen, er antwortete und fröhliches Lachen erschallte von allen Seiten.

Bald traten sie aus den Gebüschen, ein jeder etwas von den Malgerätschaften in Händen haltend. Melanie, die kleine blonde Elfe kam auf ihren Gatten zu und flog in seine Arme:

„Sie sagten mir, du seist verunglückt."

Er hob sie in die Höhe wie ein Kind und küßte ihr hübsches Gesichtchen. Als er sie wieder auf den Boden niedersetzte, fragte sie, nach Marianne deutend: „Wer ist diese?"

Santen erklärte kurz das Zusammentreffen mit der jungen Dame. Melanie reichte ihr die schmale, weiße Hand: „Ich wünschte es mir, Sie kennen zu lernen. Mir haben Sie gefallen, trotz dem einfachen Kleid."

Marianne amüsierte diese naive Kindlichkeit, wenn sie auch den Tadel der übrigen aus diesen Worten heraushörte. Man trat den Rückweg gemeinsam an, allen voran Melanie mit Marianne. So standen sie plötzlich vor der Laube, in welcher Ferrand saß und sich verwundert erhob.

Die Bekanntschaft war bald gemacht und als auch Santen hinzukam, verließ Ferrand sein zurückhaltendes Wesen und was er von fremdem Land und fremdem Volk zu erzählen hatte, fand in dem jungen Maler einen begeisterten Zuhörer. Der Abend wurde gemeinsam verbracht, auch der junge Offizier, der sich als Lieutenant Steinbach vorstellen ließ, gesellte sich noch zu ihnen.

Als man sich trennte, küßte Melanie stürmisch die ihr noch vor ein paar Stunden Fremde und beteuerte, wie sie es vom ersten Augenblick

Marianne angesehen, daß sie ihre Freundin werden würde.

Die beiden Männer schüttelten sich die Hand und Lieutenant Steinbach blickte unentschieden von der jungen Frau zu dem jungen Mädchen.

Nun dünkten ihm Mariannens graue Schattenaugen doch noch schöner als Melaniens braune Rehaugen. Wie würde es am nächsten Tage sein? So hatte sich mitten in dem geselligen Getriebe der Pension bald eine kleine Koterie gebildet, die fest zusammenhielt und sich hierdurch nicht gerade das Wohlgefallen der übrigen, meist Engländer und Russen erwarb. Die häufigen Ausflüge, die nun gemacht wurden, die kleinen späten Diners und Soupers, gemeinsam eingenommen nach einem Tage im Freien, knüpften das leicht geschürzte Band der Freundschaft immer fester, nur der Lieutenant schwankte noch, ob er die poetische Schwärmerei für die junge Frau des Malers für eine ernstliche Liebe zu der ihm täglich schöner erscheinenden Tochter Ferrands aufgeben solle.

Diese beiden waren zwar durchaus verschieden, und doch schien es oft, als fehle eine der anderen, wenn man sie getrennt sah.

Melanie war kaum ein paar Wochen verheiratet, noch ganz erfüllt von den Festen ihrer Hochzeit, von der reichen Aussteuer, die sie nebst einer Menge hübscher Geschenke erhalten hatte.

„Ich muß Ihnen alles zeigen, Marianne, ich muß Ihren Geschmack bilden, Sie müssen sich anders kleiden, Sie sind zu einfach," sagte sie eines Morgens und entführte die Freundin in ihr Zimmer: „Edgar geht natürlich wieder fort, um zu malen! das ist das einzige, was mir nicht an ihm gefällt, die ewige Malerei!" seufzte sie. Und wirklich kam bald darauf Edgar, um Abschied zu nehmen.

„Nun sei artig, mein Prinzeßchen," sagte er zu der kleinen Frau, indem er sie zärtlich küßte und bewundernden Blickes anschaute.

„Laß dir von dem Lieutenant nicht zu sehr den Hof machen, und setze dich nicht in die Sonne, damit du kein Kopfweh bekommst. Heute abend ist ein sehr schönes Konzert in Genf, ich habe eben Ihren Vater beredet, mit uns hinzufahren," wandte sich Santen zu Marianne.

Ihre Augen leuchteten, ihre Wangen glühten vor Freude: „O ich habe noch nie ein Konzert gehört, was wird gespielt, Beethoven oder Mozart?" fragte sie mit klopfendem Herzen.

Melanie schlug die zierlichen Hände zusammen, lief auf sie zu und umarmte sie: „Mein Waldkind, was nur Vogelsang gehört — Beethoven und Mozart; so altmodisch werden sie doch nicht sein! Hoffentlich Wagner oder Brahms und ein bißchen Offenbach auch noch dazu —" dabei begann sie eine heitere Melodie zu singen und die Füßchen tanzten lustig dahin in Edgars ausgebreitete Arme hinein: „Nun im Ernst, adieu," sagte jener und machte sich endlich frei.

„Heute aber müssen Sie hübsch aussehen, Marianne, vielleicht haben wir Zeit, in Genf einiges für Sie auszusuchen," rief Melanie, nachdem sie Schränke und Kasten geöffnet und die erstaunte Freundin davor geführt hatte. „Wenn Sie nur eines meiner Kleider anziehen könnten, aber Sie sind viel größer und stärker wie ich," sagte sie, fast traurig an sich hinunter sehend.

Lächelnd erwiderte das junge Mädchen — „ich höre ganz gut auch in dem grauen Kleide."

„Als ob das die Hauptsache wäre," drohte die hübsche Frau mit dem Finger und schüttelte die Fülle blonden Haares, die wie ein Heiligenschein um ihren Kopf lag, dabei lachten die blauen Augen so schelmisch, daß Marianne entzückt ausrief: „Wie hübsch Sie sind, Melanie."

„Finden Sie das jetzt erst", schmollte jene, und blickte wohlgefällig in das Glas, ihre Haare zurückwerfend. Unter dem Spiegel, den dies liebliche Bild zeigte, stand auf dem Kaminsims ein Arbeitskorb, den Melanie jetzt gewahrte.

„O Marianne helfen Sie mir," und sie zog einen angefangenen Strickstrumpf hervor, ihn verzweifelnd der Freundin hinhaltend. „Ich will dies für Edgar's arme Frau machen, bringe es aber nicht fertig." — Sie warf sich auf eine Causeuse: „wissen Sie, ich habe dies eigentlich auch nicht so ganz gern an meinem Manne, daß er so sehr gutmütig ist. Was ging ihn diese Frau an — aber freilich, dann hätte ich sie vielleicht gar nicht kennen lernen, und ich habe Sie doch sehr lieb."

„Aber ein jeder hätte einer Ohnmächtigen, die er im Walde gefunden, Hilfe gebracht, ich finde gar nichts besonders Gutmütiges dabei," sagte Marianne erstaunt.

„Meinen Sie? Es hört gar nicht auf bei ihm, wenn es nicht eine ohnmächtige Holzleserin ist, dann ist's ein armer Künstler, oder eine Klavierspielerin, die den Arm gebrochen hat, es geht stets etwas Derartiges in seinen Gedanken um, das nenne ich doch zu gutmütig. Was kümmern uns diese Menschen, die so armselig durch's

Leben kriechen, kann man ihnen ab und zu eine kleine Freude machen, gut, so thue es, wer dazu Lust hat, im allgemeinen aber liebe ich die Behaglichkeit und den Genuß meines eignen Lebens zu sehr, um mich damit abzugeben. Wie lange Zeit habe ich mich danach gesehnt, in Freiheit dieses Leben leben zu können. Sie müssen wissen, daß ich im Kloster erzogen wurde, zwischen hohen Mauern bei guten Nonnen — aber es war alles zu gut, zu still, zu einförmig, zu grau. Ich hatte schon zuviel vom heiteren Lebensgenuß erfahren, ehe ich dorthin kam, um mich dort eingewöhnen zu können, ich durfte meine schönen Kleider nicht anziehen, meine Locken wurden eingeflochten, das laute Lachen verboten und — was ist daran zu verbergen, es war sehr harmlos, die rosenroten Billettchen, die zuweilen über die Mauer flogen, verbrannt. Für die ehrwürdigen Klosterfrauen rollte mein südliches Blut zu lebhaft und zu heiß, ich machte ihnen viel Mühe." Melanie lächelte mitleidig und schaute Marianne scheu von der Seite an; sollte sie weiter erzählen?

Diese blickte die junge Frau mit ihren großen, so offen und klar einherschauenden Augen erstaunt an, ohne etwas zu erwidern. Melanie zupfte an dem feinen Taschentuch, welches sie zwischen den Fingern hielt, lachte dann hell auf und sagte:

„Sie sehen mich an, als sei ich ein Wunder, Sie gutes, deutsches Waldkind. Nun, was wollen Sie, ich bin ja jetzt eine gesetzte Frau geworden, und so übel nicht, sonst hätte Edgar mich wohl nicht gewählt."

Marianne konnte sich nicht so schnell in diese Selbstdarstellung der neuen Freundin finden, deren Ton ihr fremd war.

„Mir ist das Leben in der Welt sowohl als das der klösterlichen Zucht vollkommen fremd, aber ich hätte gedacht, das letztere bereite die Herzen anders vor, auf das erstere, als ich es Ihren Anschauungen entnehme. Ich verstehe Sie wohl nicht ganz. Kennen Sie ein Gedicht von Goethe? Es beginnt: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut! denn das allein unterscheidet ihn von allen Wesen, die wir kennen."

„Ich kenne wenig deutsche Poesie, die Lieder von Heine ausgenommen," entgegnete Melanie gähnend.

„Ich erwähnte dies eine nur, weil der Großvater es so oft citierte, es ist förmlich in sein Wesen übergegangen: edel sei der Mensch, hilfreich und gut. Wie lieb habe ich diese paar Worte," sagte Marianne wie zu sich selbst.

„Sie sind so schwärmerisch?" fragte Frau Santen. „Amüsieren Sie sich nicht gern? Sie sollten auch heiraten, man ist so viel freier in dem, was man thun und lassen kann; es war stets mein Ideal, freilich hatte ich mir vielleicht eine andere Lebensstellung gedacht als die Frau eines Künstlers, aber nun kam es, daß Edgar sich sofort in mich verliebte und ich mich in ihn, alles ging ganz rasch, wir waren kaum einige Wochen verlobt. Er hat mich sehr lieb, der thörichte Mann, aber ich will ihm auch eine gute Frau sein, denn ich bin sehr stolz auf ihn."

„Aber nun haben wir lange genug im Zimmer gesessen," rief sie plötzlich aufspringend, „wie wäre es, wir holten Edgar ab, Sie kennen ja den Platz, wo er malt, er freut sich gewiß darüber."

Rasch nahm sie ihren großen Strohhut, Marianne den ihren und bald waren sie unterwegs, nachdem sie Ferrand, der in Zeitungen und Büchern halb begraben, wie Melanie sagte, im Lesezimmer saß, begrüßt hatten.

Er sah den beiden nach und konnte nicht umhin, sich einzugestehen: „Schön ist diese Frau, aber ich bin doch froh, daß nicht sie mein Kind ist."

Ein anderer hatte sie auch gehen sehen und war ihnen bald gefolgt. — Lieutenant Steinbach, dem eine Schußwunde, im Kriege erhalten, die volle Kraft des Lebens und der innern dauernden Thätigkeit genommen, hatte im sonnigen Süden zu seiner Genesung überwintert. Das, was er gehofft, war aber nicht eingetroffen und er mußte sich an den Gedanken gewöhnen, seinen Abschied zu nehmen — und eine reiche Frau — hatte er im stillen bei sich gedacht. Aber er wollte sie auch lieb haben, denn Steinbach war eine ehrenvolle Soldatennatur, die nichts umsonst haben wollte; das Liebhaben würde ihm Marianne gegenüber nicht schwer werden, wenn sie reich wäre — und in diese Gedanken vertieft, folgte er der Spur seiner beiden Göttinnen.

Kaum im Walde angelangt, schon nach ein paar Kreuz- und Querwegen fand sich Melanie erschöpft und ließ sich auf den weichen Moosboden sinken:

„Suchen Sie Edgar und sagen Sie ihm, ich sei hier," sagte sie zu Marianne, die ihr eifrig zuredete, weiter zu gehen: „Hätte ich nur einen

Schluck Wein, ich bin wirklich ganz ermattet," entgegnete sie.

In diesem kritischen Moment erschien der Lieutenant:

„Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten, gnädige Frau?" fragte er höflich.

„O Mariannen's Arm ist ebenso sicher wie der Ihre, aber können Sie nicht so —" sagte sie, die Arme kreuzweise übereinanderlegend.

„Sie meinen tragen? Wenn Fräulein Ferrand sich dazu versteht," entgegnete der junge Offizier. Es wollte diesen wohl etwas wunderbar dünken, aber es geschah und Melanie fand es köstlich. Bald war auch Santen erreicht, zum Glück hatte er sein Frühstück noch nicht berührt und so stärkte sich Melanie nach Herzenslust.

Marianne war hinter ihn getreten und betrachtete seine Skizze, aufmerksam folgte sie seinem Pinsel: „Ich habe auch schon gemalt, aber es war anders," sagte sie.

„Nun und wie war es denn?" fragte Santen lebhaft.

„Mein Zimmer zu Hause war so kahl und leer, da malte ich mir Blumen und Schmetterlinge auf die Wände, und Sterne auf meine Fensterscheiben und Sprüche überall hin, es sollte schön um mich her sein und mein Auge sollte ein gutes Wort begegnen, wo es hinblickte," erzählte das Mädchen.

„Das Zimmer hätte ich sehen mögen", rief der Maler aus, Marianne wohlgefällig betrachtend.

„O nein, das dürfen Sie nicht sehen, ich möchte es besser machen können," rief diese abwehrend.

„Das sollen Sie, Fräulein Ferrand, und ich helfe Ihnen dazu."

„Sehen Sie, daß ich recht habe, er muß immer helfen", rief Melanie, die Schale einer Apfelsine wegwerfend, die sie eben ausgetrunken hatte. Santen sah befremdet zu ihr hin:

„Wie soll ich dies verstehen, Prinzeßchen?"

„Ich klagte Mariannen vorhin, du habest immer noch einen anderen, für den du sorgest, oder an den du dächtest außer dir und mir," entgegnete sie, als geschehe ihr ein Unrecht. Sie sah aber so hübsch dabei aus, daß Santen zu ihr hingehen und den kleinen schmollenden Mund küssen mußte. Dann sagte er lachend: „Kleine, es gibt noch mehr, was mich ausfüllt als du und ich und der andere, für den ich manchmal zu sorgen habe — ist die Welt nicht so schön und so groß und so weit; macht die Kunst doch so frei und das Glück so reich! Spürst du nichts davon?" fragte er, über die weichen Haare streichend.

Lieutenant Steinbach blickte sinnend zur Erde und dann auf Marianne hin, denn diese schien sagen zu wollen — „ich weiß davon", so glänzten ihre Augen, so beredt waren die stummen aber halbgeöffneten Lippen. Es war ihm, als müßten sie zusammen gehören, wie Santen und Melanie zu einander zu gehören schienen. Er trat zu ihr hin, sie saß auf des Malers niederem Feldstuhl, seine Studien in der Hand haltend, Steinbach fing an, über diese zu reden. Anfangs blickte das Mädchen ihn befremdet an, dann, als erwache sie, hörte sie zu, wie er von Stimmung und Farbentönen und Bewegung sprach. Sie wußten alle mehr wie sie, auch dieser junge Mann und doch zuckte es ihr in den Fingern, als müßte sie den Pinsel ergreifen.

„Fahren Sie mit uns nach Genf?" wandte der Maler sich jetzt an den Lieutenant. „Wir besuchen dort das Konzert der philharmonischen Gesellschaft, die M. singt."

„Ich wollte freilich auch heute abend hinfahren," sagte Steinbach, „es wird Boccaccio gegeben, ich schließe mich Ihnen jedoch mit Freuden an, wenn es mir gestattet ist."

„Boccaccio hätte ich so gerne gehört," rief Melanie, „aber ich bringe das Opfer Edgar, für dich, hörst du, ich opfere dir meinen Lieblingswunsch."

„Und ich nehme das Opfer an, mein süßes Herz, ganz und voll," sagte ihr Gatte fast feierlich. „Nun müßte es wohl an der Zeit sein zurückzukehren," fügte er hinzu, sich nach seinem Platze wendend, wo Marianne noch saß.

„Sie nehmen uns also morgen mit," rief diese, ihm beim Einräumen seiner Siebensachen helfend; „ich freue mich so sehr darauf; hier habe ich einstweilen diesen Baum skizziert" und sie reichte ihm ein Blatt Papier hin. Ein Strahl heller Freude fuhr über sein Gesicht.

„Das ist nicht schlecht, gar nicht schlecht, Sie haben Talent, wissen Sie das?" sagte er erregt. Sie errötete und fragte fast schüchtern: „Wirklich?"

„Ja, ja" fuhr Santen lebhaft fort, „wirklich. Morgen fangen wir an."

Es ging nun heimwärts. Die Damen mußten sich ausruhen, es mußte Toilette ge-

macht, gespeist werden. Dann ging es der Station zu, dem gemeinsamen Vergnügen entgegen.

Ferrand hatte sein Töchterchen am Arm, welches glückstrahlend aussah: „Wenn der Großvater wüßte, daß ich heute eine Beethoven'sche Symphonie hören werde. Er hat bei dem Fürsten, dem er so lange als Förster gedient, oft in den Quartetten mitgespielt und davon sprach er noch immer mit Andacht und Entzücken. Meine Mutter sang ja auch so manches Lied von Beethoven, ich habe ihre Liederbücher gesehen."

Wehmütig lächelte der Vater: „Könntest du singen wie sie!"

Schüchtern wagte sie zu erzählen, wie sie es oft zu Hause versucht. Dies freute Ferrand und es wurden alte Erinnerungen wach, denen er schweigend nachhing.

Melanie hatte sich schön geschmückt und wollte dafür von ihrem Gatten gelobt sein. „Du kleine Thörin" scherzte er, „wer wird das beachten, wenn es gilt, eine Sängerin wie die M. zu hören."

„O es sind immer solche da, die nur der Mode wegen hingehen, nicht zu hören und sich umschauen" fiel sie lebhaft ein, „aber ich thue es ja nur, um dir zu gefallen. Schade daß es so staubig auf der Straße ist," und bemitleidend sah sie auf die hübschen Schuhe, die sie an den allerliebsten Füßchen hatte.

Zu welchem Paare sollte sich nun der Lieutenant gesellen; der Weg zur Station war nicht lang und ehe er sich recht besonnen, war man angelangt; auf der Treppe stand eine Frau die Rosensträuße zum Verkauf anbot, er nahm zwei davon, sie den Damen in seiner ehrerbietigen Weise überreichend. In die Coupés wurden Zettel von Boccaccio geworfen.

„Du wirst arg versucht, arme kleine Frau", scherzte Santen, aber Melanie sah das Papier kaum an.

„Es ist schön, ein Opfer zu bringen," sagte sie ganz feierlich und ernst.

Im Konzertsaal fanden sie gute Plätze; mit Spannung erwartete Marianne den Beginn der Musik. Nun brauste sie dahin, die herrliche C-moll Symphonie des großen Meisters und dem Mädchen war's, als würde es hinweggeführt in unbegrenzte Regionen voller Wonnegefühl. Ja frei macht die Kunst und schön ist die Welt und reich macht das Glück, mußte sie denken, wie sie es heute früh Santen hatte sagen hören.

Glücklich mußte sein, wer dies hören durfte. Sie schaute nach ihm hin, ob er jetzt wohl dasselbe dachte, als sie. Da saß er zurückgelehnt auf seinem Stuhl, die Menschen um ihn her waren vergessen; ganz hingegeben dem vollen Eindruck, den die Musik auf ihn machte, lauschte er derselben, neben ihm seine schöne Frau; sie hatte die Menschen nicht vergessen, sie schaute um sich, zuweilen auch auf den Gatten, dann und wann flüsterte sie wohl dem Lieutenant, der zwischen ihr und Mariannen saß, eine Bemerkung zu. Erst als die Symphonie zu Ende, schien Santen voll und ganz zu denen zurückzukehren, die um ihn waren und nun fragte er, sich zu Marianne beugend, mehr mit den Augen, als mit den Lippen: „Ist es nicht großartig?"

Sie hatte nur vollstes Zugestehen auf seine Frage, während Melanie eifrig forschte: „Singt jetzt die M.?"

So reihte sich eines an das andere, und für jeden bot der Abend etwas. Dem Lieutenant gefiel der Heimweg am besten, er erlaubte sich, Mariannen den Arm anzubieten, endlich hatte er sie einmal für sich allein. Ihm gelang es selten, sich in der allgemeinen Unterhaltung geltend zu machen; er war ein Mann des Zwiegesprächs; und so kam er denn jetzt mit allem hervor, was er über Musik und Kunst und Leben dachte, und alles war einfach und mit einer gewissen Noblesse ausgedrückt. Es gefiel Mariannen sehr gut, so lange sie es hörte — es that ihr leid, daß sie so schnell vergaß, was er eigentlich gesagt hatte, denn als sie es am nächsten Morgen dem Vater wiederholen wollte, wußte sie's nicht mehr und doch hatte es so gut geklungen. In diesem Gespräch wurde sie von Melanie unterbrochen, sie kam herein, lieblich wie der junge Morgen, strahlend vor Vergnügen:

„Wissen Sie das Neueste, Herr Ferrand? Wir gehen fort von hier, ins Berner Oberland, nach Interlaken, nach Grindelwald, in die Gletscher; Sie müssen auch mit, wir sind schon entsetzlich lange hier, volle vier Wochen. Edgar hat wirklich jeden Baum gemalt, er würde von neuem anfangen, das darf nicht sein. Anfangs wollte er zwar nicht, aber er hat doch nachgegeben," sagte sie triumphierend.

„Das wäre gar nicht so übel," entgegnete Ferrand, „Sie haben ganz gute Ideen, es wird ohnedies jetzt heiß hier, wir können im Herbst zurückkommen und für den Winter bleibe ich in Italien."

Melanie klatschte in die Hände: „Herrlich," jubelte sie, „Sie sind ein entzückender Mann,

ich hätte das gar nicht von Ihnen gedacht, Sie sind sonst immer so still und ernst!"

Ferrand lächelte: „Die stillen Leute haben auch ihre Gedanken."

Melanie hatte schon Marianne umarmt und war im Begriff, wieder fortzueilen mit den Worten: „Das muß Edgar wissen," als dieser selbst hereintrat.

Sie überflutete ihn mit allem, was Ferrand gesagt haben sollte, aber es war viel, viel mehr geworden in ihrem Munde, sie hatte Details und Folgerungen zu der einfachen Thatsache gefunden und nun kam alles mit größter Bestimmtheit ans Tageslicht. „Gemach, gemach, mein allerliebstes Prinzeßchen," wehrte Santen ab, „das ist geflogen, nicht gereist. Vor allem laß mich unsere Freunde begrüßen. Also Sie sind mit unseren Plänen einverstanden, Herr Ferrand? Und was sagt Fräulein Marianne dazu?"

„O, mir ist ja alles neu und wundervoll, Wandern war meine Sehnsucht und ist meine Lust," sagte diese schnell.

„Des Vaters echtes Kind," wandte sich Ferrand mit wohlwollendem Blick zur Tochter.

„Es wäre eigentlich natürlicher gewesen, ich hätte erst das Berner Oberland bereist, ich weiß nicht, wie wir hierher kamen – –"

„Dann hätten wir uns am Ende nicht kennen gelernt und ohne Marianne kann ich schon nicht mehr leben," unterbrach die junge Frau.

„Und da soll ich nicht eifersüchtig werden," scherzte Santen leichthin, nicht ohne einen fast dankbaren Blick auf das Mädchen zu werfen, an deren Schulter sich jetzt seine schöne, kleine Frau lehnte.

„So malen wir also in Interlaken," setzte er hinzu. „Fräulein Marianne wird nämlich meine Schülerin," erklärte er Ferrand.

Dieser letzte Tag mußte noch ganz besonders gefeiert werden.

„Eine Fahrt auf dem See," bat Marianne, und Santen schlug einen kleinen Ort in der Nachbarschaft vor, der leicht zu erreichen war.

„Rechnet nicht auf mich, ich habe viele Briefe erhalten," sagte Ferrand, „und möchte noch manches fertig stellen, ehe wir von hier wegreisen."

„Ich fordere Lieutenant Steinbach auf, wir müssen unser viere sein," sagte Santen und niemand hatte etwas dagegen. So ging er, den Offizier aufzusuchen, den er vor wenig Augenblicken im Garten gesehen hatte. Dort wandelte er noch auf und nieder, wie es schien von einem bestimmten Gedanken beherrscht. Als Santen auf ihn zuschritt, reichte er ihm beide Hände hin.

„Sie kommen zum rechten Moment, lieber Freund," redete ihn der junge Offizier an, „ich muß mich jemandem anvertrauen; setzen wir uns einen Augenblick in die Laube."

Santen hatte einen ganz gewaltigen Widerwillen vor solchen Gesprächen: „Ich habe nicht viel Zeit," beeilte er sich zu sagen, „wollte Sie gerade auffordern, heute nachmittag mit uns nach O. zu fahren, wir verlassen morgen die Pension, wollen nach Interlaken, vielleicht noch höher ins Gebirg, Ferrand mit seiner Tochter reist mit uns; es ist ein Abschiedsfest, was wir uns heute bereiten wollen; nehmen Sie teil daran, dann kommen Sie sofort mit, ein Boot zu bestellen. Sie rudern doch?"

„Wie, Fräulein Marianne reist ab?" rief erbleichend Steinbach, „gerade von ihr wollte ich mit Ihnen reden. Sehen Sie, ich möchte mich verheiraten, ich stehe an einem Wendepunkte in meinem Leben, muß wohl den Dienst verlassen, ich fühle mich einsam, schon seit Wochen bin ich Zeuge Ihres Glückes, das erweckt Wünsche — nun dachte ich, wenn Ferrand Vermögen hätte und seine Tochter gut stellen würde, ich bin nicht ohne Eigentum, ich habe ein kleines Gut in Pommern, aber immerhin dürfte ich keine ganz arme Frau heimführen und Fräulein Ferrand gefällt mir wirklich sehr gut. Sie ist recht hübsch, hat bisher auch auf dem Lande gelebt, alles paßte ganz gut, ich könnte sie recht lieb haben —"

„Mein guter Herr," fuhr Santen heraus, „so halten Sie in Gottes Namen um das Mädchen an, was geht das mich an. Ich habe sie nicht zu vergeben, aber mich will's bedünken, als habe der Vater sich sein Kind nicht gerade jetzt geholt, um sie dem ersten, dem sie gefällt, zum Weibe zu geben."

„Lieber Freund," fuhr er fort, seine Unfreundlichkeit bereuend, „hat dies nicht noch etwas Zeit? Ich fürchte, Sie haben den Eindruck noch nicht auf die junge Dame gemacht, der zu einer solchen Anfrage berechtigt. Sonderbar, ich kann mir Marianne nicht recht als Ihre Frau denken. Das Mädchen ist anders, als man gewöhnlich junge Damen findet, sollte gerade das Eigenartige Ihnen aufgefallen sein?" schloß Santen, wie zu sich selbst redend.

Steinbach sah ihn erstaunt an: „Sie finden Fräulein Ferrand von anderen ihres Geschlechtes

verschieden? Sie ist wohlerzogen, liebenswürdig; vielleicht spricht sie nicht so viel wie die übrigen, sonst ist mir nichts aufgefallen."

„Nein, das glaube ich Ihnen auch," sagte der Maler, ihm auf die Achsel klopfend. „Fahren Sie heute mit uns, ich werde Sie beide beobachten und Ihnen heute abend meinen Rat erteilen. Ist Ihnen dies recht?"

Steinbach gab ihm gerührt die Hand.

„Gewiß, gewiß, ich war ein Thor, aber sehen Sie, das Mädchen gefiel mir gestern abend so sehr gut. Sie war so schön im Konzert, selbst neben Ihrer Frau schön; die Augen leuchteten freundlich, als sie mich ansah, und als wir dann zusammen gingen, hörte sie mich so freundlich an, ich bin überzeugt, wir verstehen uns gut," schloß der Offizier mit einem Seufzer.

„Nun also, auf heute nachmittag, Herr Steinbach, ich frage nochmals, Sie rudern doch?" sagte Santen, von einem Thema ablenkend, über welches sie sich, seiner Ansicht nach, doch nicht verständigen würden.

Steinbach fuhr mit der Hand über die Stirne und sagte lächelnd:

„Ja, ja; ich rudere und komme gleich jetzt mit Ihnen zu einem Schiffer, den ich kenne; sein Boot ist gut, wir wollen es mieten."

Die beiden Männer gingen, den Schiffer aufzusuchen und es wurde alles nach Wunsch abgemacht.

„Also auf heute nachmittag," sagte Steinbach, als sie sich trennten, mit bedeutsamem Blick. Santen holte seine Malgerätschaften und rüstete sich in den Wald zu gehen, zum letztenmal hier, in der bekannten Umgebung. Der Gedanke, daß Steinbach Marianne zum Weibe begehren wolle, kam ihm nicht aus dem Sinn. „Passen sie zusammen?" fragte er sich.

Da kam seine schöne junge Frau herein im leichten weißen Gewand mit hellblauen Schleifen an der Brust und in den Haaren. Er blickte sie an. Fragt man danach, wenn man liebt — und er küßte die schöne Frau stürmisch.

„Edgar, ich habe sehr viel zu thun, es ist mir lieb, wenn du bald gehst," sagte jene, wichtig thuend, „zum Glück ist Mariannens Koffer leichter zu packen, als meine Kisten, so kann sie mir helfen."

„Ich dachte, ihr kämet mit mir in den Wald," rief Santen enttäuscht.

„Wo denkst du hin, morgen in aller Frühe sollen wir abreisen? Ich kann dich versichern, es ist noch sehr viel zu thun."

Santen lachte und ging.

Am Nachmittag versammelte sich die kleine Gesellschaft frühzeitig, um die Bootfahrt anzutreten; als Ferrand, welcher Marianne bis zum Landungsplatz begleiten wollte, das Hôtel verließ, händigte ihm der Portier einen kleinen zierlichen Brief ohne Stempel ein. Santen sah dies und blickte auf den Lieutenant, welcher verlegen lächelte.

Bald waren die Plätze im Nachen eingenommen, die Herren ergriffen die Ruder und fröhlich grüßend stießen sie vom Lande. Ferrand hielt den Brief noch in der Hand, er öffnete ihn, las und sah erstaunt dem Boote nochmals nach. Dann steckte er den Brief unter die übrigen und ging dem Walde zu.

Marianne war voller Lust und sprudelnder Munterkeit, badete die Hand in der blauen Flut und blickte hinauf in den klaren Himmel, entzückt über alles, was sie sah. Sie neckte Melanie, die bei jedem etwas heftigeren Schaukeln des Bootes ängstlich wurde, sie bat und schmeichelte so lange, bis Santen ihr das Ruder überließ. Steinbach war stille und hatte darüber Vorwürfe von Melanie zu hören, was ihn nicht gesprächiger machte. Er war auch zerstreut und fast wäre das Boot umgeschlagen, als seine falschen Ruderschläge es plötzlich in heftige Bewegung gebracht hatten; aber wie auch Santen beobachtete, Marianne sah nicht aus, als fühle sie für den Lieutenant ein besonderes Interesse, sie war das harmlose Mädchen, welches am Augenblick Freude hatte und an die Zukunft nicht dachte.

O. war ein kleines Dorf mit schönem Ufer und ländlichen Restaurationen, längs dem See gelegen. Nach einstündiger Fahrt dort angelangt, war man hungrig und durstig und müde von dem heißen Sonnenschein; alle Gärten waren besetzt.

Santen schlug vor: „Wir lassen uns den Imbiß hinauf auf jenen kleinen Berg tragen, man sieht von hier aus die Waldkapelle. Melanie reitet auf einem Esel hinauf," beeilte er sich der auf eine Widerrede sich vorbereitenden Frau zu sagen. Damit waren Alle zufrieden, der Esel bald bestiegen und munter trabte jener unter seiner leichten Last voran.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Feuerbestattung.

Von

J. Uffelmann.

Die mächtige hygieinische Strömung, welche seit dem Beginne der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts überall sich Bahn gebrochen hat, ist die vornehmste Triebkraft auch für *die* Bewegung gewesen, welche zu gunsten einer ~~Einführung oder~~ Wiedereinführung der Leichenverbrennung sich in langsam, aber stetig zunehmendem Umfange geltend macht. Der Ausgangspunkt dieser Bewegung ist *Italien*; von hier aus wird am eifrigsten Propaganda gemacht, hier hat die neue Sitte auch am kräftigsten Boden gefaßt. Schon einmal, im Altertume, war die Leichenverbrennung dort allgemeiner Gebrauch. Zu den Zeiten des Decemvirats, also etwa um das Jahr 450 v. Chr., kam sie an Stelle der bis dahin ausschließlich stattgehabten Beerdigung zunächst in vereinzelten Fällen vor, wurde dann aber immer mehr üblich und verdrängte schließlich die ursprüngliche Art der Bestattung fast vollständig. Erst im Laufe des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung änderte sich dies. Das Verbrennen wurde von da an wieder seltener geübt, hörte infolge der zunehmenden Ausbreitung des Christentums bald vollständig auf und wurde dann sogar geradezu verboten.

Vor etwa dreißig Jahren entstand nun in demselben Lande eine Agitation für die Wiedereinführung des alten Brauches der Feuerbestattung. Man fing an, dieselbe vom Standpunkte der öffentlichen Gesundheitspflege zu empfehlen und suchte durch Besprechung in der Tagespresse, wie in medizinischen Blättern für die bezeichnete Reform Freunde zu werben. Die hierauf bezüglichen Diskussionen hatten zunächst gar keinen praktischen Erfolg. Ein Zufall aber kam unverhofft der Bewegung zu Hilfe, wie dies so oftmals der Fall ist. Im Jahre 1869 starb nämlich zu *Florenz* ein indischer Fürst, der Maharadja von *Kelapore*, und seine Leiche wurde ebendaselbst in dem allbekannten reizenden Parke der Cascinen, dem letzten Willen jenes Fürsten gemäß, verbrannt. Im unmittelbaren Anschluß an dies Ereignis fand jetzt aufs neue eine Besprechung der Vorzüge statt, welche der Leichenverbrennung gegenüber der Beerdigung zukommen sollten. Selbst die medizinischen Kongresse zu *Florenz* und Rom beschäftigten sich eingehend mit diesem Thema; zahlreiche angesehene Aerzte, ich nenne nur *Polli*, *Coletti*, *Brunetti* und *Gorini* beteiligten sich auch fernerhin an den Erörterungen, und viele derselben forderten bereits dazu auf, Schritte zu thun, damit die genannte Methode der Bestattung seitens der Regierung zum wenigsten wieder erlaubt werde. Unter dem Eindrucke dieser lebhaften Besprechungen gab zu Anfang des Jahres 1872 ein Graf *Keller* dem Mailänder Professor Dr. *Polli* den dringenden Wunsch zu erkennen, nach seinem Tode verbrannt zu werden. *Polli* versprach die Erfüllung des Wunsches, falls es nur irgend möglich sei, konnte aber, als sein Auftraggeber zwei Jahre später starb, die Verbrennung nicht sogleich vornehmen, weil dieselbe immer noch nicht gestattet war. Bald darauf wurde es jedoch durchgesetzt, daß ein königliches Dekret die Feuerbestattung unter bestimmten Voraussetzungen und Bedingungen erlaubte.

Das Sanitätsgesetz vom 6. September 1874 bestimmte nämlich in seinem § 67 folgendes:

„Der Präfekt (ursprünglich der Minister des Innern) kann nach Anhörung des Gesundheitsrates eine andere als die gewöhnliche Art der Bestattung, einschließend die Verbrennung der Leichen, für Ausnahmefälle und aus besonderen Gründen gestatten."

Sehr bald nach Erlaß dieser Bestimmung ging *Polli* an die Herstellung einer Leichenverbrennungshalle in seiner Vaterstadt *Mailand*, um den letzten Willen Kellers zu erfüllen, und am 22. Januar 1876 wurde des letzteren Leiche

feierlich in Gegenwart zahlreicher Zeugen verbrannt. Das Gebäude aber, in welchem dies geschah, der Tempio crematorio, ging mit allen Einrichtungen, dem Testamente Kellers zufolge, in den Besitz der Stadt Mailand über.

Noch an dem nämlichen Tage, an welchem diese erste Leichenverbrennung statthatte, bildete sich ebendort ein Verein zur Förderung derselben. Unter seiner Vermittelung sind in dieser Stadt bis jetzt gegen 500 Leichen verbrannt worden. Gleiche Vereine erstanden in anderen Orten des Landes; zur Zeit existieren ihrer dort nicht weniger als 23. Verbrennungshallen gibt es außer in Mailand, wo deren jetzt bereits zwei bestehen, noch in Lodi, Varese, Cremona, Bologna, Brescia, neueren Nachrichten zufolge auch in Rom und Padua. Man ist dort also rüstig ans Werk gegangen; ja der Eifer der Vereine ist augenscheinlich noch im Steigen begriffen, so daß gewiß bald eine Reihe neuer Oefen hergestellt sein wird.

Sehr geringen Widerstand leistete diesen Bestrebungen gegenüber der italienische Klerus. In der Hauptstadt der Lombardei erklärte sogar ein hervorragender Prälat, daß die Leichenverbrennung den Dogmen der Kirche durchaus nicht entgegen sei. Ebendort kann man sehen, wie Priester die zur Verbrennung bestimmten Leichen bis zum Tempio crematorio begleiten und hier ein letztes Gebet sprechen; wahrlich ein schönes Zeichen von Duldsamkeit und echt christlichem Sinne!

Seit dem Augenblicke, wo man in Italien von der Diskussion zur praktischen Ausführung überging, begann auch in anderen Ländern die Agitation für die Reform der Bestattung, einen größeren Eifer zu entfalten. In Frankreich, wo bereits im Jahre 1797 ein übrigens sehr bald wieder annulliertes Gesetz die Leichenverbrennung gestattet hatte, und in England bildeten sich Vereine, welche, wie die italienischen, Propaganda für die Einführung jener Verbrennung zu machen und auf den Erlaß von desfallsigen gesetzlichen Verordnungen hinzuwirken sich bemühten. In der Schweiz kam es sogar schon zum Erlasse einer Bestimmung über Feuerbestattung. Aber weder hier noch dort ist letztere bis zur Stunde thatsächlich ausgeführt worden. Nur in unserem eigenen Vaterlande gelangte man über die einfache Besprechung der Angelegenheit hinaus. Schon 1878 wurde, wie den Lesern gewiß bekannt ist, in Gotha eine Leichenverbrennungshalle erbaut, und nachdem die Feuerbestattung erlaubt worden war, der Benutzung übergeben. Bis jetzt sind dort etwa 110 Leichen verbrannt worden.

So viel über die Geschichte der Bestrebungen, welche zu gunsten einer Wiedereinführung der Leichenverbrennung in den europäischen Staaten zu tage getreten sind. Gewiß interessiert den Leser aber auch zu wissen, auf welche Weise dieselbe bewirkt wird. Nun, das System, nach welchem dies geschehen kann, bezw. schon geschieht, ist ein verschiedenes. In Japan, wo die Feuerbestattung gegen 1200 Jahre allgemeiner Brauch ist, wird sie nach Dönitz, der sie ausführlich beschrieben hat, in besonderen Häusern oder Hütten vorgenommen, welche aus Fachwerk mit Lehmbekleidung hergerichtet sind, und innen am Erdboden mehrere 8 Zoll tiefe, 3 Fuß lange, 1½ Fuß breite Vertiefungen zeigen. Die letzteren bezeichnen die Feuerstellen. Will man eine Leichenverbrennung ausführen, so legt man Holzstäbe kreuzweise über die Vertiefung, bringt dann die in trocknes Reisstroh gewickelte Leiche hinauf und zündet an. Nach Ablauf von sieben Stunden, während deren Feuerungsmaterial mehrfach neu zugeführt werden muß, ist die Verbrennung beendigt und zwar so vollständig, daß nur weiße Knochenmasse zurückbleibt.

Für unsere europäischen Verhältnisse hat man kompliziertere Apparate erdacht, welche es gestatten sollten, die Verbrennung in viel kürzerer Zeit zu Ende zu führen. Einer dieser Apparate ist der sogenannte Regenerativofen von Siemens. Die erste Idee der Konstruktion desselben rührt von Küchenmeister und Reclam her, das Verdienst der praktischen Ausführung und Vervollkommnung aber gebührt Siemens. Ein solcher Regenerativofen ist der in Gotha erbaute; die Ausstellung für Hygieine und Rettungswesen in Berlin i. J. 1883 zeigte uns ihn gleichfalls in natürlicher Größe und ermöglichte so einem weiteren Kreise, sich ein Bild von dem Leichenverbrennungsapparate zu machen. Das Princip, welches bei Anwendung desselben verfolgt wird, ist, die Leiche nicht durch äußere Flammen, sondern durch eine zur Weißgluthitze gebrachte Luft zu verbrennen. Man bewirkt dies durch die Regenerativfeuerung. Für die Erzielung derselben bedarf es besonderer Vorkehrungen und Einrichtungen, eines Gaserzeugers und eines Ofens mit Klappen,



Regenerator und Verbrennungskammer. Der Gaserzeuger dient dazu, das rohe Brennmaterial in Gas zu verwandeln und letzteres von allen Unreinigkeiten zu befreien. Im Ofen, in welchem ein aufgeschichtetes Steingitterwerk sich befindet, wird dann unter Zuleitung atmosphärischer Luft das reine Gas verbrannt, welches in ihn durch eine sog. Wechselklappe hineinströmt. Die Hitze der Verbrennungsprodukte teilt sich aber dem Steingitterwerke mit, welches jene Hitze allmählich in sich aufspeichert. Die abziehenden Gase entweichen durch einen Schornstein. Ein Teil der Wärme, welche bei der Flammenbildung sich entwickelt, dient dazu, bis zur Rotgluthitze eine Kammer vorzuwärmen, die zur Aufnahme der Leiche bestimmt ist. — Wenn nun in einem gegebenen Falle letztere verbrannt werden soll, so bringt man sie, sobald jene Vorwärmung erfolgt ist, in die ebengenannte Kammer, schließt dieselbe und wartet etwa 20 Minuten. In dieser Zeit wird die Leiche schon fast völlig ausgetrocknet. Alsdann schließt man die Gasklappe. Nunmehr kann nur noch Luft durch den Regenerator in die Kammer eintreten; aber diese Luft wird auf ihrem Wege zu letzterer aufs höchste, zur Weißgluthitze, erwärmt, tritt mit einer Temperatur von wenigstens 500 Graden Celsius an die schon getrocknete Leiche und verbrennt dieselbe. Es bedarf dazu eines Zeitraumes von 1 3/4 Stunden, so daß die gesamte Verbrennung im Siemensschen Regenerativofen etwa 2 Stunden in Anspruch nimmt. Was zurückbleibt, ist nichts als ein grauweißes Pulver, welches später in einer Urne gesammelt werden kann.

Die ganze Einrichtung eines solchen Ofens war, wie schon gesagt, auf der Berliner Ausstellung zu sehen, und zwar in dem, zu solchem Zwecke besonders erbauten, hohen Pavillon. Im Parterre fand man den Gaserzeuger; stieg man die seitwärts gelegene Treppe hinauf, so sah man unter dem Dache zunächst einen Schienenstrang. Derselbe ist bestimmt, die mit Rollen versehene Sargplatte aufzunehmen und bis zur Verbrennungskammer zu führen. Letztere hat nach dem Schienenstrange hin eine, aus dickem Eisen hergestellte Verschlußthür. Oeffnete man diese, so sah man geradezu in eine gemauerte Kammer, d. i. in die Verbrennungskammer, und erblickte an deren, der Thür entgegengesetzten Wand eine Oeffnung, welche zum Einströmen der weißglutheißen Luft diente. Es hieß anfänglich, es würden hier allwöchentlich Tierkadaver verbrannt werden. Indessen ist es dazu nicht gekommen.

In Italien sind vielerorts andere Systeme zur Anwendung gelangt, so dasjenige von Polli, von Brunetti, von Gorini. Sehr einfach und leicht verständlich ist die Methode, deren man sich in der einen Mailänder Verbrennungshalle bedient. Ich werde diese Methode dem Leser vorführen und bitte ihn, mir auf den schönen Friedhof folgen zu wollen, der jene Halle trägt.

Wir besteigen auf dem herrlichen Domplatze einen Pferdebahnwagen, welcher zur Porta Tenaglia führt, steigen an dieser aus und wenden uns von da in stets gerader Richtung nach Westen. Bald haben wir unser Ziel erreicht, schreiten durch das Eingangsthor des Friedhofes neben und unter den monumentalen Bauten hindurch, welche hier gleich vornan errichtet worden sind, wandern auf gut gehaltenen, breiten Kieswegen zwischen langen Reihen von Gräbern, an vielen großartig schönen Privatkapellen vorbei und gelangen schließlich am äußersten Ende zu dem Tempio crematorio. Dieser zeigt uns die Bestimmung, welche man ihm gegeben hat, selbst an. Denn er trägt auf der uns zugewendeten Seite in goldenen Lettern die Inschrift:

Tempio crematorio per volunta del nobile Alberto Keller eretto e donato alla citta di Milano.

oder auf deutsch:

Leichenverbrennungshalle, nach dem Willen des Grafen Albert Keller erbaut und der Stadt Mailand geschenkt.

Eine weitere Inschrift bringt uns das Distichon:

Vermibus erepti puro consumimur igni;
Indocte vetitum mens renovata petit.

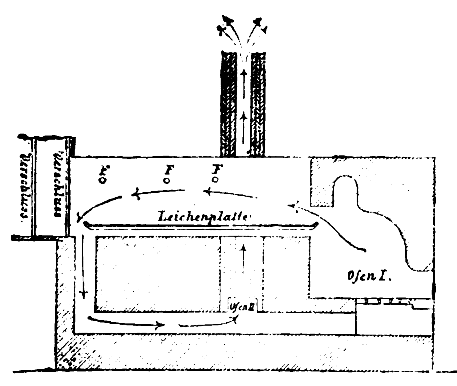
oder auf deutsch in Prosa:

Sonst eine Beute der Würmer, werden wir hier vom reinen Feuer verzehrt. Was ohne vernünftigen Grund verboten war, bemüht sich eine bessere Erkenntnis durchzusetzen.

Das Gebäude, aus Ziegelstein aufgeführt, macht von außen den Eindruck einer Kapelle, zumal demjenigen, welcher es aus unmittelbarer Nähe betrachtet und nun den niedrigen Schorn-

stein nicht erblickt. Eine Abteilung des Baues nach rechts hin dient als Cinerario, d. h. zur Aufstellung der Urnen, in welchen man die Asche der verbrannten Leichen sammelt, und enthält außerdem ein kleines, separates Zimmer, in welchem sich die Leidtragenden aufhalten und der letzten Einsegnung der Leiche beiwohnen. Nach links hin liegt der eigentliche Verbrennungsapparat, der Ofen, von welchem die untenstehende Zeichnung einen senkrechten Durchschnitt vorstellt.

Dieser Apparat besteht aus zwei Oefen, einem größeren I und einem kleineren II, von welchem letzteren ein Rauchrohr geradeswegs nach oben läuft. Vor dem Ofen I befindet sich eine ziemlich geräumige Kammer, welche zur Aufnahme der eisernen Leichenplatte mit der



Durchschnitt des Verbrennungsofens der Mailänder Leichenverbrennungshalle.

Leiche bestimmt und an ihrem nach links gelegenen Ende zu öffnen, bezw. zu verschließen ist. Der Verschluß wird durch zwei eiserne Thüren gebildet und ist ein völlig hermetischer. Soll eine Verbrennung ausgeführt werden, so heizt man beide Oefen an, schiebt mittels einer einfachen Rollvorrichtung die Leiche auf ihrer Platte von links her in die Kammer und verschließt letztere mit der doppelten Thür. Die sehr heißen, flammenden Gase, welche von dem größeren Ofen I ausgehen, streichen jetzt in der Richtung der Pfeile unserer Zeichnung durch die Kammer über die Leiche weg und gelangen dann abwärts steigend zu dem Ofen II in dessen Feuerung, um an dieselbe alles abzugeben, was sie auf ihrem Wege Verbrennungsfähiges behalten, bezw. aufgenommen haben. So kommt es, daß aus dem Rauchrohr, welches, wie wir wissen, vom Ofen II ausgeht, nur Produkte vollständiger Verbrennung entweichen, die den Geruchssinn nicht im geringsten belästigen.

Geheizt wird mit Holz und Kohlen. Die Temperatur, welche so entsteht, beträgt mehrere hundert Centigrade. Wie die heißen Gase auf die Leiche wirken, kann man bei diesem Apparate sehr gut durch kleine rundliche Glasplatten erkennen, welche als Fensterchen (F in der Zeichnung) über einigen Oeffnungen in der Seitenwand der Verbrennungskammer angebracht sind. Man sieht, wie die Leiche zuerst getrocknet, dann versengt und schließlich zu grauer Asche verbrannt wird. Bereits 45 Minuten nach dem Beginn der Operation liegen die Skeletteile frei. Etwas längeren Widerstand, als die äußere Haut und die Muskelmassen, leisten die Eingeweide, einen besonders langen das Herz und die Leber. In anderthalb bis zwei Stunden ist die Verbrennung beendet; die dann auf der Leichenplatte sich befindende und leicht zu sammelnde Asche beträgt etwa 4—5 % des ursprünglichen Gewichts der Leiche, also etwa 4, 5—6 Pfunde.

Es bedarf der Erfüllung einer Reihe von Formalitäten, ehe eine Leiche der Verbrennungshalle übergeben werden darf. In Mailand hat derjenige, welchem die Sorge für die Bestattung obliegt, dem königlichen Präfekten durch Vermittelung des Vereines für Leichenverbrennung ein förmliches Gesuch einzureichen. Diesem muß beigegeben sein ein Todesattest, das von einem Arzte ausgestellt, vom Bürgermeister vidimiert ist, ferner die Genehmigung des Civilstandsamtes und diejenige der Justizbehörde. Außerdem sind zu entrichten:

30	Frank	an den Vorstand des Vereins,
10	„	an den Magistrat,
4,50	„	für die Aschenurne,
3	„	f. d. Deponierung der letzteren.
Sa. 47,50	Frank.	

Wird ein separierter Platz für die Urne gewünscht, so müssen für denselben 50 Frank gezahlt werden, und kommt die Leiche von auswärts, so beträgt die Summe der Gebühren für die Verbrennung 100 Frank. Die Kosten sind demnach nicht unbedeutend; dagegen macht die Einholung des Konsenses dem einzelnen keine Schwierigkeiten, weil der Vorstand des Vereins die Regelung der Angelegenheit in die Hand nimmt. In Gotha betragen die Kosten der Verbrennung selbst 56 Mark.

Vielleicht hat mancher Leser schon die Frage

[illegible], ob denn die Feuerbestattung in der That der bisherigen Methode des Beerdigens so sehr vorzuziehen sei, daß man die althergebrachte Sitte aufgeben müsse. Ist diese Frage, die ja sofort sich aufdrängt, zu bejahen, hat die neue Methode Vorzüge in nennenswertem Maße, so werden wir dem zähen Vorgehen der Vereine für Leichenverbrennung unsere Anerkennung und unseren Dank nicht vorenthalten dürfen. Die Anhänger der Feuerbestattung behaupten nun — und dies ist ihr vornehmstes Argument — daß die Friedhöfe bei der jetzt üblichen Art der Bestattung eine stete Quelle der Verunreinigung von Luft, Boden und Wasser, damit eine sehr häufige Veranlassung schwerer Erkrankungen und vieler Todesfälle seien, daß dagegen die Verbrennung der Leichen absolut keine nachteiligen Folgen für die öffentliche Gesundheit habe. Dieser letztere Satz ist ganz unzweifelhaft richtig. Die Feuerbestattung bringt nicht die geringsten sanitären Gefahren; ja sie bedingt nicht einmal eine Belästigung der Menschen, wenn nur die Ausführung eine rationelle ist. Daher steht diese neue Methode, wie hier unumwunden zugestanden werden soll, hygieinisch entschieden über der bisherigen. Denn, daß die Beerdigung Gefahren bringen kann, darf nicht bezweifelt werden. Sie sind sogar dringend zu befürchten, wenn die Friedhöfe inmitten der Ortschaften liegen, weil dann die Umwohnenden direkt den Emanationen des betr. Bodens ausgesetzt sind. Bedenken muß es auch erwecken, wenn der letztere nicht die geeignete Beschaffenheit hat, wenn das Grundwasser an Ort und Stelle bedeutenden Schwankungen in seinen Niveauverhältnissen ausgesetzt ist, wenn die gesamte Kontrolle des Beerdigungswesens nicht sachverständigen Personen anvertraut wird. Aber wir haben doch allen Grund, die Gefahren unserer bisherigen Bestattungsmethode als nicht beträchtliche anzusehen. Zahlreiche Untersuchungen des Bodens und Brunnenwassers von Friedhöfen haben das übereinstimmende Ergebnis gehabt, daß so schwere Verunreinigungen, wie man vielfach vermutet hatte, nicht stattfanden. Als z. B. vor etwa 15 Jahren in Augsburg ein neuer Gottesacker angelegt werden sollte, und man bei der Gelegenheit Nachforschungen über die Veränderungen anstellte, welche ein mehr als 100 Jahre benutzter Gottesacker bezüglich seines Bodens und Wassers darbot, fand sich von bedenklicher Verunreinigung nichts; ja das Brunnenwasser war chemisch so rein, wie es nur die Hygieine verlangt, und außerdem stellte sich heraus, daß die Friedhofswärterfamilie es seit mehreren Jahrzehnten unausgesetzt genossen hatte, ohne jemals einen gesundheitlichen Nachteil davon zu verspüren. Auf der Versammlung des „Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege“ zu Wien im Jahre 1881, wo dies Thema zur gründlichen Erörterung gelangte, sprachen sich nicht bloß die Referenten, sondern auch die meisten Redner zu gunsten der Ansicht aus, daß die Gefahren der Beerdigung überschätzt worden seien. Die beiden dort aufgestellten Thesen lauteten folgendermaßen: „Die sanitären Nachteile, welche Friedhofsanlagen zugeschrieben werden, entbehren in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle jeder sachgemäßen Prüfung und Begründung. Wirkliche Gefährdungen der Gesundheit durch solche Anlagen sind nur bei recht ungeeigneter Auswahl des Bodens und bei fehlerhaftem Betriebe zu erwarten.“ — Sind diese Thesen auch vielleicht in ihrer Negation der Gefahren etwas zu weitgehend, so hat doch das, bei Gelegenheit der betr. Diskussion vorgebrachte, Material wenigstens soviel erwiesen, daß die Besorgnis vor den gesundheitlichen Nachteilen der Beerdigungsmethode übertrieben war. Wenn dieselben aber nicht so bedeutend, und vor allem wenn sie vermeidbar sind, wie dies feststehen dürfte, so erleidet die Argumentation der Feuerbestattungsfreunde allerdings einen Stoß, weil sie vornehmlich aus den Gefahren, welche die Beerdigung für die öffentliche Gesundheit haben soll, einen Grund entnehmen, den bisherigen Gebrauch aufzugeben.

Es wird ferner gesagt, die Leichenverbrennung sei deshalb vorzuziehen, weil sie die Bestattung eines Lebenden, ich will lieber sagen eines Scheintoten, unmöglich mache. Dies ist ja zweifellos richtig; will man aber nicht einen Scheintoten verbrennen, so muß man zuvor sorgsam nach den Zeichen des Todes forschen. Thut man dies auch vor der Beerdigung, so ist die Möglichkeit des Lebendigbegrabenwerdens absolut ausgeschlossen. Es soll niemand bestattet werden, weder auf die gewöhnliche Weise, noch mittels Verbrennung, dessen Tod nicht durch unzweifelhafte Zeichen sichergestellt ist. Mit vollstem Recht verlangt deshalb die öffentliche Meinung schon lange die Leichenschau, welche in einer Reihe von Ländern, z. B. in Italien und auch in einzelnen deutschen Staaten thatsächlich

bereits besteht und mit Strenge geübt wird. Eine solche Schau durch sachkundige Personen muß jede Besorgnis zerstreuen. Sie ist aber auch vor der Feuerbestattung nötig; ein Punkt, der von denen berücksichtigt werden sollte, welche letztere aus dem soeben erwähnten Grade für besser als die Beerdigung erklären.

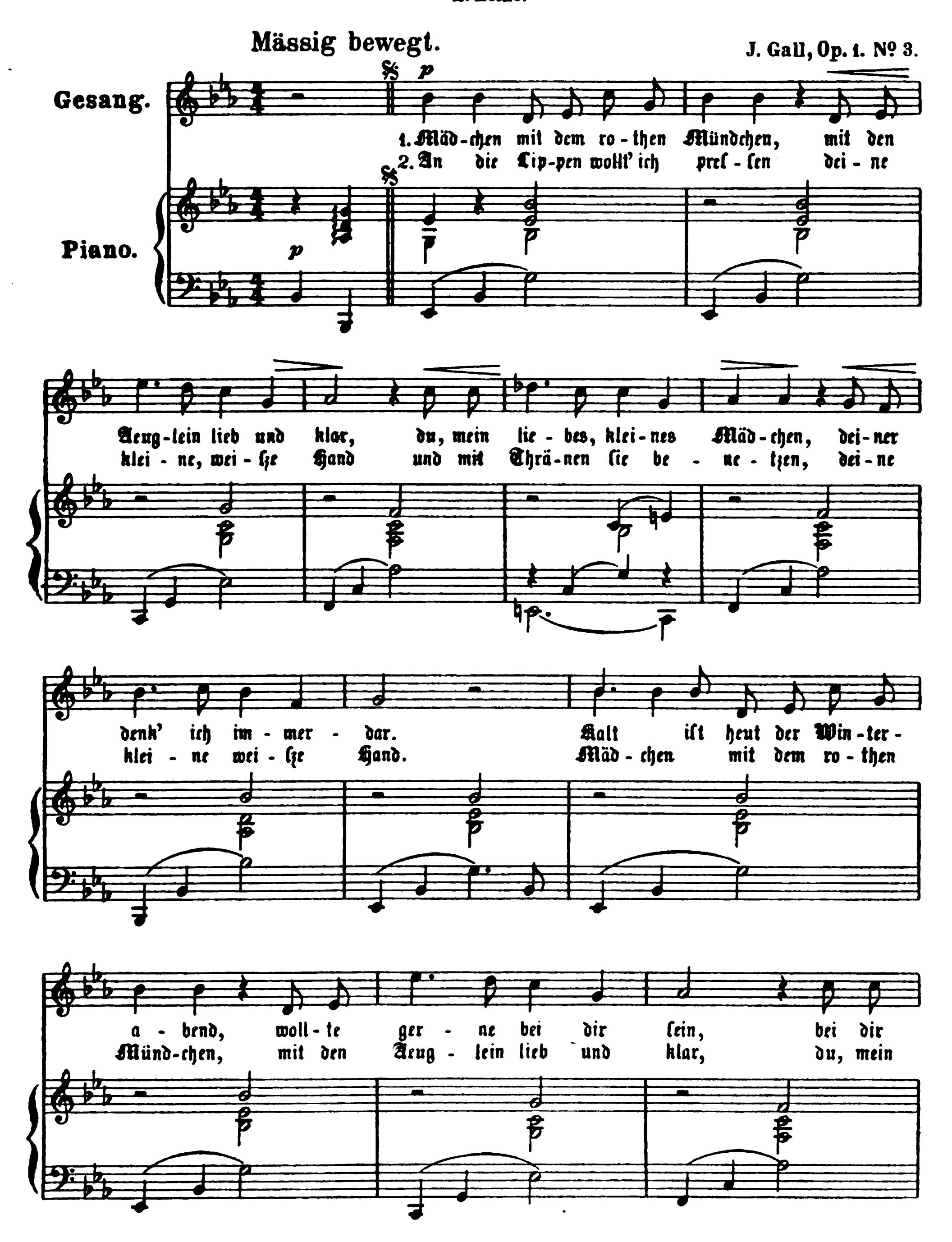
Einen schweren Stand haben die Freunde der Leichenverbrennung den Anforderungen gegenüber, welche aus Rücksicht der öffentlichen Sicherheit die Justiz erhebt und erheben muß. Nie und nimmer wird diese die Feuerbestattung generell gestatten können, weil letztere die Nachforschung nach bestimmten Verbrechen geradezu unmöglich macht oder ihr wenigstens die sicherste Grundlage nimmt. Die Anhänger der Feuerbestattung sagen freilich, durch voraufgehende gerichtliche Sektion der Leiche ließe sich in jedem Falle, in welchem nur der geringste Verdacht bestünde, das Bedenken der Justiz entfernen. Aber eine solche Verteidigung ist doch sehr, sehr schwach. Denn wie oft kommt es vor, daß der Verdacht eines stattgehabten Verbrechens erst nach Wochen und Monaten entsteht. Wie schwer wird es dann dem Untersuchungsrichter, den Thatbestand zu ermitteln, wenn die Leiche dessen, an welchem das Verbrechen begangen wurde, nicht mehr existiert! Alle organischen und unorganischen Gifte zersetzen und verflüchtigen sich auch bei der bedeutenden Hitze, in welcher die Leiche verbrennt, so daß es unmöglich ist, in der Asche noch Morphium, Strychnin, Blausäure, selbst Arsenik u. s. w. wiederzufinden; ein Umstand, welcher in zahlreichen Fällen dahin führen muß, daß die Anklage aus Mangel an Beweismaterial gar nicht erhoben wird, während sie im Falle der stattgehabten Beerdigung wahrscheinlich mit größter Bestimmtheit hätte erhoben werden können. Keine Argumentation derer, welche die Feuerbestattung verteidigen, wird dies Bedenken aus dem Wege zu räumen vermögen. Dazu kommt dann noch, daß mit der Verbrennung einer Leiche jede Möglichkeit schwindet, die Identität festzustellen. Und auch dies vernotwendigt sich manchmal erst Wochen und Monate nach dem Tode.

Erwägungen solcher Art müssen unter allen Umständen ausschlaggebend sein. Bedingungslos haben wir zugestanden, daß die Feuerbestattung, hygieinisch betrachtet, besser sei, als die Beerdigung, wenn schon letztere nicht die großen, ihr oftmals zugesprochenen Gefahren für die öffentliche Gesundheit im Gefolge habe. Aber die Hygieine, so wichtig sie für das allgemeine Wohl ist, darf doch keineswegs den Anspruch erheben, daß sie allein gehört, sie allein berücksichtigt werde, daß man zu ihren Gunsten die öffentliche Sicherheit gefährde. Es ist das ein großer Fehler, der so oft, selbst von tüchtigen Hygieinikern gemacht wird, daß sie glauben und aussprechen, ihre Forderungen seien unter allen Umständen in erster Linie zu erfüllen und durchzusetzen. Wie oft begegnen wir diesem Irrtum auf dem Gebiete der Schulgesundheitspflege, auf welchem doch bei den Forderungen der Hygieine auch stets zu beachten ist, ob sie mit denjenigen der Pädagogik sich vertragen, wie oft begegnen wir ihm auf dem Gebiete der kommunalen Gesundheitspflege und sehen, daß hier die Hygieiniker auf finanzielle Verhältnisse, bestehende Gesetze u. s. w. nicht die Rücksicht nehmen, welche sie nehmen sollten. Denselben Vorwurf machen wir denen, welche behaupten, die Feuerbestattung müsse, weil sie hygieinisch die beste Methode sei, unter allen Umständen eingeführt werden. Sie haben eben zu wenig bedacht, daß noch anderweitige, als gesundheitliche Interessen in Betracht kommen und haben speciell diejenigen der Rechtspflege allzugering angeschlagen. Bei einer so wichtigen Angelegenheit muß alles abgeschätzt werden; und stellt sich heraus, daß Rücksichten auf das allgemeine Wohl den Forderungen der Hygieine bestimmt entgegenstehen, so muß man dieselben fallen lassen oder wenigstens einschränken. Das sollten die Anhänger der Feuerbestattungsmethode doch ja bedenken. Die letztere kann nach allem diesem gar nicht obligatorisch gemacht, ja sie kann nicht einmal, wie auch bereits oben betont wurde, generell erlaubt werden. Es würde dann die öffentliche Sicherheit und damit die öffentliche Wohlfahrt leiden.

Unter den bestehenden socialen Verhältnissen der civilisierten Länder erscheint als das einzig Mögliche, die Leichenverbrennung exceptionell, das heißt lediglich unter besonderen Verhältnissen, unter bestimmten Voraussetzungen und nach Erfüllung bestimmter Bedingungen zu gestatten. Mehr ist trotz aller Agitationen auch in Italien nicht bewilligt und erreicht worden; denn der betr. Gesetzesparagraph spricht ausdrücklich nur von einer Genehmigung „in casi eccezionali e per motivi eccezionali“. Das schweizerische Gesetz vom 26. Juli des Jahres

Mädchen mit dem rothen Mündchen.

H. Heine.



Aus: „*Fünf Lieder*“ für eine Bariton- oder Altstimme mit Begleitung des Pianoforte componirt von *Jan Gall*, Op. 1. Leipzig F. E. C. Leuckart (Constantin Sander) mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlegers abgedruckt.


ſi - tzen, mit dir ſchwa - tzen im ver - trau - ten Käm - mer -
lie - bes, klei - nes Mäd - chen, dei - ner denk' ich im - mer -
lein, bei dir ſi - tzen, mit dir ſchwa - tzen im ver - trau - ten Käm - mer -
dar, du, mein lie - bes, klei - nes Mäd - chen, dei - ner denk' ich im - mer -
pp
lein.
dar.
p
pp
Da capo dal segno.

1877 gestattet die Verbrennung der Leiche ausschließlich dann, wenn der Betreffende selbst den Wunsch schriftlich kundgab, nach seinem Tode verbrannt zu werden, und wenn außerdem die erfolgte Autopsie (Sektion) den vollen Beweis erbrachte, daß der Tod nicht die Folge eines stattgehabten Verbrechens sei.

Auch in Gotha wird die Feuerbestattung einer Leiche allemal nur als ein Ausnahmefall zugelassen und die darauf bezügliche Genehmigung stets von der strikten Erfüllung gewisser Bedingungen abhängig gemacht. Die betr. Verfügung (vom 1. August 1877) enthält nämlich folgende Bestimmungen: „Die Feuerbestattung soll nur auf eine von der Ortspolizeibehörde schriftlich ausgestellte Genehmigung erfolgen. Letztere ist für jeden einzelnen Fall zu erwirken und darf nur erteilt werden, wenn

a) nachgewiesen ist, daß entweder der Verstorbene seine Feuerbestattung selbst in rechtsgültiger Weise anordnete, oder daß von den Personen, welche für die Bestattung zu sorgen haben, die Feuerbestattung gewählt wurde, und wenn außerdem

b) der Physikatsarzt auf Grund einer vollständigen Besichtigung der Leiche schriftlich bescheinigt hat, daß auch nicht der entfernteste Verdacht vorliegt, es könne der Tod durch verbrecherische Thätigkeit eines Dritten herbeigeführt sein, und wenn endlich

c) die seitens der Ortspolizeibehörde aktenmäßig festzustellende Erörterung der Umstände des Todes dasselbe Resultat, wie die Nachforschung des Physikatsarztes ergeben hat.

Jedermann ersieht hieraus, wie ungemein vorsichtig man da zu Werke gegangen ist, wo man die Feuerbestattung überhaupt erlaubte. Ueberall sind zuvor bestimmte Bedingungen zu erfüllen, ehe jene Bestattung ausgeführt werden darf. Von einer generellen Erlaubnis ist nirgends die Rede. Hieran wird auch die Zukunft schwerlich viel ändern, weil der Staat mit Rücksicht auf das allgemeine Wohl den Freunden der Leichenverbrennung keine weiteren Konzessionen zu machen imstande ist, als wie sie im Vorstehenden angegeben wurden.

Einer größeren Ausbreitung der hier besprochenen Bestattungsmethode steht aber noch ein anderer gewichtiger Umstand entgegen, nämlich der, daß sie mit nicht unerheblich höheren Kosten, als die Beerdigung verbunden ist. Wenn die bloße Verbrennung — den sonstigen Aufwand für Transport der Leiche u. s. w. lasse ich unberücksichtigt — 56 Mark kostet, so ist das eine Summe, welche für die Mehrzahl unerschwinglich sein dürfte. Dies würde allerdings anders werden, wenn die Feuerbestattung weitere Ausbreitung erlangte und dann ein Leichenverbrennungsofen nicht, wie jetzt, jedesmal frisch angeheizt zu werden brauchte. Möglicherweise gelingt es im Laufe der Zeit einmal der rastlos vorwärts schreitenden Technik, den großen Verbrauch an Heizmaterial und damit den Betrag der Kosten um ein Nennenswertes herabzusetzen, auch die ganze Anlage billiger herzustellen. Vorläufig liegt das Ziel uns aber noch recht fern.

Im allgemeinen erscheinen demnach die Aussichten, daß die neue Bestattungsmethode weiteren Eingang finden werde, nicht sehr groß, zumal wenn man in Anschlag bringt, daß ihre Einführung einen sehr schweren Kampf mit einer alten, tief eingewurzelten Sitte, zu bestehen hat, deren Verdrängung von der bei weitem größten Mehrzahl der Menschen als ein Akt der Impietät angesehen wird. Wohl aber könnte es in Frage kommen, ob die Leichenverbrennung nicht mit Rücksicht auf ihre thatsächlichen sanitären Vorzüge bei bestimmten Gelegenheiten und Veranlassungen angewandt werden sollte. Sehr nahe liegt es, daß man in Zeiten schwerer Epidemieen ihrer sich als eines Mittels bediene, um der Weiterverbreitung der Krankheit vorzubeugen. Für solchen Zweck ist die Feuerbestattung in der That bereits von vielen empfohlen worden, und zwar auch von solchen, welche ihr im allgemeinen nicht das Wort reden. Es steht ja fest, daß die Leichen der an gewissen Infektionskrankheiten Verstorbenen in hohem Grade ansteckend sind. Dies gilt ganz besonders von der Diphtheritis und dem Kopfgenickkrampf, zwei so sehr gefürchteten Leiden. Die Fälle sind gar nicht selten, in denen die bloße Besichtigung der Leiche eines Diphtheritischen den Ausbruch der Krankheit bei demjenigen hervorrief, welcher die Besichtigung vornahm; und daß die Leiche eines an Kopfgenickkrampf Verstorbenen sogar ansteckender ist, als der betr. Mensch während seines Leidens, hat man zum Oefteren aufs bestimmteste konstatiert. Vernichtung der Ansteckungsfähigkeit läßt sich nun aber durch nichts sicherer, als durch Feuer bewerkstelligen. Mit diesem vermögen wir infizierte Kleidungsstücke, Betten, Bettstroh unschädlich zu machen, mit ihm könnte man auch in schweren Epide-

mieen, die von den Leichen drohende Ansteckungsgefahr beseitigen und würde eventuell gut daran thun, vorhandene Verbrennungshallen zu diesem Zwecke zu benutzen. Ob es dagegen ratsam sei, lediglich für die Verbrennung von ansteckenden Leichen solche Hallen, die doch immerhin in den meisten Orten nur ganz gelegentlich benutzt werden würden, zu erbauen, ist eine andere Frage, welche gewiß von allen Unparteiischen im verneinenden Sinne beantwortet werden wird, weil die Kosten sich allzuhoch stellen.

Man hat die Leichenverbrennung auch als hygieinische Maßnahme im Kriege empfohlen und thatsächlich ausgeführt. Schon im April des Jahres 1814 wurde sie in der Nähe von Paris bei Montfaucon seitens der Verbündeten behuf wirksamer Desinfektion des Schlachtfeldes angeordnet. Gegen 4000 Leichen gefallener Soldaten sollen damals verbrannt worden sein. Gleiches geschah im Jahre 1870 nach der Schlacht von Sedan in der Nähe dieser Stadt. In letzterem Falle war aber der Erfolg kein genügender. Der bei den betreffenden Maßnahmen beteiligte Belgier L. Créteur erklärte sich allerdings durchaus befriedigt und lobte die von ihm angewandte Methode sehr. Es scheint jedoch, daß er sie in zu günstigem Lichte dargestellt hat, und daß die Schwierigkeiten einer Feuerbestattung auf dem Schlachtfelde doch größer sind, als bis dahin vielfach angenommen wurde. Jedenfalls haben in jüngster Zeit die Hygieiniker unter den Militärärzten sich entschieden mehr für die methodische, rationelle Beerdigung der Gefallenen ausgesprochen und erklärt, daß dieselbe den Forderungen der Gesundheitspflege durchaus genüge.

Ich bin damit am Schlusse meiner, ohne Voreingenommenheit begonnenen Betrachtung angelangt. Fasse ich das Ergebnis derselben zusammen, so geht es dahin, daß bei uns die Leichenverbrennung niemals obligatorisch werden kann, obgleich sie hygieinische Vorzüge vor der Beerdigung hat, daß sie unter bestimmten Voraussetzungen erlaubt werden, in Zeiten schwerer Epidemieen zur Verhütung der von den Leichen drohenden Ansteckungsgefahr sogar empfohlen werden, immerhin aber nur in beschränktem Umfange zur Anwendung kommen kann.

Die Parteien in England.

Von

Francis Broemel.

Der französische Botschafter Waddington, ein Engländer von Geburt und deshalb in London persona gratissima und besonders geeignet, Meinungsverschiedenheiten zwischen beiden Nationen taktvoll zu behandeln, hielt jüngst als Gast des Lordmayors der City eine Tischrede in Beantwortung eines Toastes. Er führte den Engländern zu Gemüte, daß sie nicht zu herbe über ihre Nachbarn urteilen dürften, wenn diese auf dem Wege freiheitlicher Entwickelung nicht so schnell zu gediegenen Verhältnissen gelangen könnten, die zu erreichen ja das englische Volk selber sich zweihundert Jahre Zeit genommen. Das sind wohlgemeinte und zutreffende Worte, nur ist erheblicher Zweifel daran erlaubt, ob an der Seine jemals dasjenige Temperament zum Worte gelangen werde, welches sich hier zu Lande im Volkscharakter ausdrückt. „Blut ist ein ganz besonderer Saft“ bekanntlich, und bestimmt auch das Tempo einer Volksentwickelung. Die Gegensätze zwischen beiden Völkern sind gar groß. Während der Franzose das, was ihn bewegt, auch äußerlich und zwar mit Ungestüm zum Ausdruck bringt, wird dem Engländer „Ruhe im Sturm“ gleichsam anerzogen, und das gilt nicht bloß von den sogenannten besseren Klassen, sondern auch der geringe Mann mit dürftigster Erziehung verzieht kaum eine Muskel in Momenten, wo der Franzose mit beiden Fäusten in die Luft fährt. Dabei gärt es bei ersterem dennoch oft viel nachhaltiger, als bei diesem. Während die französische Nation das besitzt, was in gewissen Tagen zu einer Tugend werden „kann“, nämlich den Enthusiasmus der Initiative, auch auf die Gefahr hin, am eigenen schmerzenden Leibe experimentieren zu müssen, fehlt auch dem beschränktesten Sohne Albions nicht das Gefühl von dem, was ausführbar ist und was nicht. Und dieser Charakterzug tritt im englischen Parteileben, von dem ich hier reden will, in der Bereitwilligkeit zum sachlichen Kompromiß zu Tage, die dem kontinentalen Partei-Gegenüber nicht, oder vielmehr noch nicht innewohnt, zum Teil wohl, weil eben der Hintergrund jener „zweihundert Jahre“ fehlt, von denen der Botschafter Waddington gesprochen.

Im kontinentalen Parteileben rügt man es, wenn ein Politiker den Uebergang von einer Farbe zur anderen, etwa zur ganz entgegengesetzten vollzieht. In England hält man solchen Wechsel für menschlich und natürlich auch im gereiften Mannesalter sogar, denn niemand mißtraut so leicht den Motiven. Disraeli war ein entschiedener Liberaler — ich rede gar nicht von seinem jugendlich-stürmischen „Revolutionären Epos" — und starb als Lord Beaconsfield und ein Hochtory. Gladstones erste Parlamentsrede war zu Gunsten der Sklavenhalter von Jamaika; er war noch lange nachher die Hoffnung der Tories und ist heute das Haupt der großen liberalen Partei. Lord Derby, der in früheren Jahren von den Liberalen „der kommende Mann" geheißen ward, saß in zwei konservativen Kabinetten und ist jetzt Minister unter Gladstone. Das Gesagte gilt aber nicht nur von den Spitzen, sondern auch von ganzen Wählerschaften. Angenommen, daß bei den nächsten Neuwahlen, die mutmaßlich in den nächsten Spätherbst fallen werden, eine bedeutende konservative Majorität sich entwickeln sollte, so wäre es ein Fehlschluß, daraus auf eine gründliche Umfärbung von Liberalen schließen zu wollen. Es würde der Ausfall von dem Sessionsprogramme abhängen — von irgend einer mächtigen Zukunftsfrage, von dem, was als ausführbar oder als nicht ausführbar erkannt wird. Weil weder der Liberale dem Konservativen noch dieser jenem etwas anderes zutraut, als nach bester Ueberzeugung, wenn auch auf verschiedenem Wege das Beste des Vaterlandes zu wollen, so hat sich die Kluft zwischen den beiden Parteien mehr und mehr verflacht. Sie können schon öfters trocknen Fußes durch das Bett gehen, das ehedem oft von Stromschnellen durchwühlt wurde. Als vor kurzem die Tochter des Toryführers im Hause der Lords, des Marquis Salisbury, vom Sohne des liberalen Lordkanzlers heimgeführt wurde und der alte Premier Gladstone dabei als Trauzeuge erschien, feierte die politische Welt in ihrer Stimmung den Hochzeitsfrieden mit. In der Presse senkten die Gegner salutierend die Feder und ließen den Lichtseiten am politischen Gegner alle Gerechtigkeit widerfahren. Die Irländer sind natürlich davon ausgenommen, welche eigene Wege gehen, das unselige mémoire des siècles nicht loswerden können und sich auch im Temperament vom Angelsachsen oder Schotten beinahe so tief unterscheiden, wie der Norweger vom Sicilianer. Die Instinkte beider Nationalitäten gehen einander gleichsam aus dem Wege trotz sechshundertjähriger Zusammengehörigkeit. Die Irländer im Parlament erhoffen in den nächsten Neuwahlen, daß von den 105 Mitgliedern, welche gegenwärtig „die grüne Insel" vertreten, die größere Hälfte zu den Irreconciliables gehören werde. Einer ihrer Chefs hat öffentlich der konservativen Opposition den charakteristischen Vorschlag gemacht, einen Pakt mit den irischen Nationalisten einzugehen. Danach würden sich diese verpflichten, ihre Landsleute im eigentlichen England anzuweisen, immer wie ein Mann für konservative Kandidaten zu stimmen, so deren Partei ihnen in Irland selber freie Hand lassen wolle. „Wir fragen", sagt er, „nicht im mindesten danach, welche Partei in England am Ruder sich befindet, so lange uns die Chance erwächst, in Irland selber ein eigenes nationales Parlament auf die Füße zu stellen." So weit die Irländer.

Von einer radikalen oder demokratischen Partei redet man in England eigentlich erst seit zwei Jahrzehnten; im Großen und Ganzen handelt es sich dabei nur erst um eine tiefere Schattierung der liberalen Gruppen. Radikal schalt man noch bis auf die neueste Zeit sogar jeden Politiker, welcher die Gründung eines Standes bäuerlicher Eigentümer, welcher im vereinigten Königreiche gänzlich fehlt, auf ihr Programm schrieb. Mancher Radikale, neben welchem zu sitzen einem Hochtory die Haut schaudern würde, möchte in einer festländischen Kammer nur erst zum linken Centrum gerechnet werden. Vor vierzig Jahren schlug man in England drei Kreuze vor dem Namen „Chartist" und doch ist längst der bei weitem größere Teil ihrer „Umsturzideen" zum Landesgesetz in solidester Form geworden. Als die ersten Trades-Unions entstanden, transportierte man mehrere der Urheber der Bewegung nach den Strafkolonieen in Australien und heute schilt man dieselben Leute hie und da „Arbeiteraristokraten", und die Ersten des Landes übernehmen zuweilen mit Vergnügen den Vorsitz bei ihren Meetings.

Dies erklärt sich durch den einfachen Umstand, daß es in England keine reaktionäre Partei gibt — ein Rückschrittsmann nach festländischen Begriffen gölte hier als ein „einsamer Robinson auf der Insel seiner Idee". Wie lange man auch auf parlamentarischem Podium einander die Zähne gewiesen, wie zähe man auch um jeden Satz und Buchstaben einer

Neuerung gefeilscht haben mag, im Momente, wo das Fiat ergangen, denkt kein Politiker mehr daran, das Gewordene wieder in Frage stellen oder irgend einmal in das Reich des Nichts zurückweisen zu wollen — ja auch nur zu wollen. Darin unterscheidet sich England wesentlich von anderen Ländern. Englische Politiker erklären dies aus der langsamen Bedächtigkeit alles englischen Fortschritts, aus der erschöpfenden Ausführlichkeit der Debatten innerhalb und außerhalb des großen Senats des Reichs, so daß, um es derb auszudrücken, das Getreide bis auf das letzte Körnlein ausgedroschen und sogar das Stroh noch klein gehauen wird, weshalb kein posthumer Widersacher auch nur die bescheidenste Handhabe noch ausfindig machen könnte, um eine Reaktion in dieser oder jener Frage vorzubereiten. Wird ein Gesetz abgeschafft, so wird dasjenige, welches an seine Stelle tritt, niemals weniger gewähren, als das vorige gethan. Es kommt ferner einem britischen Staatsmann niemals bei, das Parlament mit einer Vorlage „überraschen" zu wollen; er wartet immer erst den Ausdruck des öffentlichen Begehrs ab und verzichtet auf Originalität seiner persönlichen Initiative. Er ersinnt keine Experimente und erfindet keine Bedürfnisse, um sich etwa als Retter verewigen zu können.

Der Baum englischer Freiheit ist knorrig und höckerig gewachsen; er wurde in seiner Jugend nicht am Spalier herumgezüchtet — die Stürme der Geschichte haben oft wild im Geäst gehaust, aber tief und weit liegen die Wurzeln. Wie anders in Frankreich, wo der Treibhauskunst zur Lieferung von politischen Setzlingen kein Ende wird und fast in jedem Jahre einmal das Bäumchen heftig aus dem Erdreich gezogen wird, um die Wurzeln einer Kritik zu unterwerfen. Die englische Freiheit hat keine Lieder — sie hat deren nie bedurft; auch das stolze „Rule Britannia" ist eigentlich eine Geschäftshymne im grandiosen Stil mit breitausholenden Ellbogen gegen jeden Widersacher. Die englische Freiheit ist keine bräutliche Schwärmerin für Fahnen und Kränze, sondern eine gediegene Hausmutter, welche die Groschen zusammenhält und noch nicht jene melancholische Stunde zu fürchten hat, wo sie eines Tages auf ihrem Haupte das erste weiße Haar entdecken würde.

Das bei Jedermann vorhandene Bewußtsein von der absoluten Sicherheit des Erworbenen erklärt das Phlegma des Engländers selbst politischen Mißständen gegenüber, die anderswo zur Gärung führen würden. Wenn man auch von stürmischen Meetings auf englischem Boden liest, wo die Parteigegensätze aufeinander prallen, so ist doch der Sturm in den Gemütern schon am nächsten Morgen vorüber. Man hat hier zu Lande ein Sprichwort: „Harte Wochen brechen keine Knochen entzwei", und wenn in Stadt und Land eine Monsterversammlung einmal der anderen folgt, so wird damit gerade soviel Dampf flüchtig, als nötig ist, um eine Explosion des Kessels zu verhindern. Es gibt — die irische Gruppe abgerechnet — keinen Parteienhaß und im entscheidenden Moment tritt das Kompromiß — das Erreichbare — allein in Geltung. „Wir sind ein Volk von derben Arbeitern und Geschäftsleuten," sagt man hier und der Brite vergießt kein Blut für eine Idee, die sich nicht in das Register eines soliden Contobuches eintragen ließe.

In nächster Zeit kommt eine weitere Reform des Wahlrechts auf das Tapet. Die Parteien nehmen Stellung und die Radikalen erhoffen Wunderdinge von der Umgestaltung. So thaten sie auch, als das Ballot — die geheime Zettelwahl — eingeführt wurde, aber das Resultat war wenig von demjenigen früherer Wahlen verschieden. Der Arbeiterstand ist immer nur erst in Zweien im Parlament vertreten, aber die radikalen Organe pochen darauf, daß, wenn die Wähler aus dem Arbeiterstande fest zusammengehalten hätten, schon jetzt ihrer dreißig Sitz und Stimme haben würden. Es ist jedoch nicht so gekommen — ein Beweis wiederum, daß kein eigentlicher „Schmerzensschrei" vorhanden gewesen. — Vor allem aber ist der Arbeiterstand vom Socialismus, wie solcher auf dem Festlande sich darstellt, nicht im mindesten angekränkelt. Die englische Arbeiterpartei schickte Delegierte jüngsthin nach Paris, um an einem internationalen Meeting von Arbeitern teilzunehmen. Mehr als ein französischer Redner erklärte dort aller Welt den Krieg, und Haß jedem feinen Rock insbesondere, aber die Briten kehrten nicht nur völlig unüberzeugt zurück, sondern hatten überdies die Genugthuung erlebt, daß eine Resolution ihrerseits, frei vom socialistischen Wundfieber und Paroxysmus, zur Annahme gelangt war. Große Geschäftskatastrophen, wiederholte lange Notstände könnten diese Besonnenheit einmal untergraben und ein Parteierdbeben hervorrufen, das vieles in Trümmer werfen möchte, aber das sind weit ausliegende Möglichkeiten, welche auf irgend welche berechenbare Zeit hinaus



Böses Omen. Von H. Kotschenreiter.

noch niemand hier zu Lande bangen Herzens zu erwägen hat. Geist und Blut sind gesund, und man bedarf keiner Medikamente noch der Säge des Chirurgen, sintemal kein Krankenlager vorhanden ist. Was an Uebeln besteht, das sind nur eben Narben am Leibe eines Herkules.

Murano.

Von

Bruno Bucher.

ie lange noch Venedig das in vollem Umfange halten wird, was sein Anblick dem zu Schiffe Ankommenden verheißt, und was von Byron und Platen abwärts in allen Sprachen begeistert geschildert, von tausend Malern wiederzugeben versucht worden ist? Verschiedene Kräfte wirken nur zu erfolgreich auf die Zerstörung jenes einzigen geheimnisvollen Zaubers hin, und bei jedem neuen Besuche gewahrt man neue Spuren der unablässigen Arbeit, welche darauf abzielt, Venedig — anderen Städten ähnlich zu machen. Je gewaltsamer die Flüsse aus den entwaldeten Gebirgen ihre Geröll- und Schlammmassen herbeiführen, desto rascher wachsen die kahlen „Velme“ zu bewachsenen „Barenen“ an und diese zu Inseln, die sich mit den älteren zu vereinigen trachten, und so versanden nach und nach die Wasserstraßen. Die Geschichtsforschung lichtet mehr und mehr das düster romantische Bild, in welchem uns früher die Republik mit dem Rate der Zehn, den Bleikammern und den Justizmorden gezeigt worden ist. Und, was das Schlimmste, der „Zeitgeist“ respektiert nicht mehr die ehrwürdige Vergangenheit und deren wohlüberlegte Einrichtungen. Ein Dampfer rasselt den Canal grande entlang, rücksichtslos die breite Bahn durchschneidend, auf welcher sonst nur die Barken lautlos hinglitten und Gondeln sich tummelten; die „Calli“, schmal und schattig, sollen zu breiten sonnigen „Straden“ und „Vien“ werden, und es hat allen Anschein, als sollte die auf solche Weise zur „Calle 22. Marzo“ beförderte alte Calle S. Moisè sich zu dem „Corso“ auswachsen, welchen heutzutage keine italienische Stadt mehr entbehren mag! Kann man aber erst zu Wagen in Venedig herumkutschieren, dann wird es manchen Leuten dort sehr gut gefallen, die jetzt nur Ruinen, Schmutz und üble Gerüche entdecken.

Fig. 1. Pokal. Fig. 3. Tafelaufsatz. Fig. 2. Pokal.

Unberührt bleiben zum Glück noch und werden es hoffentlich lange bleiben die auf der Lagune schwimmenden Inseljuwelen: San Lazzaro mit dem köstlichen Kreuzgang, wo einst Byron beneidenswerte Rast hielt, im Südosten — Torcello mit seinen Mosaiken und Burano mit den Scharen schwarzköpfiger Spitzenarbeiterinnen, die mit gleicher Unermüdlichkeit die Zungen und die Nadeln laufen lassen, im Nordosten — im Norden endlich Murano. Kann man auf dem erstgenannten winzigen Eilande sich weit, weit

weg träumen von dem ruhelosen, geräuschvollen Treiben der Welt, so umschwirrt die schlanken Glockentürme der anderen noch die ganze Beweglichkeit und Schwatzhaftigkeit dieses armen, genügsamen, harmlosen und anstelligen Volksstammes. Der Reisende, der vornehm einige Soldi unter die Kinder wirft, damit sie sich um die kleine Münze balgen, wendet dann wohl verächtlich den Rücken und fragt, was aus dem Bettelvolke werden solle? Aber die Rangen werden so emsige und sorgfältige Arbeiter, wie man sie nur wünschen kann. Wie die Mädchen von Burano rasch den alten Ruhm der venezianer Punti erneuert haben, so blüht auf Murano die Glasmacherkunst wieder auf. Daß hier und da die Kunstfertigkeit gesunken und endlich fast vergessen war, lag nicht am Fleiß- und Geschicklichkeitsmangel der Arbeiter, die, wie sich zeigt, nur der Anregung und des Absatzes bedurft hatten, um in die Fußstapfen ihrer Voreltern zu treten.



Fig. 4. Pilgerflasche mit dem Wappen der Visconti. Fig. 5. Pokal.

Vor etwa zwanzig Jahren war freilich von der hochberühmten und ausgedehnten muraneser Glasindustrie fast nichts übrig geblieben, als die in sieben vereinigten Geschäften betriebene Fabrikation von Stickperlen. Aber zum zweitenmal sollte von der Conteria, den Perlen für Rosenkränze und Schmuck und sonstigen Kleinigkeiten aus farbigem Glase, und von den Schmelzwürfeln für Mosaikmalerei eine Blütenperiode der venezianischen Gefäßbildnerei eingeleitet werden. Wir leben so rasch und vergessen so schnell! Venezianische Flügelgläser sind auf jeder Ausstellung zu sehen und Glasmosaik bürgert sich bereits als Häuserschmuck in unseren nordischen Städten ein — was ist dabei Großes? Aber um die Mitte dieses Jahrhunderts gab es nur einen einzigen Menschen, der da Email für Mosaikwürfel und für Chalcedonglas zu bereiten verstand, Lorenzo Radi aus Murano, sein Schüler wurde der Advokat Alessandro Salviati, welchen der Gedanke begeisterte, seiner Vaterstadt wenigstens eine von den alten Ruhmes- und Reichtumsquellen wieder zu öffnen; und mit all seiner Energie und Opferlust würde dieser gescheitert sein, wenn ihm nicht England die Gelegenheit, sein Können zu bewähren, gegeben, und ihm dann größere Mittel zum Betriebe gewährt hätte. Als sein neues System, Mosaikgemälde nicht an Ort und Stelle der Bestimmung, sondern in seiner Werkstätte ausführen und nach allen Weltgegenden versenden zu lassen, die Feuerprobe bestanden zu haben schien, ging er auch an die Wiederbelebung der altvenezianischen Glasbläserei, die jetzt von der „Compagnia Venezia-Murano“, von deren Niederlage am Canal grande der Mosaikschmuck weithin leuchtet, in so großartiger Weise betrieben wird.

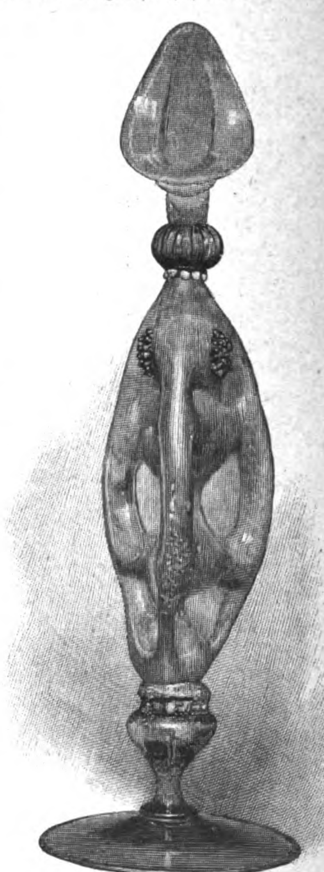


Fig. 6. Chirurgisches Instrument.

Das Alter der Glasmacherei in Venedig und

Murano läßt sich mit Sicherheit nicht feststellen. In das zehnte Jahrhundert werden die ältesten Mosaiken von S. Marco gesetzt, aus dem Jahre 1083 datiert ein das Glas erwähnendes Aktenstück im Archiv von Murano, 1268 treten die Glasmacher in Venedig bereits als Zunft auf, und nicht viel später fing man an, die asiatischen Völker mit Schmucksachen aus buntem Glasfluß zu versorgen. In der Mosaikmalerei waren byzantinische Künstler die Lehrer, aber heimischer Unternehmungs- und Handelsgeist trieb zu anderweitiger Ausnutzung des Schmelzglases an, und aus dem Osten brachten die Schiffe der Republik wohl die künstlerischen Anregungen mit, durch welche die Gefäßbildnerei vom Handwerk zur Kunst erhoben wurde. Unter den ältesten venezianischen Gefäßen in unseren Sammlungen lassen gewisse aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammende wenigstens den Einfluß orientalischer Dekoratiosweise nicht verkennen und bilden eine Gruppe, welche sich stilistisch scharf absondert von den übrigen Arbeiten, namentlich denen der Folgezeit. Das Glas ist in der Masse gefärbt, meistens tiefblau oder grün, mit geometrischen Ornamenten in Gold und Emailfarben, Kombinationen von Linien und Perlen, zuweilen förmlichem Spitzenmuster, dazwischen Wappen, oder Medaillons, oder Friese mit figürlichen Darstellungen — die Formen einfach und streng. Wohlerhaltene und reich dekorierte Exemplare, insbesondere die sogenannten Brautschalen, weite Gefäße mit Fuß, die Cupa mit Bildnissen, Wappen oder allegorischen Darstellungen bemalt, Geschenke an Neuvermählte, gehören daher nicht einzig wegen ihrer Seltenheit zu den Schaustücken der Sammlungen, z. B. jene im Museo Correr zu Venedig und im städtischen Museum zu Trient. Ein ungewöhnliches Stück verwandter Art befindet sich in der Sammlung des Herrn v. Lanna zu Prag: ein vielleicht erst nachträglich zum Kruge umgestaltetes Gefäß von weiß emailliertem Glase, der Henkel grün mit Goldstaub, Hals und Fuß in der erwähnten Weise ornamentiert, um den Bauch des Gefäßes aber ein Triumphzug der Amphitrite, ganz in der Art der venezianischen Holzschnitte vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gezeichnet und kräftig koloriert. Typen dieses Genres zeigen uns die Figuren 1, 2, zwei grüne Pokale, der eine mit Spitzenwerk, der andere mit Putten und Blumengewinden bemalt, ferner Fig. 4, Pilgerflasche mit dem Wappen der Visconti, und 5. Die ornamentale Behandlung erinnert häufig an die sogenannten venezianischen Emaillen, deren Herkunft immer noch nicht aufgeklärt ist. Dieser Frühzeit gehört auch das wunderliche chirurgische Instrument Fig. 6 an, und ebenso mag der Teil eines Tafelaufsatzes Fig. 3, der knieende Negersklave aus schwarzem Glase, auf dessen Nacken leider nicht mehr die Fruchtschale ruht, dahin zu setzen sein. Aeußerst selten sind Gläser von noch ausgesprochen gotischen Formen.

Fig. 7–9. Flügelgläser.

Einer solchen Leistungsfähigkeit mußte langjährige Uebung vorausgegangen sein, und es fehlt nicht an Daten, welche, wie die bereits angeführten, die frühere große Bedeutung der venezianischen Glasindustrie darthun. Die erste Bedingung des Gedeihens derselben lag in dem Vorhandensein des Grundstoffes. Zunächst erwies sich der Sand der Inseln als vortrefflich geeignet, und bald entdeckte man in Pflanzen, die auf eben diesem Sande wachsen, jenes Kali, welches bis dahin aus dem Orient bezogen worden war. Als Marco Polo, der mit seinem Vater Nikolo und dessen Bruder Maffeo fast ein Vierteljahrhundert in Inner- und Ostasien zu-



gebracht hatte, 1295 in die Heimat zurückgekehrt war, machte er seinen Landsleuten die Exportfähigkeit ihrer falschen Edelsteine, Perlen u. s. w. nach jenen Gegenden begreiflich. Und je erfolgreicher sich die dahin gerichteten Unternehmungen gestalteten, desto mehr waren die Venezianer darauf bedacht, jede Konkurrenz im voraus zu ersticken. Solche drohte namentlich von Deutschland her. Deshalb verbot man die Ausfuhr der Grundstoffe, ja sogar der Glasscherben, durch deren Umschmelzung eine gleiche feine Masse, wie in Venedig, gewonnen werden konnte, wie Chinesen und Japaner bis in die jüngste Zeit europäisches Glas umgearbeitet haben. Auch die Konzentrierung sämtlicher Glashütten auf Murano gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts hatte wohl mit den Zweck besserer Geheimhaltung. Dieser Grund war freilich nicht der einzige. Es hat etwas Beschämendes, zu sehen, wie vor einem halben Jahrtausend die Regierung der Republik die Oefen wegen ihrer Feuergefährlichkeit und wegen des der Gesundheit nachteiligen Rauches aus der Stadt verbannte, während die Gegenwart alle großen Städte im Kohlendunst der Fabrikschlöte ersticken läßt!

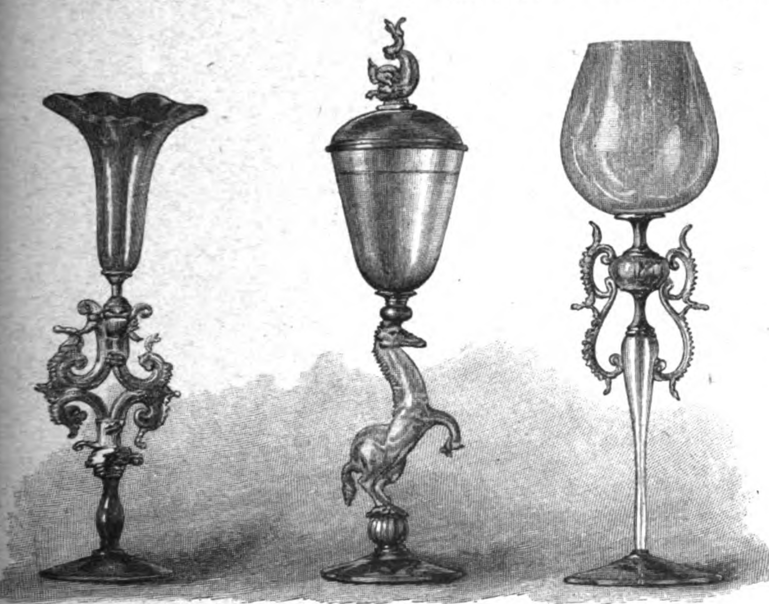


Fig. 10–12. Flügelgläser.

Zugleich konnte man, wie angedeutet, wenn alle Glasöfen auf dem kleinen Eiland vereinigt waren, die Arbeiterbevölkerung leichter beaufsichtigen, als in der ausgedehnten Stadt mit ihrem lebhaften Schiffsverkehr. Und die Sorge, daß die Fabrikationsgeheimnisse nicht verschleppt werden möchten, überwog bald jede andere. Durch Jahrhunderte zog sich derselbe Kampf hin, wie später um die Geheimnisse der Porzellanfabrikation, nur wurden in demselben von seiten Venedigs andere Mittel aufgeboten. Den Versuchungen fremder Fürsten und Städte setzte man strenge Auswanderungsverbote entgegen, gegen das Einschleichen ausländischer Arbeiter war man auf der Hut. Aber die Verbote schreckten nicht die Arbeiter, denen lockende Anerbietungen gemacht worden waren, und die umsoweniger an die Rückkehr dachten, je schwerere Strafen man ihnen androhte. Der häufige Wechsel in den Maßregeln beweist, wie wenig alle sich bewährt haben. Einmal sollen die flüchtigen Glasmacher ihr Heimatsrecht verlieren. Später ruft man sie zurück, und kerkert, wenn sie nicht folgen, ihre Verwandten ein. Noch später sieht die Regierung sich genötigt, ihnen die Heimkehr wieder ungefährlich zu machen. Dann nimmt sie ihnen hohe Geldstrafen ab. Der Verrat etwaiger Verbindung mit dem Auslande wird den Loyalen zur Pflicht gemacht, und in einzelnen Fällen sollen den Ausgewanderten Banditen nachgeschickt worden sein. Doch finden wir auch Verfügungen, wie sie damals von den meisten Zünften oder deren Obrigkeiten getroffen wurden, um das Gewerbe ehrenhaft und stark zu erhalten, Verbote des Verkaufs schlechter Ware, des betrügerischen Vertriebes falscher Edelsteine, des Aufkaufs und der willkürlichen Verteuerung des Fabrikats u. s. w. Jeder Besitzer einer Fabrik, deren Murano um das Jahr 1500 vierundzwanzig zählte, war verpflichtet, jährlich einen bestimmten

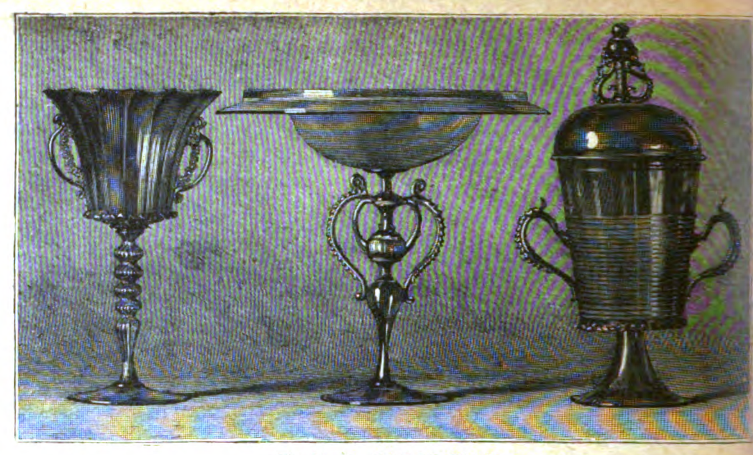


Fig. 16–18. Feinstes Tafelgerät.

Betrag in eine gemeinschaftliche Kasse zu zahlen, aus welcher arme, kranke oder arbeitslose Gewerbsgenossen unterstützt und eine Zeichnenschule erhalten wurde. Das Meisterrecht war nur durch Ablegen einer strengen Prüfung aus dem ganzen Gebiete der Kunst und durch Anfertigung von Probestücken zu erwerben; über Zulassung oder Nichtzulassung wurde durch Kugelung abgestimmt. Bei der Aufnahme in die Zunft war ein Eid auf die Statuten abzulegen. Gab es aber bereits mehr Meister, als genügend Beschäftigung finden konnten, so wurde die Aufnahme sistiert. Dagegen hatte der Eigentümer oder Meister, der nach zehnjähriger Geschäftsführung sich ohne sein Verschulden außer stande sah, weiter zu arbeiten, Anspruch auf eine Pension von siebzig Dukaten. — Aufseher hatten das Recht, bei Tage und bei Nacht sich zu überzeugen, ob vorschriftsmäßig gearbeitet und verkauft werde. Kein Meister oder Arbeiter durfte aufgenommen werden, der nicht von seinem früheren Brotherrn rechtsgültig entlassen war. Unbedingten Vorzug hatten die Muranesen; waren keine solchen Bewerber da, so konnten Venezianer zugelassen werden, Ausländer überhaupt nicht.

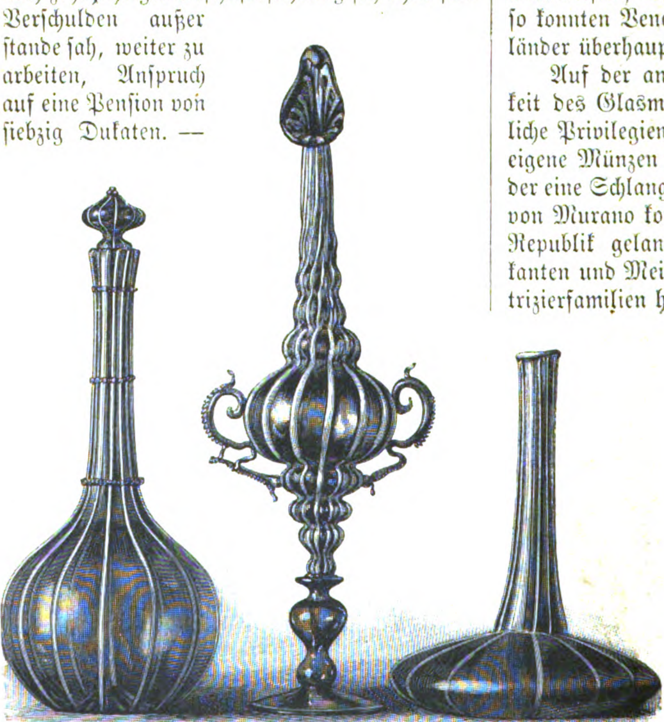


Fig. 13–15. Flügelgläser mit aufgeschmolzenen weißen Streifen.

Auf der anderen Seite wurde die Wichtigkeit des Glasmacherstandes durch außerordentliche Privilegien anerkannt. Die Stadt prägte eigene Münzen mit ihrem Wappen, dem Hahn, der eine Schlange im Schnabel hält. Die Bürger von Murano konnten zu den ersten Stellen der Republik gelangen. Die Töchter der Fabrikanten und Meister durften in venezianische Patrizierfamilien heiraten und die solcher Ehe entsprossenen Kinder erbten den Rang des Vaters — ein Vorrecht, welches gegenüber einer so streng geschlossenen Aristokratie, wie die venezianische, besonders schwer ins Gewicht fällt. Die Ortspolizei konnte nur von Eingeborenen verwaltet werden, weder der Bargello noch die Sbirren durften auf der Insel landen. Jeder Glasarbeiter hatte das Recht der vasina (vagina) di coltelli, d. h. er durfte eine Scheide mit zwei Messern am Gürtel tragen.



Damals hatte Murano, heute ein Ort von 5000 Einwohnern, deren 30 000, und Sabellico — oder vielmehr Marcus Antonius Coccius Sabellicus, Professor der Beredtsamkeit zu Venedig, als dies auf dem Gipfel seiner Macht und seines Glanzes stand, ehe der Seeweg nach Indien, die Kriegserfolge der Türken und die Eifersucht der europäischen Mächte die Republik schwächten — schildert voll Begeisterung die lange Straße von Palästen und Glasöfen. „Eine herrliche Erfindung,“ sagt er, „zeigte zuerst, daß Glas die Reinheit von Krystall annehmen könne, und der nie ruhende Forschertrieb des Menschen gab bald dem Stoffe allerlei Farben und zahllose Formen. So entstanden die Schalen, Becher, Humpen, Becken, Kessel, Leuchter, Tiere jeglicher Art, Halsbänder; so all die Dinge, welche den Menschen erfreuen und die Augen der Sterblichen reizen; und was wir nie zu hoffen gewagt, es gibt keinen Edelstein, den nicht die Kunst des Glasmachers nachzuahmen vermöchte. In einer kleinen Kugel vereinigt er all die Blumen, welche die Wiese im Frühling bedecken (d. i. mille fiori). Und diese Erfindung ist nicht bei einem Hause oder einer Familie geblieben, fast überall, in jeder Straße glühen solche Schmelzöfen.“ — Aber Murano war zugleich damals für Venedig, was wir Sommerfrische nennen würden. Da bauten ausgezeichnete Venezianer sich Paläste und Villen mit Freskenschmuck, mit schattigen Gärten und Terrassen nach der Lagune hinaus, und die mächtigen Kaufherren, die Gelehrten und Künstler erfreuten sich dort der Frische und Stille nach dem lauten, geschäftigen Treiben und der Schwüle der großen Stadt. Auch darf nicht vergessen werden, daß die Kunstgeschichte eine eigene Malerschule von Murano unterscheidet. Während aber die Vivarini von den in Venedig selbst einheimischen oder von der terra ferma, aus Friaul, der Trevisaner Mark u. s. w. eingewanderten Meistern überstrahlt wurden, besiegten die muraneser Glashütten jeden Mitbewerber weit und breit.



Fig. 19–21. Typen feinsten Tafelgerätes.



Fig. 22–24. Rauchfarbene Becher, Flasche und Vase mit Buckeln und Masken.

Als wichtigste Ursachen dieses Behauptens einer bevorzugten Stellung haben wir anzunehmen einerseits den angebornen künstlerischen Sinn, das glückliche Erbteil der Italiener, ver-

bunden mit manueller Geschicklichkeit und ausdauernder Emsigkeit, anderseits das Kastenwesen. Man hat lange, und von anerkennenswerten Beweggründen geleitet, nur die Schattenseiten jener Einrichtungen sehen wollen, welche den Zweck hatten, den Sohn bei der Beschäftigung und in dem Stande des Vaters zu erhalten; und solcher Schattenseiten bieten sich ja genug dar. Allein je mehr wir die Geschichte der Künste und der Gewerbe erforschen, desto deutlicher wird uns, wie sehr auch das Gedeihen derselben von eben jenen Einrichtungen gefördert wurde. Wie bekannt, vererben sich die Talente häufig nicht direkt, sondern sprungweis; während bei dem Sohne die besondere Begabung des Vaters vielleicht nur in geringem Grade zu bemerken ist, tritt sie bei einem Enkel wieder auffallender hervor, oder meldet sich auch erst nach Generationen aufs neue. Aber die Minderbegabten haben wenigstens dem Hause das erhalten, was sich erlernen läßt. Und darunter wollen wir nicht etwa bloß Geschäftsgeheimnisse verstanden wissen, oder die Erfahrungen und Handgriffe, welche der Vater als Lehrmeister ausdrücklich des Mitteilens wert erachtet: fast ebenso wichtig sind die hundert Kleinigkeiten, welche der Junge den Aelteren absieht, die er aufnimmt, bevor er noch Lehrling geworden, die ihm anfliegen in der Luft des Hauses und der Werkstatt, die er lernt wie das Reden, das Verhalten, die Sitten. Dies unwillkürliche Geben und Nehmen von Wissen und Können schlägt die Brücke von dem bahnbrechenden, erfindsamen Ahnen zu den ihm ähnlichen Nachkommen über die schwächeren Generationen hinweg, das erhält die Tradition in Familien und Ortschaften. Durch drei Jahrhunderte lassen sich in Murano die Glaskünstlerfamilien der Berovier, Miotti, Briati, Ballerini verfolgen, nicht zu jeder Zeit leisteten deren Angehörige Hervorragendes, aber das Geschick blieb ihnen, und immer wieder verband mit diesem einer oder der andere größeres Talent. Und als abermals Gelegenheit gegeben wurde, im Blasen des Glases und in dem Bilden reizender Ornamente aus den noch glühenden Stäben Künstlerschaft zu bewähren, da standen sofort wieder Träger jener altberühmten Namen in der ersten Reihe.

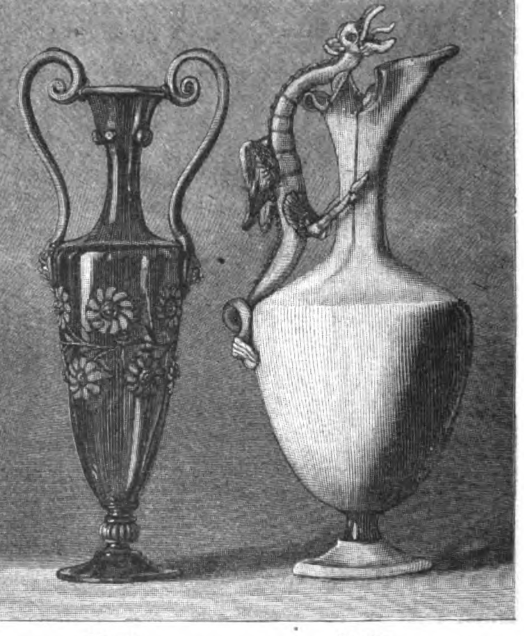


Fig. 25. Nachbildung der antiken Amphore. Fig. 26. Antikisierender Krug mit Drachenhenkel.

Der Sinn für diese eigentliche Glasplastik war uns völlig verloren gegangen und noch heute gilt dieselbe manchem nur als winzige Spielerei. Aber man begreift, wie Künstlernaturen sich grade von solcher Thätigkeit angezogen fühlen müssen. Der Arbeiter, welcher aus dem Klümpchen zähflüssiger Glasmasse, das er mit der Pfeife aus dem Hafen gehoben hat, in erstaunlich kurzer Zeit durch Blasen, Drehen, Schwenken, Aufstoßen und Rollen auf der Marbelplatte ein Gefäß von genau der beabsichtigten Gestalt formt, der andere, welcher noch geschwinder die Glasstäbe anschmelzt und durch Biegen und Kneifen mit der Zange sie zu den phantastisch regelmäßig gewundenen und verschlungenen Ständern und Flügeln gestaltet, sie haben die Schaffensfreude des Plastikers, welcher nur nach dem seinem inneren Auge vorschwebenden Bilde modelliert und dazu das stolze Gefühl der nicht wankenden Sicherheit in jeder leisesten und raschesten Bewegung. Da gibt's nicht Model und

nicht Modell, nicht Schablone oder Patrone, aber auch keine Korrektur.

Solcher Schaffensfreude und technischen Virtuosität, vereinigt mit dem Schönheitsgefühl und der Phantasiefülle der Nation und der Zeit verdanken wir jene zahllosen, einander ähnlichen und doch niemals völlig gleichen Gefässe, die wir unter dem Gesamtnamen der Flügelgläser zusammenfassen. Sie sind so recht Kinder der italienischen Renaissance. Man entlehnte dem entdeckten Altertume die Formen der Schalen, Becher, Kannen u. s. w. und ebenso die Kunst des Verschmelzens verschiedenfarbiger Stäbe oder anderer Körper aus Glas; aber die glückliche Unbefangenheit des Zeitalters bewahrte vor dem slavischen Kopieren. Einem alten Römer würden alle die Formen wohl recht bizarr dünken, wiewohl die meisten ihn irgendwie an ihm gewohnte Gefässe erinnern würden. Nicht bloß die einzelnen antiken Gefässe sind frei umgebildet, der Raum zwischen je zweien ist durch übergangbildende ausgefüllt, und so jene unendliche Mannigfaltigkeit von den flachsten bis zu den halbkugligen, kreisrunden, ovalen, eingedrückten Schalen, kegel-, kelch-, trichter-, helmförmigen Coupen, von Vasen, Flaschen u. s. w. u. s. w. hervorgebracht worden.



Fig. 30. Chalcedonflasche mit silbernem Verschluß. Fig. 32. Moderne Nachahmung eines alten Glasgefässes. Fig. 31. Kelch von Aventuringlas.

Das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert waren unerschöpflich auf diesem Gebiete. Gegen Ende der Periode und im nächstfolgenden Jahrhundert siegt die Caprice über den Schönheitssinn in der Formengebung und sucht man in der Masse alle möglichen Steinarten so täuschend nachzuahmen, daß der Charakter des Glases fast verloren geht; die Gegenwart bemüht sich wieder und nicht selten mit Erfolg, es der großen Zeit gleichzuthun.

Einer der gewiegtesten Kenner, der Engländer Augustus Franks, hat sechs Gruppen der Gläser von Murano aufgestellt; wie sich nach dem Gesagten von selbst versteht, fügt sich nicht alles einer solchen Klassifikation.

Erstens durchsichtiges farbloses oder einfarbiges Glas. In der Farbe kommen Schwarz, Purpur, Rubinrot, Blau, Grün, Bernsteingelb vor, auch opalisierendes Milchweiß (welches bei den alten Gläsern nicht wolkig zu sein, und gegen das Licht gehalten ein schönes Goldbraun zu zeigen pflegt), endlich Ueberfang, z. B. außen Rubinrot, innen Beinweiß. Um die farblosen Trinkgefässe sind oft farbige Fäden in Spiralen gewunden und auch die überaus zierlichen Henkel und Flügel sind meist farbig, z. B. blau, seltener mit roten Fäden durchsetzt.

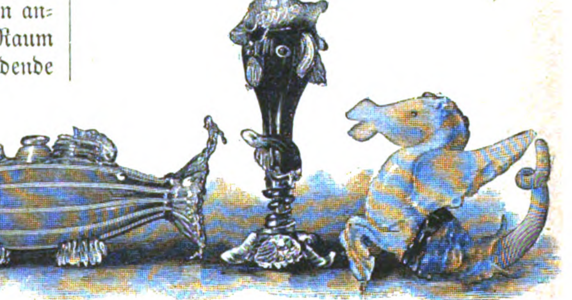


Fig. 27–29. Den Meerbewohnern nachgebildete Gefäßformen.

Zweitens die schon erwähnten Arbeiten des fünfzehnten Jahrhunderts, einfacher und schwerer in den Formen, mit stärkeren Wänden, wie dies die Dekoration mit Malerei und Vergoldung mit sich brachte. Da bei dem Einbrennen der Farben viele Gefäße zu Grunde gehen mochten, ist diese Gattung wohl niemals sehr zahlreich gewesen und immer kostbar. Deshalb verfiel man später auf ein ähnliches Surrogat, wie jenes der sogenannten Hinterglasmalerei, welche für die verlorene wahre Glasmalerei entschädigen sollte: man bemalte die Schalen auf der Unterseite mit Oelfarben. Das schönste bekannte Stück dieser zweiten Gruppe, die bereits genannte Brautschale des Museo Correr, wird dem Angelo Berovier zugeschrieben, von dem die Sage geht, er habe sich von einem sehr häßlichen und scheinbar tölpischen Gehilfen, Franzesco Bellarin, doppelt hinters Licht führen lassen, indem dieser die Liebe der Tochter Beroviers, und durch sie eine Abschrift der geheimgehaltenen Werkvorschriften des Vaters erlangte, so daß der Alte sich genötigt sah, ihn als Schwiegersohn und Geschäftsteilhaber anzunehmen.

Drittens krakeliertes oder Eisglas, dessen Oberfläche infolge rascher Abkühlung mit einer Unzahl von Rissen bedeckt ist, welche durch erneutes Anwärmen und Aufblasen des Gefässes erweitert wurden, meistens farblos, doch mit eingeschmolzenen Partikeln farbiger Masse. Diese Art kam im sechzehnten Jahrhundert auf.

Viertens Aventuringlas und andere Nachahmungen fremder Stoffe, wie Jaspis, Lapislazuli, Achat, Onyx, Chalcedon, Schildkrot u. a. m. -- siebzehntes Jahrhundert.



Fig. 37. Deckelpokal von farblosem Glas.

Fünftens Millefiori. Verschiedenfarbige Glasstäbe werden in regelmäßiger Anordnung zusammengeschmolzen, gestreckt, damit sie an Durchmesser verlieren, und zu Kugeln oder anderen Schmuckgegenständen verarbeitet, oder in Scheiben geschnitten, welche zu den mannigfaltigsten Mustern vereinigt werden können.

Sechstens Filigrangläser mit eingeschmolzenen Fäden, welche auch in mehreren Lagen so angebracht werden, daß scheinbar ein Maschenwerk entsteht: gestrickte Gläser oder reticella; ferner das milchweiße latticinio, welches besonders gern zu dergleichen Fäden verarbeitet worden ist.

Unsere Abbildungen zeigen die verschiedenen Gattungen der Fabrikation und eine reiche Auswahl von Formen. Fig. 7—12 sind graziöse Flügelgläser von größter Dünnwandigkeit und Leichtigkeit; 12 mit gegliedertem Stengel und ziemlich einfachen, mit der Zange gezähnten Verzierungen, 7, 8, 10 mit reichem Arabeskenwerk zwischen dem balusterförmigen Ständer und dem Kelch, 8 namentlich mit den so häufigen platten Blättern, 9 mit einem Adler, 11 mit einem springenden Pferde an Stelle des Ständers. — Fig. 13—15 haben aufgeschmolzene weiße Reifen; 16—21 repräsentieren die elegantesten Typen von Tafelgerät an Flaschen und Bechern. Die Ansätze sind meistens tief- oder lichtblau, 20 hat rote Ringe, Bauch und Deckel von 21 sind krakeliert. Der helmförmige Becher Fig. 22, sowie die Flasche Fig. 23 und die Vase Fig. 24 sind rauchfarben mit tiefblauen Buckeln und Masken. In Fig. 25 sehen wir eine Nachbildung der antiken Amphore von lichtgrünem Glase,

Knauf und Henkel vergoldet, die Blumen (Maßliebchen) aus weißem Emailglase. Fig. 26. ebenfalls antikisierend, aber mit Drachenhenkel, ist innen weiß, außen türkisblau überfangen. Die Nachbildung der wunderlichen Tiergestalten, an denen das adriatische Meer so reich ist, und die, von den Fischern von Chioggia auf den venezianischen Markt gebracht, das Staunen der Reisenden erregen, mußte den Glaskünstlern Muranos von jeher naheliegen. Besonders beliebt ist der Delphin, welchen wir auch auf dem Deckel von Fig. 11 erkennen; in Fig. 27—29 aber stellen sich uns gar bizarre Einfälle vor, die Meerbewohner zu Gefäßformen zu verwenden.

Die nächstfolgenden Stücke gehören dem späteren siebzehnten Jahrhundert an und stammen aus der berühmten Fabrik Miotti: Fig. 30, eine Chalcedonflasche mit silbernem Verschluß, welche innen infolge des durchfallenden Lichtes das prächtigste Rubinrot zeigt, und 31, ein Kelch aus Aventuringlas von der feinen, harmonischen Farbenstimmung, welche die Gegenwart noch nicht wieder erreicht hat. Diesen reihen wir moderne Nachahmungen in Fig. 32—36 an, um mit dem Prachtstück Fig. 37 zu schließen, über dessen Alter die Ansichten geteilt sind. Der 0,83 m hohe Deckelpokal aus farblosem Glase mit weißem Netzwerk, zwischen welchem Goldstaub schimmert und mit vielfach verschlungenen Drachen als Ständer und Deckelgriff (Eigentum des Metropolitan Museum zu New York) ist so außerordentlich wohlerhalten, daß man hauptsächlich deswegen Anstand nimmt, ihn in das sechzehnte Jahrhundert zu setzen, und ihn für ein Werk Briatis hält.

Giuseppe Briati gebot nämlich noch einmal dem hereinbrechenden Verfall der muraneser Industrie Halt. Zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts sorgte nicht mehr Venedig für den Glasbedarf der übrigen Welt, vielmehr war es von Böhmen und Frankreich so sehr überflügelt worden, daß deren Erzeugnisse jene von Murano selbst auf dem venezianischen Markte verdrängten, daß die Oefen kalt standen und die Arbeiter auswanderten. Briati begriff, was allein frommen könne: Lernen von den Fremden und von der eigenen Vergangenheit. Er hatte in Böhmen gearbeitet, und führte 1736 die dortige Technik, soweit sie zu verpflanzen war, in seiner Heimat ein, während er anderseits auf muraneser Specialitäten, namentlich das Filigranglas, zurückgriff. Für die Gravierung nach böhmischer Art eignete sich freilich das venezianische Glas nicht; um indessen etwas ähnliches zu schaffen, radierte man in die untere Seite farbloser Schüsseln mit dem Diamanten Zeichnungen — auch eine Specialität, welche in Franks' Klassifikation keinen Platz findet.

Briatis Bemühungen fanden nach harten Kämpfen verdiente Anerkennung und man ehrte ihn dadurch, daß bei den Festen des Dogen seine Gefässe neben dem kostbarsten Gold- und Silbergeschirr aufgestellt wurden. Allein nur aufhalten konnte er das Unheil, nicht es gänzlich abwenden.

Der Geschmack der Zeit wechselte, und größere Wichtigkeit als die herrlichsten Gefässe hatten die großen Spiegel, welche man in Frankreich durch Guß, anstatt durch Blasen, herzustellen gelernt hatte. Als Venedig den Vorsprung der französischen und deutschen Industrie innewurde, war es bereits zu spät, sie wieder einzuholen.



Fig. 33—36. Moderne Nachahmungen alter Glasgefäße.

Auf der Brautfahrt.

Novelle von E. Rudorff.


ein lieber verstorbener Oheim, der Gerichtsrat Förster in D., war ein prächtiger Mann; doch ein Junggeselle wird nicht ungestraft 66 Jahr alt, einige Seltsamkeiten und sonderbare Ideen setzen sich bei ihm fest. Und namentlich hat er keine Ahnung davon, wie ein junger fröhlicher Offizier, gleich meiner Wenigkeit, sich den Weg in den Ehestand vorstellt.

Das sollte ich aus seinem Testamente so recht deutlich erfahren.

Der brave Mann hatte vor etwa dreißig Jahren einen glücklichen Treffer in der Lotterie gehabt, und einen Teil des großen Loses eingeheimset. Da er nun — wie schon gesagt — unverheiratet war und blieb, keinerlei nobeln Passionen huldigte, so wurde durch den Zuschlag der Zinsen zu dem Kapitale aus einem mäßigen Vermögen ein sehr beträchtliches, obwohl der liebe Alte freudig nach allen Seiten hin spendete und Gutes that.

Mir war er stets sehr zugethan gewesen, hatte auch einigemal kleine Schulden für mich bezahlt, jedoch dabei hinzugefügt, daß falls es einmal zu einer großen Summe kommen sollte, ich dereinst auf keinen Heller von ihm zu rechnen hätte.

Nun, ich neigte nicht zu Extravaganzen, und erhielt mich daher — mit Hilfe einer von dem Onkel gewährten reichlichen Zulage — auf dem rechten Wege. Gerade als wir im Jahre 1871 unsern Rückmarsch in die Heimat antraten, und ich mich freute — mit dem Eisernen Kreuze geschmückt — vor ihm zu erscheinen, war er in L., wo er eine ihm befreundete Familie besucht hatte, nach kurzem Krankenlager gestorben, und ich konnte nicht einmal an seinem offenen Grabe stehen. Bald nachdem ich in meine Garnison zurückgekehrt war, erhielt ich von dem Gericht zu D. eine Abschrift seines Testamentes, desgleichen wurde mir ein in des Onkels Schreibtische vorgefundener, an mich adressierter Brief zugesendet. Er hatte denselben, wohl um die Wichtigkeit des Schriftstückes darzuthun, mit fünf Siegeln verschlossen.

Des Onkels Nachlaß war, freigebige Schenkungen an wohlthätige Anstalten, Legate an treue Diener und bedürftige Personen abgerechnet, genau in zwei Hälften geteilt worden. Die eine sollte mir zufließen, die andere einem 17jährigen Mädchen, Fräulein Eva Mellien, Tochter des Schuldirektors Mellien in L.

Aus dem fünffach versiegelten Briefe erfuhr ich, daß diese junge Eva die Enkelin einer Jugendgeliebten sei, welche, ehe mein Oheim sich erklären konnte, einen anderen mit ihrer Hand beglückt habe. Eva sei ganz das Ebenbild der einst so heiß und treu Geliebten, ein sehr kluges, herziges Geschöpf, durchaus dazu geschaffen: „einem Manne die Erde zu einem Paradiese zu gestalten!"

Der Onkel liebte solche jetzt aus der Mode gekommene Bilder.

„Gustav," schloß er seinen Brief, „mit Evas Großmutter wollte ich einst alles teilen, was der Himmel mir bescheren würde, Du bist der Sohn meiner so früh verstorbenen, geliebten Schwester, der Gedanke erwärmt und beglückt mich, daß mein Vermögen euch beiden einst gehören, und wenn möglich, zusammengehören solle. Herzensjunge, ich bitte Dich, reise nach L., lerne Eva kennen; Du bist heftig, sie ist sanft wie eine Taube" —

Das war wieder eines der aus der Mode gekommenen Gleichnisse! Dabei will ich gleich einschalten, daß ich zwar keine Passion für einen Hausdrachen besitze, jedoch etwas „Temperament" mich bei meiner künftigen Frau erfreuen würde. Es versteht sich von selbst, daß ich wissen werde, schließlich meinen Willen durchzusetzen, doch darf dies nicht ohne einen reizenden kleinen Kampf, ein wenig Rebellion geschehen. Eine Frau, welche stets, und von vornherein nach-

geben sollte, würde mir langweilig werden. Doch kehren wir zu dem lieben Onkel zurück. Also: „Du bist heftig, sie ist sanft wie eine Taube, das paßt vortrefflich. Gefällt sie Dir nicht, mein Junge, oder kannst Du nicht einmal Dich überwinden nach L. zu reisen, so liegt es mir fern, einen Zwang auf Dich auszuüben. Nur eine ganz harmlos klingende Bedingung habe ich in meinem Testamente aufgestellt: sechs Monate nach meinem Tode wird der Nachlaß ausgeschüttet, Eva und Du, Ihr müßt beide persönlich dabei anwesend sein, dürft euch durch niemand vertreten lassen. Da habt ihr also Gelegenheit euch wenigstens einmal Auge in Auge gegenüber zu stehen; das übrige stelle ich dem Schicksal anheim und wünsche Gottes reichsten Segen auf euch herab."

Das war nun eine schlimme Geschichte, und um so schlimmer, als ich bald nach diesem Schreiben eines von Evas Mutter, der Frau Direktor Mellien, erhielt. Sie teilte mir darin mit, daß der uns so teure Verstorbene ihr mehrere Andenken: eine Uhr nebst Kette, ein Medaillon u. s. w. mit der Bestimmung übergeben habe, dieselben an mich zu verabfolgen. Sie frage an, ob ich wünsche, daß die Wertsachen mir zugesendet würden, oder ob ich später auf meiner Reise nach D. die Stadt L. berühren werde, um sie in Empfang zu nehmen. Aus dem Briefe wehte mich etwas Liebevolles, Schwiegermütterliches an. Wahrscheinlich hatte der Onkel auch für sie, oder die sanfte Eva einen fünffach versiegelten Brief hinterlassen und mich ebenfalls sehr herausgestrichen, man kennt das ja!

Ich antwortete sehr artig, jedoch ungemein reserviert; bat die Wertsachen gütig aufzubewahren, ich würde mir die Ehre geben, dieselben so bald als möglich persönlich abzuholen. — Von einem Monat zum anderen verschob ich indessen die Reise nach L.; endlich fehlten nur noch vierzehn Tage an dem Termin, zu welchem ich in D. erscheinen mußte, um meine Mitkonkurrentin bei der Erbschaft von Angesicht kennen zu lernen. Ich meldete nun meinen bevorstehenden Besuch bei der Frau Direktor an, nahm Urlaub, und löste ein Eisenbahnbillet nach L. Die ersten sechs Stunden war mein Coupé recht gefüllt, und die Unterhaltung sehr lebhaft, dann blieb ich während einer langen Station allein im Wagen. In Elberode, einem Städtchen, in welchem eine Kompanie Jäger in Garnison steht, war der Perron ganz leer, nur einige Gemüseweiber stiegen vierte Klasse ein. Vergebens schaute ich nach jemand aus, der meine Einsamkeit teilen könne. Endlich kam sehr eilig ein ganz reizendes Mädchen angeschritten und sagte zum Schaffner: „Herr Kondukteur, ich möchte in ein Damencoupé zweiter Klasse!"

„Alles besetzt! Allein hier ist noch ein Wagen für Nichtraucher" — er öffnete die Thür zu meinem Coupé.

„Ach nein, Herr Kondukteur" — —

„Steigen Sie ein, steigen Sie ein, der Zug geht im Augenblick fort!"

Er half ihr in den Wagen, ich streckte ebenfalls dem allerliebsten Geschöpf die Hand zur Hilfeleistung entgegen und erfaßte dabei ein zartes, feines Händchen. Die Schöne wendete sich — mir vorbei — zu der fernsten Ecke des Wagens.

In demselben Moment traten Helldorf und Löbell, zwei mir bekannte Jägeroffiziere aus dem Restaurationslokale auf den Perron, und kamen, mich erblickend, schnell an den Wagen.

„Willkommen, alter lieber Gustav!" rief Helldorf.

„Willkommen, Reinhold! wohin geht die Reise?" rief Löbell.

„Nach L.!"

„Nach L.? was hast du in L. zu schaffen?" tönte es aus beider Munde.

Mir paßte es natürlich nicht, von dem Testament meines Onkels und einer Brautschau zu sprechen, ich sagte daher schnell, weil mir nichts Besseres einfiel: „Ich gehe auf den Pferdehandel; mir ist ein gutes Tier vorgeschlagen!"

„Was ist es für ein Tier, ein Wallach oder eine Stute?"

„Eine hellbraune Stute!"

„Na, sieh dich nur vor, daß sie nicht zu feine Knochen hat!" sagte Löbell.

„Gustav, du warst immer solch ein gutherziger Kerl, laß dich nicht betrügen, mache hübsch die Augen auf!" mahnte Helldorf.

„Das werde ich schon thun!" antwortete ich lachend. „Adieu, adieu!"

Der Zug setzte sich in Bewegung, ich nickte den Kameraden nochmals zu, dann sah ich mich nach meiner schönen Reisegefährtin um.

Sie war aufgestanden, wendete mir den Rücken zu und schaute zu dem offenen Fenster der Wagenthür auf die Landschaft hinaus. Der Weg beschrieb jetzt eine Kurve und ein scharfer Ostwind drang durch das Fenster ein. Ich setzte

mich auf das kleine Sofa zunächst der jungen Dame, doch so bescheiden, daß ich nicht einmal den Saum ihres Gewandes streifte und wartete eine Weile, ob sie nicht endlich sich umdrehen und ebenfalls niederlassen würde. Es geschah nicht. Mich verdroß dies sehr, denn mein Aeußeres ist ganz und gar nicht abschreckend, auch pflegt sonst zweierlei Tuch auf junge Damen einen guten Eindruck zu machen.

Nachdem wir eine Strecke gefahren, begann ich — halb aus Aerger, halb aus Gutmütigkeit — mit folgenden Worten das Gespräch: „Mein gnädiges Fräulein, ich erlaube mir zu bemerken, daß Sie fortwährend dem scharfen Luftzuge sich aussetzend, Ihrer Gesundheit schaden werden. Die Zeitungen berichteten vor einigen Wochen, daß ein Knabe, welcher längere Zeit zum offenen Coupéfenster herausgeblickt, ein unheilbares Augenleiden davongetragen habe."

Das Dämchen machte die denkbar geringste Seitenschwenkung, sah mich mit einem geradezu boshaften Blick an und sagte: „Ich danke für Ihre Mitteilung, allein ich glaube an derartige Schauergeschichten nicht!"

Darauf drehte sie sich wieder um und wendete mir den Rücken zu. Das war doch zu arg, und ich beschloß, da sie meine freundliche Fürsorge so schlecht belohnt hatte, nun mit Malice vorzugehen.

„Vielleicht, mein gnädiges Fräulein, würden Sie die Güte haben, von dem kleinen Sofa aus die Reize der Landschaft zu beschauen, damit mir auch ein besserer Blick darauf vergönnt wäre" — —

„Also nicht die Rücksicht auf meine Gesundheit, sondern der schnödeste Egoismus war das Motiv Ihrer Warnung!"

Das war abgeblitzt! nun gedachte ich es mit Schmeicheleien zu versuchen.

„Können Sie mich tadeln, Fräulein, wenn ich darnach strebe, mir den Anblick einer schönen Reisegefährtin zu verschaffen?" —

„Komplimente und banale Schmeicheleien sind mir noch unangenehmer als Rücksichtslosigkeiten," entgegnete sie und die großen Augen blitzten zornig.

„Gut, so werde ich — um mich Ihnen gefällig zu erzeigen, mit Rücksichtslosigkeiten beginnen, und Sie ganz einfach ersuchen, das Fenster der Wagenthür zu schließen; der heftige Wind ist mir unangenehm!"

„Bei einem Krieger setzt mich ein solcher Mangel an Abhärtung in Staunen" — —

„Ein Soldat, verehrungswürdiges Fräulein, bleibt doch gewissermaßen auch ein Mensch! Die Phrase von der vertierten Soldateska ist in die Rumpelkammer politischer Beziehungen gewiesen. Deshalb bitte ich nochmals: schließen Sie das Fenster auf der Windseite, ich werde das gegenüber befindliche öffnen."

„Der Wind thut mir wohl, ich habe daher kein Verlangen es zu schließen!"

Die Wangen des Mädchens glühten, sie schien — sehr erregt — die kalte Luft mit Wonne einzuatmen.

Das war in der That eine vermaledeite kleine Hexe, die aus Trotz und Eigensinn das größte Unheil über sich heraufbeschwören konnte. Der gute Onkel hatte am Ende recht: eine sanfte Taube ist unter Umständen nicht zu verachten.

„Was würden Sie thun, meine Gnädige," begann ich nun, „wenn der Schaffner Ihnen im Namen des Gesetzes, das heißt der geltenden Vorschriften im Reiseverkehr, erklärte, daß Sie das Fenster auf der Windseite schließen müssen, sobald die Mitfahrenden es verlangen?"

„Ist es Ihre Absicht, mein Herr, die Hilfe der Polizei gegen mich anzurufen?"

„Allerdings nicht, doch" — —

„Nun, so lassen Sie die Sache fallen; bis dahin habe ich ja Zeit, einen Entschluß zu fassen!"

Nun riß mir die Geduld.

„So erlauben Sie wohl, daß ich Selbsthilfe brauche!"

Nach diesen Worten beugte ich mich vor, schob sanft und rücksichtsvoll das hübsche Ungetüm zur Seite, schloß das Fenster und zog mit größter Kraftanstrengung den letzten Einschnitt des Riemens über den an der Wagenthüre angebrachten Knopf. Das zarte Geschöpf konnte jetzt unmöglich das Fenster öffnen.

Sie sah mir starr in das Gesicht. Wäre ich der ärgste Uebelthäter gewesen, hätte ihr Blick nicht finsterer sein können, trotzige Rachsucht lag in ihren Augen.

Dann hob sie ihren Sonnenschirm und stieß ihn in die Scheibe. Die Scherben flogen auf den Bahnkörper.

„Wenn ein Mann das gethan hätte, Fräulein," rief ich empört, „so würde er meinen starken Arm gefühlt haben, allein auch einer Frau gebührt Strafe dafür!"

Bei diesen Worten umfaßte ich die Schöne, nd küßte sie mehrmals recht herzlich. Ich hatte in wahres Siegfriedsgefühl gegenüber dieser nodernen Brunhilde, und so ergrimmt war ich, nd zugleich so berauscht von der Berührung hrer schwellenden Lippen, daß ich die Bezwun- ene wohl so schnell nicht losgelassen hätte, wenn icht heiße Thränen mir über die Hand gerieselt ären.

Nun gab ich sie frei.

Das Mädchen schien völlig gebrochen; sie ahm ein Taschentuch vor das Gesicht, welches s ganz bedeckte, dabei überflog ein Zittern die hlanke Gestalt. Ich redete nun mehrfachen Un- nn. Zuerst bat ich meine Feindin mir zu ver- eihen, nur ein einzig freundlich Wort zu sagen. a kein Laut von ihren Lippen kam, sie nur einte und bebte, begann ich ihr die Schuld von llem beizumessen. Durch ihr geradezu abnormes erhalten hätte sie mich herausgefordert u. s. w. itten in der schärfsten Bußpredigt hielt der ug auf der Station Seehausen. Ich winkte en Schaffner heran und sagte: „ich habe aus ersehen die Scheibe in der Wagenthür einge- hlagen und bitte auf der nächsten Station mir u sagen, was ich dafür zu zahlen habe."

Brunhilde wendete sich ebenfalls an ihn und agte: „Oeffnen Sie die Thür, ich will aus- eigen!"

„Hier sind nur fünf Minuten Aufenthalt!"

„Das thut nichts!" Sie stieg aus und eilte ber den Perron in den Wartesaal.

„Mein Gott, das Fräulein wird zu spät ommen," rief ich bald darauf — nach der Uhr ehend — dem Schaffner zu. Er stürzte in den artesaal, sie war nicht da, vielleicht krank ge- orden! ihr Aussehen in den letzten Augen- licken war allerdings besorgniserregend!

Wir fuhren ab.

In der Zwischenzeit bis wir L. erreichten — h blieb allein im Wagen — hielt ich Abrech- ung mit mir selbst. Einmal schalt ich mich inen Esel, dann war ich mit der genommenen ache wiederum sehr zufrieden und gab mir ein öchst günstiges Zeugnis.

Die Nacht war schlecht; trotzdem ich an die eine Hexe gar nicht mehr denken wollte, wich r Bild nicht von mir. Vergebens suchte ich am ächsten Morgen mich dadurch zu erheitern, daß h Eva Mellien mir in den bezauberndsten Farben orstellte, und das Gelübde that: dem lieben nkel — wenn irgend möglich — den Willen zu erfüllen. Das sanfte Täubchen würde den kleinen Satan bald aus meinem Sinn verdrängen!

Am Vormittage machte ich die schuldige Visite bei Melliens. Der Direktor war nicht zu Hause, und seine Gattin empfing mich in sichtbarer Verlegenheit. Die Dame bedauerte, daß sie mich ihrer Tochter Eva, welche zum Besuch bei einer Freundin auf dem Lande weile, nicht vorstellen könne. Hoffentlich werde dieselbe bald zurückkehren.

Mir schien die Sache anders zu liegen: Das Dämchen vermied mich, weil sie, gleich ihrer Großmama, bereits gewählt hatte, und mir blieb das Nachsehen. Ich empfahl mich bald, speiste zu Mittag, und schlenderte dann ziellos in den Straßen umher. Plötzlich kam mir ein trefflicher Gedanke: an diesem Tage war nichts mehr zu beginnen, ich wollte Civilkleider anlegen, nach Seehausen fahren und nach meiner Brunhilde Umschau halten. In einer Stunde saß ich im Eisenbahnwagen und in anderthalb weiteren Stunden war ich in dem Städtchen. Ich ging, den Hut tief auf die Stirn gerückt, in dem Orte umher, die Schöne war nirgends zu erblicken. So kehrte ich, kurze Zeit bevor der Zug aus der Hauptstadt anlangte, in das Wartezimmer des Bahnhofes zurück und nahm ein Zeitungsblatt zur Hand. Ab und zu überblickte ich den Perron, und — da kam eine sehr korpulente Dame von ungefähr 45 Jahren angeschritten, und ihr zur Seite meine Feindin.

Erstere hatte ein Bärtchen auf der Oberlippe, trat höchst resolut auf und musterte mit scharfem Blick die auf dem Perron weilenden Personen. Aus ihren Zügen sprach jedoch eine unverkennbare Gutherzigkeit. Brunhilde war blaß und schien melancholisch gestimmt.

„Wer ist die korpulente Dame?" fragte ich einen Kellner, indem ich auf die fest Einherschreitende wies.

„Die Frau Kreisphysikus Winkler von hier. Sie hat schon den dritten Mann, der erste war Landrichter in L., der zweite Rechtsanwalt an unserem Gericht."

„Ist die junge Dame ihre Tochter?"

„Nein, die Frau Kreisphysikus hat nur einen Sohn. Das Fräulein habe ich nie gesehen, sie muß eine Fremde sein, sonst würde ich sie kennen!"

Selbstverständlich, denn in solchem kleinen Nest kennt nicht nur jeder den andern, sondern weiß auch, was er zu Mittag und Abend gespeist hat. Jetzt brauste der Zug nach L. heran; ich

sah die beiden Damen in den Wagen Nr. 395 steigen, dann trat ich im letzten Moment, bevor der Schaffner die Thüre schließt, an diesen, einen mir bekannten ehemaligen Unteroffizier heran und sagte: „Guten Abend, Bormann, öffnen Sie mir schnell diesen Wagen!"

„Ach, Sie sind es, Herr Lieutenant! aber das ist ein Damencoupé!"

„Ich weiß es, allein ich habe einen Scherz vor; öffnen Sie nur, die Sache wird schon gehen!"

Bormann nahm eine bärbeißige Miene an und riß die Thüre auf.

Sobald die Damen im Wagen einen männlichen Eindringling gewahrten, gab es eine Szene, als ob der Habicht auf ein Hühnervölkchen stößt. Alle eilten, um die leeren Plätze zu verbergen an die Eingangsthür, welche die Frau Kreisphysikus mit ihrem Leibe deckte.

„Das Coupé ist besetzt!"

„Dies ist ein Damencoupé!" tönte es aus dem Munde der Frauen.

„Es sind nur fünf Personen im Wagen, der Herr muß hinein, es ist kein anderer Platz frei!" entgegnete finsteren Blickes der Schaffner.

Die Damen gaben notgedrungen Raum, wie ein Eroberer bestieg ich von dem Trittbrett den feindlichen Boden.

Brunhilde stieß die Frau Kreisphysikus leise an und flüsterte: „Ach Tante!"

Die korpulente Dame sah voll Selbstbewußtsein auf das zarte Geschöpf und sagte verweisend: „Eva, wenn ich mit dir bin, brauchst du keine Sorgen zu haben!"

Eva! Gott, wenn dies meine mir bestimmte Eva sein sollte! dann würde mir alles klar! ich war ihr längst verhaßt, weil ich in fünf Monaten es nicht der Mühe wert gehalten, sie kennen zu lernen. Durch die Jägeroffiziere erfuhr sie meinen Namen, ich sprach lachend von einem Pferdehandel in L., wo mir eine Stute vorgeschlagen sei, sie bezog das auf sich; ich war ein entsetzlich roher Mensch, ein wirkliches Scheusal!

Aber das ist ein schlechter Feldherr, welcher in mißlichen Lagen den klaren Ueberblick verliert, und nicht für jeden Fall schon im Geiste den entsprechenden Kriegsplan formuliert hat. Noch ehe ich meinen Platz vis-à-vis der Frau Kreisphysikus eingenommen, neben welcher meine Schöne saß, wußte ich, in welcher Weise der Sieg zu erringen sei. Die anderen drei Damen hatten sich empört auf die zweite Hälfte des Wagens geflüchtet und mir ein Sofa allein überlassen.

Nachdem der Zug im Rollen war, sprach ich mit einer Bescheidenheit, welche ein Tigerherz erweichen konnte, gegen die Frau Kreisphysikus mein Bedauern darüber aus, daß ich den Damen mich hätte aufdrängen müssen. Allein es sei absolut kein freier Platz mehr gewesen, und diesen Zug nicht zu versäumen, wäre geradezu eine Lebensfrage für mich. Zugleich stellte ich mich als Gustav Reinhold, Lieutenant im 43sten Infanterie-Regimente ihr vor. Ich hatte die Frau richtig taxiert, sie war, was man so nennt, ein gutes, altes Haus!

Sie schmunzelte bei meiner verbindlichen Rede und sagte: „Ich bin die Kreisphysikus Winkler aus Seehausen!" Ich verneigte mich äußerst respektvoll.

„Haben Sie den Krieg mitgemacht, Herr Lieutenant?" fragte sie dann.

„Jawohl, gnädige Frau! und ich bin mit dem Eisernen Kreuz dekoriert worden!"

„Nun, für einen Helden treten Sie recht bescheiden auf!"

„Darf ich, gnädige Frau bitten, mir auch gütig den Namen Ihrer Fräulein Nichte mitzuteilen? ich glaube nämlich das Wort ‚Tante' von der jungen Dame vernommen zu haben."

„Die junge Dame ist keine Verwandte von mir, sondern die Tochter einer Schulfreundin, mit welcher ich später in L., als mein erster Mann noch lebte, in einem Hause zusammen gewohnt habe. Da bürgerte sich das Wort ‚Tante' bei uns ein. Es ist Fräulein Eva Mellien, Tochter des Direktor Mellien in L."

Also richtig! ich verneigte mich vor Eva, als ob sie eine Prinzessin gewesen wäre.

„Gnädige Frau, Sie machen wohl eine größere Reise?" forschte ich weiter.

„Bewahre! ich führe nur Eva zu ihren Eltern und kehre mit dem nächsten Zuge wieder heim. Das arme Kind," fuhr sie leiser fort, „hat gestern es im Waggon sehr schlecht getroffen: sie war mit einem Betrunkenen allein im Coupé!"

„Mit einem Betrunkenen?" rief ich im Tone des höchsten Erstaunens, indem ich zugleich nach Eva schielte. Mir schien es, als ob sie mit einem Lächeln kämpfe.

„Ja, denken Sie einmal! Zuletzt hat der Mensch noch mit seinem Stock das Fenster der Wagenthür eingeschlagen!"

„Er hat das Fenster der Wagenthür eingeschlagen?" wiederholte ich ebenso erstaunt. Eva biß in der That die Lippen zusammen.

„Das gnädige Fräulein ist doch nicht etwa durch einen Glassplitter verletzt worden?“ fragte ich in teilnehmendster Art.

„Nein, Gott sei Dank! ihr ist nichts geschehen, sie ist diesmal mit dem bloßen Schreck davongekommen!“

Meine Brunhilde hatte also nicht geplaudert! Wie Schade, daß ich leider keinen dankerfüllten Blick ihr zuwerfen konnte!

„Aber so etwas ist doch unerhört!“ rief ich nun im Brusttone tiefster Entrüstung, „bei Gott, ich wünschte der Szene beigewohnt zu haben, der Mensch oder ich, einer von uns wäre auf dem Platze geblieben!“

Eva hielt ihr Taschentuch vor das Gesicht; diesmal, wie ich glaube, um ein Lächeln zu verbergen.

„Na, na, nur nicht so ingrimmig!“ besänftigte mich die korpulente Dame. „Wegen eines kleinen Rausches wird man doch kein Blutbad anrichten. Der Mensch kam vielleicht von einem Abschiedsschmaus, hatte sich übernommen, gerade den Mäßigsten kann so etwas passieren. Es ist allerdings höchst unangenehm für die Mitreisenden, jedoch kein Verbrechen. Du lieber Gott, ich habe den dritten Mann! meine beiden Seligen waren Muster von Ehemännern, und mit meinem Winkler könnte ein Kind fertig werden; aber manchmal ein Auge zudrücken, oder fünf gerade sein lassen, das muß man doch!“

„Also Sie würden dem Menschen verziehen haben, gnädige Frau?“

„Versteht sich!“

„Und Sie, mein gnädiges Fräulein, darf ich mir die Frage erlauben, ob Sie dem Uebelthäter noch zürnen?“

„In meinem Alter ist man nicht so offenherzig als die Tante!“ entgegnete Brunhilde.

Welch prächtige Antwort! Der Onkel hatte recht: Eva ist ein sehr kluges Mädchen.

„Das arme Kind kam gestern,“ sagte die Frau Kreisphysikus, „ganz verängstigt zu mir. Wir telegraphierten nach Hause, Eva blieb bei uns zur Nacht, schrieb heute einen langen Brief und ersuchte die Eltern, sie von dem Bahnhofe abzuholen.“

Es war gut, daß ich dies erfuhr, ich beschloß vor L. den Zug zu verlassen, da bei einem Zusammentreffen der Frau Kreisphysikus mit den Eltern und mir es leicht zu verfrühten Entdeckungen kommen konnte.

„Und wohin fahren Sie eigentlich, Herr Lieutenant?“ fragte die korpulente Dame nach einer Pause.

„Ich mache die Reise nach dem Glück: ich will mich verloben!“

„Verloben!“ Das Gesicht der Dame wurde noch einmal so freundlich. Selbst die älteste Frau erwärmt sich, wenn sie von einer Liebesaffaire vernimmt.

„Ja, so hoffe ich wenigstens! Ich traf vor kurzer Zeit im Eisenbahnwagen mit einem reizenden Mädchen zusammen, sanft, liebenswürdig, klug, kurz entzückend!“

Die Dame lächelte verständnisvoll bei meiner feurigen Schilderung.

„Sie unterhielten sich gewiß vortrefflich?“

„Zuerst sprachen wir, wie immer, vom Wetter, es wehte ein eisiger Wind. Doch sie wußte auch dies Thema so interessant zu behandeln, wie ich es nie erlebt. Kurz, als das holde Wesen den Waggon verließ, war ich Feuer und Flamme!“

„Sie schien doch ebenfalls mit ihrem Reisegefährten zufrieden?“

„Ich denke ja! denn als wir uns trennten zitterten Thränen in ihren Augen.“

„Na hören Sie, Sie verstehen das Aufschneiden! Es ist nur gut, daß Podbielski die Berichte vom Kriegsschauplatze verfaßt hat, und nicht Sie, sonst hätten wir merkwürdige Dinge vernehmen können! Thränen nach so kurzer Bekanntschaft! ich habe doch auch Erfahrungen gesammelt! Die nassen Augen rührten gewiß von einem tüchtigen Schnupfen her, den das Mädel bei dem eisigen Winde sich geholt.“

„Zerstören Sie meine süßen Illusionen nicht, gnädige Frau!“

„Erzählen Sie nur weiter!“

„Ich gelangte an das Ziel meiner Fahrt, doch meine Ruhe war dahin. Schon an dem nächsten Tage kehrte ich zu dem Orte zurück, an welchem meine reizende Unbekannte mich verlassen hatte. Dort gelang es mir, ihre Spur aufzufinden, ich traf wiederum mit ihr zusammen.“

„Und nun wurden die Herzen wohl gegeneinander ausgeschüttet?“

„Nein, gnädige Frau, ich konnte die Schöne nicht allein sprechen, sie war fortdauernd von anderen umgeben. Doch die Liebe macht erfinderisch: ich wußte mein Gespräch mit den sie Begleitenden so einzurichten, daß die Holde allein verstand, was ich eigentlich meine, und wie un-

auslöschlich der Eindruck gewesen sei, den sie auf mich geübt!“

„Das ist ganz fein gesponnen! Aber hat die junge Dame auch?“ — die Frau Kreisphysikus machte die Gebärde des Geldzählens — „Bei einem Offizier ist das ja eine Hauptsache.“

„Darauf sehe ich gar nicht, ich besitze Vermögen!“

„Nun, das zeugt von einer sehr anständigen Gesinnung; gewöhnlich können die jungen Herren nicht genug von dem lieben Mammon erhalten. Was fehlt denn noch, damit die Sache geordnet ist?“

„Eine Aussprache Auge in Auge allein mit der Geliebten, und die Einwilligung der Eltern.“

„Na, die Eltern werden gerade kein Herz von Stein haben, denn, Herr Lieutenant, Sie machen den Eindruck eines offenen, braven jungen Mannes.“

„Also Sie würden in solchem Falle mir geneigt sein, Sie wünschen mir auch jetzt Glück und Gelingen?“

„Ja, ja!“ Treuherzig reichte sie mir die Hand, welche ich dankend an meine Lippen zog.

„Von dem gnädigen Fräulein darf ich selbstverständlich kein offenes ‚Glück auf!‘ erbitten oder erwarten. Ich wäre schon von Herzen dankbar, wenn sie im stillen mir Erfolg wünschen sollte.“

Brunhilde neigte mit ruhiger Würde fast unmerklich das schöne Köpfchen. Nur wenige Minuten und der Zug hielt auf der vorletzten Station. Ehrfurchtsvoll verabschiedete ich mich von der Frau Kreisphysikus und ihrer Begleiterin. —

Am nächsten Vormittage wiederholte ich den Besuch im Hause des Direktors und nahm es für ein glückverheißendes Zeichen, daß die tief errötende Eva mir die Eingangsthüre erschloß. Ich wurde nun ein täglicher Gast bei der Familie Mellien. Wie sanft und lieblich zeigte sich Eva im Kreise der Ihrigen, und daß sie „Temperament“ besaß, was ich bei meiner künftigen Frau stets ersehnt hatte, darüber konnte mir doch kein Zweifel bleiben! Endlich fand sich auch eine Stunde, in welcher ich allein mit Eva war und alles aufklären und ihre Vergebung erbitten durfte. Am Tage vor der Ausschüttung des Nachlasses gaben die Eltern ihre Einwilligung zu unserm Bunde, und ich drückte den Verlobungskuß auf die rosigen Lippen meiner süßen Braut.

„Geliebtes Herz,“ flüsterte ich ihr zu, „darf ich den Eltern bekennen, daß ich nicht zum ersten-mal diese schönen Lippen berühre?“

„Um Gottes willen nicht! Dann müßte ich ja auch gestehen, daß ich die Scheibe eingeschlagen!“ hauchte sie erglühend.

„So möge dies ein zartes Geheimnis bleiben zwischen uns!“ — —

Wir haben geschwiegen zehn lange Jahre.

Allein heute, an unserm Hochzeitstage, und nachdem mein liebes Weib mir — ganz wie der gute Onkel vorhergesagt — „die Erde zu einem Paradiese gestaltet“, mögen auch andere erfahren, was sich dereinst auf meiner Brautfahrt zugetragen hat. —

Die Memoiren.

Von

G. Karpeles.

Es ist charakteristisch für das neuerwachte Interesse an Heinrich Heine und seinen Schöpfungen, daß man heute nur zu sagen braucht: „Die Memoiren“ und wohl berechtigt ist, zu erwarten, daß jeder Leser wissen werde, es handele sich um die Memoiren Heinrich Heines, die seit Wochen und Monaten Gegenstand eines erbitterten Federkrieges sind.

Das war nicht immer so. Erst seit etwa zwei bis drei Jahren, seit überhaupt jener Herr Julia, den Heine zum Testamentsvollstrecker ernannt haben soll, aus dem Dunkel einer französischen Präfektur an das Zeitungslicht gezogen wurde, beschäftigt sich das deutsche Volk mit dem zu erwartenden Werke des Dichters. Vor zehn Jahren wußten nur die Heineaner etwas von der Existenz des Werkes, dessen Verbleib ihnen aber ebenso unbekannt war wie heute, und denn sie bald im Geldschranke des Bruders, bald in den Archiven des österreichischen Finanzministeriums seinen Ruheplatz anwiesen. Ich erinnere mich noch sehr lebhaft, daß mir Maximilian Heine, mit dem ich damals in der vielbesprochenen Berliner „Artistisch-Litterarischen Gesellschaft“ oft verkehrte, ein donnerndes „Polizeispion!“ entgegenrief, als ich ihn nach den „Memoiren“ ausfragen wollte. Die einzige sichere Quelle, die wir für die Existenz der „Memoiren“ hatten



waren die Briefe Heines selbst und die Mitteilungen Alfred Meißners aus dem Leben des Dichters. Es ist merkwürdig, daß es in neuerer Zeit Niemandem eingefallen ist, danach zu fragen, was Heine selbst von seinen „Memoiren" berichtet, da dies ja die Neugierde wesentlich gesteigert und uns wenigstens einigermaßen über den Inhalt und die Bedeutung der vielumstrittenen „Memoiren" instruiert hätte. Ich will es daher versuchen, das Wichtigste darüber nach den Quellen zu gruppieren und durch einige Bemerkungen zu ergänzen, die die Mythenbildung um dieses Werk vielleicht aufklären helfen.

Daß Heine im Alter von 23 — oder nach meiner Berechnung von 26 Jahren, da ich der Ansicht bin, daß er 1797 geboren wurde — bereits anfing, seine „Memoiren" zu schreiben, wird mit Recht ein Lächeln erregen. Indes wird es Niemanden wundern, der sich daran erinnert, daß Heine zu derselben Zeit das Gedicht gemacht: „Ich bin ein deutscher Dichter — bekannt im deutschen Land" u. s. w. — wenn er in einem Briefe des stud. jur. Harry Heine aus Berlin vom 7. April 1823 an seinen Freund Wohlwill in Hamburg folgendes zu lesen bekommt: „Ich weiß nicht, ob du mich verstanden; wenn du einst meine Memoiren liest und einen Hamburger Menschentroß geschildert findest, wovon ich einige liebe, mehrere hasse und die meisten verachte, so wirst du mich besser verstehen." Doch wird auf diese Aeußerung des Dichters noch wenig Wert zu legen sein — er kann ja auch die künftig zu schreibenden „Memoiren" im Sinne gehabt haben — ebensowenig wie auf die Bemerkung in einem Briefe an Ludwig Robert aus demselben Jahre: „Vielleicht erleben Sie es noch, meine Bekenntnisse zu lesen, und zu sehen, wie ich meine Zeitgenossen betrachtet, und wie mein ganzes trübes, drangvolles Leben in das Uneigennützigste, in die Idee, übergeht."

Erst aus dem Jahre 1825 datieren frohere Nachrichten über die Memoiren des damals also fünf- oder achtundzwanzigjährigen Mannes. In einem Briefe an Moser, den modernen „Marquis Posa", erklärt er, daß er an einem „angefangenen ‚Faust', Memoiren und dergleichen" arbeite. Und ein noch lebender Studienfreund Heines von der Georgia Augusta, Eduard Wedekind, bestätigt nach seinem Tagebuche aus jener Zeit, daß ihm der Dichter auf seine diesbezügliche Anregung erwidert hätte: „Ich habe schon einen Anfang dazu gemacht, indem ich Memoiren schreibe, die schon ziemlich stark angewachsen sind. Jetzt bleiben sie indes liegen, weil ich anderes zu thun habe; ich werde sie aber fortsetzen, und sie sollen entweder nach meinem Tode erscheinen, oder noch bei meinem Leben, wenn ich so alt werde, wie der alte Herr!" (Goethe.)

Schon wieder sehe ich das Lächeln auf den Lippen des geneigten Lesers sich festpflanzen, der diese Bemerkungen im mildesten Falle für studentische Rodomontaden halten wird. Das Lächeln aber schwindet, wenn wir nach Jahren wieder die erste wehmütige Mitteilung des Dichters über seine „Memoiren" lesen, in denen er mit allen seinen Feinden Abrechnung halten will. „Ach, krank und elend wie ich bin," — so schreibt er an die schöne Friederike Robert — „wie zur Selbstverspottung, beschreibe ich jetzt die glänzendste Zeit meines Lebens, eine Zeit, wo ich, berauscht von Uebermut und Liebesglück, auf den Höhen der Appeninen umherjauchzte und große, wilde Thaten träumte, wodurch mein Ruhm sich über die ganze Erde verbreite bis zur fernsten Insel, wo der Schiffer des Abends am Herde von mir erzählen sollte."

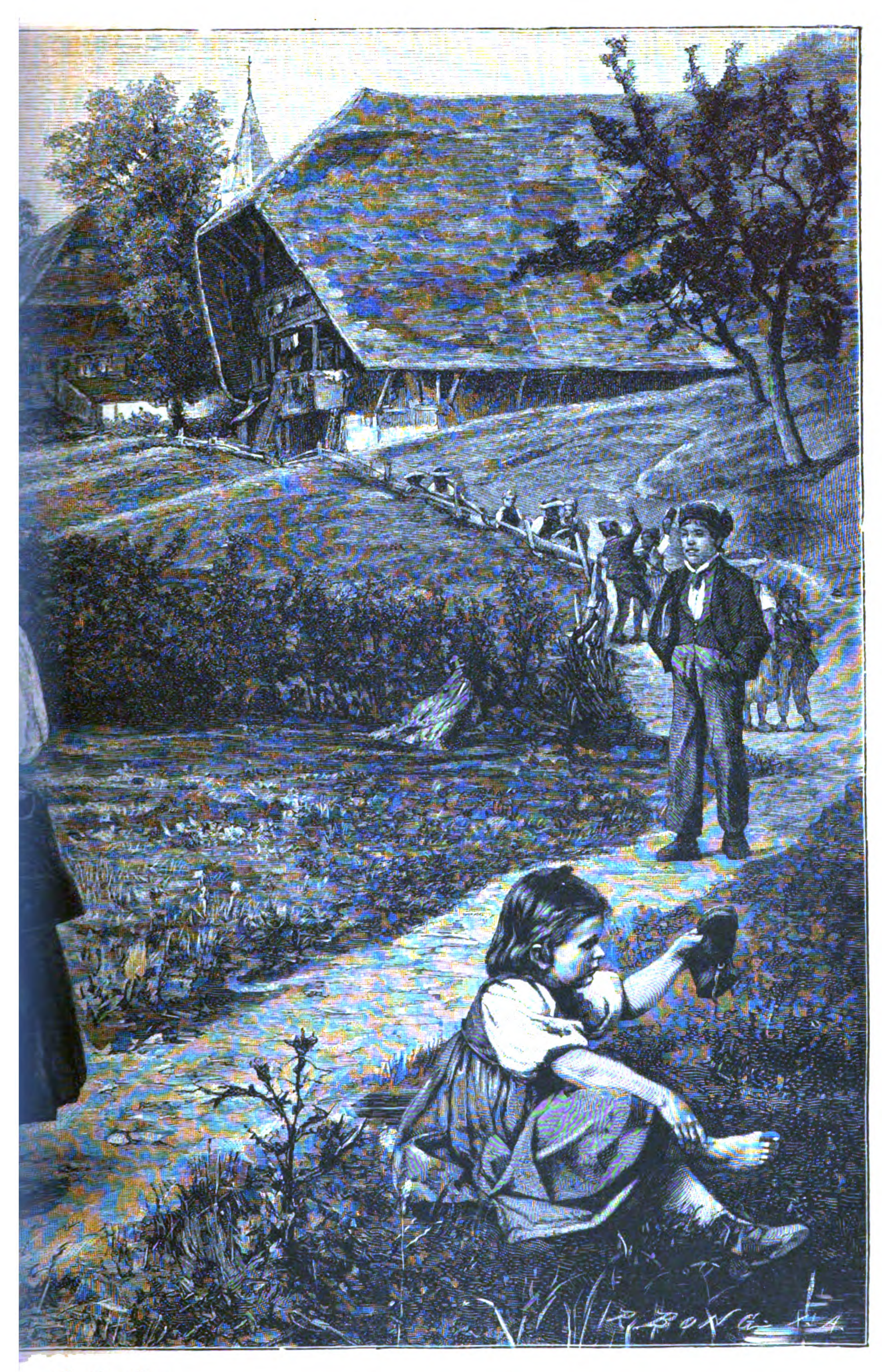
Es vergehen lange, bange Jahre, der Dichter hat des Lebens Lust und Leid erfahren und befindet sich eben wieder in der bittersten Stimmung, da die Censur seine Gedanken gemordet und mancherlei Unglück seine Verhältnisse zerrüttet hat. Da schreibt er an Julius Campe, den alten treuen Verleger und Beichtiger seiner Litteraturschmerzen: „Ich stehe schon schlecht genug mit meinem Oheim, ich sitze bis am Hals in großen Zahlungsnöten und er (Salomon Heine) läßt mich im Stich, aber ich bin nicht der Mann, der um dergleichen Misere auch nur in einer Zeile sich rächt. Gottlob, als ich meine „Memoiren" schrieb, wo er oft besprochen werden mußte, standen wir noch brillant und ich habe wahrlich ihn con amore gezeichnet."

Zweierlei erhellt aus dieser Notiz. Erstens, daß Heine im Jahre 1836 bereits einen oder zwei Bände seiner Erinnerungen geschrieben hatte und dann, daß es eine böswillige Verleumdung war, wenn man damals und auch neuerdings noch behauptete, die Familie Heine hielte die Publikation der „Memoiren" wegen der Schilderung zurück, die der Neffe darin vom Onkel entworfen habe!

Die Bestätigung der ersten Folgerung enthält schon ein wenige Monate jüngerer gleichfalls an Campe gerichteter Brief, in dem es



Auf dem Schul



on B. Vautier.

heißt: „Hätte ich nicht heute rasenden Kopfschmerz, so würde ich Ihnen über das nächste Buch, das ich herausgebe, das Umständlichste mitteilen. Ich habe nämlich wirklich schon begonnen, mein Leben zu schreiben; nur der Zeitumstände wegen, zögere ich gern mit dieser Publikation, ich wollte ihr auch den höchsten Glanz verleihen und lange daran schreiben; aber gerne kontrahiere ich schon jetzt mit Ihnen über dieses Werk, wie ich es immer lange vorher mit meinen Büchern zu machen pflege, und ich glaube: wenn es einst den Schluß der Gesamtausgabe bildet, ist der Wert derselben unberechenbar zu Ihrem Vorteile erhöht."

Es ist nicht bekannt, was der schlaue Verleger auf diesen echt geschäftsmännisch abgefaßten Brief Heines erwidert hat, jedenfalls kommt der Dichter schon in seinem nächsten Briefe auf die Sache, die ihm sichtlich sehr am Herzen liegt, zurück: „Tag und Nacht beschäftige ich mich mit meinem großen Buche, dem Romane meines Lebens, und jetzt erst fühle ich den ganzen Wert dessen, was ich durch den Brand im Hause meiner Mutter an Papieren verloren habe.[1]) Ich hatte die Absicht, dieses Buch erst in späteren Zeiten herauszugeben, aber, angeregt durch die Idee der Gesamtausgabe meiner Werke, soll es das nächste sein, was das Publikum von mir erhält; nichts soll früher von mir herauskommen. Ich habe Ihnen in meinem letzten Briefe bereits gesagt, daß ich mich freue, ein solches Buch Ihnen anbieten zu können ... Sie wissen, ich prahle nicht, und ich kann schon jetzt das Außerordentlichste prophezeien, da ich das Publikum kenne und genau weiß, über welche Personen, Zustände und Ereignisse es belehrt und unterhalten sein will." Heine berichtet dann noch des weiteren, daß er sich nur betreffs der Lieferungszeit und des Volumens nicht verpflichten könne, da sich ihm der Stoff unter der Hand dehne und was er heute auf zwei Bände schätze, später über drei hinauslaufen könne.

Die Antwort Campes scheint trotz alledem nicht sehr ermutigend gewesen zu sein, denn Heine wird in den nächsten Briefen an seinen Verleger ganz still von dem Projekt, in einem Schreiben aber, das er wenige Monate später an Bruder Max aus Havre de Grace richtet, meldet er diesem: „Ich schreibe viel. Mein wichtigstes Werk sind meine Memoiren, die aber doch nicht so bald erscheinen werden; am liebsten wäre es mir, wenn sie erst nach meinem Tode gedruckt würden!"

Man kann sagen, daß von all den Herzenswünschen des armen Heine eigentlich nur dieser eine einzige wirklich in Erfüllung gegangen ist! Die Differenz aber zwischen dem vorigen und diesem Schreiben kann man aus der einfachen Thatsache erklären, daß auf die schreckliche Geldebbe wieder eine Honorarflut gefolgt ist, die dem Dichter das Hinausschieben des Memoirenprojekts gestattete.

Es ist nun lange still von den Memoiren. Erst der Sturm, den das Testament des reichen Onkels erregte, der des armen Neffen ganz vergessen, beschwört auch die „Memoiren" wieder herauf, die aber — zur Ehre Heines sei es gesagt — nie als Waffe gegen den Feind vorgeführt, sondern nur in einem Momente überwallenden Zornes zu den „Tribulationen" gezählt werden, die er gegen die Familie ausheckt. Indes geht auch dieser Sturm vorüber und der Dichter ist seinem Schaffen wiedergegeben. Um so seltsamer, daß wir jetzt und lange Zeit — fast 15 Jahre hindurch — nichts von der Arbeit an den „Memoiren", nichts von der Herausgabe hören oder lesen. Erst das geldfressende Ungeheuer seiner Krankheit erinnert ihn wieder an die betrübsame Thatsache, auf Gelderwerb sinnen zu müssen. Und in dem Unmut darüber schreibt er — im März 1852 — an Campe: „Ich habe vielleicht der Delikatesse immer zu sehr geopfert, und man hat mir verflucht schlechten Dank dafür gewußt. Rücksichten für Ueberlebende sakrificierte ich den größten Teil meiner ‚Memoiren', und es klingt wie eine Ironie, wenn ich jetzt in Bezug auf letztere Anträge erhalte, die Sie in Erstaunen setzen würden. Mißverstehen Sie mich nicht, liebster Freund, ich denke an keine solche Herausgabe, die mich auf einmal aus der Patsche reißen würde" ...

In die Lücke dieser 15 Jahre fällt also die „Sakrifikation" eines Teils der von ihm selbst auf vier Bände geschätzten „Memoiren", von denen Heine selbst noch einmal berichtet, daß „in der That ein großer Teil davon vernichtet ist." Auch viele Freunde des Dichters — Laube, Meißner, Kalisch, Weill u. a. — berichten von

---

[1]) Während des großen Hamburger Brandes im Jahre 1842. Heine hatte seiner Mutter eine Kiste mit Papieren und Büchern aufzuheben gegeben, in der das Manuskript des „Rabbi von Bacharach", sein ganzer Briefwechsel mit Immermann, Rachel u.a. aufbewahrt lag, und die damals mit verbrannten.

einem Autobafé, das Heine in jenen Jahren einmal angerichtet, in einem jener dunkeln Augenblicke, wo man geistigen Selbstmordgedanken nicht widerstehen kann; „es waren hübsche Sachen darunter" — erzählte er später einem Bekannten — „Friede ihrer Asche!"

Nun gibt es allerdings böse Skeptiker, die nicht recht daran glauben wollen, daß Heine, der von seinen Produktionen wirklich sehr eingenommen war, die Kinder seiner Muse in so grausamer Weise dem Feuertod übergeben haben könne. Indes wird eine Notiz in einem zwei Jahre späteren Briefe — gleichfalls an Campe — doch wohl die Wahrscheinlichkeit dieses litterarischen Kindsmordes bestätigen. In diesem Briefe spricht er zunächst von der Herausgabe der „Geständnisse", die gleichsam „die Vorläufer" zu den „Memoiren" bilden, welche jedoch „in einem populäreren und noch viel pittoreskeren Stil geschrieben werden" — sodann schreibt er: „Herr T. wird Ihnen gewiß die Mitteilung gemacht haben, daß ich mich mit Heroismus einer ganz neuen Abfassung meiner ‚Memoiren' unterziehe, und ich hoffe, daß dieses die Krone meiner Schriften sein wird. Aber Heroismus war es, statt zu flicken, gleich wieder Neues zu weben, und ich hoffe, wenn ich ohne Störung bleibe, schon in diesem Jahre eine große Portion fertig zu machen und unverzüglich zu publizieren. Da ich jetzt weiß, was ich nicht sagen darf, so schreibe ich mit großer Sicherheit, und nichts hindert mich mehr, das Geschriebene schon bei Lebzeiten vom Stapel laufen zu lassen."

Vergebliches Hoffen — denn immer tiefer fallen die Schatten in das Leben des kranken Heine, immer heftiger bohren die Schmerzen sich in seinen arg zerrütteten Körper ein, immer schwerer wird ihm die Sorge um das Weib, immer mühevoller das Schaffen, die tägliche Arbeit um das Brot. Sein Sekretär aus jener Zeit — es war dies kein Geringerer als Karl Hillebrand — hat nichts darüber mitgeteilt, ob ihm Heine auch etwas von den „Memoiren" in die Feder diktiert. Und nur noch einmal begegnen wir in den Briefen des Dichters — und zwar in dem Schreiben an einen teuren Jugendfreud, an Joseph Lehmann — einer Erwähnung der „Memoiren". Er bittet den alten Freund um Nachrichten, da er vom Vaterland nichts mehr erfahre . . . „Denn auch, da ich, sobald ich wieder zur Ruhe komme, mich ganz in meine Memoiren versenken werde, kann irgend eine Mitteilung über Schicksale und Transformationen landsmännischer alter Freunde für mich von einigem Nutzen sein. Manchen glaube ich lebend, der längst tot ist; und manchen glaube ich tot, der unterdessen bloß dumm geworden oder schlecht."

Er ist nicht wieder zur Ruhe gekommen — und zwei Jahre darauf war er in die ewige Ruhe eingegangen.

In jenen Sommertagen des Jahres 1854 — aus welchen der Brief an Lehmann datiert — besuchte ihn Alfred Meißner, der treue, hingebende Freund Heines — und auch diesem zeigte der Dichter, auf ein Kästchen, das zu oberst auf einem Schrank gerade seinem Bette gegenüber stand, hindeutend, die „Memoiren" mit den Worten: „Sehen Sie dahin! Dort liegen meine ‚Memoiren', darin sammle ich seit Jahren fratzenhafte Porträts, abschreckende Silhouetten. Manche wissen von dem Kästchen und zittern, daß ich es öffne und verhalten sich inzwischen in banger Erwartung still oder lassen wenigstens nur verstohlen durch nichtige Subjekte und litterarische Handlanger den Krieg gegen mich führen. In diesem Kästchen liegt ein hoher, keineswegs der letzte meiner Triumphe."

Meißner hat übrigens — wie er mir selbst erzählt — das Manuskript der „Memoiren" zu wiederholten Malen gesehen. Es wurde auf Foliobogen mit Bleistift geschrieben, denn Heine konnte in seinem Bette kein Tintenfaß plazieren. Er bediente sich dabei als Unterlage einer sehr primitiven Mappe, eines breiten Stückes Pappendeckel, dem der Buchbinder einen passenden schwarzen Ueberzug gegeben hatte. Schon damals schätzte Meißner den Umfang des Werkes auf drei Bände.

Auch Rudolph Christiani, „der Mirabeau der Lüneburger Haide", bekanntlich ein Verwandter des Dichters, bestätigte das Vorhandensein der „Memoiren" ausdrücklich, mit der Bemerkung, daß nach seinem Wissen Mathilde Heine von dem der Familie verkauften Manuskripte für alle Fälle eine Abschrift zurückbehalten habe. Diese Abschrift ist denn auch wahrscheinlich jetzt aus dem Nachlaß Mathildens in den Besitz des Herrn Julia übergegangen. Selbst die „Mouche" bestätigt die Existenz der echten Memoiren in einer kleinen eben erschienenen Broschüre über Heine.

Fassen wir alles zusammen, was als unzweifelhaft oder zum mindesten sehr wahrschein-

lich aus den eigenen Mitteilungen Heines über seine „Memoiren" hervorgeht, so ergibt sich zunächst die nicht wegzuleugnende — weil durch klassische Zeugen bestätigte — Thatsache, daß Heine das Werk geschrieben, daß die „Memoiren" also in mindestens drei Bänden existiert haben! Ob er sie wirklich schon im Jahre 1823 angefangen, ob er sie in der That zum Teil sakrifiziert, zum Teil verbrannt und dann, nach fast 20 Jahren, von neuem wieder geschrieben — dies alles mag dahingestellt bleiben. Es ist auch von untergeordnetem Werte gegenüber dem Inhalte der „Memoiren" selbst, die nach den obigen Mitteilungen Heines ein ungemein interessantes Bild der gesamten Zeitepoche darstellen müssen. Kein „kurzer dürrer Lebensabriß" sollen die „Memoiren" nach einem ködernden Schreiben Heines an Campe werden — „sondern ein großes Buch, welches die ganze Zeitgeschichte, die ich in ihren größten Momenten mitgelebt, umfasse, samt den markantesten Personen meiner Zeit, ganz Europa, das ganze moderne Leben, deutsche Zustände bis zur Juliusrevolution, die Resultate meines Aufenthaltes im Foyer der politischen und socialen Revolution, das Resultat meiner kostspieligsten und schmerzlichsten Studien, das Buch, das man ganz eigens von mir erwartet." Denken wir nur an das Kaleidoskop von Bildern, das das Leben Heines von der Bolkerstraße in Düsseldorf bis zur Matratzengruft in Paris bietet, so werden wir uns ungefähr wohl vorstellen können, was wir zu erwarten haben. Sind die „Memoiren" wirklich und unzweifelhaft echt und vollständig, so müssen sie uns die farbenprächtigsten Bilder der Napoleonischen Fremdherrschaft und des buntbewegten Lebens der Rheinlande, der aufblühenden Romantik in Bonn, der Genieperiode und der Salons in Berlin, des „jungen Palästina", des kaufmännischen Treibens in Frankfurt und Hamburg, der gewaltigen Eindrücke der Julirevolution und des Pariser Lebens, des St. Simonismus und der französischen Romantik, des „jungen Deutschland" und der aufreibenden Kämpfe mit Censur und Bundestag, des Bürgerkönigtums, des Jahres 1848 und endlich die Porträts der hervorragendsten Zeitgenossen und der bedeutendsten Männer des Jahrhunderts, zu denen Heine meist in nahen Beziehungen stand, liefern. Da müßten neben Schlegel und Goethe auch Immermann und Rachel, neben Zunz, Gaus, Lehmann und Moser, Grabbe, Uechtritz und Köchy, neben Humboldt und Hegel, Meyerbeer, Mendelssohn-Bartholdy und Hiller, neben Wagner Rossini, neben Gutzkow und Laube Lassalle und Marx, neben Chevalier, Enfantin und Pierre Leroux, Thiers; Mignet, Victor Hugo, Musset und die Sand, Dumas und Gautier, Börne und Herwegh, Dingelstedt und Liszt und hundert andere nicht minder interessante Charakterköpfe folgen.

Und dies alles in dem „pittoresken" Stil seiner besten Prosaschriften, voll des bezwingenden Humors, der glühenden Phantasie und der scharfen Charakteristik, die Heine zu eigen war, — in der That, wenn wir uns die „Memoiren" so denken, dann werden sie wirklich der letzte und größte Triumph dieses Dichterlebens werden und des nun auch heimgegangenen italienischen Sängers liebevollen Nachruf bewähren helfen: Il morte Enrico poetava encora!

Eine Pilgerfahrt in Südfrankreich.

Von

Richard Kaufmann

Deutsch von Emil Jonas.

Es war ganz früh am Morgen, aber schon sehr warm: man fühlte, daß die Sonne, wenn auch eben erst über dem Horizont emporgestiegen, gar bald mit echt südländischer Kraft ihre Strahlen herabsenden werde. Es war keine Wolke am Himmel zu sehen, kein Baum bewegte seine Blätter, es war einer der im Rhonethale so seltenen Tage, an welchen man nicht die geringste Spur des Nordwindes oder den heißen, fiebergeschwängerten Lufthauch merkt, welcher aus der Sahara kommt.

In diesem strahlenden Sonnenschein glitt ein kleines Dampfboot den Fluß hinab, ganz von Menschen gefüllt; jeder Winkel des Schiffes war besetzt. Diejenigen, welche auf den Bänken, auf den Kajütenluken, den Ankerwinden und auf den Kasten keinen Platz erlangen konnten, hatten sich in langen Reihen auf dem Deck gelagert, welches dadurch so dicht besetzt war, daß man nicht den geringsten Fleck des Verdeckes selbst zu gewahren vermochte.

Es war eine eigentümliche Reisegesellschaft und eine ebenso eigentümliche Reise — es waren

nur sehr wenige Männer an Bord, ein paar Touristen, ein Dutzend Geistliche in ihren schwarzen Talaren, einige Krüppel, einige Leute, welche Apfelsinen, Zuckerkuchen, Bonbons und Brot feilboten und außer ihnen kaum noch zwanzig oder dreißig Personen; die Zahl der Frauen dagegen betrug mehrere Hundert, von der Matrone, deren zitternde Hände kaum den Rosenkranz zu halten vermochten, bis zu ganz kleinen Mädchen. Aber schön waren die Alten wie die Jungen, fast ohne Ausnahme. Das Departement der Rhonemündung, besonders Arles und Umgebung hat nicht ohne allen Grund den Ruf, die schönsten Frauen Frankreichs zu besitzen. Griechen, Römer, Saracenen und Gallier, welche nach und nach über dieses herrliche Land herrschten — alle scheinen sich förmlich bestrebt zu haben, die eigentümlichen Schönheitszüge, welche ihre Rasse auszeichneten, auf die Frauen zu vererben. Für Maler und Bildhauer ist hier, so zu sagen, ein unentdecktes Kalifornien. Wenn bei den großen Stiergefechten oder anderen ähnlichen festlichen Gelegenheiten sich die Bevölkerung versammelt, wird man unter hundert Frauen kaum eine finden, die nicht hübsch, aber über fünfzig, deren Schönheit vollkommen würdig ist, durch den größten Künstler verewigt zu werden. Und die Nationaltracht, welche noch von hoch und niedrig getragen wird, paßt ganz vortrefflich zu der herrlich entwickelten Büste, zu dem feinen, lichtbraunen Teint und dem kohlschwarzen Haar. Diese Nationaltracht besteht aus einem schwarzen Kleide mit faltenreichem Rocke und engem Mieder, welches, vorn offen, mit weißen Blonden oder Spitzen garniert ist, so daß wenigstens eine dreieckige Spitze des Busens entblößt bleibt; um den Hals befinden sich ein paar Perlenschnüre mit einem Kreuz und auf dem Kopfe eine ganz kleine kokette Mütze über dem schwarzen Haar, das in Form eines zugespitzten Kegels mit zwei breit ausstehenden Flügeln, die flach an der Stirne liegen, aufgebunden ist.

Die Frauen saßen auf dem Deck mit ihren Rosenkränzen um das Mieder und ihren, von vielem Gebrauch, ziemlich ramponierten Gesangbüchern in der Hand, und während das Dampfboot an La Camargues sonnenverbrannter Küste vorüberglitt, sangen sie in ihrem wunderbar weichen Dialekt, von welchem alle Konsonanten verschwunden zu sein scheinen, die merkwürdigsten Gesänge dieser Gegend, diese Lieder, welche ebenso schwärmerisch wie erotisch klingen, gleichviel ob sie Madonna oder das herrliche Vaterland lobpreisen. Hin und wieder ertönten auch die bekannten Pilgerlieder: „O Dieu vainqueur, sauvez Rome et la France par votre sacré cœur!“ und ähnliche; aber diese traten nur sporadisch auf, denn man kehrte sehr schnell wieder zu den eigenen Gesängen der Provence zurück, zu welchen man oft stehenden Fußes einen Refrain improvisierte, der mit steigernder Begeisterung nach jedem der fünfzig Verse, aus welchen diese Gesänge bestehen, wiederholt wurde. Auf der sonst fünf Stunden langen Fahrt wurde fast ununterbrochen gesungen und nur wenige und ganz kurze Unterbrechungen fanden statt, wenn das Auge eine Gruppe schlanker Pinien am Horizont gewahrte, oder wenn man zwischen La Camargues gigantischen flachen Morästen eine Herde schwarzer Stiere, welche im Naturzustande auf der 72000 Hektaren großen, fast ganz unbebauten Insel, zwischen den beiden Armen des Rhoneflusses, leben, oder eins der gleichfalls wild umherstreifenden kleinen weißen Pferde, welche sich auf La Camargues Steppen tummeln, erblickte. Während einer solchen Pause im Gesange an Bord konnte man die Triller der Nachtigall von den Silberpappeln in der Nähe des Ufers hören; sie schlugen aus voller Kehle, allein sie zogen doch, wie man zu sagen pflegt, den kürzesten Strohhalm in diesem seltsamen Sängerstreit. Wenn man dann wieder auf dem Schiffe zu singen begann, wurden die armen Vögel übertäubt. Der seltsame Jubel, die tiefe Schwärmerei, welche aus dem Gesange sprach, hatte mit nordischer Andacht nichts gemein. Die Melodieen waren leicht und schnell, fast lebensfroh, man bekam den Eindruck von etwas Lichtem und Zufriedenem, das dem Freudengesang der Nachtigall über den herrlichen Sommer ähnlich zu sein schien. Die frommen und heiligen Märtyrerinnen, welche man in diesem Gesange lobpries, waren offenbar gute Freundinnen, welche nicht das geringste Gefühl des Schreckens einjagten. Der Gesang wurde sogar plötzlich von einem muntern Gespräch oder einem herzlichen Lachen unterbrochen. Je wärmer die Sonne schien, desto fröhlicher ertönten die Melodieen und desto lebhafter und vertraulicher wurde auch die Stimmung an Bord, und auf diese Weise glitt man langsam durch den Sonnenschein hinab auf dem stillen Fluß, an den in sommerlicher Ueppigkeit bekränzten Ufern vorüber. Schließlich erhoben sich, trotz des Protestes des Schiffskapitäns,

alle von ihrem Lager auf dem Deck, um mit Jubelrufen und wehenden Taschentüchern die gezackte Turmspitze zu begrüßen, welche am Horizont am Ende eines langen blauen Streifens emportauchte. Dieser Streifen war das Mittelländische Meer und die gezackte Turmspitze, welche sich an dessen Ufer erhob, war die Kirche Les Saintes-Maries-de-la-Mer, das Ziel der Pilgerfahrt.

Die Tradition erzählt, daß Maria Magdalena, Martha, Maria Jacobäi, verheiratet mit Cleophas, einem Bruder des Zimmergesellen Joseph, Maria Salomi, Mutter der Apostel Jakob und Johannes, sowie ferner Lazarus, Maximin und mehrere andere Jünger nach Christi Tod, und als die Verfolgung gegen seine Anhänger begonnen hatte, in einem kleinen Fahrzeug ohne Segel, ohne Ruder, ohne Steuer und ohne Lebensmittel ausgesetzt und auf diese Weise aufs Meer hinausgesandt wurden. An Bord befand sich auch Sarah, Maria Salomis Dienerin. Geführt von Gottes Hand, gelangte das Fahrzeug unverletzt nach der äußersten Spitze der Insel La Camargue, welches den Marseillern gehörte und von ihren Kolonisten bewohnt war. Bei der Ankunft errichteten die heiligen Marieen einen Altar zur Ehre Gottes, und an der Stelle, wo dies geschah, dicht neben dem Ufer des Meeres, ließ der Herr eine Quelle mit frischem Wasser hervorsprudeln. Zur Erinnerung an dieses Wunder wurde dort später eine bescheidene Kapelle erbaut. Hier blieb Maria Jacobäi und Maria Salomi zurück, während ihre Begleiter sich zerstreuten, um das Christentum in den Ländern des Mittelmeers zu verkünden. Die beiden Frauen wurden nach ihrem Tode in der Kapelle beerdigt, wo selbstverständlich die merkwürdigsten Mirakel sich ereigneten, und diese bewirkten, daß von allen Gegenden große Wallfahrten nach ihrem Grabe stattfanden. An der Stelle der kleinen Kapelle wurde schon vor dem sechsten Jahrhundert eine Kirche erbaut, welche zum Schutz gegen die Seeräuber mit Festungswerken versehen wurde und noch im wesentlichen ihre antike Gestalt bewahrt hat. Die Kirche gehört zu den merkwürdigsten Denkmälern in Südfrankreich aus der altchristlichen Zeit. König René ließ sie im fünften Jahrhundert durchsuchen, um Reliquien zu finden, und als sie wirklich ans Tageslicht kamen, verbreitete sich ein so milder Duft in der Kirche, daß niemand daran zweifeln konnte, daß dies die echten seien. Der Papst bestätigte dann auch, daß sie authentisch seien, und sie wurden darauf in Schreine von Cypressenholz gelegt, und im Turm der Kirche beigesetzt. Während der Revolution wurde die Kirche freilich ausgeplündert, aber man versichert, daß der gottesfürchtige und umsichtige Geistliche der Kirche vorher die heiligen Reliquien aus den Schreinen herausgenommen habe, und als das französische Volk zur katholischen Religion zurückkehrte, wurden sie in neue Schreine gelegt, welche den frühern ganz ähnlich waren, worauf sie auch ihren frühern Platz im Turm wieder einnahmen. Hier befinden sie sich noch, und heutigentags wallfahrten ebensoviele Menschen zu ihnen, wie vor Hunderten von Jahren.

Für jeden gläubigen französischen Katholiken steht es nämlich unumstößlich fest, daß die Gebeine der heiligen Marieen noch immer im Besitz einer wunderthätigen Kraft sind, welche sich besonders auf dem medizinisch-wissenschaftlichen Gebiet geltend macht. Dieser Glaube ist durch eine Begebenheit aus der neuern Zeit bestärkt worden. Es scheint ein Faktum zu sein, daß ein Kind, welches von einem tollen Hunde gebissen wurde und mehrere Monate hindurch krank gewesen war, sich nach einer Wallfahrt zu den heiligen Marieen gänzlich erholte. Eine Folge davon ist, daß alle Gläubigen, die von tollen Hunden angegriffen wurden — und deren Zahl ist in Südfrankreich groß — sich nach der alten Kirche auf der Landspitze La Camargue begeben. Da die hier ruhenden Heiligen sich indessen auch aller anderen Krankheiten annehmen, wird die Pilgerkarawane, im allgemeinen genommen, aus Verwachsenen und Leidenden aller Art rekrutiert. Auch Gesunde reisen in großer Zahl nach der Kirche, denn die heiligen Schreine haben die bewunderungswürdige Eigenschaft, daß alle Gegenstände, welche mit denselben in Berührung gebracht werden, in Besitz der Amulettenkraft der Reliquien gelangen, und jede Familie wünscht natürlich ein solches Universalheilmittel im Hause zu haben. An einem bestimmten Tage im Jahre, am 25. Mai, werden die Heiligenschreine herabgelassen und bleiben im Chor der Kirche während der Nacht und bis zum folgenden Nachmittage stehen. Es gilt also, diese vierundzwanzig Stunden zu benutzen; denn wenn die Reliquien sich wieder an ihrem Platz im Turm befinden, kann niemand vor dem nächsten Jahre zu ihnen gelangen. Die Bevölkerung wacht auf das strengste darüber, daß die Gnade der heiligen Frauen

nicht mißbraucht werde; sie thut dies sogar so strenge, daß, als der Erzbischof vor einigen Jahren nach der Kirche kam und verlangte, die Schreine sollten in die Kirche herabgelassen werden, die Einwohner einen förmlichen Aufruhr machten und ihn mit geladenen Gewehren zwangen, von seinem Verlangen abzulassen.

Das ganze Jahr hindurch, mit Ausnahme dieses Tages, ist Les Saintes-Maries-de-la-Mer ein so unbedeutendes Dorf, wie man sich nur denken kann. Es hat kaum 800 Einwohner, von welchen sogar ein paar hundert sich die meiste Zeit fern und zwar auf dem Meere behufs der Fischerei befinden. Es liegt zudem fast in einer Wüste, indem der ganze südliche Teil von La Camargue aus unbebautem und vielleicht unbebaubarem Boden besteht. Fremde besuchen es nur äußerst selten, ausgenommen gerade am 25. Mai. An diesem Tage steigt die Bevölkerung des Ortes indessen plötzlich auf eine Zahl von ungefähr 10000 Menschen. Nicht nur die Rhone-Dampfschiffe, welche aus Veranlassung dieses Festes die Tour nach der kleinen Rhone machen, ungeachtet sie jeden Augenblick sich der Gefahr aussetzen, auf den Grund zu stoßen, bringen andächtige Gäste in Masse nach der alten Kirche, sondern auch alle Wege von La Camargue sind mit Hunderten von Wagen, unter deren Leinendach Gesellschaften und Familien und Freunde zu den Reliquien wallfahrten, bedeckt. Selbst aus fernern Gegenden Südfrankreichs kommen die Pilger, von welchen viele im frommen Eifer den Weg zu Fuß zurücklegen, trotz der brennenden Sonne und trotz der zu durchwandernden Sumpfgegend.

An den beiden Festtagen, dem 25. und 26. Mai, bietet der kleine Ort dann auch einen höchst lebhaften Anblick. Der Marktplatz ist eine einzige große Bude. Mit kleinen Tischen, wo Rosenkränze, Gebetbücher und Kruzifixe verkauft werden; die Mauer der Mairie ist von einem Handelsmann, der alle seine Schätze vor den Augen des Publikums entfalten wollte, von oben bis unten mit Glanzbildern, welche die Ankunft der heiligen Marieen an der Küste von La Camargue vorstellen, bedeckt. Die drei bis vier Straßen des Ortes sind vor Menschenscharen gar nicht zu passieren. Vor dem Café de la Porte, welches gleichzeitig das einzige Café, die einzige Restauration und das einzige Hotel des Städtchens ist, sitzen ebenso viele Gäste, wie außerhalb der Cafés auf den Pariser Boulevards, und rings um den Komplex von Häusern, welche den eigentlichen Ort bilden, hat sich ein wahres Lager von Wagen und Zelten gebildet. Es ist, als ob man plötzlich weit von der Civilisation versetzt wäre und sich in einer Karawane befände, die einen Ruheplatz in einer Oase in der Sahara gefunden hätte. Die Physiognomieen, die man hier sieht, bestärken den Beschauer in dieser Illusion; denn es wimmelt von Zigeunern. Sarah, welche mit den anderen heiligen Personen gleichzeitig gerettet wurde, ist nämlich die Schutzheilige der Zigeuner, und da deren Gebeine gleichfalls in der Kirche aufbewahrt werden, wallfahrten auch die Zigeuner aus ganz Frankreich nach Les Saintes-Maries-de-la-Mer.

Ein Ort mit 800 Einwohnern vermag natürlich den 10000 Menschen nicht Obdach zu gewähren. Das verlangt man indessen auch durchaus nicht. Wenn man nicht so andächtig ist, daß man die Nacht auf einer Bank in der Kirche verbringt, schläft man in Zelten, auf den Wagen, auf dem Sande hinter einem Busch, auf dem flachen Dach der Kirche, in Fischerböten, oder wo man sonst dazu gelangen kann. Die Häuser sind ausschließlich den Profanen vorbehalten, welche als Neugierige und also nicht als Pilger kommen; aber selbstverständlich müssen sie diese Begünstigung sehr teuer bezahlen. Les Saintes-Maries-de-la-Mer besitzt am 25. Mai das teuerste Hotel, welches man auf der Welt auftreiben vermag. Man muß 25 Frcs. für ein Dachzimmer bezahlen, dessen Reinlichkeit alles Mögliche zu wünschen übrig läßt.

Ausgerüstet für eine Reise, welche für viele sich auf einen Zeitraum von mehr als einer Woche erstreckt, namentlich wenn man die Wettrennen und Stiergefechte mit ansehen will, welche an den nächsten Tagen nach der Prozession stattfinden, strömen also die Pilger aus dem ganzen gläubigen Südfrankreich nach Les Saintes, wie der Ort im gewöhnlichen Redegebrauch genannt wird.

Um 3 Uhr nachmittags am 25. Mai beginnen die Glocken der Kirche zu läuten, und die Hauptceremonie, das Herablassen der Heiligenschreine, findet dann statt. Im frommen Eifer haben bereits viele Gläubigen nach ihrer Ankunft sich nach der Kirche begeben, um ihre Wachslichter zu den vielen Hunderten hinzuzufügen, welche bereits zu Ehren der heiligen Marieen brennen, und es ist alle Aussicht vorhanden, daß man während der Ceremonie außerhalb der Kirche

bleiben muß, wenn man sich nicht bei Zeiten einen Platz in derselben sichert. Die Hauptmasse bleibt gewöhnlich nach dem Anbringen der Wachskerzen in der Kirche. Wenn die Ceremonie beginnt, ist die übrigens ziemlich große Kirche von Menschen Kopf an Kopf angefüllt. Die andächtige Versammlung begnügt sich nicht mit Bänken, welche so dicht als möglich im Schiff, im Chor und um den Hauptaltar und die Seitenaltäre, sowie auf den zahlreichen und tiefen Pulpituren angebracht sind. Man sieht Frauen und Kinder auf allen Altären, selbst auf der Kanzel, auf den Dächern der Beichtstühle, kurz überall, wo es möglich ist, daß ein Mensch stehen oder sitzen kann. Selbst der Gemeindegeistliche ist nahe daran, den Kampf aufzugeben, wenn es gilt, einen Quadratfuß Raum für unsere kleine Gesellschaft Fremder zu finden. Als er uns endlich oben auf der obersten Pulpitur zusammengepreßt untergebracht hatte, zeigte es sich, daß wir dort kaum zu atmen vermochten. Die Luft war gänzlich verpestet durch den Qualm von den Wachskerzen, dem Räucherwerk und durch die Ausdünstung der vielen Menschen; es war geradezu Gefahr vorhanden. Aber der Geistliche wußte sich zu helfen und rettete unser Leben, indem er mit eigener Hand ein paar der nächsten Kirchenfensterscheiben einschlug.

Die Psalmen zu Ehren der heiligen Marieen hatten bereits seit mehreren Stunden von Tausenden der frommen Lippen erklungen, welche die Begeisterung selbst in dieser Dampfbadtemperatur unermüdlich machten. Als die Kirchenuhr drei schlug, begann eine Unendlichkeit von kleinen Glocken am Hochaltar zu läuten, die ganze Versammlung erhob sich, man hörte ein gedämpftes Murmeln und sah dieses Menschenmeer sich wie in einem Sturm bewegen, während glänzende Funken gleich Irrlichtern zwischen den schwarzen Köpfen umherhüpften. Doch einen Augenblick darauf herrschte wiederum vollständige Stille. Alle hatten das Wachslicht angezündet, welches sie in der Hand hielten, und das Kirchengewölbe ward zu einem großen, dunklen Firmament, übersäet mit kleinen goldgelben, flimmernden Sternen, ein Anblick, welcher ebenso märchenhaft ist, wie einzig dastehen mag. Die Wolken, die aus den Weihrauchgefäßen emporstiegen, wurden immer dichter, man hörte von der Ferne einen geheimnisvollen Messegesang in den Krypten und Seitenkapellen und ebenso nahm auch die Ekstase der Andächtigen stets zu.

Einige Minuten später sollte diese ihren Kulminationspunkt erreichen und sich in ihrer ganzen Stärke offenbaren. Die eiserne Luke in der Decke oberhalb des Hauptaltars ward zurückgeschoben, ein Tau, das von Palmenzweigen und weißen Blumen verborgen ist, ward herabgelassen; an demselben hingen die beiden roten Schreine, bedeckt mit Kränzen von Ewigkeitsblumen. Nachdem diese während einiger Minuten über dem Lichtmeer des Hauptaltars schwebend gehalten wurden, damit alle Anwesenden sie sehen konnten, wurden sie langsam in die Mitte des Chores hinabgesenkt. Als die Schreine den Boden berührten, machte die lang zurückgehaltene Spannung sich Luft in einem tausendstimmigen Jubelgeschrei, und alle, welche in der Nähe des Chors standen, stürzten hervor, um die ersten zu sein, welche die Reliquien berührten. Die Altarglocken läuteten, die Priester lasen die Messe, kleine Kinder heulten aus Verzweiflung über die Wärme, welche sie fast dem Ersticken nahe brachte, und der Psalmengesang begann wieder, schneller, wilder, lauter, als je zuvor.

Wie lange diese Szene fortdauerte, vermag ich nicht zu sagen, denn man mußte selbst von der potenzierten Ekstase der Gläubigen ergriffen sein, um die physischen Leiden, welche ein längerer Aufenthalt in der Kirche mit sich führte, ertragen zu können.

Daß das Getümmel um die Schreine weder an dem Tage, noch in der Nacht, noch endlich während des folgenden Vormittags aufhörte, vermag ich noch zu konstatieren. Alle mußten in die Kirche hinein; denn die Schreine berühren, war ja das Ziel ihrer Reise. Kinder, welche mit irgend einem Geburtsfehler zur Welt gekommen waren, wurden auf kleinen Kissen auf die Schreine gelegt und dort so lange als möglich gehalten, denn es kamen stets andere, welche ebenfalls an die Schreine gelangen wollten. Jeder, der von irgend einem Gebrechen heimgesucht war, suchte den Teil des Körpers, wo das Uebel seinen Sitz hatte, in Verbindung mit den Reliquien zu bringen, um Linderung und Genesung zu finden; Massen von Heiligenbildern, Gebetbüchern, Rosenkränzen u. s. w. wurden ununterbrochen auf den Schrein gelegt, um durch die Berührung geweiht zu werden. Gleichzeitig war die Kirche voll von Betenden, Singenden und Schlafenden. Man hatte Kissen mit sich genommen, um sich auf dieselben zu legen, wenn die Ermattung zu groß würde. Viele der Pilger

legten nämlich Gewicht darauf, während der ganzen vierundzwanzig Stunden in der Kirche verweilen zu können. Dagegen gab es auch andere, welche die Sache nicht so rigoros nahmen. Für sie war die Wallfahrt weniger eine Buße als ein Fest, währenddessen die Freude mit der Andacht Hand in Hand ging. Diese zogen von einem Bewirtungszelt nach dem anderen, spielten in den unzähligen Tombolas, die von jedem französischen Volksmarkt unzertrennlich zu sein scheinen, scharten sich in Haufen am Ufer des Meeres und unternahmen Segelfahrten in Booten, von welchen heitere Gesänge ertönten; dann besuchten sie aufs neue die Kirche, und nachdem sie eine halbe Stunde eine der Predigten, welche die fungierenden Geistlichen ununterbrochen wechselweise hielten, mit angehört hatten, gingen sie wieder Arm in Arm fort, um wieder Zerstreuungen zu suchen. Viele Gruppen wanderten lange in der mondhellen Nacht umher, bevor sie in den Zelten Ruhe suchten, und sie gestatteten sich auf diesen Promenaden allerlei Scherze und heitere Späße. Aber so ist nun einmal die romanische Rasse. Man würde dennoch sehr irren, wenn man daran zweifelte, daß die Pilgerfahrt eine tief religiöse Bedeutung für diese frohen Menschen habe.

Die Herablassung der Heiligenschreine bildet den Hauptmoment des Festes, aber der folgende Tag trägt auch ein feierliches Gepräge. Eine kolossale Prozession zog langsam der Küste des Mittelmeeres zu, nach der Stelle, wo die heiligen Marieen, der Tradition zufolge, ans Land stiegen. Mit dem Kreuz an der Spitze und mit bunten Kirchenfahnen, getragen von jungen Mädchen, wanderte die Pilgerschar von dannen. Die Frauen zählten ununterbrochen die Perlen in ihren Rosenkränzen, während sie beteten, und die Männer schritten mit frisch gepflückten weißen Lilien in der Hand andächtig daher. Die Strahlen der Sonne fielen auf den langen Zug hinab, während er längs des lichtblauen, unendlichen Meeres einherzog, und weiße Möven, welche die Küste berührten, suchten hin und wieder auf den Fahnen Ruhe. Es herrschte sowohl Genügsamkeit als Feierlichkeit in diesem Bilde.

Hiermit war indessen auch die Pilgerfahrt wesentlich zu Ende. Die Andächtigsten wohnten noch der Messe bei, während welcher die Heiligenschreine wieder auf ihren Platz in dem Deckengewölbe emporgehoben wurden und warfen sich im letzten Augenblick über die Reliquien. Aber viele hatten sich bereits gleich nach der Prozession in Bewegung gesetzt, um über La Camargues sandige Wege nach ihrem Heim zurückzukehren und von dem neuen Mirakel, welches die Heiligen wiederum vollbracht hatten, daheim zu berichten. Für die Gläubigen geschehen dort verschiedene Wunder am 25. Mai. Bei dem letzten Feste war es besonders Sarah, welche Ruhm durch Heilung eines Buckligen gewann. Dieser hatte sich des Abends neben ihren Sarg gelegt, um dort zu schlafen, und als er morgens erwachte, war er so schlank und gerade, wie nur ein Mensch zu sein wünschen kann.

Wenn man die gläubigen Frauen, welche mit Begeisterung diese Geschichte erzählten, fragte, ob sie den Buckligen gesehen hätten, nachdem er schlank geworden war, mußten sie freilich gestehen, daß dies nicht der Fall sei, aber sie waren doch vollkommen davon überzeugt, daß das Mirakel stattgefunden hatte.

Man weiß, wie solche Wunder sich verbreiten. Die gläubigen Frauen erzählen bei ihrer Heimkehr das Wunder, die Berichte gelangen in die klerikalen Blätter, die Dorfgeistlichen lobpreisen Sarah wegen ihrer neuen Wunderthat und Tausende von Katholiken fühlen dadurch äußerlich ihren Glauben befestigt. Die junge französische Republik hat einen Kampf mit dem Klerikalismus begonnen, und alle erleuchteten Geister mögen ihr in ihrem Herzen Dank wissen, weil sie auch auf diesem Gebiete die Fahne unseres Jahrhunderts hoch trägt.

Es ist eine sehr große Frage, ob die französische Regierung im Eifer für diese Sache nicht weitere und schnellere Schritte gethan hat, als es klug und zweckentsprechend war. Sie rechnete mit den großen Städten und nicht mit den kleinen Winkeln auf dem Lande. Dort sitzt der gläubige Fanatismus noch fest und sicher im Sattel, denn er ist das Werk vieler Jahrhunderte, und das vermag ein Federstrich, ein Regierungsdekret nicht zu vertilgen. Von Südfrankreich läßt sich mit Sicherheit behaupten, daß erst mehrere Generationen vergehen müssen, ehe es gelingen dürfte, die Bevölkerung auf jenen Standpunkt zu versetzen.

Die Assekuranz.

Von

Oskar Lemcke.

„Erwirb dir, was du kannst, und was du hast, halt' fest,
Dann weißt du, wie sich Blei in Gold verwandeln läßt.
Bis Abends glänzet kein Morgenrot,
Drum spare bei Zeiten für Alter und Not."

B. Franklin.

Gerade in allerneuester Zeit, welche die beabsichtigte staatliche Fürsorge den arbeitenden Klassen gegenüber durch obligatorische Unfallversicherungsanstalten aufs Tapet und die allseitig von den Interessenten als dringend bezeichnete Frage der reichsgesetzlichen Regelung des gesamten Versicherungswesens lebhafter in Ventilation brachte, beschäftigt sich mit der Versicherung und ihren Einrichtungen auch das ihr sonst ferner stehende große Publikum. Und mit Recht. Denn der Masse war bisher alles, dessen Name entfernt an „Assekuranz" erinnerte, ein böhmisches Dorf, ja sogar, seien wir ehrlich, Schwindel. Das mit Unrecht. Denn die Assekuranz ist eine der wohlthätigsten Errungenschaften, nächst den Eisenbahnen unstreitig die wichtigste, unserer Zeit und aller Zeiten überhaupt.

Sehr hinderlich für ihre allgemeinere Kenntnis ist es daher, wenn sogar Mitglieder gegenseitiger Lebensversicherungs-Gesellschaften, nachdem sie ihre Prämie entrichtet haben, bis zum nächsten Zahlungstermin sich gar nicht um ihre Gesellschaft kümmern, deren Wohl und Wehe sie doch aufs innigste mit berührt.

Die Gesellschaften bemühen sich wohl eifrig um neue Versicherungskandidaten, ihre Beziehungen zu den einmal gewonnenen bleiben aber in der Regel nur sehr lockere. Letztere wissen von ihrer Anstalt oft kaum den Namen (gewöhnlich bloß den des ihnen persönlich als vertrauenswert bekannten Vertreters), geschweige Verfassung und Verwaltung. Die Generalversammlungen wollen oder können sie nicht besuchen, die ihnen zugesandten Rechenschaftsberichte lesen sie nicht. Und doch sind, wie gesagt, gerade jetzt, wo die Assekuranz die gesetzgebenden Faktoren des Deutschen Reichs und anderer Länder beschäftigt, Versicherungsfragen für jeden einzelnen von eminent praktischer Bedeutung.

Gewiß ist es daher angezeigt, den Leser wenigstens mit den Principien der beiden wichtigsten Branchen der Assekuranz bekannt zu machen.

Die hohe Bedeutung, welche das gesamte Versicherungswesen als ein wichtiger Hebel des ganzen wirtschaftlichen Lebens für den Gebildeten



gewonnen hat, kann jeder erkennen, der nur halbwegs die Tageserscheinungen verfolgt. Das Versicherungswesen hat sich infolge wachsenden Schutzbedürfnisses beim Publikum bereits genügend bemerkbar gemacht, um nicht mehr wie früher übersehen zu werden. Denn jeder Bürger ist mehr oder weniger bei der Assekuranz mit seinem eigenen Wohle interessiert, sollte es wenigstens sein!

Der tüchtige Kaufmann muß sein Lager gegen Feuer, seine Güter und Valoren, ja sich selbst gegen die Gefahren des Transports versichern, der Landwirt sein Vieh gegen Krankheit, Seuchen und übernormalen Abgang, seinen Erntevorrat gegen Feuer, seine Feldfrüchte, wie der Gärtner seine Glasfenster, gegen die Verluste durch Hagelschlag, sein Personal, wie der Fabrikant und Unternehmer, gegen die Folgen der gesetzlichen oder der oft weit schwerer wiegenden moralischen Haftpflicht für körperliche Unfälle beim Betriebe, der Grundbesitzer seine Gebäude, der Privatmann sein Mobiliar gegen Brandschäden, der Kapitalist seine Hypotheken gegen Verluste bei Subhastationen und Grundentwertungen 2c.; selbst dem Aermsten steht der Eintritt in eine Begräbnis- oder Krankenkasse offen!

Kurz, jedermann hat Gelegenheit, sich gegen ein Billiges vor unverhofften Schädigungen durch namentlich elementare Gewalten zu schützen, die das Gebild der Menschenhand hassen!

Leider wird diese Gelegenheit immer noch viel zu wenig benützt und die Zahl der Versicherten steht in einem schrecklich geringfügigen Verhältnis zur Zahl der Versicherungsfähigen und Versicherungsbedürftigen, ganz zu geschweigen von vielen Tausenden von Familienvätern, die es immer noch versäumen, für den Fall des Todes ihren Hinterbliebenen ein Kapital oder eine Rente zu versichern, obgleich durch die mannigfaltigsten Arten der Versicherungsnahme hierbei jedem Bedürfnis Rechnung getragen werden kann!

Die See-, Fluß- und Landtransport-, Valoren (Wertsendungen)-, Hagel-, Vieh-, Glas-, Reiseunfall- und Hypotheken-Versicherung sind zwar nicht etwa geringerer Bedeutung, aber doch nicht von so allgemeinem Interesse für jeden einzelnen, wie die Feuer- und die Lebensversicherung (mit ihrem Nebenzweig, den Renten).

Die noch sehr junge Versicherung gegen Unfälle beim gewerblichen Betriebe sieht einer vollständigen Umgestaltung entgegen; für die Versicherung gegen allgemeine Unfälle, denen jeder ausgesetzt ist, und gegen auf naturgemäßem Wege entstehende Invalidität ist unser großes Publikum noch nicht empfänglich genug, und die Rückversicherung, obgleich sie eben so wichtigen Zwecken dient, wie mancher andere auch im stillen arbeitende Zweig des Verkehrs, geht spurlos ihres Wegs, da sie nur auf dem Geschäftsaustausch der direkt mit dem Publikum arbeitenden Versicherungs-Institute beruht. Die Feuer- und Lebensversicherung aber interessieren uns näher: erstere ist der immer noch populärste, am leichtesten verständliche und am meisten benutzte, letztere der bei weitem wichtigste und wohlthätigste Zweig des ganzen Versicherungswesens.

Aller Versicherung liegen als notwendige und vornehmste Voraussetzung zwei Principien zu Grunde: möglichst große Beteiligung von Interessenten und möglichst große Verteilung der Gefahr.

Für die Gültigkeit der Versicherung ist allein der Wortlaut des Vertrags maßgebend. Die Feuerversicherung soll zu keinem Gewinn führen, sondern nur den wirklichen Schaden vergüten, für dessen Ersatz die versicherte Summe lediglich die Grenze bedeutet; die Lebensversicherung in ihren von den vielen Formen, die sie kennt, gebräuchlichsten dagegen handelt von im vorhinein fest bestimmten Summen. Die Lebensversicherung „auf den Todesfall" ist für jeden, da jeder sterben muß, wenn wir auch allen Lesern den Zeitpunkt ihres Scheidens möglichst ferne wünschen. Die Feuerversicherung schützt nur für den bloß möglichen, nicht gewissen Fall eines Verlustes; trotzdem springt ihr Nutzen unmittelbarer in die Augen: die Menschen sind nun einmal so wunderlich. Genau genommen ist die Lebensversicherung keine eigentliche Versicherung im technischen Sinne dieser Bezeichnung, da bei ihr der Eintritt der Zahlungsverpflichtung des Versicherers nicht nur möglich, sondern sogar gewiß ist; letzteren Umstand aber will die korrekte Definition des Begriffes „Versicherung" ausgeschlossen wissen. Nur der Zeitpunkt des Eintritts ist ungewiß.

Die Versicherung ist ein Geschäft, vermittelst dessen ein Teil dem anderen vertragsmäßig eine Gefahr ab-, also den Ersatz eines Schadens übernimmt gegen eine stets vorher (Anstalten mit nachträglicher „Umlage" — Verteilung —

des Schadens (und keine Assekuranzen nach moderner Anschauung) zu zahlende Gebühr, Prämie genannt. Letztere ist der Größe der Gefahr, um die es sich handelt, entsprechend abgestuft. Daher zahlt man z. B. für Häuser unter Strohdach oder deren Inhalt mehr Prämie als für massive und hart, d. h. mit Schiefer oder Ziegeln, gedeckte Gebäude; daher zahlen ältere Leute mehr als jüngere für die Versicherung ihres Lebens u. s. f.

Wo es sich um das menschliche Leben, das edelste Versicherungsobjekt, handelt, da muß das Assekuranzgeschäft mit Hilfe anderer vom Menschengeiste eroberter Gebiete, als Statistik, Medizin etc., streng wissenschaftlich gehandhabt werden. Die nach gesunden Principien verwaltete Feuerversicherung muß für möglichst räumliche Verteilung des Risikos (der Gefahr), also der einzelnen Risiken (Versicherungs-Objekte) bedacht sein, und diesen Zweck zu fördern hat man die oben erwähnte, auch bei anderen Branchen in Gebrauch gekommene Rückversicherung erfunden.

Versichern kann man bei zu diesem Behufe bestehenden öffentlichen, d. h. staatlichen, ständischen oder kommunalen, und bei privaten Instituten. Letztere sind entweder auf Aktien oder auf dem Princip der Genossenschaft (richtiger Gegenseitigkeit) begründet. Bei der Aktiengesellschaft zahlt der Versicherte feste Prämien, hat aber keinen Anteil am Gewinn; bei der Gegenseitigkeit sind die Versicherten gleichzeitig Mitglieder der Gesellschaft, also auch Versicherer, und verteilen den Gewinn unter sich, müssen aber auch etwaige Verluste gemeinsam tragen. Der Streit über den Vorzug einer dieser Formen der anderen gegenüber ist ein müßiger: jede Sache hat Licht- und Schattenseiten. Einige Aktiengesellschaften (mit dem sog. gemischten Princip) beteiligen ihre Versicherten gegen etwas höhere Prämie auf Wunsch auch am Gewinn.

Bei jeder Versicherung sind die Grundlagen des Vertrags in den Allgemeinen Versicherungs-Bedingungen niedergelegt, welchen bei wechsel- oder gegenseitigen Gesellschaften noch die Statuten hinzutreten und für besondere Fälle specielle Klauseln. Die Vereinbarung aller Vertragsbestimmungen zwischen den beiden Parteien vermittelt der Agent. Niemand darf eine Sache höher versichern lassen als bis zu ihrem gemeinen Wert (zum Unterschiede vom Wert einer Sache für den Besitzer persönlich oder vom Liebhaberwert) zur Zeit der Versicherungsnahme, auch nicht auf diesen gemeinen Wert über ein und denselben Gegenstand mehrere Versicherungen zu voller Höhe nehmen, da Ueber- und Doppelversicherung strafbar.

Die Geschichte der Versicherungen führt uns ins ferne Altertum zurück, wo ihre Anfänge in der Transportversicherung der Seefahrer zu finden sind. Die Versicherung ist eine Tochter des Friedens, sie gedeiht auch nur unter ruhigen, normalen Verhältnissen. Unsre jetzige eigentliche Assekuranz ist neueren Datums. Auch die Feuerversicherung zeigte sich anfangs auf primitivste Weise und zwar in England, der klassischen Heimat des Versicherungswesens, im siebzehnten Jahrhundert, zuerst für Gebäude, später für bewegliche Gegenstände, Vieh etc. In Deutschland finden wir zunächst die noch jetzt bestehenden staatlichen Immobiliar-Zwangsbrandkassen, neben denen für die Mobiliarversicherung Vertretungen fremder Gesellschaften bestanden, bis auf Aktien 1812 die Berliner, 1819 die Leipziger, 1821 die gegenseitige Gothaer Feuerversicherung gegründet wurden. Seit dieser Zeit entstanden zahlreiche andere vertrauenswerte Institute in Aachen, Köln, Magdeburg, Hamburg, Stettin, Breslau, Frankfurt a. M., Wien, Triest, Basel etc. — Alle haben ähnliche Prämien und Versicherungsbedingungen, alle arbeiten aber selbstredend nicht mit dem gleichen Glück. Die Versicherungsnahme bei ihnen ist indes so billig, daß sich den „Luxus“ einer Feuerversicherungspolice jeder erlauben kann, der überhaupt durch einen Brand in materiellen Verlust geraten kann. Und doch ist, wie gesagt, leider der Wert des wirklich versicherten Gutes im Vergleich zu dem des versicherungsfähigen resp. bedürftigen ein verschwindend geringer. Denn man glaubt gar nicht, wie sorglos, wie indolent, ja zuweilen boshaft die Menschen sind! Gab es doch bis vor kurzem noch Geistliche, die von der Kanzel herab zelotisch gegen die Versicherungen eiferten als einen sträflichen Versuch, sich Gottes Prüfungen zu entziehen!

Weit evidenter noch tritt das eben gerügte Mißverhältnis auf dem Gebiete der Lebensversicherung zu Tage, wo wir Deutsche namentlich den Engländern bedeutend nachstehen. Beweis, daß diese auch hier wie auf so manchem anderen Felde des praktischen Lebens besser rechnen können. Viel Schuld trägt freilich auch unsre bisherige politische Zerfahrenheit. Trotzdem ist, wie nachstehende Tafel zeigt, die Beteiligung an der Lebensversicherung in den

größeren europäischen Kulturstaaten nicht zu unterschätzen.

Ende 1879 bestanden in	Gesellschaften	Mit Versicherten	Auf Versicherungskapital in Mark.	Durchsch.-Summe f. Eine Versicherg. Mark.
England	108	1,044,025	8300,000,000	7950
Deutschland	39	596,979	2031,962,634	3425
Frankreich	16	193,673	1564,045,600	8076
Deutsch-Österreich und Deutsche Schweiz	14	209,771	507,282,532	2418

Wie viel stattlicher werden diese Ziffern sich präsentieren, wenn die Benutzung von der reichlich gebotenen Gelegenheit, das eigene Alter vor Not zu schützen oder teuern Hinterbliebenen den ihnen durch des Ernährers Tod erwachsenen Schaden zu mildern, Gemeingut aller, wenn aus der rühmlichen Ausnahme eine selbstverständliche Regel geworden ist!

Auch die Lebensversicherung hat ihren eigentlichen Ursprung in England. Als dieses Land bereits eine größere Zahl Gesellschaften dieser Branche besaß, im Jahre 1821, erstand bei uns in Gotha die noch heute großartig blühende gegenseitige „Lebensversicherungs-Bank für Deutschland", von dem durch ihre Schöpfung unsterblich gewordenen E. W. Arnoldi gegründet. Fast gleichzeitig errichtete man in Lübeck die erste Lebensversicherung auf Aktien. Diesen Vorläufern folgten, auf beiden Principien basiert, zahlreiche Nachfolger in Leipzig, Berlin, Hannover, Stuttgart, Frankfurt a. M., Köln, Karlsruhe, Magdeburg, Stettin 2c. — Sie alle fast gewähren neben ihrem vornehmsten Hauptzwecke, Schutz der Hinterbliebenen beim Tode des Familienvaters, mannigfache andere Vorteile, wie Kapitalvorschüsse für den Fall plötzlicher geschäftlicher Verlegenheiten, Kautionsdarlehen an Beamte 2c., und die gegenseitigen unter ihnen verteilen ihre Ueberschüsse an die Mitglieder nach verschiedenen Systemen, so daß sich jeder das für ihn passende wählen kann. Wie sie vom Vertrauen des Publikums getragen sein wollen, das ihnen unentbehrlicher als dem Geschäftsmann der Kredit, so müssen auch sie selbst „Treue und Glauben" als ein geheiligtes Banner hochhalten; denn die Lebensversicherung ist nicht nur geeignet, sondern auch berufen, den verschiedenartigsten Bedürfnissen, Ansprüchen und Zwecken zu genügen. Sie dient in hervorragender Weise zunächst dem Sparsinn der Bevölkerung, erleichert Erbschafts-Regulierungen, stellt Gläubiger sicher, sorgt für Unmündige und treue Diener, wie für alte ledige Personen, gibt Beihilfe zu Erziehungskosten, Mitgiften, Aussteuern, Berufsausbildung und Geschäftseinrichtung, zu Opfern für den Militärdienst wie zur Invalidenunterstützung durch Pensionen, sie erleichtert Schulden- und Hypothekentilgung wie Auseinandersetzungen bei Geschäftsaufgabe 2c.; kurz ihre Mission erfüllt sich in allen erdenklichen Formen. Gegen etwas höhere Prämie übernimmt die Versicherung den Schutz nicht ganz normaler „Leben", oder das Risiko des Ablebens auf dem Felde der Ehre, oder die Massenversicherung kleiner Summen von Arbeitern gegen Wochenprämien und erleichtert auf alle Art die Sicherung des von ihr gebotenen vielfachen Segens. Hierbei stehen ihr zuverlässige Unterlagen zur Seite in den an vielen Tausenden einzelner beobachteter Fälle gewonnenen Sterblichkeitstafeln, welche auf den von den bedeutendsten Gelehrten jahrelang sorgfältig verzeichneten Ziffern der in jedem Alter Gestorbenen und deren mittlerer Lebensdauer beruhen. Um so viel zuversichtlicher kann der Lebensversicherer den von ihm übernommenen Gefahren — den Elementenbranchen gegenüber, die nur einen möglichen Schaden ersetzen sollen — ins Auge sehen, als diese Gefahren in einem unabwendbaren Ereignis bestehen: dem Tode, wider den kein Kraut gewachsen. Das können die Lebensversicherungsanstalten aber nur, wenn sie fachkundig und ehrlich das ihnen anvertraute Eigentum unantastbar verwalten. Denn die von den Versicherten eingezahlte Prämie muß im Laufe der Jahre bis zu deren Tod durch Zins und Zinseszins zu dem versicherten Kapitale anwachsen und in der Zwischenzeit noch so viel abwerfen, daß außer den Kosten der Verwaltung auch die Ansprüche der Hinterbliebenen von solchen Mitgliedern befriedigt werden können, welche vor der erwartungsmäßigen Lebensgrenze sterben. Den Ausgleich muß eben das Mittel der „großen Zahlen", der Durchschnitt, bieten — das ganze Geheimnis der Assekuranz. Wer zeitig seine Laufbahn beschließt, für dessen Angehörige sorgen viele andere gemeinsam; wer

aber das von dem Psalmisten gepriesene hohe Alter erreicht, nun, der hat ja den eigenen Vorteil davon und kann sein Geld sogar selbst erheben: Niemand stirbt ja gern früh, und jedem Lebensversicherten wünscht seine ganze Gesellschaft von Herzen „langes Leben“.

Die für dereinst fällige Kapitalzahlungen fruchttragend zurückzulegenden Prämiengelder nennt man im allgemeinen Reserven. Ihre sorgfältigste, gewissenhafteste mathematische Berechnung und ihr wirkliches Vorhandensein in zweifellos sicheren Wertobjekten sind der einzige, wahre Prüfstein jeder richtig und ehrlich geleiteten Lebensversicherungsbank.

Glauben wir so dargethan zu haben, daß die Assekuranz, namentlich die Lebensversicherung, an sich schon für den von ihr Gebrauch machenden einzelnen von gewichtigem Vorteil ist, so bleibt uns noch darauf hinzuweisen, daß der volkswirtschaftliche Wert der Versicherung in Elementen besteht, wie sie von größerem Einflusse auf den Wohlstand eines gesitteten Volkes nicht wohl gedacht werden können. Dies sind die Erhaltung erworbenen Besitzes, Kräftigung des Kredits, Erzeugung neuer Werte, Erleichterung der Sparthätigkeit, Schutz vor Verarmung, Vermehrung der Produktion, Sicherung und Steigerung des Verkehrs.

Der Nutzen der Feuerversicherung für die Allgemeinheit besteht in Verbesserung der baulichen Einrichtungen, Entwickelung der Feuerwehren und allmählicher Beseitigung des „Brandbettels“, wie man den früher oft sogar behördlicherseits noch unterstützten Ruf nach Hilfe für unversichert Abgebrannte nennt. (Bei den deutschen öffentlichen Feuerversicherungs-Anstalten sind zur Zeit circa 26 250 Millionen, bei privaten gegenseitigen etwa 6750 und bei Aktien-Gesellschaften 39 750 Millionen Mark versichert, ergibt zusammen für Gebäude und Mobilien inkl. Waren, Vieh rc. 73 Milliarden, eine offenbar ansehnliche Summe, die aber noch ganz bedeutend gesteigert werden könnte!)

Die Lebensversicherung zeichnet sich vor anderen Assekuranzzweigen namentlich durch das ihr innewohnende sittliche Moment aus. Wahrlich, die größten Volkswirtschaftslehrer haben recht, wenn sie an der Beteiligung bei der Lebensversicherung den Grad der Gesittung und des Wohlstandes der Völker messen zu können behaupten!

Drum lautet unser Mahnruf: Versichert Eure Habe, versichert Euer Leben, solange es noch Zeit! Lächerlich ist der oft zu hörende Einwand, daß die Gesellschaften ja doch an den Versicherungen verdienen wollen (was übrigens bloß bei den auf Aktien basierten Instituten zuträfe), und betrübend ist es, wenn ihre redlichen, unermüdlichen und im stillen segensreich wirkenden Operationen als den Motiven unedler Selbstsucht und schnöder Habgier entsprungen verschrieen werden. Man vergesse doch ja nicht, daß „der größte Egoismus die größte Humanität“ ist, so paradox dieser Ausspruch des großen Statistikers Geh.-Rat Dr. Ernst Engel scheint. Die Not, das Bedürfnis als die Mutter fast aller Erfindungen, schuf auch die Assekuranz. In der Lebensversicherung haben wir eine der edelsten Humanitätseinrichtungen, das wahre Kriterium der Bildung, einen Triumph der Nächstenliebe zu feiern. Das Leben ist zwar der Güter höchstes nicht, wie der Dichter sagt, der Uebel größtes aber, möchten wir behaupten, ist die Schuld — dessen, der sein Leben nicht versicherte, obgleich er es haben konnte, und, vielleicht zu spät, seinen Leichtsinn bereut.

Wir wollten mit vorstehendem Versuch lediglich den Sinn für die ausschließlich objektive Beurteilung des Werts der Assekuranz erwecken helfen, da letztere mit Fug und Recht einen hervorragenden Platz in der Reihe der Kulturpfeiler, als eine vollberechtigte Wissenschaft mit bereits bedeutender eigener Litteratur, beanspruchen darf und ihre segensreiche Bestimmung doch endlich überall und bei jedermann überzeugend zum Bewußtsein kommen muß! Schließen wir mit Arnoldis zu seinem Emblem für die Gothaer Lebensversicherungsbank bestimmten schönen Worten:

„Für den Toten Epheuranken,
Für den Toten dürres Reis; —
Herzensflammen, Kraftgedanken,
Rosen sind des Lebens Preis!“

Ein Weltstadt-Prozeß.

Von

O. Bachler.

Keine Stätte ist geeigneter zu Studien über den menschlichen Charakter, als der Saal des Kriminalgerichts; nirgends sonst ist ein so tiefer Einblick in das Innere der menschlichen Natur



gestattet, als hier; und nicht nur in individueller Hinsicht, sondern auch in socialer Beziehung haben die Verhandlungen vor dem Strafrichter Interesse und Bedeutung. Wir sehen daher bei allen größeren Prozessen die Gerichtstribünen gefüllt von Zuhörern, welche nicht bloß eitle Neugier, um das Bedürfnis ihrer Sensationslust zu fröhnen, dorthin geführt hat, sondern die gekommen sind, um mit Fleiß und Ernst Studien an dieser Stelle zu machen, einzutauchen in die Nachtseiten der menschlichen Natur, in welche sich zu vertiefen, zwar keine Lust, deren Beobachtung aber für alle diejenigen eine Notwendigkeit ist, welche die Rätsel der menschlichen Natur zum Gegenstande ihrer Beobachtung gemacht haben. Wir sehen daher bei allen diesen Gelegenheiten sich Schriftsteller, Schauspieler, Aerzte und Juristen unter das gewöhnliche Zuhörerpublikum mischen, welche eifrig bestrebt sind aus den Vorgängen im Gerichtssaale ein Körnchen Weisheit für sich einzuheimsen und, nach dem Rate des Altmeisters Goethe hier einen Griff in das volle Menschenleben zu thun.

Selten aber ist ein Prozeß nach dieser Richtung hin lohnender gewesen, als der Prozeß Dickhoff, der in jüngster Zeit zehn Tage hindurch die Metropole des Deutschen Reiches in fieberhafter Spannung erhielt und auch heute noch ergiebigen Stoff zur Unterhaltung bietet. Dieser Prozeß, so reich an den interessantesten psychologischen Momenten, aber auch so durchsetzt von Schmutz und Gemeinheit, wie selten einer, öffnete der Berliner Bevölkerung zum erstenmal die Augen darüber, daß Berlin in Wirklichkeit Weltstadt geworden; aber dieses ersehnte Ziel nicht nur in Bezug auf seine Vorzüge, sondern auch auf sein Verbrechertum erreicht, daß das letztere mit dem Wachstume der Stadt und der Entwickelung der städtischen Institutionen in erschreckender Weise gleichen Schritt gehalten hat!

Es handelt sich in dem aufgeführten Prozesse zweimal um das fluchwürdige Verbrechen des Mordes, aber unter Umständen, welche ein wahrhaft entsetzliches Bild von den socialen Verhältnissen Berlins geben, wie sich dieselben im letzten Decennium seiner Geschichte gestaltet haben.

Das eine der unter Anklage gestellten Verbrechen datiert bereits bis in das Jahr 1876 zurück. Am Palmsonntage jenes Jahres wurde die in der Dresdenerstraße in ihrem eigenen Hause wohnende 58jährige Witwe Lissauer erdrosselt und ihres nicht unbeträchtlichen Barvermögens beraubt aufgefunden.

Obwohl schon damals gegen den Angeklagten Verdacht rege wurde, mußte er nach kurzer Haft doch wieder wegen mangelnder Beweise entlassen werden; denn er war ein unbescholtener Mann und wußte mit der entrüsteten Miene der Unschuld allen Verdacht derart von sich zu weisen, daß die Untersuchung wieder ihn eingestellt wurde.

Am 1. September 1882 wurde abermals ein Mord gegen eine alte Frau verübt. Diesmal war es eine in der Lindenstraße wohnende 62jährige, von ihrem Mann getrennt lebende Frau Koenigsbeck, welche den Mördern zum Opfer gefallen war. Auch sie, eine trotz ihrer zur Schau getragenen Armut nicht unbemittelte Frau, war ihrer Barschaft beraubt, nur war sie nicht erdrosselt worden, sondern mit einem scharfen Messer, das jedoch unauffindbar blieb, war ihr die Kehle durchschnitten.

Im übrigen waren sich jedoch die beiden Mordthaten so ähnlich, daß der Verdacht rege wurde, in beiden Fällen seien dieselben Personen thätig gewesen. Beide Frauen waren höchst mißtrauisch und gestatteten nur wenigen Personen ihren Umgang; in beiden Fällen war den Ermordeten ihre Barschaft aus einer Tasche des Unterrocks geraubt worden, da beide Frauen die Gepflogenheit hatten, dort ihr Vermögen zu bergen; und merkwürdigerweise wohnten beide ermordete Frauen über Lokalitäten, welche dem Publikum zugänglich waren, die Lissauer über einem Restaurant, die Koenigsbeck über einem Schlächterladen.

Die sofort mit großem Eifer aufgenommenen Recherchen ergaben ein überraschendes Resultat. In dem letzten Falle, wie in dem früheren Lissauerschen wurde ermittelt, daß Dickhoff, welcher das Geschäft eines Kommissionärs betrieb, zu den wenigen Personen gehört hatte, die mit den ermordeten Frauen umgegangen waren, und auffallenderweise stellte derselbe jede Bekanntschaft mit jenen in Abrede. Es wurde aber noch mehr ermittelt. Die Polizei entdeckte, daß eine wohlorganisierte Verbrecherbande mitten in der Stadt ihr Wesen schon seit Jahren trieb, an deren Spitze Dickhoff stand, Dickhoff der unbescholtene, ehrenhafte Mann, der sich, wie er wiederholt versicherte, sein Brot auf zwar mühsame, aber ehrliche Weise als Kommissionär erwarb!

Diese Bande hatte zum gemeinsamen Versammlungsort eine Spelunke in der Peripherie der Stadt (der Köpnickerstraße), wo Männer und Weiber, die gewiegtesten Figuranten der Verbrecherwelt verkehrten. Hier hielten sie ihre Zusammenkünfte ab, und lernten sie sich kennen; hier feierten sie ihre nächtlichen Orgien, wie sie gemeiner, obscöner nicht gedacht werden können, hier waren sie demaskiert, Verbrecher unter sich! Aber am Tage, da kamen die Hauptführer der Bande unter der Maske achtbarer Geschäftsleute und ehrenwerter Bürger offenkundig an einem von der Geschäftswelt vielbesuchten Ort zusammen: Im Ratskeller, mitten im Herzen von Berlin, hatten sie ihre Rendezvous: dort trafen sie sich mittags stets um dieselbe Stunde und während rings um sie her ehrliche Geschäfte aller Art abgemacht wurden, machten auch sie sich ihre geschäftlichen Mitteilungen, aber welcher Art! Dickhoff, der Hauptmann, teilte seinen „Jungens", wie er sie nannte, mit, wo er die Gelegenheit zu einem Betruge, Diebstahl, Einbruch u. s. w. „ausbaldawert", d. h. ausgekundschaftet hatte — ihm als „ehrlichen Manne" und Kommissionär stand ja der Zutritt zu so vielen Leuten offen — und dann verteilte er die Rollen an seine „Jungens". Und beim Verbrechen gegen das Eigentum blieb es nicht! Wo es sich darum handelt, Leute, welche das Ihrige zähe festhalten, zu überwältigen, da schreckt Dickhoff auch nicht davor zurück, das Leben des Opfers zu fordern. Was ist ihm ein Menschenleben! Knebelt sie, wenn sie laut werden, haltet ihnen ein mit Chloroform getränktes Taschentuch vor, der ärztlichen Beobachtung bedarfs dabei nicht! Und wenn sie uns erkannt haben und verraten könnten, dann drückt ihnen die Kehle zu, oder greift zum frisch geschärften Messer, um durch einen Schnitt durch die Kehle dem Atem, dessen Hauch uns verraten könnte, den Weg zu wehren! Das sind die Lehren, die der Hauptmann der Bande, der „Diebe", wie sein Verbrechername ist, gibt; und wie sie befolgt worden sind, das zeigen die hingemordeten Opfer! An ihm liegt es auch nicht, wenn nicht öfter Thaten, wie die beiden zur Anklage stehenden, zur Ausführung kamen. Oft genug hat er dazu geraten und die Ausführung scheiterte lediglich an der Unentschlossenheit seiner „Jungens". Wo er eine alte Frau, einen alten Mann witterte, die im Besitze von Geld waren, da erwachte seine Mordgier. Um die Männer zu überlisten, forderte er die zur Bande gehörigen Weiber auf, diese zu bethören und in heimlicher Stunde ihnen mit Chloroform und Gift zu nahen; die alten Frauen zu kirren, übernahm er selbst; einmal wollte er sogar, ein altes einsames Ehepaar in seinem Heimatsorte nach echter Räuberart verkleidet und mit falschen Bärten versehen mit Pistole und Dolch überfallen. — Zur That selbst schreitet der „Hauptmann" nicht; dazu hat eben er seine „Jungens". Er ist der Leiter des Ganzen, die anderen sind seine Kreaturen!

Und wie benimmt sich dieser Mensch, dem so furchtbare Anklagen, selbst aus dem Munde seiner Genossen entgegengeschleudert werden, auf der Anklagebank? Kühl und besonnen ist er, als wäre diese Stelle, auf welcher er doch merkwürdigerweise zum erstenmal steht, für ihn ein längst gewohnter Ort. Nur einen Fehler begeht er; er leugnet alles und das ist zu viel, das wird ihm verhängnisvoll! Er leugnet die Bekanntschaft mit den ermordeten Frauen, ja er behauptet, nimmer in die Straßen gekommen zu sein, wo diese wohnten; er bestreitet, jemals in dem Restaurant im Lissauerschen Hause gewesen zu sein, obwohl Wirt, Kellner und Gäste ihn genau kennen. Auf alle die bestimmten Aussagen der Zeugen, die ihn überführen und seine Angaben Lügen strafen, hat er unter Achselzucken nur immer die Antwort: „Der Zeuge irrt sich". Sie irren sich eben alle, sobald sie gegen ihn aussagen! Und noch auf der Anklagebank weiß er mit seinen früheren Genossen durch Zeichen zu korrespondieren, so daß der Präsident ihn auffordern muß, den Zeugen den Rücken zuzuwenden.

Und so kühl und überlegt, wie seine Antworten, so gleichmütig ist auch sein ganzes Benehmen. Er bringt es fertig, einem Zeugen in das Gesicht zu lachen, „weil derselbe ein so dummes Gesicht gemacht habe"; er tritt unbewegt an die grausige Wachsmaske der hingemordeten Koenigsbeck, sieht sie sich ganz genau an und — zuckt die Achseln.

Nur einmal scheint ihn sein Gleichmut zu verlassen, das ist in dem Moment, wo seine Frau, die langjährige Gefährtin seines Lebens, als Zeugin auftritt und wortlos zusammenbricht, da wird auch dieser hartgesottene Verbrecher bleich und es schimmert Furcht in seinem Auge, aber nur einen kurzen Augenblick, dann ist er wieder der alte.

Das war der Schluß dieses Gerichtsdramas.

Sein Leugnen hatte Dickhoff nichts geholfen, die Geschworenen sprachen das Schuldig über ihn aus wegen zweimaliger Anstiftung zum schweren Raube und Beihilfe zum Morde und das Urteil lautete demgemäß auf zweimal lebenslängliche Zuchthausstrafe und außerdem 10 Jahre Zuchthaus unter Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte.

Damit ist die menschliche Gesellschaft für immer von einem Ungeheuer befreit und die Verbrecherbande Berlins, die so unsägliches Unheil gestiftet, hat ihr Haupt verloren. Freilich fehlen noch die wirklichen Thäter, aber hoffentlich ereilt auch diese noch der Arm der Gerechtigkeit!

Die Enthüllungen aber, welche dieser Prozeß brachte, haben einen unbeschreiblich tiefen, erschreckenden Eindruck auf die Bewohner der Weltstadt Berlin gemacht, denn wenn dieselbe bis jetzt glaubte, das Verbrechen scheue das Tageslicht, so hat sie dieser Prozeß belehrt, daß das Treiben der Weltstadt den Verbrechern erlaubt, beim hellen Tageslicht mitten unter ihnen zu verkehren, neben ihnen zu wohnen, mit ihnen an einem Tisch zu sitzen, sich in ihre Freundschaft, ja in ihre Familien einzudrängen!

Ueberwältigend hat diese Erkenntnis gewirkt und doch stehen wir noch nicht am Ende der Enthüllungen aus der Verbrecherwelt, denn der verurteilte Dickhoff hat geäußert, wenn das von ihm eingelegte Rechtsmittel der Revision ohne Erfolg bleibe, dann werde er mit der Wahrheit herauskommen. Sein Prozeß habe Aufsehen gemacht, aber was er zu sagen habe, würde noch viel größeres Aufsehen erregen.

Wir wissen nicht, hat der verurteilte Verbrecher nur renommiert, um seine Richter zu verhöhnen, oder wird er, vielleicht aus Rache, daß seine Complicen frei umhergehen, während ihn selbst die ganze Schwere des Gesetzes trifft, sprechen? Im Interesse des öffentlichen Rechtsbewußtseins wäre es zu wünschen, daß völlige Klarheit in diese noch immer allzudunkle Angelegenheit gebracht werde!

Deutsches Lied.

Von

Hermann Franke.

Das sei ein Lied wie Schwerterklang,
Und groß wie Sturmeswehen;
Das künde laut in stolzem Sang
Alldeutschlands Auferstehen!
Vom Alpensteg zum Ostseestrand,
Vom Fels zum nord'schen Meere:
Wir schützen treu der Väter Land,
Wir sind des Reiches Wehre!

Einst mußten vor dem deutschen Speer
Roms Legionen weichen:
Einst Etzels wildes Hunnenheer
Flieh'n vor dem deutschen Zeichen.
Und ob noch heut von Ost und West
Der Nachbar feindlich dränge:
Wir steh'n zum Kaiser treu und fest.
Scharf sind des Adlers Fänge!

Hell kling' es wie Trompetenschall:
Hier sind des Reiches Marken!
Die Stirne kühn dem Feindesprall:
Der Sieg gehört dem Starken!
Wohl Ruhmsucht nicht und eitle Ehr
Wird je das Schwert uns führen:
Doch Reich und Kaiser treue Wehr,
Niemand soll daran rühren!

Und ob uns rauscht der Donau Strom,
Uns nord'sche Klänge muten;
Ob sich am Rhein der heil'ge Dom
Hell spiegelt in den Fluten —
Ein Volk sind wir, in Treue gleich,
In Ehren und in Sitten:
Wir stehen fest zum neuen Reich,
Mit unserm Blut erstritten!

Die Welle rauscht's, der Vogel singt's,
Das Lied von deutscher Treue;
Von uns'rer Jugend Lippen klingt's
Allüberall aufs Neue:
Stark macht uns nur die Einigkeit,
Wo Feinde rings sich regen,
Und deutschen Reiches Herrlichkeit
Soll blühen allerwegen!

Der Friede hoch! Doch scharfe Wacht
Zu hüten uns're Grenzen;
Sei's not, in uns'rer Hände Macht
Vereint die Schwerter glänzen!
Das sei gelobt mit Mund und Hand,
Bei deutschen Namens Ehre:
Wir schützen treu der Väter Land,
Wir sind des Reiches Wehre!

Ein getreuer Knecht.

Erzählung aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges

von

A. von der Elbe.

Motto: „So ein Dummer will regieren,
Kann der Teufel ihn nasführen!"
(Alter Spruch.)

Ich, Kaspar Klette, will aufzeichnen und erzählen, wie es mir ergangen, und was ich bei gutem Willen Ubles gethan, männiglich zur Warnung — oder Tröstung, je nachdem.

Im Kloster am Rheinstrom, bei den ehrwürdigen Prämonstratensern, habe ich die Künste des Lesens und Schreibens erlernt, und nannte mich Pater Eusebius: einen klugen Schüler. Das Dörflein, in dem meiner Mutter — einer Witib — Hütte stand, streckte sonder Schutz sich an der Klostermauer entlang, und waren wir alle Hörige des geistlichen Stifts. Da mich der ehrwürdige Vater Eusebius den anderen Jungen vorzog, neideten mir etliche sein Lob; andere aber hielten sich zu mir und also widerstanden wir den Uebelgesinnten. Meine besten Gesellen aber waren: Fritz — den die geistlichen Zuchtmeister „Pinsel" gescholten, worauf wir ihn also benamsten, ein starker Bengel, wußte sich aber nicht selber zu helfen — und Klaus Freßsack, der lieber in der Klosterküche lungerte, als daß er seiner Schreibtafel wartete, wofür man ihm jenen Namen anhängte.

Als wir aufwuchsen und zu Kräften kamen, sprach Pater Eusebius: „Die guten Raufer unter den Jungen sollen das Waffenhandwerk erlernen und Klosterknechte werden; sintemalen in gegenwärtigen schweren Zeiten der große Krieg die deutschen Lande über die Maßen molestiert, und es wohlgethan ist, auf starke Wehr, wider boshaftiger Ketzer Ueberfälle Bedacht zu nehmen."

Ich, Fritz Pinsel und Klaus Freßsack erhielten Rößlein und Eisenkleid, und von nun an ging ich all' meine Tage in der Stahlhaube, lernte hauen und stechen und die Sattelpistole gebrauchen.

Die lieben Heiligen hielten lange Zeit treulich Wacht, das Kloster blieb von starkem Angriffe verschont, und räuberisch Gesindel wußten wir abzuwehren. Die Zeit verrann, mein Mütterlein starb und nun war Pater Eusebius, der liebe Herr, mein bester auf dieser Welt.

Endlich aber, anno 1644 geschah's, daß große Truppenzüge in unserer Gegend streiften, und daß mit hartem Sturme unser Kloster überwältigt und dabei manch tapferer Mann niedergemacht wurde. . . . . . .

Als ich sah, daß die Feinde ins Kloster drangen, rannte ich den Kreuzgang hinunter, um Pater Eusebius in seiner Zelle zu beschützen. Ich fand ihn im frommen Gebet vor dem Bilde seines Schutzheiligen auf den Knieen. Mir nach aber stürzte die grimmige Rotte, sie drang in das Kämmerlein, ein gewaltiger Gesell erstach vor meinen Augen den liebsten Vater, und andere, mit denen ich rang, schlugen mich also wuchtig zu Boden, daß ich wie tot über des Mönches Leib danieder fiel.

In Bälde kam ich wieder zu mir und hörte eine milde Stimme, die also befahl:

„Dieser Knecht lebt noch — das Kloster brennt — tragt ihn hinaus!"

Ein anderer antwortete: „Laßt den Gauch mit verbrennen, Hauptmann, ist ja ein Katholischer!"

Da erhob sich die milde Stimme zu ernstem Zürnen: „Wie oft soll ich euch sagen, ihr Heiden, daß ein wehrloser Feind keiner ist? Hinaus mit dem wunden Manne!"

Hiernach packten sie mich und schleppten mich hinweg; ich aber konnte nichts sehen, dieweil meine Eisenhaube mir über die Augen getrieben war, roch aber scharfen Rauch. Auf dem Klosterhofe ward ich des Kopfzwangs ledig, richtete mich empor und sah die hellen Flammen aus des Klosters Dach und Luken schlagen. Alles kostbare Gerät aber schleppten die Schand-

buben zusammen. Der Hauptmann ging hin und wider und ordnete und befahl, und er gefiel mir wohl.

Gegen Abend fanden sich auch Klaus und Fritz, mit Schrammen wohl beschlagen, zu mir. Wir steckten zusammen in einem Winkel, ratschlagten, was wir beginnen sollten, und sie sprachen: was ich wollte, thäten sie auch, ich sei immer der Klügere gewesen.

„. . . mein Herr, der an einem Gebüsche auf sandiger Scholle saß . . .“ (S. 580).

Als das Kriegsvolk sich anderen Tages zum Aufbruche rüstete, schlich ich mich herzu und ging den Hauptmann an, mich mitzunehmen. Waren's auch Ketzer, hatten sie doch unseres Lebens geschont und — daß ich's nur gleich sage: von dem Hauptmann mocht' ich nicht lassen! Er sah mich groß mit seinen ernsten Augen an und fragte: „ob ich wirklich gewillet sei, einem lutherischen Herrn treu zu dienen?“ Ich aber sagte: „ja!“

Darauf nahm er mich in Eid und Pflicht und die anderen zwei Gesellen auch. Und von da an war er mein lieber Herr. Bald wurde ich sein Leibknecht, mußte für seine Rosse und Waffen sorgen und bin vier Jahre mit Herrn Balthasar die Kreuz und Quer — wie's die Kriegsläufe brachten, umher gezogen. O, er war ein gewaltiger Mann! So er zürnte, schien's, als rolle Gottes Donner, und so er mildiglich redete, hielt ich ihn für ebenso fromm wie den Pater Eusebius. Was wußte ich armseliger Knecht vom Unterschiede heiliger Dinge?

Nach all der Zeit hieß es plötzlich: der Frieden ist da; und die Kriegsvölker sollen auseinander gehen!

Ich bat den Hauptmann, daß er mich als Knecht behalte, und er willigte ein, mich mit sich auf seine Burg zu nehmen. Auch meine zwei Kumpanen, die nirgends hin wußten, stellten sich Herrn Balthasar an, er aber sprach: „Ihr seid gute Landsknechte gewesen, aber unbändige und rohe Gesellen dazu. Will solches Volk nicht in meine Heimat schleppen; habe auch nicht Brot für viele Mäuler. Geht also, siedelt euch an, sucht ein Weib, nehmt euch verlassenes Feld und werdet brave Bauern, die dem verwüsteten Lande notthun.“

Freßsack und Pinsel ließen die Köpfe hängen, ratschlagten hin und her und wisperten mir endlich zu: sie möchten uns heimlich folgen, der Herr ändere wohl seinen Sinn.

Ich war's zufrieden; hätte sie ungern scheiden sehen, da wir von Kindesbeinen an zusammengehört. Hielt auch dafür, daß zwei starke Kerle in der Nähe meinem Herrn auf unserem weiten Ritte — da viel Gesindel streifte — hilfreich sein könnten. Wollt jetzt, ich hätte sie nimmer mit mir geschleppt! Aber wer kann's Unheil voraus wittern? — Also folgten sie uns ohne des Hauptmanns Wissen und Willen.

Mein Herr ritt schier in schwerem Sinnen fürder, schaute nicht hinter sich und ward von Tag zu Tag eiliger. Wir kehrten der Mittagssonne den Rücken und zogen stracks gen Norden. Das Land ward flacher und öder; weite Heiden, große Wälder und düstere Moore breiten sich um uns; doch schien just dies meinem Herrn zu behagen.

Einmal fuhr's wie ein Lachen über sein Gesicht; er wies hinaus auf einen Strom und

sprach: „Sieh Kaspar, mit dem reisen wir zum Nordmeer, und nicht weit davon steht mein festes Haus!"

„Morgen sind wir da!" rief er endlich abends in der Herberge.

Anderen Tages befahl er mir: erst wenn die Sonne hoch stehe, solle ich ihm folgen, er wolle allein sein. Er ritt ab. Mir war's recht, ich schlug mich zu meinen Gesellen, und wir zogen wohlgemut ein Stück Weges mitsammen.

Gegen Abend blieben die zwei im Tannenkamp versteckt, ich aber ritt auf einen Heidehügel, Ausschau zu halten nach meinem Herrn. Mein Schecke war müde, der Wind pfiff über die kahle Fläche, auf der nur etliche Birken sich im Sturme bogen und knorrige Wachholder mit holzigem Rankenwerk dahin krochen. Der Himmel hing schwer herunter, neblig Dämmern breitete sich, endlich aber gewahrte ich meinen Herrn, der an einem Gebüsche auf sandiger Scholle saß. Sein Schimmel graste hinter ihm, er hielt die Hände ums Knie gefaltet und starrte über die Fläche hinaus nach einem Hüttlein, neben dem sich im Wirrnis von Busch und Baum Mauerwerk zu heben schien.



„... Der Wind pfiff über die kahle Fläche ..."

Trübe schaute er mich an, fremd, als kenne er mich nicht. Bald aber saß er auf, und wir ritten über's Blachfeld dem Hüttlein zu.

Ein Alter, grauhaarig und hager, trat herfür.

„Ich bin's, Magister Sebastian!" sagte mein Herr und sprang vom Gaule.

Der Alte hob die knochigen Hände und rief: „Gott sei gelobt, Ihr lebt, nun kann noch alles gut werden!"

Ich mußte die Pferde versorgen, durfte aber zur Abendsuppe ins Hüttlein kommen. Da saßen die beiden am Feuer, flüsterten und berieten; und ich sah meinen Herrn so viel reden wie in



„... Es war ein wunderschönes Weibsbild – Ihr Begleiter schaute fast stattlich aus ..."

Am nächsten Morgen sei die Bande eingebrochen, habe das Haus verwüstet und verbrannt. — Darauf sprach mein Herr zu mir: „Wir können dort einziehen, Kaspar. Gott sei Dank, läßt sich manches richten, und ist vieles vom Magister Sebastian in Sicherheit gebracht."

Nachdem mein Herr mir gezeigt hatte, wo wir hausen wollten, that ich die Pferde in das Gemäuer. Mußte eine schöne Burg gewesen sein!

Als ich in die Hütte zurückkehrte, stand Herr Balthasar am Fensterlein und

alle den Jahren nicht, die ich bei ihm war, verstand aber kaum ein Wort. Und so die trocknen Zweiglein aufknisterten, schien sein Angesicht gerötet — mag auch Feuersglanz gewesen sein.

Anderen Morgens fragte ich, wann wir reiten wollten. Mein Herr aber sprach: „Wir sind daheim." Des wunderte ich mich baß, aber ich schwieg.

Ich hantierte bei den Pferden, als die zwei drüben nach dem Gemäuer gingen; nun erkannte ich, daß es eine Burg gewesen sein mochte, und daß noch etliche Gelasse standen. Sie blieben lange drüben und als sie zurückkamen, hörte ich sie reden. Der Alte erzählte: wie eine böse Rotte dahergezogen sei. Vergebens habe er zu den Vettern und Schwägern um Zuzug gesandt, sie hätten höhnisch erwidert: ein Kriegshauptmann müsse sein Haus selber behüten, warum Herr Balthasar nicht auf das seine achte? Da seien alle Insassen, in Todesschrecken vor den wüsten Drängern, bei Nebel und Dämmern durch den heimlichen Gang aus dem Hause geflohen. Er aber habe in der Nacht das beste Gut geborgen und dann selber Reißaus genommen.

lugte scharf hinaus. Ich vernahm das Getrappel von Rossen und fürchtete, es möchten meine beiden Gesellen sein, so sich allzukeck heran gewagt.

Jetzt dreht sich mein Herr herum zu dem Alten und rief: „Gerechter Gott, Sebastian, das ist Josepha!" Damit trat er zurück, lehnte sich an die Wand und schien weiß wie sein Hemde.

Der Alte schaute zum Laden hinaus, nickte meinem Herrn zu und sagte: „Gelt, sie ist noch schöner 'worden in den fünf Jahren, die Ihr fort war't?" Hierauf redete er mit denen da draußen. Ich unterschied eine helle Frauenstimme und fröhliche Worte eines Mannes.

Sebastian schickte mich zum Brunnen, daß ich den Wegmüden einen frischen Trunk bringe, dessen sie begehrt hätten. Also sah ich die Reiter von Angesicht. Es war ein wunderschönes Weibsbild, mit Aeuglein wie die lieben Sterne; konnt's meinem Herrn nimmer verdenken, so er sie gern gehabt! Ihr Begleiter schaute fast stattlich aus, auch jünger als mein Herr. Als ich das erkannte, haßte ich ihn, denn ich sah, daß er meinem Herrn sein Fräulein ab-

spenstig machen werde. Ich bot jedem einen hölzernen Becher voll Wasser und der Reiter sagte mit Lachen:

„Mag Euch nicht ersuchen, vielliebes Fräulein, mir solchen Trunk zu kredenzen.“

Sie entgegnete: „Auf der Burg will ich's Euch im Wein thun, Graf Felix.“ Und dann zum Alten: „Aber Magister, seit wannen haltet Ihr Euch einen Knecht im Eisenkleid?“

Sebastian brummte: „Mag einem besseren gehören als mir.“

Die zwei aber achteten seiner Worte nicht mehr, sie trabten von dannen, und ihr Hund sprang mit Freudengebell um sie her. Ich ballte die Faust hinter meines Herrn Feind und wünschte sehnlich, das Fräulein Herrn Balthasar wiederschaffen zu können.

In den nächsten Tagen räumten und zimmerten wir in der Burg. Trümmer von Backsteinen und Dachziegeln, halb verbrannte Ständer und Sparren schleppten wir zur Seite. Sebastian that ein verstecktes Gewölbe auf, in dem er Truhen mit Kleidern und Linnen und manchen guten Hausrat geborgen; und damit statteten wir meines Herrn Gemach aus.

Herr Balthasar hatte Geld in Händen und ich hörte davon reden, daß Maurer und Zimmerleute gedungen und Hausgesinde angeschafft werden solle.

Abends, wenn mein Herr mit dem Magister in ernstem Gespräch am Kamine saß, schlich ich mich davon und suchte meine Landsleute auf. Sie hatten im nahen Tannenwalde Obdach gefunden und hauseten auf einem verlassenen, verfallenen Hofe, wohin ich ihnen mancherlei zutrug. Geduldig warteten sie da, bis mein Herr sie wieder zum Dienst begehren und in Hulden annehmen werde. Ich erzählte ihnen, wie es bei uns aussehe, tröstete sie und sagte ihnen, es werde in Bälde geschehen, daß mein Herr sie brauche; denn so die Burg erstehe, müsse man waffenkundige Knechte anstellen.

Auch für mich that mein guter Herr seine Truhe auf; er sprach: „ich solle zur Friedenszeit nicht im Eisen gehen.“ Er gab mir ein Mäntelein von Wolle und einen weichen Hut, daß mir's vorkam, als schlage ein Vogel seine Fittige um meine Stirn; hatte ich doch das schwere Eisen viele Jahre getragen.

Endlich gebot er mir, die Pferde wohl zu striegeln und mich selber säuberlich herauszuputzen; er that auch seine schönsten Kleider an, und dann ritten wir zusammen über Land. Ich dachte mir, daß es zu dem holdseligen Fräulein gehe, und so sollte es auch geschehen.



„. . . Herr Balthasar trat an das Glockenkästlein für den Thorwart . . .“ (S. 583).

Zuvor aber, etwa halbwegs, lag ein Kloster mit Glockenturm, Garten und Friedhof; und daran grenzte ein schönes Meiergut mit Scheunen, Ställen und vor dem Hofe einem lustigen Ziehbrünnlein.

Dies alles gefiel mir wohl, und ersah ich im Vorüberreiten, daß am Brunnen eine dralle Magd Fässer scheuerte.

Nach weiterem Ritte durch Wald und Heide erreichten wir eine stolze Siedelung am Fluß.

Von starker Mauer umhegt hob sich ein festes Schloß in der Mitte, zur Seite lagen die Häuser der Hörigen und schönes Weideland am Fluß entlang.

Vor dem festen Thore zum Schlosse hielt Herr Balthasar an, saß ab und trat an das Glockenkästlein für den Thorwärt. Mir schien, als bebe seine Hand, da er an die Schelle rührte. Er blickte zur Erde und stand da, das Ohr vorgeneigt, wie einer, der mit Angst großer Entscheidung harret. Fühlte schier Mitleid mit seiner Not, dabei aber Zorn auf die, so einen solchen Mann konnten warten lassen!

„. . . Graf Felix lehnte am Steingeländer – Josepha saß . . .“

Endlich that sich das Thor auf, und nach Botengruß und Reden hin und wieder — ich hörte ein paarmal den Namen: Josepha — gewährte die ungetreue Dame, daß er zu ihr komme. Mir befahl mein Herr zu bleiben und mit den Rossen sacht auf und nieder zu reiten. Er trat ein, und ich folgte seinem Gebote.

Als ich um die Mauerecke bog, dort, wo es nach dem Flusse geht, bekam ich einen Altan zu Gesicht, der fast über dem Wasser hing, und erkannte das Paar von neulich auf demselben.

Graf Felix lehnte am Steingeländer, er hielt ein Saitenspiel im Arme und fast verstand ich seinen Singsang. Sie aber, die schöne Dame Josepha, saß, den Kopf auf die Hand gestützt, vor dem Grafen Felix, und während ihre Augen über den Strom hinschweiften, ließ sie sich sein Getön gefallen. Eine Steintreppe führte von hier zum Schloß hinan und ich lauerte bänglich auf meines Herrn Erscheinen; dachte nicht anders, als er werde sogleich mit dem Nebenbuhler raufen.

Will hier aufschreiben, wie mir alles erschien, nicht wie ich es später erkannte.

Es währte eine kleine Zeit, bis i Balthasar von oben kommen sah.

blickten überrascht, und die Dame stand auf; mein Herr sprang zu ihr hin und streckte ihr die Arme als ein Flehender entgegen; sie handelten miteinander. Der Graf legte seinen Arm um sie, als wolle er sie schützen, oder für sich nehmen, und mein lieber Herr gebärdete sich schier verzweifelt.

Das schien der Josepha zu Herzen zu gehen; gewiß hatte er ihr die Untreue und sein altes Recht vorgehalten! Sie ließ den anderen und kam auf ihn zu. Darauf ist er ihr um den Hals gefallen. Als ich das sah, frohlockte mein Herz; unser Gräflein aber stand neidisch abgewandt. Nun hob mein Herr dicht am Geländer seine Hände zum Dankgebet, dabei ward er mein gewahr, wie ich auch zu ihm hinauf sah. Ungeduldig winkte er mir, fürder zu reiten; ich kannte die Art, wagte keinen Blick mehr, machte auf der Gurte kehrt und ritt vor dem Schloßthor hin und wieder. Dachte aber immer, sie würden sich noch um das Weib schlagen, und verdroß mich's, daß ich solches nicht mit ansehen konnte; denn im Guten, meinte ich, würde das nicht abgehen.

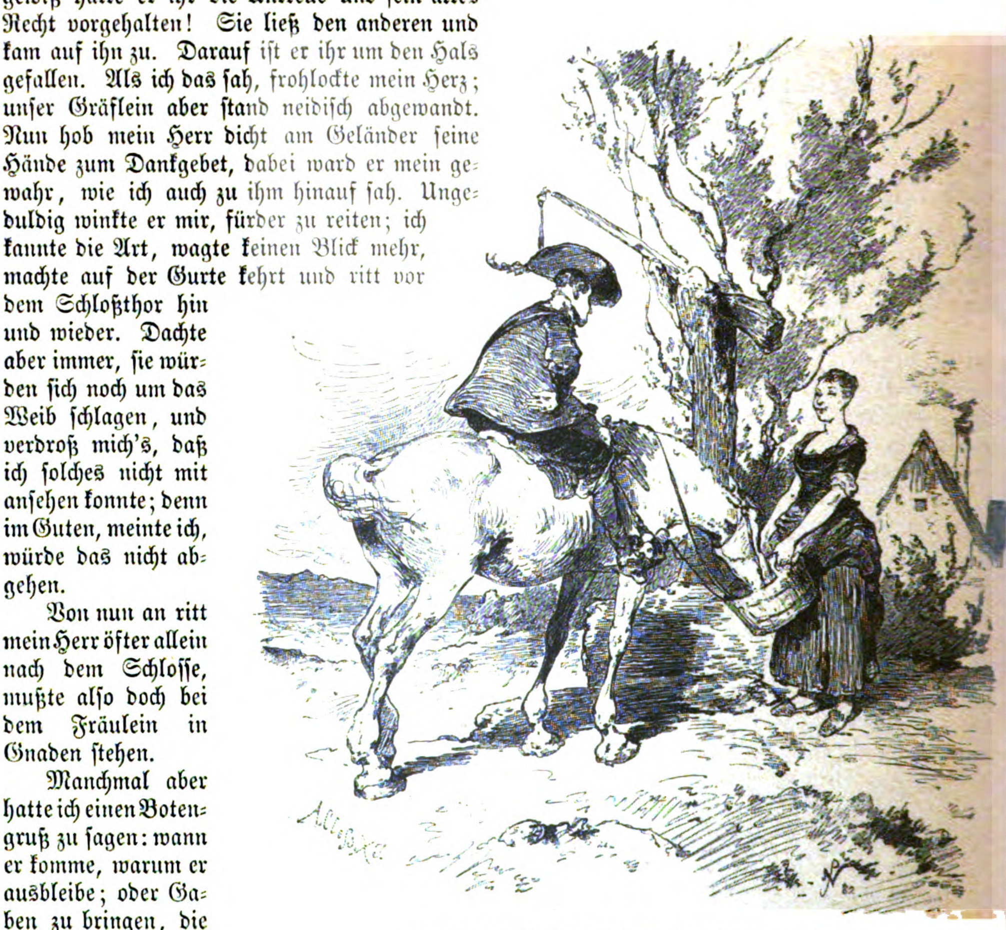
Von nun an ritt mein Herr öfter allein nach dem Schlosse, mußte also doch bei dem Fräulein in Gnaden stehen.

Manchmal aber hatte ich einen Botengruß zu sagen: wann er komme, warum er ausbleibe; oder Gaben zu bringen, die für ein Weib paßten. Bei uns wurde in dieser Zeit die Burg ausgebaut, und ich dachte mit Pläsir an die Hochzeit, und daß der Graf den kürzeren gezogen.

Die Ritte zum Schlosse aber wurden mir lieb, denn ich traf allemal, so ich vorüberzog, neben dem Ziehbrunnen am Meierhof die dralle Jungmagd und hielt an, um mit ihr Rede und Antwort zu wechseln.

Zuerst bat ich sie, meinem durstigen Schecken einen Trunk zu geben. Sie willfahrte mir, hielt ihre Wanne mit den runden Armen vor sich hin, lachte mich an und sagte: „Seid wohl fremd hier im Lande, Herr?"

Ich erwiderte, ich sei kein Herr, sondern ein Knecht, aber kein Höriger, vielmehr einer aus freiem Willen und aus Liebe für seinen Herrn.



„. . . ich traf allemal, so ich vorüberzog, die dralle Jungmagd . . ."

Sie sagte, daß ihr Vater auch frei auf seinem Meierhofe sitze und nur einen Zehnten ins Kloster und ans Schloß zu geben habe, wogegen er geistlichen und leiblichen Schutzes teilhaftig werde. Sie hieß Dörte und war des Meiers einzige Tochter. Sie gefiel mir, wie noch kein Menschenkind zuvor mir gefallen hatte, und mit ihr zu schwatzen, dünkte mich das größte Vergnügen.

Bald ritt ich auch ohne Auftrag hinüber, und kaum war ich am Ziehbrunnen, so trippelte Dörte hinter den Hecken des Meierhofes hervor. Ich band den Schecken an einen Baum und saß neben ihr auf der Steinbank am Brunnen.

Bald ward aus dem Plaudern und Lachen ein süßes Kosen, und war mir's eine Lust sondergleichen die dralle junge Maid zu umfahn, ihr den Lachemund und die blanken, roten Backen zu küssen.

Da ich nun also selber ein Schätzlein gewonnen, dacht ich noch sorglicher an Herrn Balthasars Liebschaft; heute nämlich hatte ich wieder von fern die Josepha mit ihrem anderen Buhlen reiten sehen. Und obwohl ich als getreuer Knecht niemalen von meines Herrn Geschäften zu reden gewagt, konnt' ich mir's nicht wohl verbeißen, Dörte zu fragen: ob das Fräulein Josepha vom Schloß doch vielleicht den Grafen Felix heiraten werde.

„Ei freilich, herzlieber Kaspar," sagte sie fröhlich, und es gibt eine große Hochzeit, ein lustig Fest, auf dem sich die ganze Sippe, so lange des Glaubens halber verfeindet war, versöhnen soll. Wir aber können mitsammen unter den Hausleuten einen halben Tag durchtanzen!"

Sie setzte ihre Hände auf die runden Hüften und wollte mich's lehren, wie man hier zu Lande tanze. Ich aber, unwirsch worden von der Kunde, gab wenig acht, so munter und zierlich sie auch den Rasen stampfte.

„Also doch!" dachte ich. „Der junge Fant, der fürnehme Graf, der Liedersänger, sticht meinen armen Herrn aus! Soll ich das dulden und nicht zu ihm stehen? Ist er nicht mein Lebensretter, mein Hauptmann, mein liebster Herr? Das falsche Weibsbild hat ihm vor meinen sehenden Augen einen Kuß gegeben, und nun freit es den anderen. Da soll doch gleich ein Donner darein schlagen! Rat will ich halten mit meinen zwei Kumpanen. Sie verlangen, Großes für den Herrn zu wagen, auf daß er sie wieder als gehorsame Knechte bei sich aufnimmt und sie aus ihrer lichtscheuen Einsamkeit erlöset."

Ich forschte genau bei meinem Schatz, wann die Hochzeit angesetzt sei? Und sie sagte mir, daß übermorgen das Fest beginne. Die Brautwagen mit des Fräuleins Mitgift sollten morgen in der Frühe nach der Burg des Grafen gefahren werden.

„Diese erlesene Habe sollte mit Recht meinem Herrn gehören!" dachte ich voll Ingrimm. Dörte mußte mir den Weg zur Grafenburg beschreiben, und es fand sich, daß er an dem Walde entlang führte, in dem meine Kameraden hauseten.

Selbigen Abends lenkte ich meinen Schecken in den Tannenwald zu den zwei Gesellen.

Müßig wälzten sie sich auf einem Lager von Heidekraut und klagten über ihr elendes Leben.

„Ihr habt recht!" rief ich, „das muß ein Ende nehmen. Und ich weiß jetzt wie."

Ich erzählte ihnen, wie alles war, und daß einer unserem Herrn im Lichte stehe.

„Vorerst," sagte ich, „wollen wir nicht leiden, daß sie ihm den Brautschatz zuführen; unserem Herrn ist das Weibsbild schon lieb gewesen, ehe er auszog, ihm kommt sie zu; und so er sich scheuet, sein Recht mit Gewalt zu heischen, thun wir's für ihn! Die Kärrner jagen wir von dannen oder machen sie nieder; dann fahren wir die Wagen hier auf den Hof und ich melde Herrn Balthasar, was wir für ihn gethan haben. Hält sich allzu sanftmütig und lammsherzig, der liebste Herr; ist aber etwas Recht's für ihn geschehen, wird er's loben. Und haben wir das Gut, können wir ihm mit List oder Gewalt die Braut dazu holen."

Freßsack und Pinsel jubelten laut auf, das war wieder einmal ein Reiterstücklein aus besseren Zeiten, wie's ihnen gefiel! Sie priesen meine Schlauheit, die sie also zu führen wisse; und ich sagte, daß ich wohl glaube, Pater Eusebius habe recht gehabt, als er mich einen klugen Jungen hieß. O, wie bitter sollt' ich die eitle Meinung büßen!

Am anderen Morgen beim Tagesgrauen legte ich das alte Eisen wieder an, brachte mein Gewaffen in die Reihe und ritt zu den Gesellen. Ich fand sie bereit aufzusitzen; still zogen wir hinaus, dahin wo sich der Wald lichtete und nur etwelch Gebüsch uns Deckung bot. Hier schauten wir weit auf den tiefspurigen Weg, der am Saum des Waldes hinführte.

Bald sahen wir die beiden Wagen herankommen; ich hielt vorn, nahm meinen Speer zur Hand und lauerte, bis sie so nah sein würden, daß wir mit großem Geschrei über sie herfallen könnten. Pinsel ritt einen kitzligen Gaul, der immer zur Unzeit wieherte; er nahm sein Vieh knapp in die Zügel, und Freßsack, der im Grase gelegen, sprang flugs in die Bügel. So waren wir parat, paßten unseren Vorteil ab und fielen wuchtig, wie eine ganze Rotte, auf die Knechte.

Sie lebten vielleicht noch, hätten sie sich nicht unvernünftig zur Wehr gesetzt. Eignen Leibes und Lebens willen mußten wir sie niedermachen; daß einer entkam, wurden wir nicht gewahr. Wir warfen ihre Leiber auf die Brautwagen und führten diese zu dem Hof im Tann. Darauf ritt ich ab, um meinem Herrn die gute Botschaft zu bringen.

Anfangs blieb ich in siegreicher Zuversicht; nach und nach aber, so ich an sein ernsthaft Auge dachte, und wie er manchmal wettern konnt', sank mir das Herz und ich beschloß, statt rechts nach meines Herrn Burg, links nach Dörtens Meierhof zu reiten, und bei ihr etwas Gutes zum Trinken nachzusuchen. Es geschah; ihr Vater, der mir günstig gesinnet war, saß mit mir auf der Bank, wir schwatzten über dies und das, tranken uns zu, aber von unserer Morgenarbeit brachte ich kein Wörtlein über die Lippen.

Nun muß ich hier leider berichten, was sich währenddem begeben — hab's erst später nacheinander zu wissen kriegt. Ahnte mir nicht — bei allen Heiligen sei's geschworen! — als wir auf des Meiers Diele hinter'm Krug saßen, daß es geschehe.

Um's kurz zu machen: meine zwei Gesellen haben ein Fäßlein Malvasier auf dem Brautwagen funden, daraus haben sie sich Courage getrunken; sie sind ausgezogen auf den Grafen zu fahnden, den sie schon öfter vorüberreiten gesehen, sie haben ihn angetroffen, sind über ihn her gefallen und haben ihn totgeschlagen. Nachdem sie ihm seine guten Kleider genommen, haben sie ihn auf der kahlen Heide liegen lassen, sein Pferd verjagt, und sind wohlgemut wieder zu

„. . . ich hielt vorn, nahm meinen Speer zur Hand und lauerte . . .“ (S. 585).



„. . Eigenen Leibes und Lebens willen mußten wir sie niedermachen . . .“ (S. 586).

ihrem Malvasier geritten, um sich hagelvoll zu besaufen.

Bald darauf ist mein Herr des Weges kommen, um zum Hochzeitsfest seines Schwesterleins Josepha mit dem Blutsfreund und Vetter, Graf Felix, zu reiten. Sollte endlich Vertrag finden mit Getrud seinem Gemahl und deren Sippe, so er, ergriffen von der neuen Lehre — die er mit Magister Sebastian geteilt — vor fünf Jahren verlassen, um in den Glaubenskampf zu ziehen. Er hat den Friedensstifter, den Tröstemund, den Liedersänger und Freund als toten Mann am Wege gefunden und ist in Verzweiflung bei der Leiche gestanden. Bald hat er den Toten zu sich auf sein Roß gehoben und ist mit ihm nach seinem Hause geritten.

Da meines Herrn Burg näher dem Walde liegt als das Schloß, ist mittlerweile der Kärrner von den Brautwagen, der uns entronnen, auf unsere Burg gekommen; erzählt hier allen, so es hören wollen mit großem Geschrei, was der Kaspar Klette gethan, und fällt auch meinen Herrn mit seiner Klage an. Als der Mann aber den toten Bräutigam auf Herrn Balthasars Roß



„. . . Er ist in Verzweiflung bei der Leiche gestanden . . .“

erblickt, schreit er wie toll: „Mörder und Räuber!“ Und rennt spornstreichs all den weiten Weg zurück nach dem Schloß, wohin er die fürchterliche Kunde trägt.

Ich breche endlich vom Meier auf und reite mit Sinnen nach Haus. Als ich abgesessen bin und eintrete, liegt geradeaus auf dem Flur der tote Graf. Mein Herr aber und der Magister stehen daneben.

Herr Balthasar wendet sich um. Als er mich erblickt, kommt eine Wut über ihn, wie niemalen; er schilt mich Gaudieb, ungetreuen Knecht und Strolch, den er umbringen wolle, reißt seinen Degen heraus, stürzt über mich, haut und sticht nach mir, zerbricht seine Waffe auf meinem Leibe, setzt mir mit Fußtritten zu und wirft mich kopfüber aus der Burg.

Eine Weile liege ich und weiß von nichts, dann rühr' ich mich, große Angst packt mich und ich fange an davon zu kriechen, denke immer dabei: „O warum zürnt er so sehr, da wir's doch gut für ihn gemeint!“ Das war um Mittag und abends liege ich vor Dörtens Thür. Sie schreit vor Entsetzen laut auf, als sie mich sieht, aber ihr Vater hilft ihr, sie fassen mich selbander an und schleppen mich in ein Kämmerlein, hier verbergen sie mich und verpflegen mich, so gut sie es vermögen.

Aber was geschieht währenddem? Im Schlosse glauben die harten Schwäger, so noch einen Span wider meinen lieben Herrn tragen, des Kärrners Märe: daß Herr Balthasar durch seine Leute die Brautwagen rauben und den Bräutigam erschlagen ließ. Der ganze Haus-

stand läuft zusammen; auch die Weiber kommen herfür, zu hören, was es geben möge. Die Brüder stellen Frau Gertrud ihres Mannes Schandthat vor, sie schelten, daß sie sich dem Satansknecht hat versöhnen wollen. Das Weib wird selber irre an seines Manns Thun; ein Ketzer durchs Kriegsleben wild, nun hat er den Brautschatz genommen und den Freund umgebracht, der ihm nur Gutthat erwiesen; Beelzebub muß in ihn gefahren sein! Ihr schaudert, sie wankt davon, geht auf den Altan und stürzt sich in den Strom. Das Fräulein liegt mit Weinen und Schreien in den Armen der anderen Weiber, und die Männer rüsten sich, den Uebelthäter zu töten und sein Haus zu zerstören. Sie ziehen nach meines Herrn Burg, sie fordern ihn unter Schmähungen einer nach dem anderen zum Zweikampf. Sie wollen sein Wort nicht hören, sie dulden keine Einrede, sein Knecht ist bei dem Raube gesehen, er hat alles gewußt, gewollt! Endlich erbosen sie sich dermaßen, daß sie allesamt über meinen armen Herrn herfallen, ihn jämmerlich zerhauen und wie tot liegen lassen. Sie stecken die kaum wieder erbauete Burg an allen vier Ecken in Brand und nehmen den toten Grafen zur feierlichen Beisetzung im Kloster mit sich.

Als sie fort sind, trägt Magister Sebastian meines armen Herrn Leib aus dem brennenden Hause und schafft ihn in seine Hütte.

Die zornigen Herren vom Schlosse werden durch den Kärrner an die zwei anderen Schnapphähne erinnert, so mit der Beute in den Wald gezogen sind. Es lüstet sie, das Brautgut zurückzuholen und die Räuber zu strafen, sie reiten also in den Tann. Bald erreichen sie den wüsten Hof, sehen die Wagen, suchen die Gesellen, finden sie völlig trunken im Schlaf und hängen sie an den Bäumen zu Tode.

Monde waren über dem allen dahin gegangen. Der Meier hatte von mir getreulich vernommen, wie all dies Elend geschehen. Bitterlich reuete mich mein Thun, und tausendmal verwünschte ich meine Klugheit, die sich heraus genommen, Uebles gut zu machen und statt dessen Gutes in Uebles verkehrte.

Der biedere Vater meiner Dörte sah ein, daß ich Frieden haben müsse mit der Kirche — die neben seinem Hofe stund — und gleichermaßen mit dem Schlosse, so ich in Sicherheit als Dörtens Ehemann mit ihnen leben solle. Er nahm aus seiner Truhe manch blanken Goldgulden und ging, mit dem Kaplan des Frauenklosters zu reden. Beschworen hat er ihm, daß ich den Mord des Grafen nicht mit gethan, sintemalen, ich bei ihm gesessen. Ach, ich Aermster wußte, daß ich die schlimme That doch verschuldet!

Es kam zu Tage, daß ich ein Katholischer sei, und also versprach der Pfaff meine Beichte zu hören, mich zu strafen und mir der Kirche Vergebung zu gewähren.

Härteren Stand mochte der Meier auf dem Schlosse finden; doch gelang es ihm, mir auch von dort Frieden zu erkaufen.

Sonder Scheu durfte ich mich jetzt hinaus wagen. Ich freite meine Dörte und half in des Meiers Wirtschaft. Um diese Zeit nahm das Fräulein Josepha, meines Herrn Schwester im Kloster den Schleier, und als ihr Goldhaar fiel, erkannte ich, daß sie die schöne Reiterin gewesen, aber nicht die Dame auf dem Altan, da selbige braunes Haar gehabt und meines Herrn Weib, Frau Gertrud, war.

Meinen viellieben Herrn hielt ich für tot und getraute mich nie in die Gegend seiner Burg, da mein Gewissen mir arg zusetzte und ich zu keiner Stunde meines Glückes froh wurde.

Da kam eines Tages ein Knabe gelaufen mit Botengruß an den Meier vom Magister Sebastian, der ihn in seine Hütte rief. Der Vater ging und kam betroffen heim, Sebastian lag im Sterben und vermachte uns die Sorge für einen Siechen, der in seiner Pflege lag — es war mein vielliebe Herr Balthasar. O, wie leicht ward mein Herz, als ich hörte, daß er lebe!

Der Meier zog mit Knecht und Karren aus, meinen Herrn zu holen. Wie elend kam er in unser Haus! Er hatte ein Bein verloren und sah matt und bleich vor sich hin. Ich wagte mich nicht in seine Nähe, sondern schlich scheu davon; getraute mich kaum ihn vom Winkel aus anzusehen; und doch, mehr noch als an meines Weibes roten Wangen, letzte sich mein Auge an dem Anblick meines armen viellieben Herrn.

Dörte that ihr Bestes an Fürsorge und Pflege, und danach erholte sich mein Herr und fing an, auf einem Stelzbein, gestützt auf seinen Stock, zu gehen. Also schlich er zum Friedhof am Kloster, wo sein Weib bestattet lag. Man hatte ihr, da sie in den Fluß gesprungen, ihr Plätzlein im Kreuzgang nicht gegönnt; darum lag sie außen, ich aber hatte ihr längst einen

Stein gesetzt und „Gertrud“ darauf eingehauen. Nun trug ich jeden Morgen grüne Zweige auf das Grab, wußte meinem Herrn aber wohl auszuweichen.

Wenn er also dahinschlich, schaute er kaum auf, er fragte nicht, er nahm was man ihm bot mit leisem Dank, und also lebte er zwei ganze lange Jahre mit mir Elendem — der ich ihn zu dem armen Träumer gemacht, der er jetzt war — unter einem Dache. Endlich aber ward er immer schwächer und bleicher und stand gar nicht mehr von seinem Lager auf. Wir sahen wohl, daß es mit ihm zu Ende gehe; und ein heißer Wunsch ward immer mächtiger in mir: ihm nur noch einmal die Hand küssen zu dürfen und vielleicht ein gutes Wort von ihm zu hören, bevor er sterbe! Ich vertraute meinem Weibe dies Verlangen und Dörte meinte, er werde es nicht merken, so wir einen ruhigen Schlaf abpassen könnten.

Herr Balthasar hatte den ganzen Tag in leichtem Schlummer gelegen, gegen Abend war sein Schlaf fester, und da geschah's, daß mich mein Weib leise an sein Lager winkte. Durch den offenen Laden fiel helles Abendrot auf den Schläfer, daß er mir fast jung und freundlich schien; ich hatte ihn seit jenen Schrecknissen nicht mehr so nah gesehen und kaum hielt ich mich, daß ich mich nicht über ihn warf in bitterer Reue und inbrünstiger Liebe. Leise umflog ich seine hagere weiße Hand, so auf der Bettdecke zuckte, ich neigte mich über sie mit durstigen Lippen — da erwachte der Schläfer und fuhr auf. Er starrte mich an, sank in sein Kissen und murmelte: „armer Tropf!“

„... Also schlich er zum Friedhof am Kloster ...“ (S. 589).

Als ich den mildiglichen Ton seiner Stimme vernahm, stürzten mir heiße Thränen aus den Augen, ich fiel auf meine Kniee, hob die Hände zu ihm empor und flehte ihn an, mir Sünder zu vergeben.

Mühsam suchte er sich aufzurichten, Dörte sprang zu und hielt ihn im Kissen, dann sprach er:

„Du bist's, Kaspar? Viel Uebles hat dein Fürwitz mir angethan, aber ich weiß jetzt, dein Wollen war gut. — Du dachtest mir zu helfen und warst ein blinder Thor. — Wir sind das allesamt vor unseres Herrgotts Angesicht. — Endlich geh ich nun zu meinem Herrn ein, — wolle er mir vergeben, wie ich dir vergebe. Meinte Großes zu thun für Gottes Sache, als ich Haus und Weib dahinten ließ und war's also, der zuerst aus dem Geleise ging; wie kann ich richten? — Irren ist unser Los auf Erden. Du warst doch ein getreuer Knecht!“

Matt fielen ihm die Lider zu; Dörte legte ihn mitsamt dem Kissen nieder. Und ich, o ich hätte lobsingen mögen, daß er mir verzieh! Mir war's als sei ich neugeboren. — Sanft ging seine edle Seele hinüber — Friede seiner Asche. Ach welch ein lieber Herr ist er gewesen!



Zur Zeitgeschichte.

Verkehrswesen.

Der Durchschlag und die Eröffnung des Arlbergtunnels wurde am 14. November glücklich und unter großen Festlichkeiten vollzogen.

Ein neues türkisches Eisenbahnprojekt wird aus Haifa signalisiert. Es hat sich nämlich in Beirut eine Gesellschaft zur Erbauung einer Eisenbahn von Arka bis Dschisr-el-Meschama (Vereinigungspunkt des Harmuck mit dem Jordan) gebildet. Die Vermessung der Linie, welche später bis Damaskus weiter geführt werden soll, wurde von einem deutschen Ingenieur Namens Schuhmacher ausgeführt.

Litteratur.

Eine bisher unbekannte Handschrift Luthers ist in der Bibliothek der Zellerfelder Salvatoriskirche von dem Clausthaler Oberlehrer Dr. Wrampelmeier entdeckt worden. Dieselbe enthält das älteste über Luther geführte Tagebuch des Dr. Kordatus.

Kaum ist bei Bonz & Co. in Stuttgart ein schwäbisches Dichterbuch erschienen, so kommt auch schon die Kunde von einem ähnlichen, in gutem Sinne partikularistischen Unternehmen, welches einen Kreis von Dichtern nach ihrer engeren Heimat zusammenfaßt. Im Verlag von Otto Hendel in Halle wird im Laufe des folgenden Jahres ein **„Sächsisch-Thüringisches Dichterbuch"** erscheinen, und zwar unter Mitwirkung von A. Brieger und Curt von Rohrscheidt von G. Emil Barthel herausgegeben werden.

„Les derniers jours de Henri Heine", ist der Titel eines kürzlich erschienenen Werkes, dessen Verfasserin jene „Mouche" ist, welcher der Dichter des „Romanzero" mehrere seiner letzten Gedichte: „Es träumte mir von einer Sommernacht", „Dich fesselte mein Gedankenbann" u. a. gewidmet hat. Mouche, deren eigentlicher Name Camille Selden ist, sagt in der Vorrede ihres Buches, sie habe über ein Vierteljahrhundert den Schleier des Geheimnisses nicht gelüftet, doch halte sie sich jetzt nicht mehr für berechtigt, mit Schriftstücken zu geizen, welche die Lebensgeschichte Heines, das Bild des „Unvergeßlichen", vervollständigen könnten. Der Band enthält Angaben über die letzten Tage des Dulders und eine Uebersetzung der ursprünglich deutsch geschriebenen, an die „Mouche" gerichteten Briefe und Gedichte. Besonders rührend sind Episoden aus den letzten Tagen des Dichters und Mouches letzter Besuch. Ganz gewiß ist die Veröffentlichung Camille Seldens von Bedeutung für die Heineforschung, die übrigens einen ganz neuen Aufschwung nehmen wird, wenn Herr Julia in Paris und sein litterarischer Verbündeter, Herr d'Abrest, Recht behalten mit der Behauptung, daß die im Besitz der ersteren befindlichen Schriftstücke die echten, lange ersehnten Heineschen Memoiren enthalten. Qui vivra, verra. —

Bibliothekwesen.

Die Bibliothek und die Sammlungen des verstorbenen Grafen **Barrande** im Werte von cirka 2200000 Franken sind laut testamentarischer Verfügung in den Besitz des böhmischen Landesmuseums in Prag übergegangen.

Ausstellung.

Die elektrische Ausstellung in Wien hat ein Defizit von 25000 fl. ergeben. Im Anschluß an die im Jahre 1885 zu eröffnende **Landesausstellung in Budapest** soll eine internationale Ausstellung von Kraft- und Arbeitsmaschinen und Werkzeugen für das Kleingewerbe, von landwirtschaftlichen Maschinen mit verbesserter Konstruktion, sowie von wichtigen patentierten Entdeckungen und Erfindungen abgehalten werden.

Die Ausstellung in Nizza wird endgültig am 24. Dezember eröffnet werden.

Kongresse.

Ein Kongreß deutscher Meteorologen tagte am 18. Nov. in Hamburg und beschloß die Konstituierung einer deutschen meteorologischen Gesellschaft und Gründung einer besonderen Zeitschrift als Organ derselben.

Der erste allgemeine deutsche Bauerntag begann am 26. Nov. in Eisenach seine Sitzungen. Die meisten preußischen Provinzen und die norddeutschen Staaten waren durch 400 Teilnehmer vertreten.

Preisausschreiben.

Der Direktor des bayrischen Gewerbemuseums in Nürnberg veröffentlicht folgendes Ausschreiben: Die für 1882—1883 ausgeschriebene Preisaufgabe, Herstellung eines Kronleuchters für Glas und Metall, wurde nicht gelöst und wird deshalb von neuem zur Preisbewerbung ausgeschrieben. Der Kronleuchter soll für einen Raum von 50 qm Bodenfläche bestimmt sein; die Wahl des Metalls steht dem Bewerber frei. Für den bestausgeführten, zur Einsendung gebrachten Kronleuchter wird der Preis von 300 M., für den besten Entwurf, welcher entweder durch Modelle oder durch Zeichnungen, letztere bestehend in einer geometrischen Ansicht, einer perspektivischen Skizze, deren Ausführung in Naturgröße darzustellen ist, wird der Preis von 200 M. ausgesetzt. Als neue Aufgabe für das Jahr 1883/84 wird ein Herrenschreibtisch aufgestellt. Für den besten zur Einsendung gelangten fertigen Herrenschreibtisch wird der Preis von 300 M., für den besten Entwurf, welcher durch die Zeichnungen, bestehend in einer geometrischen Ansicht ($^1/_{10}$ wirklicher Größe), einer perspektivischen Skizze und den Ausführungszeichnungen in Naturgröße, darzustellen ist, wird der Preis von 200 M. ausgesetzt. Die Arbeiten sind bis zum 28. Juli 1884 an das bayrische Gewerbemuseum abzuliefern und werden zur Ansicht ausgestellt. Die Preisverteilung erfolgt am 25. August 1884. Die Arbeiten bleiben Eigentum der Verfertiger, doch sind die Verkaufspreise derselben anzugeben und es bleibt dem bayrischen Gewerbemuseum das Recht vorbehalten, eine oder einige derselben anzukaufen. Berech-

tigt zur Preisbewerbung sind nur solche Arbeiten, welche von Angehörigen des Königreichs Bayern in ihren wesentlichen Teilen gefertigt sind.

Das Preisausschreiben für ein Garibaldidenkmal in Rom, welches von Staatswegen infolge Parlamentsbeschlusses errichtet werden soll, bestimmt für den preisgekrönten und zur Ausführung angenommenen Entwurf eine Prämie von 20000 Lire.

Theater und Musik.

Das Leipziger Theater hat einen umfassenden Goethecyklus zur Aufführung gebracht, der mit Mahomet und dem von Schiller zu diesem Stücke verfaßten Prologe eingeleitet wurde und in der Darstellung lebender Bilder mit verbindendem Text von W. Henzen seinen Abschluß fand.

Heyses fünfaktiges Trauerspiel: „Graf Königsmark“ hat bei seiner ersten Aufführung am Frankfurter Stadttheater einen vollen Erfolg errungen.

Das Stuttgarter Hoftheater ist nach fünfmonatlicher Pause den 16. Nov. mit Mozarts „Zauberflöte“ wieder eröffnet worden. Auf das Publikum machten die zahlreichen neu geschaffenen Ausgänge, die aus unverbrennbarem Material hergestellten Treppen, der wohlfunktionierende eiserne Vorhang und das elektrische Glühlicht nach Edisonschem System den besten Eindruck.

„Esmeralda“, eine neue Oper von A. Goring Thomas, ging am 14. Nov. zum erstenmal in Deutschland am Kölner Stadttheater mit durchschlagendem Erfolge in Scene.

Die erste franz. Aufführung des Lohengrin wird voraussichtlich in Rouen stattfinden.

Das neue große Ballet: **„Die Assassinen“** hat an der Wiener Hofoper einen entschiedenen Erfolg errungen.

Eine neue kritisch revidierte Ausgabe **der Lieder Franz Schuberts** ist dem Konzertsänger W. Friedländer von der C. F. Petersschen Verlagshandlung übertragen worden.

Kunst und Denkmäler.

Makarts „Einzug Karls V. in Antwerpen“ ist von der Hamburger Gemäldegalerie für den Preis von 100000 ℳ erworben worden.

Das Wilmsdenkmal auf dem Mariannenplatz in Berlin wurde am 30. Okt. feierlich enthüllt. Dasselbe besteht aus einer auf einem Granitsockel befindlichen von Siemering modellierten Büste.

Die Stadt Leipzig, welche bisher eine große Armut an plastischen Kunstwerken aufzuweisen hatte, hat im Laufe der letzten Monate zwei in der That meisterhafte Denkmäler erhalten; am 25. Okt. wurde das von Hähnel geschaffene **Leibnitzdenkmal,** am 11. Nov. Schillings **Reformationsdenkmal** enthüllt; letzteres ist eine Doppelstatue: Luther und Melanchthon, ersterer sitzend und die Bibel vor sich, den Blick wie fragend zum Freunde emporrichtend, der sich milde zu ihm herabneigt.

Gesundheitspflege.

Die in Berlin erfolgte Begründung eines Hygieinemuseums hat den Zweck, der Ausstellung auf dem Gebiete der Gesundheitspflege und des Rettungswesens eine bleibende Frucht zu sichern und zugleich der Förderung der Volkswohlfahrt und öffentlichen Gesundheitspflege eine dauernde Anregung zu geben. Aus der Ausstellung der dem preußischen Ministerium verbliebene Gegenstände bilden den Grundstock der Sammlung, und auf anderen Gebieten hat eine größere Anzahl von Städten und Einzelausstellern sich zur kostenlosen Zuwendung ihrer Ausstellungsgegenstände an das Museum verstanden. Vorläufig und bis zur Uebersiedelung in das demnächst endgültig zu bestimmende Museumsgebäude ist zur Unterbringung und Unterhaltung der Sammlungen in dem bisherigen Ausstellungsgebäude eine Summe von 8000 M. in dem neuen Staatshaushaltsetat vorgesehen. Das bisherige Ausstellungsgebäude soll vom Staat erworben werden, und der Etat enthält hierfür, sowie für die nötige Unterhaltung des Baues den Betrag von 300000 M.

Unglücksfälle.

Das österreich. Segelschiff „Nahor“ ist bei Liverpool von dem britischen Dampfer „Duke of Argyll“ in den Grund gebohrt worden; dessen Mannschaft wurde gerettet.

Der britische Dampfer „Iris“ ist am Kap Villano gescheitert. Von der aus 36 Personen bestehenden Mannschaft wurde nur eine gerettet.

Auf dem Genfersee stießen am 23. November die Dampfer „Cygne“ und „Rhône“ zwischen den Stationen Evian und Ouchy zusammen, 20 Personen fanden ihren Tod in den Wellen.

Verbrechen.

Der Schauplatz grausiger Verbrechen war Straßburg in der Nacht vom 22. zum 23. Oktober. Der Provisor der Apotheke zum Storchen, Franz Lienhardt, und der Posten vom 25. Regiment, Soldat Adels wurden in furchtbar verstümmeltem Zustande tot aufgefunden. Die Kasse der Apotheke war beraubt, ein Kutscher Namens Schäble, von 3 Strolchen angefallen und betäubt worden. Leider ist man den Thätern noch immer nicht auf der Spur. Nicht minder großes Aufsehen erregte ein am 21. November in Stuttgart mit unglaublicher Frechheit zur Ausführung gebrachter Raub- und Mordanfall. Gegen 6 Uhr abends drangen vier Leute durch die hintere Thür in das Geschäftslokal des Bankier Heilbronner in der Kronprinzstraße ein; zwei davon schlugen Heilbronner und einen zufällig anwesenden Kunden Namens Oettinger mit schweren Bleihämmern nieder, während die beiden anderen die Kasse ausraubten. Es gelang glücklicherweise noch an demselben Tage, einen der Thäter in Pforzheim zu verhaften, den drei anderen ist man auf der Spur. Die beiden Opfer des Raubmordes befinden sich trotz der schweren Verletzungen auf dem Wege der Besserung.

Totenschau.

Begas, Oskar, Historien- und Porträtmaler, geb. 1828 zu Berlin, starb am 10. November daselbst.

Bose, Wilhelmine, Emilie, Gräfin, geb. Gräfin v. Reichenbach-Lessonitz, Begründerin eines Kinderhospitals: „Zum Kinde von Brabant“ in Kassel, ausgezeichnet durch ihren großen Wohlthätigkeitssinn; starb am 3. Oktober zu Kassel, 76 Jahre alt.

Heine, Armand, Chef des Pariser Bankhauses Heine Frères, ein Vetter des Dichters, starb 63 Jahre alt auf seinem Schlosse Rocheret bei Bordeaux am 9. November.

Hendschel, Albert, berühmter Zeichner, allbekannt durch den [illegible] Humor seiner Skizzenbücher, [illegible] Frankfurt am Main, 49 Jahre [illegible]

Lehndorf-Steinort, Graf Meinhard von, königl. preuß. [illegible]rat z. D., Major a. D., und [illegible] des Herrenhauses, starb am [illegible] zu Riola bei Bologna, 57 Jahre [illegible]

Passanante, bekannt [illegible] Attentat auf den König von Italien [illegible] vermutlich durch Selbstmord [illegible] von Porto Terrajo.

Redern, Graf, Oberstkämmerer [illegible] am 5. November in Berlin.

Safvet Pascha, ehem. türk. [illegible]vezier, starb am 17. November [illegible] stantinopel.

Stasny, Ludwig, Komponist [illegible] langjähriger Dirigent der Palmengarten-Kapelle in Frankfurt a. M., [illegible] 30. Oktober in Frankfurt.

Stolz, Alban, geistlicher [illegible] Professor zu Freiburg, geboren [illegible] 4. Februar 1808 zu Buhl, [illegible] populärsten und fruchtbarsten [illegible] Schriftsteller, starb am 16. Oktober [illegible] Freiburg.

Volkmann, Robert, der [illegible] Komponist, Professor der Harmonie [illegible] des Kontrapunktes an der ungar. Landes-Musikakademie, geb. am 6. [illegible] 1815 zu Lommatzsch in Sachsen, [illegible] 22. Oktober in Pest.

Wegner, Ernestine, beliebte [illegible]brette des Berliner Wallnertheaters, [illegible] nach langwieriger Krankheit am [illegible] vember zu Wiesbaden.

Personalien.

Der deutsche Kronprinz wurde [illegible] der Rechtsakademie von Madrid [illegible] Ehrenmitgliede derselben ernannt.

Regierungspräsident Frh. v. Berlepsch in Koblenz ist zum Regierungspräsidenten in Düsseldorf, Oberpräsidialrat v. Sydow in Breslau zum Regierungsvizepräsidenten in Koblenz ernannt worden.

Feldmarschall Graf Moltke wurde an Stelle des verst. Grafen Redern [illegible] Kaiser zum Kanzler des Schwarzen Adlerordens ernannt.

Herr Konsistorialrat **Bayer,** [illegible] in Wiesbaden, ist an Stelle des [illegible] Generalsuperintendenten der Rheinprovinz Dr. Baur zum Hof- und Domprediger [illegible] Berlin ernannt worden. Zugleich [illegible] derselbe zum Oberkonsistorialrat ernannt und in den Oberkirchenrat berufen.

Dem in türkischen Diensten stehenden vormal. Regierungsrat **Wettendorf** [illegible] von der preuß. Regierung der Charakter als Geh. Regierungsrat verliehen worden.

Otto Devrient, der Verfasser [illegible] mit so großem Beifall in Jena zur Aufführung gebrachten Reformationsfestspiel[illegible] ist von der Stadt Jena zum Ehrenbürger [illegible] von der dortigen Universität zum [illegible] Ehrendoktor ernannt worden.

Den Professoren **Schilling** und **Hähnel,** den Meistern deutscher Bildhauerkunst, ist das Ehrenbürgerrecht der Stadt Dresden verliehen worden.

Prof. Siemering, dem Bildner des Lutherdenkmals in Eisleben, ist in Anerkennung seiner künstlerischen Verdienste der rote Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife verliehen worden.

Der Oldenburgische Hofschauspieler **Schröder,** Verfasser des bekannten „Schinkenliedes“, wurde vom Dienste suspendiert.

Die Beerdigung der trefflichen Soubrette Ernestine Wegner hat am 6. November unter zahlreicher Beteiligung des Publikums auf dem Friedhof der St. Georgengemeinde in Berlin stattgefunden.

Unser Hausgarten.

Von O. Hüttig.

Aronsgewächse.

Die Familie der Aronsgewächse (Aroideae) ist in den Tropen viel verbreitet, obwohl manche ihrer Mitglieder auch in der gemäßigten Zone einheimisch sind; es gibt unter ihnen viele immergrüne, oft mit Luftwurzeln versehene, kletternde und kriechende Sträucher, aber auch Halbsträucher und krautartige, einziehende Knollengewächse, selbst schwimmende Wasser- und Sumpfpflanzen. Viele von ihnen interessieren uns deshalb ganz besonders, weil sie auch in der trockenen Zimmerluft sich lange Zeit gut halten und deshalb zu den Lieblingen unserer Pflanzenfreunde gehören; sie zeichnen sich meist durch schön geformte und große, andere auch durch schön gezeichnete Blätter und eigentümliche Formen aus. Doch gibt es auch solche, welche schöne Blätter mit großen und eigentümlichen, selbst schönen Blüten vereinigen. Der Blütenstand ist nämlich ein von der „Blütenscheide" umgebener Kolben, an welchem die eigentlichen Blüten sitzen, welche oft so klein sind, daß man sie mit bloßem Auge kaum zu unterscheiden vermag. Die Frucht ist gewöhnlich eine ein- oder mehrsamige Beere. Unter den schönblühenden Aronsgewächsen zeichnet sich die Gattung Anthurium Schott (aus dem Griechischen, zusammengesetzt aus anthos, Blüte, und ura, Schwanz, also Schwanzblume, wegen der langen cylindrischen Blütenkolben) auch durch hübsche Blätter aus, und sind ihre Angehörigen deshalb ganz besonders beliebte Zimmerpflanzen. Eine solche reich blühende Zimmerpflanze ist A. Scherzerianum Schott (Fig. 1) mit wurzelständigen, langgestielten dunkelgrünen Blättern und langem, schlangenartig gewundenem Blütenkolben von orange-scharlachroter Farbe; er ist von der leuchtend scharlachroten Blütenscheide umgeben, die mit dem dunklen Grün der Blätter einen wahrhaft überraschenden Kontrast bildet; schon ganz junge Pflanzen blühen gern, und halten sich die Blüten nahe an zwei Monate hindurch in unveränderter Schönheit. Eine Varietät dieser Art ist das größte Anthurium (A. Scherzerianum maximum, Fig. 2) mit 20 cm langen und 10 cm breiten Blütenscheiden von glänzendroter Farbe; der Kolben ist wie bei der Art rot und schlangenartig gewunden. Als Dekorationspflanze nimmt diese Varietät sicher den ersten Rang ein.

Auch Anthurium Andraeanum Linden (Fig. 3) aus den Vereinigten Staaten von Kolumbien ist eine empfehlenswerte Art. Die Blütenscheide, die hoch über dem Blattwerk getragen wird, ist herzförmig und von glänzend roter Farbe; die Oberfläche ist unregelmäßig, gleichsam zusammengeschrumpft und durchkreuzt von tiefen, bogenförmigen Adern; der Kolben ist an der Basis elfenbeinweiß und an der Spitze grünlichgelb.



Fig. 2. Anthurium Scherzerianum maximum.

Das glänzende Anthurium (A. splendidum, Fig. 4) hat einen kurzen Stamm, von dem die herzförmigen Blätter auslaufen, die am Blattstiel eine runde Oeffnung besitzen, welche durch die hier sich treffenden Blattlappen beinahe wieder geschlossen wird; die Oberfläche des Blattes ist rauh, teilweise warzig oder blasenförmig; die ganze Unterseite ist mit weißlichen Flecken gezeichnet und zeigen die Nerven ein etwas breites Band von glänzend grüner Farbe in hellem Gelbgrün. Die Blumen sind nicht von derselben Bedeutung wie die der beiden erstgenannten Arten, ebensowenig bei Crystallinum Lind. et André (Fig. 5), einer prachtvollen Art mit runden Blattstielen und sehr großen herzförmigen, dunkelgrünen Blättern, deren Nerven und Hauptadern an beiden Seiten mit silberweißen breiten Streifen eingefaßt sind. Robustum ist eine Hybride, welche aus einer Kreuzung von Crystallinum und Scherzerianum entstanden ist; ihre Blätter sind sehr groß, beim Austreiben kupferrot, später dunkelgrün und lederartig. Die Pflanze eignet sich ganz besonders zur Zimmerkultur. Das Londoner Haus William Bull und die Firma Haage & Schmidt in Erfurt haben reiche Sortimente dieser Pflanzen, welche in neuerer Zeit sich wohlverdienter Beliebtheit erfreuen.



Fig. 1. Anthurium Scherzerianum.



Fig. 3. Anthurium andreanum.

Zum Zweck der Vermehrung kann man die Stengel in so viele Stücke zerschneiden als sie Blätter besitzen, und läßt man solche so lange an der Luft liegen, bis die Wunden gut abgetrocknet sind, wonach man sie frei ins warme, luftfeuchte Vermehrungshaus legen kann, wo sie in 3–5 Wochen Wurzeln schlagen; dann setzt man sie einzeln in Töpfe und mit diesen in ein warmes Mistbeet. Bei späterem Verpflanzen ist darauf zu sehen, daß die Wurzeln, auch die, welche sich in der Luft gebildet haben, soviel als möglich in die Erde kommen und wird man dann gewöhnlich mehr tiefe als breite Töpfe nötig haben. Am besten gedeihen sie in grob zerkleinerter, mit Holzkohlenstückchen vermischter Heideerde, recht porösen Töpfen, und fordern sie während des Wachstums viel, während der Ruhezeit wenig Feuchtigkeit.

Die Anthurien lassen sich auch, vielleicht besser als durch Stecklinge, durch Samen fortpflanzen, die aus der Frucht, welche

eine Beere bildet, ausgewaschen und dann mit möglichst geringer Erdbedeckung unter doppeltem Glas ausgesäet werden, d. h. in der mit einer Glasscheibe bedeckten Samenschale, welche im Vermehrungs- oder sonstigen Warmhause aufzustellen ist. Selbstverständlich ist nicht darauf zu rechnen, daß die Varietäten sich durch ihre Samen rein fortpflanzen; aber die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß die Samenpflanzen schöner werden als ihre Mutter.



Fig. 8. Philodendron Carderi.

Zu unseren besten ornamentalen Stubenpflanzen gehört eine andere Gattung von Aronsgewächsen, nämlich der **Baumfreund** (Philodendron Schott, zusammengesetzt aus philein, lieben, und dendron, Baum, wegen des oft klimmenden Stengels), der wegen seiner geringen Forderungen an das Licht auch im Hintergrunde von anderen Blattpflanzen aufgestellt werden kann, z. B. zwischen Palmen oder zur Deckung von Wandflächen. Die bekannteste Art ist **Pertusum Kunth et Bouché**, der **durchbrochene Baumfreund** (Fig. 6), ein Strauch von Guatemala mit riesigen, herzförmig eirunden, vielfach durchbrochenen und durchschnittenen Blättern; die Blütenscheide ist weiß, 15 cm lang und lederartig. Die Pflanze wurde auch **Monstera Lennéa C. Koch** genannt, zu Ehren des Generalgartendirektors Lenné. — Beinahe schöner noch ist **Sellos Baumfreund** (**Philodendron Selloum C. Koch**) mit Blättern von 60 cm Durchmesser und mehr, auf beiden Seiten von rosenroten Nerven durchschnitten; nach und nach erhalten diese aber eine weißliche Färbung, mit der dann das ganze Blatt eingefaßt ist. — Auch **Ph. bipinnatifidum Schott**, der **doppelfiederspaltige Baumfreund** aus Brasilien, ist schön; seine Blätter sind groß und doppelt gefiedert; die Blütenscheide ist auswendig purpurbraun und innen weiß; der Stengel wird, ohne kletternd zu sein, oft einen Meter hoch und schmückt sich auf seinem Gipfel mit einer aus zahlreichen Blättern bestehenden Krone. — **Daguense Lind. et Andr.**, der **Baumfreund aus Rio Dagua**, ist eine stark rankende Art mit 40 cm langen, 30 cm breiten, scharf zugespitzten, herzförmigen Blättern von glänzend dunkelgrüner Farbe; an den Rippen sind sie hellgrün, auf der Unterseite violett, oft mattrot. — **Ph. speciosum Schott**, der **prächtige Baumfreund** (Fig. 7), ist eine wahrhaft großartige Pflanze mit dickem Stamm und ganzrandigen, sehr großen, stark generoten Blättern an sehr langen Stielen.



Fig 9. Epipremum mirabile („Tonga").

Eine neue, von W. Bull in London aus Südamerika eingeführte Art ist **Carders Baumfreund** (**Ph. Carderi**, Fig. 8). Die Farbe der Blätter ist ein dunkel schattiertes Flaschengrün mit dem Glanze des Atlas; die Adern zeigen sich innerhalb breiter hellgrüner Linien; die Unterseite der Blätter ist purpurfarbig; aber es ist die glänzend schattierte Oberfläche der Blätter, welche der Pflanze einen hohen Grad der Schönheit verleiht.

Wir schließen mit einer ganz eigentümlichen Aronspflanze, die ebenfalls erst vor kurzem durch W. Bull von den Südseeinseln in London eingeführt wurde, die **wunderbare Tongapflanze** (Epipremum mirabile, Fig. 9). Sie hat lange, tief eingeschnittene, glänzend dunkelgrüne Blätter mit zahlreichen hellen Flecken, die hauptsächlich von der Mittelrippe ausgehen. Solange die Pflanze noch jung ist, sind die Blätter ungeteilt, erst nach und nach zeigen sich die Einschnitte. Bemerkenswert ist die lange Blütezeit dieser ebenso schönen wie interessanten Kletterpflanze, aus der auch die Arznei „Tonga" bereitet wird, ein Mittel gegen Nervenschwäche.



Fig. 7. Philodendron speciosum.



Fig. 5. Anthurium crystallinum. (S. 593).

Im allgemeinen eignen sich alle diese Aronsgewächse vortrefflich zur Zimmerkultur, besonders die „Baumfreunde", und außerdem gedeihen sie, wie wir bereits erwähnten, auch bei nicht reichlichem Lichte noch ganz gut.

Die Erde, welche den Philodendren am meisten zusagt, ist Lauberde mit etwas Sand. Heiße Sonnenstrahlen sind ihnen schädlich, man wolle sie also wenigstens gegen die Mittagssonne beschatten, sie auch oft überspritzen und während des Wachstums reichlich begießen. Am besten kommen diese Baumfreunde zur Geltung, wenn sie allein stehen und finde sich dazu wohl überall Platz für sie.

Für die Vermehrung gilt im allgemeinen das, was oben bei den Anthurien gesagt wurde; bei einer nicht verästelten

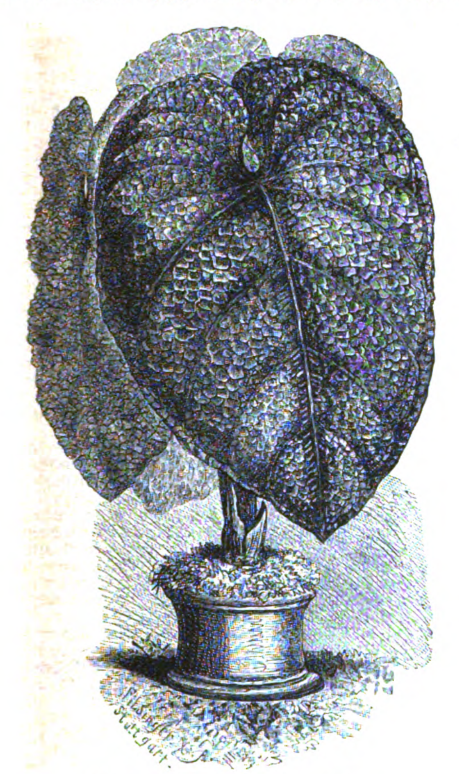


Fig. 4. Anthurium splendidum (S. 593).

Pflanze muß man den Kopf herausschneiden und ihn stecken; aus dem Winkel noch vorhandener Blätter erscheint bald wenigstens



Fig. 6. Philodendron pertusum (S. 594).

ein neuer Trieb. — Vielleicht ist auch die Bemerkung noch interessant, daß die am Blütenkolben entstehenden Beeren von großem Wohlgeschmack sind.

Trachten der Zeit.

Von Ida Barber.

Ein Rückblick auf die Mode des Jahres 1883 berechtigt zu der Hoffnung, daß man bemüht sein wird, auf der einmal betretenen Bahn, die Kunst in der Mode zur Geltung zu bringen, unentwegt fortzuschreiten. Im großen und ganzen hat sich außerdem der Sinn für praktische, zweckentsprechende Trachten geltend gemacht; der lange zuvor angekündigten Krinoline, die wie eine sieggewohnte Herrscherin bereits triumphierend ihren Einzug halten wollte, wurde energischer Widerstand entgegengesetzt, die unmöglichen Hutformen verbannt, statt der kleinen, recht unwinterlichen Jacken und Mantelets große warmhaltende Pelzmäntel angeschafft, die, mit Pelz gefüttert, oft sogar mit Pelzstoffen (Astrachan, Sealskin) überkleidet, vollkommen ihren Zweck erfüllen.

Unseren Moralisten bleiben zwar noch immer die ausgeschnittenen Ball- und Gesellschaftskleider ein nicht zu bannendes Aergernis; sie wollen es nicht einsehen, daß eine junge Dame, um salonfähig zu erscheinen, Arme und Büste entblößt tragen müsse; in der That liegt keinerlei Logik darin, wenn dieselbe Dame, die Herrn So und So vormittags nicht empfangen zu können meinte, da sie noch nicht — angekleidet, ihm abends im hellerleuchteten Ballsaal, ohne ein Zucken der Verlegenheit, weit weniger angekleidet als sie es früh war, entgegentritt. Der Morgenanzug ist im allgemeinen eine Klostertracht im Vergleich mit der Gesellschaftstoilette; er reicht bis oben hin, läßt keinerlei Blößen oder künstlich gestaute Formen zur Geltung kommen, verzichtet auf Schnürbrust und Tournüre, und doch — keine Frau von Welt würde sich entschließen, im Negligé Personen, die nicht zu ihrem intimen Kreise gehören, zu empfangen. Selbstverständlich spreche ich hier nicht von jenen hocheleganten Negligés, die oft prächtiger als die Gesellschaftsroben ausgestattet sind.



Fig. 1 (S. 596).

Unsere Modedamen tragen des Morgens aus weißen Spitzen und hellem Samt gefertigte robes de chambre (Verzeihung für das Fremdwort! Unser Wort Hauskleid deckt wirklich den Begriff nicht). Man verschwendet Unsummen auf diese Negligés, fertigt sie bald in Form Sarah Bernhard mit blusenartigem, aus Spitzen zusammengesetztem Vorderteil, bald in Prinzeßform mit gestickten Seitenteilen und langer aus Samt und Atlas fächerartig gefalteter Schleppe, bald in Watteau-Form aus Genueser Samt, der in möglichst lebhaften Farbenstellungen gewählt wird. Der Schlafrock, den Charlotte Wolter als Feodora trug, ist jetzt in den Boudoirs als Modeartikel heimisch geworden; Schleppe und Taille waren aus elfenbeinfarbigem Peluche gefertigt, dazu Unterkleid von hellila Atlas mit türkischem, reich gesticktem Mieder; so manche Frau, die da wähnt, einer guten Schauspielerin gleich ihre Rolle gut zu spielen, glaubt auch ein Recht

zu haben, sich wie eine große Künstlerin zu kleiden; indes das Wort: „Kleider machen Leute“ hat nur eine sehr bedingte Wahrheit. Fast lächerlich wirkt es, eine Dame à la Charlotte Wolter gekleidet zu sehen und, sobald sie den Mund öffnet, nicht etwa jenes volltönende, modulationsfähige Organ, das der großen Tragödin eigen, sondern ein näselndes, piepsendes Stimmchen zu vernehmen, das womöglich noch irgend einen Jargon spricht, der alle Illusionen, die das reiche Kleidungsstück entstehen ließ, mit einem Schlage tötet.

Wie für die robes de chambre sind für die eleganten Besuchsmäntel lebhafte Farben sehr beliebt. Die Straßenmäntel werden zumeist aus schwarzen, braunen oder dunkelgrauen Stoffen gefertigt, die im Wagen zu tragenden dagegen aus blauem, oliv- oder bordeaurotem Samt oder Matlassé, Stoffe, die mit Chinchilla oder Castor doré verbrämt, ganz reizende Konfektions liefern.

Fig. 1 (S. 595) stellt einen solchen aus blauem Samt-Brokat gefertigten, mit Chinchilla besetzten Mantel dar. Die Form ist hinten in der Taille anliegend, von da ab reich gefaltet, so daß die



Fig. 2. Fig. 3.

Tournüre zu bester Geltung kommt. Die kragenartigen, halbweiten Aermel sind unten wie die Vorderteile mit breitem Pelz besetzt, der Mantel vorn durch Knöpfe geschlossen, denen kleine Pelztierköpfe aufgemalt sind. Diese Façon, die aus einfachsten wie elegantesten Stoffen gefertigt wird, gehört zu den beliebtesten der Saison.

Die Mode scheint jetzt ein für allemal den lange angefeindeten Panzertaillen den Abschied gegeben zu haben; man sieht Gürteltaillen vorn mit blusenartigem Einsatz (Fig. 2), spitz auslaufende Schneppen, kurze englische Jäckchen und allerhand Einsätze, Revers und Faltendraperieen auf dem Vorderteil. Fig. 2 zeigt eine aus rehlederfarbenem Himalajastoff gefertigte Robe, die mit grünem Samt garniert ist. Der Rock besteht aus drei glatten, ausgezackten Lagen, die auf den grünen Samtrock auffallen; Tunique, Weste und Aermel sind teilweise aus grünem Samt gefertigt, die Hinterbahnen des Rockes aus grauem Stoff und mit Samt gefüttert, der da, wo die Teile fächerartig ausfallen, zur Geltung kommt; die linke Seite des Rockes wird durch einen Samtschurz gedeckt, die rechte in der Art wie die Vordertaille reich gekraust; längs des grünen Westen-Fichus graue Knöpfe; gleiches Arrangement an den aus Samt gefertigten Stulpen, die — eine jetzt sehr beliebte Mode — bis hoch fast hinaufreichen und den eigentlichen Aermel nur als hocheingesetzten Puff hervortreten lassen.

Mit Stickereien gezierte Toiletten gelten wiederum für hochfein. Fig. 3 versinnbildlicht eine solche aus grauem Ottoman gefertigte Robe, deren Rock mit roter Chenille und grauen Seiden-Arabesken durchstickt ist; auf dem Latz der Taille und an der Außenseite der Aermel gleiche Stickerei; überaus geschmackvoll und kleidsam ist das Arrangement dieser Taille; sie ist aus hochrotem Samt gefertigt, läßt von dem rechten Seitenteil eine Faltendraperie ausgehen, auf welcher der aus grauem Stoff arrangierte, spitz auslaufende Latz aufliegt; oben Mediciskragen von Samt, der an dem mit Stickerei gedeckten Latz abschließt; dazu hohe, seitwärts geschlitzte Aermel mit breitem Samt-Bandeau. Der Rock ist oben in altdeutscher Manier drapiert; die Falten verlieren sich unter dem hinten hoch troussierten Samtteil. (Vorstehende Modelle sind dem Atelier der Madame E. Glück in Wien entnommen.)

Die neuesten Hüte sind zumeist aus Filz gefertigt; ungeachtet aller von Tierschutzvereinen ausgehenden Warnungsrufe garniert man sie vorwaltend mit Vögeln; die jetzt sehr beliebten „Nids d'oiseaux“ stellen gar ein ganzes Vogelnest dar, das aus daunenartigem Peluche gefertigt ist; in der Mitte des Kopfes sitzen vier auch sechs kleine Vögelchen, seitwärts die Frau Mama, die sich mit den Kleinen zu unterhalten scheint. Weiße Tauben auf lichtblauem Samt, Kolibris auf dunklem Velour, grünlich schillernde Rinosellis auf schwarzem, gerauhtem Filz werden mit Vorliebe getragen. — Aus Paris trafen unlängst aus Filz gefertigte Modelle ein, die oben in einer Art Zipfelmütze auslaufen; der Zipfel wird zur Seite geschlagen und in der Art wie bei den richtigen Schlafmützen mit einer Puschel abgegrenzt.

Wennschon Schmucksachen eigentlich keiner Mode unterworfen sind, wechseln doch Form und Fassung in bestimmten Zeiträumen. Man trägt in diesem Jahre viel Tierköpfe, die mit Brillanten, Rubinen und Smaragden ausgelegt sind. Beim Juwelier Scharf (Wien) werden jetzt farbige Steine fabriziert, die den echten fast noch ähnlicher sind, als die Scharfschen Brillant-Imitationen; letztere haben sich bereits einen Weltruf erworben. Auch die so selten vorkommende echte schwarze Perle wird neuerdings imitiert und als Modeartikel eingeführt; mit Brillanten oder Rubinen umgrenzt, gibt sie einen reizenden Schmuck, der originell und farbenprächtig wirkt.

Der schönste Schmuck, der trotz der wandelbaren Mode keinem Wechsel unterworfen ist, ist und bleibt ein frisches, von Gesundheit durchgeistigtes Gesicht. Misanthropen wollen ihm la beauté du diable zuerkennen; die Bezeichnung ist, obschon modern, doch wenig zutreffend.

Aus Küche und Haus.

Von L. von Pröpper.

Fastnachtsküche.

Harlekinbrötchen. Man bereite zierliche, ganz gleiche Butterbrötchen und belege sie mit dem verschiedensten kalten Aufschnitt; habe ferner Sardellenbrötchen, abwechselnd mit gehacktem hartgekochtem Ei (-Gelb und -Weiß), roten Rüben und Schnittlauch bestreut; Caviarbrötchen, Mayonnaisebrötchen (fein geschnittenes Fleisch oder Fisch, mit dicker Mayonnaisesauce vermischt und aufgestrichen), Hachisbrötchen (magern Schinken, Zunge, Wildbret, überhaupt feines Fleisch, fein gehackt, auf Butterbrötchen gestreut und mit der Messerklinge leicht angedrückt).

Auch kann man noch Butterbrötchen mit zu Scheibchen geschnittenen Radieschen, eingemachten kleinen Gurken und hartgekochten Eiern oder mit zu Streifchen geschnittenen Sardellen und dazwischen Kapern belegen und Brotschnittchen mit den so beliebten englischen Topfkonserven bestreichen, arrangiere nun die Brötchen, je mannigfaltiger je besser, auf eine große Schüssel und gebe sie als Vorspeise (Hors d'œuvres) oder bei Abendgesellschaften, wo man, wenn die Schüsseln aufgestellt werden, den Harlekinbrötchen gegenüber, gern eine ähnliche Schüssel mit verschiedenem kleinen Backwerk aufstellt.

Vom Restaurateur bezogen, pflegt eine große Schüssel der äußerst beliebten Brötchen fünfzehn Mark zu kosten; für den Familientisch bereitet kosten sie fast nichts, da die kleinsten Reste dazu benützt werden können.

Englische Topfkonserven von Schinken (Pott Ham). Man nehme 1 kg mageren gekochten Schinken und ½ kg Fett, zwei Theelöffel verschiedenes gestoßenes Gewürz, einen halben Theelöffel Cayennepfeffer und eine halbe geriebene Muskatnuß, hacke alles zusammen fein und reibe es dann in e…

Reibeschale zu einer geschmeidigen Farce; fülle diese in einen Topf mit gut schließendem Deckel (am besten eine Pastetenterrine, wie man sie in allen Größen bei den Restaurateurs erhalten kann) und presse sie so fest wie möglich ein; gieße zerlassene geklärte Butter 1½ cm hoch darüber, setze den Deckel auf und verklebe ihn mit einem starken Papierstreifen.

Es wird diese sehr angenehme und haltbare Konserve wie Sardellenbutter auf Brot gestrichen.

Vierfarbige Creme (à l'Arlequin). Man halte von einem Liter süßem Rahm, vier Eßlöffel zurück und bringe das übrige auf ein gelindes Feuer, rühre vier Eßlöffel Reis- oder Kartoffelmehl mit dem zurückbehaltenen Rahm glatt an, gebe dies, unter beständigem Rühren, in den kochenden Rahm und fahre mit dem Rühren fort, bis es zu kochen und dick zu werden beginnt; gieße es dann gleich in eine Schüssel, füge ¼ kg mit einer halben Schote Vanille fein gestoßenen Zucker hinzu und rühre es mit einem hölzernen Löffel, bis es ganz abgekühlt ist, worauf man nach und nach, unter fortwährendem Rühren, sechs Eidotter hineingibt und die Creme nun in vier Teile teilt, wovon der eine bleibt, wie er ist, der zweite mit einem fein geriebenen Täfelchen feiner Vanilleschokolade braun, der dritte mit einigen Tropfen Alkermessaft rot und der vierte aus Kaffeebohnen grün gefärbt wird. Zu dieser letzteren Farbe gibt man tages vorher zwanzig ungebrannte Kaffeebohnen auf einen Teller und ein Eiweiß darüber, welches dann die schönste grüne, ganz unschädliche Farbe annimmt und zu Schnee geschlagen wird, ehe man es in die Creme mischt. Jetzt habe man kleinen, sogenannten spanischen Wind oder kleine Mandelberge, etwa zwei Dutzend, und bilde davon auf einer flachen runden Schüssel ein Kreuz und somit vier Dreiecke, fülle diese behutsam mit der Creme und serviere gleich. Statt Rahm kann man gute Milch nehmen und die abgewaschenen und getrockneten Kaffeebohnen wie gewöhnlich brennen.

Kölner Fastnachtmutzen. Man nehme 1¼ kg Mehl auf das Backbrett, mache in die Mitte eine Höhle, schlage nach und nach sieben ganze Eier und sieben Eidotter hinein und gebe für fünf Pfennig klaren Fruchtbranntwein, für zehn Pfennig Rosenwasser und 150 g fein gestoßenen Zucker dazu, menge es zu einem steifen Teige, rolle ihn ganz dünn aus und rädle mit dem Backrädchen handgroße Küchlein daraus, in die man, auch mit dem Backrädchen, drei bis vier kleine Einkerben macht und sie auf Papier auseinander legt; thue dann Schmelzbutter in eine Kasserolle und backe die Mutzen, je nachdem die Kasserolle groß ist, zu zwei bis drei auf einmal, schwimmend, schön darin aus, lege die ausgebackenen auf Fließpapier, damit das Fett abziehe, bestreue sie mit Zucker und Zimt und gebe sie kalt. Sie halten sich einen ganzen Monat, weshalb man gern eine große Portion davon backt; sie fehlen in Köln zu Fastnacht in keinem Hause.

Ein angenehmer Weinpunsch. Man vermische drei Flaschen Moselwein mit einer Flasche Wasser, ½ kg Zucker und dem Safte von zwei Citronen und stelle es aufs Feuer, füge, wenn es aufwallt, ½ Liter Arrak hinzu und lasse es nochmals aufwallen.

Russischer Salat. Man zerreibe ½ kg feinen, wenig gesalzenen Kaviar in einer Reibeschale recht kräftig und recht lange (wenigstens eine Stunde) und immer nach einer Seite hin, bis die Masse grauweiß aussieht, und treibe sie dann durch ein Haarsieb; vermische sie nach und nach und unter beständigem Rühren mit drei Eßlöffeln feinstem Oel, dem Safte von drei Citronen und vier fein geriebenen Chalotten, so daß es eine glatte dicke Sauce wird. Nun schneide man zehn hart gekochte Eier und ebensoviele mit der Schale abgekochte und warm abgeschälte Kartoffeln in länglich feine Streifen und gebe sie noch lauwarm in die Salatschale, gieße die Sauce darüber, lasse den Salat, da er nicht gemengt werden darf, mehrere Stunden lang durchziehen und serviere ihn mit gerösteten Weißbrotschnitten (Toasts) und ungesalzener Butter.

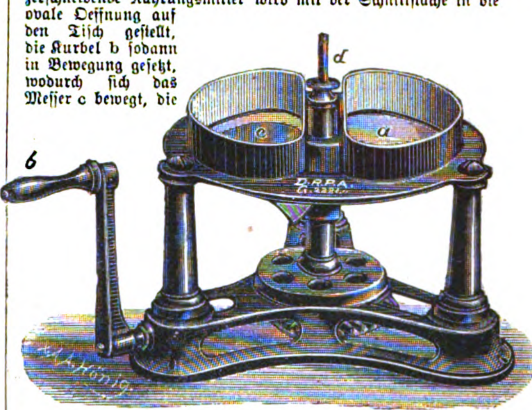
Einfacher Heringsalat auf Wiener Art. Man schäle drei schöne Aepfel, am besten Borsdorfer, und schneide sie zu kleinen Würfeln und ebenso eine mittelgroße Zwiebel, dann zwei Heringe nebst ihren Milchnern oder Rognern, überquer auf fingerbreite Streifen und menge das Ganze mit Essig, Oel und Pfeffer an.

Saure Hammelsnieren. Man schneide die Nieren zu ganz dünnen Scheibchen, mache in einer flachen Kasserolle ein kleines Stück Butter heiß und röste einen Eßlöffel Mehl braun darin, thue ein Stückchen Speck und eine Zwiebel, beides fein geschnitten, hinein und dämpfe es ein wenig, gebe dann die Nieren dazu und lasse sie so lang dämpfen, bis man kein Blut mehr sieht, gieße hierauf ein wenig Essig und eine Tasse Fleischbrühe daran, daß es eine kurze Sauce gibt, koche sie drei bis vier Minuten lang, richte schnell an und salze sie erst beim Anrichten.

Es ist diese gute kräftige Speise auch ein wahres Specificum für — was man höflicherweise einen verstauchten Magen nennt und nach den Fastnachttagen bisweilen vorkommen soll.

Neue Brotschneidemaschine.

Diese neue Schneidemaschine, welche außer für Brot auch für Wurst rc. zu verwenden ist, hat vor den bisherigen viel Vorzüge, und zwar die Handhabung durch gleichmäßiges Drehen, den absolut selbständigen Vorschub des zu zerschneidenden Nahrungsmittels, den sauberen und leichten Schnitt, die Möglichkeit, mehrere Gegenstände zugleich zerschneiden zu können rc. Das zu zerschneidende Nahrungsmittel wird mit der Schnittfläche in die ovale Oeffnung auf den Tisch gestellt, die Kurbel b sodann in Bewegung gesetzt, wodurch sich das Messer c bewegt, die



Neue Brotschneidemaschine.

Schnitte ausführt und das Abgeschnittene nach unten fallen läßt. Soll die Leistung verdoppelt werden, so genügt es, in jede der ovalen Oeffnungen ein Brot rc. zu stellen. Die Stärke der Schnitte wird durch die Schraubemutter d bewirkt, welche bei der Bewegung ein Heben oder Senken des Tisches a gegen das Messer c verursacht. Das Messer ist sehr leicht zu entfernen. Die beiden Becken zur Aufnahme des Nahrungsmittels umfassen 10 cm in der Breite, 21 cm in der Länge.

Zu beziehen ist die Maschine durch das Magazin für hauswirtschaftliche Einrichtung von E. Cohn in Berlin (Leipzigerstraße 88) zu 30 Mark.

Statistische Mitteilungen.

Amerika. Die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten betrug nach den Aufstellungen des statistischen Bureaus zu Washington für das mit dem 30. Juni 1883 abschließende Rechnungsjahr 603 322 Personen, davon 363 863 männliche und 239 459 weibliche. Für Europa stellte das größte Kontingent das Deutsche Reich mit 194 786, daran schließen sich an Großbritannien mit 158 092, Schweden mit 38 277, Italien mit 31 792, Oesterreich-Ungarn mit 27 625, Norwegen mit 23 398, die Schweiz mit 12 751, Rußland mit 11 920, Dänemark mit 10 319, Niederlande mit 5249, Frankreich mit 4821 und Belgien mit 1450 Auswanderern, während die übrigen europäischen Staaten von 262 abwärts und zwar am wenigsten Griechenland (73) an Amerika Bewohner durch Auswanderung abgegeben haben. — Das Indianer-Departement hat für diejenigen Stämme, welche noch der Polygamie huldigen, angeordnet, daß die bestehenden, vor März 1883 eingegangenen polygamistischen Verhältnisse amtlich anerkannt, alle späteren „Ansiegelungen“ einer zweiten und dritten Frau rc. aber für ungültig erklärt werden sollen. Der Indianerkommissär hat bei diesem Ukas weniger sittliche als ökonomische Rücksichten obwalten lassen, indem die Vielweiberei lediglich aus dem Grunde so viele Proselyten unter den Rothäuten gemacht hat, weil, je mehr Weiber ein Indianer bisher hatte, je mehr Lebensmittel rc. er auch zu deren Unterhalt beanspruchen konnte. — Die Uhrenfabrikation im Staate Connecticut hat aus unbedeutenden Anfängen im Jahre 1807, wo eine einzige kleine Fabrik binnen Jahresfrist kaum 200 Stück fertig stellte, sich eine sehr geachtete Stellung in der Vereinigten-Staaten-Industrie erworben. Waren es doch im Jahre 1882 eine halbe

Million Chronometer, die aus den 23 Uhrenfabriken, welche sich gegenwärtig im Staate Connecticut befinden, hervorgingen. Die Massenproduktion hat eine progressive Preisermäßigung des Fabrikates zur Folge gehabt, so daß beispielsweise eine silberne Spindeluhr mit Gehäuse 1818 noch 40 Dollars in Connecticut kostete, während der Preis der dort fabrizierten Cylinderuhren gegenwärtig auf 5 Dollars herabgegangen ist.

Vereinigte Staaten. Nach dem vom Pensionskommissär dem Ministerium des Innern erstatteten Bericht ist die Zahl der Pensionäre in den Vereinigten Staaten in dem Rechnungsjahre vom 1. Juli 1882 bis 1. Juli 1883 von 280 000 auf 303 000 gestiegen. In den Ruhestand versetzte Beamte allein in den Neu-England-Staaten gab es am 1. Januar 1883 in Massachusetts 15 625, in Maine 11 850, in New Hampshire 5175, in Vermont 4875, in Rhode Island 1540, in Connecticut 6000; zusammen also 45 065 bei einer Bevölkerung von ca. 4 090 400 Einwohnern (1880: 4 010 529).

New York. Unter den amerikanischen Pianofortefabrikanten nimmt das Haus Steinway & Söhne unstreitig den ersten Rang ein. Gegründet 1853, wurde die Aufmerksamkeit der Künstler und Dilettanten Europas erst 1862 auf dieses großartige Institut gelenkt gelegentlich der Zuerkennung des ersten Preises seitens der Jury der Londoner Exhibition. Der damalige preisgekrönte Ausstellungsflügel trug die Fabrikationsnummer 13 227 und ging durch Kauf in den Besitz der Baronesse von Rothschild über, welche ihn in ihrem Schlosse Ferrières bei Paris aufstellen ließ. Mit dem Jahre 1862 wurde die Exportära für die Steinwayschen Pianos nach Europa inauguriert, und waren es nach der Baronesse von Rothschild zunächst die gekrönten Häupter, welche für ihre Musiksalons sich „Steinways" zulegten. Am 15. September 1883 ist nun mit dem Dampfer „Bohemia" ein die Nummer 50 000 tragender Steinwayscher Flügel verfrachtet worden, bestimmt für den Baron Nathaniel von Rothschild. — Die New Yorker Feuerwehr verfügt zur Zeit, Anfang Oktober 1883, über 67 Dampfspritzen, 2 Feuerlöschboote, 2 Wassertürme, 78 Schlauch-, Haken- und Leiterwagen und 202 Pferde. Die Feuerleitern erreichen die Höhe von 24 m. — Die kolossale Entwickelung der Bauthätigkeit in New York im Laufe dieses Jahres ergibt sich aus der bedeutenden Summe von 48 067 223 Dollars, welche vom Januar bis Ende September 1883 für Neubauten verausgabt wurde. — Für New York hat die italienische Opernsaison bereits am 22. Oktober begonnen und zwar sind es diesmal zwei mit Kräften ersten Ranges versehene Unternehmer: der Colonel Mapleson und Mr. Abbey, welche für die Saison 1883/84 den Konkurrenzkampf eröffnet haben. Der erstere hat die Academy of Music, Mr. Abbey das neu erbaute Metropolitan Opera House zur Kunstarena erkoren. In der Academy war es die Bellinische „Nachtwandlerin" mit Etelka Gerster als Amina, welche den Wettstreit vor ausverkauftem Hause eröffnete, während im Metropolitan Opera House „Faust" die Premiere der Saison bildete. Madame Christine Nilsson und Signor Campanini waren hier die Magnete, die das mehr als zweimal so viel Personen wie die Academy fassende neue imposante Opernhaus bis auf den letzten Platz füllten. Letzteres ist zwischen der 39. und 40. Straße am Broadway gelegen und übertrifft die Opulenz seiner inneren Ausschmückung fast die der Pariser großen Oper. Nur die Akustik steht der in der Academy of Music bedeutend nach.

Argentinische Republik. Buenos Ayres, die Hauptstadt der Argentinischen Republik, zählte am 31. August 1883 328 685 Einwohner. Der öffentlichen Wohlthätigkeit sind 11 Hospitäler, 2 Irrenhäuser und 7 Institute, resp. Asyle zur Aufnahme und Verpflegung von Findelkindern, Bettlern, Waisen, Invaliden, hilfsbedürftigen Einwanderern und liederlichen Frauenzimmern gewidmet. Auch befindet sich unter der letzteren Gruppe ein Institut, welchem die Arbeiterbevölkerung während ihrer werktägigen Beschäftigung in den Fabriken ꝛc. ihre Kinder unter 7 Jahren anvertraut. Die Frequenz desselben betrug am 31. August 1883 694 Kinder. Außerdem befanden sich an dem nämlichen Tage in den Hospitälern 1165, in den Irrenhäusern 745, darunter 421 Frauen, im Findelhause 965, im Bettlerasyl 338, im Magdalenenstifte 137, im Waisenhause 286, im Invalidenasyl 68 und im Asyl für arme Einwanderer 184 Insassen. — Die Gründung des Waisenhauses datiert von der Gelben-Fieberepidemie des Jahres 1871 in Buenos Ayres.

Asien. In China ist im September 1883 eine Entwertung des Geldes eingetreten, welche schon über ein Dutzend chinesischer Banken zur Suspendierung ihrer Zahlungen gezwungen hat. Der Silberdollar, welcher gewohnheitsmäßig mit 11 bis 12 Tiaos nach dortiger Landesmünze bezahlt wurde, ist auf den Kurs von 8 Tiaos gesunken. Dieser Kurssturz um fast 25 % hat eine den Geldmarkt vollständig beherrschende Panik erzeugt. — An der Fertigstellung der Telegraphenlinie, welche Peking, die Hauptstadt Chinas, mit Tientsin verbinden soll, wird rüstig gearbeitet, und man hofft die ganze Strecke zu Beginn nächsten Jahres dem Verkehr übergeben zu können. — China. Der Betrieb der Kohlenbergwerke bei Peking, welche unter dem Protektorat des chinesischen Prinzen Chun stehen, hat infolge mangelnder Betriebskosten eingestellt werden müssen, und wird der Prinz in seiner Eigenschaft als Direktor des Unternehmens, trotz seiner notorischen Abneigung gegen die Europäer, eine Anleihe bei einer englischen Bank kontrahieren müssen, da die chinesischen Kapitalisten sich erfahrungsmäßig an derartigen industriellen Exploitationen erst dann beteiligen, wenn ausländische Kapitalien dabei angelegt sind. — Japan. Der Abschluß des Befestigungssystems der Westgrenze Japans wird für den Fall kriegerischer Verwickelungen mit China energisch betrieben. Die neuen Festungspläne sind von einem holländischen, in japanische Staatsdienste getretenen Ingenieur entworfen. — Einer Privatgesellschaft ist der Bau einer Eisenbahn von Kioto nach Sakaï konzessioniert worden.

Australien. Statistik der bedeutendsten Banken: Union Bank of Australia. Umlaufskapital 37 500 000 Fr., Reservekapital 20 750 000 Fr., 68 Filialen, letzte Dividende: 16 %. — Bank of Australasia. Umlaufskapital 30 000 000 Fr., Reservekapital 8 550 000 Fr., 107 Filialen, letzte Dividende: 12 %. — Bank of South Australia. Umlaufskapital 20 000 000 Fr., Reservekapital 6 250 000 Fr., 31 Filialen, letzte Dividende: 10 %. — English, Scottish and Australian chartered Bank. Umlaufskapital 18 000 000 Fr., Reservekapital 3 500 000 Fr., 52 Filialen, letzte Dividende: 9 %. — London chartered Bank of Australia. Umlaufskapital 25 000 000 Fr., Reservekapital 2 250 000 Fr., 28 Filialen, letzte Dividende: 6 %. — Obige fünf Banken haben ihren Sitz in England, meist in London; die folgenden haben ihren Sitz in Australien selbst: Bank of New South Wales (älteste, 1817 gegründete Bank Australiens). Umlaufskapital 25 000 000 Fr., Reservekapital 12 500 000 Fr., 143 Filialen, letzte Dividende: 17½ %. — National Bank of Australia. Umlaufskapital 20 000 000 Fr., Reservekapital 7 500 000 Fr., 101 Filialen, letzte Dividende: 12½ %. — Commercial Banking of Sydney. Umlaufskapital 15 000 000 Fr., Reservekapital 15 000 000 Fr., 100 Filialen, letzte Dividende: 25 %. — Bank of New Zealand. Umlaufskapital 25 000 000 Fr., Reservekapital 15 000 000 Fr., 106 Filialen, letzte Dividende: 10 %. — Australian Joint Stock Bank. Umlaufskapital 12 500 000 Fr., Reservekapital 5 000 000 Fr., 8 Filialen, letzte Dividende: 12½ %. — Bank of Victoria. Umlaufskapital 12 500 000 Fr., Reservekapital 2 875 000 Fr., letzte Dividende: 10 %. — Queensland National Bank. Umlaufskapital 12 500 000 Fr., Reservekapital 3 112 000 Fr., 36 Filialen, letzte Dividende 12 %. — Colonial Bank of Australia. Umlaufskapital 11 150 000 Fr., Reservekapital 2 625 000 Fr., letzte Dividende 8 %, und noch 12 kleinere Banken von 10 000 000 Fr. bis herab zu 910 000 Fr. Umlaufskapital.

Frankreich. Die erzielten Kassenerfolge der Pariser Theater in der Zeit vom 1. März 1882 bis Ende Februar 1883, verglichen mit denen desselben Zeitraumes der Saison 1881/82, sind nach dem „Annuaire de la Société des auteurs et des compositeurs" folgende: Opéra Comique 1 832 279 Fr. (mehr 75 671 Fr.). — Odéon 346 505 Fr. (mehr 28 828 Fr.). — Vaudeville 1 395 906 Fr. (mehr 434 262 Fr.). — Variétés 1 543 914 Fr. (mehr 376 493 Fr.). — Gymnase 1 036 517 Fr. (mehr 206 563 Fr.). — Porte Saint-Martin 1 058 792 Fr. (mehr 53 048 Fr.). — Renaissance 712 043 Fr. (mehr 37 739 Fr.). — Folies Dramatiques 702 634 Fr. (mehr 100 828 Fr.). — Athénée Comique 187 517 Fr. (mehr 13 232 Fr.). — Opéra 3 066 348 Fr. (weniger 101 139 Fr.). — Théâtre Français 2 026 665 Fr. (weniger 113 926 Fr.). — Palais Royal 740 158 Fr. (weniger 367 841 Fr.). — Nouveautés 734 125 Fr. (weniger 15 667 Fr.). — Gaîté 714 884 Fr. (weniger 2344 Fr.). — Ambigu 514 699 Fr. (weniger 29 907 Fr.). — Bouffes Parisiennes 597 329 Fr. (weniger 287 966 Fr.) ꝛc. — Budget für Paris. Das im Voranschlag publizierte Budget der Stadt Paris für 1884 beansprucht an Ausgaben die runde Summe von 259 803 230 Franken. Davon werden allein durch Zinsen für die alte Schuld und neuere Anleihen absorbiert 109 638 674 Fr. Für Unterhaltung der Verkehrsstraßen werden 21 029 170 Fr., für Unterhaltung der öffentlichen Anlagen (Promenaden und Pflanzungen, Beleuchtung ꝛc.) 9 835 150 Fr. erfordert. Der öffentliche Unterricht beansprucht 23 808 215 Fr., für die öffentliche Wohlthätigkeit sind 20 107 000 Fr. ausgeworfen, die Polizeiverwaltung nimmt 23 951 831 Fr. für sich in Anspruch.

Großbritannien. Die Frequenz der Besucher des South Kensington-Museums in London belief sich in der zweiten Oktoberwoche 1883 auf 18 062 Personen, wovon 15 258 an den Gratistagen: Montag, Dienstag und Sonnabend, unentgeltlich passierten, und 2804 Entree zahlten. An den freien Entreetagen ist das Museum von 10 Uhr morgens bis 10 Uhr abends geöffnet. Die Totalsumme der Personenfrequenz seit Eröffnung des Museums beträgt 22 469 771 Personen.

Schweiz. (Ehescheidungs-Statistik.) Die Scheidung ist 1881 in 1171 Fällen nachgesucht und in 946 Fällen rechtlich erfolgt. Die Ehescheidungsprozesse treten am zahlreichsten in den Kantonen mit überwiegend protestantischer Bevölkerung auf, während sie in den fast ganz katholischen, als Uri, Unterwalden ꝛc.

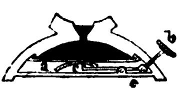
d. Wald, Unterwalden nid d. Wald und Appenzell Inner-Rhoden, auf welche vier Kantone nach der letzten Volkszählung nur 1436 Protestanten kommen, gänzlich wegfallen. Das größte Kontingent an Ehescheidungsprozessen stellt demnach Appenzell Außer-Rhoden mit 13 % auf 100 Ehen, darauf folgen Thurgau, Genf und Zürich mit je 9 %, Basel-Land und Glarus mit je 6 %, Bern und St. Gallen mit je 5 % und Basel-Stadt mit 4 %.

Spanien. Das soeben veröffentlichte Budget der Hauptstadt Madrid für 1884 beläuft sich auf die Summe von 26 290 463 Pesetas. Ausgaben und Einnahmen decken sich. Unter den Ausgaben figurieren die Bedürfnisse der Polizeiverwaltung mit 3 719 384 Pesetas, des öffentlichen Unterrichts mit 951 364 Pes., der öffentlichen Armenpflege mit 904 302 Pes., der öffentlichen Bauten mit 1 637 745 Pes., der Gefängnisverwaltung mit 330 626 Pes., der Verwaltung der Erhebung des Octroi und der Gemeindesteuern mit 1 353 157 Pes. Unter den Einnahmen repräsentieren die Gefälle an Octroi und Verbrauchssteuern die stattliche Summe von 21 250 000 Pesetas.

Aus der Technik.

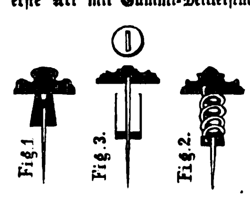
Neueste Patentanmeldungen.

1. Ein Tintenfaß von Professor Meidinger in Karlsruhe. Den bisher in Gebrauch stehenden Tintenfässern haftet mehr oder weniger der unliebsame Uebelstand an, daß wir beim Schreiben, wenn wir nicht genau darauf achten, uns leicht die Finger mit Tinte beschmutzen. Diesen Nachteil zu beseitigen und eine immer gleiche Versorgung der Feder mit Tinte zu erzielen, hat Professor Meidinger ein Tintenfaß konstruiert, dessen Boden eine Gummiplatte a, a bildet. Letztere wird mittels eines durch eine Stellschraube b regulierten Hebels c in den Behälter gepreßt und emporgehoben und bewirkt so je nach Belieben ein Steigen der Tinte in das über dem Tintenbassin befindliche Tauchnäpfchen. Als ein Vorzug dieser Erfindung dürfte es anzusehen sein, daß man nach Belieben den Stand der Tinte regulieren kann, daß ferner eine Beschmutzung des Federhalters und der Finger vermieden wird, sowie daß die Tinte besser vor dem Eintrocknen bewahrt wird. Etwas unbequem erscheint hingegen die Reinigung des Behälters.



2. Ein Pferdeblender von Georg Wille in Hildesheim. Als Hilfs- und Rettungsmittel gegen das für die Insassen eines Wagens so gefährliche Durchgehen der Pferde hat Georg Wille einen Apparat erfunden, den er Pferdeblender nennt. Die Vorrichtung besteht in einer am Zaumzeug befestigten Kapsel a, die zwischen den Augen des Pferdes auf dem Nasenbein ruht und zwei auf Rollen gewickelte Schleier enthält. Die Kapsel hat an jeder Seite der Länge nach einen Einschnitt, durch welchen die Schleier mittels einer vom Kutscher dirigierten Leine b im Bedarfsfalle vor die Augen des Pferdes gezogen werden können. Geschieht dies, so sind die Pferde zum augenblicklichen Anhalten gezwungen, da die ganz undurchsichtigen Schleier sie am Sehen verhindern. Die Erfindung wird vielen Pferdebesitzern recht willkommen sein, da sie, ohne den Tieren irgendwie zu schaden, vollständig ihrem Zweck entspricht, eventuell sogar als Dressurmittel benutzt werden kann.

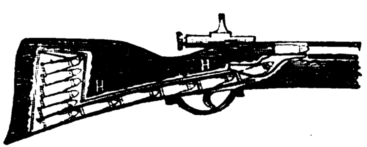
3. Gardinenhalter mit elastischem Mittelstück von Karl Blum in Essen. Mit den Gardinenhaltern haben die Hausfrauen bekanntlich ihre liebe Not, dieselben sitzen starr und fest in der harten Wand, und jeder noch so geringe, dieselben treffende Stoß hat daher eine Schädigung dieser leicht verletzbaren Ware oder der Wand zur Folge. Diesem Uebelstand soll nun dadurch abgeholfen werden, daß der wichtigste Teil der Gardinenhalter elastisch hergestellt wird. Ein solches Möbelstück besteht bekanntlich aus drei Hauptteilen, nämlich: dem in die Wand zu schlagenden metallenen Stift, dem Mittelstück, um welches die Gardine geschlungen wird, und dem das Abgleiten derselben verhindernden Kopf. Der Erfinder stellt nun das Mittelstück in folgender verschiedener Art dar: erstens als Konus von Gummi (Fig. 1), zweitens als starke Spiralfeder von gehärtetem Metall mit glatter und runder Oberfläche (Fig. 2), und drittens als flache Feder mit einer cylindrischen Umhüllung von Blech oder Pappe zum Schutz der Feder und als Unterlage für die Gardine (Fig. 3). Die erste Art mit Gummi-Mittelstück ist zweifellos die billigste und dürfte auch ihren Zweck am vollkommensten erfüllen, wenn der Erfinder imstande ist, die Verbindung des Gummis mit den übrigen Teilen genügend fest herzustellen, was seine Schwierigkeiten bieten wird. Die zweite Art erscheint unbedingt empfehlenswert, doch wird dieselbe, wenn sauber und dauerhaft ausgeführt, etwas teuer und somit nur für Wohlhabende zu benutzen sein. Die dritte Art ist etwas kompliziert, gestattet nur Bewegungen nach zwei Richtungen und gefährdet die Gardine, welche leicht in den zwischen Umhüllung und Kopf befindlichen Spielraum eindringen und sich klemmen kann.



4. Zusammenlegbarer Stuhl von Ernest Martin Pantz in Pont-à-Mousson. Das Kontingent der zusammenlegbaren Stühle ist durch den Erfinder um ein elegantes und praktisches Exemplar vermehrt worden. Der in der Zeichnung perspektivisch und im Durchschnitt dargestellte Stuhl zeigt ihn aufgeklappt und zusammengelegt. Diese Veränderung zu bewirken, ist nur ein Zusammen- resp. Auseinanderdrücken der Beine erforderlich, da der ganze Stuhl ein in sich zusammenhängendes Hebelsystem bildet und zwar in solcher Weise, daß die Veränderung in der Stellung auch nur eines Teiles eine Bewegung aller anderen zur Folge hat. Sobald der Stuhl zum Gebrauch aufgestellt ist, steht die Lehne k aufrecht. Wird nun zum Zusammenlegen der Punkt a an c an b und d genähert, so bewirken die nach e und g verlängerten Hebelarme, daß sich die Sitzplatte e f h g, durch die Seitenstücke i, i nach vorwärts schiebt und, da die Sitzplatte in Scharnieren f und h mit der Lehne k verbunden ist, auch der obere Bügel dieser nach vorwärts heruntergedrückt wird. Den zusammengeklappten, leicht handlichen Stuhl zeigt Fig. 2 im Durchschnitt.

Fig. 2. Fig. 1.

5. Repetiergewehr von Vormüller und Simson & Luck in Suhl. Zu den zahlreichen Vorschlägen dieser Art gesellt sich ein neuer, welcher vor den bisherigen den thatsächlichen Vorzug hat, daß der nach demselben gefertigte Mechanismus mit Leichtigkeit in die bereits vorhandenen Gewehre mit Cylinderverschluß (Modell 71, Gras, Beaumont ꝛc.) eingelassen werden kann. Ein Blick auf die beigefügte Skizze bestätigt dies und läßt zugleich noch folgende Einzelheiten erkennen: Im Kolben befindet sich ein Magazin für 6 Patronen, welche letzteren durch ein kleines Thürchen bequem in dasselbe geschoben werden können. Eine starke Feder, die durch das Oeffnen des Thürchens außer Thätigkeit tritt, drückt die Patronen nach unten, wo sie von einem in Kolben und Schaft eingeschnittenen Rohr aufgenommen werden. Dieses Rohr bietet nochmals Raum für 6 Patronen. Der eigentliche Repetitionsmechanismus wird derart unter den vorhandenen Schloßteilen des Gewehres angebracht und mit diesen in Verbindung gesetzt; alsdann bewirkt derselbe, daß, sobald der Gewehrverschluß geöffnet wird, sämtliche im Schaftrohr befindlichen Patronen um eine Patronenlänge nach vorn gerückt werden und die jedesmalige vorderste Patrone zugleich in den Gewehrladeraum gehoben wird. Zugleich fällt eine Patrone aus dem Kolbenmagazin in das Schaftrohr. Wird alsdann der Gewehrverschluß geschlossen, so gelangt die oberste Patrone aus dem Lade- in das Schießlager, während die übrigen Patronen ihre augenblickliche Lage beibehalten und nur die vorgerückte Hakenfeder H so weit wieder zurückgeschoben wird, daß dieselbe die letzte in das Schaftrohr gelangte Patronen mit ihrem Haken erfassen kann.



Dieser Mechanismus läßt an Einfachheit kaum etwas zu wünschen übrig und gestattet eine Handhabung des Gewehres genau wie die eines Gewehres ohne Magazin. Das Füllen mit Patronen kann zu beliebigen Zeiten geschehen, wie das Gewehr auch wie ein solches ohne Magazin geladen werden kann. Im

praktischen Gebrauch wird sich zwar vielleicht bei so viel Vorzügen auch manche Schwäche aufdecken, aber jedenfalls verdient diese Erfindung ernstliche Würdigung.

Wie bekannt geworden, haben die betreffenden Militärbehörden von der Erfindung bereits Notiz genommen und steht deren eingehendere Beachtung in Aussicht, sobald das nachgesuchte Patent erteilt sein wird.

Vom Büchertisch.

Von den Herolden des neuen Jahres, den verschiedenen Kalendern, welche der Redaktion vorliegen, gehören einige trotz neuer Ausstaffierung zu den lieben alten Bekannten des deutschen Volkes, so vor allem Trewendts Volkskalender auf das Schaltjahr 1884 (Breslau, Verlag von Eduard Trewendt), der, seit 40 Jahren auf das trefflichste redigiert und in Bild und Wort das Gemütsleben des deutschen Volkes in schlichter Herzlichkeit abspiegelnd, einen Schatz der deutschen Familie bildet. Aus dem reichen Inhalt des novellistischen Teiles heben wir eine hübsche Erzählung Roseggers: „der Zährkäfer", in der Gedanken über den Beruf des Arztes in humoristischer Form verarbeitet sind, „Pate Dorsen", die Geschichte einer alten Jungfer von C. Schirmer und eine Erzählung aus der Vergangenheit Breslaus: „Auf dem Breslauer Sperlingsberge" von Oskar Justinus hervor. Die allerwärmste Anerkennung verdienen wegen ihres praktischen Wertes die Kalender 2c. von J. C. König & Ebhardt in Hannover, so besonders das solid in Leder gebundene höchst praktische „Tagebuch fürs Haus" und der prächtige Notizkalender mit vernickeltem Eisengestell, der für die ganze Lebensdauer des Besitzers ausreicht. Unsere Rätselfreunde machen wir noch besonders auf den gelungenen „Rätselkalender" aufmerksam, der auf jeden Tag des Jahres ein Rätsel und an den Sonntagen die Lösung bringt. Der 37. Jahrgang von „Trewendts Hauskalender" erfüllt in engerem Rahmen ebenfalls seine Bestimmung. Aus dem Verlage von Franz Ebhard gingen für den diesjährigen Weihnachtstisch zwei neue Bilderbücher mit Prosatext: „Knabenspiele" und „Jahrmarktsfreuden und Winterfreuden" hervor. Die Illustrationen in Buntdruck machen einen nüchternen Eindruck und entsprechen auch hinsichtlich der Reproduktion nicht ganz den Anforderungen unserer Zeit. Dagegen verdient ein in demselben Verlage erschienenes technisches Werk: „Musterschatz von Handarbeiten", eine Sammlung farbiger Musterblätter für Kreuzstich, Applikation und Phantasiearbeiten 18 Stahlstichtafeln, mit der Hand coloriert, sowohl hinsichtlich geschmackvollen Auswahl der Muster als der äußeren Ausstattung ein entschiedenes Lob und darf als passendes Geschenk für unsere Damenwelt empfohlen werden. Der letzteren widmete der Verlag von J. Hoffmann (K. Thienemann) in Stuttgart ein ebenso praktisch eingerichtetes als auch geschmackvoll ausgestattetes „Haushaltungsbuch für das Jahr 1884, für den täglichen Gebrauch eingerichtet und durch Beispiele erläutert nebst Küchenkalender, Waschtabelle und Notizkalender, welcher der Hausfrau ermöglicht, eine klare Einteilung der Einnahmen und Ausgaben aufzustellen, um über dieselben Buch zu führen und einen Ueberblick über das komplizierte Wesen des modernen Haushaltes zu gewinnen; die großen praktischen Vorteile, die sich daraus ergeben, leuchten ein.

Der gestirnte Himmel im Monat Februar.*)

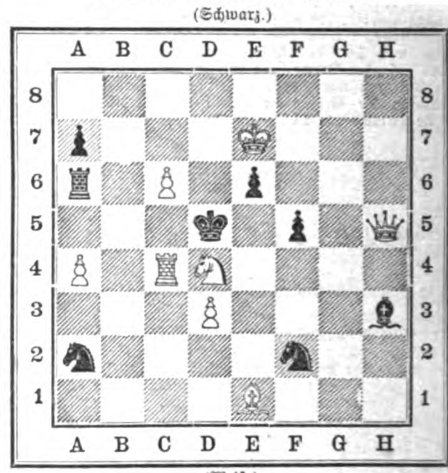
Die Abende dieses Monates bieten, falls sie von heiterem Wetter begünstigt werden, für die Beobachtung des Sternenhimmels eine reiche Ausbeute.

Schon bald nach Untergang der Sonne wird man den Planeten Venus in hellem Glanze als Abendstern strahlen sehen und kann ihn über zwei Stunden lang am westlichen Himmel erblicken. Merkur wird dagegen für das bloße Auge schwerlich wahrzunehmen sein; will man den Versuch machen, so muß man am Morgenhimmel kurz vor Sonnenaufgang darnach suchen. Sehr schön stellt sich in diesem Monat der Planet Mars dar. Er steht am 1. der Sonne genau gegenüber, ist also um Mitternacht hoch im Süden am Himmel und an seinem rötlichen Licht leicht erkennbar. Uebrigens bleibt er die ganze Nacht hindurch sichtbar. Am 4. Februar abends tritt das erste Mondviertel ein und gleichzeitig steht der Mond in der Erdnähe; den folgenden Abend kann man das schöne Schauspiel der Bedeckung einiger ziemlich hellen Sterne im Stier durch den Mond beobachten. Am 9. steht der Mond nahe bei dem hellstrahlenden Jupiter und am 11. tritt der Vollmond ein. Jupiter steht zu Anfang des Monats gegen 11 Uhr, zu Ende bereits $9\frac{1}{2}$ Uhr im Süden (im Meridian) und geht gegen Morgen unter. Saturn glänzt um die Mitte des Monats gegen $6\frac{1}{2}$ Uhr im Süden und geht ungefähr 2 Stunden nach Mitternacht unter. Am 19. tritt das letzte Viertel und am 26. der Neumond ein.

*) Auf viele Anfragen teilen wir hierdurch mit, daß die Sternkarte, welche dem ersten Heft beigegeben war, auch für neueintretende Abonnenten oder Solche, denen das Blatt abhanden gekommen ist, gegen Einsendung von 30 Pfennig in Briefmarken durch die Verlagshandlung dieser Zeitschrift zu beziehen ist.

Schach-Aufgabe Nr. 1
von Alfred Arnell in Gothenburg.

(Schwarz.)



(Weiß.)

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Schachpartie Nr. 1.
(Französische Eröffnung.)

Die folgende kurze, aber recht lebhafte Partie wurde im Sommer 1883 zu New York gespielt:

Fréd. Perrin. Weiß.	Schachfreund. Schwarz.
1. e2 — e4	e7 — e6
2. d2 — d4	d7 — d5
3. Sb1 — c3	Sg8 — f6
4. e4 — e5	Sf6 — d7
5. Sg1 — f3	f7 — f6
6. Lf1 — d3	f6 × e5
7. Sf3 — g5	e5 — e4
8. Sg5 × e6[1])	Dd8 — e7
9. Sc3 × d5	De7 — d6
10. Lc1 — f4	Dd6 — c6
11. Lf1 — b5	Lf8 — b4 +
12. c2 — c3	Lb4 × c3 +
13. b2 × c3	Aufgegeben.[2])

Erläuterungen.

1) Es ist ergötzlich, wie die schwarze Dame nun durch die kleinen weißen Figuren gejagt wird.

2) Die Königin ist verloren, die schwarze Position unhaltbar.

Schachbriefwechsel.

Die zahlreichen Schachfreunde werden jetzt regelmäßig eine Spalte dem edlen Spiel gewidmet finden, und hoffen wir auf eine recht rege Beteiligung der Leser. Fragen, Lösungen 2c. finden in einem besonderen dieser Rubrik angefügten Schachbriefwechsel ihre regelmäßige Erledigung.

W. H. in M. Ein Verzeichnis der stärksten jetzt lebenden Schachspieler sollen Sie in einer der nächsten Nummern finden.

W. P. in R. Es könnte nach 7. Sf7, Df6 (besser ist 7. Sc3) folgen: 8. Le3, Le6: 9. Sh8:, Le3: 10. fe3: Db2: mit überwiegendem Angriffsspiele für Schwarz.

Abonnent in St. Bezüglich der Aufgabe in Nr. 8 haben Sie vollkommen Recht. Im übrigen aber entsprechen die von uns veröffentlichten Schachprobleme den feststehenden Regeln.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Rösselsprung.

brü-	we-	der	des	die	leuch-		we-	ven		von	lie-	trau-	das	schless	trun-
we-	[illegible]	der	le	brü-	nachts	des	fech-	glü-	he	rig	schaut	den	bes-	grab	ö-
he	sind	he	doch	ten	dort	ge	we-	ber-	hen	hen	ber	wen-	de	ken	her-
werk	hält	tha-		blut-	stür-		de	ten		grun-	hö-		bei-	det	das
das	blut-	nacht	pfer	im	blut-	he	zen	de	ges	a-	den	les-	ihr	,ab	für
ge-	blend-	wild	ten	in	le	bei-	ze	chem	grim-	maid	her-	de	die	deckt	sich
ges	kün	ter		käm-	fech-	nie-	men	streit	wan-	stun-	tha-		hol-	käm-	a-
ses	ren	thal	schloss	schwer	brü-	hel-	delt's	der	wal-	kampf	de	ze	ber	a-	ter
ver-	das	bö-	klir-	sie	de		der	zwei-		im	te	dig	schlegt	zu	pfet
gen		we-	bei-	den	in	heim-	ent-	in	ei-	die	wuth	nachts	dort		ge-
lau-	hieb	liegt	und	grä-	aus	der	ner	lich	schei-	te	mit	zwölf	kein	brü-	rech
ze	de-	fin	gen	gan-	ten	des	her-	schwer	kämt	ent-	die	das	ten	viel	er-
auf	ras	hun-		an-	hand	o-	wun-	de	schwert	dem	da		rum	der	der-
das	spät-	ihr	ar-	de-	auf	dem	der	viel	wenn	schiet-	braust	brü-	ver-	grü-	hen
euch	hie-	ber-	ken	hu-	nie-	der-	ben	den	du	ne,	hun-	wa-	kam's	paar	te
ges-	wil-	tet	be	der	zün-	knall's	stahl	bar	jahr-	spricht	ent-	hei-	der-	we-	bein

Geographische Aufgabe.

Es sollen zwei mit B beginnende Städte, und zwar eine österreichische und eine belgische, durch eine Linie verbunden werden. Errichtet man genau in der Mitte derselben eine Senkrechte nach Süden, so durchschneidet dieselbe bald eine süddeutsche Festung.

Rätselhafte Korrespondenz.

Ein Verehrer schreibt an seine Elisabeth und ersucht sie, in den folgenden Zeilen die fehlenden Worte durch Buchstabenverstellung ihres Namens zu ergänzen.

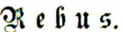
. . . . !
Ich . . . . Dich!
Wenn Du zu mir . . . ., sei meine . . . . !
. . rald.

Zum Zeichen, daß sich beide verstehen, erwidert sie:

. . . . r . . rald!
Da Du schon lange meine . . . ., ... !
. . . .

Silbenrätsel.

Mein Erstes ist ein heller Ton,
Mein Zweites der Liebe süßer Lohn,
Mein Ganzes ist ein grober Patron,
Aber keine Person.





Was ist in folgenden Sätzen bemerkenswert?

Die Liebe, ist sie Beileid?
Ei, stets in Lebensnebel nistet sie.
Ein teuer Reittier reuet nie.

Charade.

Der Erste (zwei Silben).

Mit genialem Entwurf hat er neu eine Kraft uns erschlossen
Die nun Welten bewegt, bietet ein Meer uns von Licht.

Der Zweite (zwei Silben).

Stets hat das Mitleid der Philanthropen der Zweite genossen,
Bis Dynamit er gebraucht, schreibt auf die Fahne den Mord!

Das Ganze (drei Silben).

Freiheit und Gleichheit hat er dem Menschen als Erster verkündet,
Nur macht die Gleichheit nicht frei — Freiheit zu Gleichen uns nicht.

Rätselhafte Inschrift.



Auflösungen zu Heft 4, S. 480.

Rebus: Cherubini.
Rätsel: I. Flieder, Feder. — II. Rohr, Ohr, Roh.
Buchstabenrätsel: Laben, leben, lieben, loben.
Kapselrätsel: 1) Teheran; 2) Erich; 3) Larissa; 4) Eisgrub; 5) Gumbinnen; 6) Robespierre; 7) Ananas: 8) Paganini; 9) Havarie: Telegraph — Eisenbahn.
Kapselrätsel: I. Teil: Einleitung: größre Hälfte — Reh; I. ahne was — Newa; II. wieder ist — Eris; III. rauschende Musik — Emu; IV. sehe durch — E-dur; V. Heute noch — Enoch; VI. leise, sie — es; VII. arme Lieb — Eli; VIII. -garten Eine — nein; IX. Wenn sie — Enns; X. Liebe Stern — Bester; XI. geht auf — Tau; XII. deine Stimme — Nest; XIII. betrat Kein — Ratke; XIV. nach einem — Heine. II. Teil: I. Städte huld'gen — Ehu; II. geziemen. Schiller — Mensch; III. sich alles — Halle; IV. Hochgeachet. Schiller — Etsch; V. kommen; Es — Menes: VI. den Zauber — Enz; VII. Thal Steigt — Hals; VIII. Bei der — Eider; IX. sich oft — Hof; X. einem Seufzer — Ems; XI. einz'; ger Lehensmann — Erle. III. Teil: I. wo dein — Ode. II. gekommen Er, genommen Er — mene, mene; III. stillen Zug — Lenz; IV. frommem Mahnen — Emma; V. unglücksel'gen That — Gent: VI. Feuer Keine — Erk; VII. mein, nun — Inn; VIII. Tagen Früchte — Genf; IX. Neckar Jetzt — Arie; X. Der Heldentod — erhel (Lehre); XI. dann auch — Anna.

Der lustige Gesellschafter.

(Freiwillige und unfreiwillige Mitarbeiter willkommen!)

Ein Neujahrswunsch.

Bei dem diesmaligen Jahreswechsel wird die Erinnerung an einen alten Glückwunsch umsomehr am Platze sein, als der liebenswürdige Humor desselben ihn als einen „immerwährenden“ charakterisiert. Vor langen Jahren begrüßte die schalkhafte „Dorfzeitung“ ihre Leser mit diesem Neujahrswunsche:

„Du neues Jahr, sei ein Jahr des Friedens, der Liebe und des Schaffens. Lasse die Reichen arbeiten und die Arbeitenden reich werden. Nimm den Wucherern das Getreide und laß das Getreide wuchern. Laß uns leichter Brot finden und das Brot so schwer wie die Bäcker. Mache das Bier so stark wie unsern Durst und so nahrhaft wie die Brauereien. Gib den Weisen Macht und den Mächtigen Weisheit. Verkürze die Prozesse, aber nicht das Recht. Gib den Juristen Fleiß und dem Fleiß sein Recht. Lasse dein Licht leuchten in der Dunkelheit, daß es heller werde in der Finsternis. Lasse die landesherrlichen Verordnungen herrlich für das Land werden. Beschütze die Freiheit des Gewerbes, aber nicht die Pfuscherei des Handwerksverderbers. Wehre allem Uebel und steure nicht Salz und Tabak.“



Häuslicher Zwist.

Frau: „Ein für allemal, ich dulde die Zusammenkünfte deines Vereins in unserer Behausung nicht länger. Unser Empfangszimmer ist doch keine Kneipe.“

Mann: „Aber so bedenke doch die gute Sache.“

Frau: „Ach was geht mich die gute Sache an, wenn mir die guten Sachen ruiniert werden.“



Begeisterung.

Es schaut der Dichter glänzenden Auges
Und wie verzückt in die dämmernde Ferne,
Und der Begeisterung freudigster Schimmer
Leuchtet empor auf seinem Antlitz. —
Sieh', wie verklärt von erhab'nen Gedanken
Sich der Blick auf die Worte versprühet,
Die die Hand in zitternder Eile
Zum begeisterten Liede verdichtet. —
Und jetzt fährt erhobenen Hauptes
Der Poet mit freudigem Rufe
Jäh in die Höhe und schwingt in den Händen
Voller Triumphe das Wort seines Geistes
Wie ein Krieger im Siegesjubel
Hoch die Fahne schwingt über dem Haupte. —
Und jetzt liest er, was er geschrieben,
Erst mit weicher schmeichelnder Stimme,
Dann mit mächtig brausenden Tönen,
Und von neuem erglänzt sein Auge
Wie verzückt von den Worten, von dem
„Nachruf an meine Schwiegermutter.“



Eine Probepredigt.

Als Christoph Martin Wieland im Jahre 1760 zum Kanzleidirektor in seiner Geburtsstadt Biberach ernannt worden war, meldete sich bald darauf bei ihm ein junger Predigtamtskandidat Brächter, dessen Bekanntschaft er bereits früher als Student in Tübingen gemacht hatte, mit der Bitte, ihm bei seiner Bewerbung um die zweite Predigerstelle im Orte behilflich und förderlich zu sein. Wieland, der den Bittsteller als einen sehr klugen und begabten jungen Mann kannte, sagte ihm seine Verwendung um so freudiger zu, als ihm die im Concepte vorgelegte Probepredigt außerordentlich gefiel. Als nun aber der entscheidende Tag kam und Brächter der Gemeinde von der Kanzel herab den Beweis seiner Tüchtigkeit für das Pfarramt lieferte, wurde seine Predigt durch das laute Schluchzen eines Andächtigen gestört. Der Weinende war ein im Lande bekannter Marktschreier und Wurmdoktor, welcher am Tage zuvor mit seinen Quacksalberarzneien in Biberach angekommen war und auf dem Markte seine Bude aufgeschlagen hatte. Der Mann war mit seinem Wirte in die Kirche gegangen und antwortete diesem auf die Frage, weshalb er so heftig weine: „Ach, der Herr da auf der Kanzel war bis vor einem halben Jahre mein Hanswurst, und einen solchen bekomme ich in meinem ganzen Leben nicht wieder.“ Die Thatsache war richtig. Brächter, den die bitterste Not drückte, hatte sich aus Armut einige Zeit lang so ernähren müssen. Die unglückliche, unzeitige Entdeckung dieses Umstandes setzte nun das ganze Städtchen in gewaltige Aufregung umsomehr als der orthodoxe Oberpfarrer überall verbreitete, daß der Kandidat kein strenggläubiger Christ sei. Nur mit großer Not gelang es Wieland und seinem Einflusse die hochgehenden Wogen zu beschwichtigen und schließlich die Wahl Brächters durchzusetzen; aber noch am Tage seiner Einführung in das neue Amt mußte der neue Pfarrer vom Bürgermeister und von Wieland bis zur Kanzel geführt werden, um ihn vor Beleidigungen des aufgereizten Pöbels zu schützen. — Wieland hat später in seinen „Abderiten“ die zelotische Befangenheit seiner Landsleute in den Personen des Zunftmeisters Pfrieme und des eifernden Priesters Strobylos nach dem Leben meisterhaft geschildert.



Der Weg zum Herzen.

„O zeige mir, du süße Maid,
Zeig' mir den Weg zu deinem Herzen,
Und führte er durch Weh und Leid,
Durch Schrecken, Angst und Todesschmerzen,
Ich geh ihn freudig! Süße Maid,
Zeig' mir den Weg und sei gebenedeit!“
So redete Albertus zu Chlorinden
Und diese sprach nach kurzer Pause:
„Kannst du, o Freund, den Weg nicht selber finden,
So bleibe nur getrost zu Hause.“



Zeitgemäße Spielerei.

Papa: „Junge, die Eisenbahn, die ich dir gestern zum Geburtstag schenkte, ist ja schon kurz und klein. Was hast du denn damit gemacht?“

Söhnchen: „Ich habe sie ein bißchen entgleisen lassen.“



Kleine Bemerkung.

Wer da scheuet jeden Sturm,
Wird nicht übers Meer gelangen;
Und mit einem Regenwurm
Kann man keinen Walfisch fangen.



Die zehn Gebote der Ehe.

Der berühmte arabische Dichter Imriolkais, ein Zeitgenosse des Propheten, den er, nebenbei erwähnt, heftig anfeindete, war der Sohn von Hadschr Ebu l'Hareth, Haupt des Stammes Ke[illegible] Der Vater dieses letzteren, also der Großvater von Imriolkais, hatte sich mit einem Mädchen von auffallender Schönheit verheiratet. Der genaue Bericht, den eine Vertraute dem Bräutigam über die vollendete Körperbildung der Braut erstattete, ist uns erhalten und kann als die Summe dessen gelten, was die alten Araber für Schönheit erklärten. Aber nicht bloß durch Körpervorzüge glänzte das Mädchen seiner Wahl; wie klug und verständig sie erzogen sein mußte, erhellt aus den mütterlichen Lehren welche ihr vor dem Abschiede aus dem elterlichen Hause empfohlen wurden. Diese zehn ehelichen Gebote für Frauen sind uns von ihrem Enkel überliefert und passen noch heute vortrefflich und vollständig auch für unsere Welt. Die Gebote lauten: 1) Suche immer dich in Harmonie mit dem Gatten zu setzen. 2) Ueb[illegible] Nachgiebigkeit und Gehorsam. 3) Hüte dich, daß dein Gatte etwas an dir wahrnimmt, was Auge und Geruch verletzt. De[illegible]

Kamm ist die beste Frisur und das Wasser der vorzüglichste Wohlgeruch. 4) Sei aufmerksam bei Tisch und still bei Nacht, denn die Ungeduld des Hungers ist ein zehrendes Feuer, und eine Störung des Schlafes macht zornig. 5) Erhalte und überwache Haus und Habe. 6) Verrate nie eines seiner Geheimnisse. 7) Vermeide es lustig zu sein, wenn dein Gatte traurig, oder traurig, wenn er lustig ist. 8) Trachte stets danach deinem Gatten höheren Ruhm zuzuwenden, damit er dich auch mit Achtung behandele. 9) Jemehr du dich ihm anpassest, um so nachsichtiger wird er gegen dich sein. 10) Endlich gestehe ihm nicht eher, was du möchtest, bevor du die Wünsche deines Gatten nicht mit den deinigen in Einklang gesetzt hast. — Da im Orient der Mann nur als der befehlende und genießende Teil betrachtet wird, gibt es dort als Seitenstück der Gebote für die Frauen eine solche für die Männer.



Auskunft.

— „Können Sie mir vielleicht sagen, wo ich hier ein Reißzeug bekomme?“

— „Kaufen Sie sich im Kleiderladen drüben einen Anzug. Das Zeug reißt sofort.“



Nicht genügend.

— „Dieses junge Mädchen wäre eine sehr gute Partie für Sie, Herr Maier. Sie ist mit allen Vorzügen des Körpers und des Geistes ausgestattet.“

— „Wenn das ihre ganze Ausstattung ist, muß ich bedauern.“



Einst und Jetzt.

Einst war's Brauch in Hymens Landen,
Daß die Herzen sich verstanden.
Jetzt genügt's zum Mädchenbänd'gen,
Daß die Beutel sich verständ'gen.



Aus der Schule.

Klärchen (nachdem sie wegen eines Todesfalls in der Familie einige Tage die Schule versäumt hat): „Entschuldigen Sie, Herr Lehrer, daß meine Großmutter gestorben ist.“



Abgetrumpft.

Fremder (zu einem Bankbeamten): „Sie verzeihen gütigst, würden Sie mir vielleicht eine der neuen Banknoten zu meiner Orientierung zeigen?“

Bankbeamter (barsch): „Fällt mir gar nicht ein! Da könnte jeder kommen.“

Fremder: „Nun, wenn ich keine Bank-Noten gesehen habe, so habe ich wenigstens einen Bank-Knoten gesehen.“



Erlaubter Schluß.

Bei der Sonne licht und golden
Schwur ich Treue meiner Holden,
Bei des Mondes Silberschein
Schwur sie, ewig mein zu sein:
Daraus schöpf' ich die Belehrung:
Amor ist für Doppelwährung.



Schwerhörig.

Ein junges Mädchen kommt mit ihrer schwerhörigen Tante aus dem Theater und ruft ihr, noch unter dem Banne des Gesehenen stehend, die Worte zu: „Es war doch wundervoll!“ Darauf die Tante: „Ja, es war furchtbar voll!“

Für Trinker.

Es hat mir oft die Seel' gekränkt,
Mein Herz gefüllt mit Leide:
Der Wirt sagt, daß er Wein verschenkt,
Und doch geht's in die Kreide.
Drum sage ich: geduldig, Wirt,
Geduld, dich!
Denn wenn hier einer schuldig wird,
Wird der Wirt schuldig.



Das versagte Almosen
oder
Ursache und Wirkung.



Eu'r Gnaden, i bitt' schön . . .



Nix da . . .



Da soll doch glei a Dunnerwetter 'neinfahren.



Scharfe Kritik.

Dr. A. „Wie war denn das Essen beim gestrigen Künstlerfest?“

Dr. B. „Miserabel. Alles ganz kalt, das einzige, was man warm bekam, war das Eis.“

17. 21. 25. 29. 33. 37.
hundert und

Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So
		00 11. A.	01 27. M.	02 16. A.	03 8. A.	04
04 23. M.	05 12. A.	06 4. A.	07 21. A.	08	08 8. A.	09 31. M.
10 20. A.	11 5. A.	12	12 27. M.	13 16. A.	14 1. A.	15 21. A.
16	16 12. A.	17 28. M.	18 17. A.	19 9. A.	20	20 31. M.
21 13. A.	22 5. A.	23 28. M.	24	24 16. A.	25 1. A.	26 21. A.
27 13. A.	28	28 28. M.	29 17. A.	30 9. A.	31 25. M.	32
32 13. A.	33 5. A.	34 25. A.	35 10. A.	36	36 1. A.	37 21. A.
38 6. A.	39 29. M.	40	40 17. A.	41 2. A.	42 25. M.	43 14. A.
44	44 5. A.	45 18. A.	46 10. A.	47 2. A.	48	48 14. A.
49 6. A.	50 29. M.	51 11. A.	52	52 2. A.	53 22. A.	54 14. A.
55 30. M.	56	56 18. A.	57 10. A.	58 26. M.	59 15. A.	60
60 6. A.	61 22. M.	62 11. A.	63 3. A.	64	64 22. A.	65 7. A.
66 30. M.	67 19. A.	68	68 3. A.	69 26. M.	70 15. A.	71 31. M.
72	72 19. A.	73 11. A.	74 3. A.	75 16. A.	76	76 7. A.
77 30. M.	78 19. A.	79 4. A.	80	80 26. M.	81 15. A.	82 31. M.
83 20. A.	84	84 11. A.	85 27. M.	86 16. A.	87 8. A.	88
88 23. M.	89 12. A.	90 4. A.	91 24. A.	92	92 8. A.	93 31. M.
94 20. A.	95 5. A.	96	96 27. M.	97 16. A.	98 8. A.	99 21. M.
Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So
Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo

Immerwährender Kalender

gültig vom 15. Oktober 1582 bis 28. Februar 4000

mit Angabe des Osterdatums für die Jahre 1700 bis 2099

von E. Neu.

Erklärung.

In der Mitte befinden sich die Monate und ihre einzelnen Tage; zu beiden Seiten derselben stehen die Wochentage; über und unter diesen sind die Jahreszahlen angebracht, die Schaltjahre sind doppelt angeführt. — Die bei den Jahreszahlen stehenden Daten (M. = März, A. = April) sind das Osterdatum für die Jahre 1700 bis 2099.

Um den Wochentag eines bestimmten Datums zu finden, sucht man zuerst die Jahreszahl und verfolgt die betreffende Spalte bis zu dem entsprechenden Quadrat der Wochentage. Hierauf sucht man das betreffende Monatsdatum und verfolgt dessen Zeile bis ebenfalls zu dem entsprechenden Quadrat der Wochentage. **Wo sich die Spalte der Jahreszahl und die Zeile des Monatsdatums kreuzen, steht der Name des gesuchten Wochentages.**

Ist das Jahr ein Schaltjahr und handelt es sich um einen Tag des Januar oder Februar, so ist die erste der gleichlautenden Jahresspalten (wobei kein Osterdatum steht) zu nehmen; für die übrigen Monate gilt die zweite Spalte.

Januar 31.	Februar 28. 29.					
	März 31.			April 30.		
		Mai 31.	Juni 30.	Juli 31.	August 31.	September 30.
Oktober 31.	November 30.					Dezember 31.
6. 13. 20. 27.	3. 10. 17. 24. 31.	5. 12. 19. 26.	2. 9. 16. 23. 30.	7. 14. 21. 28.	4. 11. 18. 25.	1. 8. 15. 22. 29.
7. 14. 21. 28.	4. 11. 18. 25.	6. 13. 20. 27.	3. 10. 17. 24. 31.	1. 8. 15. 22. 29.	5. 12. 19. 26.	2. 9. 16. 23. 30.

18. 22. 26. 30. 34. 38.
hundert und

Mo.	Di.	Mi.	Do.	Fr.	Sa.	So.
00 13. A.	01 5. A.	02 18. A.	03 10. A.	04	04 1. A.	05 14. A.
06 6. A.	07 29. M.	08	08 17. A.	09 2. A.	10 22. A.	11 14. A.
12	12 29. M.	13 18. A.	14 10. A.	15 26. M.	16	16 14. A.
17 6. A.	18 22. M.	19 11. A.	20	20 2. A.	21 22. A.	22 7. A.
23 30. M.	24	24 18. A.	25 3. A.	26 26. M.	27 15. A.	28
28 6. A.	29 19. A.	30 11. A.	31 3. A.	32	32 22. A.	33 7. A.
34 30. M.	35 19. A.	36	36 3. A.	37 26. M.	38 15. A.	39 31. M.
40	40 19. A.	41 11. A.	42 27. M.	43 16. A.	44	44 7. A.
45 23. M.	46 12. A.	47 4. A.	48	48 23. A.	49 8. A.	50 31. M.
51 20. A.	52	52 11. A.	53 27. M.	54 16. A.	55 8. A.	56
56 23. M.	57 12. A.	58 4. A.	59 21. A.	60	60 8. A.	61 31. M.
62 20. A.	63 5. A.	64	64 27. M.	65 16. A.	66 1. A.	67 21. A.
68	68 12. A.	69 28. M.	70 17. A.	71 9. A.	72	72 31. M.
73 13. A.	74 5. A.	75 28. M.	76	76 16. A.	77 1. A.	78 21. A.
79 13. A.	80	80 28. M.	81 17. A.	82 9. A.	83 25. M.	84
84 13. A.	85 5. A.	86 25. A.	87 10. A.	88	88 1. A.	89 21. A.
90 6. A.	91 29. M.	92	92 17. A.	93 2. A.	94 25. M.	95 14. A.
96	96 5. A.	97 18. A.	98 10. A.	99 2. A.		
Mo.	Di.	Mi.	Do.	Fr.	Sa.	So.
Di.	Mi.	Do.	Fr.	Sa.	So.	Mo.

Sa.	So.	Mo.	Di.	Mi.	Do.	Fr.
So.	Mo.	Di.	Mi.	Do.	Fr.	Sa.
					00 15. A.	01 7. A.
02 30. M.	03 12. A.	04	04 2. A.	05 23. A.	06 15. A.	07 31. M.
08	08 19. A.	09 11. A.	10 27. M.	11 16. A.	12	12 7. A.
13 23. M.	14 12. A.	15 4. A.	16	16 23. A.	17 8. A.	18 31. M.
19 20. A.	20	20 4. A.	21 27. M.	22 16. A.	23 1. A.	24
24 20. A.	25 12. A.	26 4. A.	27 17. A.	28	28 8. A.	29 31. M.
30 20. A.	31 5. A.	32	32 27. M.	33 16. A.	34 1. A.	35 21. A.
36	36 12. A.	37 28. M.	38 17. A.	39 9. A.	40	40 24. M.
41 13. A.	42 5. A.	43 25. A.	44	44 9. A.	45 1. A.	46 21. A.
47 6. A.	48	48 28. M.	49 17. A.	50 9. A.	51 25. M.	52
52 13. A.	53 5. A.	54 18. A.	55 10. A.	56	56 1. A.	57 21. A.
58 6. A.	59 29. M.	60	60 17. A.	61 2. A.	62 22. A.	63 14. A.
64	64 29. M.	65 18. A.	66 10. A.	67 26. M.	68	68 14. A.
69 6. A.	70 29. M.	71 11. A.	72	72 2. A.	73 22. A.	74 14. A.
75 30. M.	76	76 18. A.	77 10. A.	78 26. M.	79 15. A.	80
80 6. A.	81 19. A.	82 11. A.	83 3. A.	84	84 22. A.	85 7. A.
86 30. M.	87 19. A.	88	88 3. A.	89 26. M.	90 15. A.	91 31 M.
92	92 19. A.	93 11. A.	94 3. A.	95 16. A.	96	96 7. A.
97 30. M.	98 12. A.	99 4. A.				

15. 19. 23. 27. 31. 35. 39.
hundert und

4. 11. 18. 25.	1. 8. 15. 22. 29.	3. 10. 17. 24. 31.	7. 14. 21. 28.	5. 12. 19. 26.	2. 9. 16. 23. 30.	6. 13. 20. 27.
5. 12. 19. 26.	2. 9. 16. 23. 30.	4. 11. 18. 25.	1. 8. 15. 22. 29.	6. 13. 20. 27.	3. 10. 17. 21. 31.	7. 14. 21. 28.

Beispiele.

1. **Auf welchen Wochentag fiel der 9. Januar 1878?** Die Jahre 18 hundert u. s. w. stehen oben rechts, und 78 steht in der letzten Spalte. Der 9. Januar befindet sich in der 4. Zeile. Verfolgt man diese nach rechts bis zur letzten Spalte, so findet man dort Mi (Mittwoch).
2. **Auf welchen Wochentag fällt Weihnachten 3996?** Die Jahre 3 tausend 9 hundert u. s. w. stehen unten links. — 96 als Schaltjahr ist zweimal angeführt; da es sich um den Monat Dezember handelt, wird die zweite Zahl genommen, welche in der letzten Spalte steht. Der 25. Dezember befindet sich in der vierten Zeile; verfolgen wir diese nach links, so finden wir in der letzten Spalte Mi. (Mittwoch).
3. **Welche Monatstage waren Sonntage im Jahre 1782?** Die Jahre 17 hundert u. s. w stehen oben links, und 82 steht in der letzten Spalte. Verfolgen wir diese nach unten bis zu den Wochentagen, so finden wir in der ersten Zeile So. (Sonntag). Sämtliche Monatstage dieser Zeile waren daher Sonntage, also der 6., 13., 20., 27. Januar, 3., 10., 17., 24. Februar u. s. w. bis zum 29. Dezember.
4. **In welchen Jahren hat der Februar 5 Sonntage?** Es ist dies nur in den Schaltjahren möglich, in welchen der 1. Februar auf einen Sonntag fällt. Gehen wir in der Zeile des 1. Februar (der vorletzten) nach links und nach rechts bis zum Zeichen So., so sind die in dieser Spalte (der zweiten) stehenden Schaltjahre (ohne Osterdatum) die gesuchten, also 1824, 1852, 1880, 2224, 2252, 2280 u. s. w., 2004, 2032, 2060, 2088, u. s. w., u. s. w.
5. **Welcher Wochentag fällt im Jahre 1883 nie auf den 31. eines Monats?** In der zweiten Zeile der Monatstage kommt die Zahl 31 nicht vor. Da wo die zweite Zeile sich mit der Spalte von 1883 kreuzt, steht So. Es gibt also im Jahre 1883 keinen Sonntag den 31.
6. **Wann ist Ostern 1886?** Unter der Jahreszahl 1886 steht 25. A., es fällt also in diesem Jahre Ostern auf den 25. April. — Es ist dies das späteste Datum, auf welches Ostern überhaupt fallen kann, ist in diesem Jahrhundert noch nicht dagewesen und kommt erst im Jahre 1943 wieder vor. — Das früheste Osterdatum, 22. März, war in diesem Jahrhundert im Jahre 1818 und tritt erst im Jahre 2285 wieder ein. (Letzteres ist aus dem vorliegenden Kalender nicht mehr ersichtlich, da die Ostern nur bis 2099 verzeichnet werden konnten.) — Beim Nachsuchen von Osterdaten beachte man, daß dasselbe Datum immer nur in derselben Spalte vorkommt, z. B. 31. M. in der letzten, 1. A. in der vorletzten, 2. A. in der drittletzten Spalte u. s. w.

Sa.	So.	Mo.	Di.	Mi.	Do.	Fr.
So.	Mo.	Di.	Mi.	Do.	Fr.	Sa.
			00	00 23. A.	01 15. A.	02 31. M.
03 20. A.	04	04 11. A.	05 27. M.	06 16. A.	07 8. A.	08
08 23. M.	09 12. A.	10 4. A.	11 24. A.	12	12 8. A.	13 31. M.
14 20. A.	15 5. A.	16	16 27. M.	17 16. A.	18 1. A.	19 21. A.
20	20 12. A.	21 4. A.	22 17. A.	23 9. A.	24	24 31. M.
25 20. A.	26 5. A.	27 28. M.	28	28 16. A.	29 1. A.	30 21. A.
31 13. A.	32	32 28. M.	33 17. A.	34 9. A.	35 25. M.	36
36 13. A.	37 5. A.	38 25. A.	39 10. A.	40	40 1. A.	41 21. A.
42 6. A.	43 29. M.	44	44 17. A.	45 9. A.	46 25. M.	47 14. A.
48	48 5. A.	49 18. A.	50 10. A.	51 2. A.	52	52 21. A.
53 6. A.	54 29. M.	55 18. A.	56	56 2. A.	57 22. A.	58 14. A.
59 30. M.	60	60 18. A.	61 10. A.	62 26. M.	63 15. A.	64
64 6. A.	65 29. M.	66 11. A.	67 3. A.	68	68 22. A.	69 14. A.
70 30. M.	71 19. A.	72	72 10. A.	73 26. M.	74 15. A.	75 7. A.
76	76 19. A.	77 11. A.	78 3. A.	79 23. A.	80	80 7. A.
81 30. M.	82 19. A.	83 4. A.	84	84 26. M.	85 15. A.	86 31. M.
87 20. A.	88	88 11. A.	89 3. A.	90 16. A.	91 8. A.	92
92 30. M.	93 12. A.	94 4. A.	95 24. A.	96	96 15. A.	97 31. M.
98 20. A.	99 12. A.					

16. 20. 24. 28. 32. 36. 40.
hundert und

Die Kunst im Hause.

Von F. Luthmer.

Wohnungseinrichtungen in Nordamerika.

„Willst du dich selber verstehen, so sieh wie die Andern es treiben.“

Wir Deutschen rühmen uns mit Recht, daß die Kunst, welche das Haus schmückt, bei uns anfängt ein nationales Gesicht zu bekommen. Umsoweniger dürfen wir es versäumen, nach dem Dichterwort bei anderen Umschau zu halten, um im freien Blick auf die Leistungen der Fremde das eigene Schaffen richtig beurteilen, vor Einseitigkeit und Selbstgenügsamkeit bewahren zu lernen. So sei der Leser zu einem kurzen Blick in die Häuslichkeit des Amerikaners eingeladen, zu dem uns ein sehr lebendig geschriebener Aufsatz von G. de Léris in der Revue des Arts décoratifs einiges Material an die Hand gibt.

In New York selbst scheidet sich die Geschäftsstadt streng von der Wohnstadt. In letzterer, je nach der Vornehmheit der Lage, finden wir das Einzelhaus in seinen verschiedensten Nuancen: von dem mit mehr als fürstlicher Pracht ausgestatteten Palast des Eisenbahnkönigs oder Oelprinzen bis zu dem bescheidenen, nach englischem Princip erbauten Häuschen des kleinen Beamten. Letztere Art hat ihre besondere typische Ausbildung in Philadelphia erfahren. Diese für amerikanische Verhältnisse altehrwürdige Stadt zeigt in ihren uniformen Backsteinfaçaden eine fast gleichmäßige Form der Einzelhäuser für den mit mäßigen Glücksgütern gesegneten Bürger. Die einflügelige Hausthür, welche an der Hauptstraße liegt, hat vor sich ein um fünf Stufen über das Straßenpflaster erhöhtes Podest. Zwei Häuser sind immer so aneinander gelegt, daß ihre beiden Hausthüren ein gemeinsames durch ein Metallgitter geteiltes Podest haben. Der Eingang für die Hauswirtschaft, Dienstboten, Fleischer Bäcker 2c. befindet sich auf der Rückseite des Hauses, hinter welcher sich zu diesem Zwecke noch eine schmale Straße entlangzieht. Von der Haupteingangsthüre tritt man in ein langes Vestibule, an dessen Ende die Treppe liegt. Im Erdgeschoß befindet sich meist nur der Salon, der große Hauptraum des Hauses, außerdem die Küche mit ihren Nebenräumen. Der erste Stock enthält den Speisesaal, daneben einen kleinen, mit der Küche durch einen Aufzug verbundenen Anrichteraum, und die Bibliothek, die aber nur selten wissenschaftlichen Zwecken, meistens als parlour oder Familienzimmer dient. Im Obergeschoß befinden sich die Schlafzimmer. So knapp manchmal das Raumbedürfnis bemessen ist, findet sich doch überall der Komfort im höchsten Grade durch Gas, kaltes und warmes Wasser, Centralheizung, Telegraphie 2c. berücksichtigt.

Während die Disposition der Räume so fast in allen größeren Städten die gleiche ist, gibt nur die Ausstattung derselben Gelegenheit, einen individuellen Geschmack zu bekunden. Sicher werden wir auch jenseits des Oceans geläutertem Farbensinn, vornehmem Maßhalten begegnen. Leider scheinen aber diese guten Eigenschaften nach unserem französischen Gewährsmann die Ausnahme, und eine Vorliebe für Bizarrerieen und schreiende Farben die Regel zu bilden. Die Amerikaner sind sich dieser Fehler bewußt und haben dafür den Namen „Hottentotten-Stil“ aufgebracht.

Ein Blick, den wir in ein Klubhaus werfen wollen, wird uns ein Bild von diesen Sonderbarkeiten geben. Die beiden Haupträume des Union league Club sind der Speisesaal und der „Veteranensaal“. Bei der Ausstattung beider Säle hat mehr die Lust, Neues zu machen, Originalität zu zeigen, als ein geläuterter Geschmack den Ausschlag gegeben. So finden sich im „Veteranensaal“, der im Stil des XIII. Jahrhunderts gehalten ist, chinesische und maurische Motive eingemengt. Auf den tiefdunkel gehaltenen Wänden laufen überall riesiggroße Ornamente in Silber über den dunkeln Grund. Blau und rotbraun sind hier die herrschenden Farben. Der Speisesaal ist in zwei Teile geteilt. Der kleinere, eine Art Alkoven, enthält im Fond einen riesigen Kamin, in Kirschbaumholz ausgeführt. Gegenüber der Thüre befindet sich ein kreisrundes Fenster, dessen Licht durch gut angebrachte Spiegel im Zimmer zerstreut wird. Die Wände der größeren Abteilung sind, auf ein Drittel der Höhe mit Eichenholztäfelung versehen; der Rest hat eine imitierte Ledertapete erhalten, deren kupferroter Grund dicht mit Rosen und Vögeln bedeckt ist. Die Decke bildet eine Kuppel und ist mit wertvollen Gemälden ausgestattet; auf dem umlaufenden Gesims haben Staatswappen ihren Platz gefunden.

Verständlicher für uns, als diese auf einen ziemlich rohen Geschmack berechnete Pracht ist die Schilderung des Privathauses eines Dr. H. in New York. Beim Eintritt finden wir uns in der altenglischen „hall“ von großem Umfang und gedämpfter Beleuchtung. Große Majolikenvasen mit lebenden Blumen schmücken die Ecken. Eine alte Standuhr steht an der Wand, alte Stühle sind hier und da verteilt, ein mächtiger Teppich von natürlichem Pelzwerk nimmt die Mitte des Raumes ein. Links öffnet sich an Stelle des üblichen Empfangszimmers mit seinem kalten und gleichgültigen Eindruck ein kleiner ganz mit Gobelins und alten Stickereien bespannter Raum. Vor einem Fenster steht ein großer Fauteuil von grünem Plüsch, gegen Luftzug durch einen altertümlichen Wandschirm von Glas geschützt; ein Büchergestell aus Eichenholz steht auf Armeslänge davon. Der Kamin, dessen Platte mit Samt bezogen ist, trägt eine altfranzösische Uhr.

Im oberen Stock ist das Geschäftszimmer und ein niedlicher Speisesaal, der an ein altholländisches Intérieur erinnert. Die Möbel sind von Mahagoniholz mit Messingbeschlägen, die Bezüge lederfarbig. Das Mobiliar des Salons ist grau. Die Vorhänge sind von grauem Baumwollplüsch, einem hierfür sehr beliebten weichen Stoff, mit Streifen von stumpfblauem Samt.

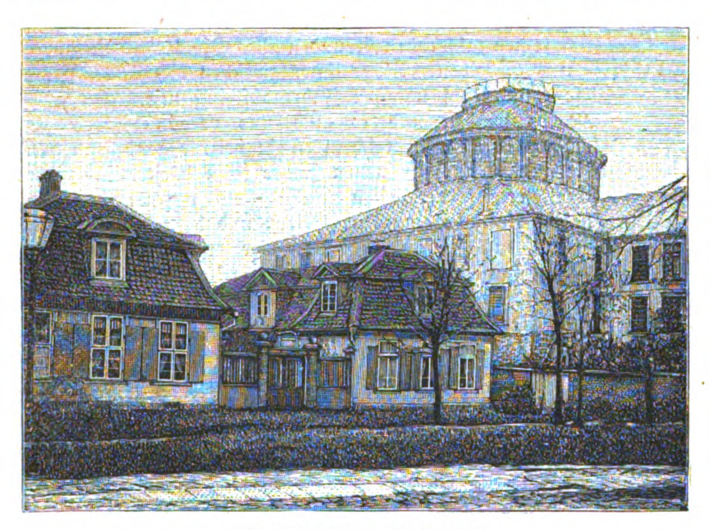
Speisesaal des Union league Club in New York.

Wie bei den Nordamerikanern die Frauen die eigentlichen Träger und Leiter des Geschmacks und — Ungeschmacks in der Hauseinrichtung sind und wie sie hier selbst schaffend eingreifen, gibt vielleicht zu einer späteren Besprechung Anlaß.

Ein deutsches Dichterhaus.

„Jeder gebildete Deutsche sollte einmal wenigstens in seinem Leben jene Stätten betreten, die durch den Aufenthalt der größten Geister geweiht sind für alle Zeiten." —

In dem fruchtbaren Thale zwischen Elm und Asse, den Vorläufern des waldigen Harzgebirges, und von der alten Welfenstadt Braunschweig in wenigen Minuten mit dem Dampfroß zu erreichen, liegt Wolfenbüttel, die ehemalige Residenz der braunschweigischen Herzöge. Es ist noch heute ein unscheinbares Städtchen mit einsamen Straßen und neugierigen Gesichtern hinter den Fensterscheiben, doch umrahmt von einem Kranze herrlicher Anlagen, die aus den Wällen der früheren Festung geschaffen wurden. Allein die Kleinbürgerlichkeit der Verhältnisse darf nicht den Maßstab abgeben für den Wert der Stadt; wir brauchen nur den Namen „Wolfenbüttel" zu nennen, um uns seine Bedeutung für die wissenschaftlichen Bestrebungen der Vergangenheit und Gegenwart sofort lebhaft vor das geistige Auge zu rücken: kostbare Hinterlassenschaften der hervorragendsten deutschen Männer aller Zeiten werden neben einem staunenswert reichhaltigen Bücherschatze in der Wolfenbüttler Bibliothek verwahrt, einer der glänzendsten Geister deutscher Nation, unser Gotthold Ephraim Lessing, verlebte in Wolfenbüttel die schönste und die trübste Zeit seines schicksalsvollen Daseins.



Lessings Wohnhaus in Wolfenbüttel.

Am Schloßplatze, in der Nähe des Bahnhofes und unmittelbar an dem hohen Kuppelbau der Bibliothek, von diesem weit überragt, liegt das schmucklose Häuschen, welches Lessing in den letzten Jahren seines Lebens in Wolfenbüttel eingeräumt wurde, nachdem er bereits längere Zeit in dem „verwunschenen Schlosse" und in einem Privathause gewohnt hatte. Noch heute ist das frühere Heim Lessings die Dienstwohnung des herzoglichen Oberbibliothekars. Welche Fülle von frohen und schmerzlichen Erinnerungen drängt sich unserem Gemüt auf, wenn wir in den engen Räumen des bescheidenen Hauses verweilen! Dort, in jenem kleinen, altväterlich ausschauenden Zimmer war Lessing, mit der Herausgabe der „Fragmente" beschäftigt, schrieb er seine glänzenden und scharfsinnigen Artikel gegen den Hauptpastor Goeze in Hamburg, suchte er, als man sein höchstes Glück ins kühle Grab gebettet und der bedauernswerte Mann im größten Seelenschmerze jeder Hoffnung für die Zukunft entsagte, Trost zu finden in der Ausarbeitung seines „Nathan", jenes Hohenliedes der Menschenliebe, dessen Vorbild des Dichters Freund, der häufig in Wolfenbüttel weilende Verfasser des „Phädon", Moses Mendelssohn, war.

Das Herz wird wunderbar ergriffen, wenn man die Geschichte der letzten Lebensjahre Lessings liest; die höchste und reinste Freude und der tiefste Schmerz wohnten in jenem Häuschen so eng beisammen! Wir verlassen sein Arbeitszimmer und betreten ein anderes niedriges, schmalfensteriges Gemach. Hier erhielt Lessing Kunde von dem ersten heftigen Angriffe Goezes, als er am Sterbebette seiner Eva König saß, jener geliebten, vortrefflichen Frau, von der Freiherr v. Spittler schreibt: „Wenn es möglich wäre, mehr Menschenliebe, mehr thätiges Wohlwollen irgend anzutreffen als bei Lessing — so wär's bei Lessings Gattin. Eine solche Frau hoffte ich nimmermehr kennen zu lernen! Diese unstudierte Güte des Herzens, immer voll der göttlichen Seelenruhe, die sie auch durch die bezaubernde Sympathie allen mitteilt, welche das Glück haben, mit ihr umzugehen. Das Beispiel dieser großen, würdigen Frau hat meine Begriffe von ihrem Geschlecht unendlich erhöht."

Ach, es war ein harter Schlag für den Wolfenbüttler Bibliothekar, als man sein neugeborenes Söhnchen und wenige Tage darauf auch Eva König zu Grabe trug. Lessing, der geistesgewaltige Schriftsteller mit der männlich starken Seele, brach nicht in laute Klagen aus. „Meine Frau ist tot; und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen, und bin ganz leicht," schrieb er an Eschenburg in Braunschweig; welch herzzerreißender Schmerz in wenigen Worten! Ja, es sind heilige Erinnerungen, welche die Herzen des deutschen Volkes mit dem unscheinbaren Häuschen am Schloßplatz in Wolfenbüttel verknüpfen in dessen engen Räumen der Menschengeist einstmals seine herrlichsten Siege feierte. Mit Besorgnis blickten daher alle Verehrer Lessings in den letzten Wochen nach Wolfenbüttel. Nicht ohne sicheren Grund hatte man in der deutschen Presse die bestimmte Befürchtung ausgesprochen, daß dem Lessinghäuschen der Abbruch drohe. Unmittelbar hinter dem ersteren wird sich in kurzer Zeit das bereits in Angriff genommene stilvolle neue Bibliotheksgebäude erheben; es ist klar, daß der architektonische Eindruck durch die schlichte Bibliothekarswohnung ganz wesentlich geschwächt wird, und deshalb wurde die Absicht ausgesprochen, an seiner Stelle einen freien Platz zu schaffen. Wenn auch der Abbruch des Häuschens schon im braunschweigischen Landtage Widerspruch fand und auch jetzt diese Absicht, vielleicht durch den Warnungsruf der Presse, wieder in den Hintergrund gedrängt ist, so scheint uns die Zukunft des denkwürdigen Hauses damit keineswegs für längere Zeit gesichert. Das Neue dringt herein mit Macht; es ist ein Fluch unserer Zeit, daß sie oft genug, um einige architektonische Schnörkel zur Geltung zu bringen, unser deutsches Vaterland seiner heiligsten und erinnerungsreichsten Stätten beraubt, und deshalb scheint es uns gerade jetzt geboten, für das Lessinghaus in Wolfenbüttel einige Worte öffentlich zu sprechen.

Werfe man nicht ein, daß der Geist des berühmten Wolfenbüttler Bibliothekars auch ohne dieses Häuschen der Unsterblichkeit sicher ist; gewiß, aber das Gemüt des fühlenden Deutschen wird von geheimnisvollen süßen Schauern ergriffen, wenn er als Fremdling den klassischen Boden der Musenstadt Weimar betritt, wenn er weilt an den Arbeitsstätten Goethes und Schillers und auch Lessings in Wolfenbüttel. Neues Leben scheint plötzlich in seinen Adern zu pulsieren und er glaubt den Flügelschlag des Genius über seinem Haupte rauschen zu hören.

Jene geheiligten Stätten unseres Volkes sind es, wo der Schriftsteller und Dichter, der ernste Mann und der hochgemute Jüngling Kraft und neuen Mut schöpfen zu fernerem Streben auf den oft dornenvollen Pfaden der Wissenschaft und der Kunst. Deshalb wollen wir mit warmer Liebe an ihnen hängen und nicht müde werden, dafür zu wirken, daß die wenigen Denkzeichen, welche uns unmittelbar mit den edelsten Geistern unserer Nation verknüpfen, unversehrt auf unsere Nachkommen vererbt werden.

Johs. v. Corvey.

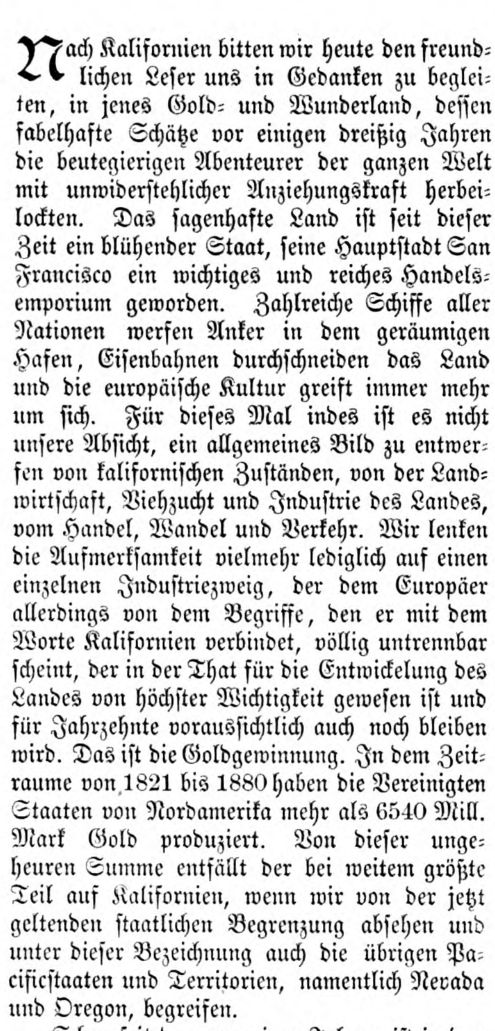


Preisaufgabe. Mit obigem, aus aufrichtigem Herzen kommenden Glückwunsch beschließen wir das alte und treten wir in das neue Jahr. Wer es versteht, auch zwischen den Zeilen zu lesen, dem wird es nicht unverborgen bleiben, daß ein Schalk dem Schreiber über die Schulter gesehen. In den Worten ist ein Rätsel enthalten, zu dessen Lösung das nächste Blatt hinzugezogen werden muß. Kenner der Geschichte der französischen Revolution werden sich einer Chiffriermethode erinnern, die auch in obigen Zeilen zur Anwendung kam. Damit aber des Lösens Mühe nicht umsonst sei, sollen sechs Preise unter den Einsendern richtiger Lösung zur Verlosung kommen. 1. Preis: Falke, **„Hellas und Rom“** (Prachtwerk, M. 70); 2. Preis: Klein und Thome, **„Die Erde und ihr organisches Leben“** (2 Bde., M. 33); 3. Preis: Falke, **„Illustrierte Kostümgeschichte der Kulturvölker“** (M. 28); 4. Preis: A. v. d. Elbe, **„Heliandsänger“** (M. 7); 5. Preis: 5 Bände der **„Collection Spemann“** nach Wahl; 6. Preis: 3 Bände derselben Sammlung, ebenfalls nach Wahl. — Also Glückauf!

Verantwortl. Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Aus dem Eldorado der neuen Welt.



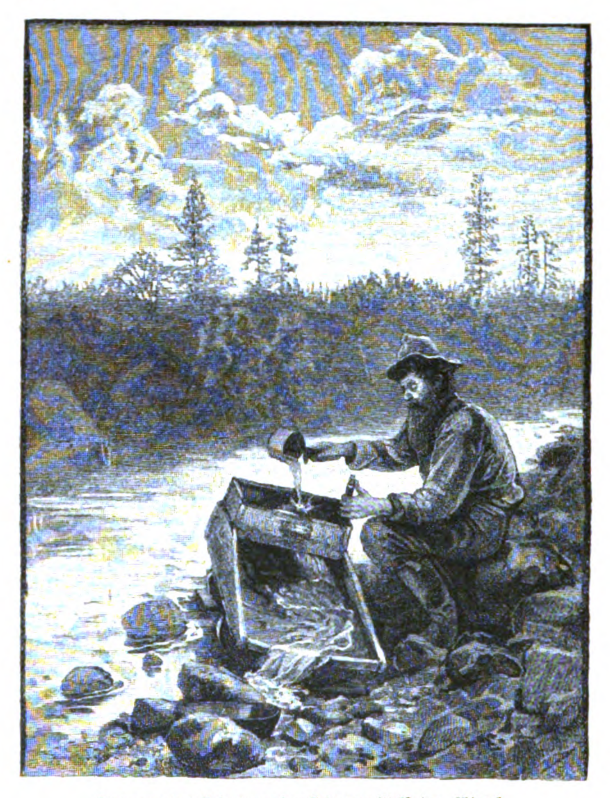
Schleusen-Gatter (S. 616).

Von

Bernhard von Holleben.

Nach Kalifornien bitten wir heute den freundlichen Leser uns in Gedanken zu begleiten, in jenes Gold- und Wunderland, dessen fabelhafte Schätze vor einigen dreißig Jahren die beutegierigen Abenteurer der ganzen Welt mit unwiderstehlicher Anziehungskraft herbeilockten. Das sagenhafte Land ist seit dieser Zeit ein blühender Staat, seine Hauptstadt San Francisco ein wichtiges und reiches Handelsemporium geworden. Zahlreiche Schiffe aller Nationen werfen Anker in dem geräumigen Hafen, Eisenbahnen durchschneiden das Land und die europäische Kultur greift immer mehr um sich. Für dieses Mal indes ist es nicht unsere Absicht, ein allgemeines Bild zu entwerfen von kalifornischen Zuständen, von der Landwirtschaft, Viehzucht und Industrie des Landes, vom Handel, Wandel und Verkehr. Wir lenken die Aufmerksamkeit vielmehr lediglich auf einen einzelnen Industriezweig, der dem Europäer allerdings von dem Begriffe, den er mit dem Worte Kalifornien verbindet, völlig untrennbar scheint, der in der That für die Entwickelung des Landes von höchster Wichtigkeit gewesen ist und für Jahrzehnte voraussichtlich auch noch bleiben wird. Das ist die Goldgewinnung. In dem Zeitraume von 1821 bis 1880 haben die Vereinigten Staaten von Nordamerika mehr als 6540 Mill. Mark Gold produziert. Von dieser ungeheuren Summe entfällt der bei weitem größte Teil auf Kalifornien, wenn wir von der jetzt geltenden staatlichen Begrenzung absehen und unter dieser Bezeichnung auch die übrigen Pacificstaaten und Territorien, namentlich Nevada und Oregon, begreifen.

Schon seit den zwanziger Jahren ist in den Alleghanystaaten Gold gewonnen worden. Die Ausbeute blieb indes gering und verschwindet völlig gegen die Reichtümer, welche seit der 1848 auf der Ansiedelung eines Deutschschweizers erfolgten ersten Entdeckung in Kalifornien zu Tage gefördert worden sind.



Trennung des Goldes von der Erde vermittelst der „Wiege“.

Anfangs geschah die Absonderung der Goldkörner aus der umgebenden Erdmasse auf die einfachste Weise. Der einzelne Goldsucher konstruierte sich selbst den „cradle“ oder „rocker“ genannten Apparat. Diese „Wiege“ (s. o. Abb.) bestand aus einem Holzkasten von oblonger Form, welcher auf zwei querstehenden Rundhölzern befestigt wurde. Statt des festen Bodens besaß das Ganze mehrere übereinander gelegte, schräg gestellte Siebe. Der goldhaltige Kies wurde in ein über dem oberen Ende der Wiege befestigtes korbartiges Sieb geschüttet, durch Aufgießen von Wasser gelöst und über dem Boden der in schaukelnde Bewegung gesetzten Wiege hinweggespült. Dabei trennten sich die schweren Goldkörner, fielen durch die Siebe und wurden auf ausgebreiteten Tüchern aufgefangen, während am unteren Ende des Cradle Vorrichtungen getroffen waren, um kein Stückchen des kostbaren Metalles entwischen zu lassen.

Diese primitive Art der Goldgewinnung wird jetzt nur noch von Chinesen ausgeübt. Der weiße „Digger“ hat mit regem Scharfsinne verstanden, auch beim Geschäft des Goldgrabens seine eigene Handarbeit mehr und mehr auf ein möglichst geringes Maß zu beschränken und dafür die Naturkräfte, in diesem Falle das Wasser, in ausgiebigster Weise sich nutzbar zu machen.

Die im Laufe der Zeit eingerichteten Erleichterungen für den einzelnen Mann, und die zahlreichen Verbesserungen im Betriebe des Goldgrabens und -Waschens sämtlich aufzuführen und zu erläutern, würde zu weit führen. Es sei deshalb hier nur die Methode des „sluicing“ erwähnt. Unter starkem Gefälle herbeiströmendes Wasser trieb die goldhaltige Erde durch eine Reihe voreinander gestellter hölzerner Röhren, in ihrer Gesamtheit sluice Siel, genannt (Abb. S. 611). Das Wasser schwemmte die leichten Bestandteile des Erdklumpens mit sich fort, das Gold senkte sich in die am Boden angebrachten Siebe und blieb an den Quergittern hängen, die nach dem Ende zu immer dichter werden, während der grobe Rückstand sorgsam



Durchschlag eines Tunnels (S. 614).

ısgewaschen und mittels dreizackiger Gabeln ırch Menschenhand entfernt wurde.

Den größten Fortschritt bedeutete aber die it 1856 erfolgte Einführung des hydraulischen rozesses des „hydraulic mining". Dabei ird ein unter starkem Drucke wirkender Wasser-rahl gegen die goldhaltige Kieswand geschleu-:rt, löst große Massen derselben vom Urfelsen), verrichtet so die langdauernde Arbeit zahl-icher Menschenhände in kurzer Zeit, und das ablaufende Wasser wird außerdem zur Scheidung des Goldes ausgenutzt. Seit jener Zeit ist diese Art der Goldgewinnung aus den Händen einzelner, für eigene Rechnung schaffender Arbeiter immer mehr in diejenigen großer Gesellschaften mit bedeutendem Anlagekapital übergegangen.

Erst später begann der Bergbau auf goldhaltige Quarze. Doch soll davon hier nicht die Rede sein, und beschränken wir uns auf einige



Goldwäsche im „Sieb" (S. 610).

)ere Notizen mit Bezug auf die Entwickelung Goldgräberei unter Ausnutzung der Wasser-ft.

In den westlichen Abhängen und Aus-fern der Sierra Nevada finden sich große Lager dhaltigen Kieses von verschiedener Mächtigkeit. :se „placer" ziehen sich kanalartig unter Erdoberfläche hin, sind von Felswänden ein-hlossen und auf mehrere hundert Meilen [1]) t sich ihr direkter Zusammenhang verfolgen. .n glaubt daraus mit einiger Sicherheit den luß ziehen zu können, daß die Placer frühere, ch irgend eine geologische Umwälzung ausgefüllte Flußbetten sind. Ob die so verschwundenen Wasserläufe jener placialen Epoche angehört haben, während welcher dem kalifornischen Geologen John Muis zufolge die Gebirge ihre jetzige Form erhielten, oder ob sie, was wahrscheinlicher, während einer früheren Periode bestanden, in der Eis und Wasser thätiger war als jetzt, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls hat sich der Lauf dieser toten Ströme wesentlich von den jetzigen Wasserrinnen unterschieden. Tiefe Einschnitte, die den heutigen Flüssen als Bette dienen, kreuzen jene alten Wasserläufe, und haben die umrahmenden Felswände an vielen Stellen durchbrochen. Aus den so entstandenen Thoröffnungen ist dann durch das

[1]) Englische Meile = 1609 m.

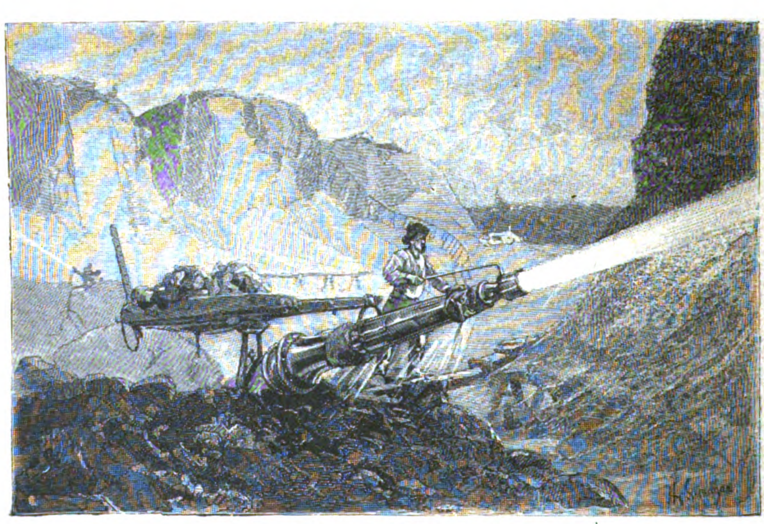
Wasser jenes Gold fortgespült worden, welches im unteren Laufe der Flüsse zuerst die Habgier der Menschen angelockt hat, und an den Stellen solcher Durchbrüche ist zugleich das alte Flußbett mit seinem kostbaren Inhalt bloßgelegt. Ebenso wie die Richtung ist auch das Gefälle jener toten Ströme ein völlig anderes, als das der jetzigen Wasserläufe. So tritt der alte Kanal in der Nähe von Marysville unter Meereshöhe in die Ebene ein, bei North-Carolina überhöht er das Bett von North und South Fork River um 1000 und in größter Höhe sogar um 2000 Fuß; während anderseits ein bei Stockton in San Joaquim County gebohrter artesischer Brunnen bei einer Tiefe von 2000 Fuß auf jene Kiesablagerung traf.

Die Placer erstrecken sich über siebzehn verschiedene Grafschaften und die „hydraulischen Minen", um die Sprachweise der Yankees einfach zu übersetzen, sind vorzugsweise in den Counties Nevada, Eldorado, Placer, Yuba und Butte im Schwange. Doch gibt es auch in Plumas, Calaveras und Stanislaus großartige Etablissements dieser Art.

Den bewegtesten Mittelpunkt des hydraulischen Minenbetriebes bildet ein langgestreckter Ausläufer der Sierra Nevada, welcher sich durch die Counties Nevada und Yuba bis zum Becken des Sacramento hindurchzieht, der Hauptsache nach aber der erstgenannten Landschaft angehört.



Lawine.

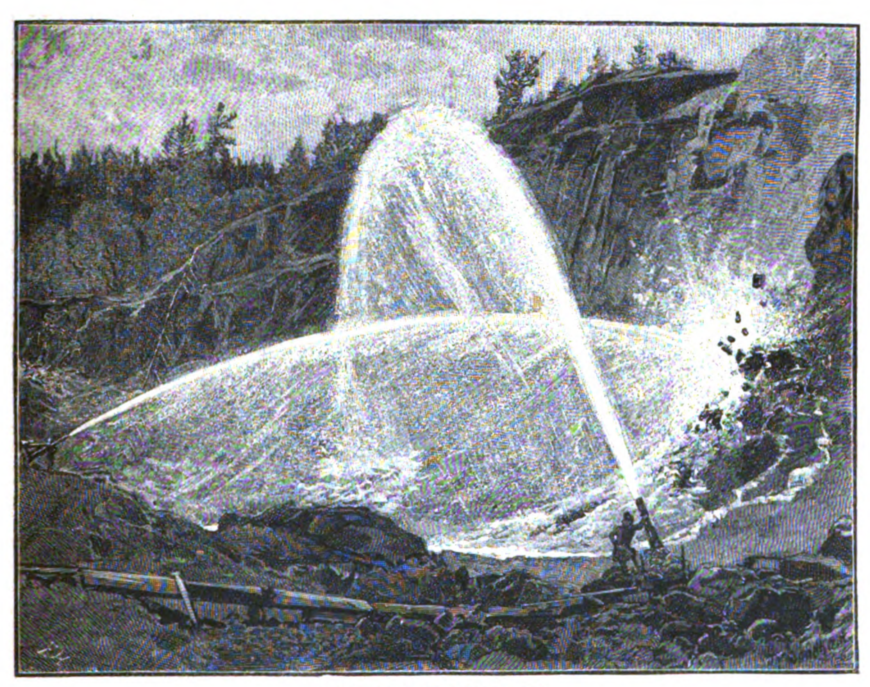


Handhabung des „Monitor" (S. 615).

Der „Yuba Ridge", auf dessen Abhängen die drei Flußläufe des North Fork, Middle Fork und South Fork entspringen, war schon den Auswanderern früherer Zeiten wohl bekannt. — Bei Emigrant Gap, dem Auswanderthor, einer Station der jetzigen mittleren Pacificbahn, pflegten die Wanderzüge, welche den Ueberlandweg gewählt hatten, den Kamm des Gebirgszuges zu überschreiten. Man kann an jener Stelle noch jetzt die mächtigen Bäume bewundern, um deren Stämme die armdicken Tau

geschlungen wurden, welche dazu dienten, die schwerbeladenen Lastwagen der Auswanderer den steilen Hang hinunter zu Thal zu lassen. Jetzt ist das ganze Gebiet des Yuba Ridge von zahlreichen Höhlungen durchwühlt, Berge von Schlacken und Kies türmen sich auf, die des wertvollen Edelmetalles beraubt sind, meilenlange künstliche Wasserleitungen ziehen sich an den Hängen hin, kurz alles deutet auf die emsige Arbeit fleißiger Menschen, welche sich dort auf der Suche befinden nach dem roten Golde.

Der Querschnitt des goldhaltigen Kieses, wie er in den Placers sich findet, läßt ganz allgemein zwei verschiedene Lagen erkennen. Die obere Schicht, etwa 100 Fuß dick, ist lose, flockig und, wohl infolge der Oxydation zahlreicher vorhandener Eisenteilchen, rostbraun. Der Kies der unteren Lage ist dichter, grobkörniger und hat sich durchweg mörtelartig zu einer festen Masse verbunden. Von seiner Färbung hat er die Bezeichnung als „blauer Kies“ erhalten, in der Sprache der Minenarbeiter heißt

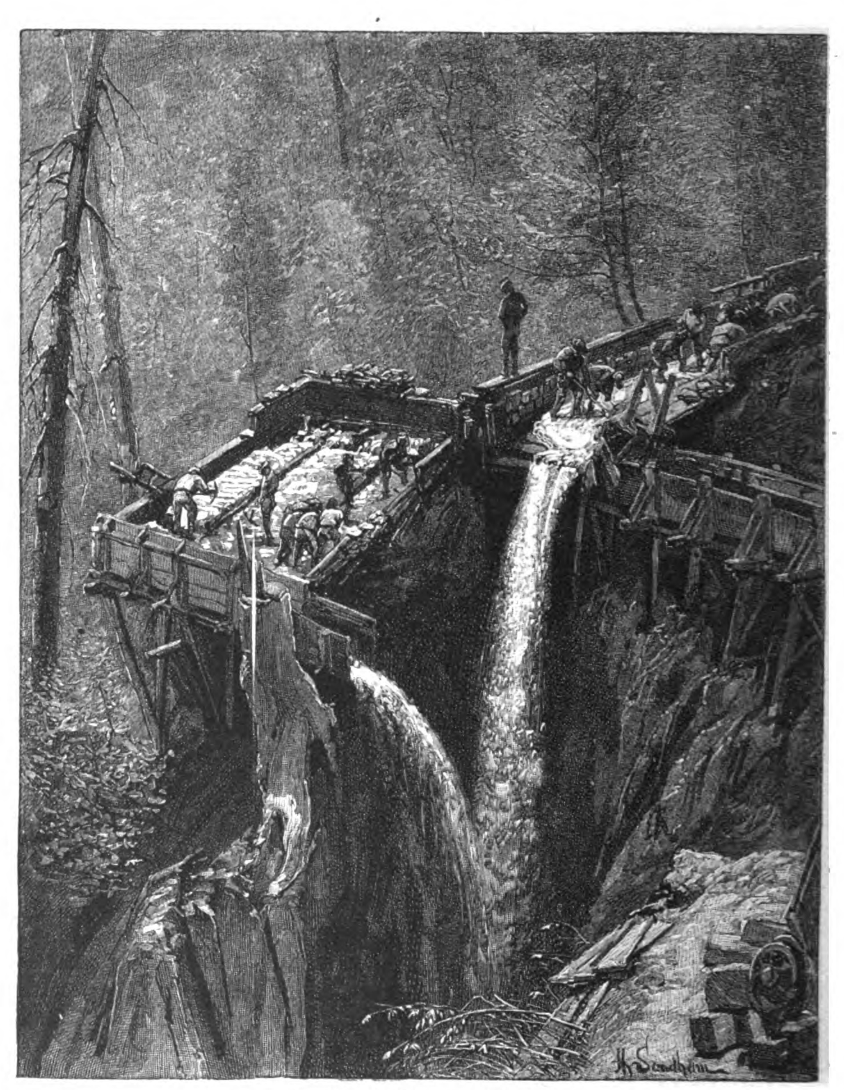


„Monitors“ in Thätigkeit (S. 615).

er seines bedeutenderen Goldgehaltes wegen „pay dirt“, der Dreck, welcher sich bezahlt macht. Die ganze Kiesablagerung ist reich an Fossilien und merkwürdigen Petrefakten. Prächtige Exemplare der Zuckerfichte, des Manzanita und anderer Waldriesen mit dem Unterholz ihrer Umgebung sind zu festem Stein verdichtet, während Blätter und Beeren mit zahlreichen Fußstapfen von Vögeln aller Art in den Thonschichten gefunden werden, welche gleich Adern an manchen Stellen den Kies durchsetzen. Ueber der gesamten Placerformation lagert eine Lavadecke, deren Ursprung wohl auf die Ausbrüche des Shasta und anderer ausgestorbener Vulkane der Nachbarschaft zurückzuführen ist. Zu welcher geologischen Periode der gewaltige Lavastrom, dessen Spuren in ganz Kalifornien und Oregon gefunden werden, sich über diese Gebiete ergossen hat, ist noch unentschieden, wie denn überhaupt den geologischen Forschungen sich in Kalifornien noch ein ziemlich unbeackertes Feld bietet. Nur so viel steht fest, daß die jetzigen Flüsse und Ströme entstanden sind und sich ihr Bett durch Lava, Kies und den Urfelsen gewühlt haben, nachdem jener Lavaausbruch schon stattgefunden hatte. Die Lavaschicht ist an verschiedenen Orten von

verschiedener Stärke und dort, wo sie am schwächsten, hat der betriebsame Mensch zunächst mit der Minenarbeit auf hydraulischem Wege begonnen.

Die „hydraulische Mine" besteht lediglich aus einem Stollen von ungeheuren Dimensionen, welchen man in der Kiesablagerung vortreibt. Oft läßt sich dies ohne besondere Schwierigkeit



„Grizzly" und „Under-current" (S. 617).

von der steil abfallenden Uferwand eines lebendigen Stromes oder einer günstig gelegenen Schlucht aus erreichen. In vielen Fällen aber zieht sich zwischen dem ersehnten Goldlager und dem Flußbette, welches der Minenarbeiter als „dump", als Ablagerungsplatz für seine „tailings", seine Schlacken und ausgewaschenen Kiesrückstände, benutzen will, auf unliebsame Weise eine Felswand her, welche den Lauf des alten Stromes begrenzt hat. Dann ist, um den tiefsten Punkt des Kieslagers zu erreichen, der Durchschlag von Tunnels erforderlich (S. 610). Es

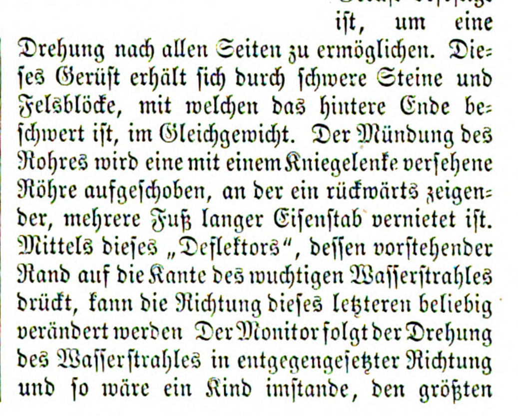
mußte beispielsweise die North Bloomfield Mining Company einen Tunnel von 8000 Fuß Länge durch festes Gestein treiben, ehe sie das auszubeutende goldhaltige Kieslager erreichte und die Anlage eines weiteren Zweigtunnels von 900 Fuß war erforderlich, um einen anderen Teil des Gebietes auf hydraulischem Wege mit Erfolg in Angriff nehmen zu können. Der Haupttunnel mit seinen drei Luftschächten erforderte allein einen Kostenaufwand von 10 Millionen Mark. Alles in der Mine gebrauchte Wasser und ebenso alle erdigen Rückstände wandern durch diesen Tunnel dem Bette des South Fork zu. In dem Maße, wie im Laufe der Jahre die Menge des von seinem Platz gelösten Kieses anwächst, welcher des blinkenden Edelmetalles beraubt werden soll, nimmt die hydraulische Mine mehr und mehr den Charakter einer seitlichen Aushöhlung des Berges im größten Maßstabe an. — Der Betrieb einer hydraulischen Mine in seinen Grundzügen ist sehr einfach. Am Fuße desjenigen Teiles der Kiesbank, welcher zunächst in Angriff genommen werden soll, treibt man längs des Untergrundfelsens einen niedrigen, schmalen Minengang auf etwa 100 Fuß Länge und an dessen äußerem Ende zwei Quergänge ein. Die Spitzen dieser Minen werden mit starken Pulverladungen versehen. Die Entzündung geschieht auf elektrischem Wege und setzt oft mehr als eine halbe Million Tonnen (= 2000 Pfund amerikanisch oder 907 kg) in Bewegung.



Wirkung des Wasserstrahles auf Felsmassen (S. 616).

Es versteht sich von selbst, daß alle Vorsichtsmaßregeln in umfassender Weise getroffen sind, um die Arbeiter auf eine herannahende Gefahr, die ihnen durch stürzende Wände oder dergleichen drohen könnte, zu warnen, wie denn überhaupt Telegraphen oder Telephonleitungen die einzelnen Teile der Mine miteinander verbinden.

Die mittels Pulver gelöste Masse wird durch Wasser weiter bearbeitet. Dazu bedient man sich des durch eine Reihe von Verbesserungen aus der einfachen Handspritze hervorgegangenen „Monitors" (S. 612). Diese Maschine hat in ihrem Aeußern große Aehnlichkeit mit einem schweren Geschütze. Das hintere Ende ist durch einen wasserdichten Schlauch mit der Wasserleitung verbunden. Das Rohr lagert in einem massiven Ringe, welcher seinerseits derartig an einem horizontalen Gerüst befestigt ist, um eine Drehung nach allen Seiten zu ermöglichen. Dieses Gerüst erhält sich durch schwere Steine und Felsblöcke, mit welchen das hintere Ende beschwert ist, im Gleichgewicht. Der Mündung des Rohres wird eine mit einem Kniegelenke versehene Röhre aufgeschoben, an der ein rückwärts zeigender, mehrere Fuß langer Eisenstab vernietet ist. Mittels dieses „Deflektors", dessen vorstehender Rand auf die Kante des wuchtigen Wasserstrahles drückt, kann die Richtung dieses letzteren beliebig verändert werden Der Monitor folgt der Drehung des Wasserstrahles in entgegengesetzter Richtung und so wäre ein Kind imstande, den größten



Monitor zu regieren; ohne die sinnreiche Erfindung des Deflektors würde zur Bewältigung dieser schweren und gefährlichen Aufgabe die Kraft und Geschicklichkeit zahlreicher Hände erforderlich sein.

Um festzustellen, welche Mengen Wassers und mit welcher Gewalt sie durch das Rohr eines Monitors geschleudert werden, hat sich beim Minenmann eine eigene Bemessung aus den Uranfängen des Betriebes bis auf die neueste Zeit übertragen. Er versteht unter einem „miner's inch“, wörtlich übertragen unter dem „Zoll



Schleusen oder „Sielen“.

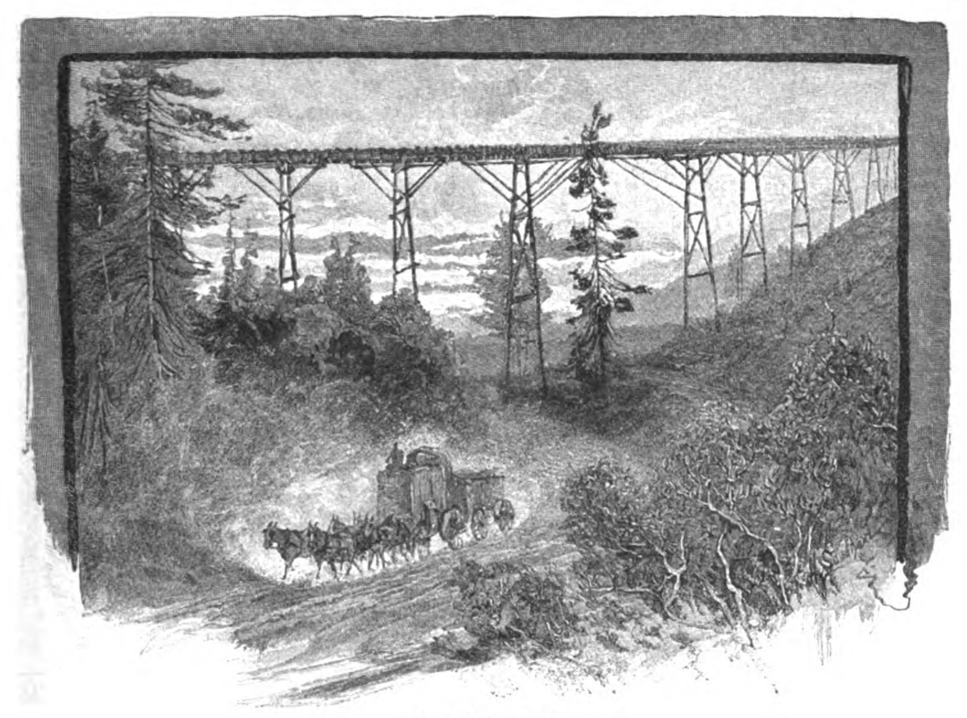
eines Minierers“, diejenige Wassermenge, welche durch eine Oeffnung von einem Zoll im Quadrat bei einem Drucke von 6 Zoll hindurchfließt. Der letztere Ausdruck bedeutet soviel, als daß der Wasserzufluß einem Sammelbecken entströmt, dessen Wasserstand sich fortwährend 6 Zoll über dem Abflußkanal hält. Nach verschiedenen Schätzungen wechselt die Masse des 24 Stunden in ununterbrochener Kontinuität thätigen miner's inch zwischen 2230 und 2274 Kubikfuß oder beträgt durchschnittlich 17000 Gallonen [1]) Wasser. Hundert miner's inches würden in derselben Zeit also mehr als 1 1/2 Mill. Gallonen darstellen. Seitdem die Benutzung des Eisens allgemein geworden, hat man den Röhren, welche das Wasser dem Monitor zuführen, einen immer wachsenden Durchmesser bis zu 15 und gar 30 Zoll gegeben. Damit ist die Wasserzufuhr für einen Monitor bis zu 1000 und 1500 miner's inches gestiegen, und der Druck wechselt jetzt zwischen 250—400 Fuß. Man nimmt an, daß tausend durch die Mündung eines Monitors getriebene miner's inches einer Wassermenge von 1570 Kubikfuß in der Minute gleichkommen. Der so erzeugte riesige Strahl ist imstande, Felsblöcke von mehreren 100 Tonnen Gewicht vor sich herzuschleudern.

Selbstverständlich hängt von der richtigen Handhabung des Monitors in hohem Grade die Wirksamkeit des Wasserstrahles ab. Der bedienende „pipeman“, der Mann an der Mündung des Rohres, ist deshalb nächst dem Aufseher in der Mine eine Persönlichkeit von Bedeutung.

Die bereits gelockerte Kieswand bricht unter der zerstörenden Wirkung des Wassers rasch zusammen (S. 615) und dieses schwemmt in den gezimmerten Abflußrinnen das gesamte Erdreich mit sich fort zunächst einer offenen Grube zu, welche 6 oder 8 Fuß im Geviert haltend bis zu 40 Fuß Tiefe in den Felsgrund eingetrieben ist. Die ganze Masse strömt dann durch den Tunnel dem Flusse zu, welcher als „dump“ den vom Gold gesäuberten Kies aufnehmen und stromabwärts weiter führen soll. Die Grube und der Tunnel sind mit Steinblöcken oder dicken Klötzen und Planken sorgsam ausgebettet. In die eingeschnittenen Rillen senkt sich das schwere Gold, während die Gewalt des Wassers das Erdreich mit fortreißt. Die Bettung leidet sehr durch das fortwährende, mit großer Vehemenz durchströmende Wasser und die fußdicken Bohlen müssen immer nach wenigen Wochen erneuert werden.

Um aber den Kies auch des letzten Körnchens Gold zu berauben, bedarf es noch weiterer Vorrichtungen. Der Strom ergießt sich beim Austritt aus dem Tunnel nicht ohne weiteres in den Dump, sondern muß vorerst noch ein System von im Zickzack am steilen Abhange angelegten Sielen passieren (s. n. Abb. u. S. 609), von denen eine immer etwa 40 Fuß unter der anderen sich befindet. Auch der Boden dieser Sielen ist mit Rillen versehen, dicht vor dem Ausfluß einer jeden ist außerdem ein starkes, „grizzly“ genanntes, eisernes Gitter eingelassen. Die größere Menge

[1]) Gallon = 3,79 Liter.



Schleusenbrücke (S. 618).

des Wassers und das leichtere Erdreich stürzen in das nächste Siel hinunter, das schwerere Gold aber und einzelne erdige Teile mit etwas Wasser fallen durch den „grizzly“ auf eine breite Holzunterlage, den „under-current“ (S. 614) und werden über diesen nun weit langsamer fortgetrieben. Die kleinen Goldpartikelchen vermischen sich mit dem in den Rillen befindlichen Quecksilber; Wasser und Erde fließen am unteren Ende ab, dem nächsten Siele zu. Während man meilenlange, in gerader Richtung geführte Siele und Schleusen nötig haben würde, um aus dem mitgeführten Erdreiche das Edelmetall zu entfernen, genügen sechs oder sieben auf solche Weise eingerichtete under-currents, Unterströmungen, so vollständig, um auch das kleinste Goldpartikelchen zu gewinnen, daß das letzte derselben gewöhnlich kaum mehr die Kosten seiner Unterhaltung lohnt.

In seinem Holzhäuschen auf der Höhe des Felsens gegen die Unbilden der Witterung geschützt, beobachtet ein Wächter unausgesetzt die Siele. Er ist dafür verantwortlich, daß der Ausfluß des Tunnels nicht gelegentlich durch große Steine oder Baumstämme verstopft wird, und die Kugel aus dem Rohre des breitschultrigen Riesen verfehlt selten den chinesischen Sielendieb, welcher sich in Gefahr begibt. Die gelben Kinder des himmlischen Reiches der Mitte wissen aber doch einen unbewachten Augenblick zu erspähen. Blitzschnell taucht dann die silberne Klinge ihres Messers in die Rillen der under-currents und überzieht sich mit dem goldhaltigen Quecksilber.

Aus dem Vorhergehenden erhellt zur Genüge, daß die Herbeischaffung einer ausreichenden Wassermenge als wesentliche Vorbedingung für den erfolgreichen Betrieb der Minen gelten muß. Die vorhandenen Ströme und Flüsse haben von Anfang Juli jeden Jahres bis zum nächsten Frühling, wenn der Schnee zu schmelzen beginnt, einen sehr niedrigen Wasserstand und würden die zahlreichen Minen nur eine kurze Zeit zu speisen imstande sein. Deshalb haben die hydraulischen Minen Veranlassung gegeben zur Anlage zahlreicher künstlicher Wasserreservoire (S. 618). In möglichster Nähe der Schneeregion, oft 6000 oder 8000 Fuß über dem Meeresspiegel, werden ganze Thäler mittels kolossaler Steindämme abgesperrt, hinter denen

sich aus dem schmelzenden Schnee und durch das Auffaugen aller noch so kleinen Wasserrinnen künstliche Seen bilden, die bis zu 1000 und mehr Acker [1]) Land bedecken. Die größeren derselben enthalten weit über 1000 Mill. Kubikfuß Wasser. Diese Dämme, oft bis 90 Fuß hoch, ebenso dick am Fußende und sich bis zu einer oberen Breite von 6—8 Fuß verjüngend, leisten mit den entsprechenden Sicherheitsvorrichtungen zum Abfluß den größten Wassermassen Widerstand. Man gibt sich in dem verschwenderischen Naturlande nicht die Mühe, die Abhänge des Thales abzuholzen. Infolge der Ueberschwemmung gehen die Bäume ein und die aus der Oberfläche des Bassins herausstehenden kahlen, geschwärzten Kronen und Aeste gewähren einen trostlosen Anblick.

Das Hauptreservoir, mit dessen Hilfe die



Wasserreservoir (S. 617).

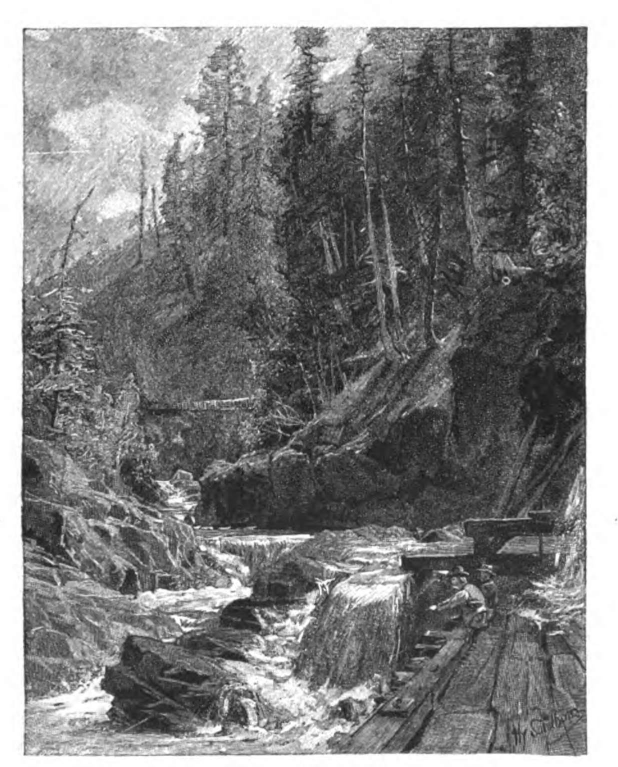
Minenarbeit betrieben werden kann, bis das Wasser gefriert, liegt oft bis zu 100 Meilen von der Mine selbst entfernt. Von ihm wird das Wasser in Gräben und Holzrinnen zunächst in ein kleineres Bassin in größerer Nähe der Mine, aber bedeutend höher als die Sohle der letzteren gelegen, geleitet, dessen Aufstauung nach dem Wasserbedarf leicht geregelt werden kann, und strömt dann in eine Leitung, zu welcher vielfach eiserne Röhren von 20—30 Zoll Durchmesser verwendet werden, direkt dem Monitor zu.

Diese langen Wasserleitungen überschreiten auf hohen, von Holz konstruierten Aquädukten tiefe und breite Thäler (S. 617), schieben sich an den Hängen her, erscheinen dort, wo eine Aushöhlung des Gesteines zur Unmöglichkeit wurde, in schwindelnder Höhe wie an den Felsen geklebt, sind selbst durch das Bett von Flüssen geführt, und legen in ihrer Gesamtheit ein glänzendes Zeugnis ab von der vor keiner Schwierigkeit zurückschreckenden Kunst und Geschicklichkeit amerika-

[1]) Acker = 0,4 Hektar.

nischer Ingenieure. Man schätzt die Länge sämtlicher vorhandenen Wasserleitungen zu Minenzwecken auf 6000 Meilen und deren Erbauungskosten auf über 60 Millionen Mark.

Auch die Instandhaltung erfordert verhältnismäßig bedeutende Summen, denn Frost, Hochwasser, Regen und namentlich die im Hochgebirge häufig wiederkehrenden Schneestürme bringen an dem künstlichen Menschenwerk arge Verwüstungen hervor. Eine stete Ueberwachung der ganzen Anlage und Regulierung (S. 620) ist deshalb erforderlich. Von fünf zu fünf Meilen sind kleine Häuschen erbaut, in denen die Wasserwärter ihr einsames, beschwerliches und nicht gefahrloses Dasein führen. Drohen große Wassermassen in ihrem Laufe zu Thal Schaden anzurichten, so eilt der Wärter zum nächsten „waste-gate“, und öffnet diese Schleusenvorrichtung, welche dem tosenden Elemente gestattet, in breiten Strömen aus der Leitung seitwärts zu entweichen und sich einen eigenen uneingedämmten Weg zu wählen, bis die Hauptschleuse am Reservoir geschlossen werden kann (s. Abb.).



Schleusenvorrichtung für Notfälle.

Die Rentabilität einer hydraulischen Mine hängt ganz wesentlich von der zur Verfügung stehenden Wassermenge ab. Je mehr Kies in Bewegung gesetzt werden kann, desto geringer braucht sein Goldgehalt zu sein, um dennoch einen Gewinn zu erzielen. In der North Bloomfield Mine kosten Wasser und Menschenarbeit, um einen Kubikyard (1 Yard = 0,914 m) Kies auszuwaschen, 2 1/4 Cents (1 Cents etwa = 4 Pfg.). Der Durchschnittsertrag mehrerer Minen beziffert sich nur auf 7 1/4 Cents für den Kubikyard, aber man wird auch diesen geringen Ueberschuß würdigen in der Erwägung, daß ein 24 Stunden unausgesetzt wirkender Wasserstrahl von der Mächtigkeit nur eines miner's inch je nach Lage der Verhältnisse zwei bis vier und einen halben Kubikyard goldhaltigen Kieses verarbeitet, und daß ein einziger Monitor in dieser Zeit 6000 miner's inches, oder mehr als 100 Millionen Gallonen Wasser zu schleudern imstande ist. Diese letzte Ziffer übersteigt den täglichen Bedarf der Weltstadt London an dem unentbehrlichen Naß.

Jede hydraulische Mine beschäftigt zwischen 25 und 30 Männer, unter ihnen Chinesen für die niedrigen Dienste, und überhaupt werden etwa 20 000 Arbeiter auf diese Weise ihren Lebensunterhalt verdienen. Ganze Städte entstehen, wo mehrere große Minen in der Nähe sich aufthun, und siedeln im Laufe der Jahre an andere Stellen über, falls die Verhältnisse dies wünschenswert machen. Aus diesem Grunde lebt die Mehrzahl der Minenarbeiter in einfachen Holzhäusern. Diese sind indes nicht selten im Innern schmuck und rein gehalten und liegen inmitten blühender Sträucher und reich tragender Obstbäume, wie der fruchtbare jungfräuliche Boden sie hervorbringt (S. 620).



Goldgräberhütte (S. 619).

Die goldhaltigen Placer werden nach angestellter Berechnung noch etwa ein halbes Jahrhundert Material liefern und versprechen in diesem Zeitraum eine weitere Ausbeute von vielleicht 26000 Millionen M.

Es ist deshalb unwahrscheinlich, daß der Betrieb der hydraulischen Minen, welche den größten Bruchteil der Goldernte auf unserem Erdball überhaupt liefern, geschlossen werden wird. Vielmehr muß der menschliche Geist, durch die Notwendigkeit gezwungen, Mittel ausfindig zu machen suchen, um die aus der Goldgewinnung für andere Bewohner des Landes entstehenden Nachteile unschädlich zu machen.

In neuerer Zeit droht den hydraulischen Minen eine ernste Gefahr. Die riesigen Kiesmassen, welche den Stromläufen übergeben werden, haben diese in ihrem unteren Laufe dermaßen versandet, um die Schiffahrt auf dem Sacramento in Frage zu stellen. Die verflachten Ufer der träge dahinfließenden Wasserläufe sind nicht mehr imstande, die Massen des geschmolzenen Schnees im Frühjahre zu Thale zu führen. So entstehen jährlich wiederkehrende Ueberschwemmungen, welche die Saat vernichten und weite Strecken mit einem rotbraunen Ueberzuge manchmal fußdick überziehen, der alle Vegetation tötet. Weder künstliche Eindeichungen des fruchtbaren Landes, noch andere Maßregeln haben vor dieser Kalamität bis jetzt schützen können, welche nach verschiedenen Schätzungen 43000—270000 Acker fruchtbaren Landes völlig entwertet hat. Der so angerichtete Schaden beziffert sich nach einzelnen Angaben auf gegen 100 Mll. Mark. Den Minenbesitzern stehen besondere Konzessionen zur Seite, die namentlich auch die willkürliche Verlegung und Ausnützung der Wasserkräfte in sich schließen, und die reichen Unternehmer haben einen Bund zum Schutze ihrer gemeinsamen Interessen geschlossen. Gegen die immer mehr überhandnehmenden Verwüstungen haben die Bewohner der Ebene das Gesetz angerufen.



Wasserregulierung (S. 619).

Im Banne der Dankbarkeit.

Von

H. Villinger.



Der Geburtstag des Fürsten war wieder einmal in Aussicht. Der alte Herr zählte 82 Jahre. Sein junger Leibarzt und zugleich Hofdichter promenierte schon zwei volle Stunden im taugetränkten Garten. Es war noch früh am Morgen, die Rosen standen in voller Pracht. Ihr Duft zog immer wieder die Gedanken des sich quälenden Dichters von dem alten Fürsten ab. Er hatte in der verflossenen Nacht das halbe Archiv des Hauses durchblättert, er hatte die Tage her den Kammerdiener zu jeder Stunde, in der er seiner habhaft werden konnte, ausgefragt, ausgeforscht, ausgepreßt nach Ereignissen aus dem Leben des fürstlichen Herrn. Nun that er, was er schon seit einer geraumen Zeit immer im Monat Juni zu thun pflegte — er verwünschte einen verhängnisvollen Einfall seiner Knabenjahre. Mit 14 Jahren hatte er nämlich den unglückseligen Einfall gehabt, dem Fürsten zum Geburtstage ein Festgedicht zu überreichen. Seither gehörte ein solches Gedicht zum alljährlichen Festprogramme. Nun war nichts natürlicher, als daß der junge Mann seinem erlauchten Gönner und Wohlthäter diese Aufmerksamkeit erwies. Der letztere hatte ihn erziehen und studieren lassen, die sorgenfreie Existenz eines Leibarztes war ihm geworden, der Hofratstitel schwebte in der Luft. Dafür konnte man schon alljährlich ein Gedicht vom Stapel laufen lassen. So dachte jeder, nur nicht der, welcher damit betraut war. Das Leben des Fürsten war so ruhig dahingeflossen, wie der kleine freundliche Landesbach zwischen den heimischen Wiesen; er war nie ausgetreten, der Bach, der Grundzug seines Wesens war stille, bequeme Beharrlichkeit.

Der Fürst war freilich einmal in Petersburg gewesen, aber darüber stand weiter nichts in seinem Tagebuch, als: „Petersburg: unbehagliches Babel.“ — Auch an einem Kriege wollte er einstmals teilnehmen, da bekam er die Masern. Im deutsch-französischen Kriege waren zwar in dem kleinen Fürstentümchen eine Unmasse Verwundete auf das Fürtrefflichste verpflegt worden; dieses Umstandes hatte aber der arme Dichter nun schon seit Jahren in allen möglichen Variationen Erwähnung gethan. Es war ein frischer Junimorgen und doch war ihm heiß, dem jungen Manne. Er wußte, daß wenn er nun Punkt neun in die Emmerenzgasse eintrat, um die drei Tanten zur sonntäglichen Kirche abzuholen, sie alle wie aus Einem Munde die Frage an ihn stellen würden: „Und das Gedicht, Heinz?“ Hernach ihre verlängerten Mienen, wenn er noch immer mit einem Achselzucken antworten mußte! Er setzte sich auf eine Bank; Rosen blühten über seinem Haupte; er lehnte sich zurück, schaute empor und atmete ihre Düfte ein. Gegenüber auf einem Zweige saß eine Amsel und sang ihm eine herzerfrischende Geschichte vor. Er schaute auf und nickte, es war ihm zu Mute, als ob er eine ganz ähnliche Geschichte in die Welt hinaussingen könne, wenn er nur wolle. Dabei flog ein leises Lächeln über den sanften, feingeformten Mund, der sich in das sonst außerordentlich männlich und kühn geschnittene Gesicht wie verirrt zu haben schien. Da läuteten die Kirchenglocken; die Amsel stieg in die Lüfte. Er schnellte von seiner Bank auf und sah sich um. Die alte, enge Welt, freilich mit Rosen geschmückt — drüben das Fürstenschloß, blendend weiß, vornehm, still. Der junge Mann durchschritt den Garten und begab sich in die Emmerenzgasse. In dem Hause Nummer 47 wohnten die Tanten. Ein uralter Fensterspiegel erlaubte ihnen die schmale Gasse zu überblicken. Tante Lottchen sah dem Neffen entgegen; sie zählte 66 Jahre, war die Jüngste und hatte immer noch heitere Einfälle, die von den älteren Schwestern mütterlich belächelt wurden. Sie kleidete sich auch noch mit etwas Koketterie, und

die Schwestern sagten, wenn neue Moden besprochen wurden: „Das wäre etwas für Lottchen — das müßte Lottchen stehen —.“

Heinz trat in das Wohnzimmer, in welchem er seine Kinder- und Knabenjahre zugebracht. Die Schwestern des Vaters hatten ihn nach dem früherfolgten Tode seiner Eltern zu sich genommen. Die Einrichtung der Stube gehörte dem vergangenen Jahrhundert an, war aber jetzt wieder hoch zu Ehren gekommen. Die alte, prächtig erhaltene Uhr aus der Rokokozeit, welche auf der eingelegten Kommode aus Nußbaumholz stand, that eben mit jugendlicher Kraft und Lebendigkeit ihre neun Schläge.

„Just mit dem Schlage!“ schrie Tante Lottchen dem Neffen entgegen, „wie steht's mit dem Gedicht, Heinz?“ Er seufzte ein wenig. „Wir wollen einen Pakt schließen, liebe Tanten,“ sagte er, „ihr fragt mich nicht mehr nach dem Gedicht — es beunruhigt mich nämlich — sondern überlaßt es mir, euch das Fertige vorzulegen.“ Ernestine nickte; sie war die Mittlere. „Das verstehe ich, Heinz,“ meinte sie mit einem bedeutsamen Lächeln, „damit bin ich ganz einverstanden; Lottchen kann so schwer den Mund halten.“

Lottchen schmollte ein wenig, fügte sich aber. Es war ein stilles Uebereinkommen, daß Heinz sein poetisches Talent von Tante Ernestine geerbt; wenn sie daher einen Ausspruch nach dieser Richtung hin that, so respektierte man denselben. Tante Karoline trat nun in die Stube, schon fertig zur Kirche. Sie war die Praktische, diejenige, die den ganzen Haushalt im Kopfe hatte und es meisterlich verstand, bei geringem Vermögen stets die „dehors“, wie sie sich ausdrückte, zu wahren. Sie hatte, obwohl ihre Gedanken noch in der Küche beim Braten weilten, doch mit einem einzigen Blick übersehen, daß Tante Ernestinens Zopfschwänzchen wieder unter dem Hute hervorguckte und daß ihr das Umschlagetuch ein Stück auf dem Boden nachschleifte.

„Es ist entsetzlich,“ sagte sie zu der 72jährigen Schwester, „wie nachlässig du noch immer bist.“ Diese an den Vorwurf gewöhnt, suchte Ordnung in ihre Toilette zu bringen und hing sich dann an Heinzens Arm. Den anderen nahm Lottchen. Karoline ging immer allein voraus. So begab man sich zur Kirche. „Da kommen die drei Gnädigen,“ sagte das Volk und grüßte. Man war ihnen gut, den alten Damen, sehr gut auch dem Heinz. Jeder glaubte ihn zu kennen wie seine Rocktasche. Hier, in diese Gosse war der Heinz als wilder Knabe einmal gefallen, worüber alle drei Gnädigen in aufgestörtem Zustande zum Fenster hinausgezetert hatten. — Dies war die Eiche, in deren Gipfel der Heinz einmal einen ganzen Tag gesessen hatte, weil er nicht mit dem Vorschlag des Fürsten einverstanden war, Doktor der Medizin zu werden. — Unendlich leicht entschlossen sich die Leute, den Heinz kommen zu lassen, wenn ihnen was fehlte. Da hieß es dann: „Grüß Gott, Heinz, setze dich ein bißchen, Heinz, was gibt's Neues? erzähle ein paar lustige Geschichten, dann wird's mit meiner Gicht bald vorüber sein. Weißt du noch, Heinz, was für ein paar wilde Rangen ihr waret, du und mein Junge?“ Bei schweren Krankheiten riefen die Leute den alten Physikus; in solchen Fällen trauten sie dem Heinz nicht; in ihren Augen war und blieb er der übermütige Junge, über den man fürs Leben gern gelacht hatte. Ach, er brauchte ja nur aus dem engen, peinlich sauberen Heim der guten Tanten hinauszutreten, so war er ein anderer, so war ihm zu Mute wie einem jungen Füllen draußen auf freier, sonniger Weide. Die Ermahnungen der guten Tanten, all ihre O's und Ach's verwehten im Winde. Freilich, wenn er dann nach Hause kam, ein paar Stunden später, als es hätte geschehen sollen, mit roten erhitzten Wangen, die sauberen Kleider in schlimmem Zustande, da hielt der noch eben so frohe, kecke Leichtsinn den jammernden, unglücklichen Tanten gegenüber, die alle miteinander an sein weiches Herz appellierten, nicht lange stand. Voll Reue versprach der Bursche alles, was sie von ihm verlangten und hielt auch Wort — bis irgend ein schöner Nachmittag ihn hinauslockte. Dann erschien ihm die entbehrte Freiheit doppelt schön, und er trieb's noch toller als zuvor.

Heinz betrat die Kirche inmitten seiner drei ehrwürdigen Tanten. Sie hatten ihren eigenen Betstuhl, der fürstlichen Loge gegenüber und verneigten sich beim Erscheinen der hohen Herrschaften altmodisch tief und wackelig, worauf sich die lose Jugend immer schon im voraus freute. Der Fürst stand aufrecht und schaute gelangweilt in seiner alten Kirche umher. Die Fürstin-Schwester, welche 84 Jahre zählte, gab durch ihre Haltung und den würdigen Ernst ihrer regelmäßigen Züge der Gemeinde immer das beste Beispiel. Die drei alten Damen suchten

sie so gut wie möglich zu kopieren. Heinz warf zuweilen einen kurzen Blick hinüber in die Fürstenloge. Zwischen dem alten Geschwisterpaare kniete die anmutige Gestalt der Prinzessin Liebhilde, der verwaisten Tochter einer erlauchten Nebenlinie. Sehnsüchtig, wie ein gefangener Vogel schaute die Prinzessin unverwandten Blickes in einen Sonnenstrahl, der zum gegenüberliegenden Fenster schräg hereinfiel und damit endigte, daß er die kleine Glatze des Geistlichen bespiegelte. Liebhilde schaute aber weiter oben den Staubwölkchen zu, welche sich im hellen Scheine tummelten. Fiel ihr Blick einmal tiefer, zum Beispiel auf Heinz, so schaute dieser immer schnell wieder in sein Buch. Es war kein Andachtsbuch; er pflegte Goethes Gedichte mit in die Kirche zu nehmen. Er mußte in die Kirche gehen in seiner Stellung als Leibarzt und als Neffe. Aber er gönnte sich einige Freiheit in der Wahl seiner Andachtsübungen. Eigentümlicherweise schlug er unter den Gedichten sehr oft ein und dasselbe auf:

Adler und Taube.

Ein Adlerjüngling hob die Flügel
Nach Raub aus:
Ihn traf des Jägers Pfeil und schnitt
Der rechten Schwinge Sennkraft ab.
Er stürzt herab in einen Myrtenhain,
Fraß seinen Schmerz drei Tag lang
Und zuckt an Qual
Drei lange, lange Nächte lang. —

Weiter kam er nie. Der ganze Schmerz der in ihrem Fluge gehemmten Kreatur tobte in seinem Innern.

Indes, seit einem Jahr war es anders, kam die Adlerqual über ihn, so heftete er seinen Blick auf Prinzessin Liebhilde; ihr Antlitz beruhigte ihn wunderbar. Er wußte, sie träumte auch von anderen Dingen, als von dem engen Rosenhain, der ihre Heimat geworden. Freilich, wovon sie träumte, das war ihm ein Rätsel. Sie schaute so ernst aus ihrem schwarzen Schleier heraus, der wie eine Wolke ihre weiße Stirne umfloß; nichts schien ihren Blick zu fesseln, als der Sonnenstrahl. Sie sahen sich öfter, Heinz und Prinzessin Liebhilde; alle Montag und Donnerstag Abend im Lesezirkel der Fürstin-Schwester. Außer den Tanten waren da noch ein paar andere ehrwürdige Gestalten anwesend; es wurde Whist gespielt, Prinzessin Liebhilde arbeitete, Heinz las. Manchmal Gedichte, dann wieder Novellen oder wissenschaftliche Aufsätze aller Art. Der junge Mann richtete sich so ein, daß das erste, was er vorlas, immer dem Geschmacke der Herrschaften entsprach; dann, wenn die alten Damen sich mehr und mehr über ihrem Spielchen vergaßen, las er für sich und Liebhilde. Die Prinzessin ließ dann ihre Handarbeit in den Schoß sinken, legte die schlanken Hände übereinander und schaute den Leser groß und unverwandt an. Es war wie ein Untertauchen oder wie ein Aufschwingen ins Land der Poesie. Wie er dachte, was er ersehnte, wünschte, empfand, es sprach aus der Wahl seiner Gedichte, aus dem Tone seiner Stimme. Immer der Schrei nach Freiheit. Sie verstand ihn; sie behielt das Buch da, wenn er gegangen war und las alles noch einmal durch. Er pflegte seine Lieblingsgedichte ganz leicht mit einem blauen Stift anzustreichen. Gefiel ihr seine Wahl, so machte sie einen kleinen roten Strich neben den seinen. Das dauerte nun schon ein Jahr. Des Fürsten Bibliothek hatte sich in dieser kurzen Zeit wunderbar bereichert. Was es Schönes gab in der Litteratur, Heinz schaffte es an. Der Fürst kümmerte sich wenig um seine Bibliothek, aber wenn die Rechnungen einliefen, sagte er manchmal zu seinem Leibarzt: „Du Heinz, du ruinierst mich ja!“ Worauf Heinz bei sich dachte: „Nach dieser Richtung wird nicht gespart, spare du in anderen Dingen.“ Der Fürst verdarb sich nämlich zuweilen den Magen. Das wußte man dann immer im Städtchen und war in Angst um den greisen Herrn. Hatte er sich jedoch erholt, so steckten die Hoflieferanten die Köpfe zusammen und raunten einander zu: „Er hat sich einen Hummer kommen lassen — geschieht ihm ganz recht, was braucht er sich von draußen was kommen zu lassen — er soll essen, was wir haben — bleibe im Land und nähre dich redlich —“ Und die Hoflieferanten gingen voll Einigkeit auseinander. Zu Hause im Familienkreise sagte dann wohl der eine oder der andere biedere Unterthan zu seiner Ehehälfte: „Der Heinz flickt ihn immer wieder, Gott sei Dank! geschickter Junge, der Heinz, aber wenn ich schwer krank werden sollte, Frau, so laß mir den Physikus holen; der Heinz thut alles so schnell ab, der Physikus bleibt so ein paar Stunden am Bett sitzen und schüttelt den Kopf, da hat man doch die Beruhigung, daß einem was Rechtes fehlt.“

Die Predigt war zu Ende; der Geistliche klappte sein Buch zu und verließ die Kanzel.

Die drei Gnädigen dienerten wiederum bis zur Erde, der Hof nickte. Dann schritt Prinzessin Liebhilde langsam zwischen ihren erlauchten Anverwandten nach der Kirchenthüre, die ein Lakai ehrfurchtsvoll aufgesperrt hielt. Heinz schritt hinter ihnen her, an jedem Arm eine Tante. Draußen auf dem sonnigen Kirchenplatze regnete es wieder Verbeugungen, es fielen einige gnädige Worte, alsdann versank der Hof in seine Kutsche und das Volk stand und gaffte.

„Bim, bam, bim, bam," sagte Heinz zwischen seinen Tanten und bewegte leise seinen Kopf im Takte der tiefen, alten Kirchenglocke. „Wie aufgeräumt du bist, Heinz," rief Lottchen, „ich versichere dich, mir ist des Sonntag morgens auch immer so wunderbar; nicht wahr, man meint, es müsse etwas ganz besonders Angenehmes kommen?" „Es gibt hoffentlich Kuchen zum Nachtisch," entgegnete der Neffe. „Du Leckermaul," jubelte Lottchen, „aber siehst du, Karoline, welch ein Glück, daß ich's durchsetzte und für einen Kuchen sorgte!" Karoline wandte sich um, sie hatte etwas entsetzlich Hölzernes, Steifes: nun stand sie kerzengerade vor den dreien, sie so zwingend, stehen zu bleiben. „Heinz," sagte sie, „das ist's, was mich manchmal betrübt, wenn ich ans Sterben denke — Lottchen ist und bleibt ein Kind. Ihr ist viel mehr am Kuchen gelegen, als dir. Ich hoffe, Heinz, wenn ich nicht mehr bin, wirst du das kleine Vermögen in die Hand nehmen und Lottchen und Ernestinen, soviel als sie für die Woche brauchen dürfen, in kleinen Raten auszahlen. „O ich bitte dich, Karoline, gehe weiter und rede nicht so fürchterlich traurige Dinge," rief Lottchen. „Weil sie weiß, daß ich des Sonntags gut aufgelegt bin, kommt sie jedesmal mit dem Sterben. Bist du nicht acht Jahre jünger als die Fürstin-Schwester?" „Acht Jahre, sechs Monate und drei Wochen," erwiderte Karoline mit großer Genugthuung und setzte ihren Weg fort. Sie ging direkt nach Hause wegen des Bratens; Heinz mußte noch eine Stunde mit den beiden anderen im Parke promenieren. Lottchen war glücklich über jede Blume, jeden Vogel; sie schwatzte unaufhörlich. Ernestine, die einen Bindfadenknäuel in der Tasche gehabt, der ihr, als sie das Taschentuch holen wollte, herausgefallen war, bemerkte das Unglück erst, als sie plötzlich nicht mehr weiter konnte. Ihre Füße waren in das Garn verwickelt, der Knäuel selbst lag über zehn Schritte von ihnen entfernt. „Heinz," sagte sie, „du mußt ganz sachte um mich herumgehen und mich loswickeln, daß nur ja der Faden nicht abbricht, Heinz, ich darf keine Knöpfe in meine Spitzen häkeln." Aber Heinz war ungehorsam, er lachte kurz auf, eine seiner alten Knabenanwandlungen kam über ihn, mit einem Rucke riß er den Faden los. „Um Gotteswillen," rief Ernestine, „das war nicht freundlich, Heinz!" „Nein, das war nicht freundlich, Heinz," wiederholte Lottchen. Er sah in vier vorwurfsvolle, kindliche Augen. „War's zu stark?" fragte er gutmütig, „ein Mann, wißt ihr, hat keine so große Pietät für Bindfaden."

Das sahen sie ein, und nachdem sie die alten bekannten Wege zum tausend und aber tausendsten Male gewandelt waren, schleppten sie sich nach Hause, zum sonntäglichen Mittagsmahle. Karoline empfing sie im grauseidenen Spenzer. Es war dies eine Schnepptaille, die viele, viele Hoffeste und Familienereignisse hinter sich hatte. Ernestine vervollkommnete ihre Toilette durch einen Kopfputz; Lottchen schmückte sich mit Schleifen. Man aß die Suppe und ließ einige Worte über die Predigt fallen. Lottchen behauptete, letztes Jahr um die Rosenzeit habe der Herr Pfarrer ganz dieselbe Predigt gehalten, als am heutigen Sonntage. Sie rief Heinz als Zeugen auf, aber der junge Mann erklärte sich außer stande, diese Thatsache zu beschwören. Ernestine, die eine langsame Art des Sprechens hatte, meinte: „Im vorigen Jahr zur Rosenzeit kam just unsre liebenswürdige Prinzessin Lieb —" „O ich bitte dich, Ernestine," unterbrach sie Karoline, „halte deinen Löffel nicht so lange in der Luft, ich sehe schon die Fettflecken auf deinem Kleide —" „Liebhilde," fuhr Ernestine ruhig zu sprechen fort, nachdem sie ihren Löffel Suppe hinunter geschluckt, „findet ihr nicht, daß sie einen so wunderbaren, neapolitanischen Augenaufschlag hat?"

Jetzt lachte Heinz: „Wo in aller Welt sind dir schon neapolitanische Augen begegnet, Tante Ernestine?" „Nun, rechnest du den neapolitanischen Schifferjungen für nichts da vornen in Meyers Laden?" entgegnete sie. Dabei fielen ihr zwei Tröpfchen Bratensauce neben den verpfuschten Herzausschnitt (Tante Ernestine trug stets einen bescheidenen Herzausschnitt), aber da war auch schon Karoline bei der Hand und tilgte mit dem Zipfel ihrer Serviette die Flecken so schnell wie möglich hinweg. Sie hatte eine merkwürdige Uebung darin, aber es war kein

Wunder, seit Heinz denken konnte, verschüttete Ernestine Bratensauce und Karoline machte den Schaden wieder gut. Er schaute mit einem liebreich humoristischen Lächeln dem Treiben der guten Tanten zu, küßte nach Tisch einer jeden die Hand und sie gingen, um der Ruhe in ihrem jungfräulichen Schlafgemache zu pflegen. Heinz nahm die Augsburger Allgemeine aus der Tasche und ließ sich auf dem hundertjährigen Plüschsofa nieder. Es kostete Karolinen immer einen kleinen Seufzer, wenn er das that, aber sie ließ es ihn nicht merken. Das Sofa mußte die Schwestern noch aushalten. Da aber die Langeweile, welche in der kleinen Residenz herrschte, außerordentlich zuträglich für die Gesundheit war, so wurde fast jeder Einwohner, wenn er nicht zufällig an einer Kinderkrankheit oder an sonst einem Uebel starb, steinalt. Sie selbst, Karoline, nahm nur, wenn Besuch kam, auf dem Plüschsofa Platz, und dann setzte sie sich nie fest darauf, sondern schwebte so zu sagen in der Luft, was sie nicht wenig ermüdete. Ernestine und Lottchen aber waren der Meinung, daß sie noch nicht in dem Alter seien, sich eines Sofas zu bedienen.

Heinz also las in der Allgemeinen. Sein Antlitz hatte jetzt einen etwas müden Ausdruck. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirne. Auf der Gasse war es so still wie im Kloster. Drüben der Nachbar Kaufmann sah in seiner Zipfelkappe mit der großen dicken Quaste zum Fenster hinaus und rauchte. Dies geschah alle Sonntag Nachmittag. Der Mann war zuerst jung gewesen und schlank, dann war er korpulent geworden, jetzt war er dick und grau. Aber seine Gedanken waren immer die gleichen geblieben und seine Redensarten auch. Heinz hatte als Knabe einmal nach der Quaste der alten Zipfelkappe mit dem Blasrohr gezielt und den Kaufmann auf die Nasenspitze getroffen. Dieses Ereignis verursachte den Tanten drei schlaflose Nächte. Heinz in seinem Kämmerchen hörte sie abwechselnd seufzen und stöhnen. Wie viele kummervolle Stunden, wie viele Thränen und Seufzer hatte seine Erziehung diesen guten Seelen gekostet! Er erinnerte sich, daß Karoline, als er ins Wachsen kam und einen lebhaften Appetit entwickelte, nur noch am Fleische pickte, damit er genug bekam. Er wurde auferzogen in der Furcht vor Gott und im Respekt vor den fürstlichen Herrschaften. Sein Vater war Leibarzt gewesen im Schlosse, sein Großvater ebenfalls — er hörte nichts anders von morgens bis abends, als daß er es auch werden müsse. Als er eines Tages erklärte, er wolle etwas ganz anderes werden, er wolle Philologie studieren, bekamen Ernestine und Lottchen zu gleicher Zeit ein hitziges Fieber und Karoline ging gelb vor Kummer umher und pflegte sie. Er selbst wurde vorgenommen zwischen den Betten der schluchzenden, fiebernden Tanten. Es wurde ihm gesagt, was Undankbarkeit für ein Laster sei, und wie er dieses Lasters sich schuldig mache, wenn er des Fürsten Wunsch nicht erfülle. Wie sie, die Tanten, alsdann da stünden vor den Herrschaften, vor der ganzen Stadt! Wie es dann allenthalben hieße — sie haben den Heinz zu einem Thunichtgut erzogen — sie, die so viel des Guten vom Hofe genossen. — Es waren jammervolle Vorstellungen und Heinz ging in sich — er studierte Medizin. Er söhnte sich auch einigermaßen mit seinem Studium aus. Die Naturwissenschaft interessierte ihn, wenn auch nicht so sehr wie die Studien, die er hatte aufgeben müssen. Aber das geistige Leben der Hauptstadt that ihm wohl, er fand hier bedeutsame Anregung, Raum, Interessen, so vieles, wonach seine junge, strebsame Seele gedürstet hatte.

Dann kehrte er in die Heimat zurück, fand alles beim alten und war nicht mehr der Alte. Seine Hauptaufgabe bestand darin, des Fürsten Magenübel und der Fürstin-Schwester Gichtstiche zu kurieren. Es ging ihm wieder wie zu seiner Knabenzeit. Wieder strebte er mit aller Macht über die enge Heimat hinaus, allein Erziehung und Pietät banden ihm die Schwingen. So schwieg er und fraß seinen Schmerz in sich hinein. Niemand hätte den jungen Doktor verstanden, wenn er von dem gesprochen hätte, was ihm fehlte. Sie waren ja auch zufrieden, die guten Kleinstädter, sie würden ihn mit großen Augen angeblickt und Worte gesprochen haben wie die Tauben:

> Hast du zur ruhigen Glückseligkeit
> Nicht alles hier —
> O Freund, das wahre Glück
> Ist die Genügsamkeit,
> Und die Genügsamkeit
> Hat überall genug.

Im Anfange war er zuweilen in die Hauptstadt hinüber gefahren, um mit dem Leben daselbst in Kontakt zu bleiben, um mit den Freunden weiter zu schreiten. Es war ihm aber übel vermerkt worden in der kleinen Hauptstadt; der Fürst hatte es nicht gern, wenn sein Arzt so viel davonfuhr, er begriff es gar nicht, da er selbst

eine Natur war, die nichts Unangenehmeres kannte, als eine Veränderung im Gewohnheitslaufe des Tages. Die Fürstin-Schwester bekam jedesmal, so oft Heinz reisen wollte, ihre Gichtstiche. Eines Tages rückten ihm gar die Tanten nach einer heimlichen Konferenz auf den Hals, und Karoline erklärte ihm mit großem Ernste, während die beiden Schwestern bitterlich weinten (sie weinten immer, wenn sie sich gezwungen sahen, Heinz über irgend eine Sache zur Rede zu stellen), das Städtchen nähme Anstoß an seinen oftmaligen Reisen nach der Hauptstadt, alle Welt spräche darüber, es heiße, seine Tanten und Bekannten genügten ihm nicht, er lade somit den Makel der Undankbarkeit auf sich, und wenn es etwas Entsetzliches auf der Welt gäbe, so sei es Undankbarkeit. Heinz, der ewigen Scenen müde, blieb zu Hause. Er las viel, denn er hatte Zeit zum Lesen; Umgang hatte er keinen. Die begabtesten seiner Schulkameraden waren alle fort; die, welche sich im Städtchen befanden, junge Angestellte, Kaufleute, hatten ihren Kegel- und Bierabend. Da hatte er einmal mitgemacht und dann nicht wieder.

Weite Spaziergänge, die er unternahm, wurden von den Tanten einen Tag durch mit Eifer besprochen; neue Bücher, die er sich anschaffte, erregten ein mißbilligendes Kopfschütteln bei Karolinen. Was er gesprochen in Gesellschaft, ob er gelacht und ob er nicht gelacht, wen er angesehen und wen er nicht angesehen — sie erfuhren alles. Sie saßen in einer Flut von Heiratsplänen und schmiedeten und schmiedeten Tag und Nacht und hatten es glücklich dahin gebracht, daß Heinz allen Töchtern des Adels und des höheren Beamtenstandes mit unaussprechlicher Scheu aus dem Wege ging. So stand's, als Prinzessin Liebhilde an dem grauen Horizonte auftauchte, der sich wie eine undurchdringliche Nebelmasse vor den Blicken des jungen Mannes aufgetürmt. Und die Nebel zerflossen. Er liebte — und er klammerte sich an diese Liebe wie ein Ertrinkender. Aus Liebhildens Augen leuchtete ihm Verständnis entgegen, ihre Seelen zogen Hand in Hand weit über das enge Land hinweg in freie, hohe Regionen. Aber er war nicht blind; er kannte die Gefahr, in der er sich befand; er hüllte sich ein in die Larve des Hofmannes; kein Blick, kein Wort verriet sein süß schmerzliches Geheimnis.

Die Tanten hatten ausgeschlafen und traten nun hübsch nach der Reihenfolge aus dem gemeinsamen Schlafgemache. Lottchen hatte sich rosige Wangen geschlafen. Anmut lag noch immer über der Sechsundsechzigjährigen. „Ach, ein Lakai," rief sie, ans Fenster tretend, „wie reizend, gewiß irgend eine Einladung vom Schlosse oder sonst etwas!" Eine erwartungsvolle Stille erfolgte. Der Lakai trat über die Schwelle und richtete aus, daß Ihre Durchlaucht, Prinzessin Liebhilde, sich auf den Nachmittag bei den gnädigen Fräulein einzufinden geruhen werde. Es geschah dies zuweilen, und immer wurde dies Ereignis mit einem wahren Freudensturm begrüßt. Ernestine und Lottchen stürzten denn auch sofort durch die Stuben, ohne zu wissen, was sie wollten. Karoline wußte, was sie wollte. Sie legte den Finger an die Nase und verfiel in Nachdenken. Daraus weckte sie Lottchen, indem sie ihr mit dem Ausrufe um den Hals fiel: „Prinzessin Liebhilde muß Schokolade haben, sie trinkt so gerne Schokolade —" Karoline sah die Schwester mit einem vorwurfsvollen Blick an: „Lottchen, du trinkst gerne Schokolade — mein Gott, du wirst alle Tage Schokolade trinken, wenn ich nicht mehr bin und was wird dann aus unsern Verhältnissen?" Ernestine legte sich ins Mittel: „Karoline, das ist doch schrecklich mit deinem Sterben, immer setzest du einen Dämpfer auf unsre Freude. Uebrigens, du kannst den grauen Spenzer nicht anbehalten, er hat einen kleinen Riß links an der Schulter, und Lottchen muß die blauen Schleifen anstecken, blau steht ihr am besten." „Ja, Lottchen," stimmte Karoline bei, „aber der Riß an der Schulter links ist Unsinn! Ernestine, die das ganze Jahr die Kleider voller Kleckse und Flecken hat und nie etwas davon sieht, entdeckt zuweilen Risse bei anderen Leuten, wo sonst kein menschliches Auge welche gewahr wird. Es ist vollkommener Unsinn! Ich werde selbstverständlich eine Schokolade machen, aber das bitte ich mir aus, Lottchen, daß du keine zweite Tasse verlangst, ich werde sie dir schon einschenken. Du weißt, daß du immer in Betracht gezogen wirst und solltest zufrieden sein." „Stupfe sie nur nicht wieder —" warf Ernestine ein, die vor dem Spiegel ihren Herzausschnitt einer strengen Musterung unterwarf. „Ich werde mich hüten," rief Karoline; „weißt du noch, Heinz, wie die Fürstin-Schwester einmal Schokolade bei uns nahm, und ich plötzlich bemerke, wie Lottchen nach der leeren Kanne greift — ich stoße sie natürlich mit dem Fuße — da schaut sie mich an und fragt: ‚Warum stupfst

du mich denn?' — Ich bin fast gestorben —" Karoline verfügte sich nach diesem Ausspruch in die Küche. Die Schwestern gingen umher und legten jeden Bleistift zurecht und wischten jedes Stäubchen hinweg. Sie plapperten unaufhörlich und freuten sich über die Maßen. Heinz schaute wieder in seine Zeitungen, aber sein Herz klopfte zum Zerspringen.

Punkt vier fuhr Prinzessin Liebhilde vor. Der Doktor empfing sie an der Treppe und führte sie in die Stube. Da standen die alten Damen und knicksten. Die Prinzessin eilte auf jede zu und drückte ihr die Hand. Sie sagte, sie habe sich sehr gefreut zu kommen, legte den Hut ab und streifte die Handschuhe von den Händen. Dabei ging sie mit einem etwas zerstreuten Lächeln im Zimmer auf und ab. Vor der alten Uhr blieb sie stehen: „Du alte Getreue," sprach sie, „dir denkt's schon lange! Wie ich diese Uhr lieb habe — sie hat ein so energisches Ticktack und nichts auf der Welt ist mir sympathischer als Energie." — Von der Uhr schweifte ihr Blick auf ein kleines Oelgemälde; sie schaute es eine Weile sinnend an, dann meinte sie: „Nun bemerke ich zum erstenmal die große Aehnlichkeit, Doktor, die Sie mit Ihrer Mutter haben. Besonders den Mund haben Sie von ihr. Sie war sehr schüchterner Natur, nicht wahr?" wandte sie sich an die Schwestern. „Sie heiratete mit siebzehn Jahren," erwiderte Karoline, „sie verstand gar nichts, sie wußte nichts vom Haushalte. Sie war eine so ängstliche, reizende kleine Frau." Die Augen der drei Schwestern standen unter Wasser. Der Prinzessin Blicke hingen noch immer an dem Bilde. „Ob so große Herzensgüte, wie dieser Mund sie ausdrückt, wohl ein Glück zu nennen ist," sprach sie wie in Gedanken, „oder nicht viel mehr ein Unglück —"

Die Schwestern verstanden nicht recht, was die Prinzessin eigentlich mit diesem Ausspruch meinte, aber alles, was Prinzessin Liebhilde sagte, erschien ihnen bewunderungswert. Um so besser verstand sie Heinz. Eine leichte Röte war ihm bis in die Stirne gestiegen. Er sagte jedoch kein Wort, sondern übertraf die Tanten noch an Etikette. Die Prinzessin trank ihre Schokolade, Lottchen führte sich musterhaft auf und erhielt zur Belohnung ihre zweite Tasse, die sich Karoline vom Munde abgespart. Hierauf lehnte sich Liebhilde in das Sofa zurück, auf welchem Karoline wieder nur mit halber Schwere saß. Das junge Mädchen hatte schöne, ernste, zuweilen wunderbar aufblitzende Augen. Wenn es so in diesen Augen aufblitzte, war es wie das Aufleuchten verhaltener Energie, die sich Raum schaffen wollte.

„Ach, es ist so schön, man ist so glücklich im Frühling," schwärmte Lottchen, „die Rosen —" „die frischen Gemüse —" schaltete Karoline ein. „Und mit alledem erwacht auch das menschliche Herz —" schloß Ernestine in ihrer langsam feierlichen Weise. „Nun fehlt noch Ihre Stimme, schweigsamer Doktor —" wandte sich Liebhilde an diesen. Statt seiner erwiderte Lottchen: „Heinz denkt wie wir, nicht wahr, Heinz, du bist sehr glücklich?" — „Gewiß," entgegnete er mit einem freundlichen Lächeln. In dem Blick, den Liebhilde in diesem Augenblick auf ihn richtete, lag ein stummes — Wirklich —? Er erschrak und seine Seele zog sich noch mehr in sich selbst zurück. Aber er glaubte es zu hören, dieses zweifelhafte, ernstfragende — Wirklich — das so unzweideutig aus ihren Augen zu lesen war. — Der Nachmittag ging so unter außerordentlich höflichen und artigen Reden herum. Der Wagen fuhr vor und Prinzessin Liebhilde verabschiedete sich. Die drei Schwestern hatten nun wieder auf lange hinaus Stoff zum Freuen und Plaudern. Heinz nahm seinen Hut; er machte einen Spazierritt. Er sagte sich unterwegs unaufhörlich: Nimm dich zusammen, nimm dich zusammen. — Draußen wischte er sich den Schweiß von der Stirne. Die Freundlichkeit, welche er den ganzen Tag über im Familienkreise zur Schau getragen, war dahin. Er sah entsetzlich abgespannt und bleich aus. „Ob's einmal aufhört," sprach er leise vor sich hin, „ob ein Tag kommt, an dem meine Seele erlöst wird —"

Er ritt langsam dahin; vor ihm, in der Ferne türmte sich ein Staubwölkchen auf. Die Fürstin-Schwester machte um diese Zeit ihre Spazierfahrt. Im Wäldchen stieg sie aus und ging fünf Minuten auf und ab. Der Lakai hinter ihr her mit der Uhr in der Hand. Dann fuhr sie wieder nach Hause. Der Doktor bog in einen Seitenweg, um ihr nicht zu begegnen. Wo er ging und stand, er war nie sicher vor ihren Konsultationen. Sie war ein Genie im Aufspüren von Krankheiten.

Unterdessen saß Prinzessin Liebhilde in ihrem freundlichen Wohngemache, den Arm auf das Gesimse des Fensters gestützt und schaute zerstreuten Blickes hinab in den Rosenflor. Sie

war selber eine Rose und ihre anmutigen Genossinnen an Jugend und Schönheit schienen erstaunt herauf zu fragen: „Warum bist du nicht fröhlich, Schwester, jetzt in der Blüte?“ Nein, sie war nicht fröhlich! Schon ziemlich lange war sie es nicht mehr. Zuerst nach dem Tode ihrer Eltern war eine traurige Oede in ihrem Herzen entstanden, und sie hatte kein anderes Gefühl mehr als Heimweh.

Jeden Morgen beim Erwachen, jeden Abend beim Schlafengehen meinte sie, es müßte nun das letzte Mal sein, irgend etwas müßte sich ereignen und damit die Sehnsucht ihres Herzens gestillt werden. Ueber das, was sich ereignen sollte, war sie nicht im klaren; sie zerbrach sich auch nicht mehr den Kopf darüber, vielmehr vergaß sie täglich mehr und mehr ihre eigene Sehnsucht über der Gewißheit, daß der Doktor nicht glücklich war. O sie kannte ihn, sie wußte, er litt, und er war einer von denen, die nicht klagen, aber pflichterfüllt zu Grunde gehen. Es war Menschenliebe, hohe allgemeine Menschenliebe, nichts anderes, was sie so teilnehmend für sein Schicksal machte. Sie wollte ihm helfen, aber er wollte sich nicht helfen lassen.

Sie sprang plötzlich auf und rang die Hände; der Gedanke, er könne zu Grunde gehen, war ihr unerträglich. Es durfte nicht sein, sie wollte alles dagegen thun, alles — kein Opfer erschien ihr zu groß. Wie ernst mußte es ihr mit ihrer Menschenliebe sein, denn sie sah mit einer Art Entzücken zum Himmel empor bei dem Gedanken, den Heinz vielleicht eines Tages in seiner wahren Natur zu sehen, losgelöst von allem Formenwesen und Zwang —

Es war einmal ein Freund bei dem Doktor zu Besuch gewesen; von dem hatte sie viel über den letzteren gehört. Der Fürst hatte den Fremden mit seinem Leibarzt zur Tafel gezogen, und nach derselben hatte die Prinzessin eine ganze Weile mit dem jungen Manne im Garten promeniert. Niemals noch war sie mit dem Doktor dazu gekommen, so unbefangen zu plaudern! Sein Studiengenosse war ein ganz anderer Mensch. In Zeit von einer Viertelstunde wußte die Prinzessin ganz genau, welch ein herrlicher, übersprudelnder, idealer Mensch der Heinz gewesen, zu welchen Hoffnungen er berechtigt! „Ja, und nun — und nun —“ war die Prinzessin in den jungen Mann gedrungen, „wie finden Sie den Freund?“ „Sehr verändert,“ lautete die etwas zögernde Antwort, „er ist so still geworden — er ist mit einem Wort nicht wieder zu erkennen — verzeihen Sie, Prinzessin, aber da Sie doch Anteil an meinem lieben Freunde zu nehmen scheinen —“ „Gewiß, gewiß,“ unterbrach sie ihn, „reden Sie — wer weiß, ich kann vielleicht irgend etwas für ihn thun —“ Der junge Mann schwieg nicht länger, er glaubte hier reden zu müssen, die Augen der Prinzessin ruhten so dringend hilfebereit auf seinem Antlitz.

„Heinz,“ sprach er, „leidet am Drucke der Verhältnisse; er ist ein Mensch, geschaffen für die große Welt, er braucht der Arbeit, des Raumes, kurz, seine Natur kann nur im lebendigen Strome der Großstadt gedeihen. Er klagt nicht, sein Gemüt ist dankbar und weich, er wird die Bande, die ihn an sein Vaterstädtchen fesseln, nie brechen, aber er wird vor der Zeit ein müder Mann werden —“

Die Prinzessin konnte auf diese Eröffnungen hin ein paar Nächte nicht schlafen. Sie wollte Etwas unternehmen, an Heinzens statt handeln. Sie hatte kein Talent zum stillen Dulden; alle Qualen, die Heinz in seiner Seele litt, empfand sie nun in der ihrigen; die Augen gingen ihr seltsam auf und sie erkannte die Enge der Kleinstadt, die Leere des Hoflebens.

Aber nun sehnte sie sich vor allem nach seinem Vertrauen; um handeln zu können, mußte sie sich mit ihm verständigen, sie mußten einig sein in dem, was zu thun war. Aber dazu kam es nicht. Er war immer höflich, immer kühl, nie war irgend etwas, sein Inneres betreffend, aus ihm heraus zu bringen. Ja, er wich ihr aus. Liebhilde mußte sich das sagen, und was sie darunter litt, war unglaublich. Es brachte sie mit der Zeit in eine solche innere Aufregung, daß sie oft Dinge that und sagte, die sich mit ihrer Stellung schwer vertrugen. Aber sie hatte die Rettung dieses Menschen im Auge und dieser hochherzige Wunsch brachte alle Rücksichten zum Schweigen.

Sie sollte wirklich dazu kommen, alles vom Herzen herunter zu reden, was sie so lange gequält. Der fürstliche Garten war eines Abends bengalisch beleuchtet. Hohe Anverwandte waren zu Besuch gekommen, darunter ein junger Großneffe des Fürsten. Die Prinzessin wußte recht wohl, was eine solche Festlichkeit bedeutete. Gewöhnlich wurden die Prinzessinnen nach einer solchen bengalischen Gartenbeleuchtung irgend einem Prinzen anverlobt, den man bei dieser Gelegenheit zum erstenmal bei Licht sah. Der

fragliche Prinz beschäftigte sie aber so wenig wie möglich, desto mehr das Schicksal des Doktors. Es mußte sich jetzt entscheiden; es war keine Zeit mehr zu verlieren. Alles promenierte in der bald roten, bald grünen Beleuchtung. Die Seidenschleppen der Damen rauschten, die Orden der Herren blitzten. Liebhilde hatte mit dem Prinzen zu Tisch gesessen; er war ihr nicht im mindesten aufgefallen, sie ihm um so mehr. Er war an stille, schüchterne, weiß oder rosa gekleidete Prinzessinnen gewöhnt, mit gepflegtem Pfirsichblütenteint, die, in dem bangen Gefühl, ganz unvermutet verheiratet zu werden, kaum die Augen auf ihn zu richten wagten. Liebhilde schaute ihn dagegen entsetzlich unbefangen an. Sie war lebhaft, erlaubte sich zu lachen und benahm sich wie jemand, den das herkömmliche Prinzessinnenideal gar nichts angeht. Im Garten wußte sie den Prinzen mit einer Selbständigkeit abzuschütteln, daß diesem alle Heiratsgedanken ins Stocken gerieten.

Er ging zum Fürsten und meinte mit einem leisen Kopfschütteln: „Ich glaube, lieber Großonkel, Sie lassen Prinzessin Liebhilde etwas zu viel Freiheit." Der alte Fürst blieb einen Augenblick nachdenklich stehen: „Thue ich das," murmelte er, „ich glaube, sie nimmt sich die Freiheit — Sie müssen darüber mit meiner Schwester sprechen, wissen Sie." Der junge Mann suchte die Fürstin auf; bescheiden glitten die drei Tanten, die sie umringt hatten, in den Hintergrund des Gartens. Der Prinz sagte auch hier: „Ich glaube, liebe Großtante, Sie lassen Prinzessin Liebhilde etwas zu viel Freiheit." Die alte Dame sah ihn erstaunt an; sie liebte es nicht, wenn man irgend etwas Unvorteilhaftes von ihr glaubte; da die bengalische Beleuchtung eben grün war, sah der Prinz sehr bleich aus. „Ich habe nie bemerkt," sagte die Fürstin-Schwester, „daß Liebhilde gegen die Etikette verstoßen hätte, aber ich bitte Sie, lieber Neffe, lassen Sie sich von unserem Arzt untersuchen, Sie sehen hektisch aus. Auch Liebhilde ist nicht ganz gesund, man hat keine so glänzenden Augen, wenn man ganz gesund ist. Husten Sie zuweilen?" Der Prinz verneinte; er erinnerte sich nicht, jemals einen unangenehmeren bengalischen Abend mitgemacht zu haben.

Inzwischen hatte Prinzessin Liebhilde den Doktor in einer halbdunklen Seitenallee gefunden; eine Nachtigall sang in den Zweigen, das Mondlicht warf seinen Schimmer über weiße Büsten in dunklem Gebüsch. Heinz fuhr zusammen, als er die Prinzessin so unvermutet und lautlos den einsamen Weg daher kommen sah. Ihr Gesicht erschien ihm so weiß, wie das Kleid, das sie trug. Ihre Stimme zitterte, als sie sprach. Was sie sagte, war ganz unvermittelt und unzusammenhängend, es klang wie die Fortsetzung eines Gespräches, das sie doch nie miteinander geführt, oder eines Streites, der doch auch nie zwischen ihnen stattgefunden. „Sie sind verstockt, Doktor — abscheulich sind Sie — — Sie haben mir viel gegeben, mehr als Sie ahnen — ich habe meine erste Jugendzeit verträumt — man war noch exklusiver bei uns, als es an dem hiesigen Hofe der Fall ist; ich lernte keine Menschen kennen — ich sehnte mich auch nicht danach — ich hatte genug an meiner Märchenwelt. Ich war stolz darauf, eine Prinzessin zu sein — eine Prinzessin kam ja in allen Märchen vor. Ich schaute jeden Morgen dem wunderbaren Etwas freudigen Herzens entgegen, das natürlich auch mir begegnen mußte, da starben mir die Eltern kurz nacheinander — die Märchenwelt zerfloß — ich hatte keinen Halt in mir, keine Stütze, Alles schien mir tot — es ist ein Jahr, wissen Sie noch, die Rosen standen in voller Pracht, als ich hierher kam — stundenlang konnte ich hinausblicken in diese Rosenwelt und dem Gesange der Vögel lauschen; es rührte mich nichts. Ich beneidete das alte Fürstenpaar, das seine Morgenpromenade durch die Alleen machte — „ihr Glücklichen," hieß es in mir, „ihr seid grau, vor euch liegt das Leben nicht mehr so endlos lang ausgestreckt, wie vor mir! — "
So stand es um mich, dann kamen die Leseabende — ich lernte durch die Wahl Ihrer Geschichten und Gedichte, wie es eigentlich um die Menschheit stand. Aus allen Herzen hörte ich Seufzer der Sehnsucht, der Qual — wir sind nicht da, um ein sorgloses Traumleben zu führen — wir sind da, um uns gegenseitig zu helfen — zu retten — o Doktor, ich lernte das Leben kennen und Sie verstehen — ich weiß noch den Tag, die Stunde, wie mir's plötzlich wie Schuppen von den Augen fiel — es war in der Kirche — Sie standen und schauten ins Weite — es lag etwas in Ihrem Blick — ich mußte mir sagen, der Mann denkt nicht, wie wir — er glaubt nicht, was wir glauben — "

Die Prinzessin riß in der Erregung ein paar Blätter vom nächsten Busche. Heinz rang nach Atem, sie stand vor ihm und schaute zu ihm em-

vor, die Nachtigall sang über ihnen, aber es half nichts, sie hörten doch gegenseitig das Pochen ihrer Herzen. Heinz wußte, daß, wenn er das teure Mädchen anblicken würde, er unfehlbar vor ihr auf die Kniee sinken müßte. So neigte er schweigend das Haupt. „Verschlossener Mensch,“ brauste sie auf, „was will ich denn — ich will Ihr Vertrauen — ich will nicht in Ihrer Schuld sein — für das, was Sie mir gegeben, will ich Ihnen auch Gutes thun — ich möchte Sie frei machen, mein Herz hängt daran —“ Sie unterbrach sich plötzlich, sie fühlte, daß sie zu viel gesagt hatte und setzte kühl hinzu: „Mein Herz hängt daran — den Menschen Gutes zu thun — ich stehe — vielleicht am Vorabend meiner — es ist möglich, daß ich nicht mehr lange hier bin —“ So kühl wie möglich fügte sie hinzu: „Ich möchte diesen Ort nicht verlassen, ohne Sie glücklich zu wissen — Doktor —“ Sein Antlitz war leichenblaß in diesem Augenblick, er neigte sich tief und murmelte die Worte: „Sehr gütig, Prinzessin —“ „Sehr gütig,“ flammte sie auf und rang die Hände vor innerer Qual — „sehr gütig — immer die gleichen Redensarten — immer der Hofmensch — Doktor, ich habe keine Achtung vor Ihnen — Sie haben nicht den Mut der Wahrheit — gehen Sie nur zu Grunde — Sie wagen es ja nicht aufzustehen und zu verkünden: ich denke nicht wie Ihr! — o wär ich ein Mann — ich würde mich vor der ganzen Welt nicht fürchten — ich würde —“ Ein Schluchzen erstickte ihre Stimme, sie schlug die Hände vor das Antlitz und eilte davon.

Er blieb zurück, von Leidenschaft durchschauert, schmerzzerissen, aber fest. Er hätte diese stammelnde Gestalt an sein Herz reißen, sie wenigstens einen Moment lang sein eigen heißen können — um sie vielleicht am anderen Tage am Arme ihres fürstlichen Verlobten fremd an sich vorbeigehen zu sehen. Sein ganzer Mannesstolz bäumte sich gegen diesen Gedanken auf. Nein, er war nicht der Mann, sich mit Halbem zu begnügen. Das Weib, das ihn liebte, mußte ungescheut vor der ganzen Welt zu ihm stehen.

„Still gehalten —“ sagte er zu seinem blutenden Herzen und verließ den Garten.

Schon am anderen Morgen reisten die fürstlichen Gäste ab. Es war Leseabend angesagt. Der Doktor erschien etwas später als sonst. Man spielte schon eine Weile. Prinzessin Liebhilde saß über ihre Arbeit gebückt. Wenn sie aufgeblickt hätte, würde sie sich wohl sehr über Heinzens Gesichtsausdruck gewundert haben. Er setzte sich wie gewöhnlich ihr gegenüber. Hierauf ließ er einen kurzen Blick über die harmlos Spielenden gleiten. Es lag viel in diesem Blick, vor allem ein kühner, fester Entschluß, aber auch etwas wie ein wehmütiges Abschiednehmen. Er schlug das Buch auf mit der Bemerkung: „Gedichte von Friedrich Vischer.“ Man war schon tief im Spiele und merkte kaum auf. Er begann zu lesen:

Wir haben keinen
Lieben Vater im Himmel.
Sei mit dir im Reinen!
Man muß aushalten im Weltgetümmel
Auch ohne das.
Was ich alles las
Bei gläubigen Philosophen,
Lockt keinen Hund vom Ofen.
Wär Einer droben in Wolkenhöh'n
Und würde das Schauspiel mitanseh'n,
Wie mitleidslos und teuflisch wild
Tier gegen Tier und Menschenbild,
Mensch gegen Tier und Menschenbild
Wütet mit Zahn, mit Gift und Stahl,
Mit ausgesonnener Folterqual,
Sein Vaterherz würd' es nicht ertragen,
Mit Donnerkeilen würd' er drein schlagen,
Mit tausend heiligen Donnerwettern
Würd' er die Henkersknechte zerschmettern.

Meint ihr, er werde in andern Welten
Hintennach Bös und Gut vergelten,
Ein grausam hingemordetes Leben
Zur Vergütung in seinen Himmel heben?
O, wenn sie erwachten in andern Fluren
Die zu Tod gemarterten Kreaturen:
„Ich danke!“ würden sie sagen,
„Möcht' es nicht noch einmal wagen,
Es ist überstanden. Es ist geschehen.
Schließ' mir die Augen, mag nichts mehr sehen.
Leben ist Leben. Wo irgend Leben,
Wird es auch eine Natur wieder geben,
Und in der Natur ist kein Erbarmen,
Da werden auch wieder Menschen sein,
Die könnten, wie dazumal, mich umarmen —
O leg' ins Grab mich wieder hinein!“

Wer aber lebt, muß es klar sich sagen:
Durch dies Leben sich durchzuschlagen,
Das will ein Stück Roheit.
Wohl dir, wenn du es hast erfahren,
Und kannst dir dennoch retten und wahren
Der Seele Hoheit.
In Seelen, die das Leben aushalten
Und Mitleid üben und menschlich walten,
Mit vereinten Waffen
Wirken und schaffen,
Trotz Hohn und Spott,
Da ist Gott.

Er hatte geendigt; es war todesstill im Gemache. Was er bezweckt, war ihm gelungen.

der Blitz hatte eingeschlagen. Sie saßen da wie gelähmt und starrten entsetzt den Leser an. Prinzessin Liebhilde lag, das Antlitz in den Armen vergraben, über dem Tisch und schluchzte leise. O wie empfand sie die Kraft, die Größe der Menschenseele, welcher diese Gedanken entströmten! Zugleich aber verstand sie recht wohl, was der Doktor damit wollte. Es war ein Schritt zur Freiheit. Er blätterte inzwischen in seinem Buche, mit Gewalt seine tiefe Erregung niederhaltend.

„Na, hör' mal,“ unterbrach der Fürst die feierliche Stille, „was soll denn das, Doktor, was ist denn das für ein Ding — du hast es wohl zum Spaße gelesen, Heinz?“ „Entschuldigung, Durchlaucht, das Glaubensbekenntnis eines Friedrich Vischer ist wohl kein Spaß.“ „Aber du, du denkst doch nicht wie dieser Mensch?“ sprudelte der Fürst hervor. „In manchem gewiß,“ erwiderte der junge Mann, „vor allen Dingen aber ist es unsere Pflicht, die Augen offen zu halten für das, was unsre Mitlebenden bewegt. Was der Mann erlebt und erfahren, hat ihn wohl berechtigt, so zu sprechen; daß er es gethan, wahr und rückhaltlos, macht ihn unsrer Bewunderung wert.“ Die Fürstin-Schwester erhob sich von ihrem Stuhle, was ihr die drei Tanten sofort nachmachten, obwohl sie kaum dazu fähig waren.

„Doktor, ich bin der Meinung, Sie sind verrückt geworden,“ sprach die erlauchte Dame, „ich fühle meine Stiche, Doktor — Sie lesen uns da ein gottloses Gedicht, und wir sollen es bewundern — wer so denkt, so empfindet, der ist ein Freigeist, der ist — da haben wir's, meine Stiche — Doktor, der ist ein Ausgestoßener —“ Prinzessin Liebhilde stand plötzlich neben Heinz, sie stand da und schüttelte das Haupt, sie war so erregt, daß sie nicht zu sprechen vermochte. Aber ihr Hervortreten, ihre Gebärden, das alles trat so ganz aus dem Rahmen des Herkömmlichen, daß sich die Fürstin-Schwester, wie in Erwartung von etwas Entsetzlichem, augenblicklich wieder niedersetzte. „Willst du vielleicht etwas sagen, Prinzessin-Nichte?“ fragte sie, jedes Wort scharf betonend. Liebhilde hatte ihre Fassung wieder erlangt, es flog sogar ein Lächeln über ihr Gesicht beim Anblick der drei angstverzerrten Tanten, welche sich vergeblich bemühten, ein hoffähiges Aeußere zu bewahren.

„Liebe Tante,“ sagte die Prinzessin, indem sie in aller Demut die Hand der Fürstin-Schwester an die Lippen zog, „ich habe allerdings etwas zu sagen. Das Gedicht, das uns der Doktor gelesen“ — ihre Stimme kam plötzlich ins Zittern, sie wandte sich zu Heinz und streckte ihm beide Hände hin, „haben Sie tausend Dank — was Ihr Dichter ausgesprochen — ich vermag es zu verstehen — o wie heißt es doch —“ Sie nahm das Buch und las mit fliegendem Atem:

„Wer aber lebt, muß es klar sich sagen:
Durch dies Leben sich durchzuschlagen,
Das will ein Stück Roheit.
Wohl dir, wenn du es hast erfahren,
Und kannst dir dennoch retten und wahren
Der Seele Hoheit.
In Seelen, die das Leben aushalten
Und Mitleid üben und menschlich walten,
Mit vereinten Waffen
Wirken und schaffen,
Trotz Hohn und Spott,
Da ist Gott.

Sie glühte vor Begeisterung.

Die Fürstin-Schwester ergriff mit großer Energie den Arm der Prinzessin und zog so die Erregte mit sich fort. Kopfschüttelnd folgte der Fürst den beiden nach. Die Tanten wankten heimwärts. Auch Heinz verließ das Schloß. Aber er wankte nicht, er trug vielmehr das Haupt so aufrecht wie zur Zeit, da er noch himmelstürmende Pläne in der Hauptstadt geschmiedet.

„O gut — gut —“ rief es in ihm, „danke dir, du Herrliche — Du hast mir mich selber wieder gegeben — Der Zwang ist gebrochen — wahr — wahr — wahr —“

In seiner Behausung angekommen, lief er im Hute immerfort durch seine Stube. Er dachte weder an seine drei Tanten, noch an die Zukunft, noch an die Ungnade des Fürstenhauses. Er dachte nur an Liebhilden; er sah ihr Gesicht, das wonnevolle Aufleuchten ihres Auges, er fühlte ihren Händedruck — und wie sie zusammen gestanden hatten, innerlich und äußerlich. —

Es wurde Abend, seine Wirtin brachte die Lampe. Sie machte sich an der Tischdecke zu schaffen und schaute dabei den Doktor, der immer noch im Hute herumging, mit einem neugierig verwunderten Blick an. Sie hätte gerne geplaudert, so gerne etwas gefragt.

„Was wollen der Herr Doktor —“ meinte sie endlich, „wollen der Herr Doktor —“ „Allein sein —“ fuhr er sie an.

Die Frau flog zur Thüre, aber im Abgehen

sagte sie mit einer gewissen Genugthuung: „Sie haben den Physikus geholt im Schlosse —“

Damit befand sich Heinz wieder in der alten, engen, erbärmlichen Welt. Er warf den Hut in eine Ecke und sich selber auf das Sofa. „Was nun —“ fragte er sich leise und fuhr sich mit der Hand über die Stirne. Sie erhoben sich vor seinem Geiste, die guten, alten Tanten, und ihre Thränen fielen auf sein Herz. Der greise Fürst mit seinem Magenübel, die Fürstin-Schwester mit ihren Gichtstichen, das ganze Städtchen bis hinab zum kleinsten Bürger, alles schrie: „Undankbarkeit! Gottlosigkeit!“

Er war entschlossen, sich loszureißen, aber der Schmerz, wehthun zu müssen, preßte ihm Thränen aus den Augen. Er sagte leise vor sich hin:

Durch dies Leben sich durchzuschlagen,
Das will ein Stück Roheit. —

Der Ton der Stimme kam ihm ins Gedächtnis, mit dem die Prinzessin diese Worte ausgesprochen. Sie, immer sie war es, die ihn aus seinen bangen Zweifeln riß; ihr strahlendes, belebendes, überzeugendes Auge sollte fortan über ihm schweben, gleich einem leuchtenden Sterne in der Nacht. „Ich will nie mehr ermatten,“ sagte er sich, „ich will der Weichheit meines Gemütes nicht mehr nachgeben. Keiner dient der Welt, wenn er es der Welt recht zu machen sucht. Die Sehnsucht in uns, was ist sie anderes, als der Wegzeiger zu unserm Ziele. Gewiß, ich will es erreichen —“

Es wurde an die Thüre gepocht, er rief etwas unwillig herein. Eine verhüllte Gestalt trat über die Schwelle, der Doktor erhob sich, er war an Krankenbesuche gewohnt. Die Gestalt trat einen Schritt näher und schlug den Schleier zurück. Es war Prinzessin Liebhilde. Zum erstenmal sah sie Heinz als einen fassungslosen, zitternden, stammelnden Menschen vor sich; er lag zu ihren Füßen. Sie war nicht weniger erregt als er. „Doktor,“ stammelte sie, „lassen Sie uns vernünftig sein — stehen Sie auf — ich bitte —“

Er kam zu sich, aber er sah sie unverwandt an mit großen, seligen, ungläubigen Augen. „Träume ich denn nicht?“ fragte er endlich. Da legte sie ihre gefalteten Hände auf seinen Arm und sah ihn mit überströmenden Augen an: „Nein, es ist Wahrheit, Heinz, ich bin da, es ist nicht recht, ich weiß wohl, aber wenn ich hätte warten wollen, bis Sie zu mir kommen, da hätte ich warten müssen bis zum jüngsten Tag. Das hätte mir zu lang gedauert —“ Sie lag an seiner Brust. Sie lernte ihn endlich kennen als das, was er sein konnte, als einen warmherzigen, übersprudelnden, glücktrunkenen Menschen.

Als sie ging, war es beschlossene Sache, daß sie das Leben zusammen aushalten wollten.

Der Entschluß dieser beiden wurde rasch bekannt und rief kein geringes Aufsehen hervor. Das ganze Städchen verlegte sich aufs Flüstern. In jeder Gasse sah man ein paar achselzuckende Kaufleute unter ihrer Ladenthüre stehen und sehnsüchtig die Gasse entlang blicken, bis wieder neue Zuträger oder Zuträgerinnen kamen. Es mußte selbstverständlich etwas geschehen. Was, wußte freilich Niemand. Prinzessin Liebhilde war mündig. Sie hatte den schlimmsten Standpunkt, aber sie hatte unstreitig etwas von einer Amazone in sich; sie erkämpfte sich ihren Heinz mit einer Leidenschaft, einer Beharrlichkeit, der das alte Geschlecht nicht mehr gewachsen war. Es schlich geschlagen einher; es war müde und opponierte nicht länger, als endlich von der Hochzeit die Rede war und von dem zukünftigen Aufenthaltsorte des jungen Paares in der deutschen Hauptstadt.

Ernestine aber und Lottchen, deren Gemüt so starken Konflikten, wie sie eben an sie heran traten, nicht gewachsen war, lagen zu Bette und fieberten. Karoline ging zwischen ihnen her und pflegte sie mit der alten Selbstaufopferung. Es wurde ununterbrochen geseufzt, geweint und gestöhnt. Man war unglücklich im Interesse des Hofes, unglücklich wegen Heinzens Bekenntnissen, aber dazwischen hindurch fühlte man sich auch wieder auf Augenblicke unendlich glücklich beim Anblick des strahlenden Brautpaares.

Eines Abends, als sich eben Karoline zur Ruhe begeben wollte, sagte plötzlich Lottchen in einem Tone, der zwar etwas zitterte, aber doch eine gewisse Fassung verriet: „Schwestern, wir wollen dem jungen Paare unsre alte Uhr zum Hochzeitsgeschenk geben — Heinz ist eben doch unser Heinz und Prinzessin Liebhilde —“ Sie konnte nicht weiter sprechen, die Uhr in der Wohnstube nebenan nahm das Wort, sie schlug zehn kräftige, helle Schläge; nie hatte sie freundlicher geklungen.

Die drei Schwestern lauschten in stiller Andacht, nach dem letzten Schlage nickten sie sich zu und drückten sich die Hände.

Die Verbreitung der Blindheit.

Von

H. Magnus.

Als ein ganz besonders charakteristisches Merkmal der heutigen Arzneiwissenschaft müssen unbedingt die hygieinischen Bestrebungen gelten. Die moderne Medizin sieht ihre Hauptaufgabe nicht mehr ausschließlich nur in dem Heilen der Krankheit, sondern sie erkennt als einen der vornehmsten Zielpunkte ihres Strebens die Verhütung des Krankseins an. Da nun aber die Verhütung einer pathologischen Funktionsstörung unseres Organismus nur dann in einer wirklich rationellen und Erfolg verheißenden Weise zu ermöglichen ist, wenn man die ursächlichen Momente dieser Störung in genügender Weise überschaut, so wird sich als die wichtigste Bedingung einer jeden hygieinischen Bestrebung eine möglichst genaue Erforschung der genetischen Faktoren des Krankseins ergeben. Wenden wir diesen Satz auf die Blindheit an, so werden wir auf eine befriedigende Verhütung resp. Beschränkung derselben nur dann zu rechnen haben, wenn es uns gelingt, eine möglichst erschöpfende Einsicht zu gewinnen in die ursächlichen Bedingungen derselben.

Wir werden alle diejenigen Momente, welche auf das Zustandekommen des Blindseins fördernd einzuwirken vermögen, möglichst eingehend zu durchforschen und klarzulegen haben. Und damit unterfangen wir uns einer Aufgabe, welche dem Forscher beträchtliche Schwierigkeiten entgegenstellt; denn gerade in der Genese der Blindheit erweisen sich eine solche Menge von Faktoren als einflußreich, daß es für den einzelnen Beobachter schwer, ja fast sogar unmöglich wird, jeden einzelnen derselben eingehend zu durchforschen. Ueberdies ist auch die Beschaffenheit der hier in Betracht kommenden Verhältnisse eine ungemein verschiedene. Während gewisse derselben ausschließlich in die Berufssphäre des Arztes fallen und auf dem Wege des Experimentes, sowie an der Hand der klinischen Erfahrung durchforscht werden müssen, ist die Erkenntnis anderer nicht sowohl durch die Medizin, als vielmehr durch die Statistik zu erbringen.

Und wenn nun schon die Durchforschung der Blindheit, soweit sie ein specifischer Bestandteil der Medizin resp. der Augenheilkunde ist, nicht zu unterschätzende Schwierigkeiten darbietet, so häufen sich diese letzteren doch noch in einem recht beträchtlichen Grade, sobald es gilt, die statistischen Beziehungen des Blindseins klarzulegen. Denn gerade hier kommt eine große Menge der verschiedensten Faktoren in Frage, Faktoren, die durch die zahlreichen und eng geknüpften Beziehungen, in denen sie zu den verschiedenen Lebensverhältnissen stehen, der genauen Untersuchung ganz besondere Schwierigkeiten entgegenstellen. Bei der großen praktischen Wichtigkeit und dem allgemeinen Interesse, welches die statistischen Beziehungen des Blindseins darbieten, dürfte aber eine, auch dem größeren Publikum verständliche Darstellung dieser Materie ganz besonders willkommen sein; und so werde ich denn in dem folgenden den Versuch machen, meinen Lesern die geographische Verbreitung der Blindheit und deren ursächliche Momente vorzuführen.

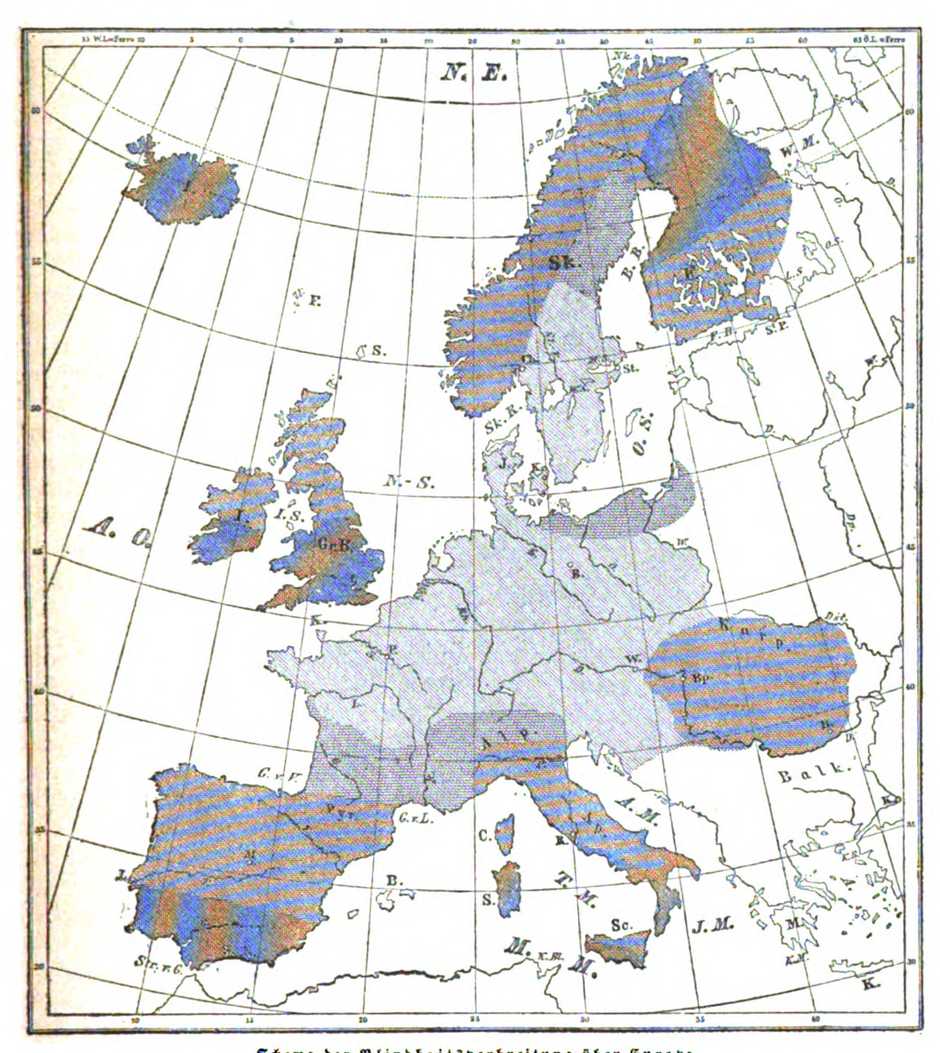
Wollen wir uns über die Bedeutung der Blindenbewegung in diesem oder jenem Lande unterrichten, so können wir dies ausschließlich nur auf einem einzigen Wege, indem wir nämlich die offiziellen Angaben, welche der betreffende Staat über seine Gebrechlichen mitteilt, einsehen. Da alle Kulturstaaten gegenwärtig statistische Zusammenstellungen über die Häufigkeit der wichtigsten körperlichen Gebrechen ihrer Bevölkerung besitzen, so werden wir auf diese Weise Kenntnis nehmen können von der Häufigkeit des Blindseins in den verschiedensten Teilen der Erde. Leider lassen aber die offiziellen statistischen Nachrichten nicht allein bezüglich ihrer Verläßlichkeit recht viel zu wünschen übrig, sondern sie gestatten auch nur in sehr bedingter Weise einen Vergleich miteinander. Die verschiedenen Staaten verfahren ja bei der Blindenzählung keineswegs nach dem nämlichen einheitlichen Plan, sondern fast jedes Land besorgt unter einem besonderen Modus die offizielle Blindenerhebung. Deshalb können die in den verschiedenen Reichen erhaltenen statistischen Resultate auch keinesfalls einen einheitlichen Wert und einen gleichartigen Charakter besitzen, sondern die für jedes Reich gewonnene Blindenquote wird in der unmittelbarsten Weise von dem dort geübten Zählungsmodus beeinflußt werden müssen. Bei einer so verschiedenen Be-

schaffenheit und Wertigkeit der Blindenquote der einzelnen Kulturstaaten kann aber natürlich ein Vergleich derselben nur bis zu einem gewissen Grade gestattet sein. Da wir uns nun aber ein Bild von der Verbreitung des Blindseins über die verschiedenen Länder nur in der Weise bilden können, daß wir ihre Blindenquoten untereinander vergleichen, dieser Vergleich jedoch, wie wir dies soeben gesagt haben, nur teilweise stichhaltig ist, so geht daraus hervor, daß das Studium der Blindengeographie von Haus aus durch gewisse Fehlerquellen getrübt werden muß, die von dem Untersucher nicht beseitigt werden können. Wenn also schon diese Verschiedenartigkeit der Blindenstatistik in den verschiedenen Staaten für den Untersucher ihre sehr bedenklichen Seiten hat, so wird diese Unsicherheit des Materials noch durch einen weiteren Umstand in nicht unerheblicher Weise vermehrt. Bekanntlich wird die Zahl der Blinden in den verschiedenen Ländern lediglich auf dem Wege der Zählung, meist in Verbindung mit einer Volkszählung, festgestellt. Da nun aber diese Zählung weder von Sachverständigen, also Aerzten, vorgenommen, noch die Art und Weise der Erblindung berücksichtigt wird, so ist es klar, daß das so gewonnene statistische Material nur ein äußerst mangelhaftes und unzuverlässiges sein kann. Die Blindenzahl eines Landes, einer Provinz oder eines kleineren Bezirkes kann nur dann das für wissenschaftliche Zwecke nötige Vertrauen besitzen, wenn sie von Aerzten aufgenommen und die Art der Blindheit bei jedem einzelnen Individuum genau festgestellt worden ist. So lange dies nicht der Fall ist, sind die Zahlen der offiziellen Blindenliste eigentlich nicht viel mehr, als große, allgemein gehaltene Schätzungen, die ein präzises Bild der Blindenbewegung eines Landes nicht bieten können. Wie bedeutend die Unzuverlässigkeit der offiziellen Blindenstatistik ist, ergibt folgendes Beispiel. Professor von Zehender, ein hervorragender Augenarzt, hat die offiziellen Blindenlisten seines eigenen Vaterlandes Mecklenburg vor einigen Jahren einer eingehenden Kontrolle unterzogen und dabei gefunden, daß in Mecklenburg-Schwerin 3 ½ Prozent der offiziell als blind bezeichneten Individuen gar nicht blind waren, ein Verhältnis, welches in Mecklenburg-Strelitz gar auf 7 Prozent stieg. Diese Unzulänglichkeit der offiziellen Blindenerhebungen hat denn auch bereits einzelne Regierungen veranlaßt, von einer solchen überhaupt gänzlich Abstand zu nehmen; so wurden z. B. in der Schweiz bei der letzten Volkszählung die Blinden gar nicht mehr gezählt, „weil," wie die offiziöse Verordnung lautet, „die Erfahrung bewiesen hat, daß das Ergebnis solcher Aufnahmen durch Volkszählungsbeamte allzusehr von demjenigen abweicht, welches durch Fachmänner gefunden wird." Wenn nun ein derartiger Verzicht auf die Blindenzählung uns ganz gewiß vor einer unzutreffenden Blindenstatistik bewahrt, so möchten wir einem solchen denn doch nicht das Wort reden. Gerade die Blindenbewegung ist eine praktisch wie moralisch so hochwichtige, daß ein jeder Staat unbedingt darauf Bedacht nehmen muß, ein möglichst genaues Bild derselben zu gewinnen. Und da nun ein solches auf dem bisher betretenen Wege nicht erlangt werden kann, so muß man sich eben dazu entschließen, durch Fachmänner die Zahl der Blinden, die Art ihrer Erblindung u. dergl. feststellen zu lassen. Es würde uns an diesem Orte natürlich viel zu weit führen, wenn wir auf das Wie einer solchen ärztlichen Blindenzählung näher eingehen wollten. Es muß uns genügen, hier auf die unbedingte Notwendigkeit einer derartigen Blindenstatistik hingewiesen und damit die Bemerkung verknüpft zu haben, daß eine solche sehr wohl durchführbar wäre. In einer größeren Arbeit über Blindheit habe ich erst vor kurzem gerade diese Punkte eingehend erörtert und verweise ich diejenigen meiner Leser, die sich für derlei Fragen interessiren, auf dieses mein Buch.

Wenn wir nun zu einer Schilderung der Blindenbewegung übergehen, wie sie uns die gegenwärtige Blindenstatistik für Europa nachweist, so werden meine Leser in Erinnerung des soeben Besprochenen ja hinlänglich über die Bedeutung eines solchen Bildes unterrichtet sein. Es kann ein derartiges Bild keineswegs eine photographische Treue beanspruchen, sondern es ist nur als eine allgemein gehaltene Abschätzung der Blindenverhältnisse Europas aufzufassen. Aber auch in diesem beschränkten Maßstab ist das von uns gebotene Bild keineswegs ohne Interesse, vielmehr dürfte es für eine allgemeine Informierung über den fraglichen Gegenstand durchaus genügen.

Bevor wir zu einer näheren Besprechung des beigegebenen Kartenschemas schreiten, dürften sich einige wenige erläuternde Vorbe-

nerkungen empfehlen. Die weißgehaltenen Teile des Kartogramm betreffen Länder, die im Augenblick über eine besondere offizielle Blindenstatistik noch nicht verfügen. Wie sich der Leser überzeugen wird, sind dies Rußland, sowie die Balkanhalbinsel. Die schraffierten Teile bedeuten einen niederen Blindengehalt der betreffenden Länder, wobei zu bemerken



Schema der Blindheitsverbreitung über Europa.
Die einfach schraffierten Länder haben die geringste, die doppelt schraffierten eine etwas höhere, die graugehaltenen eine mittlere, die schwarz gehaltenen die höchste Blindenzahl.

wäre, daß die einfach schraffierten Partieen die niedrigsten, die doppelt schraffierten eine etwas höhere Blindenzahl bedeuten sollen. Die grau gehaltenen Landesteile haben eine mittelgroße Zahl von Blinden, während die schwarz gefärbten die höchste Anzahl besitzen.

Unser Kartogramm zeigt also, daß die größten Blindenzahlen sich hauptsächlich in den südlichen Ländern resp. Provinzen finden. Der südlichste Teil Spaniens, Italiens und Englands zählt einen viel höheren Prozentsatz Blinder, als wie die nördlichen Provinzen dieser Länder. Auch in den Staaten mit relativ geringer Blindenzahl, wie Frankreich, Schweiz u.s.w.

sind die südlichen Provinzen reicher an Blinden, wie die nördlichen. Der mittlere Teil Europas, nämlich die Niederlande, Deutschland, Schweiz, Frankreich scheinen die geringste Blindenziffer zu zählen, während weiter nach Norden wiederum ein Steigen derselben statthaben dürfte. Wenigstens finden wir in Island, Norwegen und ganz besonders in Finnland eine auffallend große Menge blinder Individuen. Diese auffallende und ganz gewiß eigentümliche Verbreitung der Blindheit über unseren Erdteil hat nun die Veranlassung zur Aufstellung eines besonderen Gesetzes gegeben. Zeune, ein bekannter Blindenlehrer, dessen Thätigkeit hauptsächlich in den Beginn unseres Jahrhunderts fällt, hat nämlich, gestützt auf jene Thatsachen, die Theorie entwickelt: daß die Verbreitung der Blindheit über den Erdball überhaupt abhängig sein solle von den Breitegraden, so zwar, daß die Erblindung von den Wendekreisen nach den gemäßigten Zonen ab-, von diesen nach den kalten wieder zunehmen solle. Es würde hiernach also den geringeren, wie den höheren Breitegraden eine größere Blindenquote entsprechen. Natürlich wird ein solches Gesetz, wie das Zeunesche, immer nur darauf rechnen können, in ganz allgemein gehaltenen Umrissen zur Geltung zu kommen und daß es selbst in dieser allgemeinen Form immer noch recht große Bedenken erregt, will ich meinen Lesern nicht verschweigen. Auffallend bleibt es aber immerhin, daß die südlichen, warmen Länder eine ganz besonders hohe Blindenziffer besitzen; so das südliche Spanien, das südliche Italien, das südliche Frankreich. Zu bedauern ist es, daß wir gerade aus gewissen, geringeren Breitegraden angehörenden und durch ihren Blindenreichtum berüchtigten Ländern keine verläßlichen, offiziellen Nachrichten besitzen, an denen wir das Zeunesche Gesetz des weiteren prüfen könnten. Besonders gilt dies von Aegypten. Gerade Aegypten steht in dem Rufe, eine ganz besonders große Zahl Blinder zu besitzen; doch läßt sich vorderhand nicht entscheiden, ob dieser Ruf ein begründeter oder unbegründeter sein mag. Nur eine genaue, an Ort und Stelle von einem Fachmann durchgeführte Untersuchung könnte uns verläßliche Nachrichten über die Blindenbewegung Aegyptens, über die Natur derselben u. dergl. verschaffen. Bei der großen praktischen Wichtigkeit, welche das Studium der Blindenlehre beansprucheu muß, dürfte wohl aber eine genauere Durchforschung der Blindenverhältnisse südlicher Länder, speciell Aegyptens, denn doch von nicht zu unterschätzender Bedeutung sein. Nicht allein für die Blindenstatistik könnten dergleichen Untersuchungen bedeutsame Anhaltspunkte gewähren, sondern auch für die Aetiologie der Erblindung ließen sich dabei sehr wichtige Aufschlüsse erwarten.

Fragen wir nun, welche Verhältnisse bestimmend auf die Blindenverbreitung, resp. auf die Höhe der Blindenzahl der verschiedenen Länder einwirken, so dürfte wohl eine Reihe der verschiedensten Faktoren hierfür verantwortlich zu machen sein. In erster Linie haben wir unser Augenmerk auf die klimatisch-geographischen Verhältnisse einzelner Länder zu richten. Die Beschaffenheit des Bodens, die räumliche Ausdehnung von Wasser und Land, der allgemeine Bodencharakter, wie er sich in der Verteilung von Ebene und Gebirge geltend macht, sodann die mittlere Jahrestemperatur, die Beleuchtungsverhältnisse sind insgesamt Momente, welche die Höhe der Blindenquote in der allerdirektesten Weise zu beeinflussen vermögen. Allerdings ist die Tragweite dieser Faktoren noch nicht so im Detail erforscht, daß man bereits für jeden einzelnen derselben seine Beteiligung an der Erzeugung der Blindheit quantitativ genau bestimmen könnte; doch sind die fraglichen Beziehungen wenigstens für einige derselben doch schon in recht befriedigender Weise klargelegt worden. So ist es eine nicht zu bestreitende Thatsache, daß die Beleuchtungsverhältnisse einer Gegend auf das Sehvermögen ihrer Bewohner den weitgehendsten Einfluß auszuüben vermögen. Allzu sehr grellen und unvermittelt das Auge treffenden Lichtreflexe sind z. B. für das Sehvermögen sehr verhängnisvoll. Von einzelnen Autoren wird darum auch der große Lichtreichtum südlicher Länder als eine der ergiebigsten Erblindungsursachen angesprochen. Dieser Thatsache hat sich bekanntlich auch die Sage bemächtigt, indem sie erzählt, daß im Altertum Verbrecher dadurch geblendet worden seien, daß man sie in ganz besonders lichtreiche, mit grellen Reflexen überaus gesegnete Lokalitäten versetzt habe. Die neuere Wissenschaft hat uns die pathologische Natur der auf solche Weise erzeugten Blindheit in destruktiven Prozessen der nervösen Organe des Auges kennen gelehrt. Vornehmlich scheinen es Gerinnungsprozesse, gefolgt von entzündlichen

Erscheinungen zu sein, welche sich in den nervösen Schichten der Netzhaut unter der Einwirkung einer allzu intensiven Belichtung entwickeln. Daß auch schnee- und eisreiche Gegenden durch ihren allzu großen Lichtreichtum dem Auge recht unangenehm werden können, ist eine allgemein bekannte Thatsache und die meisten meiner Leser werden dieselbe wohl auch bereits durch ihre eigene Erfahrung kennen gelernt haben.

Was nun die Bodenbeschaffenheit anbelangt, so scheinen solche Landstriche, welche sehr sandig sind und darum viel Staub entwickeln oder auch solche Gegenden, die Sumpfmiasmen aushauchen, der Existenz des Sehorganes nicht unbeträchtliche Gefahren zu bereiten. Besonders wird durch derartige Schädlichkeiten die Schleimhaut des Auges betroffen, indem in ihr schleimig-eitrige Entzündungsprozesse entstehen, welche bei ihrer ausgesprochenen Kontagiosität zum Auftreten en- und epidemischer Augenerkrankungen führen können. Die im Publikum mit Recht so gefürchtete ägyptische Augenkrankheit ist wohl eine der bedenklichsten Erkrankungen dieser Gruppe und ihr fällt denn auch nach der neuesten Blindenstatistik ein ganz auffallend hoher Prozentsatz von Augen zum Opfer.

Von einzelnen Autoren wird als eine der Entwickelung der Blindheit ganz besonders günstige Oertlichkeit die Meeresküste angesehen. So betont z. B. ein französischer Augenarzt Dr. Dumont, daß in Frankreich die Küstengegenden durchweg einen auffallend hohen Blindgehalt besäßen. Aehnliche Mitteilungen sind aus Korsika, Sizilien, Italien gemacht worden. Einen sehr geringen Prozentsatz Blinder soll dagegen gebirgiges Terrain liefern; nach Professor Lachmann käme auf Gegenden zwischen 2000 bis 8000 Fuß über dem Meeresspiegel auf 1500 Einwohner erst ein Blinder, während in der Ebene bereits auf 950 Bewohner ein Blinder entfiele.

Wenn das soeben Gesagte auch nur in ganz allgemein gehaltenen Zügen die klimatisch-geographischen Ursachen der Erblindung betrachtet hat, so wird dasselbe doch vollständig genügen, um dem Leser ein hinreichend klares Bild zu liefern von den innigen Beziehungen, in denen die Funktionsmöglichkeit unseres Sehorganes zu den Eigentümlichkeiten des Wohnortes steht. Wir wollen deshalb jetzt einen anderen Faktor betrachten, welcher in der Entwickelungsgeschichte der Blindheit eine ganz besonders hervorragende Rolle spielt, nämlich den Einfluß, welchen unsere moderne Kultur, sowie die Beschaffenheit des Menschenmaterials selbst auf die Entstehung der Blindheit ausübt.

Im allgemeinen scheint es fast so, als ob unsere Kultur auf die funktionelle Wertigkeit des Sehorganes gerade nicht den förderſamsten Einfluß ausübte. Ganz abgesehen von der Kurzsichtigkeit, deren prognostische Bedeutung von übereifrigen Forschern ganz gewiß sehr bedeutend übertrieben sein dürfte, scheint die Sehschärfe des Kulturmenschen geringer zu sein, als die der im Naturzustande lebenden, oder demselben doch näher stehenden Völkerschaften. Dr. Seggel in München hat gerade diesen interessanten Punkt eines genaueren Studiums gewürdigt und glaubt dabei für die civilisierte Menschheit im allgemeinen einen geringeren Grad der Sehschärfe gefunden zu haben, als für weniger kultivierte Nationen. Der Grund für diese Funktionsherabminderung des civilisierten Auges liegt offenbar in gewissen Schädlichkeitsmomenten, welche unser kulturelles Leben zeitigt. Damit würde denn auch die Beobachtung einzelner Autoren, so besonders des bekannten Statistikers Mayr, trefflich übereinstimmen, welche für die Landbevölkerung eine geringere Blindenzahl gefunden haben wollen, als für die Stadtbevölkerung. Allerdings ist diese Beobachtung vorderhand noch eine recht fragwürdige und eine Verallgemeinerung derselben, nach meinen eigenen Erfahrungen zu schließen, kaum ratsam. Das darf man aber ganz gewiß behaupten, daß einzelne Schattenseiten unseres civilisierten Lebens unbedingt zu der Entstehung der Blindheit in einem sehr engen ursächlichen Verhältnis stehen. Vor allem dürfte in dem schnellen Wachstum des Proletariats, welches unsere gegenwärtigen Lebensverhältnisse nun einmal unzweifelhaft im Gefolge haben, ein sehr fruchtbares Moment für die Entstehung der Blindheit gegeben sein. Die mangelhafte Ernährung und die geringe körperliche Pflege, welche im allgemeinen in den niederen Volksklassen vorhanden sind, leisten der Entwickelung gewisser, die Gesundheit des Sehorganes ungemein gefährdender Krankheitszustände sehr bedeutenden Vorschub. Für das kindliche Alter sind es vornehmlich die eitrige Augenentzündung der Neugeborenen und die Skrofulose, welche die Blindenstatistik bereichern, während für die Erwachsenen die sogenannte ägyptische Augenkrankheit von besonders verhängnisvoller Bedeutung zu sein pflegt. Nach meinen statistischen

Untersuchungen zu schließen, ist die eitrige Augenentzündung der Neugeborenen die ergiebigste Quelle der Erblindungen, indem sie fast elf Prozent sämtlicher Blindheitsfälle überhaupt stellt. Eine Wanderung durch die Blindenanstalten zeigt uns die bedeutenden Verheerungen, welche gerade diese tückische Krankheit unter den Augen der Kinderwelt anrichtet, in ihrem ganzen Umfang. Nach meinen in der Breslauer Blindenanstalt vorgenommenen Untersuchungen sind nicht weniger wie 34 Prozent der dort untergebrachten Kinder im ersten Lebensjahr an dieser verhängnisvollen Krankheit erblindet. Und bei dieser erschreckend hohen Zahl sind noch gar nicht einmal alle die Augen mitgerechnet worden, welche durch jene Krankheit, wenn auch nicht total erblindet, so doch mehr oder minder hochgradig geschädigt und in ihrer funktionellen Bedeutung herabgestimmt sind. Die mangelhafte körperliche Pflege, welche gerade die Kinder des Proletariats naturgemäß genießen, im Verein mit der geringen Bildung und der Indolenz, welche diesen Volksschichten im allgemeinen eigen ist, bewirkt es, daß die eitrige Augenentzündung der Neugeborenen gerade in den unteren Bevölkerungsklassen eine ganz besonders reiche Ernte hält. Ziemlich ähnlich liegen die Verhältnisse bezüglich der Skrofulose. Gerade die Kinder der unteren Volksklassen fallen den schwereren Formen der Skrofulose ganz besonders häufig zum Opfer, weil ihre Ernährung und ihre körperliche Pflege das Auftreten skrofulöser und rhachitischer Zustände allzusehr begünstigen. Wenn nun auch die Skrofulose der Augen keineswegs eine Krankheit ist, die bereits bei dem ersten Auftreten die Leistungsfähigkeit des Sehorganes sofort zerstört, so wirkt sie doch durch die endlosen Rückfälle auf die optischen Funktionen sehr nachteilig und eine recht beträchtliche Reihe von Erblindungen, die im späteren Alter eintreten, wurzeln in den nachteiligen Folgen früherer skrofulöser Ophthalmieen.

Für die Erwachsenen ist, wie wir dies bereits vorhin angedeutet haben, die ägyptische Augenkrankheit ganz besonders verhängnisvoll und wiederum sind es die unteren Volksklassen, welche zu dieser Krankheit das zahlreichste Kontingent stellen. Die hochgradige Kontagiosität macht gerade diese Erkrankung zu einer ganz besonders verhängnisvollen und ist eine Gegend erst einmal von ihr durchseucht, so gibt es kaum einen Schutz gegen dieselbe. Einzelne Gegenden Deutschlands sind denn auch von der Ophthalmia aegyptiaca so ergriffen, daß man [illegible] allgemeinen Kalamität sprechen da[illegible] die Behörden mit dem größten Eifer an der Beseitigung dieses bedenklichen Gastes arbeiten.

Neben den soeben erwähnten Erkrankungen des Auges wären noch die Verletzungen desselben als ganz besonders ergiebige Erblindungsquellen zu nennen. Vornehmlich möchten wir unsere Leser auf die Verletzungsblindheit der Jugend aufmerksam machen. Das Spielen der Kinder mit Kupferhütchen, Pulver, Blaserohr, Bolzenbüchse u. dgl. fordert alljährlich schwere Opfer und die Blindenstatistik ist überreich an Fällen, in denen die Blindheit gerade durch diese unseligen Spielereien bedingt worden ist.

Betrachten wir nun noch die Blindheitsursachen, insofern sie durch Eigenartigkeiten der menschlichen Natur selbst gegeben sind, so wäre natürlich in erster Linie das Alter als Blindheitserzeuger anzuklagen. Die regressive Metamorphose, die sich im vorgerückten Alter in allen Körperorganen geltend macht, verschont natürlich auch das Auge nicht. Glücklicherweise ist aber ein großer Teil der durch Altersveränderungen des Sehorganes erzeugten Blindheit der ärztlichen Hilfe recht zugänglich; besonders gilt dies vom grauen Star. Weniger günstig liegen die Aussichten dagegen beim Glaukom — im Volksmund als grüner Star bekannt. — Daß dieser schweren Augenerkrankung gewisse Altersveränderungen des Auges zu Grunde liegen, darf nach unserer heutigen Erkenntnis wohl als sicher angenommen werden, doch ist das augenärztliche Können dieser Krankheitsform gegenüber lange nicht so mächtig, als wie dies beim grauen Star der Fall ist.

Auch gewisse Eigentümlichkeiten, welche dem einzelnen Individuum oder der Rasse zukommen, sollen die Entstehung der Blindheit begünstigen. So wird von einzelnen Autoren, und zwar vornehmlich von dem Statistiker Mayr, bei denjenigen Individuen, welche dunkle Augen haben, eine größere Neigung zur Erblindung angenommen, als wie bei den helläugigen Personen. Der Augenarzt vermag dieser Hypothese in ihrer allgemeinen Form allerdings nicht bedingungslos beizustimmen; denn für eine große Reihe von Erblindungsursachen kann die Farbe des Auges durchaus keine Bedeutung beanspruchen. So sind z. B. alle Fälle von Verletzungsblindheit von der Farbe des Auges vollständig unabhängig; desgleichen tritt die ägyptische Augenkrankheit

und die eitrige Augenentzündung der Neugeborenen, bekanntlich zwei sehr ergiebige Blindheitsursachen, ohne jede Beziehung zur Augenfarbe auf. Dagegen scheint das Vorkommen von Glaukom durch die Färbung des Sehorganes entschieden beeinflußt zu werden, insofern dunkeläugige Personen von dieser Erkrankung öfter ergriffen werden, als wie die Individuen mit hellgefärbten Augen. Darum dürfte die Erblindung durch grünen Star bei dunkeläugigen Personen auch öfter nachweisbar sein. Vielleicht kann ein ähnliches Verhältnis auch für gewisse, durch Veränderungen der Sehnerven bedingte Formen des Blindseins gelten, doch sind die Beobachtungen bezüglich dieses Punktes noch viel zu lückenhaft, um uns ein Urteil zu gestatten.

Was nun die Neigung zur Erblindung anlangt, welche gewissen Rassen innewohnt, so scheint es nach den offiziellen Blindenzählungen fast so, als ob die Juden eine ganz besonders große Disposition zum Blindwerden besäßen. Nach der offiziellen Blindenzählung, welche am 1. Dezember 1880 in Preußen ausgeführt wurde, ergab sich nämlich folgendes Verhältnis:

auf 10000 Evangelische kamen 8,2 Blinde,
„ 10000 Katholiken „ 8,4 „
„ 10000 Juden „ 11,0 „

Diese Zahlen gewinnen dadurch an Bedeutung, daß sie denen der früheren Erhebungen auffallend gleichen; so wurde z. B. am 1. Dezember 1871 in Preußen folgendes Verhältnis ermittelt:

auf 10000 Evangelische kamen 8,9 Blinde,
„ 10000 Katholiken „ 9,9 „
„ 10000 Juden „ 13,3 „

Uebrigens hat man auch in anderen Staaten ein ähnliches ungünstiges Verhältnis für die Juden gefunden; so berichtet z. B. Mayr, daß in Bayern die jüdischen Einwohner nicht allein den höchsten Prozentsatz zu der Zahl der Blinden beisteuerten, sondern daß überhaupt alle körperlichen Gebrechen bei den Juden häufiger nachweisbar seien, als bei den Christen.

Ob nun mit diesen Ergebnissen der offiziellen Zählung für die Juden wirklich eine körperliche Inferiorität, d. h. eine größere Neigung zu leiblichen Gebrechen endgültig nachgewiesen sein möge, darüber läßt sich sehr streiten. Erwägt man, von wie vielen Faktoren das Auftreten der Blindheit abhängig ist und wie mangelhaft jede offizielle Erhebung körperlicher Schäden vorderhand noch ist, so wird man in der Abgabe eines entscheidenden Urteils denn doch recht vorsichtig sein. Für mich ist wenigstens diese Frage noch lange nicht spruchreif und damit, daß ich die offiziellen Publikationen hier mitgeteilt habe, will ich in dieser Angelegenheit in keiner Weise eine entschiedene Stellung eingenommen haben. Ebensowenig läßt sich bis jetzt mit Sicherheit sagen, ob etwa anderen Völkerstämmen eine besondere Neigung zur Erwerbung der Blindheit eigen sein möge. Gerade in den außereuropäischen Ländern sind die statistischen Ermittelungen des fraglichen Gegenstandes meist noch so mangelhaft, daß man mit ihnen wenig oder nichts anfangen kann. Nur aus den Vereinigten Staaten der nordamerikanischen Union liegen verläßliche Berichte vor und nach diesen ergibt sich für einzelne Rassen folgendes Verhältnis:

auf 10000 Weiße kommen 5,05 Blinde,
„ 10000 Schwarze „ 6,90 „
„ 10000 Mulatten „ 6,08 „
„ 10000 Indianer „ 11,27 „

Und damit hätten wir denn die wichtigsten Punkte der Blindheitsverbreitung erledigt; doch möchten wir schließlich noch darauf hinweisen, daß in dem Beruf natürlich ein die Erwerbung des Blindseins mehr oder minder begünstigendes Moment liegen muß. Doch würde uns eine Betrachtung der professionellen Augenerkrankungen, resp. der professionellen Blindheit, für den Augenblick zu weit führen, und müssen wir die Erörterung dieses interessanten Punktes für eine andere Gelegenheit aufsparen. Höchstens möchten wir darauf hinweisen, daß gerade durch diesen Faktor für das männliche Geschlecht im allgemeinen eine größere Neigung zur Erblindung gegeben sein dürfte, als für das weibliche Geschlecht. Ueberblicken wir die offiziellen Blindenlisten der verschiedenen europäischen Staaten, so finden wir denn auch für die Männer immer einen größeren Blindenprozentsatz, als für die Frauen. Von dieser Thatsache machen nur die nordischen Staaten Europas eine Ausnahme; in Schweden, Norwegen, Finnland und Dänemark gibt es durchschnittlich mehr blinde Frauen, als blinde Männer. Es ist uns nicht möglich, diese auffallende Thatsache zu erklären, da wir die kulturellen und socialen Verhältnisse der genannten Staaten nicht genau genug kennen.

Hoffentlich wird es unseren nordischen Kollegen gelingen, diese so ungemein interessante Beobachtung genügend zu durchforschen und auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfen.

Die Barbaren in der antiken Kunst.

Von

H. Blümner.



Die moderne Kunst ist kosmopolitisch. Wie wir für unsere Kirchen und Paläste antiken und byzantinischen, romanischen, gotischen und Renaissance-Stil verwenden, ja bisweilen selbst ägyptische oder maurische Bauweise nicht verschmähen, so entnimmt auch der bildende Künstler seine Stoffe keineswegs bloß seiner engeren Heimat. Nicht nur der Landschafter wandert in die Ferne, zu den Eisgefilden der Hochgebirge, zu den Sandwüsten Afrikas oder den dunkeln Fjorden Norwegens — auch der Historienmaler und nicht minder der Genremaler greift gern hinaus über das, was ihm seine eigene Heimat bietet, oder das tägliche Leben im Vaterlande vor Augen führt, stellt Scenen des Volkslebens aus Italien und Spanien, aus Aegypten und der Türkei dar, oder er sucht im Geiste das Leben und die Ereignisse längst vergangener Jahrhunderte mit Hilfe genauer historischer und antiquarischer Studien wieder zu rekonstruieren. Dieser weite Gesichtskreis ist der antiken Kunst fremd. Nicht bloß die Kunst der mehr für sich abgeschlossenen Völker des Orients und der Aegypter beschränkt sich in ihren Darstellungen auf das, was ihr eigenes Land und Volk und deren Leben oder Geschichte angeht: auch die Kunst der Griechen und Römer, welche durch Handel und Kriege eine viel ausgedehntere Kenntnis von fremden Nationalitäten erhalten hatten, hat doch von jeher das, was die eigene Heimat in Religion und Kultur, in Sage und Geschichte oder im täglichen Leben an Stoffen darbot, als ihre Hauptaufgabe betrachtet. Wie in ihrem Ursprung, wie in ihrer Entwickelung, so ist die hellenische Kunst auch in ihren Stoffen vorwiegend national; und wo sie sich mit nichtnationalen Stoffen beschäftigt, wo sie nichthellenische und späterhin nichtrömische, d. h. mit einem Wort barbarische Motive zur Darstellung wählt, da geschieht es nicht in beliebiger freier Wahl, nicht aus dem ethnologischen oder kulturhistorischen Interesse, welches wir heutzutage solchen Kunstwerken entgegenbringen, sondern mit wenigen Ausnahmen ist die Veranlassung dazu ein ganz bestimmter Zusammenhang, in welchen Sage oder Geschichte, freundliche oder feindliche Begegnungen Hellenen und Römer mit den von der Kunst dargestellten Barbaren gebracht haben.

Das Wort **Barbar** hat bekanntlich im Altertum erst verhältnismäßig spät jenen gehässigen Nebensinn des Rohen und Uncivilisierten erhalten, welchen wir heute damit zu verbinden gewöhnt sind. Ursprünglich bedeutet das Wort Barbar einen, welcher undeutlich oder stammelnd spricht, indem dadurch der fremdartige Klang anderer Sprachen gegenüber der griechischen wiedergegeben werden sollte; und so heißen bei Homer, wo wir zum erstenmal dem Worte begegnen, die Fremden denn auch nicht schlechtweg Barbaren, sondern „barbarisch redende Männer". Freilich wurde diese ursprüngliche Bedeutung des Wortes schon frühzeitig verdunkelt. Der Grieche, stolz auf seine bis zu den Göttern hinaufreichende Abstammung, auf sein Land und seine Sprache, auf seine Kultur und Sitte, bezeichnete damit alle fremden Nationen, welche an hellenischer Sprache und Kultur keinen Anteil hatten, so daß selbst die Bewohner des Nordens der Halbinsel, Makedonier und Thraker, und nicht minder die Einwohner der italischen Halbinsel unter diesen Begriff der Barbaren fielen. Sprach sich auch in dieser Sonderstellung, welche damit die Hellenen sich selbst gleichsam als einem auserwählten Volke gegenüber den andern erteilten, ein starkes Selbstbewußtsein und eine Art Geringschätzung der übrigen Völker aus, so lag jener Begriff der geistigen Roheit und Unkultur doch zunächst noch keineswegs darin; waren doch unter jenen frem-

den Nationen, welche man mit diesem Namen bezeichnete, manche, welche eine viel ältere und nach verschiedenen Richtungen sogar höhere Kultur aufzuweisen hatten, als die Hellenen. Erst allmählich, als gleichzeitig mit der zunehmenden Bedeutung von Griechenland die Machtstellung jener Staaten und nicht minder ihr bis dahin vielfach noch behauptetes kommerzielles und industrielles Uebergewicht mehr und mehr dahinschwand, begann man, mit dem Wort Barbar auch zugleich den Gegensatz nicht bloß gegen die specifisch hellenische, sondern gegen die allgemein menschliche Bildung und Gesittung überhaupt zu bezeichnen, den Begriff des Rohen und Inhumanen damit zu verbinden. Ganz in der gleichen Weise haben dann die Römer das Wort, welches sie von den Griechen übernommen, für alle der hellenisch-römischen Kultur unteilhaftigen Völker, und später im entsprechend erweiterten Sinne gebraucht. Freilich mochten auch später noch dem feingebildeten und feinfühligen Griechen die Römer oft als Barbaren erscheinen, ganz ebenso wie diesen letzteren die Gallier und Spanier, selbst als diese römische Sprache und Bildung sich anzueignen begonnen hatten. Nur daß diese viel verspotteten Barbaren mit ihrem rauhen Dialekt und rohen Sitten in den letzten Jahrhunderten des Kaiserreichs immer mehr Einfluß nach politischer wie nach socialer und selbst nach litterarischer und sprachlicher Hinsicht im römischen Reich erhielten, so daß der Unterschied zwischen hellenisch-römischer und barbarischer Kultur zur Zeit des Unterganges des Römerreiches faktisch schon sehr bedeutend ausgeglichen war.

Die Berührungen nun, in welche die Barbaren — worunter wir demnach, gemäß dem antiken Sprachgebrauch, alle Nichtgriechen und Nichtrömer, also Phöniker und Assyrer, Perser und Aegypter, Skythen und Thraker, Kelten und Germanen u. s. w. verstehen — mit den klassischen Völkern im Verlauf der mehr als anderthalb Jahrtausende umfassenden Geschichte von Hellas und Rom gekommen, sind von sehr mannigfaltiger Art und innerhalb dieser Arten wiederum von sehr verschiedenartigem Charakter; aber alle diese Berührungen, mögen sie nun von längerer Dauer oder bald vorübergehend, freundlicher oder feindlicher Art sein, mag es sich um Handelsverkehr oder um kriegerische Begegnungen handeln, sind fast niemals ohne eine bald mehr bald weniger deutlich hervortretende Einwirkung auf die Kunst geblieben. Es ist von hohem Interesse und eine äußerst lohnende, wenn auch oft schwierige Aufgabe, diesen mannigfachen Beziehungen der antiken Kunst zu den Barbaren, zur Kunst und Kultur derselben nachzugehen; zu verfolgen, wie die griechische Kunst in ihren Anfängen gewissen Einflüssen von fremd her unterliegt, namentlich vom Orient dekorative und stilistische Eigentümlichkeiten annimmt, um dieselben nach und nach, im Laufe ihrer weiteren selbständigen Entwickelung, vollständig zu überwinden; wie sie selbst dann ihrerseits in den Grenzländern und Kolonieen auf die Kunst der barbarischen Nachbarn von Einfluß ist, und während sie sich vielfach den Vorstellungen und dem Geschmack der letzteren accommodiert, anderseits auch wieder diese zur Nachahmung hellenischer Kunstweise reizt, mögen dieselben auch häufig sehr unvollkommen und plump ausfallen. Diesen oft verwickelten und vielseitigen Beziehungen nachzugehen, muß ich mir hier versagen; unsere Aufgabe bildet nur eine einzelne Seite derselben, nämlich mit völliger Beiseitelassung der barbarischen Kunst und ihres Verhältnisses zur hellenischen vielmehr die Bedeutung darzulegen, welche die Barbaren selbst als Gegenstand der künstlerischen Darstellung in der griechisch-römischen Kunst erlangt haben.

Die Veranlassung, Barbaren darzustellen, bot sich der griechischen Kunst schon sehr frühe. Freilich nicht in historischen Werken: Zeitgeschichte hat die griechische Kunst überhaupt erst verhältnismäßig spät darzustellen begonnen. Wohl aber spielen die Barbaren in der g r i e c h i s c h e n S a g e eine nicht unwichtige Rolle; zahlreiche Persönlichkeiten der Heroenzeit, ganze Völkerschaften, welche in die Mythen verflochten sind, gehören den Barbaren an. Barbaren sind die Trojaner nebst den ihnen verbündeten Amazonen; eine Barbarin ist Medea, Barbar selbst der liebliche, vom Zeus geraubte Ganymed und der liederreiche Sänger Orpheus. Aber alle diese Personen der Sage hat die hellenische Kunst niemals anders, als durch ihre Tracht als Barbaren charakterisiert; und selbst dies nicht überall. Auf den zahlreichen Kunstwerken, welche uns die Kämpfe vor Troja vorführen, sind namentlich in der älteren Kunst die Troer in Kleidung und Bewaffnung durchaus nicht von den Griechen unterschieden; in den Giebelskulpturen von Aegina, welche uns Kampfsscenen

zwischen Griechen und Troern zeigen, ist es nur der Bogenschütze Paris, welcher in der fremdartigen Kopfbedeckung, die man unter dem Namen der phrygischen Mütze kennt, und in den durchaus unhellenischen enganliegenden Beinkleidern und im langärmeligen Gewande erscheint. So erscheint auch in der späteren Kunst Paris immer als schöner Jüngling von durchaus griechischem Typus, der nur etwas weibisch zart gehalten ist: als fremden bezeichnet ihn allein sein Kostüm; und ganz der gleiche Fall ist bei den Darstellungen des Ganymed. Ebenso verhält es sich mit den anderen barbarischen Persönlichkeiten der Heroensage. Medea erscheint bald in streng griechischer Tracht, bald in reichgestickten, orientalischen Prachtgewändern mit seltsamem, hohem Kopfputz (Fig. 1); Orpheus bald im hellenischen Chiton und Mantel, bald in bunten, mit Aermeln, kostbarem Gürtel u. dergl. versehenen barbarischen Gewändern (Fig. 2). Aber auch in solchen Darstellungen, wo uns diese orientalische Tracht begegnet, dürfen wir nicht getreue Kostümbilder erwarten, wie sie etwa die moderne Kunst zu geben bestrebt sein würde. Es ist im wesentlichen immer eine und dieselbe prunkvolle, medische Tracht, welche man ganz ohne Unterschied für die Völker des asiatischen Orients, wie für die Bewohner von Thrakien oder die Nachbarn des Schwarzen Meeres anwandte. Es scheint, als ob hierbei die Tragödie von besonderem Einflusse gewesen sei: denn offenbar sind diese prächtigen Kostüme der Bühnentracht entlehnt, und haben ebendeswegen in den an die Tragödie sich anlehnenden künstlerischen Darstellungen noch lange Zeit sich erhalten, während man in anderen Gebieten der Kunst schon durchaus realistisch treue Abbilder der Wirklichkeit gab. Die antike Kunst bedient sich durchweg, bis in ihre letzten Ausläufer, für Darstellungen aus mythologischem Gebiete einer gewissen konventionell gewordenen Tracht, ganz ebenso, wie es die moderne Kunst bei den Figuren der biblischen Geschichte im allgemeinen auch thut: Maler wie Doré, welcher die Persönlichkeiten des Alten Testaments z. B. als Beduinen charakterisiert, kennt das Altertum nicht; niemals hat die griechische Kunst versucht, bei den Persönlichkeiten der Sage wirklich den fremdartigen, ungriechischen Typus jener Völkerschaften, welchen die betreffenden Gestalten angehörten, wiederzugeben. Nur in einem einzigen Falle macht bereits die ältere Kunst hiervon eine Ausnahme, indem sie darauf ausgeht, eine dieser mythologischen Figuren, wenn auch nicht in eigener Person, so doch durch die ihr beigegebenen Begleiter als fremde Barbaren von unhellenischem Typus zu charakterisieren: das ist bei der Person jenes Memnon, des Sohnes der Eos, welcher den



Fig. 1.


Fig. 2.

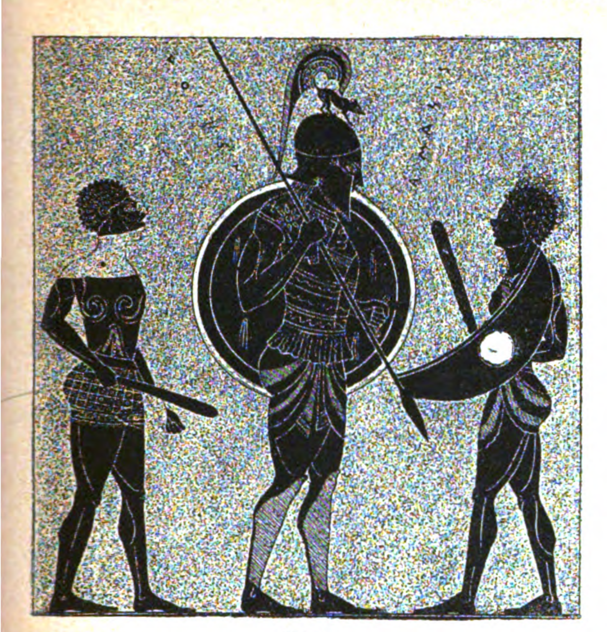


Fig. 3.

Troern zu Hilfe zog und im Kampfe mit Sarpedon getötet wurde. Die nachhomerische Sage machte diesen zu einem Aethiopenfürsten. Davor freilich, den Sohn der Göttin der Morgenröte zu einem Mohren zu machen, scheute die griechische Kunst maßvoll zurück: dafür gibt sie ihm als charakteristisches Attribut Mohren zur Begleitung (vgl. Fig. 3). Die barocke Erscheinung des kraushaarigen Negers mit seiner Stumpfnase, der flachen Stirn, den wulstigen Lippen, war dem Griechen keine ganz fremde Erscheinung; schon damals liebten es reiche Leute, unter ihren Sklaven auch einen oder mehrere Schwarze zu besitzen. Daher kommt es denn auch, daß wir in Kunstwerken, namentlich auf Vasenbildern, auch anderweitig ihnen nicht selten begegnen; indem man die Sitte einer späteren Zeit, wie das auch sonst vielfach in Bildwerken geschehen ist, schlechtweg auf die heroische Zeit übertrug, mischte man unter das Gefolge vornehmer Heroen, des Theseus z. B. oder der Niobiden, auch diese dunkeln Gesellen; ebenso bot die Sage vom Herakles, welcher ja auf seinen Wanderungen auch nach Aegypten und Aethiopien gekommen war, Gelegenheit, Mohren vorzustellen (Fig. 4); ja man fand an der burlesken Form dieser Rasse solchen Gefallen, daß man nicht selten Negerköpfe zu Gefäßformen wählte. Der Mohr ist die älteste Barbarenbildung der hellenischen Kunst; der Unterschied der afrikanischen von der kaukasischen Rasse ist so drastisch und zugleich so leicht wiederzugeben, daß auch eine noch unentwickelte Kunst sich schon an eine solche Aufgabe wagen kann. Um aber die feineren Unterschiede der Völkerschaften innerhalb der kaukasischen Rasse selbst festzuhalten, dazu bedurfte es eines schon beträchtlich ausgebildeten künstlerischen Darstellungsvermögens.

Noch in einem anderen Falle kam man, wenn auch erst in der Zeit der entwickelten Kunst, durch Uebertragung historischen Gebrauches auf die sagenhafte Zeit in die Lage, bei heroischen Vorstellungen Barbarentypen wiederzugeben. Die Sklavenbevölkerung der Hellenen bestand bekanntlich großenteils aus Barbaren. Da waren Thraker und Illyrer, Syrer und Karer, Skythen und Kolcher u. s. w. bunt durcheinander gemischt. Unter der zahlreichen Sklavenschar eines vornehmen Hauses spielte nun eine beson-



Fig. 4.

dere Rolle der Pädagog, d. h. derjenige Sklave, welcher die Söhne des Hauses zu be-

aufsichtigen, bei ihren Gängen zur Schule, zum Ringplatz, zum Bade u. s. w. zu begleiten, ihnen ihre Gerätschaften u. dgl. nachzutragen hatte; eine wirklich lehrende Thätigkeit war jedoch damit nicht verbunden. In der Regel waren auch diese Pädagogen nichts anderes als Barbaren, wenn man auch etwas gebildetere und vor allem zuverlässige Leute dazu aussuchen mochte. Auf den Darstellungen aus dem täglichen Leben begegnen sie uns häufig; hier aber im allgemeinen weder durch Tracht, noch durch Gesichtsbildung von hellenischen Männern unterschieden. Anders jedoch, wo sie in mythologischen Darstellungen, wie z. B. in Darstellungen der Niobesage, der kindermordenden Medea u. s. w. sich finden. In der berühmten Gruppe der Niobe in Florenz, welche auf ein Original des vierten Jahrhunderts v. Chr. zurückgeht, erblicken wir auch einen solchen Pädagogen (Fig. 5), zu welchem der jüngste, noch dem Knabenalter angehörige Sohn sich angstvoll flüchtet (ein besseres Exemplar dieser Gruppe, aus Soissons stammend, befindet sich im Louvre). Dieser Pädagog erscheint in durchaus ungriechischer Tracht, mit hohen Stiefeln, kurzem Unterkleid mit langen, engen Aermeln, darüber ein Mantel; der Kopf zeigt einen entschieden ungriechischen Typus, stark gebogene Nase, ungepflegten Bart von fremdartigem Schnitt, struppiges Haupthaar. Ganz ähnlich, oft noch mit zottigem Pelzmantel bekleidet, die Stirn durch eine Glatze überhöht, in der Hand einen Krummstab, finden wir die Gestalt des Pädagogen noch häufig auf anderweitigen Bildwerken der griechischen Kunst, und so ist er auch in die römischen Sarkophage übergegangen; es ist eine Tracht, welche jedenfalls nicht der Wirklichkeit entlehnt war, da sonst die Vasenmalerei bei den Darstellungen aus dem Alltagsleben wohl davon Gebrauch gemacht haben würde; wahrscheinlich war sie, wie in den oben berührten Fällen, der Tragödie entnommen, in welcher die Pädagogen in der charakteristischen Tracht ihrer Heimat auftraten, die sie in Athen



Fig. 5.

wohl längst abgelegt hatten. Das Bestreben, dem Gesichte des Pädagogen einen unhellenischen Typus zu geben, tritt dabei fast überall hervor;



Fig. 6.

nur daß es in der Regel kein bestimmter nationaler Barbarentypus ist, sondern daß das Barbarische wesentlich im ungriechischen Schnitt des Profils, im Schnitt des Bart- und Kopfhaares und bisweilen auch in der ganzen Kopfbildung ausgeprägt liegt. —

Etwas Aehnliches, wenn auch weniger markiert hervortretend, finden wir in den Darstellungen derjenigen Sklavinnen, welche im Hause namentlich der Hausfrau gegenüber eine oft sehr wichtige Stellung einzunehmen pflegten, nämlich in den alten Dienerinnen, welche ursprünglich als Ammen, dann als Pflegerinnen der Kinder in deren zartem Alter fungiert hatten und später nicht selten die Vertrauten der heranwachsenden Töchter des Hauses wurden, ja dieselben häufig auch bei ihrer Verheiratung in den neuen Hausstand begleiteten. Man kennt die Rolle dieser vertrauten Sklavinnen ebenfalls aus der griechischen Tragödie, aus der Medea z. B., der Phädra; auch hier trug die Tragödie die Sitte der historischen Zeit in das heroische Zeitalter hinüber, und die Kunst folgte ihr darin nach. Daher tragen denn auch diese alten Ammen in den Kunstwerken vielfach einen etwas barbarischen Charakter. Es sind meist alte, runzelige Frauen mit unedlen Gesichtszügen, von welken Formen, die Haare mit einem dicken Kopftuch verhüllt. Im Westgiebel des Tempels von Olympia, wo in der Mitte ein wilder Kampf zwischen den edle Frauen raubenden Kentauren und den Lapithen tobt, kriechen rechts und links, weiter nach den Ecken des Giebels zu, angsterfüllt zwei solche Dienerinnen (vgl. Fig. 6), die ihre Herrinnen zum Hochzeitsmahle begleitet hatten, auf der Erde: auch hier scheinen barbarische Sklavinnen dem Künstler zum Modell gedient zu haben, obgleich freilich der Barbarentypus in der Frauenbildung nicht so deutlich hervortritt wie bei den Männern.

Was wir bisher besprochen haben, das waren durchweg Darstellungen des heroischen Sagenkreises, in welchen die Barbaren meist nur als Nebenfiguren auftreten. Wie stellt sich nun aber die griechische Kunst zu den Barbaren, als ihr zuerst die Aufgabe wird, die Barbaren in historischen Kompositionen darzustellen? —

Die erste Veranlassung dazu geben die **Kämpfe mit den Persern**. Wenige Decennien nach jenen glorreichen Befreiungsschlachten verherrlichte der größte Maler der damaligen Zeit, **Polygnot**, in figurenreichen Wandgemälden jene großen Tage; es wird uns leider nicht überliefert, wie er die Feinde darin charakterisiert hat. Die z. T. noch erhaltenen Skulpturen des wahrscheinlich in den dreißiger Jahren des fünften Jahrhunderts gearbeiteten Frieses vom kleinen Tempel der Athena Nike am westlichen Eingang der Akropolis von Athen zeigen uns auch Kämpfe zwischen Griechen und Persern; letztere erscheinen in der ihnen eigentümlichen Tracht und Bewaffnung, die im wesentlichen nicht viel anders ist, als sie die



Fig. 9 (S. 646).

früher besprochenen Kunstwerke den Amazonen oder Troern beilegen; leider sind die Köpfe an diesen Reliefs entweder ganz abgestoßen oder doch so mangelhaft erhalten, daß man kein Urteil darüber zu fällen imstande ist, ob hier die Künstler Griechen und Perser auch im Typus der Gesichtszüge unterschieden haben: es wird schwerlich der Fall gewesen sein. Eine berühmte Vase im Neapler Museum, welche uns den König Darius, im Kreise seiner Minister Kriegsrat haltend, zeigt, bietet zwar eine reiche Auswahl medischer Kostüme, macht aber in den Typen der Köpfe durchaus keinen Unterschied gegenüber anderen, derselben Richtung angehörigen Vasenbildern mit hellenischen Vorstellungen; höchstens fällt auf, daß der Maler die persischen Krieger und die Repräsentanten der Tribut darbringenden asiatischen Völkerschaften bartlos und mit etwas weibischen Gesichtszügen dargestellt hat. — Ganz anders charakterisiert erscheinen die Perser auf dem hochberühmten Mosaikbilde der Alexanderschlacht in Neapel. Dies Werk, obgleich erst in römischer Zeit gefertigt, ist doch jedenfalls als Nachbildung eines bereits in alexandrinischer Epoche entstandenen großartigen Schlachtenbildes zu betrachten, und zwar eines Gemäldes, welches offenbar mit großer historischer Treue ebensowohl in Wiedergabe der Trachten, als in Behandlung der Gesichtstypen gearbeitet war. Die Perser erscheinen hier als schöne Männergestalten mit scharf markierten Nasen, ziemlich stark ausgebildeten Backenknochen und kräftig hervortretenden Augenknochen; die Oberlippe schmückt, wo nicht ein Vollbart Kinn und Wangen bedeckt, ein nur schmales Schnurrbärtchen (vgl. Fig. 7 u. 8). Obgleich der Unterschied vom hellenischen Typus auf der makedonischen Seite (es sind dort freilich nur ein paar Köpfe erhalten) kein sehr scharf ausgesprochener ist, so kann man ihn doch recht gut herauserkennen; und noch deutlicher tritt er uns entgegen in einem plastischen Werke, dem auf dem Palatin gefundenen Kopfe eines sterbenden persischen Kriegers (Fig. 9). Zwar ist dies Werk an sich künstlerisch nicht gerade bedeutend; der Bildner hat die Absicht gehabt, ein im Todeskampfe verzerrtes Gesicht zu geben, und hat dies nicht nur durch die zahlreichen, auf der Stirn und

Fig. 7.

Fig. 8.

zwischen den Augen sich bildenden Falten angedeutet, sondern auch das Brechen der Augen im Tode wiedergeben wollen; letzteres, eine überhaupt für die Plastik sehr schwierige Aufgabe, ist ihm aber nicht gelungen und zu einem unschönen Blinzeln geworden. Trotzdem bleibt der Kopf, dessen Nationalität schon durch die persische Mütze mit den unter dem Kinn gebundenen Zipfeln hinlänglich deutlich bezeichnet ist, für uns wertvoll als eine der wenigen plastischen Darstellungen des persischen Typus, obgleich er kein edles Beispiel desselben ist, sondern ein unschönes, man möchte fast sagen plebejisches Gesicht, dem der äußerst dürftige Schnurrbart, welcher in dieser Form jedenfalls persische Mode war, während die Griechen ihn niemals so getragen haben, nicht gerade zur Zierde gereicht.

Aber nicht bloß feindliche Berührungen waren es, welche für die griechische Kunst Veranlassung gaben, barbarische Typen wie nach den äußerlichen Unterscheidungen des Kostüms, so auch hinsichtlich ihrer körperlichen Eigentümlichkeiten, treu wiederzugeben: auch der Verkehr, in welchen die Griechen in ihren Kolonieen mit den Barbaren traten, mußte zu ähnlichen Aufgaben führen. Dafür haben wir zunächst einige interessante Beispiele aus Kleinasien. An dem prachtvollen Grabmal, welches die karische Fürstin Artemisia ihrem Gemahl Maussolos durch griechische Künstler errichten und reich mit Skulpturen schmücken ließ, tragen die Bildwerke, namentlich die Reliefs mit den Kämpfen gegen die Amazonen, durchweg den attischen Typus. Auch die Kolossalstatue des Maussolos selbst ist die Arbeit eines attischen Künstlers; aber wie die Tracht dieser Porträtfigur schon nicht der griechischen Mode entspricht, so zeigt auch der Kopf einen nicht hellenischen Typus. Der kurzgeschorene Voll- und Schnurrbart, das zurückgebrochene lange Haar sind beide in ihrem Schnitt durchaus ungriechisch; die markierten Züge mit den stark vorspringenden Superciliarbogen und die eigentümliche Kopfform sind es ebensowenig: es ist das charakteristische Abbild eines hellenisch gebildeten Kariers, welches uns die Maussolosstatue zeigt. — Künstlerisch unbedeutender, aber inhaltlich nicht minder interessant sind die Reliefs zweier großen lykischen Gräber: des sogen. Harpyienmonuments zu Xanthus, jetzt im britischen Museum, und die des Grabmals von Gjölbaschi, welche Benndorf i. J. 1882 nach Wien gebracht hat. Hier sind in der breit erzählenden Weise der assyrischen und später der römischen historischen Kunst Schlachtscenen, Belagerungen, Friedensverhandlungen, Tributüberreichung, Jagd, Mahlzeit u. dgl. dargestellt, in stark realistischer Weise, mit getreuer Nachahmung der Wirklichkeit in Kostüm, Bewaffnung, Gerätschaften u. dgl. Von Köpfen sind freilich die wenigsten gut erhalten; immerhin sind verschiedene darunter, welche deutlich den barbarischen Typus verraten, wenn auch nicht gerade mit besonders scharfer Charakteristik. Es muß dahingestellt bleiben, ob diese Reliefs Werke von in Lykien arbeitenden und durch lykische Kunst beeinflußten hellenischen Künstlern sind, oder von eingeborenen Lykiern, welche in Griechenland selbst ihre Studien gemacht haben, herrühren.

Von hohem Interesse sind sodann die Funde, welche an der Nordküste des Schwarzen Meeres, wo einst zahlreiche griechische Kolonieen und Handelsfaktoreien waren, gemacht worden sind und welche zum größten Teil das Museum der Petersburger Eremitage besitzt. Sehr viele von den dort gefundenen Werken, vornehmlich bestehend in Gold- und Silberarbeiten, in Bronze- und Terracottafiguren, bemalten Vasen und Holzgeräten u. a. m., tragen allerdings rein griechischen Charakter und sind offenbar in Griechenland selbst gearbeitet und nach dem Pontus importiert worden; anderes scheint mit besonderer Berücksichtigung des barbarischen Geschmackes prunkvoller, prahlerischer ausgestattet worden zu sein, als es dem maßvollen Kunstsinn der Hellenen sonst zusagte. Abgesehen davon aber ist es natürlich, daß das fremdartige Wesen und Leben der dortigen Bevölkerung, der Skythen und der diesen in ihren Sitten und wahrscheinlich auch in ihrer Rasse verwandten Sarmaten, den in den griechischen Kolonieen selbst ansässigen Künstlern auch Anlaß zu bildlichen Darstellungen geben mußte. In der That erblicken wir auf den in der Krim gefundenen Kunstwerken nicht selten Skythen in ihrer charakteristischen Tracht: der kurzen Aermeltunika, welche um die Hüften gegürtet ist (einer Art Blouse), den langen Hosen, die allerlei bunte Muster in ausgenähter Arbeit oder Stickerei aufweisen; vielfach gehen die Beinkleider hinein in die kurzen, um die Knöchel festgebundenen Schuhe; dazu tritt Bogen und Köcher als Waffe, eine hohe Mütze als Kopf-

bedeckung. Es ist eine Tracht, welche durchaus an die heute noch bei Südrussen übliche erinnert, namentlich die zierlich ausgenähten Kleider werden noch ganz ähnlich dort gearbeitet. Nicht minder geben sich diese Skythen auch in ihrem Aeußeren als Vorfahren der heutigen Bevölkerung zu erkennen: sie zeigen zwar echt kaukasischen Typus, aber wild und roh; namentlich das lange, glatt herunterhängende Kopfhaar und der wirre, ungepflegte Bart tragen dazu bei, den Eindruck des Barbarischen zu vermehren. Es wird versichert, daß bei diesen Kunstwerken schon auf den ersten Blick die Aehnlichkeit mit dem Typus der heutigen Großrussen frappiere. Und wie in diesen Werken die äußere Erscheinung der rauhen Nordländer ganz vorzüglich getroffen ist, so wußten die griechischen Künstler auch deren Lebensweise in mannigfaltigen Situationen sehr anschaulich wiederzugeben. Aeußerst anziehend sind nach dieser Hinsicht die Vorstellungen eines getriebenen Gefäßes aus Elektron (Komposition von Silber und Gold), wo wir u. a. zwei verwundete Krieger von ihren Kameraden gepflegt sehen (Fig. 10). Der eine ist am Bein verwundet und sein Gefährte wickelt ihm eben vorsichtig die Bandagen von dem kranken Fuße ab; der andere scheint eine Verletzung in der Mundhöhle zu haben: sein Kamerad greift ihm mit dem einen Finger in den Mund, während er ihm mit der Linken den Kopf festhält, damit er



Fig. 10.

stillhalte; der Patient macht ein sehr klägliches Gesicht und hält den rechten Arm des Gefährten am Gelenk fest, damit er nicht zu heftig den schmerzenden Punkt berühre. Die vorzügliche technische Ausführung dieser Arbeiten läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, daß es Produkte griechischer Kunst sind; es ist auf keinen Fall anzunehmen, daß die Skythen selbst es in der Metallarbeit bis zu dem hohen Grad von Vollkommenheit gebracht haben sollten, welchen diese Gefäße zeigen.

Indessen alle diese Versuche, Barbarentypen künstlerisch zu fixieren, so gelungene Proben uns auch darunter begegnen, sind mehr als Anläufe zu betrachten. Das wirklich Charakteristische in den Eigentümlichkeiten einer fremden Rasse, im Ausdruck des Gesichtes, in der Körperbildung u. s. w. zu erfassen und so prägnant, daß darnach auch für uns noch die Bestimmung der dargestellten Nation möglich ist, nicht bloß in kleineren Kunstwerken oder Gemälden, sondern in großartigen plastischen Werken wiederzugeben, das ist allem Anschein nach erst der Kunst des alexandrinischen Zeitalters gelungen. Die alexandrinische Kunst begnügt sich nicht damit, die äußerlichen Eigentümlichkeiten eines barbarischen Volkes nachzuahmen: sie geht auch auf die geistige Individualität der Fremden ein, und zwar mit vollster Unbefangenheit und mit einer Feinheit der Charakteristik, welche nicht minder von ihrer hohen Begabung, als von ihrer scharfen Beobachtungsgabe Zeugnis ablegt. Die Veranlassung zu diesen Barbarendarstellungen waren die Einfälle der Kelten oder Gallier. Nachdem diese kriegerischen Horden zu wiederholten Malen Italien und selbst Rom bedroht hatten, wandten sie sich, als mit der Zeit der Widerstand der italischen Völkerschaften immer energischer und schwerer zu besiegen wurde, nach der Balkanhalbinsel; nur mit Aufbietung aller Kräfte vermochten die Griechen die bis zu den Thermopylen und nach Delphi

vorgedrungenen Heereshaufen der Kelten zurückzuschlagen. Beträchtliche Abteilungen derselben gingen dann hinüber nach Asien und fielen in das Reich der pergamenischen Fürsten ein; hier trafen sie aber auf so ernstlichen Widerstand, daß ihrem weiteren Vordringen unter blutigen Niederlagen für immer ein Ziel gesteckt wurde. Nur ein verhältnismäßig kleiner Bruchteil siedelte sich im Norden Kleinasiens, südlich vom Schwarzen Meere an und gründete hier ein eigenes Reich, welches nach der Herkunft der Bewohner den Namen Galatien erhielt. Diese wiederholten, blutigen Kämpfe der Pergamener mit den Kelten wurden für die pracht- und kunstliebenden Fürsten von Pergamon Veranlassung, die an ihrem Hofe thätigen Künstler mit Aufgaben zu betrauen, welche diese Kriegsthaten in mannigfacher Weise verherrlichen und die Erinnerung daran festhalten sollten. Das geschah auf zweierlei Art vornehmlich: teils durch Darstellung anderer Thaten aus mythologischer oder historischer Zeit, welche als Kämpfe roher Gewalt gegen höhere Gesittung und Humanität mit diesen wilden Gallierkriegen in Parallele gesetzt werden konnten (— so die Kämpfe mit den Giganten, bekanntlich Gegenstand der neuerdings aufgefundenen großartigen Altarreliefs von Pergamon; ferner die Amazonenschlacht, und als historisches Pendant die Kriege mit den Persern —); teils aber auch durch Vorstellungen von Scenen aus jenen Kämpfen selbst. Beide Aufgaben haben die pergamenischen Künstler in bewunderungswürdiger Weise gelöst; als Beispiele der zweiten Aufgabe liegen uns noch eine Reihe von Werken vor, unter denen einige ohne Zweifel zu den großartigsten Skulpturen aller Zeit gerechnet werden müssen.

In erster Linie steht hier die hochberühmte Statue des sog. „sterbenden Fechters" im kapitolinischen Museum (Fig. 11, S. 650). Längst weiß man, daß die frühere Benennung dieser Statue nicht richtig, daß vielmehr der Sterbende ein gallischer Krieger ist. Das geht schon äußerlich daraus hervor, daß er nicht die Gladiatorenwaffen, sondern diejenige Bewaffnung führt, welche uns die alten Schriftsteller als den Galliern eigentümlich nennen, das ziemlich lange und breite Schwert, der sehr hohe und schmale Schild, das große Schlachthorn, welche letztere unter dem Gefallenen am Boden liegen. Nicht minder charakteristisch ist ferner die einem gedrehten Stricke nachgebildete, metallene Halskette (Torques), welche als specifisch gallischer Schmuck sowohl durch die Nachrichten der Historiker als durch Funde in keltischen Gräbern bekannt ist; und ebenso der Umstand, daß der Krieger ganz unbekleidet ist, denn die wilde Tapferkeit dieser Barbaren hatte den Brauch, von dem uns die Schriftsteller berichten, daß die Vorkämpfer völlig entblößt zum Angriff vorgingen. Mehr aber noch als alles das spricht die Körperbeschaffenheit und der Gesichtstypus des Kriegers für seine Nationalität. Verschiedene alte Historiker, vornehmlich Livius und Diodor, haben uns das Aussehen der alten Gallier beschrieben. Als besondere Kennzeichen werden uns angegeben: ihre lange, mächtige und kräftige Statur; das weiße und dabei doch vollsaftige Fleisch; das an sich schon struppige Haar strählten sie durch beständigen Gebrauch von Salben und strichen es von der Stirne über den Scheitel zurück, etwa in der Weise, wie man es an Bildern von Satyrn und Panen sieht, und machten es dadurch so dick und rauh, daß es Pferdemähnen glich. Den Bart aber hatten die einen ganz geschoren, die andern ließen ihn teilweise wachsen; namentlich die Vornehmen trugen nur den Schnurrbart, diesen jedoch so voll und lang, daß der Mund davon fast ganz bedeckt wurde. Fast allen diesen charakteristischen Einzelheiten begegnen wir auch am sterbenden Gallier; und nicht minder scharf treffen wir sie wiedergegeben in jenem berühmten Seitenstück dazu, der Galliergruppe aus Villa Ludovisi (Fig. 12 u. 13, S. 651 f.). Gleich den Germanen ward es den Kelten nachgerühmt, daß sie den freiwilligen Tod der Knechtschaft vorzogen; man nimmt auch bei der Statue des sterbenden Galliers vom Kapitol an, daß er nicht von Feindeshand gefallen sei, sondern fern vom Schlachtgetümmel, nachdem die Seinigen besiegt und keine Aussicht mehr auf Rettung oder Flucht ihm geblieben ist, sich heldenmütig selbst in sein Schwert gestürzt hat. So hat auch der Ludovisische Gallier erst seinem Weibe, der treuen Gefährtin seines Lebens, welcher er die Schmach der Sklaverei ersparen will, den Todesstoß gegeben; und während er sie langsam, mit einer Zartheit, welche einen wohlthuenden Gegensatz zu der wilden Miene des trotzigen Mannes bildet, aus seinem Arm zu Boden gleiten läßt, stößt er sich selbst mit gewaltiger Wucht, den grimmen Blick noch dem Sieger zukehrend, das Schwert tief in die Kehle.

Andere Darstellungen sterbender oder käm-

pfender Gallier sind uns dann noch in einigen kleineren Figuren erhalten, welche einem figurenreichen, vom König Attalus I. den Athenern dargebrachten und auf der Akropolis aufgestellten Weihgeschenk angehören. Dies Weihgeschenk stellte in zahlreichen Gruppen die Kämpfe der Götter mit den Giganten, der Griechen mit den Amazonen, der Athener mit den Persern, der Pergamener mit den Galliern vor: vielleicht nur verkleinerte Marmorkopieen von großen Bronzekompositionen, welche in Pergamon selbst aufgestellt waren. Es ist das Verdienst H. Brunns, in verschiedenen Museen Reste jenes attalischen Weihgeschenkes nachgewiesen zu haben: allerdings durchweg nur aus den Reihen der Besiegten. Darunter sind denn auch mehrere Gallier (vgl. Fig. 14, S. 652), trefflich gearbeitete Figuren unter Lebensgröße, welche freilich hinsichtlich der Wiedergabe der nationalen Eigentümlichkeiten etwas hinter den vorher angeführten Gallierfiguren zurückstehen.

Aber die virtuose Behandlung des Körperlichen ist nur die eine hervorragende Seite dieser Kunstwerke; wir dürfen darüber ihre hohe innere Bedeutung nicht übersehen. Was ist es denn, das uns bei Betrachtung des sterbenden Galliers oder der Ludovisischen Gruppe so mächtig ergreift? — Es ist nicht die packende Naturwahrheit, nicht die realistisch treue Wiedergabe jener Stammeseigentümlichkeiten, sondern der tiefe geistige Gehalt, welchen die Künstler diesen Figuren einzuhauchen gewußt haben. Dieser Sterbende, der



Fig. 11 (S. 649).

nur mühsam seinen zusammenbrechenden Leib mit dem Arme stützt, dessen Augen bereits von den Schatten des nahen Todes verdunkelt werden, zeigt doch durchaus nicht den Ausdruck physischen Schmerzes; was an ihm mehr frißt als die Wunde, das ist der viel gewaltigere Schmerz um die verlorene Sache der Seinigen, über die Schmach der Niederlage. Und jener andere, der in ungezähmter barbarischer Wildheit, die aber selbst dem Feinde Bewunderung einflößen mußte, die Genossin getötet hat und ihr im nächsten Augenblicke in den Tod folgt — scheint uns nicht der trotzige Blick, welchen er dem Gegner zuwirft, zu sagen: „Schau her, du stolzer Sieger! Besiegen kannst du uns, aber nicht unterjochen!" — Es ist nicht hellenische Kampfesweise, welche uns hier entgegentritt; es liegt vielmehr etwas von jenem wilden Heldenmut darin, welchen die alten Sagen der Nordlandsrecken verherrlichen. Aber auch diese rauhe Tapferkeit nötigte dem Hellenen Achtung ab; und in wahrhaft menschlich schöner Weise haben die Künstler von Pergamon dieser Hochachtung den künstlerischen Ausdruck zu verleihen verstanden: so sehr, daß wir uns fast fragen müssen, ob nicht gegenüber solchen Besiegten die Sieger beinahe die zweite Rolle spielen mußten. Treffend hat A. Conze von diesen Bildwerken gesagt, daß sie mit vollem Recht in jenen Prunksälen des Schlosses von Versailles, welche „à toutes les gloires de la France!" gewidmet sind, ihren Platz finden könnten.

Wie vorzüglich die Kunst des alexandrinischen Zeitalters sich auch sonst auf Wiedergabe von Barbarentypen verstanden hat, davon legt auch ein anderes Bildwerk deutliches Zeugnis ab, der bekannte Schleifer in Florenz (Fig. 15, S. 654). Das Motiv dieser Figur ist folgendes: Marsyas, ein Satyr aus dem Gefolge des Dionysos, hatte die von der Athene erfundenen, aber später wieder von der Göttin weggeworfenen und mit dem Fluche belegten Doppelflöten aufgehoben und sich eine solche Fertigkeit auf diesem Instrumente erworben, daß er die Frechheit besaß, den Apollo zu einem Wettkampf zwischen Kithar und Flöte herauszufordern. Die Musen waren Preisrichterinnen; Marsyas wurde besiegt, und der siegreiche Gott, rachsüchtig, wie es eben nur ein in seiner Künstlereitelkeit beleidigter Virtuose sein kann, ließ ihm zur Strafe bei lebendigem Leibe die Haut abziehen. So die Sage, deren letzten Akt die Kunst mehrfach vorgestellt hat: freilich nicht gerade in dem Augenblicke, wo die Schindung vollzogen wird, solche Geschmacklosigkeiten hat nur die christliche Kunst in ihren Märtyrerbildern fertig gebracht: sondern den Augenblick vor der Exekution, wo der Sklave, welcher das Amt des Henkers hat, sein Messer schleift, während Marsyas, seiner Strafe wartend, gebunden an einem Baum aufgehängt ist. Dieser Henkersknecht erscheint in den Kunstwerken, besonders den Sarkophagreliefs, in der Regel als Orientale gekleidet, da ja die Sage selbst in Phrygien spielt; abweichend hiervon zeigt die Florentiner Statue, welche höchst wahrscheinlich ursprünglich den Bestandteil einer diese Scene darstellenden Gruppe bildete, ihn von eigentümlich fremdartigem Typus — als Skythen. Allerdings gleicht der Gesell mit seinen kurzen krausen Haaren keineswegs jenen langhaarigen und bärtigen Bogenschützen, wie wir sie auf den oben besprochenen Kunstwerken aus Südrußland erblicken: trotzdem führen uns verschiedene Umstände darauf hin, an jener Bezeichnung der



Fig. 12 (S. 649).

Nationalität festzuhalten, zumal es ja unter den Skythen wieder zahlreiche, jedenfalls auch äußerlich sich unterscheidende Stämme gab. Als Barbaren kennzeichnet ihn zunächst die ganze, niedriggemeine Bildung sowohl des Körpers mit seinem starkknochigen, aber nicht athletisch durchgewirkten Bau, der schmalen Brust, den Hautfalten über den Knöcheln der Hände und den stark hervortretenden Adern, als namentlich die des Kopfes mit seinem spitzen Schädel, der zurückweichenden Stirn, der unedeln Nase, den hervorstehenden Backenknochen, dem spärlichen und ungepflegten Barte und dem wirren Hauptthaar. Daß er aber gerade ein Skythe ist, dafür spricht die Schädelform. Der Anatom Blumenbach (gest. in Göttingen 1840) hat nachgewiesen, daß eine ganz ähnliche Schädelform sich heute noch bei den donischen Kosaken, die allgemein als Nachkommen eines alten skythischen Stammes gelten, vorfinde; dazu kommt dann weiterhin die Angabe des alten Arztes Hippokrates, daß die Skythen (gleich einigen Indianerstämmen Nordamerikas) den Brauch gehabt hätten, die Schädelform durch Drücken und Pressen während der ersten Lebensjahre künstlich zu verlängern und dem Kopf eine spitze Form zu geben. Die Wahl dieser Rasse aber für die in Rede stehende Darstellung erklärt sich aus dem athenischen Brauche, daß man Henker und Polizeidiener,



Fig. 13 (S. 649).

Aemter, zu welchen kein freigeborner athenischer Bürger sich hergab, ursprünglich aus den rohen, vor derartigen Aufgaben nicht zurückschreckenden Skythensklaven nahm; und wenn auch später dazu noch andere Barbaren verwendet wurden, so blieb doch der Name der Skythen so daran haften, daß besonders die Polizeidiener in Athen schlechtweg „Skythen" genannt wurden: ähnlich wie man heute noch z. B. von „Domschweizern" u. dgl. spricht. —

Auch diese Statue, die ihrer ganzen Technik nach der pergamenischen oder einer dieser verwandten Schule angehören muß, ist in jeder Beziehung eine meisterhafte Leistung. Der kauernde Bursch, welcher eben das Messer, mit dem er die Exekution vollziehen soll, geschliffen hat und nun, noch ängstlich auf den Befehl des Gottes harrend, im Begriffe steht, sich zu erheben, entbehrt freilich jenes idealen Hauches, welcher über den Gestalten der keltischen Barbaren liegt. Es ist vielmehr eine durch und durch rohe, gemeine Natur, wie sie für einen Henkersknecht mit derartiger Aufgabe sich auch eignet; ein realistisches Werk, welches streng genommen sogar gegen Lessings Verbot des Häßlichen in der Kunst stark verstößt; aber dabei doch von so scharfer, individueller Charakteristik, daß es nach dieser Seite hin geradezu einzig unter den antiken Kunstwerken dasteht und man die Zweifel, welche — obschon mit Unrecht — an seinem wirklichen Altertum geäußert worden sind, wohl begreift.



Fig. 14 (S. 650).

Als die Römer den Dynastieen der Nachfolger Alexander d. Gr. ein Ende gemacht, die Kunstwerke in großer Zahl aus Hellas und Kleinasien nach Rom geschleppt und dadurch, nachdem sie sich jahrhundertelang mit den plumpen Schöpfungen der etruskischen Kunst begnügt, Geschmack an der selbst dem realistisch-praktischen Sinn des Römers imponierenden hellenischen Schönheit gefunden hatten, da wanderten auch die griechischen Künstler nach und fanden bei dem immer mehr und mehr erwachenden Kunstsinn der Römer reichlich Beschäftigung. Allerdings war die Produktivität der griechischen Kunst bei ihrer Verpflanzung nach Italien schon bedeutend von ihrer Höhe herabgestiegen; aber was sie noch immer im höchsten Maße besaß, das war die Technik, die Routine; und daher kommt es, daß auch die wenigen neuen Aufgaben, welche die Folge dieser Uebersiedelung waren, von ihr noch in glänzender Weise gelöst werden konnten. Unter diesen Aufgaben nehmen wiederum die Barbarendarstellungen einen wichtigen Platz ein. Allerdings ist der Charakter der römischen Siegesdenkmäler sehr abweichend von dem, in welchem die Griechen und die Deutschen ihre Siege verewigt hatten. Der Hauptcharakter der römischen Siegesdenkmäler ist ein architektonischer, zu welchem der plastische Schmuck nur als etwas Sekundäres hinzutritt. Es sind wesentlich Triumphbogen und Ehrensäulen, an denen Statuen und Reliefs die Kriege schildern oder symbolisch andeuten, zu deren Erinnerung die Monumente errichtet worden sind. Aus diesem Umstande und zugleich aus der ebenso auf allegorische Darstellungsweise, wie anderseits auf krassen Naturalismus gerichteten Tendenz der römischen Kunst überhaupt ergibt sich der bedeutende Unterschied, welcher zwischen den Barbarenbildern der hellenischen und denen der römischen Kunst obwaltet. Die Kunst der ersten griechischen Blütezeit stellte die Kämpfe mit den Barbaren durchaus idealisiert vor; die hellenistische Kunst gab ein auf realistischem Boden ruhendes, aber immerhin noch idealisiertes Bild davon; die Römer geben dagegen in ihren Einzelstatuen entweder Personifikationen des besiegten Landes, welche allerdings in ihrem Charakter sich an Typus und Eigentümlichkeit der betreffenden Nationalität anschließen, oder direkte Porträtfiguren; und im Relief stellen sie die Scenen des Krieges mit treuem Festhalten an allen Einzelheiten von Tracht und Bewaffnung, von Kriegs- und Belagerungsmaschinen, von Festungen und Hütten, Flußübergängen und Handgemenge u. s. w. ohne jeglichen Versuch einer Idealisierung dar. Auch so noch haben sie

Bedeutendes geschaffen, namentlich auf statuarischem Gebiete; und da ihre Feldzüge sie mit manchen Barbaren in Berührung gebracht haben, welche zu den Griechen in keine nähere Beziehung getreten waren, so haben sie den Kreis der antiken Barbarentypen um einige höchst wertvolle Züge bereichert.

Am wenigsten waren hierbei von Einfluß die Kriege Cäsars mit den Kelten in Gallien und Britannien; die Schriftsteller berichten uns nichts darüber, daß dieselben Gegenstand künstlerischer Verherrlichung geworden wären. Dennoch gibt es eine Anzahl Vorstellungen von Gallierkämpfen, welche wir mit Bestimmtheit der römischen Zeit zuweisen müssen; so eine figurenreiche Gallierschlacht auf einem Sarkophag im kapitolinischen Museum, in welchem uns die keltischen Typen in der uns schon bekannten Form entgegentreten, aber jene rührenden Züge, welche die Schöpfungen der pergamenischen Kunst auszeichnen, gänzlich fehlen: es ist ein wildes Gemetzel ohne jede Spur tieferer menschlicher Empfindung. Höchst wahrscheinlich müssen wir auch einen interessanten Gallierkopf, welcher sich im Museum zu Madrid befindet (s. Fig. 16, S. 655), der römischen Zeit zuweisen. Als Kelten kennzeichnet ihn deutlich die Halskette, an welcher vorn ein kleiner Halbmond hängt, ein auf keltischen Denkmälern häufig vorkommendes Symbol. Das Haar ist struppig, bäumt sich aber nicht in die Höhe, sondern ist vorn gerade und glatt geschnitten, so daß die gerunzelte Stirn davon fast ganz bedeckt wird. Die starken Brauen sind in die Höhe gezogen; der Mund ist fest geschlossen; Oberlippe und Wangen bedeckt ein kurzer, ungepflegter Bart. Das Ganze trägt in starkem Gegensatz zu den pergamenischen Figuren, welche uns Rassentypen überhaupt, nicht Bilder bestimmter Persönlichkeiten vorführen, sehr deutlich den Charakter des Porträts; man darf vermuten, daß irgend welcher Häuptling oder berühmte Anführer der Kelten in diesen Zügen verewigt ist.

Interessanter sind für uns die Spuren, welche die Kämpfe mit den Germanen in der römischen Kunst zurückgelassen. In jener luftigen Halle an der Piazza della Signoria in Florenz, welche den Namen Loggia dei Lanzi führt, erblicken wir unter den dort aufgestellten Statuen eine majestätische Frauengestalt (Fig. 17, S. 656). Mit übereinandergeschlagenen Beinen, den linken Arm vor den Leib gelegt, den rechten im Ellbogen darauf gestützt, steht die ehrfurchtgebietende Gestalt fest und ruhig da; der scharf geschnittene Kopf neigt sich mit dem Ausdruck trüben Nachsinnens und schmerzlicher Trauer nach der Seite; das in der Mitte gescheitelte Haar, von welchem über der Stirn zwei kurze Strähne sich ablösen, fällt, über das Ohr zurückgestrichen, mähnenartig auf den Rücken herab; in ihrem tiefen Schmerze achtet die stolze Frau nicht, daß das Gewand sich ihr auf der Schulter gelöst hat und die zarte linke Brust entblößt wird. Daß diese hehre Frau keine Römerin ist, das muß jedem einleuchten, welcher jemals in den Galerieen sich die Porträtzüge vornehmer Römerinnen betrachtet hat; eben-



Fig. 15 (S. 651).

sowenig kann es eine Griechin sein. Der Nachweis, daß es eine Germanin ist, konnte zunächst durch die Tracht geführt werden; die nackten Arme, vor allem die sehr charakteristischen ausgeschlagenen Schuhe mit den dicken Sohlen, sind mit Bestimmtheit als germanisches Kostüm nachgewiesen worden. Nun war es freilich zu weit gegangen, wenn Göttling, welcher eben diesen Nachweis geführt hat, behauptet, daß wir hier ein Bild der Thusnelda, der durch ihr trauriges Los berühmt gewordenen Gemahlin des Arminius, vor uns hätten; denn so sicher wir in der herrlichen Frau eine Germanin sehen dürfen, so sicher ist sie doch auch kein Porträt einer bestimmten germanischen Frau oder Jungfrau, sondern eine die verschiedenen Züge des germanischen Typus zusammenfassende Idealfigur: etwa eine Repräsentation des besiegten Germaniens, welche zur Dekoration eines Triumphbogens bestimmt war; dieser Annahme entspricht auch der Umstand, daß die Rückseite sehr mangelhaft behandelt ist. Wir können dieser Figur gegenüber den römischen Künstlern die Anerkennung nicht versagen, daß sie den Typus der germanischen Frau, deren hohe Würde und strenge Sittenreinheit ja auch dem Tacitus so gewaltig imponierte, in durchaus edler Weise zu verkörpern gewußt haben.



Fig. 16 (S. 654).

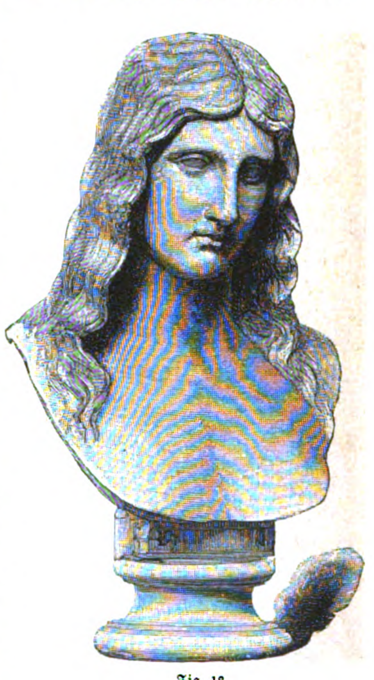
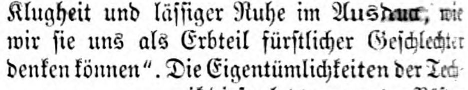


Fig. 18.

Noch ein anderer Frauenkopf, im Museum der Eremitage zu Petersburg aufbewahrt, ist von Conze mit hoher Wahrscheinlichkeit als eine Germanin erklärt worden (s. Fig. 18). Es ist dies ein überaus anmutiges Mädchengesicht, umrahmt von üppigem, frei um Hals und Schultern fallendem, leicht gelocktem Haupthaar, bei welchem man sich, wie Conze sinnig bemerkt, gern an das berühmte Goldblond der deutschen Frauenhaare erinnert, welches den Neid und die Sehnsucht der römischen Damenwelt erregte. Das Gesicht zeigt einen ruhigen, nur ein wenig trüben Ausdruck; die Züge sind bei aller Regelmäßigkeit individuell; dabei tragen sie einen Charakter, welcher uns durchaus bekannt, ich möchte fast sagen modern anmutet: wir würden uns nicht verwundern, wenn wir einem solchen Gesicht heutzutage auf der Straße einer Stadt oder draußen auf dem Felde bei ländlicher Arbeit begegneten; sicherlich das beste Kriterium dafür, daß Conzes Deutung dieses Kopfes durchaus das Richtige getroffen hat. Und es ist auch kein Widerspruch, wenn ein namhafter Kunsthistoriker angesichts dieser Büste sich aufs lebhafteste an den Frauentypus Lionardo da Vincis erinnert fühlte: denn die blonden Lombardinnen Lionardos, Luinis u. s. w. tragen durchaus deutschen, nichts weniger als italienischen Typus.

Nicht ganz so deutlich wie diese beiden weiblichen Bildnisse stellen sich einige der zahlreichen männlichen Barbarenköpfe römischer Kunst als Germanen dar. Eine hervorragende Stelle nimmt darunter ein Kopf des britischen Museums ein (Fig. 19, S. 656), welchen Göttling seiner Thusnelda als deren Sohn Thumelicus zur Seite stellen wollte. Freilich ist diese Benennung zu kühn; aber daß der trefflich gearbeitete Kopf mit dem melancholischen Ausdruck in der That einen Germanen vorstellt, darin sind nicht bloß die Archäologen, sondern auch die Germanisten, welche bei einer

solchen Frage ja auch ein Wort mitzusprechen haben, einig. Einen ihm verwandten Kopf, welcher daher auch auf den Namen des Arminius getauft ist, besitzt das kapitolinische Museum; zwei sehr schöne und in ihrer Behandlung des Nationaltypus nicht minder charakteristische Germanenköpfe befinden sich im Berliner Museum und sind von Hübner publiziert worden: schöne Jünglinge mit sprossendem Bartwuchs und reicher Lockenfülle; der eine „eine Siegfried-ähnliche Natur von etwas bäurischer Kraft, gepaart mit schüchterner Bescheidenheit"; der andere „von milder



Klugheit und lässiger Ruhe im Ausdruck, wie wir sie uns als Erbteil fürstlicher Geschlechter denken können". Die Eigentümlichkeiten der Technik dieser letztgenannten Büsten weisen uns auf die Germanen aus der Epoche der Antonine hin: auf Marbod etwa und seine Markomannen, deren Besiegung in den Reliefs der großen Antoninssäule gefeiert worden ist.



Fig. 19 (S. 655).

Unter den übrigen Barbarentypen der römischen Kunst lassen sich im allgemeinen bestimmte Rasseneigentümlichkeiten wenig unterscheiden. Am häufigsten begegnen wir den schon durch ihre Pracht kenntlichen Daciern, den Bewohnern des heutigen Siebenbürgens, welche nicht germanischen Stammes, sondern eine thrakische Völkerschaft waren. Die Besiegung dieser wilden Stämme erfolgte unter Trajan, obgleich auch nachher immer noch Aufstände dieser unruhigen Unterthanen zu bekämpfen waren. Trajan schmückte daher seinen später abgebrochenen Triumphbogen mit Statuen dacischer Häuptlinge, welche dann Konstantin auf seinem heute noch stehenden Triumphbogen aufstellen ließ. (Vgl. die ähnliche Statue aus dem Museum zu Neapel Fig. 20.) Auch sonst sind Statuen und Köpfe vom gleichen Typus in den Museen häufig zu finden; namentlich sind mehrere kolossale, auf dem Trajansforum gefundene und heute im Vatikan befindliche Köpfe als besonders charakteristisch hervorzuheben (vgl. Fig. 21, S. 657). Auch an diesen Figuren ist der barbarische Typus trefflich wiedergegeben; die Gesichter sind wild und breit, mit buschigen Augenbrauen und langem, ungepflegtem Haar; Kinn- und Backenbart sind meist getrennt. Man behauptet, daß noch heute häufig unter der rumänischen Bevölkerung sich der gleiche Typus finde. Die Tracht besteht gewöhnlich in einem gegürteten Unterkleide mit langen Aermeln, darüber ein Mantel, ferner Beinkleider, Schuhe, auf dem Kopfe eine hohe Mütze.



Fig. 17 (S. 654).



Fig. 20.

In scharfer Charakteristik des Rassentypus können sich daher die von den Römern geschaffenen Barbarentypen mit denen der hellenistischen Kunst wohl messen; an geistiger Bedeutung freilich werden sie von letzteren überragt. Dafür bieten uns aber die römischen Denkmäler etwas, was zwar vielfach künstlerisch von geringerer Bedeutung ist, dafür aber ein hohes sachliches Interesse darbietet: die Darstellungen aus der Heimat und dem Leben der Barbaren selbst, wie sie an den Reliefs der Triumphbogen und Säulen angebracht wurden. Ganz besonders kommt die Trajanssäule hier in Betracht mit ihren figurenreichen Reliefstreifen. Hier lernen wir die Dacier in ihrer Bewaffnung und Kampfesweise, ihre Dörfer und Blockhäuser in getreuer Nachbildung kennen; dabei fehlt es unter den Scenen wildesten Kampfes und Lagerlebens auch nicht an einzelnen Zügen, welche uns die überwundenen Barbaren menschlich nahe bringen: Klagen um Gefallene, Sorge für die Verwundeten, u. dgl. m. — Nach der gleichen Richtung hin sind die künstlerisch viel tiefer stehenden Reliefs der Säule des Marc Aurel (auf Piazza Colonna), welche die Markomannenkriege jenes Kaisers verherrlichen, für uns von hohem antiquarischem Interesse. Darin liegt freilich auch ihr einziger Wert; und auch dieser wird dadurch verringert, daß in noch viel höherem Grade, als bei der Trajanssäule, die Tapferkeit des römischen Heeres und die Blutbäder unter den Barbaren, die strenge Bestrafung Abgefallener oder die gnädig vom Kaiser gewährte Verzeihung in den Vordergrund gestellt werden: es sind illustrierte Kriegsbulletins, im servilen Hofstile redigiert, bei denen von einer Würdigung des mutigen Feindes, welcher doch dem Sieger immer und immer wieder so viel zu schaffen machte, kaum die Rede ist. So erscheinen auch auf den Prachtkameen, welche im Auftrage des Hofes hergestellt wurden und den Herrscher oder Mitglieder der kaiserlichen Familie in apotheosierender Weise feierten, die Barbaren in der Regel in tiefster Erniedrigung: gebunden am Boden sitzend, von rauhen Legionssoldaten fortgeführt, Greise und wehrlose Frauen mißhandelt und an den Haaren geschleift u. s. w. Jene Herzenshärtigkeit, welche uns beim Römer überall entgegentritt und ihn so wesentlich von dem milden Regungen viel leichter zugänglichen Hellenen unterscheidet, spricht sich in diesen Stellungen oft auf eine, unser Gefühl aufs äußerste verletzende Weise aus. Gerade die Römer sind es, welche uns in diesen Bildwerken als die Barbaren — Barbaren nämlich im heutigen Sinne des Wortes — erscheinen.

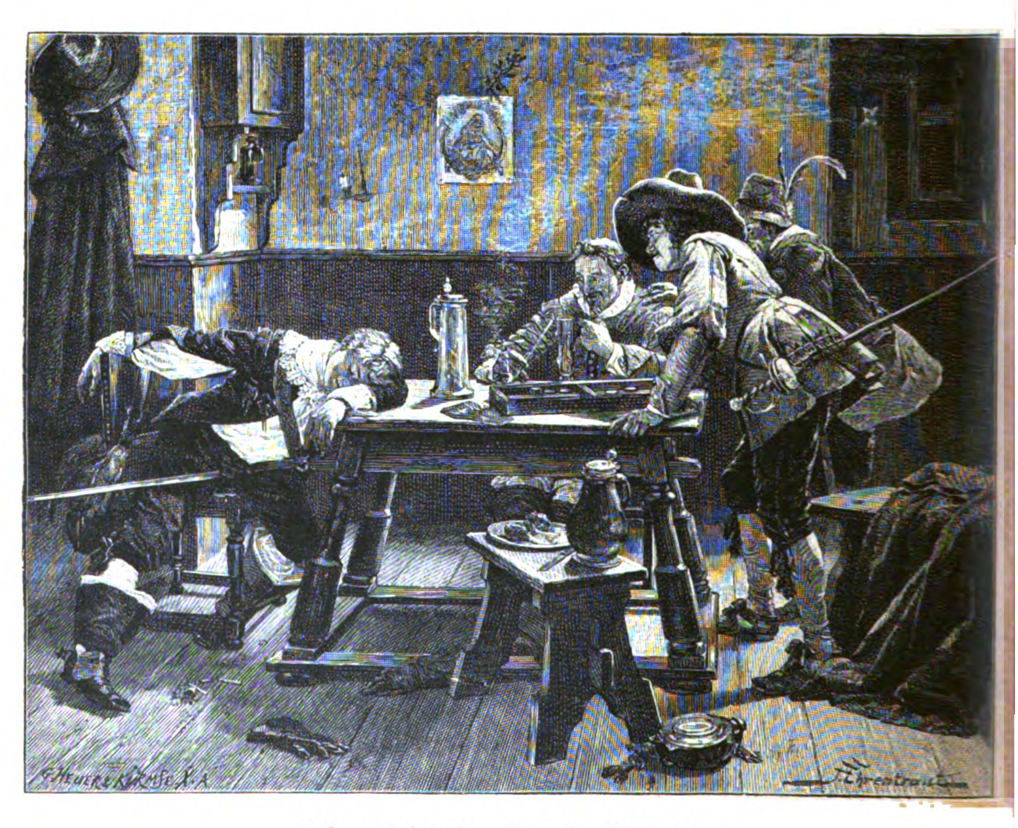

Fig. 21 (S. 656).

Aber in Wirklichkeit waren es ja auch keine wahren Römer mehr, welche den Kaisern ihre Siege erfochten. Einen bedeutenden Teil der Hilfs- und Soldtruppen machten barbarische Völker aus; ihre Anführer begannen auch bald hohe militärische Posten zu erringen, und nicht lange dauerte es, so sah die Welt einen Barbaren auf dem Throne der Cäsaren. Und wie in das Heer und auf den Thron, in Verwaltungs- und Staatsposten, so drang der barbarische Einfluß immer mehr und mehr auch in Sprache und Litteratur ein; und lange, bevor Odoakers Truppen dem letzten Schattenkaiser ein klägliches Ende bereiteten, war das römische Reich faktisch bereits in den Händen der lange so verachteten Barbaren. Die Kunst aber, welche noch in den ersten Jahrhunderten des Kaiserreiches einige herrliche Spätblüten getrieben hatte, war mit Riesenschritten von selbst ihrem Untergange entgegengeeilt: nicht die Barbaren sind es, denen wir den Vorwurf machen können, das Ende der antiken Kunst herbeigeführt zu haben. Nachher freilich kamen sie herbei und zertrümmerten die Tempel und warfen die Marmorbilder in den Kalkofen und schmolzen die Erzwerke ein; und eine Zeitlang konnte es scheinen, als sollte die einst so strahlende Schönheit der hellenischen Kunst und Kultur auf immerdar in „kimmerische Nacht" versunken bleiben. — Aber anders hatten es die unsterblichen Götter beschlossen. Fürsorgend bargen sie den kleinen Teil der alten Herrlichkeit, welcher dem Verderben entrann, im Schoß der schützenden Erde; und als die Zeit erfüllet ward, da die Geister zu erwachen begannen, da feierte auch die unvergängliche Herrlichkeit der hellenischen Kunstwelt ein fröhliches Auferstehungsfest. Und wiederum waren die Barbaren berufen, hierbei ein Rolle zu spielen. Denn so freundlich auch die Aufnahme gewesen war, welche die Nachkommen der alten Römer den von den Vor-

fahren gesammelten Kunstschätzen bereitet hatten: ihren wahren Wert zu würdigen, ihnen eine neue Heimat im Herzen der Menschen zu bereiten, das vollbrachten doch erst die Nachkommen jener verachteten Barbaren — vor allem jener Nordländer mit hellenischem Geiste, der Schusterssohn aus der poesielosen Sandwüste der Mark — Winckelmann.

Und wiederum zogen die Nachkommen jener Kelten und Germanen nach Hellas und nach Kleinasien; aber statt Schwert und Schild der Ahnen führten sie Spaten und Schaufel; und herrliche Ernte belohnte ihre Mühe. In friedlichem Wetteifer begegnen sich jetzt auf dem klassischen Boden die Nachkommen der alten Hellenen mit denen der Barbaren, mit Deutschen und Oesterreichern, mit Franzosen und Engländern. Was da zu Tage gefördert wird, das wird, mag es auch diese oder jene Nation zum Eigentümer erhalten, doch Gemeingut der gesamten gebildeten Welt; und nur der ist heutzutage für uns der Barbar, für den diese Schätze eine unverständliche Sprache reden.

> Der allein besitzt die Musen,
> Der sie trägt im warmen Busen,
> Dem Vandalen sind sie Stein!



Erstes Lehrgeld. Von J. Ehrentraut.

Wär' ich geblieben doch Auf meiner Heiden!

Novelle von

M. Berger.

(Fortsetzung.)



anten war zurückgeblieben, um die mitzunehmenden Erfrischungen zu dirigieren, Steinbach und Marianne wanderten langsam bergan. Sie sprachen lange Zeit nichts, dann fragte das Mädchen: „Wissen Sie, daß wir morgen abreisen?"

Nun hatte der junge Offizier seinen Eingang gefunden, nach dem er während des Schweigens gesucht, und Marianne konnte den wunderbaren Fragen, welche er jetzt an sie richtete, nicht entgehen.

„Santen sagte es mir, und ich muß aufrichtig bedauern, daß unser kleiner Kreis, der so ausnehmend gut zusammen paßte, auseinandergerissen wird," begann Steinbach mit einem tiefen Seufzer. „Gehen Sie gerne von hier fort, Fräulein Ferrand?"

„Es ist ja nur, um noch mehr von der schönen Welt zu sehen," entgegnete jene lächelnd.

Marianne pflückte eine Blume, die am Wege stand und schaute unwillkürlich nach Santen aus.

„Sollten wir nicht warten?" fragte sie.

„Nein, lassen Sie uns weiter gehen, ich möchte Sie so vieles fragen."

„Nun, so fragen Sie, Herr Lieutenant," antwortete sie unbefangen, ihn heiter anblickend.

„Sie scheiden also nicht ungern von hier?"

„Warum sollte ich einen besonderen Schmerz beim Verlassen dieser Gegend fühlen?"

„Sie verlassen doch auch Menschen."

„Die ich lieb habe, gehen ja mit, Sie fragen komisch."

„Fräulein Marianne, mir thut es sehr leid, daß Sie gehen."

„Das glaube ich, denn Sie hatten sich eigentlich um unsertwillen von allen übrigen Gästen zurückgezogen."

„Ja, Sie sagen richtig, um Ihretwillen."

„Sie hatten gleich die besten herausgefunden, die hübsche kleine Melanie und ihren Gatten, so gut, so fröhlich und dabei ein Künstler von Gottes Gnaden, wie mein Vater sagt — das ist es wohl, was ihn so anziehend erscheinen läßt. Er hat einen schönen Beruf gewählt; ich wünsche mir nichts so sehr, als auch einmal zu diesen gottbegnadigten Künstlern zu gehören!"

„Nichts in der Welt, Fräulein Marianne?" fragte Steinbach.

Ueberrascht blickte sie ihn an.

„Nein, nichts in der Welt weiß ich mir anderes zu wünschen."

„Wenn nun jemand imstande wäre, Ihnen ein noch größeres Glück anzubieten?"

„Ich verstehe Sie nicht, wie meinen Sie das?" fragte sie bescheiden, eine Weile stehen bleibend.

„Glauben Sie nicht, daß Santen sehr glücklich ist?"

„Nun ja natürlich, er liebt seine Kunst und seine reizende Frau."

„So ist doch die Kunst nicht alles; das Herz verlangt auch etwas für sich, das Leben ist schwer, wenn es einsam gelebt werden soll. Glauben Sie nicht, daß zuweilen Menschen durch ganz besondere Zufälligkeiten zusammengeführt werden, um sich dauernd zu verbinden?"

„Das ist wohl möglich, ich habe noch nicht viel über das Leben nachgedacht — aber wie kommen Sie auf alle diese wunderbaren Fragen? Sehen Sie, dort winkt schon unser Ziel, warum Santen nur gar nicht kommt," sagte Marianne unruhig.

Wirklich sah man schon die Plattform, auf

welcher die kleine Kapelle stand, und Melanie sprang eben von ihrem Reittier, den beiden langsam Schreitenden winkend, sich zu beeilen. Steinbach war stehen geblieben, hatte den Hut abgenommen und sich damit Kühlung zugeweht, jetzt rief er das voran eilende Mädchen zurück, um ihr eine seltene Blume zu zeigen, die an einem hohen Grasrain blühte.

„Fräulein Marianne,“ sagte er leise, „wissen Sie nicht, daß ich Sie liebe?“

„Nein, ich wußte es nicht,“ sagte diese befrembet und errötend. Er wollte ihre Hand ergreifen, die zog sie zurück; er wollte noch mehr sprechen, da rief Santen, der plötzlich um eine Ecke bog, heiter herauf:

„Endlich finde ich Sie, ich glaubte den Weg verfehlt zu haben und bin nun mitten durch den Wald hier angelangt.“

Kaum hörte Marianne seine Stimme, als sie auf ihn zuflog, wie um Schutz bei ihm zu suchen. Er fragte nicht, was geschehen sei und ob etwas geschehen sei, konnte sich aber eines Lächelns nicht erwehren, als er den etwas betreten dreinschauenden Freiersmann am Busche stehen sah, mit Mühe suchend, einen blühenden Zweig loszumachen.

„Herr Santen, bleiben Sie bei mir,“ flüsterte Marianne ihm zu, und er zog ihren Arm in den seinen, indem er freundlich mit ihr plauderte.

Oben vor der Waldkapelle empfing sie Melanie jubelnd; das Reiten war herrlich gewesen, die Aussicht hier köstlich, sie hatte schon einen reizenden Platz gefunden, wo sie sich lagern konnten. Der Korb mit den Vorräten ließ auch nicht lange auf sich warten, Steinbach mit Blütenzweigen in der Hand folgte ihm; bald war die heitere Stimmung eine allgemeine, wenn auch Marianne den Lieutenant noch immer etwas scheu ansah.

„Nehmen Sie diese wunderbar schöne Aussicht auf den See recht in sich auf, Fräulein Ferrand,“ rief Santen dieser zu, nachdem er längere Zeit hinaus geblickt hatte, „es ist unser letzter Tag in diesem Wunderland. Wer in des großen Gottes Farben seine Pinsel tauchen könnte!“

„Ja, ein Wunderland,“ entgegnete das Mädchen, „nie wird man es vergessen können!“

„Ihr seid entsetzlich langweilig mit eurer Bewunderung,“ sagte Melanie, sich behaglich an den breiten Baumstamm anlehnend. „Ich habe ganz genug von dem Landleben und freue mich sehr auf das elegante Interlaken. Und Sie, Herr Lieutenant, bleiben wirklich noch hier?“ wandte sie sich an diesen.

„Ja, gnädige Frau, ich bleibe; für mich ist ein Muß, was für Sie nur befriedigte Laune eines Augenblickes ist; ich reise nicht, ich suche nur Genesung,“ entgegnete jener etwas gedrückt. „Aber wenn auch jetzt eine Zeit der Trennung für uns eintritt,“ und seine Blicke schweifen nach Marianne hinüber, „so hoffe ich zuversichtlich auf ein Wiedersehen.“

Melanie sah ihn erstaunt an, er sprach so so würdevoll und feierlich.

„Edgar, darf ich auch hinunter reiten?“ fragte sie den Gatten.

„Doch nicht jetzt schon, ich möchte noch einiges skizzieren, und Fräulein Marianne muß auch zeichnen; hier haben Sie Papier und einen Stift,“ wehrte Santen ab.

„Gut,“ rief Melanie, „dann gehen Lieutenant Steinbach und ich unsere eigenen Wege. Kommen Sie, wir lassen diese beiden Fanatiker allein, und ich muß wissen, wie es hier herum aussieht.“

Sie legte ihren Arm in den des Lieutenants und führte diesen hinweg.

Kaum waren sie außer Sicht, als Santen Papier und Bleistift niederlegte und lachend fragte:

„Was hatte denn der Lieutenant Erschreckendes gesagt, als Sie mir dort entgegen liefen?“

Marianne errötete. „Ich sollte es wohl nicht sagen; ich wußte kaum, was ich that und war um jede Unterbrechung so froh. Er redete sonderbares Zeug, ich glaube zuletzt sagte er — er liebe mich.“

„Und was haben Sie ihm geantwortet?“ fragte Santen.

„Ich glaube gar nichts, ich war so erschrocken, natürlich habe ich mich sehr kindisch benommen, so davon zu laufen; aber bitte, Herr Santen, lassen Sie mich nicht mehr allein mit ihm, ich möchte nicht, daß er noch weiter davon spräche,“ bat sie.

„Aber er meint es ernst, Fräulein Marianne, ich glaube, er wird Sie auf Händen tragen.“

„O bitte, sagen Sie das nicht.“

„Warum nicht; wer sagt Ihnen, daß dieser Antrag nicht zu Ihrem Glück führen würde? Was denken Sie sich von Ihrem Leben?“

Marianne schaute ihn befremdet an: „Mein

Leben — ja, was denke ich davon! Muß man sich einen bestimmten Plan darüber machen? Ich habe stets dem Augenblick gelebt und nie an morgen gedacht."

„Nicht an morgen, aber doch an etwas!"

„Nun ja freilich an etwas," sagte Marianne und ihre Augen leuchteten. „Ich habe mir gewünscht, hinaus in die Welt zu kommen und das Schöne zu sehen, und das Gute zu kennen und das Große zu erleben. Ich habe mich danach gesehnt, meinen Vater lieb zu haben —"

Sie hielt inne, als sei sie am Schluß angekommen und doch war's, als müsse sie noch etwas sagen.

Nach einer Weile fragte Santen: „Glauben Sie nicht, daß Ihr Vater sich freuen würde, wenn er Sie unter dem Schutze eines braven Mannes wüßte?"

Lächelnd blickte das Mädchen auf, ungläubig den Maler anschauend:

„Wie Sie reden. Ist nicht sein Schutz der beste für mich?"

„Wünschen Sie denn nicht, wie jedes Mädchen es thut, sich zu verheiraten?" fragte Santen endlich, geradezu auf sein Ziel losgehend.

Marianne sah weit, weit hinaus in die Landschaft. Ihre Augen wurden größer, dunkler, fast schwarz; nach einer Weile sagte sie langsam, als bedenke sie jedes Wort:

„Was ich mir wünsche, ist dies — es möge mich einmal jemand so lieb haben, daß er um meinetwillen alles Edle und Schöne und Gute liebe und alles Gemeine und Schlechte scheue — und dann wollte ich ihm auch von Herzen gut sein," fügte sie leise hinzu. Und nach einer Weile, als Santen nicht antwortete, sagte sie noch: „aber das kann Herr Steinbach nicht sein."

Der Maler schüttelte den Kopf, als denke er auch so, aber er fand keine Worte, die zu der Stimmung des Mädchens paßten. Als er sie ansah, wollte es ihn bedünken, es sitze dort an seiner Seite ein Weib, gereift an der Erkenntnis des Lebens; wie sich aber die Augen voll Glanz ihm zuwandten, da waren es fragende Kinderaugen, die vertrauensvoll in ein unbekanntes Etwas blickten.

„Sie sind nicht wie andere Mädchen, Marianne," sagte er.

„Weil ich als einsames Waldkind aufgewachsen bin?" fragte sie. „Aber unsere Skizzen," fuhr sie heiter fort, „was sollen wir sagen, wenn Melanie zurückkommt?" Und sie begann zu zeichnen, in flüchtigen großen Strichen das festhaltend, was das Charakteristische der Landschaft war.

Nicht lange nachher hörte man Melanies Stimme ein italienisches Volkslied singen, und Santen hielt es nicht länger, er mußte sie suchen gehen.

Bald kamen sie denn auch alle um die Kapelle herum und Melanie setzte der Freundin einen Kranz von Eichenlaub auf, in Eile gewunden, aber nicht minder schön geraten.

Der Rückweg wurde beschlossen und Santen sorgte dafür, daß Steinbach die Fortsetzung seiner Unterredung auf eine günstigere Stunde verschieben mußte.

In der Pension angelangt, fanden sie Ferrand im Garten. Er kam ihnen entgegen, ein Blatt in der Hand.

„Eben erhalte ich diese Depesche, die mich nach Genua zu einem geographischen Kongreß ruft; so werden wir Sie allein nach Interlaken gehen lassen und voraus nach Italien wandern."

Er sah seine Tochter forschend an. Diese nahm seinen Arm: „Es ist überall gut, wo ich mit dir hingehe — und im Herbst treffen wir uns sicher in Florenz, nicht wahr, Herr Santen?" sagte sie, indem sie Melanies Hand ergriff.

Der Lieutenant Steinbach sah seine Hoffnung schwinden. Marianne schien ihn nicht verstanden und Ferrand seinen Brief über die eben eingetroffene Nachricht vergessen zu haben. Er fühlte sich hier überflüssig und verabschiedete sich.

Am nächsten Morgen in frühester Stunde reisten beide Paare ab, Ferrand mit seiner Tochter nach Genf, Santen mit seiner Frau ins Gebirge.

Eine Woche war verflossen, als Steinbach einen Brief von Ferrand erhielt, der, sich höflich entschuldigend, den Antrag des Offiziers ablehnte. Der Lieutenant trauerte um das entschwundene Liebesglück und hoffte auf seinen guten Stern, der ihm endlich einmal die Erfüllung seiner Wünsche bringen würde.

„Wir müssen die Ferrands wiedersehen," sagte Melanie zu ihrem Gatten, „ich habe Marianne so lieb gewonnen, sie ist mir fast unentbehrlich."

„Ja, das wollen wir auch; in dem Mädchen steckt eine Künstlerseele, die zu befreien ich mir die Freude machen will."

„Du siehst stets etwas in den Menschen,

was kein anderer sieht, das ist mir eigentlich langweilig, warum soll Marianne nicht sein wie alle anderen auch?" fragte Melanie gereizt.

„Weil sie es eben nicht ist, mein süßer Schatz," entgegnete Edgar, ihren kleinen roten Mund küssend.

Für Marianne schienen die Tage und Wochen, die sie jetzt ohne die Freunde verlebte, still und einsam, obwohl sie immer wieder Neues sah und viele neue Bekanntschaften machte. Wie ein Dürstender nahm das Mädchen alles in sich auf, was es an Schönheit sah und hörte. Ferrand, dem das Fragen der Tochter anfangs kindisch erschien, nahm das zunehmende Interesse an wirklich Fragenswertem mit Freude wahr, und als er merkte, daß er dem geistigen Vermögen seines Kindes etwas zumuten konnte, suchte er das unter den Tannen Versäumte nachzuholen. So hatte Marianne bald einen reichen Gewinn von dem Wandern und erwachte aus dem ersten Staunen und Wundern zum Erfassen und Aneignen. Manch Briefblatt flog nach dem Heiligenberg und der Großvater las es mit bewegtem Herzen.

„Konnte ich ihr das alles nicht geben, den Boden habe ich doch bereitet," sagte er sich mit innerer Genugthuung, „nun können sie weiter darauf bauen, der Vater und die Freunde!"

Nicht allzulange, so sahen sich die Freunde wieder. Auf der Villa Pallavicini trafen sie sich. Marianne trat den Ankommenden entgegen im klaren, weißen Kleide, eine Granatblüte und einen Pfeil von Silber in ihren Flechten. Melanie umarmte sie stürmisch: „Wie du schön bist, du hast gelernt, dich anzuziehen."

Sie wandelten zwischen blühenden Kamelienhecken und Rosenbüschchen, fuhren durch unterirdische Tuffsteingrotten im vergoldeten Nachen und landeten an Dianas Marmortempel. Es waren nicht mehr die fragenden Kinderaugen, mit welchen Marianne zu Santen emporschaute, ihr Gesicht hatte einen durchgeistigten Ausdruck bekommen, der ihm immer mehr auffiel, ihr Benehmen eine größere Sicherheit, sie schien zu Hause im Lande der Schönheit. Sie selbst wußte nichts von der Veränderung, sie fühlte sich dieselbe, wenn nicht noch glücklicher, noch befriedigter, noch empfänglicher für alles um sie her. Wenn sie sich aber selbst nicht verändert fühlte in den wenigen Wochen der Trennung, so fiel ihr an Santen manches auf, was sie sonst nicht an ihm bemerkt hatte. War es, daß ein näheres Bekanntsein ihr Verständnis für manches weckte, was sie sonst übersehen, oder hatte sie im ersten Entzücken über seine schöne Frau ihn selbst nicht so genau beobachtet? Doch dünkte ihr das ernste, ja oft schwermütige Wesen an dem jungen Künstler neu und ungewohnt. Auch das Verhältnis der Gatten zu einander schien verändert. Anstatt sie, wie sonst, bewundernd anzuschauen und Zärtlichkeiten an sie zu verschwenden, wie man ein Kind liebkost, beobachtete Santen Melanie fast mit Angst im Blick; ein Ausdruck von Wehmut, von Mitleid lag oft in seinen Zügen, zuweilen, wenn auch seltener, eine kalte Härte. Was aber Marianne am meisten befremdete, wobei es ihr am traurigsten ums Herz ward, das waren die Ausbrüche wilder Fröhlichkeit, die sich hie und da seiner bemächtigten. Er war ein anderer, als sie ihn zu kennen geglaubt, umsonst suchte sie den Schlüssel zu seinem veränderten Wesen.

„Warst du auch in Monte Carlo?" fragte Melanie die Freundin eines Abends nicht ohne einen herausfordernden Blick auf ihren Gatten. Sie saßen auf einer von weißen Marmorsäulen getragenen Vorhalle, der Mond schien klar und sein silberweißes Licht ließ alles scharf hervortreten. Santen lag auf einem hochlehnigen Stuhl, anscheinend in Gedanken versunken.

Melanie plauderte weiter, nachdem sie Mariannens bejahende Antwort empfangen: „Ist es nicht schön dort? Wir fuhren von Nizza oft hin, Edgar malte, ich ging zuweilen allein für mich herum, es ist elegant dort, wirklich der Mühe wert, seine schönen Kleider anzuziehen, und die Säle, wie amüsant, da zu sitzen und das —"

„Melanie," ertönte wie ein Aufschrei des Entsetzens Santens Stimme. Marianne sah bestürzt nach ihm hin, Melanie wandte das Köpfchen kaum, ein leises Zittern überkam ihre leichte Gestalt, krampfhaft zuckten die Finger. — „Träumst du, Edgar, ich sei in Gefahr?" fragte sie in eiskaltem Ton, „oder was befürchtest du eigentlich?"

Santen war aufgesprungen und stand jetzt vor den beiden. Er blickte seine Frau scharf an: „Ich will nicht, daß du Fräulein Ferrand von Dingen unterhältst, die —"

Melanie ließ ihn nicht ausreden, sie erhob sich, ihre Augen leuchteten in unheimlichem Feuer, sie flüsterte dem Erregten einige Worte in italienischer Sprache zu, nahm der Freundin

manches . . n und verließ die Vorhalle, in den Eßsaal
ü n· zurückkehrend.

Alles schien vergessen; sie erzählte, was Edgar ihr in Nizza geschenkt, wie gut er sei, zeigte eine goldene Kette und Armbänder, die sie sich gekauft hatte, setzte sich dann zu Ferrand, ihm noch einige Tage für Genua abschmeichelnd, ehe sie zusammen nach Florenz abreisen wollten. In der Nacht wurde sie krank, ein heftiges Fieber, welches tagelang währte, trotzte allen Mitteln. Marianne war ihr eine treue Pflegerin, niemand außer ihr hatte Macht über die ungeduldige Kranke. Santen wachte am Bette wie ein Steinbild, er wich nicht von dem Lager all die langen und bangen Tage und Nächte, es war, als kämpfe er mit Tod und Leben, so bleich und gefestet wie in einer Rüstung ging er umher.

Eines Nachts hatte er Marianne bewogen, sich ein paar Stunden Ruhe zu gönnen, sie war sehr erschöpft gewesen und verließ das Krankenzimmer, um das ihrige aufzusuchen. Wohlthuender Schlaf umfing sie bald und es tagte bereits, als sie erwachte. Eilig erhob sie sich und nachdem sie ihren Anzug geordnet, suchte sie das Krankenzimmer wieder auf.

Im Vorzimmer angelangt, hörte sie Melanie leise sprechen, es war, als ob sie um etwas bäte. Sollte niemand da sein, ihr die gewünschte Erfrischung zu reichen? Schon hielt Marianne den Griff der Thüre, die nur angelehnt war, in der Hand, als sie Santens Stimme hörte:

„Du weißt nicht, Kind, wie elend du mich gemacht hast; aber beruhige dich, ich will dir vergeben, ja ich will alles zu vergessen suchen, ich verspreche es dir, liebe Melanie."

„Hier schwöre auf das Kruzifix, daß du mich nicht verlassen willst, schwöre, Edgar, ich kann es sonst nicht glauben," sagte hastig Melanie.

Marianne wollte sich zurückziehen, sie hatte kein Recht, dies Gespräch mitanzuhören, leise entfernte sie sich und trat hinaus auf den Balkon, der sich auf der Mitte des Ganges nach dem Garten öffnete. Was ging dort im Krankenzimmer vor?

Durfte sie darüber nachdenken, durfte sie Schlüsse ziehen? — Aber es wäre umsonst gewesen, sie fand die Lösung nicht. Blühend und duftend lag der Garten vor ihr, weiche sanfte Luft umspielte sie, eine helle Glocke des nahen Klosters kündigte die Zeit der ersten hl. Messe an.

Unwillkürlich mußte das junge Mädchen an die Klosterfrauen denken, von welchen Melanie sagte, sie habe ihnen viel Mühe gemacht. Und — „du weißt nicht, wie elend du mich gemacht hast," sagte ihr jetzt Edgar.

Es war ihr, als höre sie seine Schritte, als höre sie ihren Namen, sie wandte sich um, er kam aus dem Zimmer. „Bitte, gehen Sie zu Melanie. Sie schläft, wie mir scheint, zum erstenmal ganz ruhig."

Marianne blickte ihn an, vielleicht von dem Gefühl beherrscht, er müsse ihr noch mehr sagen.

Anders deutete er ihren Blick. Lächelnd beruhigte er sie: „Glauben Sie, ich würde auch krank? Fürchten Sie nichts, ich bin stichfest. Aber Sie, Fräulein Marianne, Sie strengen sich zu sehr an; es ist egoistisch von uns und doch — verlassen Sie uns nicht!"

Er nahm ihre Hand fest in die seine und sagte nochmals: „Verlassen Sie uns nicht — wie kann ich Ihnen jemals danken!"

Als sie in das Krankenzimmer kam, lag Melanie schlafend wie ein Kind, das Kruzifix in der einen Hand, die andere ausgestreckt, auf dem Lager.

Und wirklich mit diesem neuen Tage begann die Besserung. Ferrand aber hatte nicht die Geduld, Melaniens Genesung abzuwarten, die längst geplante Abreise nach Florenz fand statt; von bestimmten Plänen für den Winter wollte er nichts wissen und so mußte Abschied genommen werden.

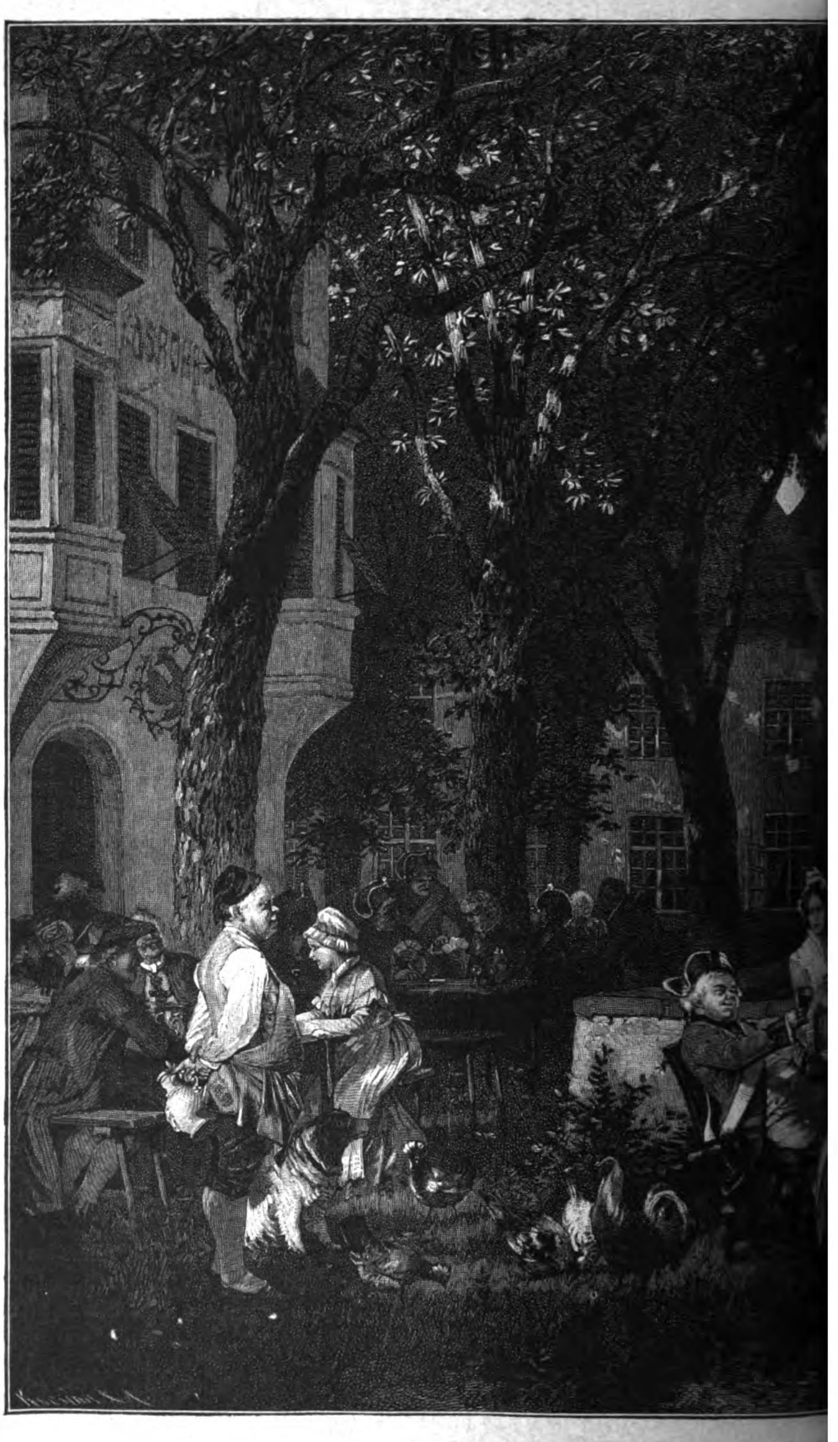
„Vergessen Sie das Malen nicht," sagte Santen zu Marianne.

Sie reichte ihm die Hand. „Sie waren der erste, der mir davon gesagt, man habe über sein Leben nachzudenken, ich will das meine der Kunst weihen, Ihrer Kunst, möchte der Genius mir günstig sein."

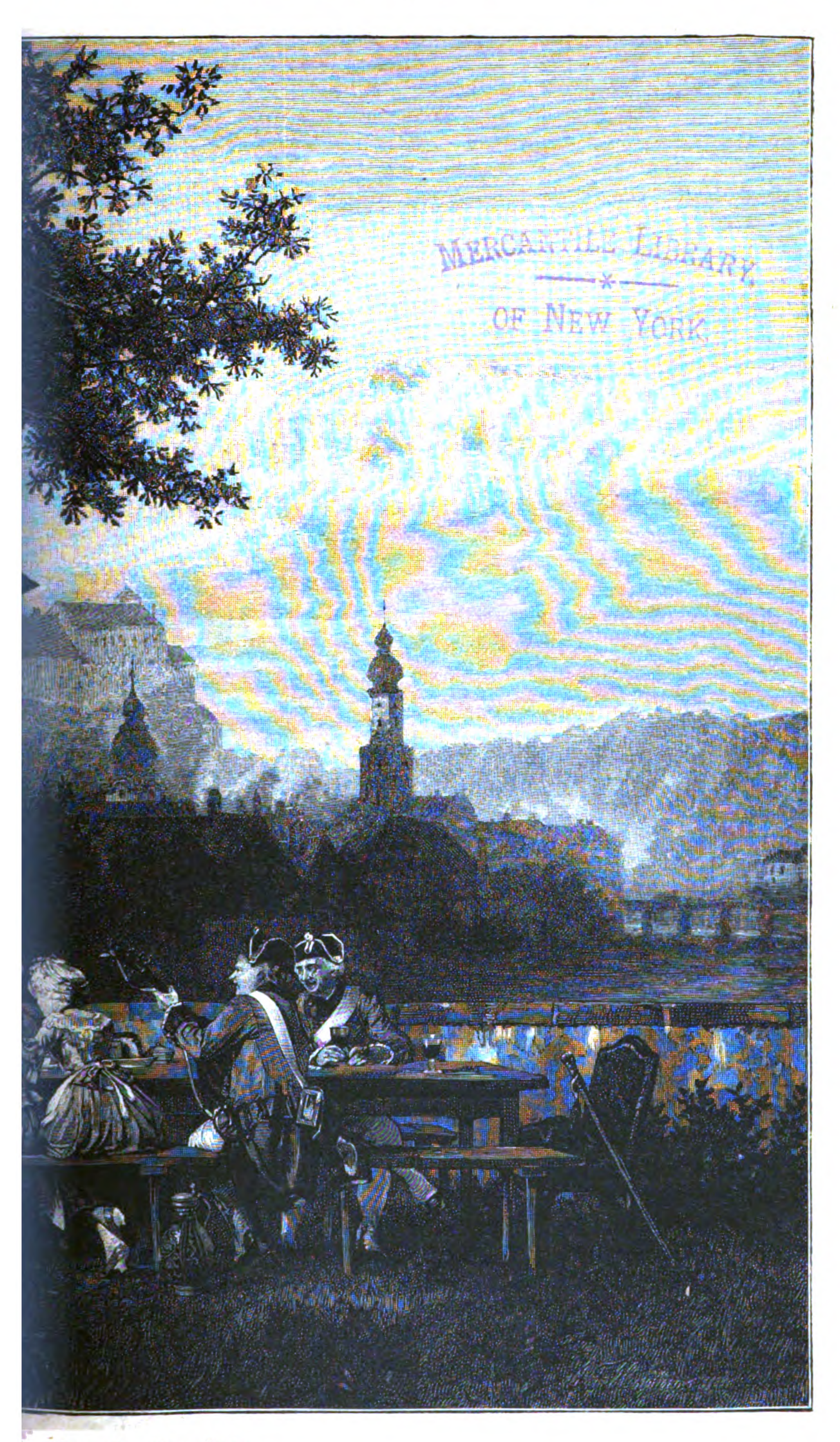
„Ich sehe auf Ihrer Stirne sein Siegel, Glück zu, Fräulein Marianne," antwortete er, indem er ihr in das Coupé half.

Der Frühling kam wieder ins Land gezogen, als Ferrand mit seiner Tochter nach Deutschland zurückkehrte und sich, nachdem sie Wien und Berlin besucht hatten, zum dauernden Aufenthalt Dresden zuwandten. Er mietete dort eine kleine Villa in dem stillen Teile der Altstadt, von wo man den Blick ins Freie hat und bald im Grünen ist.

„Ich habe viel zu thun, Kind, vielleicht kannst du mir helfen; es gilt das Material mancher Reisejahre zu sichten, im ganzen aber mußt du dir dein Leben allein einrichten. Ich habe Be-



Beim Wirt zum Schwarz



r. Von F. Hennings.

kannte hier, die wollen wir besuchen, da findest du wohl Hilfe."

Das war eine Nachricht, die Marianne nicht erwartet hatte.

„Wann kehre ich zum Großvater zurück?" fragte sie.

„Vielleicht später einmal, jetzt aber gewiß nicht, du sollst mir eine angenehme Häuslichkeit bereiten, gerade hier kann ich nicht allein sein, ich erzähle dir später davon."

Sie hatte bisher fast nur den Reisegefährten in ihrem Vater gesehen; an ihre Pflichten als Tochter war sie nicht viel erinnert worden. Die Aufgabe erschien ihr neu. Vorderhand war viel Gemeinsames beim Einrichten der Wohnung zu thun; das Hotelleben nahm ihr fürs erste noch die Pflichten der Hausfrau ab.

„Heute noch will ich dich einer alten Freundin von mir vorstellen, die ich freilich auch in vielen Jahren nicht gesehen habe," sagte Ferrand zu seiner Tochter, als sie die hübsch und elegant eingerichtete Villa verließen, um zum letztenmal im Hotel zu speisen.

„Wir können gleich nach Tisch hingehen; hier in Dresden nämlich wohnte ich mit deiner Mutter, hier bist du geboren," fügte er leicht hinzu, als habe dies nur sehr sekundäres Interesse.

„Vater, das sagst du mir jetzt erst!" rief Marianne aus, fast zu laut für die belebte Straße, auf welcher sie gingen.

„Dort sogar steht das Haus, kannst dir's einmal ansehen, wenn du allein bist, das kleine neben dem Garten des Prinzen. Komm, es ist spät, wir müssen eilen." Mehr war von ihrem Vater heute nicht zu erfahren, das wußte sie und so folgte sie ihm.

„Kannte jene Dame auch meine Mutter?" fragte sie noch.

„Ja natürlich," antwortete er.

Wie endlos erschien ihr heute die Speisestunde, wie sehnte sie sich nach jener Bekanntschaft, es wollte sie wie Heimweh überkommen, und nun gerade, als sie die Erlösung nahe glaubte, wurden ihrem Vater noch Briefe hingelegt, die er freilich rasch durchflog, immerhin aber verzögerte sich das Weggehen. Ein Glück schien es Marianne, daß gleich vor der Thüre ein Wagen stand; so verging nicht lange Zeit, und sie waren Rosenstraße Nr. 20 angelangt, bei Frau von Martin.

„Sie ist Witwe und hat keine Kinder," erklärte Ferrand noch vor dem Eintreten. Da kam schon die Dame auf sie zu, mit ausgestreckten Händen den alten Ferrand herzlich begrüßend, dessen Tochter auf die Stirne küssend.

„Und das ist Marianne — mein liebes Kind, wie sehr erinnerst du mich an deine Mutter."

Thränen traten der Bewegten in die Augen, Ferrand machte sich in der Stube zu schaffen und sagte dann: „Ich bleibe eine Zeitlang hier in Dresden, wie ich Ihnen schon schrieb, dieses Kind empfehle ich Ihrem Schutze, ich möchte sie Ihnen gleich dalassen, habe verschiedenes zu besorgen, hole sie gegen Abend wieder ab —"

„Und nehmen den Thee bei mir," schloß Frau von Martin für ihn.

„Nun ja, vielleicht."

Somit schüttelte er ihr die Hand und war verschwunden.

„Immer der Alte, aber noch viel ruheloser, wie mir scheint," sagte leise die Dame, wie zu sich selbst. „Nun komm, mein Kind, laß uns Freundschaft schließen."

Marianne wurde auf einen schmalen länglichen, mit Glas bedeckten Balkon geführt, der reich mit köstlichen Gewächsen und Blumen geziert, mit der Aussicht auf die unten herlaufende Promenade ein liebes Plätzchen schien. Kleine Tische mit Büchern, niedrige Sessel standen dort, ein Stück bunte Leinwand war wie ein Zeltdach darüber gespannt, so daß man vor Sonne und Regen geschützt blieb.

„Dies ist mein Garten," sagte Mariannens neue Freundin; „ich gehe nie aus, eines jahrelangen Leidens halber und so entschädige ich mich hier. Ist es nicht hübsch?" fragte sie, die klaren guten Augen auf das junge Mädchen gerichtet.

So saßen die beiden zusammen, die noch vor wenig Stunden nichts voneinander gewußt, und aus dem gegenseitigen Anschauen heraus wuchs Vertrauen auf der einen, herzliche Teilnahme auf der anderen Seite.

„Und nun, Marianne, erzähle mir von dir, ich weiß ja nicht, was mit dir geschah seit dem Tage, als der Großvater dich mit hinwegnahm."

„Sie kennen den Großvater?" rief das junge Mädchen und ihre Zunge war gelöst. Sie plauderte rückhaltlos von allem, was ihr Herz erfüllte, von Kindheit und Jugendzeit und Wandersehnsucht und erfülltem Traume, und beiden wurde immer wärmer ums Herz.

„Aber obschon ich ein Jahr mit meinem Vater gereist bin, kenne ich ihn doch nicht so ganz,

und von der Mutter will er gar nichts sagen, wiewohl es ihn freut, daß ich ihr ähnlich sehe."

„Mein Kind," sagte Frau von Martin, die Hand sanft auf Mariannens Schulter legend, „man kann nicht reden von dem, was das tiefste Geheimnis eines Menschenherzens ist: der Liebe, in dem Sinne, wie dein Vater deine Mutter geliebt. Es war ein kurzes Glück, aber ein ganzes und volles Glück. Der Tochter, könnte er von ihr als Mutter sprechen, sie war es nur wenige Tage; als Bote für den Abschiedskuß an ihr Kind mußte die Rose gelten, die ich ihr gebracht hatte; dein Bettchen war aus dem Zimmer entfernt worden, und als sie fühlte, daß sie scheiden mußte, da küßte sie jene Blume: „Bring' dies meinem Kinde, treue Agnes," sagte sie zu mir, und als ich zurückkehrte, war sie entschlafen. Was sie ihm aber war — Herz, Seele, Gemüt, sein anderes Ich — das kann er nicht aussprechen. Ja, du siehst ihr ähnlich, Marianne, und wirst es vielleicht später noch mehr; ich kann dir dies von ihr sagen: sie war gut, gerecht und fromm; tapfer und mutig hat sie ihr Lebenswerk angefaßt und jedem, der ihr nahte, in Liebe gedient, mit Rat und mit der That. Sie war wie eine reine weiße Wolke, die leise über den blauen Himmel zieht, wie eine süße Knospe, deren volle Herrlichkeit man nur ahnen darf. Willst du sein, wie sie werden wollte, so banne alles Harte, alles Unschöne, alles Eigensüchtige aus deinem Herzen und erfülle es mit Liebe, Geduld und Treue." Frau von Martin küßte das junge Mädchen, welches ihr mit tiefer Bewegung zugehört, auf die erglühende Wange.

„O meine Mutter!" rief Marianne mit einem Tone schmerzlicher Sehnsucht.

Als Ferrand zurückkam, fand er die beiden noch immer auf dem Balkon sitzend, obgleich es schon fast dunkel war; der Rat der älteren Frau, die sie jetzt Tante Agnes nannte, war Mariannen ein großer Trost, und als man spät am Abend schied, hatte sie die Unsicherheit des Fremdseins verloren, und es war wie ein Heimatsgefühl über sie gekommen.

„Weißt du, wem ich hier begegnet bin?" sagte ihr Vater auf dem Nachhausewege. „Santen; sie wohnen hier seit acht Tagen, wollten wieder fort, weil Melanie sich langweilt; er hofft, daß sie nun aushält, da du hier bist. Er war in Verlegenheit wegen eines Ateliers, ich habe ihm das große Parterrezimmer neben unserm Speisesaal angeboten, er nahm es dankbar an."

Das war eine große Ueberraschung und kam wie alles, was Marianne durch ihren Vater erfuhr, plötzlich und unvermittelt: „Ich dachte, du könntest da mit ihm zusammen malen, das wird dich sehr fördern," fügte Ferrand hinzu und sprach dann von weiteren Einrichtungen, die er heute noch gemacht. Marianne hatte erst Zeit, ihre Freude recht zu genießen, als sie allein in ihrem Schlafzimmer war; bald aber auch kamen ihr die neuen Pflichten als Hausfrau ins Gedächtnis und später auch in ihre Träume.

Der nächste Morgen, an dem sich dies alles verwirklichen sollte, brach an; sie fand keine besonderen Schwierigkeiten, und die neue Dienerin, welche sie an Gertrud erinnerte, gewann bald ihr Vertrauen. So schien das erste Mittagessen ganz gut zu verlaufen, schon war der Kaffee serviert, die Thüre der Veranda stand geöffnet und Ferrand ging im Garten auf und nieder, als Herr und Frau Santen gemeldet wurden und gleich darauf eintraten. Die Begrüßung war eine überaus herzliche und Melanie ließ sich nicht lange bitten, eine Tasse Mokka zu nehmen.

„Wie reizend es hier ist!" rief sie aus. „Edgar, hätten wir eine solche Wohnung! Du kannst dir nicht denken, Marianne, wie abscheulich wir wohnen, entsetzlich viele Treppen, den Blick auf die Dächer" —

„Aber beste Melanie, ich dachte, du hättest ein Paradies gefunden," sagte Edgar, wie aus allen Himmeln stürzend, „das Ziel deiner Träume, eine Wohnung so nahe den Wolken, daß man sie fast greifen kann, diesem Gedanken opferte ich ja alle meine Bequemlichkeit und selbst ein Atelier im Hause!"

„Ich dachte mir es anders," seufzte Melanie und wickelte sich fester in ihr weißes Tuch.

„Soll ich die Thüre schließen?" fragte Marianne besorgt. „Du scheinst zu frieren, liebe Melanie."

„O nein, endlich etwas Luft, die herrliche Sonne, ich finde es köstlich!"

„Wie weit sind Sie mit dem Malen gekommen, Fräulein Ferrand," erkundigte sich Santen, indem er sich neben die Angeredete setzte.

„Nicht so sehr weit," entgegnete diese, „Sie müssen selbst urteilen, Sie malen ja bei uns, ich freue mich so sehr darauf."

„Holen Sie gleich einmal Ihre Mappe," sagte der junge Künstler, „wir fangen sofort mit der Kritik an."

Marianne erhob sich, kaum aber war sie in

der Hälfte des Saales angelangt, als Melanie ausrief: „Wie schade, daß ihr gleich jetzt wieder mit den langweiligen Bildern anfangt, ich hatte mich so sehr gefreut, mit Marianne Duette singen zu können, weißt du noch, das kleine neapolitanische Volkslied.“

„Nun, ich hole deinem Gatten die Zeichnungen und singe mit dir, mein Herz, dann sind alle zufrieden gestellt,“ scherzte Marianne, der verwöhnten kleinen Frau freundlich zunickend.

Santen war aufgestanden und an die offene Thüre getreten, an welcher Ferrand saß. Er lehnte sich an den Thürpfosten und blies den Dampf seiner Cigarre in die Luft. Ein müder, trauriger Zug kam in das sonst so belebte, angeregte Gesicht.

„Welches sind Ihre Pläne, Ferrand,“ fragte er.

„Für diesen Nachmittag oder für die nächste Zeit?“ entgegnete dieser, als erwache er aus Gedanken, die ihn weit, weit weggeführt.

„Für die nächste Zeit überhaupt!“

„Hier in Dresden zu bleiben und zu arbeiten; mich in die Arbeit zu versenken, daß ich nichts anderes höre noch sehe. Es muß alles geordnet werden, was ich auf meinen Reisen gesammelt, die Kisten stehen oben in den Zimmern; morgen wird ausgepackt, es gibt eine heillose Unordnung, drum habe ich mir das obere Stockwerk reservirt. Marianne mag hier unten hausen, Sie können ihr Schützer sein. Ich will von nichts hören, als was mich angeht,“ sagte Ferrand.

„Nun, wir verstehen uns ja ganz gut, das wird schon gehen. Ich muß ebenfalls fleißig sein, mein Bild soll für die Ausstellung fertig werden.“

Melanie kam und hängte sich schmeichelnd an seinen Arm.

„Ich kann das Wort schon gar nicht mehr hören, immer muß Edgar fleißig sein, warum nur?“ fragte sie, den Kopf an seine Schulter legend. „Papa gibt uns ja, was wir haben wollen, du brauchst nicht zu arbeiten.“

Er küßte die weiße Stirn der kleinen Frau leise, machte sich von ihr los und ging Mariannen entgegen, die eine große Mappe herbeibrachte.

„Nun lassen Sie sehen und morgen die Kritik. Jetzt singen Sie mit ihr!“

Seine Augen richteten sich ganz und voll auf das Mädchen, es lag eine stumme Bitte in ihnen, die um noch anderes bat, als das Singen; Marianne verstand, was es sein sollte, lächelte und sagte leise:

„Ich will schon helfen, unser süßes, kleines Prinzeßchen zufrieden zu stellen, seien Sie ohne Sorge.“

Er drückte ihr die Hand zum Danke und versenkte sich sofort in die Zeichnungen, nahm auch wohl zuweilen einen Bleistift zur Hand.

Die beiden Frauenstimmen paßten vortrefflich zusammen. Melanie hatte eine helle, weiche Sopranstimme, Marianne einen volltönenden Alt; sie sangen italienische und deutsche Lieder, wohl eine Stunde lang. Ferrand war bald aus dem Zimmer gegangen; als man oben Schritte hörte, folgte ihm Santen.

„Ich bin entsetzlich müde,“ sagte plötzlich Melanie und ließ sich in einen Sessel sinken, „du könntest mir etwas vorsingen, dabei ruht sich's so gut aus.“

Marianne erfüllte ihren Wunsch; als sie einmal nach der Freundin hinschaute, war diese fest eingeschlafen.

Sie lächelte und hörte zu singen auf. Es war so still um sie her, noch stand die Thüre nach dem Garten auf; süßer Duft von Maiblumen durchzog das Zimmer, draußen hörte man das Summen von Mücken und Käfern. Marianne legte die Hände vor's Gesicht — wie's wohl jetzt unter den Tannen sein würde! Noch nicht so hell, noch nicht so warm, aber auch Frühling. Was war alles an ihr vorübergezogen in diesem Jahre, wie würde sich nun ihr Leben gestalten, was würde es bringen? Alles, was sie erfahren an sich und an anderen und durch andere, hatte eine Menge Fragen in ihr erweckt — wer war da, sie zu beantworten?

Die junge Freundin, die dort im Sessel schlief wie ein müdes Kind? Der ernste Freund, der von ihr Hilfe erwartete? Ihr Vater? Tante Agnes? Ja sie und sie allein. Auf dem blumengeschmückten Balkon war ein verschwiegen Plauderecken, dort konnte manches Geheime offenbar werden.

Die Thüre öffnete sich geräuschvoll und die beiden Herren traten ein.

Melanie wachte erschreckt auf.

„Wir wollen nach Hause gehen, Edgar, ich bin so müde,“ bat sie.

Noch lagen Mariannens Zeichnungen auf dem Tische. Edgar trat dorthin: „Ich habe Ihnen einige Skizzen herausgesucht, die Sie ausarbeiten müssen, wollen sehen, welche Sie zuerst wählen, auch das Atelier habe ich gesehen. Morgen mit dem frühesten schicke ich meine Sachen, dann



fangen wir gleich an. Um zehn Uhr bin ich hier," sagte Santen fröhlich.

„Ich bin entzückt darüber, daß du nicht zu Hause malst, die Farben riechen so schlecht, ich werde immer ganz krank davon," rief Melanie, indem sie nun auch die Zeichnungen betrachtete.

„Es ist alles so groß und weit, was Marianne macht, es sagt mir eigentlich gar nichts."

Marianne schlang die Arme um die junge Frau und sagte freundlich: „Das ist ja alles Geheimschrift, das braucht dir gar nichts zu sagen."

Mit erschrockenen Augen blickte Melanie auf: „Was sagst du, Geheimschrift? Ich dachte, es seien Skizzen."

Ferrand lachte, während Santen sich auf die Lippen biß.

„Ja, Frau Melanie, Künstler sind ein eigen Volk, und ich fürchte, Marianne wird nächstens mit dazu gehören wollen," sagte jener.

„Wenn du nun auch ans Arbeiten gehst, bin ich ja ganz allein," sagte schmollend die junge Frau.

„Warte, ich finde noch etwas für dich," rief Marianne ihr neckend zu.

Sie aber wehrte ab und schüttelte den hübschen, blonden Kopf.

„So müssen Sie Melanie malen, Herr Santen," sagte Marianne begeistert, „sie ist gar zu hübsch, wenn sie schmollt."

Der junge Künstler blickte auf die beiden Frauengestalten, die nebeneinander standen, die hohe kräftige Gestalt des Mädchens, voll und biegsam zugleich, die leuchtenden, strahlenden Augen, die braunen Haare mit dem rötlichen Schimmer, und dann die zierliche, graziöse Figur seiner Frau mit den unter dunklen Wimpern verschleierten Rehaugen und der Wolke von hellblondem Haar.

„Sie beide möchte ich malen auf ein Bild und dann" —

„Nennen Sie es Phantasie und Wirklichkeit," warf Ferrand dazwischen.

Erstaunt blickten sie alle auf ihn hin.

„Wie so?" fragte der Maler gereizt.

„Nun, das ist ja ganz einfach. Ihre Frau könnte schon ein luftiges Phantasiegebilde sein mit den träumerischen Augen, während meine Tochter in der Wirklichkeit steht und keinem glauben machen könnte, sie sehe nicht alles, was um sie her vorgeht — das ist freilich keine Auslegung nach Art der modernen Programmmalerei, aber mir fiel gerade diese ein und keine andere."

Es wurde nichts weiter gesprochen und man nahm Abschied.

„Vater," sagte Marianne, als sie allein waren, „wer sind doch Melaniens Eltern?"

„Eine serbische Prinzessin, die einen italienischen Bankier geheiratet hat, oder so etwas dergleichen; jedenfalls war es ein dummer Streich Santens, dieses verwöhnte Mädchen zur Ehe genommen zu haben, sie hindert ihn am freien Auffliegen und ihr vieles Geld hilft ihm ja zu nichts anderem, als ihre Phantasieen zu erfüllen."

„Aber Vater," entgegnete Marianne empört, „sie sind doch so glücklich und ein so schönes Paar; ich würde diese beiden malen und das Bild nennte ich dann ‚Vollkommenheit'."

„Meinst du," fragte Ferrand und ließ das Thema fallen.

Am nächsten Morgen richtete sich jeder in der Villa zur Arbeit ein; nachdem Marianne ihre häuslichen Pflichten erfüllt und ihren Vater noch einmal bei seinen „Ausgrabungen", wie sie es nannte — denn freilich waren diese Kisten wahre Fundgruben — besucht hatte, spannte sie eine frische Leinwand auf den Rahmen, machte ihre Farben zurecht, spitzte ihre Kohle und setzte sich an die Staffelei, mehrere Skizzen vor sich stellend. Auf der einen sah man eine Edeltanne, vom Sturm umgeworfen, der kräftige Stamm in der Mitte geborsten, auf der zweiten hatte man die Aussicht auf das Meer. Darüber ein wolkenüberzogener Himmel, dann weit weg ein strandendes Schiff. Das junge Mädchen blickte lange auf die geborstene Tanne, sie strich fast zärtlich mit der Hand über das Blatt: „Tannen stehen nicht an dem Meeresufer, was soll die freie See, der kein Sturm etwas anhaben kann, mit dem geborstenen Baum zu thun haben — die See, die man nicht fesseln und nicht erobern kann, wie die alten Nordländer sagen. — „Ich habe das Meer so lieb gehabt, wir waren einander so gut," sang sie leise vor sich hin. „Ob Santen meinte, ich solle aus den beiden ein Bild machen," und sie blickte immer wieder von dem einen zum anderen.

„Wäre er nicht glücklich?" kam ihr plötzlich in den Sinn; „unmöglich," antwortete sie sich selbst, „die niedliche kleine Frau!" Dann fing sie an zu zeichnen, groß und weit, wie Melanie gesagt hatte, das Meer und die Wolken, nicht das

gestrandete Schiff, wohl aber schroffe Felsen und ein steinichtes Ufer, von den aufgeregten Wellen bespült, während weiterhin die See glatt und frei dalag. Dies alles war aus den kühnen, leicht hingeworfenen Kohlenstrichen zu erkennen. Bald kam Santen herein mit freudigem Grüßen.

„Sehen Sie diesen strahlenden Maimorgen, Fräulein Marianne, bringt er nicht Schaffenslust und Lebensfreude? Es ist mir ein gutes Zeichen, daß ein solcher Tag mein erster Arbeitstag hier ist. Lassen Sie uns erst einmal durch den Garten gehen."

Sie schritten hinaus in die warme Sonne durch den Speisesaal und die Veranda.

„Melanie schläft noch," sagte Santen mit einem leisen Seufzer.

„Dieser Frühlingszauber sollte nicht verträumt werden," entgegnete Marianne, „bei uns auf dem Heiligenberg kam alles gemach und langsam, hier ist es überwältigend und nun gar draußen im großen Garten — sehen Sie dort drüben die Baumwipfel."

„Und gar ein Stückchen die Elbe hinauf," rief Santen, „da müssen wir bald einmal hin, doch nun an die Arbeit — haben Sie schon angefangen?"

„Ja, ich habe etwas angelegt, ob Sie wohl damit zufrieden sein werden?"

Sie traten ins Zimmer zurück; Santen freute sich des Begonnenen: „Wie ich mir's gedacht, vor allem das Meer, Ihr Liebling, weil es keiner fesseln noch erobern kann, wie Sie sagen, nun führen Sie's aus, frisch daran."

Ein jedes setzte sich an seine Staffelei, sie schwiegen lange Zeit, in ihre Arbeit versunken.

Santens Bild war schon in den Hauptsachen fertig, es blieb ihm nur noch einiges Detail auszuarbeiten. Man sah hohe, starre Felsmassen, die bis an den Himmel ragten, von dürftigem Strauchwerk spärlich bedeckt; ein Wildbach stürzt brausend in die Tiefe; in knappen Zickzackwindungen leitet ein Pfad steil hinauf durch das Gestein; ein einfacher Heiligenstock steht am Wege, der gefahrvoll erscheint; im Hintergrunde liegt friedlich ein grüner Gebirgssee, von der Sonne hell beschienen; ringsum die hohen Felsmassen, aber auch diese hell — nur der Vordergrund ist dunkel. Menschen wandeln den Pfad hinan, sie sehen aus wie Puppen in dieser Umgebung.

„Ich habe Ihr Bild so gern, Herr Santen," sagte Marianne, die sich leise hinter den Maler gestellt hatte. „Großartig ist die stumme Natur in ihrer ungezügelten Wildheit und doch von Menschenhand seinem Dienste zugänglich gemacht; aber als fürchte sich der Mensch seiner Kühnheit, hat er ein Bethaus dort hingestellt, damit er nicht vergesse, wer allein ihn schützen kann und dieser Eine Mächtige läßt seine Sonne freundlich leuchten zum Beweis, daß er dem Menschen wohl will."

Erstaunt blickte Santen sie an.

„Was Sie nicht alles sehen — wie eine echte Künstlerseele."

Ueber ihnen im oberen Stockwerk wurden Schritte hörbar. Marianne eilte hinweg, nach dem Vater zu sehen, der wohl ein Frühstück verlangen würde. Als sie nach einer Weile zurückkam, fand sie Melanie. Sie sah bleich und erregt aus; eine Anzahl aus Seidenpapier herausgenommener Gegenstände lagen unordentlich auf dem Tisch.

„Hier habe ich eine Menge sehr hübscher Dinge gekauft und nun findet Edgar wieder alles häßlich" — rief sie Marianne zu, ihr ein kleines Tablett von farbigem Plüsch zeigend, auf dessen Boden eine Landschaft in lebhaften Farben gemalt war.

„Ich finde diese Plüschsachen ganz allerliebst und werde mir noch sehr vieles davon anschaffen," fuhr sie lebhaft fort, „mein ganzes Zimmer will ich in Plüsch eingerichtet haben, alle meine Zimmer."

„Liebes Kind, ereifere dich nicht unnötig, ich habe gar nichts gegen den Plüsch, finde ihn sogar sehr anwendbar, aber die Malerei auf diesen Dingen kann ich nicht bewundern, überhaupt finde ich es einen sehr verkehrten Geschmack, überall Malerei anbringen zu wollen. Aber ich bin froh, daß du kamst, gerade wollte ich Fräulein Marianne vorschlagen, dich abzuholen, um in die Galerie zu gehen; es ist heute ein guter Tag dafür, so hell und sonnig."

Mariannens Augen strahlten vor Vergnügen: „Zur sixtinischen Madonna! O Herr Santen, wie gut von Ihnen."

Sie reichte ihm die Hand hin zum Dank.

„Aber erst zum Konditor, ich bin sehr hungrig," schmollte die junge Frau.

„Vielleicht gibt Fräulein Ferrand dir etwas, diesen Hunger zu stillen, du weißt, Melanie, ich hasse diese niedrigen Konditorstuben!"

„Ich bestelle ein Frühstück für uns alle," rief Marianne und eilte hinaus.



„Ihr seid geradezu albern mit eurer Begeisterung," sagte Melanie, sich in einen Sessel werfend.

Santen malte weiter; das Frühstück wurde gebracht, Melanie sprach demselben tüchtig zu, endlich war man bereit, fortzugehen. Ferrand kam noch einen Augenblick, um die Freunde zu sehen.

„Du kannst aus der Galerie zu Tante Agnes gehen," rief er der Tochter nach, „ich hole dich von dort ab."

Die drei verließen das Haus. Man kam nur langsam vorwärts, Melanie war müde und blieb oft stehen, um die in den Auslagen der Läden ausgebreiteten Sachen zu bewundern. Endlich standen sie vor der Galerie: „Weißt du was, Edgar, ich nehme einen Wagen und fahre nach Hause, es ist mir ganz unmöglich, jetzt noch stundenlang dort oben herumzupilgern."

Eine heiße Blutwelle stieg in des Malers Angesicht auf, er rief einen Kutscher an, hob seine Gattin in den Wagen, sagte jenem Straße und Hausnummer, lüftete den Hut und wandte sich, ohne ein Wort zu sagen, der Galerie zu.

Marianne stand einen Augenblick unschlüssig, dann folgte sie ihm.

Er ging rasch durch einige Säle, gern wäre sie bei jedem Bild stehen geblieben; sie wagte nicht, ihn anzureden; sie fühlte, daß kein unberufenes Wort in seine jetzige Stimmung gesagt werden durfte, sie hatte eine Scheu vor dem, was in ihm vorging, aber sie wußte nicht, was es war. Plötzlich blieb er stehen, faßte ihre Hand, deutete auf ein Bild und sagte:

„Hier."

Sie standen vor der sixtinischen Madonna. Der ganze volle Eindruck jenes Bildes überwältigte das junge Mädchen, sie schaute und schaute — ihre Augen füllten sich mit Thränen. Sie bewunderte, sie verehrte, sie betete — aber sie sprach kein Wort, nur fester hielt sie die Hand des Gefährten. Auch er wandte keinen Blick von dem Bilde; begrüßte er es doch wie einen Freund, zu dem man alljährlich wallfahrtet, gerade dann, wenn man sich am besten, am reinsten fühlt. Dann fiel sein Auge auf das Mädchen neben ihm. Er begrüßte auch das, was er hier sah — nicht wie etwas Bekanntes, aber wie etwas, nach dem er lange, lange vergebens gesucht. Er störte sie nicht in ihrer Andacht, er machte seine Hand leise aus der ihrigen los, setzte sich auf das kleine Sofa gegenüber dem Bilde und vergrub sein Gesicht in beide Hände.

Endlich kehrte Marianne sich nach ihm um, bestürzt rief sie: „Herr Santen, was ist Ihnen?"

Da erwachte er und hob den Kopf in die Höhe, sie aber erschrak vor seinem Ausdruck, und mit Blitzesklarheit kam es über sie: das ist ein ganz, ganz anderer, als ich bisher wußte.

Ein heftiges Zittern ergriff sie, es war ihr, als müsse sie fliehen, weit, weit weg; und doch war sie wie angewurzelt.

Santen hatte sich rasch gefaßt.

„Nun, habe ich Ihnen zuviel gesagt?" fragte er lächelnd und fuhr gleich darauf fort, über das Bild zu sprechen und ihr manches Detail zu erklären, was sie nicht herausgefunden hatte beim Anschauen des Ganzen. Sie hörte wie im Traum, ihre bleichen Lippen versuchten zu lächeln, aber es war ein wehmütig trauriges Lächeln.

Santen sprach fortwährend, er führte sie von einem Bilde zu anderen, aus einem Saal in den anderen.

„Es ist zuviel für einen Vormittag," sagte sie leise und sanft, „ich möchte jetzt zu Tante Agnes gehen, wir können ein andermal wiederkommen."

Seine Stimme zitterte, als er sagte: „Ja, ein andermal. Ich begleite Sie nach dem Ausgang, Sie finden dann den Weg allein, nicht wahr? Mich läßt's hier noch nicht so bald fort."

Sie nahmen Abschied, in die Augen aber konnten sie sich nicht blicken.

Marianne schlug den Weg nach der Rosenstraße ein; sie ging langsam, setzte sich auch erst eine Weile auf eine Bank, dem schnell schlagenden Herzen Zeit lassend, um ruhig zu werden.

„Was ist das für eine Entdeckung, ich verstehe mich nicht, weshalb fürchte ich mich plötzlich vor ihm? Es ist ja thöricht. Das war's auch gar nicht; jenes wunderbare Bild regte mich auf; ich sah anders. Er wird schon derselbe lebensfrische, schaffensfrohe Künstler sein, wenn ich ihn morgen im Atelier wiedersehe. Ihn hatte Melaniens Benehmen gekränkt, es war ja auch kindisch, und doch ist sie bezaubernd, die liebe, herzige Melanie."

Marianne stand auf, sie fuhr sich mit der Hand über die Augen, setzte den Hut einen Augenblick ab, damit der frische Windhauch ihre Stirne kühle.

„So, nun bin ich wieder ganz vernünftig. Was muß er gedacht haben? Ich werde mich schämen, wenn ich ihn wiedersehe."

Sie ging zu Tante Agnes, trat fröhlich in

deren Zimmer; auf dem Balkon lag die Mittagsonne; sie fand die Tante in einem kleinen, dunkel verhängten Boudoir auf der Chaiselongue.

„Ich habe heute einen schlimmen Tag und kann mich nicht beschäftigen, wie freue ich mich, daß du kommst," begrüßte Frau von Martin das junge Mädchen freundlich. „Erzähle mir, wie du dein Leben eingerichtet hast."

Sie sprachen dies und das und allerlei, auch von Santens, welche der Tante fremd waren, vom Großvater und vom Vater.

„Er sagt stets das, was man gar nicht erwartet, und schweigt über das, was man gern wissen möchte. War er stets so?" fragte Marianne.

„Ja und nein; aber du mußt bedenken, ich habe ihn solange nicht gesehen, wir müssen beide suchen, ihn kennen zu lernen. Freilich, seine Studien gehen ihm über alles, deine Mutter durfte ihn auch darin nicht stören und doch hatte er sie sehr lieb. Habe Vertrauen zu ihm, du bist ihm notwendig, ich weiß es, wenn auch nicht viel davon bemerkbar ist; er hätte es ohne dich nicht ausgehalten; du wirst doch kein Heimweh nach deinen Tannen haben, Kind, du mußt bei ihm bleiben!"

„O, ich denke nicht an Fortgehen," entgegnete Marianne.

Da schellte es draußen und ihr Vater kam. Sie begrüßte ihn erregt.

„Ich finde euch gerne zusammen," sagte er, Tante Agnes die Hand reichend.

„Sie müssen ihr vieles ersetzen; aber ich fürchte, das Kind geht unter die Künstler. Nun Marianne, wie war es in der Galerie?" fragte er die Tochter.

Sie wurde bleich und ihre Stimme klang unsicher, als sie leise antwortete:

„Diese Madonna ist wunderbar!"

„Verfolgen dich die Augen des Kindes nicht überallhin?" fragte Frau von Martin. „Mir erging es so; welche Sehnsucht habe ich doch oft nach all dem Schönen," fügte sie leise hinzu, Mariannen die Antwort ersparend — denn als diese sich auf die Augen des Kindes besinnen wollte, waren es ganz andere Augen, die sie verfolgten.

„Dann sprechen Sie mit Marianne davon, sie hat die Begeisterung, die mir abgeht, es ist mir zu enge in den Galerieen."

„Sie haben aber hoffentlich dem Kinde in Italien die Galerieen gezeigt?" fragte fast erschrocken Frau von Martin.

„Natürlich, d. h. so oft mir möglich war, sonst ging Santen mit ihr."

„Santen und immer Santen! Bitte, bringe die Freunde einmal hierher, die muß ich doch kennen lernen, Marianne," rief Tante Agnes.

„Kannst es ihnen gleich heute abend ausrichten; Melanie muß doch nicht mit euch gewesen sein?" fragte Ferrand. „Sie schickte bald, nachdem ihr weggegangen waret und ließ bitten, den Abend bei ihr zuzubringen."

Marianne entgegnete nichts. Etwas von der neuen Furcht kam zurück.

„Jetzt laß uns gehen, Kind, ich habe unser Essen abbestellt, wir fahren nach Pillnitz, es ist ein herrlicher Tag dafür. Adieu, Agnes."

„Adieu, ihr Glücklichen," sagte die Tante, als sie Marianne zum Abschied küßte.

„Kind, wie kalt du bist, es war, als küßte ich Marmor; hast du dich in der Galerie erkältet?"

„O nein," entgegnete Marianne, „es ist nichts."

Das war eine schöne, wunderherrliche Fahrt auf der Elbe, und das einfache Mahl schmeckte prächtig.

„Viel Zeit haben wir nicht, aber es ist doch hier draußen schön; nun laß uns noch herumwandern und mit dem nächsten Schiff fahren wir zurück," sagte Ferrand. „So machten wir's, als deine Mutter mit mir war," fügte er hinzu, indem er rasch voraneilte.

An manchen Stellen blieb er stehen, betrachtete diesen oder jenen Baum, obschon Marianne nichts Besonderes daran bemerken konnte. Sie frug aber nicht, sie wußte schon den Grund. Dann fuhren sie zurück im goldenen Schein der untergehenden Sonne. Ferrand lehnte sich über das Geländer des Schiffes und blickte in das rotglänzende Wasser. Marianne sah in die Sonnenglut, bis ihre Augen geblendet waren.

Zu Hause angekommen, hatte sie kaum Zeit, ihre Haare etwas zu ordnen und ihr Kleid zu wechseln, als der Vater schon rief. „Bist du zu müde, um zu Fuß zu gehen?" fragte er, als sie die Treppe herunterkam.

„Durchaus nicht," entgegnete sie.

Er nahm ihren Arm in den seinen, sah ihr ins Antlitz, nickte ihr wehmütig zu und sie gingen. Sie hatte ein weißes Tuch um den Kopf geschlungen und einen dunklen Mantel umgenommen; so dicht umrahmte das Tuch ihr Gesicht, daß man fast nur ein paar leicht gekräuselte Haare sah, welche über die Stirne herabfielen,

Intermezzo.

Heinrich Prinz Reuss.





Un poco meno mosso.
TRIO.
p
cresc.
pp
cresc.
Intermezzo Da capo e poi la Coda.
CODA.
pp
sempre piu p

die glänzenden Augen und die frischen Wangen, aber sie glich ihrer Mutter mehr wie jemals.

Ein vielarmiger Gaskandelaber stand auf dem Platze, über den sie gingen, plötzlich blieb Ferrand stehen: „Kind, und wenn ich dich nicht wieder zum Großvater ließe?" fragte er, ohne sie anzusehen.

„Ich bleibe bei dir," sagte sie leise.

An der Thüre seiner Wohnung begegnete ihnen Santen.

„Wie spät Sie kommen, Ferrand; Melanie vergeht vor Ungeduld," rief er ihnen zu.

„Nun, nun, der Abend beginnt ja kaum."

„Waren Sie müde," fragte Santen Marianne.

„Wir kommen von Pillnitz," entgegnete sie.

„Wie — ohne es uns zu sagen?" fragte er erstaunt.

„Ihr seid ja stets müde," antwortete Ferrand.

„Ja, da haben Sie wohl recht," lachte Santen bitter.

Sie stiegen die Treppe hinauf.

„Hört das denn niemals auf?" fragte Ferrand ärgerlich.

„Nun, im vierten Stockwerk, dem Himmel nahe," antwortete der junge Künstler.

„Kindisch," brummte Ferrand vor sich hin.

Marianne traf jedes Wort wie ein Nadelstich, „so war es sonst nicht," mußte sie immer wieder denken. Oben angekommen, half Santen ihr Mantel und Tuch abnehmen, scheu blickte sie zu ihm auf, sein Gesicht war ernst, er sah abgespannt aus. Von drinnen tönte Hundegebell. Fragend wandte sich Ferrand zum Hausherrn.

„Die neueste Acquisition meiner Frau; auf ihrer Nachhausefahrt hat Melanie einen weißen Pudel erstanden, sie ist entzückt und ich mit ihr," fügte er mit eigenem Tone hinzu.

„Und wir sollen dieses Fest mitfeiern?" fragte Ferrand. „Fast sieht es so aus." Sie traten ein. Das Tier warf sich bellend auf sie, Melanie lachte hell auf. Kaum gelang es ihr, zu den Gästen zu dringen.

„Ist er nicht deliciös und so possierlich?" rief sie, als sich Marianne endlich von dem Tiere losgemacht.

„Er ist hauptsächlich viel zu groß, um ihn im Zimmer zu haben," fuhr Ferrand heraus. „Ich begreife Sie nicht, Santen!" Dieser zuckte die Achseln, packte den Hund am Halsband und führte ihn hinaus.

„Ich denke, man hat jetzt genug von ihm gesehen, liebe Melanie," sagte er.

„O ich bin es ja gewöhnt, daß du mir stets meine größte Freude verdirbst, es ist mir schon Bedürfnis, das Tier um mich zu haben, du lässest mich ja doch so viel allein!" sagte die junge Frau ärgerlich.

Sie führte die Gäste in das Speisezimmer, da war alles auf das eleganteste hergerichtet; ein Lichtermeer ergoß sich über den reich mit Silber und Krystall geschmückten Eßtisch, der mit einem Ueberfluß von Delikatessen bedeckt war. Blumen zierten Wände und Vasen, vor jedem Couvert in schlankem Glas eine Rose, die Luft erfüllt von dem Duft der reichen Bouquets.

„Diese Freude verderbe ich dir nicht, mein Liebling," sagte Santen zu seiner Frau, ihr zärtlich die Hand drückend, „das hast du schön gemacht."

Sie wandte sich von ihm ab zu Marianne, ihr eine helle Rose in die Haare steckend. Bald war aller Mißton vergessen, fröhlich plauderten die Freunde von Vergangenem und Zukünftigem, geschickt ein Thema vermeidend, welches nicht gleiches Interesse den so Verschiedenen bot.

„Auf Morgen bei der Arbeit!" sagte Santen, Abschied nehmend, zu Marianne.

„Und dann in die Galerie, ich gehe diesmal mit," rief Melanie eifrig.

„Nein, nicht in die Galerie," sagte der Maler scharf und schneidend. „Ich habe morgen sehr viel zu thun."

Man trennte sich. Ferrand winkte einem Kutscher; Vater und Tochter hatten bald ihre Villa erreicht.

„Melanie fängt an, unerträglich zu werden," sagte Ferrand beim Eintreten.

„Aber Vater!" brachte Marianne heraus, mehr nicht.

Sie sagten sich gute Nacht und das Mädchen eilte in ihr Zimmer.

Dort stand sie noch lange am Fenster. Wieder war es Mondschein, wieder zog ein weißes Wölkchen langsam dahin.

„O Mutter," rief sie, „meine Mutter!" Sie gedachte des vergangenen Tages, anders hatte sie ihn begonnen, anders fand sie sich an seinem Ende. Und wen konnte sie fragen, warum es so war? Die eine, die es dem Kinde sagen kann, sie war nicht da.

Ein neuer Tag würde beginnen und er würde diesem so ähnlich sehen, und so mußte es fort-

gehen, ohne daß sie etwas hinzu, ohne daß sie etwas davon thun konnte, und das Ende, wie würde das sein?

Sie legte sich zu Bett, sie war so müde, bald schlief sie ein.

Die Morgensonne bringt vielleicht doch anderes, tröstete sie sich.

Freilich ging sie hell und strahlend auf, und es war wieder ein Maitag, geschaffen zu Lust und Wonne.

Er begann gleich dem gestrigen und brachte die nämlichen Pflichten.

Noch früher war sie im Atelier, sie hatte geeilt, hinzuzukommen, ehe Santen da war. Seine Mappe stand dort, sie mußte etwas drin suchen und niemand sollte es wissen. Ihre Finger zitterten, Blatt um Blatt wandte sie um; endlich hatte sie es gefunden — eins, zwei, drei — unzählige! Ja, er liebte sie, mußte sie lieben, seine süße, kleine Melanie; so oft hatte er sie gemalt, ehe sie seine Braut war, und dann, und dann immer wieder.

Was aber war dies?

Melanie — und doch nicht sie.

Ihr Kindergesicht, von wilder, zorniger Leidenschaft verzerrt, die Augen so bös blickend und darunter stand geschrieben: „Monte Carlo 7II, um es nie wieder zu vergessen."

Marianne war im Anschauen dieses Bildes so versunken, daß sie nichts hörte, nicht die Schritte draußen auf dem Kies, nicht auf den Stufen, nicht im Zimmer. Plötzlich griff eine Hand nach dem Bilde, legte es in die Mappe zurück; sie wandte sich um. Es war Santen.

„Das hätten Sie nicht thun sollen, Marianne," sagte er sanft, obwohl sein Gesicht aschfarben war und seine Stimme rauh klang.

„Nun haben wir ein Geheimnis miteinander, aber es ist nicht gut," fuhr er fort.

Er schloß die Mappe und legte sie auf den Tisch; dann führte er das Mädchen an die Staffelei, korrigierte dies und das, gab ihr den Pinsel in die Hand.

„Nun seien Sie fleißig," sagte er zuletzt und blickte sie gütig an.

Marianne fand sich nicht aus ihrer Erstarrung heraus, sie konnte kein Wort sprechen, es fiel ihr keines ein, sie malte und malte, es wollte nichts gelingen. Santen arbeitete schweigend an seinem Bilde, man hörte das Ticken der Uhr und die Stimmen auf der Straße spielender Kinder, drinnen wurde kein Wort gesprochen.

„Welches Geheimnis hatten sie nun miteinander?" — das war die Frage, die überall stand, wo das Mädchen hinblickte. Marianne sah nur dies, von ihrer Skizze keinen Strich, keinen Zug.

Stunden vergingen also.

Er kam wieder an die Staffelei.

„Aber wie schlecht es heute geht," sagte er, „Sie malen ja ein indigoblaues Meer und hellgelbe Felsen. Wo haben Sie denn solche gesehen, Fräulein Ferrand?"

„Was ist unser Geheimnis?" hörte sie stets sagen, obgleich es niemand aussprach, und nahm wieder indigoblau auf.

Santen lachte.

„Es ist heute nichts mit Ihnen, Sie sind müde von Ihrem gestrigen Tage. Fragen Sie Ihren Vater, ob wir am Nachmittag in die Lößnitz fahren wollen, da ist ein reizendes Thal, ich möchte dort aufnehmen; für die, welche nicht malen, sind sehr hübsche Spaziergänge in der Nähe; Melanie ist gar nicht müde heute."

Wie im Traum legte Marianne Pinsel und Palette hin; oben bei ihrem Vater angelangt, richtete sie ihm den Auftrag aus gleich einem Automaten.

„Frag' ihn, ob der Pudel auch mitgeht," entgegnete jener, ohne von seinen Schriften aufzusehen.

„Vater, das kann ich nicht fragen, das würde ihm leidthun," entgegnete sie.

„Warum hat er ein so thörichtes Weib geheiratet!"

„Gehen wir mit?" fragte Marianne nochmals.

„Wir nicht, aber du, wenn du willst."

Sie verließ das Zimmer.

Santen hatte, als er allein war, seine Mappe vorgenommen, hatte die Bilder seiner Frau alle noch einmal durchgesehen: „Bezaubernd, bethörend — und doch nicht die Rechte!"

(Schluß folgt.)

Mahnung.

Laßt nicht zum Stolz, ihr Brüder,
Euch führen durch Gut und Besitz.
Ein Königsschloß brennt nieder
Durch einen einz'gen Blitz.

Und hüllt euch nicht in Trauer,
Scheint fruchtlos euer Müh'n,
Ein einzig Regenschauer
Macht welke Felder grün.

A. Roderich.

Die Grausamkeit des Muatiamvo.

Von

Max Buchner.



Frühere Reisende haben oft ganz unverantwortlich gelogen. Wir Epigonen, die wir in einer Zeit leben, in der man weniger Phantasie als nüchterne realistische Wahrheiten verlangt, müssen dafür büßen, indem wir mit unseren Erzählungen recht armselig uninteressant gegen die Vorgänger zurückbleiben.

Als Beispiel hierfür möge Muatiamvo, der große Lundakönig, dienen, in dessen Residenz Mussumba dem Schreiber dieses ein sechsmonatlicher Aufenthalt halb gewaltsam zu teil geworden ist. Sollte Muatiamvo noch nicht berühmt genug sein, so möge daran erinnert werden, daß sein Lundareich nahezu ebensogroß ist wie Deutschland und daß seine Hauptstadt unter 8° 24′ südlicher Breite und 22° 55′ östlicher Länge von Greenwich liegt.

Mit zu den hervorragendsten Dingen an sämtlichen Muatiamvos, besonders aber an dem gegenwärtigen, gehörte der Ruf außergewöhnlicher Grausamkeit. Kommt bei den Portugiesen Angolas auf ihn die Rede, so kann man die schrecklichsten Geschichten hören. Betrachtet man sich aber den dunkeln König etwas genauer, so stellt sich heraus, daß er gar nicht so ungeheuer blutdürstig ist, wie er insgemein geschildert wird.

Hätte ich nicht immer mehr Vertrauen auf die eigenen Augen als auf die Aussagen anderer, so könnte ich zum Beispiel veranlaßt sein, zu berichten, während der ersten 30 Tage meiner Anwesenheit in Mussumba seien 30 Hinrichtungen vollzogen worden. Das war nämlich die Zahl, die mein edler Dolmetsch Pedro angab, als ich ihn einmal darum frug bloß um seine Lügenhaftigkeit auch in diesem Punkte auf die Probe zu stellen. Nun weiß ich aber mit Bestimmtheit nur von drei Hinrichtungen, die jedesmal viel Aufsehen und Klatsch erregten. Es müßte sehr sonderbar zugegangen sein, wenn auch noch andere stattgefunden hätten, die mir unbekannt blieben. Wurden mir ja doch von den täglichen Besuchern mit großem Eifer auch minder wichtige Neuigkeiten der Skandalchronik des Hofes eifrigst zugetragen. Nicht selten wurden bei uns im Lager eingeborene Diebe erwischt und von meinen rachedürstigen Leuten zu Muatiamvo abgeführt. Allgemein hieß es dann, der Betreffende werde unfehlbar geköpft werden. Es dauerte aber für gewöhnlich nicht lange, so trieb sich derselbe wieder ganz fröhlich im Lager herum.

Was Cameron von dem vorigen Muatiamvo erzählt, jene grauenhafte Neugierde, die bis zu Vivisektionen der eigenen Weiber ging, ist ein ganz echtes Ambakistenlatein. Denn Senhor Alvez, der verruchte Führer, von dem Cameron seine Mitteilungen bezogen haben mag, gehörte ja auch zur Kategorie der Ambakisten oder schwarzen Händler, ebenso wie mein Pedro.

Allerdings äußerten mir einmal verschiedene Personen aus der mißvergnügten und gefährdeten Partei eines verstorbenen Thronrivalen, Muatiamvo ordne hie und da heimliche Tötungen an, ja er halte sich sogar ein Dutzend Menschenfresser aus dem Lande der Kauanda, in deren Magen die Opfer sogleich ihre Bestattung fänden. Oder es hieß, die Lukokessa, eine Art Königin, die gleichfalls in Mussumba residiert, habe hie und da kein Fleisch zu essen und schicke dann zu Muatiamvo, ob dieser nicht aushelfen könne. Da sei es dann schon öfter vorgekommen, daß dieser, mißlaunisch und geizig, Menschenfleisch statt Ziegenfleisch schickte. Aber aus derlei Gerede ließ sich nie etwas Bestimmtes entnehmen.

Nur zwei Geschichten entsetzlicher Art hörte ich so oft und so übereinstimmend, daß sie nicht ganz von der Hand zu weisen sein dürften. Die erste Geschichte betrifft den Moana Bäß, einen sehr großen Häuptling der Kauanda am unteren Luisa. Dieser, befreundet mit Muatiamvo und an ihn Tribut bezahlend, sei einmal nach Mus-

sumba gekommen und habe, solange er als Gast anwesend war, zu seiner gewohnten Nahrung von Zeit zu Zeit einen lebenden Sklaven erhalten, der zuerst geköpft und dann in Stücke zerschnitten zum Kochen getragen worden sei. Eine solche an sich unwahrscheinliche Verschwendung der kostbaren Menschenware seitens des schmutzig knickerigen Potentaten wäre nur erklärlich durch reiche Gegengeschenke in großen Elefantenzähnen, deren einer schon in Mussumba den Wert von drei Sklaven hat. Die andere Geschichte betrifft mörderische Gebräuche beim Tode eines Muatiamvo oder einer Lukokessa. Namentlich wenn die letztere stirbt, scheint ziemlich viel Blut zu fließen, indem dann alle die jungen Männer sklavischen Standes, welchen jene Herrscherin einmal ihre Gunst zugewendet hat, den Kopf verlieren, um ihr ins Grab zu folgen.

Immerhin sind auch das Mitteilungen aus dritter und vierter Hand. Wirklich glaubwürdig bleiben nur solche Vorgänge, die man selber mit eigenen Augen gesehen und möglichst unmittelbar sich notiert hat.

Es sei deshalb gestattet, ein hierher gehöriges Erlebnis getreu aus dem Tagebuch wiederzugeben.

Am 11. Dezember 1879 war ich nach Mussumba gekommen, und am 4. Februar 1880 fand die erste, in die Zeit meiner Anwesenheit fallende Hinrichtung statt. Schon ungefähr eine Woche vorher hatten die täglichen Besucher mir das Gerücht zugetragen, daß in der Residenz eines der zahlreichen Weiber Muatiamvos des Ehebruchs mit zwei Männern überführt worden sei, und daß nächstens die drei Schuldigen geköpft werden sollten.

Am 2. Februar hörte ich, so gegen Abend würde die Hinrichtung stattfinden, und durch das Fernrohr ließ sich erkennen, daß drüben in Mussumba wirklich etwas Außergewöhnliches im Gange war.

Um nicht allzuviel Neugierde zu verraten, zugleich aber auch das immerhin interessante Ereignis nicht zu versäumen, unternahm ich den täglichen Spaziergang, begleitet von meinen Dienern Augusto und Manuel, sowie von Pedro, dem Dolmetsch, und ganz wie gewöhnlich mit Gewehren und Pflanzenpapier ausgerüstet, statt nach Süd in die Wälder, nach Nord in die Stadt hinüber. Auf Umwegen gelangten wir nach dem großen Spielplatz vor dem Schädelthor und fanden dort wieder das Residenzvolk versammelt, um einem Tanze zuzusehen, den etwa 50 Männer aufführten.

In den Händen gezückte Schwerter oder auch Totenschädel und grüne Zweige, Federschmuck auf den Köpfen, das Gesicht und die Brust in fürchterlicher Art mit roten und weißen Figuren geschmückt, um die Knöchel dicke Büschel rasselnder Fruchtschalen, die bis zu den Zehen reichten, Schinschonsch geheißen, um die Hüfte ein buntes Geschlenker und Gezottel von Affen- und Katzenfellen, so rückten sie, indem sie bald stampfenden Schrittes, bald in langen Sprüngen hierhin und dorthin die Luft durchstachen oder durchhieben, gegen mich zur Begrüßung heran. Da ich glaubte, daß dieses bizarre Gebaren nur die Einleitung zum Enthaupten der noch unsichtbaren armen Sünder sei, so empfand ich einen gewissen Schauder bei dem Gedanken, wie jenen zu Mute sein möchte, sich solchen gräßlichen, wild die Augen rollenden Teufeln überliefert zu fühlen. Die Fratzengestalt eines vermummten Knaben mit einer geschnitzten Maske, die vom Scheitel bis zu den Knieen reichte, so daß sie bloß aus dem unförmlichen Kopfe und zwei kurzen Beinchen zu bestehen schien, tänzelte dazwischen durch und erhöhte den Eindruck des Ungeheuerlichen, Mystischen. Verschiedene sonderbare, religiöse Vorrichtungen auf dem Platze, die mir jetzt zum erstenmal auffielen, paßten ganz gut in den Stil des Vorganges. Es waren Götzenbilder und Medizinen. Hier an einer Stange hängend, wie ein zierlicher Morgenstern, ein runder Kürbis, mit lauter kahlgerupften langen Federkielen bespickt, dort aufrechte Baumstümpfe und liegende Balken mit eingeschnittenen rot und weiß bemalten Gesichtern. Lauter unverständliches, die Phantasie erregendes Zeug. Pedro, der jedoch immer log, suchte mir zu erklären, daß allen denjenigen, welche hier vor den grausigen Fetischen den Tod erlitten statt auf dem Marktplatz, zuerst die Arme und Beine abgehackt würden.

In einer Art Dauerlauf, aber langsamer und mit Pathos, nach links und nach rechts zu Fechterstellungen ausfallend, wandten die Tänzer sich von mir ab und dem größeren Publikum zu, welches unter dem Geschrei wollüstigen Gruselns vor ihnen wegstob, um neckend immer wieder zurückzukehren. Neben manchen schönen athletischen Hünengestalten, wie zum Beispiel jener meines Freundes Diulu, tobten mit ihren Schwertern auch einige kläglich spießbürgerliche Gesellen

herum, wie zum Beispiel jene des alten Gauners und Bettlers Kapop, dessen linkische Wut zum Lachen reizte, und dessen um beide Augen gemalte rote Ringe höchstens eine komische Schreckhaftigkeit verliehen. Eine Viertelstunde wohl sah ich dem seltsamen Treiben zu. Die grotesken Verdrehungen der Körper, die sonderbaren Sprünge vor und rückwärts wiederholten sich ohne Unterbrechung in immer neuen Variationen. Jetzt ducken die Tänzer sich plötzlich nieder, jetzt schnellen sie sich plötzlich empor. Auf einmal schleichen sie tief gebückt vorwärts und laufen dann wieder zurück, als ob sie sich flüchten müßten.

Ich hatte beinahe vergessen, daß ich zu einem ernsteren Schauspiel als zu dem eines Tanzes gekommen war. Da erschien die Lukokessa und teilte mir mit, die Hinrichtung würde nicht stattfinden, sie habe es nicht erlaubt, daß wegen einer so geringfügigen Sache gleich drei Menschen auf einmal getötet würden. Ein Fetischör, ja das sei etwas anderes, der müsse abgethan werden, aber so ein bißchen Ehebruch sei nicht der Mühe wert. Den Tanz, den ich eben gesehen, habe sie selber angeordnet, als Ausdruck der Freude über ihre milde Gesinnung. Er sollte also nicht etwa das Austoben getäuschter Blutgier bedeuten, wie ich anfänglich glaubte. Der schöne Zug des häßlichen Weibes rührte mich. Doch erfuhr ich später, daß ihre Gutherzigkeit nur auf der Fürsprache eines intimen Sklaven beruhte.

Kaum hatte ich mich von der huldvollen Königin verabschiedet, als ein Bote Muatiamvos erschien. Muatiamvo habe gehört, daß ich da sei, um zuzusehen, wie die Verbrecher getötet würden, und es thäte ihm leid, daß das heute noch nicht der Fall sein könne. Ich solle aber sicher gerufen werden, sobald die Hinrichtung wirklich stattfinde. Zugleich ließ der Bote Anspielungen fallen, daß die Lukokessa zwar Einwendungen mache, daß sie aber damit keinen Erfolg haben werde, denn Muatiamvo sei sehr erzürnt über die Verbrecher.

So war denn meine Neugierde glücklich entlarvt. Aber lange über diese peinliche Thatsache nachzugrübeln, dazu ließ man mir keine Zeit. Ein zweiter Bote holte mich ein und frug, ob ich nicht vielleicht den einen Missethäter, der gestern eingebracht worden sei, sehen wolle, er liege gefesselt in dem Gehöfte Mukongas.

Schon auf dem Herweg hatte ich innerhalb des Zaunes, welcher Mukongas Behausung umschloß, klägliche Rufe gehört. Ich lenkte nun abermals dorthin meine Schritte und trat ein. Mukonga saß auf einer Matte, neben sich einen Krug Palmwein, ließ mir ein Stühlchen bringen und bot mir zu trinken an. Vor ihm, etwa zehn Schritt entfernt, lag ausgestreckt im Staube und gänzlich nackt der arme Sünder, den er zu bewachen hatte, wälzte sich hin und her und flehte in der jämmerlichsten Weise um Gnade. Es war ein brutal und stupid aussehender Neger, der sonst nicht viel Mitgefühl einflößen konnte. Grobe Lianentaue fesselten ihm die Fußgelenke. Die Arme hatte man ihm mit festen Stricken auf dem Rücken zusammengeschnürt, und zwar mit vielfachen Windungen von den Handgelenken bis zu den Ellbogen hinauf, so daß beide Vorderarme, gewaltsam aneinander gezwängt, sich vollständig berührten. Mittels eines durchgesteckten Würgestockes konnten die Windungen, die so schon in die wundgescheuerte Haut einschnitten, noch stärker angezogen werden.

So lag der Unglückliche hilflos auf dem Bauche da, das Kinn auf die Erde gestützt, und konnte sich höchstens auf diese oder jene Seite wälzen. Sein qualverzerrtes Gesicht mit geiferndem Munde, seine blutunterlaufenen Augen suchten vergebens Erbarmen in der ihn umstehenden Menge von Weibern und Jungen, die ihn höhnten und neckten und um so vergnügter lachten, je lauter er seine Schmerzen klagte. Auch mein Augusto empfand sichtlich Freude an dem gräßlichen Schauspiel. Mukonga war der einzige Mensch, der sich ernst benahm und sogar einen übermütigen Knaben des Königs scharf zurechtwies, als dieser, die Lustbarkeit des Hofpöbels zu erhöhen, rasch herzusprang und am Würgestock zerrte, so daß der Gefolterte ein lautes Brüllen ausstieß. —

Ich zankte mich am folgenden Tage eben mit einer bei uns hausierenden Hofdame herum, die mir einen Büschel unreifer Bananen um den zehnfachen Preis in roten Perlen verschachern wollte, als Mukonga kam und die Meldung brachte, Muatiamvo ließe mich grüßen, die Hinrichtung solle jetzt stattfinden und ich sei dazu eingeladen. Mit Pedro und Augusto verfügte ich mich alsbald nach der Residenz hinüber.

Es war mir unbehaglich zu Mute. Ich schämte mich eigentlich, und meinem bösen Gewissen schien es, als ob ein paar alte Weiber, die sich wohl denken konnten, weshalb wir so

eilig waren, über unsere Herzlosigkeit schmähten. Wir sprachen zuerst bei dem Könige vor, indem wir direkt, ohne lange zu fragen, in seine geheimen Gemächer drangen. Der riesige bunte Sonnenschirm, der über die Zäune hervorragte, deutete an, in welcher der vielen kleinen Abteilungen Majestät sich eben befand.

Majestät baute eben an einem Hause höchsteigener Erfindung, wie ich noch keines gesehen hatte; zwei gewöhnliche Kegelhütten, eine größere und eine kleinere, durch ein Giebeldach miteinander verbunden. Das ganze Bauwerk wird nicht höher als etwa 3 m, der längste Durchmesser des Grundrisses beträgt kaum zehn Schritt. Etliche Kammerjunker verrichten die Arbeit des Zusammenbindens der Raphiastangen, gehorsam den Anordnungen ihres Herrn und Meisters. Keiner wagt selbständig eine Idee zu haben, und so kommt es, daß die beiden Kegel nach allerhöchstem Augenmaß schief aufgesetzt werden.

Ich werde genötigt, aus einer schmutzigen, blau und weiß gestreiften Kaffeekanne Palmwein zu trinken und erhalte ein Huhn zum Geschenk. Muatiamvo findet meinen europäisch soliden Regenschirm, den ich gegen die Sonne aufgespannt habe, begehrenswert, ebenso auch meinen Bleistift, mit dem ich Notizen mache, und erinnert mich wieder einmal, daß er noch immer nicht genug Zeug und Perlen und Pulver von mir zum Geschenk erhalten habe. Da wird unser heiteres Zwiegespräch durch das Eintreten des königlichen Scharfrichters abgebrochen, der mich zu kommen bittet, alles sei bereits fertig, und man warte nur mehr auf mich.

Ich verabschiede mich mit einem warmen Händedruck. Dann geht's hinaus zum blutigen Schauspiel. Der Marktplatz, vor einer Stunde noch bedeckt mit schwarzem Gewimmel, ist auffallend leer. Es sind nur etwa fünfzig Personen vorhanden.

Mukonga an der Spitze von sechs oder sieben Höflingen, worunter auch ein paar Jungen, alle mit gezückten Schwertern, leitet die Exekution. Die Arme rückwärts zusammengeschnürt und an kurzen Stricken festgehalten, auf den aschgrauen Gesichtern schreckliche Todesangst, stehen vor ihnen die beiden Opfer.

Zuerst soll das Weib sterben. Einer der Schergen zieht das matt widerstrebende, elende Wesen an dem Strick nach der Mitte des Platzes, ein zweiter flüstert ihr zu, den Nacken zu beugen, legt ihr die Hand auf den Scheitel und drückt sie zu Boden, so daß sie in die Kniee sinkt. Der Scharfrichter springt vor mit hocherhobenem Schwert. Ein blitzender Schlag, ein Klatsch, das Rieseln von Blut, das Weib fiel nach vorne über. Der Kopf hängt noch an den vorderen Partieen des Halses. Ein vierter Scherge springt herzu und haut vollends durch. Alles die That weniger Sekunden.

Ein Junge haut sein Schwert tief in die Rippen des toten Körpers, ein anderer Junge wirft Staub und Erde in das noch zuckende Antlitz und in die starr geöffneten, wie von einem plötzlichen Schreck aufgesperrten Augen, und macht dann Miene, der Leiche, die nun auf den Rücken gekehrt worden ist, den Bauch aufzuschlitzen. Mukonga aber jagt ihn scheltend weg.

Waren das Andeutungen einer alten Sitte, daß man die Enthaupteten auch noch zerfleischte? Oder war vielleicht nur meine Anwesenheit schuld, daß diese Barbarei verhindert wurde?

Ich glaube, nun soll auch der Mann an die Reihe kommen, welcher schaudernd und heftig zitternd all das mit angesehen. Mukonga aber ergreift ihn und löst ihm die gefesselten Handgelenke, indem er ihm dafür einen Strick um den Hals legt, und der Scharfrichter und dessen Gehilfen führen ihn ab zu unser aller Erstaunen. Es hieß, die Lukokessa habe ihn doch noch gerettet. Der Unglückliche muß jetzt den abgeschlagenen blutigen Kopf in die Hände nehmen und auf seinen Scheitel setzen, um ihn so als warnendes Beispiel durch ganz Mussumba zu tragen. Mehrmals fällt ihm dabei der Kopf wieder auf die Erde, denn seine Arme sind von der Einschnürung steif geworden. Eine halbe Stunde später sah ich von meiner Wohnung aus den eigentümlichen Zug noch immer durch die Straßen Mussambas wandern. Der arme Sünder selbst blieb sich vorläufig unklar über sein Schicksal.

Aeußerst interessant war mir die Wirkung, welche das blutige Ereignis auf den Gesichtern meiner schwarzen Umgebung hervorgerufen hatte. Alle diese Kinder waren heftig erschüttert, meine Träger und Ambakisten ebenso wie die Eingeborenen selbst. Jubelnd und voller Lustigkeit, unter ausgelassenen Bocksprüngen, waren sie vom Lager weggelaufen, als es hieß, daß drüben ein paar Menschen getötet werden sollten. Jetzt standen sie da mit verstörten Zügen, schweigend und zerknirscht. Namentlich fiel mir das auf an Augusto, der gestern über die Qualen des Gefesselten voller Vergnügen hatte lachen können.

Während ich nur mein Mitgefühl und meinen Abscheu vor der Vergewaltigung zu unterdrücken hatte und das Blut an sich auf mich keinen Eindruck machte, war es bei den Negern allein das Blut, was sie entsetzte. Mitleid hatten sie ganz gewiß nicht.

Ja sogar der Hüne Kaumb, der gestern beim Schwertertanz so fürchterlich getobt und sein Schwert so mörderisch geschwungen hatte, daß ich einen gelinden Schauder vor ihm empfand, war jetzt wie gelähmt und konnte die Leiche und die zwei roten Bächlein der Halsgefäße kaum ansehen, hielt sich die Hände vor die Augen oder steckte sich, Grimassen schneidend, den Finger in den Mund.

Er begleitete mich noch ein Stück des Heimweges, bis uns die Lukokessa begegnete, die sich über ihn lustig machte, indem sie sagte: „Das ist immer so mit diesem Zierbengel. Wenn der bei einer Hinrichtung war, kann er den ganzen Tag nicht essen.“ Die holde Königin konnte die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne wieder mit ihren fatalen Absichten auf mich herauszurücken. Sie rief die alte Ginamoana, welche gerade in der Nähe war, herbei und stellte sie als ihre Mutter vor. „Betrachte sie dir wohl, denn sie wird nächstens deine Schwiegermutter sein.“ —

So lautet wahrheitsgetreu und gewissenhaft niedergeschrieben in meinem Tagebuch die Darstellung jener ersten und einen Hinrichtung, der ich zu Mussumba als Augenzeuge beigewohnt habe. Mit den beiden anderen, die bald darauf noch stattfinden sollten, verhielt es sich folgendermaßen.

Am 7. März trieb Muatiamvo die endlose Reihe lästiger Zumutungen, damit auf die Spitze, daß er verlangte, ich sollte ihm einen Verwandten durch Gift aus dem Wege räumen.

Es war Abend und bereits dunkel. Eben wollte ich mein Licht, eine selbstgefertigte Wachskerze, anzünden, als auf einmal eiligen Schrittes Mukonga und der Musumbu zum Hofe hereinkamen und baten, mich in einer sehr wichtigen Angelegenheit sprechen zu dürfen.

Muatiamvo hatte böse Träume. Neulich auf der Jagd war er dreimal hintereinander gestolpert, und heute morgen fand man eine gar schlimme Medizin, nämlich zwei verhexte Antilopenhörnchen, in zauberkräftige Blätter gewickelt, auf seinen gewohnten Pfad nach den Maniokfeldern gelegt. Der Thron schwebte in Gefahr, ein tückischer Feind bedrohte das Leben des Königs.

Und da wäre nun niemand besser imstande gewesen zu helfen als ich, sein intimer Freund aus dem Lande der Weißen, erfahren in allen erdenklichen Künsten. Nur eine ganz kleine Dosis meiner unwiderstehlichen Gifte, in den Palmwein oder in den Nruck (Maniokbrei) gemischt, und das entsetzliche Unglück wäre abgewendet.

Ich antwortete natürlich unumwunden mit Nein, das könne ich nicht thun, denn das sei gegen die Gesetze der Weißen, und wenn Muatiamvo einen Feind habe, so möge er ihn einfach köpfen lassen. Jene aber fuhren weiter: „Gerade darum handelt es sich ja, daß er das nicht thun will, weil es ein Verwandter ist, einer aus der Familie, sehr beliebt und mit einem mächtigen Anhang. Das würde zuviel böses Blut machen. Nein, das geht nicht.“ Meinem Manuel, der mir als Dolmetsch diente, gefiel die Idee, eine politische Rolle zu spielen, außerordentlich gut und er war sogleich bereit, den Giftmord für mich zu besorgen. Dadurch wurden die beiden Diplomaten ermuntert, noch länger an mich hinzuschwatzen, so daß ich grob werden mußte. Als sie endlich die Erfolglosigkeit ihrer Bemühung einsahen, gingen sie wieder von dannen, indem sie sagten, morgen werde eben Muatiamvo selber kommen müssen, mich zu erweichen.

Wirklich ließ sich der König am folgenden Morgen auf 4 Uhr nachmittags anmelden. Da er jedoch nicht pünktlich erschien, und da dies eine gute Gelegenheit war, ihm das Zuspätkommen abzugewöhnen, so ging ich um 5 Uhr spazieren, so daß er unverrichteter Sache wieder abziehen mußte, als er bald darauf sich doch noch einstellte. In aller Frühe des nächsten Tages, des 9. März, brach wieder eine Hofjagd auf Hyänen aus, und erst am Abend desselben Tages kam sein Besuch wegen der Giftangelegenheit zustande.

Zwar hatte es angefangen zu regnen, aber meine Hoffnung, die ich darauf gründete, Muatiamvo möchte ausbleiben, erfüllte sich leider nicht. Wie gewöhnlich begleiteten ihn auch diesmal wieder seine vielen Schwarzen und bösen Jungen und gruppierten sich mit uns inner- und außerhalb meiner Schreibehütte, die mir als Audienzraum diente. Wir beide, Muatiamvo und ich, saßen auf Kisten einander gegenüber, unsere beiderseitigen Leute saßen rings auf dem Boden. Nachdem er sich

niedergelassen, gnädig lächelnd wie immer, entsteht wieder eine Pause in der Konversation, die eigentlich noch gar nicht begonnen hat. Ich rücke deshalb mit drei Bilderbogen heraus, auf denen rote, blaue und grüne Soldaten in der bekannten Anmut streng militärischer Linien aufgestellt sind. Majestät besieht dieselben mit größtem Interesse und möchte sie natürlich sofort nach Hause mitnehmen, „um sie seiner Moari zu zeigen“, ich entreiße sie ihm aber glücklich halb mit Gewalt, denn er soll nicht glauben, daß er sich alles gleich aneignen dürfe. Er war übrigens heute leichter zu behandeln als sonst. Die Angelegenheit, die ihm auf dem Herzen lastete, stimmte ihn nachgiebig, sanft und schweigsam.

Nun faßt er wieder Mut und läßt mir andeuten, wir möchten uns in ein anderes Gemach begeben, da er mich ganz im Vertrauen sprechen wolle. Ich lasse deshalb das eine Zimmer meines Lehmhauses aufschließen und wir ziehen uns dorthin zurück und setzen uns ebenso wieder auf Kisten einander gegenüber wie vorhin. Meinerseits werden noch Manuel und Augusto zugelassen, auf seiten Muatiamvos Mukonga, der Musumbu und der geheime Oberhofscharfrichter Kaschumm, in dessen bedeutenden, groß angelegten Zügen das Feuer der Mordlust zu lodern scheint.

Um der Wortmacherei, die nun zweifellos im Anzug ist, gleich von vornherein zu steuern, lasse ich meinem Freunde sagen, ich wisse bereits, was er wolle, aber er möge sich keine Mühe geben, denn Gift werde er von mir nie und nimmer erhalten. Nichtsdestoweniger lautet die Antwort vollkommen so, als ob ich nichts gesagt hätte. Er sei am Leben bedroht, der Thron sei in höchster Gefahr, und nur ich allein könne helfen: ganz dasselbe, was ich schon vorgestern zur Genüge gehört habe. Auch die bösen Träume, das Stolpern und die verherten Antilopenhörnchen werden wieder aufs Tapet gebracht, und zugleich wird immer wieder in den süßesten Worten unsere innige Freundschaft betont. Dreimal wiederhole ich kurz und bündig, daß ich nicht wolle und nicht könne. Manuel übersetzt das ohne Umschweif und fügt hinzu, er kenne mich bereits, wenn ich einmal Nein gesagt habe, sei nichts mehr mit mir zu machen. Vergeblich sucht Muatiamvo noch in anderer Weise auf mich zu wirken, indem er schmollte, ich sei wohl gleichfalls sein Feind, ich wünsche wohl auch, daß ein anderer des Thrones sich bemächtige und ihn zum Sklaven mache. Dazwischen wurde dann noch privatim zwischen den Höflingen und meinen Dienern verhandelt. Ich verstand nicht alles, doch schien mir, als ob Manuel überredet werden sollte, aus meiner Photographie etwas Cyankalium zu entwenden. Ich warnte deshalb, das Photographiegift sei für ihre Zwecke gar nicht passend, denn das sei so bitter, daß der Betreffende es sofort merken würde. Um Menschen umzubringen, dazu besäße ich noch ganz andere Substanzen, von denen weder Manuel noch Augusto etwas wüßten und die einem dummen Neger höchstens Schaden brächten, wenn er sich damit befasse. Muatiamvo schwieg, biß die Lippen zusammen, spuckte gereizt hin und her und zitterte nervös mit dem Bein. Auch die anderen schwiegen.

Hie und da fängt dieser oder jener an, einige eigene einheimische Wissenschaft über Gifte und Zaubermittel zum besten zu geben. Aber nur in meine Kunst scheint der König Vertrauen zu setzen. Da ich auf alles schließlich nur mehr ein überlegenes Achselzucken erwidere, steht er nach einer kurzen Pause allgemeinen Schweigens plötzlich auf und geht von dannen, ohne mir, wie sonst immer, die Hand zu geben und das übliche Abschiedsgeschenk zu verlangen. Ich bin also wieder einmal in Ungnade, was mir recht lieb ist, da ich so hoffen darf, einige Tage von den Besuchen des Hofgesindels verschont zu bleiben.

Wer mochte nur der hohe Verwandte sein, den Muatiamvo aus dem Wege schaffen wollte. Feinde, die vor ihm für ihr Leben zitterten, hatte er ja genug. Aber daß er selber sich scheute, offen und gewaltsam aufzutreten, war doch sehr befremdlich.

Zwei Tage später, am 11. März, kam die dunkle Angelegenheit zur Klärung. Eben auf dem Rückweg vom Bade, das ich fast täglich gegen Abend im Bache zu nehmen pflegte, begegneten mir mehreren Bewaffneten, die voller Aufregung im Laufschritt an uns vorübereilten. Manuel, welcher frug, was es gebe, erhielt keine Antwort. Neugierig schlugen wir deshalb den Weg nach der Residenz ein. In der ersten Dorfschaft, die wir erreichten, hieß es, eben sei wieder ein Fetischör festgenommen worden. In der zweiten wußte man bereits mehr. Es handelte sich um den Mona Uta Kabeia, den Muatiamvo durch seine Leute hatte ergreifen lassen. Das also war der mächtige nahe Verwandte, den ich vergiften

sollte! Mein gemütlicher Zechkumpan von neulich, der gelungene Lundafalstaff, der sich so gut auf den Palmwein verstand, that mir leid, sein Kopf war verloren. Auch konnte ich ihn jetzt wahrscheinlich nicht mehr photographieren!

Alle Andeutungen stimmten auf ihn zusammen; ich wunderte mich jetzt, daß ich nicht gleich auf den Mona Uta Kabeia geraten hatte. Er war reich und gehörte zur Partei des Muatiamvo Muteba. Er lebte zurückgezogen und ließ sich nur selten sehen. Nun glaubte ich mich deutlich erinnern zu können, daß gestern bei der Hofjagd die Blicke des Königs ganz besonders giftig auf ihn geheftet gewesen seien.

Die Vergewaltigung dieses großen und mächtigen Fürsten, die Muatiamvo so gerne umgangen hätte, war übrigens in der That ein heikles Unterfangen. Das machte sich immer bemerkbarer, je weiter wir kamen. Ganz Mussumba war in Bewegung. Ueberall rannten Bewaffnete hin und her, überall herrschte Geschrei und Gezänk. Man sagte, die Lukokessa habe Muatiamvo gedroht, ihm Krieg zu machen, wenn er den Mona Uta Kabeia töte. Nach allen Richtungen seien bereits Boten ausgeschickt, die Hörigen der Lukokessa zusammenzurufen. Sogar einige Jlolo von der Muatiamvopartei hätten sich für sie erklärt. Auch zu Hause, unter meinen eigenen Leuten, kursierten die abenteuerlichsten Gerüchte. Auch sie waren bereits für die Sache der Lukokessa gewonnen und gegen Muatiamvo. Sie baten mich dringend um Gewehre und Pulver.

Diese Fügung der Dinge war nicht uninteressant. Sollte vielleicht jetzt eine gute Gelegenheit sein, in die Geschicke der Dynastie wirksam einzugreifen? Sollte sich etwa eine günstige Diversion herbeiführen lassen, die meinen bisher stets vereitelten Reiseplänen förderlich war? Jch selbst mit meinen fünf Hinterladern, drei Revolvern und vierzig Steinschloßgewehren wog eine größere Lundaarmee auf. Wo ich mit eingriff, dorthin neigte sich unfehlbar der Sieg. Jch arbeitete bis in die späte Nacht hinein mit Manuel und Augusto an den Gewehren und an der Munition. Alles wurde geputzt, nachgesehen und in Kriegsbereitschaft gesetzt.

Der Morgen darauf begann mit Regen, und Mussumba schwieg. Gegen Mittag wurde es hell und einige Lunda kamen, um zu erzählen, über Mona Uta Kabeia solle erst ein Gericht abgehalten werden. Außer diesem, wurde gesagt, erwarteten noch andere ihr Urteil, lauter Hofbedienstete des Muatiamvo, die es gewagt, sich aus Rücksicht auf die Lukokessa seinen Befehlen zu widersetzen, darunter namentlich auch der zweite Scharfrichter Matuta Kapenda. Diesem letzteren sei Muatiamvo so böse, daß er ihm ein Ohr und eine Hand abschneiden lassen möchte. Von der gestern drohenden Revolution war keine Spur mehr zu bemerken. Jch hatte mich also wieder einmal umsonst aufgeregt und konnte meine schöne Kriegsbereitschaft wieder einpacken.

Der Tag verging in der gewöhnlichen Weise. Verschiedene Besuche kamen, von denen jeder etwas anderes zu erzählen wußte, wobei die abenteuerlichsten Geschichten aufgetischt wurden. Die Phantasie dieser Neger übertraf alles, was bei uns betreffs öffentlicher Ereignisse der Volksmund zustande bringt.

Abermals der nächste Morgen, der des 13. März, brachte auf unerwartet schnelle Art die definitive Erledigung der schwebenden Angelegenheit. Die Gebrüder Kaumb und Diulu erschienen in meinem Hofe und Kaumb zeigte mir sein Schwert, welches frische Blutspuren trug. Das sei das Blut des Mona Uta Kabeia, den er vor einer Stunde auf Befehl des Königs im Wald von Kimana geköpft habe. Jch hielt das anfänglich für einen schlechten Witz. War ja doch der Kaumb gerade derjenige, dem man die Ausführung einer solchen That am wenigsten zutrauen konnte, nachdem er sich neulich bei der Hinrichtung des ehebrecherischen Weibes so sehr erschüttert benommen hatte. Und dann gehörte er ja selbst zur Partei des Mona Uta Kabeia. Aber trotz allem, es war so. Daß der Kaumb etwas Außergewöhnliches durchgemacht hatte, ließ sich an seinem verstörten Aussehen und seinem beständigen Gähnen erkennen, und daß gerade er auserwählt worden war, den Mona Uta Kabeia umzubringen, das entsprach ungemein gut der perfiden, gehässigen Bosheit dieses Muatiamvo. Als ich meine Verwunderung darüber ausdrückte, sagte Diulu: „Wenn Muatiamvo es haben will, köpfe ich meinen Bruder."

Mona Uta Kabeia war also glücklich abgethan, und die anderen Missethäter alle, die sich bei dessen Ergreifung widerspenstig gezeigt hatten, wurden begnadigt. Selbst Matuta Kapenda, der mit dem Verlust einer Hand und eines Ohres bedrohte zweite Hofscharfrichter, wurde unversehrt wieder freigelassen, nachdem er einige Wochen lang in Haft gewesen war. Auch mir lächelte innerhelb weniger Tage wieder die allerhöchste

Gnade des königlichen Bettlers, obwohl ich sie gerne noch recht lange entbehrt hatte. —

Waren die beiden oben berichteten Exekutionen durch Muatiamvo veranlaßt und gegen den Einspruch der Lukokessa ausgeführt worden, so handelte es sich bei der dritten, von der ich zu berichten weiß, umgekehrt. Diesmal war es die Lukokessa, die sich durch Zauberkraft gefährdet glaubte und den Tod des Schuldigen verlangte, während Muatiamvo ihn zu schützen suchte und die Einwilligung hierzu versagen wollte.

In Kassamba, einem Landsitz der Lukokessa, hatte der Blitz eingeschlagen, so nahe der Hütte, in der sie sich gerade befand, daß sie beinahe getroffen worden wäre. Sogleich war sie hierauf samt ihrem Hofstaat nach Mussumba zurückgekehrt, um ein großartiges Orakel zu veranstalten, wer denn der böse Anstifter jenes drohenden Blitzschlages gewesen sein möchte. Die Entscheidung fiel auf einen Mann, von dem man wußte, daß er beim König gut angeschrieben sei und deshalb wohl nicht geköpft werden würde. Auch sei er entflohen und schwerlich wieder einzufangen. Aber auch ihn ereilte das Schicksal.

Die ganze Angelegenheit schien in Vergessenheit geraten zu wollen, als es am 21. April plötzlich hieß, eben sei drüben der Fetischör von Kassamba eingebracht worden. Ich machte mich deshalb wieder auf und lenkte meine Schritte zunächst nach dem Marktplatz.

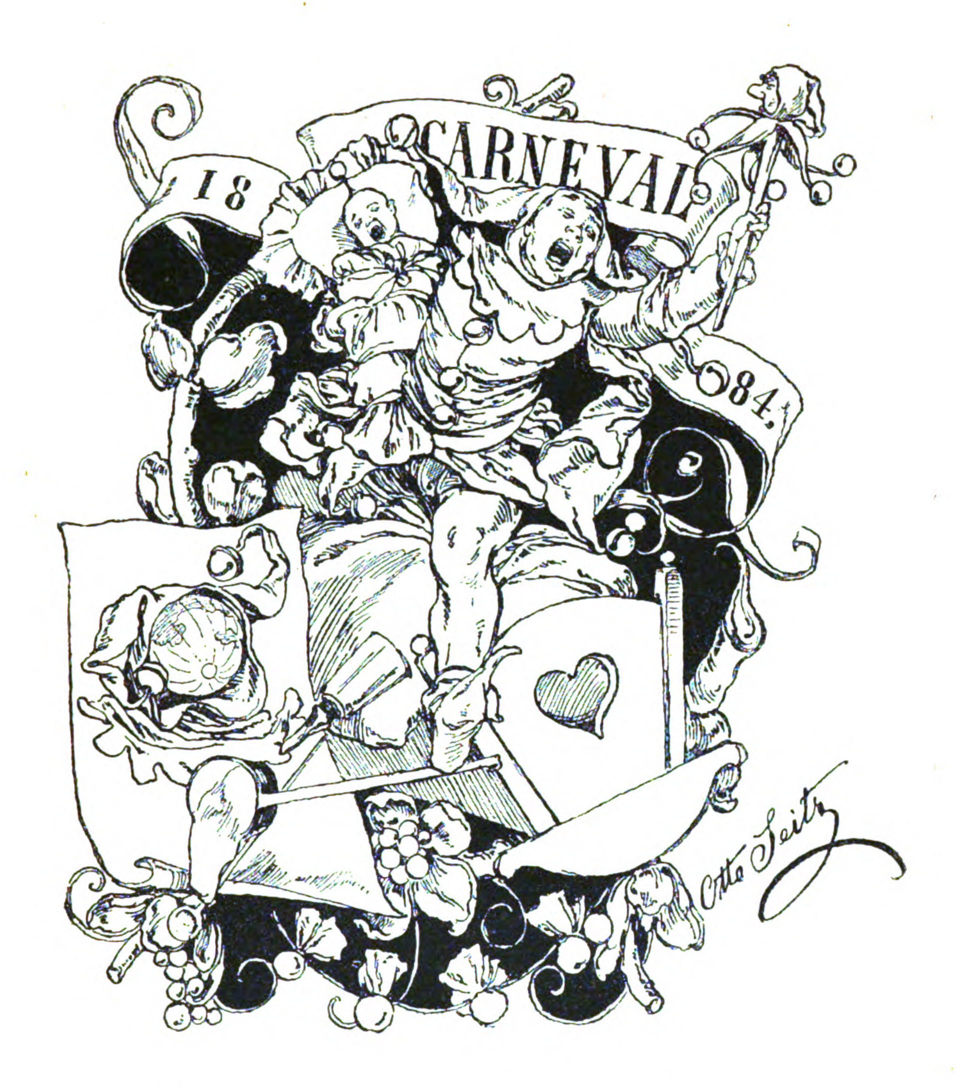
Außer einiger Aufregung war nichts Erhebliches zu bemerken, bis ich am Ende des langen Residenzzaunes um die Ecke biegend die letzten Akte einer ausgedehnten Schlägerei vor mir sah. Aus einem Knäuel von etwa hundert mit Knütteln bewaffneten Kämpfern hatte die Flucht der unterliegenden Partei bereits begonnen und nur auf wenige zähere Widersacher regnete es noch Prügel, bis auch diese, teilweise blutig geschlagen, Reißaus nahmen, mit wildem Geheul verfolgt von ihren Besiegern. Meine Freundin Namoana Jlung, die „angenehme alte Tante", welche dort wohnte, nahm mich sofort in Beschlag, bei ihr einzutreten und Palmwein zu trinken. Während ich noch in ihrem schattigen Höfchen saß, zog lärmend draußen eine Schar Bewaffneter vorbei, die einen Gefangenen zu führen schien. Das war der Fetischör von Kassamba.

Ich folgte. Vor dem Hause Mukongas wurde halt gemacht. Eine große Menge Volkes hatte sich angesammelt, so daß ich den Unglücklichen nicht sogleich sehen konnte. Man wartete nur noch auf die Erlaubnis Muatiamvos, um ihn unverzüglich zu köpfen. Die Partei der Lukokessa, voran mein kleiner Professor der Geographie, Schakambunsch, verlangte stürmisch die Tötung. Von Muatiamvo jedoch wurde mit einer gewissen sittlichen Entrüstung behauptet, er wolle ihn schonen, weil er ein Angehöriger des Muene Diniinga sei. Man machte mir Platz und ich stand vor dem armen Sünder. Er war mir bekannt als ein königlicher Kakuata (Polizist), der schon öfter bei mir gewesen. Zwei Männer mit blanken Schwertern bewachten ihn. Trotz seines abgefeimten Gaunergesichtes, das mich immer angewidert hatte, erregte er jetzt mein Mitleid, wie er so auf dem Boden dasaß, nackt, bloß einen Büschel Gras in der Hüftschnur vorne, schmutzig und blutüberströmt, eine klaffende Wunde am Hinterhaupt, die Züge verzerrt und mit der ganzen schrecklichen Beredsamkeit der Todesangst Verteidigung gegen seine Feinde suchend.

Ich mochte nicht lange bleiben und wandte mich heimwärts. Vor ihrer Residenz sprang mir die Lukokessa entgegen und gebärdete sich wie verrückt. Sie schimpfte über Muatiamvo, weil er ihren Fetischör begnadigen wollte. „Den Mona Uta Kabeia hat er geköpft, ohne mich zu fragen. Und mein Fetischör soll ungeköpft bleiben?" so schrie sie laut immer wieder zur Residenz des Muatiamvo hinüber und rannte dabei wie eine Furie heftig agierend hin und her. Dann schlug sie mit ihren Fäusten ein paar unschuldige Sklaven, dann sprang sie plötzlich wieder auf mich zu, bemerkte, daß ich frisch rasiert war und streichelte mein geglättetes Kinn.

Zwei Stunden später erhielt ich zu Hause den Besuch des Königs, welcher mir mitteilte, der Kakuata sei bereits tot. Er hatte also der öffentlichen Meinung und dem Wunsche der Lukokessa doch nicht widerstehen können. —

Das ist alles, was ich von Hinrichtungen während meines sechsmonatlichen Aufenthaltes in Mussumba wirklich erlebt habe. Sicherlich läßt sich aus dem Mitgeteilten nichts entnehmen, was die sensationellen Mitteilungen früherer Reisenden über die außerordentliche Grausamkeit des Muatiamvo rechtfertigen könnte.



Karnevals-Phantasieen.

Von

L. Wessely.

Wie sich die Gegensätze im Menschenleben berühren! Aus Totentänzen wurden Narrentänze. So oft der Tod eine Pest über Europa ausbreitete und in solcher Zeit seinen Karneval hielt, kroch die Menschheit zum Kreuze und glaubte den knochigen Triumphator zu versöhnen, wenn sie dessen Heldenthaten in Trauergesängen und Wandgemälden pries. Kaum aber war die Strafrute beiseite gelegt und die Todesangst gewichen, so zog auch schon der Schalk einher, um der Welt zu predigen, daß es noch andere Tänze gäbe, als traurige Totenreigen, daß es auch eine Zeit gäbe, in der man sich freuen, jubeln, genießen, narrieren kann. Der Schalk hatte leicht predigen, solche Lehren hört jeder gern, denn in jedem Menschen steckt ein Ableger des großen Weltschalks, der dem Prediger natürlich tüchtig applaudierte. So war es immer, also

wird es bleiben, solange die Menschheit bestehen wird.

Die klassischen Heiden hatten ihre Bacchanalien und Lupercalien, und unsere Altväter ihr Julfest und solche Erbschaften läßt man sich nicht so leicht wegnehmen. Zu rechter Zeit erinnerten sich christliche Prediger an das goldene Wort des biblischen Predigers: „Alles hat seine Zeit; es ist eine Zeit des Weinens und des Lachens; eine Zeit des Klagens und eine Zeit des Tanzes.“ Und also erhielt die Zeit des Lachens und des Tanzes, der Karneval, seinen biblischen Adelsbrief. Karnevale bedeutet wörtlich den Abschied vom Fleische; denn es ist die Fastenzeit in Sicht, die Zeit vom Aschermittwoch bis Ostern, eine traurige Zeit, in der sonst sehr streng gefastet wurde, in der lärmende Vergnügungen verpönt waren. Darum war es natürlich, daß man sich für die kommenden Entbehrungen im voraus entschädigte, bevor man zu dem traurigen Abschiedsrufe: Carne vale gezwungen war. (Das deutsche „Fastnacht“, altdeutsch „Fasenacht“, entstammt dem Worte „fasen“, d. h. spielen).



Manche Menschen brauchen freilich ihre Freude nicht an einen bestimmten Zeitabschnitt zu binden; ihr ganzes Leben ist ein Karneval oder, um zeitgemäß zu sagen, eine Carne pura. Die Mehrzahl aber muß sorgen, sich abmühen, abhetzen; um so mehr sind ihnen die wenigen Augenblicke zu gönnen, in denen sie sich recht erfreuen kann. Tanzt mit ihnen das ganze Jahr Arbeit und Mühe, Sorge und Elend, warum sollen sie selbst nicht einmal ein Tänzchen mit der Lust und Freude wagen? Der Karneval ist eine solche Zeit, wo jeder ein wenig narrieren kann, ohne seinem Charakter etwas zu vergeben. Es war ein weiser Spruch einer theologischen Fakultät, den man einer solchen gar nicht zumuten sollte: „Wir feiern das Narrenfest (Mummenschanz, Fastnacht, Karneval) nicht im Ernst, sondern bloß im Scherz, um uns nach alter Gewohnheit zu belustigen, damit die Narrheit, die uns angeboren zu sein scheint, dadurch wenigstens alle Jahre einmal ausdünste.“ Der Karneval ist also eine Art Sicherheitsventil für das Gedeihen des reellen Charakters.

Da liegen vor uns acht Blätter von Otto Seitz, die sich unter der Firma des Karnevals bergen. Es sind Bilder ohne Worte und darum jedem freigestellt, sich den Text selbst zu schaffen.

Wer kann in die Phantasieen eines Künstlers sich vertiefen und den verborgenen Sinn „unfehlbar“ deuten? Versuchen wir es dennoch. Das Verborgene reizt zum Suchen, wie das Rätsel zum Erraten. Das Rätsel stirbt freilich, sobald die Lösung gefunden ist (die Sphinx stürzt sich ins Meer), hier aber glauben wir, daß durch die Deutung die Illustration, wenn sie nicht gewinnt, sicher nichts verlieren wird.



In die Kinderstube versetzt uns das erste Bild; der Karneval, im Narr personifiziert, scheint zur Wacht eines Kindes in der Wiege bestellt worden zu sein. Ein wunderlicher Wächter, der dem armen Kinde den Brei ausschüttet, die Saugflasche und den Zulp beiseite wirft. Natürlich ist das Kind an eine andere Behandlung gewöhnt und schreit. Und der Narr schreit mit — freilich ein wunderliches Mittel, ein schreiendes Kind zu besänftigen. Jedenfalls ein Duett, das sich besser im Bilde ansieht als es anzuhören wäre. „Die Welt ist ein Narrenhaus“ denkt sich der König des Karnevals (und sein Wappen auf dem Papiere scheint denselben Gedanken auszudrücken, wenn es auch nicht heraldisch richtig gezeichnet ist), das Kind will offenbar in der Wiege nicht bleiben, der Narr in ihm regt sich und will hinaus ins — närrische Leben. Darum reißt er es aus der Wiege heraus: Zum Tanz, zum Tanz.

Auf dem Totentanzgemälde von Klingenthal wird auch ein Kind vom Tode entführt und dieses schreit:

Muoz ich tanzen und enk an niht gân.

Man sehe sich unser Kind an, ob es nicht ein Gesicht macht, als wenn es Gleiches rufen würde? Laßt es nur wachsen und älter werden, es wird sich bald in alle möglichen Tänze des Lebens einfinden. Noch eine Frage: Ist das Kind ein Mädchen oder ein Knabe? Ersteres kaum, denn man sagt, daß Mädchen tanzend auf die Welt kommen, jedenfalls früher tanzen als gehen lernen. Auch wächst dem Kinde über dem Kopfe bereits die Narrenschelle und man redet immer nur von Narren und nicht von Närrinnen. Mädchen sind ja immer weise.

Das nächste Bild könnte freilich das Gesagte wieder aufheben; wenn uns nämlich der Zeichner hier ein Narrenpaar vorführen wollte. Das ist aber jedenfalls nicht so gemeint. Es ist ein dralles, nettes Mädchen, eine echte altdeutsche Maid, die uns hier vorgeführt wird; jedenfalls

besitzt sie das volle Vertrauen ihrer Frau, die sie allein auf den Markt schickt, für die Küche einzukaufen. Darauf deutet das Handkörbchen hin. Züchtig und anständig geht sie ihres Weges. Da naht sich der Versucher, der Karnevalsprinz:

Mein Schätzchen, darf ich's wagen,
Ein Tänzchen Ihnen anzutragen?

Was fällt dir ein, alter, häßlicher Geselle? Was würde meine Frau sagen, wenn ich zu spät heimkehrte? (Das letztere pflegt die Dienstmädchen von heute nicht zu beunruhigen). — Er:

Ein Tänzchen in Ehren
Kann niemand verwehren.

Sie (bei sich): Es ist freilich Karneval; wann komm' ich sonst zu einem Tanze? —

Der Kopf ist zwar, der Versuchung widerstrebend, abgewandt, aber der Schritt ist schon halb im Tanz befangen. Prächtig ist ihre linke Hand gegeben, man weiß nicht, ob sie den Versucher von sich weisen will oder seine Hand fasse, daß er sie geleite.



Halb wehrt sie sich, halb zog er sie,
Sie kam zum Tanz, sie weiß nicht wie.

Wer eben gern tanzt, dem ist leicht aufgespielt. Im Karneval dominiert die Lust, das Ernste ist außer Kurs gesetzt. Was hat also jetzt die bedächtige Hausfrau noch zu sagen? Der Markt ist vergessen, der Korb in den Winkel gestellt. Der Markt, wo man Fleisch und Gemüse einkauft, existiert für sie jetzt nicht, sie bewege sich auf einem anderen Markte, wo man um Herzen lachend feilscht, um den Preis einer kurzen Lust oft das beste, was man besitzt, hingibt. Es scheint denn doch nicht so ganz ausgemacht zu sein, daß alle Mädchen weise sind.

Mein Gott! Die liebe Jugend! Der Wein ist noch nicht ausgegoren. Mit den Jahren kommt schon die Vernunft. Wirklich? Wir sind mit dem Künstler Skeptiker in dieser Richtung. Da hockt ein altes Eierweib. An ihr sind der Jahre genug vorübergegangen, nicht ohne deutliche Spuren zu hinterlassen. Vielleicht ist es das alte Marktweib, die vergebens der Jungfer harrt, die Eier bei ihr einkaufen sollte und besser den Tanzboden als den Markt zu finden wußte. Nun nahet sich auch ihr der Tyrann und er scheint die Alte gut zu kennen, da er sich zu keinen Verführungskünsten bequemen will. Er bittet nicht, wo er befehlen kann. Unheimliches Feuer durchdringt die verdorrten Glieder, Erinnerungen aus längstvergangenen Tagen machen ihr welkes Herz erzittern und die heftige Bewegung ihres Innern teilt sich dem Korbe mit und die Eier fallen heraus, um in einer unbekannten Welt eine Omelette zu bilden, wozu der Kopf des Narrenkolbens ein



bedenkliches Gesicht macht. Tant de bruit pour une omelette. Schreit die Alte wirklich? Wehrt sie sich ernsthaft gegen den Versucher? Man kann in dem Verziehen des zahnlosen Mundes auch Lachen vermuten. Nun, der Tanz wird sich ganz prächtig ausnehmen. Verlernt hat sie das Tanzen sicher nicht. Uebt sie es doch alljährlich in der Walpurgisnacht am Blocksberg.

Ein Kind, eine Jungfrau, ein altes Weib! Wollte der Künstler uns die Altersstufen des Weibes vorführen und zeigen, daß der Karneval das ganze Geschlecht, in jedem Alter beherrscht? Dann muß das Kind des ersten Blattes doch ein Mädchen sein und unsere Erklärung wäre hinfällig. Wer kann auch die Gedanken eines Künstlers — und eines weiblichen Herzens ergründen!?

Bekanntlich fällt die Zeit des Karnevals in den Winter. Wie intensiv muß die innere Hitze sein, wenn sie durch Kälte, Schnee und Frost nicht beeinträchtigt werden kann! Was hat auch die Kälte mit dem gesunden Narrentum gemein? Man kann in der schönsten Tropenlandschaft weinen und in der winterlichen, traurigsten Einöde lachen. Letzteres wollte der Künstler auf dem vierten Blatte betonen. Wie traurig steht die einsame knorrige Weide da und scheint ein recht saures Gesicht zu machen; ich glaube, nicht so sehr über die Kälte, als über die Menschen, die da die winterliche Landschaft beleben. Ein doppeltes Kleeblatt erscheint vor unseren Augen, welches uns zwei Arten von Narrentum darstellt, ein rechtes und ein eingebildetes. Sind das nicht wirkliche echte Narren, der Mann, die Frau und das Kind, die da rechts sich postiert haben, als ob es der schönste, wärmste Sommertag wäre? Die Frau ruht auf der Bank aus, im rechten Winterkostüm leistet ihr der Mann Gesellschaft. Ich fand einmal auf einem mit Schnee bedeckten Promenadenwege eine Tafel aufgestellt, darauf war geschrieben: Unter Strafe von zwei Gulden ist es verboten, diesen grünen Rasen zu betreten. Fast wäre auch bei der Bank unseres Bildchens eine solche Warnungstafel am rechten Orte. Wenn ich die Physiognomie des Spatzen auf dem Weidenbaum recht verstehe, so scheint er die armen Narren auszulachen. Nichts Traurigeres, als krank sein und sich für gesund halten. „Siehst du, mein Kind, die Narren, die sich hier uns nähern?"

Es sind die eingebildeten Narren, die Kohorte des Karnevals, die unbekümmert um Kälte froh und ausgelassen hereinstürmt. Tanzend und musizierend ziehen sie einher. Vielleicht wird die Musik erfrieren und zur Architektur werden (die Architektur ist ja nach Ansicht der Kunstgelehrten gefrorene Musik), dann wird sich ein prächtiger Bau über ihnen wölben und die Tanzlustigen werden in bunten Reihen einziehen und einen Ball haben, wie er herrlicher nicht gedacht werden kann. Diesen überaus großen und majestätischen Ballsaal zeigt uns die folgende Illustr[illegible] tion. Die Wölbung des Saales ist der bl[illegible] Himmel, das Orchester dirigiert der Prinz [illegible] neval in eigener Person hoch oben vom B[illegible]

wo ihn ein einsames Spätzlein accompagniert und unten tummeln sich die Tänzer herum, so frisch, frei und froh, als ob sie im Elysium wären, echte



Holbeinsche Gestalten, wie sie einst das Haus „zum Tanz" in Basel zierten. Wie auf der Wiege des ersten Blattes finden wir auch hier wieder das Herz; hier in den Baum hineingeschnitten; seit Angelika und Medoro ist diese Art „Holzschnitt" eine beliebte Unterhaltung der Liebenden, besonders der romantischen Periode gewesen. Die Romantik in der tollen Fastnacht! Das ist das Los des Schönen in der Welt!

Der Arbeiter ist seines Lohnes wert und Musikanten spielen nie zum eigenen Vergnügen allein, sie wären denn echte Narren. Hatte Hanswurst seiner Lyra Töne entlockt, die denselben Effekt hervorbrachten wie einst Hions Horn, so will er auch nun seinen Lohn haben. Und er hat ihn bekommen, seines Namens würdig, eine Wurst. Aus Reisig wird ein Feuer gemacht und die edle Frucht des Karnevals in einem Topf gespieärmt. Wäre es nur eine Wurst, wie jene, die Erns83 in Königsberg feierlich herumgetragen jetzt dicke und die 596 Ellen lang war! Was für Markt iMetzelsuppe würde es da geben! Unser Hanswurst ist indessen zufrieden, wie uns sein seliges Gesicht zeigt; aber sicher ist sicher, er steigt auf den Baum, um von der Höhe die Situation zu beherrschen und in Gemütsruhe den kulinarischen Genüssen obzuliegen. Wie reich muß er sich dünken, denn er kann mit dem alten griechischen Weltweisen ausrufen: „Ich habe Schmarotzer." Von unten belagert ihn der Hund, von oben der Spatz. Letzterer kann mit Recht seinen Anteil verlangen, denn er hat im Orchester mitgewirkt und kann mit jenem Orgelbalgentreter sagen: „Heute ging unsere Musik gut zusammen"; wie hat aber der Hund mitgewirkt, daß er einen Lohn verlangt? Wäre er so pfiffig wie der Fuchs, so könnte er allenfalls die bekannte Fabel vom Fuchs und Raben in Scene setzen, aber Hanswurst ist ein zu witziger Narr, als daß er dem Hunde und selbst einem Fuchs auf den Leim ginge. Aber er findet, was den Witz anbelangt, seinen Meister.

Zu einem guten Bissen gehört ein guter Trunk. Von seinem erhabenen Standpunkt hat er nicht allein diese Wahrheit begriffen, sondern



auch einen Bruder seines Ordens erspäht, der sich im Besitze des Gewünschten befindet. Ihm nachrennen, mit einem kühnen Sprung sich rit-

lings auf dessen Achseln festsetzen, ist das Werk eines Augenblicks. Zwar hat er einen Schuh im Sprung verloren und ist ihm einer seiner Knöpfe gerissen, der über dessen rechten Fuß hinabkollert, aber diese Verluste werden durch den erhofften Zug aus der Flasche aufgewogen. Ein köstliches Reiterstückchen, ganz zeit- d. h. faschingsgemäß! Wie kommt es nun, daß der Träger schelmisch lacht und der Getragene ein erbärmliches Geschrei anhebt? Die langen Aermel sind ihm über die Hände gerutscht und es hilft ihm nichts, daß sein Brüderchen ihm die Flasche reicht, er kann sie nicht fassen, ein Tantalus, dem die Hesperidenäpfel die Nase berühren, die er nicht erhaschen kann.

Im Schlußblatt kommt die Moral. Allegorie und prosaische Wirklichkeit sind da vereint, um, in der gehörigen Retorte behandelt, jenen kostbaren Saft zu liefern, den man Korollarium, Sittenlehre, Moral oder Facit zu benennen pflegt.



Ein Bauernkleeblatt hat sich zusammengefunden, um sich ein Mittagbrot in Form von wuchtigen Klößen im Kessel zu kochen. Es wird uns nicht schwer fallen, in ihnen die drei Tänzer des fünften Blattes wiederzuerkennen. Weiß Gott, wo sie ihre Tänzerinnen gelassen haben. „Da sieht man," wird das schöne Geschlecht ausrufen, „was die Männer wert sind; als Tänzerinnen waren wir ihnen recht, nun hat der Mohr seine Pflicht gethan, der Mohr kann gehen!"

Wir fühlen uns wirklich außer stande, die eigennützigen Tänzer rein zu waschen, woraus zu entnehmen, wie wahrheitsliebend wir sind. Fünf bombenartige Klöße werden gekocht. Hier wäre die Frage keine müßige, wie sie fünf in drei teilen werden. Wir entziehen uns aber der Beantwortung derselben mit der Bemerkung: das ist ihre Sache, über die wir uns nicht den Kopf zerbrechen wollen.

Diese ganz prosaische Geschichte erhält aber eine höhere, universelle Bedeutung durch die Allegorie. Der Karneval, der Fastnachtsnarr wird zur Idee; Ideen sind an keinen Raum gebunden, deshalb erscheint die Narrheit beflügelt, die dahin schwebt, eine echte Betrügerin, da sie sich für das Glück ausgibt und mit Geldsäcken flunkert. Für die Fortuna oder die günstige Gelegenheit halten sie auch die Bauern und sie suchen die schwebende Gestalt beim Zipfel des Gewandes zu packen und zurückzuhalten. So gewaltig ist ihre Bewegung, daß sie ihren Topf umwerfen, daß die Klöße und das kochende Wasser auf die Erde sich ergießen. Das Glück ist durch die Attaque keineswegs gehemmt, es wird davonfliehen und die Bauern werden das Nachsehen haben, hinter dem Glück und hinter ihrer verdorbenen Mahlzeit.

So geht es im Karneval des Lebens! Jeder will immer mehr von den Freuden und Genüssen des Lebens erhaschen, die ihm foppend verschwinden und er verliert in diesem Narrentanz oft das bescheidene Glück, das er nicht zu schätzen weiß.

Ein tiefer Sinn im Narrenspiel!

Zur Geschichte der angeblichen Liebesbriefe von Maria Stuart.

Von

W. Oncken.

Nachdem Maria Stuart durch den Bescheid vom 10. Januar 1569 [1]), von dem weder sie noch ihre Anhänger jemals das Mindeste erfahren haben, für schuldlos erklärt worden war, wurde sie noch achtzehn Jahre aus rein politischen Gründen in Gefangenschaft gehalten, und schließlich aus rein politischen Gründen hingerichtet. Ihre angeblichen Briefe an Bothwell wurden auf geheime Veranstaltung Elisabeths und Cecils als Anhang von angeblichen „Enthüllungen" seit 1571 durch den Druck verbreitet, um die Gefangene zu „entehren" und ihrer Festhaltung vor der protestantischen und katholischen Welt einen Schein von Recht zu geben; amtlich aber ist nie wieder davon Gebrauch gemacht, amtlich ist keine einzige der ursprünglich damit verbundenen Anklagen mehr erhoben worden, amtlich waren seit dem 10. Januar 1569 über diese ganze Sache die Akten für immer geschlossen.

Jene Schuldloserklärung vom 10. Januar 1569 ist seit 1754, also seit bald einhundertunddreißig Jahren bekannt, nicht bloß den Verteidigern, auch den Anklägern Marias; die wörtliche Wiedergabe derselben findet sich unter den letzteren, insbesondere bei Mignet, Froude, Burton und Gaedeke und jeder Unbefangene muß sich nun fragen: woher kommt es, daß diese Autoren noch heute glauben, was Elisabeth und Cecil ihrer eigenen Aussage zufolge selbst nicht geglaubt, weshalb halten sie für wahr, was diese für unwahr, für erwiesen, was diese für nicht erwiesen erklärt haben; weshalb reden sie noch immer von schauerlichen Verbrechen, während Elisabeth, deren Minister die ganze Untersuchung geführt, am Ende derselben ausspricht: es bleibe nicht der mindeste Anlaß zu einer übeln Meinung über Maria übrig?

Angesichts dieses Widerspruchs, doch nein, angesichts der Thatsache, daß die genannten alle vier sich eines Widerspruchs hier gar nicht bewußt werden, möchte man wirklich zweifeln, [illegible] es objektive Denkgesetze überhaupt gibt, wü[illegible] man nicht aus der Geschichte dieser wie [illegible]cher anderen Streitfrage, daß allerdin[illegible] vorkommen, in denen nicht bloß d[illegible] wissenschaftlicher Kritik, sondern [illegible]fachsten Gebote des gesunden Menschenverstandes durch ein stillschweigendes Uebereinkommen sozusagen außer Kraft gesetzt sind.

Ich unternehme nicht, anderen erklärlich zu machen, was mir selber unerklärlich ist; aber ich will wenigstens das Meinige beitragen zur Hinwegräumung der Hindernisse, welche nachweislich dem Durchdringen der richtigen Ansicht die meiste Schwierigkeit bereitet haben, und da stößt mir zunächst eines auf, dessen Behandlung mit Hilfe des mir jetzt vollständig vorliegenden Materials in der That eine dankbare Aufgabe bildet: das ist die durchaus falsche Vorstellung, die man sich von einer wiederholten angeblich höchst sachkundigen und eindringenden Prüfung der vielgenannten Briefe durch Schotten und Engländer noch heute in weiten Kreisen macht.

Eine erste und zwar öffentliche Prüfung der Liebesbriefe soll stattgefunden haben vor dem schottischen Parlament, das am 15. Dezember 1567 zu Edinburg zusammentrat, um die ganze kirchlich-politische Umwälzung zu bestätigen, welche der calvinistische Adel mit dem calvinistischen Klerus im Bunde nach der erzwungenen Abdankung der auf Schloß Lochleven gefangenen Königin in Schottland durchgeführt hatte. Bei Gelegenheit dieser Versammlung ist allerdings von den angeblichen Briefen Marias Erwähnung geschehen und versuchsweise auch Gebrauch gemacht worden, und hierauf legen nun die Verfechter ihrer Echtheit ungeheuren Wert. Burton sagt darüber: „In dem Parlament waren verschiedene ihrer Parteigänger anwesend, wie Huntly, Athole, Errol, Herries und andere, aber wir finden nirgends eine Andeutung dafür, daß sie auftraten für ihren Ruf oder irgend etwas zu sagen hatten, als in dem Text einer Parlamentsakte die Beschaffenheit der Urkunden und der daraus folgende Schluß auf ihre Schuld in den klarsten und strengsten Worten ausgesprochen ward" [1]). Damit übereinstimmend sagt

---

[1]) Vgl. Bd. I der „Gießener Studien auf dem Gebiete der Geschichte", S. 593.

[1]) History of Scotland IV, 264. Statt dieser richtigen Seitenzahl gibt Gaedeke S. 158, wo er diese Stelle citiert, mit gewohnter Pünktlichkeit die in allen drei Stellen falsche Ziffer 438.

Gaedeke (S. 158): „Die Schatullenbriefe wurden dem Parlament vorgelegt. Es war von vernichtender Wirkung für die gefangene Königin, daß niemand in der Versammlung sich für sie und gegen die Echtheit der Briefe erhob, obwohl Huntly, Errol und vor allem Lord Herries zugegen waren."

Wie ist nun der wirkliche Sachverhalt?

Von eben den Anhängern Marias, deren Gegenzeugnis Burton und Gaedeke vermissen, von Huntly, Argyle, Errol, Herries liegt aus dem September 1568 ein langes Aktenstück vor, das die eben mitgeteilte Auffassung samt allen Schlußfolgerungen einfach über den Haufen wirft und von dem man nicht die mindeste Kenntnis haben muß, um zu schreiben, was Burton und Gaedeke darüber geschrieben haben. Aus dieser Urkunde, welche von nicht weniger als 35 Mitgliedern des Adels und Klerus von Schottland übergeben worden ist, geht authentisch hervor, daß es an Widerspruch der Anhänger Marias in jener Versammlung keineswegs gefehlt hat, und daß ein förmlicher Protest für die Unschuld Marias nur deshalb unterblieb, weil eben die Anklage, die beabsichtigt war, offenbar mit Rücksicht auf ihre Einrede nicht erhoben worden ist. Die Ansicht aber, welche diese Edelleute von dem ihnen vertraulich bekannt gemachten Anklagematerial gehabt haben, ist darin so scharf als möglich ausgesprochen, und es ist die gröbste Versündigung gegen die Wahrheit der Thatsachen, wenn ihr angebliches Schweigen zur Belastung Marias ausgebeutet wird. Aus dem Inhalt ihrer nachträglichen Erklärungen läßt sich ein Bild des Hergangs auf jener Versammlung gewinnen, über den wir sonst bis vor kurzem einen weiteren Bericht nicht hatten und namentlich ein Urteil folgern über zwei Aktenstücke Murrays und seiner Partei, deren eigentlicher Charakter nun erst ins rechte Licht gerückt wird.

Am 12. September 1568 waren auf die Kunde von der Berufung einer Konferenz, welche in Sachen der gefangenen Maria in England tagen sollte, sieben Grafen (Huntly, Argyle, Crawford, Eglinton, Cassilis, Rothes, Errol), zwölf Lords (darunter Boyd, Livingston, Fleming und Herries), neun Bischöfe (darunter der von Roß) und acht Aebte zu Dumbarton zusammengetreten und hatten sich über „Weisungen und Artikel" verständigt, von welchen nach dem Belieben der Königin durch deren Bevollmächtigte Gebrauch gemacht werden sollte. So entstand ein sehr umfangreiches Aktenstück, das zuerst von Goodall, dann auch von Stanhope Buckingham vollständig abgedruckt, in dem Werke des ersteren (II, 354—366) zwölf und eine halbe Oktavseite füllt; bei Buckingham steht es I, S. 283—302.

Diese Kundgebung geht aus von den entschlossensten Anhängern der mittlerweile nach England entflohenen und dort gefangen gesetzten Königin; sie ist also zunächst ein Glaubensbekenntnis dieser Partei und deshalb nur insoweit als historische Urkunde zu verwerten, als ihr Inhalt anderweitig objektiv bestätigt werden kann. Daß dies möglich ist und zwar gerade in Bezug auf die wichtigsten Bestandteile derselben, werde ich nachweisen. Aber wenn das auch, entweder infolge Mangels an urkundlichem Material oder infolge wirklicher Einseitigkeit der Darstellung selbst nicht möglich wäre, so würde immerhin schon das Dasein dieser Kundgebung beweisen, daß an Verbrechen Marias wenigstens im Kreise ihrer eigenen Partei nicht von fern geglaubt worden und folglich niemand berechtigt ist, von einer bei „Freund und Feind" feststehenden Meinung, von einer thatsächlichen Zustimmung ihrer eigenen Anhänger zu den Hauptpunkten der Anklage zu reden. In den „Weisungen und Artikeln" vom 12. September 1568 ist im voraus allem widersprochen, was unter Berufung auf das Dezemberparlament gegen Maria hätte ausgesagt werden können, und für die volle Begründung dieses Widerspruches zeugt die Thatsache, daß, wie gleich hier verraten werden darf: in den Berichten der englischen Kommissare zu York und Westminster von angeblichen für Maria belastenden Vorgängen in jener Versammlung nicht mit einem Worte die Rede ist, und damit allein schon fällt jedes Recht auf eine nachträgliche Verwertung derselben hinweg.

Aus dem Inhalt des merkwürdigen Aktenstückes heben wir die Hauptpunkte heraus.

Gegen jede Vermutung einer Mitwissenschaft Marias an dem Mordplan gegen Darley wird auf die allbekannte Thatsache hingewiesen, daß die Ricciomörder ihr im Jahre 1566 wiederholt und dringend angeboten hatten, sie von Darley zu befreien mittels einer Ehescheidungsklage wegen Verwandtschaft oder Ehebruchs, oder einer Klage wegen Hochverrats, weil er ja einem Komplott gegen sie selber angehört, oder

auf irgend welchem anderen Wege; und daß dies alles von der Königin zurückgewiesen worden sei; as is manifestlie known. „Da so Ihre Gnaden die Möglichkeit einer Trennung hatte, und dennoch keinen Gebrauch davon machen wollte, so ist klar, daß sie einer Ermordung ihres Gatten niemals zugestimmt hätte, während sie sich nach dem Rat der Lords selbst so leicht seiner entledigen konnte." Die hier berührte Thatsache, die durch keine Wortklauberei entkräftet werden kann, ist längst bestätigt durch die bekannte Protestation der Grafen Huntly und Argyle (Keith III, 290 ff.; vgl. Bekker S. 26—28). Angesichts der so leicht erreichbaren Möglichkeit, sich unter Mitwirkung und Beifall der Lords der Ehe mit dem ganz unwürdigen Darley in der glimpflichsten Weise zu entledigen, wäre für Maria die Zustimmung zu einem Mordplan mit Pulverexplosion mehr als ein unnatürliches Verbrechen, es wäre ein ganz unbegreiflicher Wahnsinn gewesen. Wer die wirklichen Mörder Darleys waren, das war ganz genau zu erfahren aus dem Bond von Craigmillar, der Mordverschwörungsurkunde, welche aufgesetzt wurde, als Maria jede Trennung von Darley entschieden abgelehnt, und diese Urkunde wurde vor dem Zusammentritt des Parlaments, auf dem man die Königin anklagen wollte, von den Königsmördern selbst fürsichtiglich verbrannt, wie Drury bereits am 28. November 1567 an Cecil berichtet (Froude IX, 199).

Ferner heißt es in unserem Aktenstück: „Und wenn sie behaupten, Ihre Gnaden sei des Mordes schuldig befunden worden durch Beschluß des von ihnen gehaltenen Parlaments, so ist zu antworten: daß in ihrem Parlament nichts gethan worden ist, was die Ehre der Königin irgendwie verletzen könnte, da Ihre Gnaden niemals vorgeladen noch dieserhalb angeklagt worden ist. Was wirklich geschehen ist, war nicht die Erklärung, daß die Königin irgend eines Verbrechens schuldig sei, was ja selbstverständlich ohne Vorladung Ihrer Majestät gar nicht hätte geschehen können, sondern lediglich die Aufrichtung einer Urkunde zu ihrer eigenen Sicherstellung gegen eine Anklage wegen todeswürdigen Verbrechens (onlie an act maid for safety of thameselfis fra foirfaltour), da sie ja verräterisch Hand gelegt an Ihrer Majestät edle Person, Ihre Gnaden eingekerkert, ein Vorgehen, das sie einzig und allein mit ihrer angeblich guten Gesinnung rechtfertigen wollten." Also im Parlament selbst hat weder eine Anklage, noch eine Untersuchung, noch eine Verurteilung stattgefunden; ein Aktenstück liegt allerdings vor, das von Mitgliedern des Parlaments aufgesetzt worden ist zu ihrer Sicherung gegen Verfolgung wegen Hochverrats, aber das ist eben ihr persönliches Werk, nicht das Werk des Parlaments. Welches ist diese Urkunde? Sie ist unter der Ueberschrift Copy of an Act of Secrett Counsell mit dem Datum: Edinburg 4. Dezember 1567 unter den Staatspapieren des Ministers Cecil zu finden, welche Samuel Haynes in den Burghley Papers S. 453—455 im Jahre 1740 hat drucken lassen. (Goodall hat sie abgedruckt II, 62—66.) Das Datum des 4. Dezember zeigt, daß die Urkunde elf Tage vor dem Zusammentritt des Parlaments zustande gekommen ist und die 28 Unterschriften, unter denen Murray, Morton, Ruthven, Lindsay, Balfour, Maitland sich befinden, bezeugen ihre Herkunft wie ihr Ziel so drastisch als möglich. Aus der Ueberschrift könnte oder müßte man eigentlich auf einen Ministerratsbeschluß im amtlichen Sinne schließen; aber Hosack hat bei eigener Vergleichung der Originalpapiere des Privy Council des Regenten Murray nicht eine Spur von solch einem Beschlusse entdecken können (I, 380—81) und es ist deshalb auch nicht zu verwundern, daß sich in dem Abdruck dieser Akten, welchen Burton unter dem Titel: „Register of the Privy Council of Scotland" (Edinburg 1876 ff., 3 Bde.) veröffentlicht hat, wie Breßlau anmerkt, keine Urkunde dieser Art findet. Wir haben es also nicht mit einem Ministerratsbeschluß, sondern mit einem „Bond" zu thun, wie die Schotten eine Verschwörungsurkunde nannten, durch welche schottische Edelleute sich zusammenthaten, um entweder ein politisches Verbrechen zu begehen oder sich gegen Verfolgung wegen eines begangenen Verbrechens gegenseitig Hilfeleistung zu verbürgen. Die Unterzeichner des Bond hatten sich in Waffen gegen ihre angestammte Königin erhoben, hatten sie mit Loyalitätsbeteuerungen verleitet, sich ihnen anzuvertrauen, sie dann unter schnödem Wortbruch zur Gefangenen gemacht, in Lochleven eingekerkert, dort zur Thronentsagung gezwungen und jetzt sicherten sie sich gegenseitig Straflosigkeit zu, weil das alles der Königin „eigene Schuld" gewesen sei, insofern als sich „aus mehreren von ihrer eigenen Hand geschriebenen und unterschriebenen, und

von ihr an den Grafen Bothwell, den Haupturheber des gedachten gräßlichen Mordes, gesandten Briefen (be divers his previe lettres written and subscrivit with her awen hand) die Gewißheit ergebe, daß sie durch Mitwissenschaft, Teilnahme und Mitwirkung, mit Rat und That zu der Ermordung des Königs mitgeholfen habe (that she was previe, art and part, and of the actual devise and deid of the foirmencionit murther of the king)."

Da es noch immer wunderliche Leute gibt, welche meinen, dem Grafen Murray dürfe nicht zugetraut werden, daß er jemals zum eigenen Vorteil und zum Schaden seiner durch ihn entthronten Schwester Maria eine falsche Aussage gemacht habe, so sei hier sogleich mit Goodall und Hosack auf eine handgreifliche Unwahrheit hingewiesen, die er schon in diesen wenigen Worten ausgesprochen hat. Die verräterische Gefangennahme der Königin hatte am 15. Juni 1567 bei Carberry Hill stattgefunden (Bekker S. 117—120); das Kästchen aber, in welchem die Briefe gewesen sein sollen, ist nicht vor dem 20. Juni 1567 aufgefunden worden. Dies Datum findet sich in einem Aktenstück der Papiere von Murrays Privy Council (bei Goodall II, 90—91); das Verbrechen, das am 15. Juni vollendet worden war, soll also mit einem Fund gerechtfertigt werden, der erst fünf Tage später gemacht worden ist, und solch ein greller Widerspruch findet sich zwischen zwei Aktenstücken, deren das eine ganz oben die Unterschrift Murrays trägt, deren das andere seine Bescheinigung ist für den Empfang der Briefe aus den Händen des Grafen Morton. Gewiß, die Wahrheitsliebe dieses Mannes ist über jeden Zweifel erhaben.

Sicherlich war es die Absicht der Unterzeichner des Bond vom 4. Dezember, aus ihrem ganz willkürlichen Verdikt über die Königin einen förmlichen Parlamentsbeschluß zu machen, und dies wäre auch geschehen, wenn nur sie und nicht auch die Anhänger Marias zugegen gewesen wären. Was ist nun aber geschehen? Unser Text sagt: „Und wenn behauptet wird, daß Ihrer Majestät Handschrift, vorgelegt im Parlament, die Schuld Ihrer Gnaden beweise, so ist zu antworten, daß deren im Parlament in keiner Weise eine Erwähnung geschehen ist, wodurch Ihre Hoheit überführt werden könnte, selbst wenn es ihre eigene Handschrift wäre, was sie aber nicht ist (albeit it were hir awin hand-writ, as it is not)." Diese Stelle beweist, daß allerdings unter der Hand der Versuch gemacht worden sein muß, mit Hilfe angeblicher Briefe eine Art Verurteilung der Königin herbeizuführen, daß man aber davon abstand, offenbar weil seitens der Anhänger der Königin sofort beim ersten Blick auf die vertraulich herumgereichten Schriftstücke erklärt ward: das ist nicht die Handschrift der Königin. Schließlich wird hervorgehoben, daß die Grafen Huntly und Argyle, sowie Lord Herries ausdrücklich gegen alle Beschlüsse des Parlaments protestiert hatten, falls sich herausstellte, daß die vorgeblich freiwillige Abdankung der gefangenen Königin in Wahrheit eine erzwungene gewesen wäre. Die Männer, die in diesem Punkt protestierten, würden auch den Mut gefunden haben, gegen eine Beschuldigung oder gar Verurteilung der Königin wegen Gattenmords aufzutreten, wenn dieselbe ernsthaft versucht worden wäre. Dies ist aber nicht geschehen und kann auch gar nicht geschehen sein aus einem Grunde, der hier nicht angeführt wird, der für uns aber weit schlagender ist als alles, was die Anhänger Marias sagen.

Das am 15. Dezember zusammengetretene Parlament erließ am 20. Dezember einen Aechtungsbeschluß gegen den Grafen Bothwell, weil er 1) den Vater des jungen Königs ermordet, 2) die Königin geraubt, 3) sie im Schloß Dunbar eingekerkert, 4) sie zur Eingehung einer Ehe mit ihm gezwungen hatte (Chalmers II, 234; Bekker S. 182).

Diese Motivierung setzt voraus, daß in all diesen drei Fällen der Königin gegen ihren Willen Gewalt angethan war, also das gerade Gegenteil dessen, was in dem Bond vom 4. Dezember über ihr angeblich durch eigenhändige Briefe bezeugtes ehebrecherisches Verhältnis mit demselben Grafen Bothwell gesagt war. Was Murray und die Seinen in einem zu ihrem Schutze bestimmten Bond niederschrieben, war ihre Sache, aber in derselben Versammlung gleichzeitig die Königin wegen Buhlschaft mit Bothwell und Bothwell wegen gewaltsamer Entführung der Königin zu verurteilen, das war doch selbst einem schottischen Parlament des sechszehnten Jahrhunderts unmöglich.

Nun gibt es aber gleichwohl ein — nicht datiertes Aktenstück — mit der Ueberschrift Act of Murrays Parliament anent (=concerning) the retentioun of our Soverane Lordis

motheris person (Goodall II, 66—69), in welchem jenes Verdikt über Maria wegen Ehebruchs und Mitschuld am Gattenmord auf Grund eigenhändiger Briefe an Bothwell mit einer wichtigen Abweichung wörtlich wiederkehrt, so daß der Unkundige glauben muß, solch ein Parlamentsbeschluß wäre wirklich gefaßt worden. Daß und warum das unmöglich ist, haben wir eben gesehen, und wenden uns nun den Worten zu, in welchen die Abschrift anders lautet als die Urschrift. Am 4. Dezember wollte man Briefe haben, „geschrieben und unterschrieben von der eigenen Hand" der Königin; jetzt in dem angeblichen Parlamentsbeschluß ist von der Unterschrift der Königin nicht mehr die Rede, es heißt nur „ganz geschrieben von ihrer eigenen Hand (writtin halely with hir awin hand)". Diese Abweichung in einer sonst wörtlichen Wiedergabe kann kein Zufall sein. In der Gestalt, in welcher die angeblichen Briefe später zu York und Westminster vorgelegt und noch später dem Druck übergeben wurden, hatten sie wirklich keine Unterschrift, ja nicht einmal eine Chiffre an Stelle einer solchen. Die erste Angabe über die eigenhändige Unterschrift Marias war also entweder falsch, und dann haben wir einen neuen grellen Widerspruch zwischen zwei Urkunden desselben Murray, oder die anfänglich vorhandenen Unterschriften wurden wieder getilgt, vielleicht weil gerade an ihnen die Anhänger Marias die Fälschung erkannten, dann aber haben wir einen Beweis der Fälschung vor uns. In jedem Fall ist dieser längst aufgedeckte Widerspruch rein als Thatsache eines der ärgsten Verdachtsmomente gegen die Briefe und die, welche mit ihnen operieren.

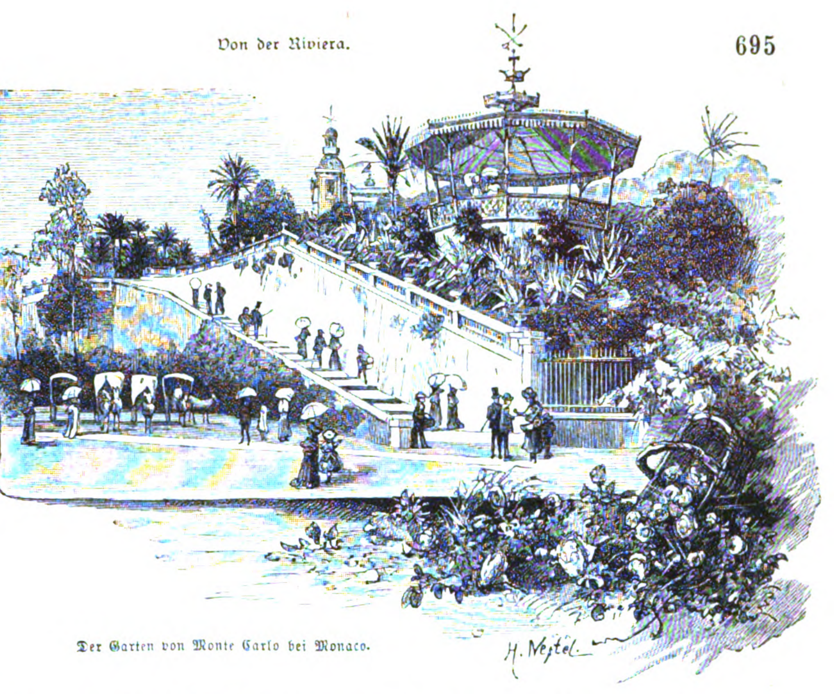
Der angebliche Parlamentsbeschluß ist ein nach dem Bond vom 4. Dezember gefertigtes Schriftstück, das sich schon durch das Fehlen jeglichen Datums und jeglicher Unterschrift verdächtigt, bestimmt in der Ferne zu wirken, wo man von dem wirklichen Hergang, von dem ja keine Zeitung berichtete, nichts wußte; so ist es auch am 6. April 1568 gedruckt worden (Goodall II, 381). Cecil hat offenbar hieraus entnommen, daß zu Edinburg wirklich eine Art von Verurteilung der Königin stattgefunden habe, aber wie urteilt er über das Verfahren?

Am 20. Juni 1568 — Maria war bereits in englischer Haft — schrieb Cecil in einem noch vorhandenen Aufsatz pro regina Scotorum die merkwürdigen Worte: „Es muß ihr geholfen werden, denn sie ist freiwillig in das Reich gekommen im Vertrauen auf der Königin Majestät. Sie vertraute auf die Hilfe Ihrer Majestät, weil sie während ihrer Wirren viele Botschaften in diesem Sinn empfangen hatte. Sie ist nicht im Wege Rechtens verurteilt worden, denn sie ward zuerst von ihren Unterthanen ergriffen, mit Gewalt in den Kerker geworfen, um ihr Leben in Angst gesetzt, der Ermordung ihres Gatten angeklagt und nicht in die Lage gebracht, darauf zu antworten, weder in eigener Person, noch durch einen Anwalt, vor denen, die sie im Parlament verurteilt." Den Aufsatz Cecils hat Hosack in den Papieren der Cottonschen Sammlung, Abteilung Caligula, C. I, f. 103, gefunden. Die letztere Ziffer ist vielleicht verschrieben, denn in dem gedruckten Verzeichnis ist als f. 103 vermerkt: A consultation of Q. Elisabeth's Privy council concerning the Q. of Scots, June 1568, und erst als f. 105 kommt: Arguments for and against the Q. of Scots (in Cecil's hand), June 1568.

Wir haben gesehen, daß auf dem Parlament des Regenten Murray mit den angeblichen Briefen nur ein Versuch gemacht worden ist; die Anhänger Marias erklären später, was sie gesehen, sei die Handschrift der Königin nicht gewesen. Eine Anklage aber, Untersuchung und Verurteilung der Königin hat nicht stattgefunden. Was Murray darüber vorgab, ist unhistorisch und in sich unmöglich. Wäre es aber auch geschehen, kein Geringerer als Cecil erklärt, das ganze Verfahren sei null und nichtig gewesen allein aus dem Grunde, weil die Königin weder selbst noch durch einen Anwalt zum Wort gekommen sei, und damit, scheint uns, fällt alles dahin, was nachträglich unter vollständiger Unkenntnis oder Verkennung längst ermittelter Thatsachen auf die Autorität angeblicher Vorgänge in diesem Parlament gebaut worden ist.

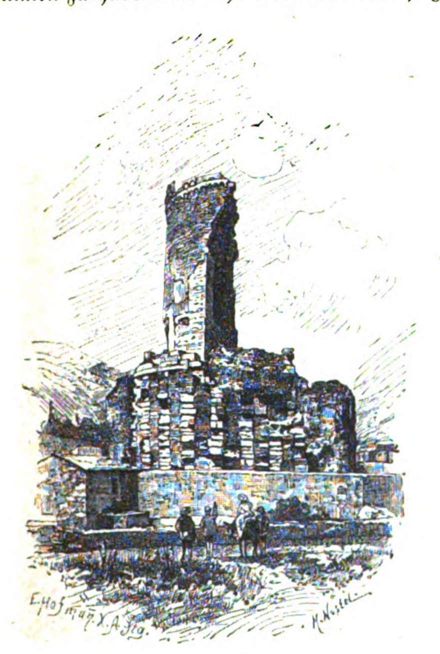
Von der Riviera.

Cannes, Nizza, Monaco, Monte Carlo, Mentone, San Remo — welcher Zauber knüpft sich für uns Deutsche an die Namen dieser Orte, welche, kostbaren Perlen gleich, in dem Küstendiadem funkeln, das unter dem Namen „Ri-



Der Garten von Monte Carlo bei Monaco.

viera" die tiefblauen Fluten des Mittelländischen Meeres krönt. Wer von Marseille aus die französische Küstenbahn benutzt, welche, ein Meisterwerk menschlicher Intelligenz, etwa hundert mitunter meilenlange Tunnels durchbrausend, die Küste bis Genua verfolgt, oder gar zu Wagen diese Strecke zurücklegt, darf sich rühmen, ein Stück Erdenparadies in sich aufgenommen zu haben. Welche Scenerie! Mächtige


Turm von Turbia.

Granitfelsen stürzen sich jäh in die schäumende Brandung, weit vor in die tiefblaue Meerflut springen die Klippen und Landzungen, bedeckt mit der üppigen Fauna des Südens, Olivenwäldern, Piniengehölzen und Gruppen schlanker Cypressen, aus deren tiefem Schwarz die weißen zierlichen Villen der Rivieraorte, Kirchen, Kapellen oder romantische Burgtrümmer malerisch hervorschauen, lachende Fluren, wohin das Auge streift, umspült von den Wogen, die in wunderbarem Farbenspiele vom tiefsten Blau bis zum dunkeln Purpur in der Sonne spielen und sich in unendliche Ferne verlieren, und über allem ein lachender Himmel:

> So tief, so wolkenlos, so völlig klar,
> Als sei's Gott selbst —

wie der Dichter des Child Herold singt.

Aber nicht nur die Reize dieser berauschenden Natur lockten von alters her den Fremden nach der Riviera; wie viele Kulturmenschen zogen krank an Leib und Seele dorthin, um Genesung zu suchen, und die erhabene Schönheit der Natur heilte das wunde Herz, die milden Lüfte der Rivierawinter ließen den Körper gesunden; neu gestärkt für den Kampf des Lebens verließen tausend und aber tausend das gesegnete Land. Natürlich fehlen dem verlockenden Bilde auch nicht die tiefen Schatten. Dafür sorgen vor allen Dingen die Parasiten unserer modernen Kultur, welche mitten in dieser Oase ihren Götzentempel aufgerichtet haben und dort,

wo der gesund fühlende Mensch anbetend vor der Größe des Schöpfers hinsinken möchte, das goldene Kalb umtanzen und als professionierte Spieler, Sportsmen, Weltbummler oder Demimonde die station d'hiver von Europa überschwemmen. „Vorbei!" rufen wir mit Faust, angesichts dieser modernen „Hexenzunft", und lassen uns durch diesen dunkeln Flecken die Freude an dem paradiesischen Bilde nicht verderben, welches die Feder Woldemar Kadens und der Stift Hermann Nestels vor uns entrollt, denn bei Abfassung der obigen Zeilen, verehrter Leser, hatten wir nicht das schöne Urbild vor Augen, sondern nur eine Kopie desselben, allerdings eine vortreffliche, nämlich das Werk: „Die Riviera" von Professor Woldemar Kaden und Maler Hermann Nestel, verlegt von W. Spemann in Stuttgart, welches demnächst im Buchhandel erscheinen wird. Der Verleger desselben, welcher selbst einige Jahre in der Riviera zugebracht hat und während seines Aufenthaltes daselbst ein Buch vermißte, welches



Der Eingang von Mentone.

eine Antwort auf die zahlreichen Fragen hätte geben können, die sich täglich und stündlich dem Wintergaste aufdrängen, faßte den Plan, über dieses Land ein eingehendes Spezialwerk zu veranlassen, eine Aufgabe, deren Ausführung er den obengenannten bewährten Kräften übertrug. Sowohl der Autor wie der Illustrator haben nun diese Aufgabe in einer durchaus originellen und zweckentsprechenden Weise gelöst; Kaden schrieb unter dem unmittelbaren Eindruck der paradiesischen Schönheiten des Landes ein Buch, welches nicht in dem bekannten oberflächlichen Feuilletonstil, sondern in ernster, würdiger Weise abgefaßt ist und ebensowohl von der umfassenden Sachkenntnis, als auch von der großartigen Naturauffassung des Autors ein würdiges Zeugnis ablegt. Die Geschichte des Landes, seine Sagen und Sitten, seine Industrie, Flora und Fauna erfahren hier unseres Wissens zum erstenmal eine immer auf die praktischen Zwecke des Touristen Rücksicht nehmende Behandlung. Und zu dieser trefflichen Schilderung schuf Hermann Nestel Illustrationen, wie sie eben nur ein Künstler von Gottes Gnaden zu geben vermag, der sich nicht mit einer photographischen Nachbildung der Natur in ihrer bloßen Aeußerlichkeit begnügt, sondern ihre innerste Seele erfaßt, wie sie in dem Zauber landschaftlicher Schönheit sich sinnlich darstellt; auf diese Weise erheben sich Nestels Illustrationen weit über den zweifel-

haften Wert bloßer Reportermalerei zu feinen Naturstudien von künstlerischem Werte, ohne dabei etwa der Treue und Wahrheit verlustig zu gehen, wie die nebenstehenden Proben beweisen.

Und so möge das würdig ausgestattete Werk allen Freunden der Riviera eine willkommene Gabe sein, solchen, denen ein ungünstiges Geschick den Besuch des gottbegnadeten Küstenstriches versagt, die Reize desselben wenigstens in einem plastischen Nachbilde erreichbar machen, solchen, welche bereits das Land aus eigener Anschauung kennen — und die Zahl derselben wächst ja von Jahr zu Jahr — eine Quelle der angenehmsten Erinnerungen sein, auf diese Weise aber seinen schönen Zweck in umfassender Weise erfüllen.



Fischer am Meer.

Der Leuchtturmswächter.

Erzählung von H. Sienkiewicz.[1])

Uebersetzt von E. H.

I.

Es geschah einmal, daß der Leuchtturmwächter von Aspinwall, unweit von Panama, spurlos verschwand. Da dies während eines Sturmes geschah, nahm man an, der Unglückliche müsse dem Ufer der Felseninsel, worauf der Leuchtturm stand, zu nahe gekommen und von einer Welle hinweggespült worden sein. Diese Annahme wurde um so wahrscheinlicher, als man am anderen Tage auch sein Boot, welches in einer Felsenbucht stand, vermißte. Die Stelle des Leuchtturmwächters war also vakant und mußte so schnell wie möglich besetzt werden, da der Leuchtturm von großer Bedeutung ist sowohl für den lokalen Verkehr, als auch für die aus New York nach Panama gehenden Schiffe. Die Mosquitobai ist reich an Sandbänken, zwischen denen der Weg auch bei Tage schwer, bei Nacht jedoch unmöglich ist, besonders wegen der sich oft von dem durch die tropische Sonne erwärmten Wasser

[1]) Diese Erzählung gründet sich auf eine wirkliche Begebenheit, die s. Z. J. Horain in einer seiner Korrespondenzen aus Amerika mitteilte.

erhebenden Dünste. Dann ist für die vielen Schiffe das Licht des Leuchtturmes der einzige Führer. Die Mühe, einen neuen Leuchtturmwächter ausfindig zu machen, fiel dem Konsul der Vereinigten Staaten zu, welcher in Panama residierte, und sie war nicht klein, einmal, weil ein Nachfolger durchaus im Laufe von zwölf Stunden gefunden werden mußte; zweitens mußte der Nachfolger ein sehr gewissenhafter Mann sein, man konnte also nicht den ersten besten annehmen; endlich weil es überhaupt an Kandidaten für diese Stelle mangelte. Das Leben auf dem Turme ist sehr schwer und durchaus nicht verlockend für die an Müßiggang gewöhnten, das freie Umherstreichen liebenden Bewohner des Südens. Der Leuchtturmwächter ist beinahe ein Gefangener. Den Sonntag ausgenommen, kann er seine Felseninsel gar nicht verlassen. Das Boot aus Aspinwall bringt ihm einmal täglich seinen Nahrungsvorrat und frisches Wasser, wonach sich der Fährmann sofort entfernt, und auf der ganzen Insel, deren Oberfläche eine Hufe Land beträgt, gibt es keinen Menschen. Der Wächter wohnt im Leuchtturme und hält ihn in Ordnung; am Tage gibt er Signale durch Aushängen verschiedenfarbiger Flaggen, je nach dem Stande des Barometers, Abends aber zündet er die Laterne an. Das wäre keine große Arbeit, wenn nicht der Umstand hinzukäme, daß man, um von unten zum Herde auf der Turmspitze zu gelangen, über 400 gewundene und sehr hohe Stufen erklimmen muß und der Leuchtturmwächter diese Reise oft einigemal täglich antreten muß. Im ganzen ist es ein Klosterleben, sogar mehr ein Einsiedlerleben. Deshalb ist es auch nicht zu verwundern, daß Mr. Isaak Folcambridge in nicht geringer Verlegenheit war, woher einen beständigen Nachfolger des Verschollenen zu bekommen, und seine Freude leicht begreiflich, als noch an demselben Tage sich ganz unerwartet ein Nachfolger meldete. Es war dies schon ein alter Mann von ungefähr 70 Jahren, aber rüstig, kerzengerade, mit Bewegungen und Haltung eines Soldaten. Seine Haare waren vollständig weiß, das Gesicht gebräunt wie bei einem Kreolen, aber seinen blauen Augen nach zu schließen, gehörte er nicht zu den Bewohnern des Südens. Sein Antlitz war niedergeschlagen und traurig, aber ehrlich. Auf den ersten Blick gefiel er Folcambridge. Es blieb also nur übrig, ihn zu examinieren, und deshalb entwickelte sich folgendes Gespräch:

„Woher seid Ihr?“

„Ich bin ein Pole.“

„Was war bisher Eure Beschäftigung?“

„Ich bin gewandert.“

„Ein Leuchtturmwächter muß gerne an einem Orte verweilen.“

„Ich brauche Ruhe.“

„Habt Ihr einmal gedient? Besitzt Ihr Zeugnisse eines redlichen Staatsdienstes?“

Der alte Mann zog aus seinem Busen einen verblichenen Seidenlappen, dem Fetzen einer alten Fahne ähnlich, hervor. Er schlug ihn auseinander und sagte:

„Hier sind Zeugnisse. Dieses Kreuz erhielt ich im Jahre dreißig. Dieses zweite ist ein spanisches aus dem Karlistenkriege; dies dritte ist das der französischen Ehrenlegion; das vierte habe ich in Ungarn erhalten. Nachher habe ich in den Staaten gegen die Südlichen gekämpft, aber dort gibt man keine Kreuze, also hier — ein Papier.

Folcambridge nahm das Papier und begann zu lesen.

„Hm! Skawinski? Das ist Euer Name?... Hm! Zwei Fahnen eigenhändig in einer Bajonettattaque erkämpft . . . Ihr waret ein tüchtiger Soldat!“

„Ich werde es auch verstehen, ein gewissenhafter Leuchtturmwächter zu sein.“

„Man muß dort täglich einigemal den Turm besteigen. Habt Ihr gesunde Beine?“

„Ich habe zu Fuß die Plains [1]) durchmessen.“

„All right! Kennt Ihr den Seedienst?“

„Drei Jahre habe ich auf einem Walfischfahrer gedient.“

„Habt Ihr verschiedene Berufe versucht?“

„Nur Ruhe habe ich nicht kennen gelernt.“

„Weshalb?“

Der alte Mann zuckte die Achseln.

„Solch ein Los . . .“

„Jedoch für einen Leuchtturmwächter scheint Ihr mir doch zu alt?“

„Sir!“ rief plötzlich der Kandidat mit bewegter Stimme. „Ich bin sehr müde und zerschlagen. Wie Sie sehen, habe ich viel durchgemacht. Diese Stelle ist eine von denen, die zu erhalten mein heißester Wunsch war. Ich bin alt und brauche Ruhe! Ich sehne mich darnach, mir zu sagen: hier wirst du schon bleiben.

[1]) Plains nennt man die unabsehbaren Steppen zwischen New York und Kalifornien.

dies ist dein Hafen. Ach, Sir! es hängt nur von Ihnen ab. Ein zweites Mal dürfte sich solch eine Stelle nicht mehr treffen. Welches Glück, daß ich in Panama war ... Ich flehe Sie an ... Bei Gott, ich bin wie ein Schiff, welches, wenn es nicht in den Hafen einläuft, versinken muß ... Wenn Sie einen alten Mann glücklich machen wollen ... Ich schwöre, daß ich ein redlicher Mensch bin, aber ... ich bin des Wanderns müde ..."

Die blauen Augen des Greises drückten eine so inständige Bitte aus, daß Folcambridge, der ein gutes, gerades Herz besaß, gerührt war.

„Well!" sagte er. „Ich nehme Euch an. Ihr seid Leuchtturmwächter."

Das Gesicht des Alten erhellte eine unaussprechliche Freude.

„Ich danke."

„Könnt Ihr heute auf den Turm fahren?"

„Ja."

„Also Good bye! ... Noch ein Wort: für jedes Versehen im Dienst bekommt Ihr den Abschied."

„All right!"

Noch an demselben Abend, nachdem die Sonne jenseits der Landenge versunken und dem strahlenden Tage die Nacht ohne Dämmerung gefolgt war, war der neue Leuchtturmwächter augenscheinlich schon am Platze, denn der Leuchtturm warf wie gewöhnlich Garben seines blendenden Lichtes aufs Wasser. Die Nacht war vollständig ruhig, still, echt tropisch, mit einem durchsichtigen Nebel angefüllt, der um den Mond einen großen, regenbogenfarbigen Kreis mit weichen, unbestimmten Rändern zog. Nur das Meer war unruhig, denn die Flut wuchs. Skawinski stand auf dem Balkon, dicht an den riesigen Feuerstellen, von unten gesehen wie ein kleiner schwarzer Punkt. Er suchte seine Gedanken zu sammeln und sich in seine neue Lage hineinzudenken. Aber seine Gedanken waren unter zu starkem Druck, um ihren normalen Gang zu gehen. Ihn beherrschte das Gefühl eines gehetzten Tieres, wenn es sich endlich auf einem unzugänglichen Felsen oder in einer Höhle vor der Verfolgung sicher fühlt. Endlich war für ihn die Zeit der Ruhe gekommen. Das Gefühl der Sicherheit erfüllte seine Seele mit unaussprechlicher Wonne. Hier, auf diesem Felsen, konnte er geradezu seines bisherigen Wanderlebens und des überstandenen Unglückes spotten. Er war in der That einem Schiffe ähnlich, welchem der Sturm die Masten zerbrochen, Taue und Segel zerrissen hat, welches er von den Wolken bis auf den Grund des Meeres geschleudert, mit Wellen geschlagen und mit Schaum bespeit hat — und welches dennoch in den Hafen eingelaufen ist. Bilder dieses Sturmes zogen jetzt in schneller Reihenfolge an seinem geistigen Auge vorbei im Gegensatz zu der stillen Zukunft, die jetzt beginnen sollte. Einen Teil der wunderbaren Bahn, die er durchlaufen, hatte er selber Folcambridge erzählt, tausend anderer Erlebnisse hatte er aber nicht erwähnt. Er hatte das Unglück, daß, so oft er irgendwo sein Zelt aufschlug und sein Feuer entzündete, um sich dauernd niederzulassen, ein Wind die Pflöcke seines Zeltes herausriß, sein Feuer zerstreute und ihn selbst dem Abgrunde zutrug. Jetzt, vom Turmbalkon auf die erleuchteten Wellen hinunterblickend, dachte er zurück an alles, was er durchgemacht hatte. Er hatte in vier Weltteilen gekämpft und auf der Wanderschaft fast jeden Beruf versucht. Arbeitsam und redlich hatte er mehrmals ein Stück Geld erworben und jedesmal wurde er desselben ganz unvorhergesehen und trotz der größten Vorsicht verlustig. Er war Goldgräber in Australien, hatte in Afrika Diamanten gesucht, war von der Regierung angestellter Schütze in Ostindien. Als er seiner Zeit in Kalifornien eine Farm anlegte, richtete ihn die Dürre zu Grunde; er versuchte den Handel mit den wilden Stämmen im Innern Brasiliens: sein Floß zerschlug sich auf dem Amazonenstrom und er selbst, wehrlos und beinahe nackt, irrte einige Wochen lang in den Wäldern umher, mit Waldfrüchten sich nährend, in fortwährender Gefahr, den Tod im Rachen eines reißenden Tieres zu finden. Er legte sich eine Schmiede in Helena, in Arkansas, an und — sie verbrannte beim großen Brande der ganzen Stadt. Nachher fiel er im Felsengebirge in die Hände der Indianer und wurde nur wie durch ein Wunder von kanadischen Jägern befreit. Als Matrose diente er auf einem Schiffe, welches zwischen Bahia und Bordeaux kursierte, nachher als Harpunier auf einem Walfischfahrer: beide Schiffe gingen unter. Er besaß eine Cigarrenfabrik in Havana und — wurde von seinem Compagnon bestohlen, als er selbst am „Vomito" krank darniederlag. Endlich kam er nach Aspinwall, und hier sollte die Grenze seines Mißgeschickes sein. Was hätte ihn denn noch auf dieser Felseninsel erreichen können? Weder das Wasser, noch das Feuer,

noch die Menschen. Uebrigens hatte Skawinski von den Menschen nicht viel Böses erfahren. Er war öfter guten, als schlechten begegnet.

Dafür aber schien es, als verfolgten ihn alle vier Elemente. Die ihn kannten, sagten, er hätte kein Glück und erklärten hiermit alles. Er selbst wurde schließlich etwas zum Sonderling. Er glaubte daran, daß eine mächtige, rächende Hand ihn überall verfolge, zu Wasser und zu Lande, sprach aber ungern davon; selten nur, wenn man ihn fragte, was das für eine Hand sein solle, deutete er geheimnisvoll auf den Polarstern und erzählte, es komme von dort her. . . . In der That war sein Mißgeschick so konsequent, daß es leicht einem den Kopf verdrehen konnte, besonders dem davon Betroffenen. Uebrigens besaß er die Geduld eines Indianers und die große ruhige Widerstandskraft, die aus der Redlichkeit des Herzens entspringt. In Ungarn erhielt er seiner Zeit mehrere Bajonettstiche, weil er den ihm als Rettungsmittel gebotenen Steigbügel nicht ergreifen und nicht um Pardon bitten wollte. Ebensowenig beugte er sich unter dem Unglück. Seinen Lebenssteig erklomm er so emsig wie eine Ameise: hundertmal hinuntergestoßen, begann er ruhig seine Reise das hundertunderste Mal. Es war ein ganz eigenartiger Sonderling. Dieser alte, in Gott weiß was für Feuern gestählte, in der Not abgehärtete Soldat hatte ein kindliches Herz. Während der Epidemie in Cuba erkrankte er deshalb, weil er seinen ganzen bedeutenden Vorrat an Chinin den Kranken abgegeben hatte, ohne für sich auch nur ein Gran davon zu behalten.

Eigen war er auch darin, daß er nach so vielen Enttäuschungen immer noch voll Vertrauen war und die Hoffnung nicht aufgab, daß noch alles gut enden werde. Im Winter war er gewöhnlich munterer und prophezeite große Ereignisse, die er mit Ungeduld erwartete und mit diesen Gedanken trug er sich jahrelang. Aber ein Winter schwand nach dem anderen und sie brachten ihm nur weiße Haare. Endlich alterte er und begann seine Thatkraft zu verlieren; seine Geduld ging allmählich immer mehr in Resignation über; seine frühere Ruhe verwandelte sich in eine Reizbarkeit, die aus dem rauhen Krieger einen Heulpeter machte, dem um ein Nichts die Thränen in die Augen traten. Außerdem quälte ihn von Zeit zu Zeit die heftigste Nostalgie, welche der kleinste Umstand verstärkte: der Anblick der Schwalben, grauer Vögel, die Sperlingen ähnlich sahen, der Schnee auf den Bergen, oder eine Melodie, die ihn an eine einstmals gehörte erinnerte . . . Endlich beherrschte ihn ein Gedanke vollständig: der Wunsch nach Ruhe, welcher zuletzt alle seine Wünsche und Hoffnungen umfaßte. Dieser ewige Wanderer konnte schon von nichts Sehnenswerterem, von nichts Teurerem träumen, als von einem ruhigen Winkel, wo er ausruhen und still sein Ende abwarten könnte. Vielleicht stellte er sich eben infolge eines wunderbaren Loses, das ihn von Ort zu Ort, auf allen Meeren und in allen Ländern umher warf, ohne ihn zu Atem kommen zu lassen, vor, das höchste menschliche Glück sei — nur nicht heimatlos zu sein. Eigentlich gehörte ihm auch dies bescheidene Glück; aber er war so an Enttäuschungen gewöhnt, daß er daran so dachte, wie man überhaupt nur von etwas Unerreichbarem schwärmt; zu hoffen wagte er nicht. Unterdessen hatte er, ganz unerwartet, im Laufe von zwölf Stunden eine Stelle erhalten, wie ausgewählt für ihn von allen Stellen der Welt. Es ist deshalb auch nicht zu verwundern, daß, als er abends seine Laterne angezündet hatte, er wie betäubt war, sich selbst fragte, ob es denn wahr sei und es nicht zu bejahen wagte. Aber die Wirklichkeit begegnete ihm mit unwiderleglichen Argumenten. Er blickte hinaus, sättigte sich an dem Anblick und suchte sich von der Wirklichkeit zu überzeugen. Es hätte scheinen können, als sähe er das Meer zum erstenmal im Leben, denn Mitternacht schlug es auf den Uhren von Aspinwall und er hatte seine luftige Höhe noch nicht verlassen und — blickte hinaus. Unten unter seinen Füßen brauste das Meer. Die Linse der Laterne warf in die Finsternis eine riesige scharfbegrenzte Lichtsäule hinaus, hinter der der Blick des Alten sich in der rabenschwarzen, geheimnisvollen und beängstigenden Ferne verlor. Aber jene Ferne schien sich dem Lichte nähern zu wollen. Werstlange Wellen wälzten sich aus der Finsternis hervor und kamen brüllend bis an die Felsen der Insel, und dann sah man ihre schäumenden Rücken rot blitzen im Lichte der Laterne. Das Wasser stieg immer höher und überflutete die Sandbänke. Die geheimnisvolle Stimme des Oceans wurde aus der Tiefe immer gewaltiger und lauter hörbar, bald wie Kanonendonner, bald wie das Rauschen riesiger Wälder, bald wie das entfernte Durcheinander menschlicher Stimmen. Ab und zu wurde es auf Augenblicke still. Dann ertönten in den Ohren des

Greises einige tiefe Seufzer, ein Schluchzen — und wieder drohende Ausbrüche. Endlich verscheuchte der Wind den Nebel, trieb aber schwarze, zerrissene Wolken hinauf, die den Mond verschleierten. Von Westen begann es immer stärker zu wehen. Die Wellen stürzten wütend auf die Felsenklippe des Leuchtturmes und beleckten mit dem Schaume sein Fundament. In der Ferne toste der Sturm dumpf. In dem dunkeln, stürmischen Raume blitzten einige grüne, an den Schiffsmasten befestigte Laternen auf. Diese grünen Pünktchen erhoben sich hoch, verschwanden in der Tiefe, schwankten nach rechts und nach links. Skawinski ging in seine Kammer hinunter. Der Sturm fing an zu heulen. Da draußen auf jenen Schiffen kämpften die Menschen mit der Nacht, der Finsternis und den Wellen; in der Stube aber war es ruhig und still. Selbst das Echo des Sturmes drang schwach durch die dicken Mauern und nur das gemessene Ticktack der Uhr schien den müden Greis in den Schlaf wiegen zu wollen.

II.

Es schwanden Stunden, Tage, Wochen ... Die Matrosen behaupten, daß zuweilen, wenn das Meer sehr empört ist, etwas durch Nacht und Finsternis sie beim Namen rufe. Wenn die Unendlichkeit des Meeres so rufen kann, so ruft vielleicht, wenn der Mensch alt wird, ihn auch eine andere Unendlichkeit, die noch finsterer und geheimnisvoller ist, und je mehr der Mensch des Lebens müde ist, desto lieber ist ihm dies Rufen. Aber um dasselbe zu hören, ist Stille nötig. Außerdem ist das Alter gern allein, wie im Vorgefühl des Grabes. Der Leuchtturm war für Skawinski schon solch ein halbes Grab; es gibt nichts Einförmigeres als solch ein Leben im Turme. Junge Leute, die darauf eingehen, verlassen nach einer gewissen Zeit den Dienst, deshalb ist auch der Leuchtturmwächter gewöhnlich ein nicht mehr junger, schwermütiger, in sich gekehrter Mann. Wenn er zufällig seinen Leuchtturm verläßt und unter Menschen kommt, so geht er zwischen ihnen einher wie ein aus einem tiefen Schlafe erwachter Mensch. Auf dem Turme fehlt es an jeglichen kleinen Eindrücken, die uns im alltäglichen gewöhnlichen Leben lehren, alles uns anzupassen. Alles, womit der Leuchtturmwächter in Berührung kommt, ist gewaltig und aller festen, bestimmten Formen bar. Der Himmel ist ein All, das Wasser das zweite, und zwischen diesen zwei Unendlichkeiten einsam die menschliche Seele! Das ist ein Leben, in welchem der Gedanke eher ein beständiges Nachdenken ist, und aus diesem Nachdenken reißt den Leuchtturmwächter nichts, selbst seine Beschäftigung nicht. Ein Tag gleicht dem anderen wie zwei Perlen des Rosenkranzes und die Veränderungen der Witterung bieten wohl die einzige Abwechselung. Skawinski fühlte sich so glücklich, wie er es noch nie im Leben gewesen. Er erhob sich mit Tagesgrauen, stärkte sich, reinigte die Linsen der Laterne und nachher, auf dem Balkon sitzend, blickte er hinaus in die Meeresferne, und seine Augen konnten sich nie an den Bildern sättigen, die er vor sich sah. Gewöhnlich sah man auf dem riesigen türkisblauen Grunde Herden aufgeblasener Segel, die in den Strahlen der Sonne so hell leuchteten, daß die Augen von dem Uebermaße von Glanz geblendet wurden; zuweilen zogen die Schiffe, die Winde, die man Passatwinde nennt, sich zu nutze machend, in einer langen Reihe hintereinander her, wie Ketten von Möwen oder Albatros. Die roten Tonnen, die das Fahrwasser anzeigen, schaukelten auf den Wellen mit leichter, wiegender Bewegung; zwischen den Segeln erschien jeden Tag um Mittag ein riesiger grauer Rauchstreifen. Das war das Dampfschiff, welches Reisende und Waren aus New York nach Aspinwall brachte, eine lange schäumende Spur hinter sich lassend. Von der anderen Seite des Balkons sah Skawinski wie auf der Handfläche Aspinwall und seinen belebten Hafen und darin ein Wald von Masten, Booten und Nachen, etwas weiter die weißen Häuser und Türmchen der Stadt. Von der Höhe des Leuchtturms gesehen, erschienen die Häuser wie ein Möwennest, die Boote wie Käfer und die Menschen bewegten sich wie kleine Punkte auf dem weißen steinernen Boulevard. Des Morgens trug ihm ein leichter Ostwind ein leises Echo des menschlichen Treibens zu, welches das Pfeifen der Dampfer übertönte. Um die Mittagsstunde trat die Siesta ein. Die Bewegung im Hafen ließ nach, die Möwen versteckten sich in den Felsenklüften, die Wellen wurden schwächer und schienen sich träger zu wälzen, und dann entstand auf dem Kontinent, auf dem Meere und im Leuchtturme ein Augenblick völliger, durch nichts gestörter Ruhe. Der gelbe, von den Wellen bloßgelegte Sand leuchtete wie goldene Flecken auf

der Wasserfläche; die Turmspitze hob sich in scharfen Konturen vom Blau des Himmels ab. Fluten von Sonnenstrahlen ergossen sich vom Himmel aufs Wasser, auf den Sand und die Felsenabhänge. In solchen Augenblicken bemächtigte sich auch des Greises eine gewisse wonnige Abspannung. Er fühlte die Wohlthätigkeit der Ruhe, die er genoß, und bei dem Gedanken, daß dieselbe dauernd sei, schienen ihm alle seine Wünsche erfüllt. Skawinski gab sich träumend seinem Glücke hin, aber da der Mensch sich leicht an ein besseres Los gewöhnt, stärkte sich nach und nach sein Glaube und Zutrauen, denn, dachte er, wenn die Menschen Invalidenhäuser bauen, weshalb sollte Gott seinem Invaliden nicht endlich auch einen Ruhewinkel geben? Die Zeit verfloß und befestigte ihn noch mehr in dieser seiner Ueberzeugung. Der Greis lebte sich ein und gewöhnte sich völlig an den Turm, die Laterne, den Felsenabhang, die Sandbänke und die Einsamkeit. Er wurde auch mit den Möwen vertraut, die in den Klüften hausten und des Abends ihre Versammlungen auf dem Dache des Leuchtturmes abhielten. Skawinski streute ihnen gewöhnlich die Ueberbleibsel seines Essens hin, und sie wurden bald so zahm, daß ihn späterhin dabei ein wahrer Sturm umgab, hervorgerufen durch das Flattern unzähliger weißer Flügel; der Alte jedoch ging unter den Vögeln einher wie ein Hirt unter seinen Schafen. Während der Ebbe machte er Ausflüge auf die flachen Sandbänke, wo er schmackhafte Schnecken und schöne Perlmuscheln der Schalfische sammelte. Nachts bei Mondschein und im Lichte des Leuchtturmes ging er Fische fangen, von denen es in den Felsenbuchten wimmelte. Zuletzt gewann er seinen Felsen und seine baumlose Insel lieb, welche nur mit kleinen fetten, ein klebriges Harz ausschwitzenden Pflänzchen bewachsen war. Für die Armut der Insel entschädigten ihn die Fernsichten. In den Mittagsstunden, wenn die Klarheit der Luft am größten war, sah man die ganze Landenge bis zum Stillen Ocean mit der üppigsten Vegetation bedeckt. Skawinski schien es dann, als sähe er einen riesigen Garten. Gruppen von Kokos- und riesigen Brotbäumen verbanden sich zu großen Bouquets dicht hinter den Häusern von Aspinwall. Weiterhin zwischen Aspinwall und Panama sah man einen ungeheuren Wald, über welchem morgens und abends rötliche Dünste schwebten — ein echter tropischer Wald, mitten von stehendem Wasser umgossen, mit Lianen umstrickt, brausend wie eine Welle riesiger Orchideen, Palmen, Milch-, Eisen- und Gummibäum.

Durch sein Fernrohr konnte der Alte nicht nur die Bäume unterscheiden, nicht nur die breiten Blätter der Bananen, sondern sogar Herden von Affen und großen Marabus und Scharen von Papageien, welche sich zuweilen wie eine Wolke, in allen Regenbogenfarben schimmernd, über dem Walde erhoben. Skawinski kannte solche Wälder ganz genau, denn nach seinem Schiffbruch auf dem Amazonenstrome hatte er wochenlang unter solchen grünen Gewölben und Dickichten umhergeirrt. Er wußte, wie viel Todesgefahren sie unter ihrem prächtigen, lachenden Aeußeren bargen. Während der Nächte, die er in ihnen zugebracht, hatte er in der Nähe die Grabesstimme der Faultiere und das Brüllen der Jaguare gehört, hatte Riesenschlangen gesehen, die wie Lianen sich an den Bäumen schaukelten, er kannte jene schlafenden Waldseen, die mit Zitterrochen angefüllt sind und von Krokodilen wimmeln. Er wußte, unter was für einem Drucke der Mensch in diesen unergründlichen Waldesgründen lebe, wo die einzelnen Blätter zehnfach so groß sind wie er, wo blutgierige Moskitos, Baumblutegel und giftige Riesenspinnen ihn scharenweise umgeben. Alles dies hatte er kennen gelernt, an sich selber erfahren, alles selber erlitten; mit um so größerem Wohlbehagen blickte er denn jetzt von der Höhe herab auf jene „Matos“, bewunderte ihre Pracht, vor Verrat geschützt. Sein Turm schützte ihn vor allem Bösen. Er verließ ihn auch nur von Zeit zu Zeit des Sonntags am Morgen. Dann zog er seine dunkelblaue Wächterlivree mit silbernen Knöpfen an, schmückte die Brust mit seinen Orden und trug sein schneeweißes Haupt höher, wenn er aus der Kirche kommend hörte, wie die Kreolen untereinander sprachen: „Wir haben einen anständigen Leuchtturmwächter.“ — „Und es ist kein Ketzer, obgleich ein Yankee!“ Er kehrte jedoch sofort nach der Messe auf seine Insel zurück und dort erst fühlte er sich glücklich, denn noch immer traute er dem Festlande nicht. Des Sonntags las er auch eine spanische Zeitung, die er in der Stadt kaufte, oder den New Yorker „Herald“, den er sich von Folcambridge lieh und suchte darin eifrig Nachrichten aus Europa. Das arme alte Herz! auf diesem Wächterturm und auf der anderen Halbkugel schlug es noch für sein Vaterland ... Zuweilen, wenn das

Boot, welches ihm täglich Nahrung und Wasser brachte, an der Insel landete, kam er von seinem Turm herab, um mit Johns, dem Wächter, zu plaudern. Allmählich aber wurde er menschenscheu: seine Besuche in der Stadt unterblieben, er hörte auf, Zeitungen zu lesen und mit Johns zu politisieren. So vergingen Wochen, ohne daß ihn jemand sah, noch er jemanden. Das einzige Lebenszeichen, das der Alte von sich gab, war das Verschwinden der Nahrungsmittel, die man ihm ans Ufer brachte und das Licht des Leuchtturmes, welches jeden Abend mit der Regelmäßigkeit entzündet wurde, mit welcher die Sonne morgens jenseits aus dem Wasser sich erhebt. Augenscheinlich war ihm die Welt ganz gleichgültig geworden. Der Grund davon war nicht die Nostalgie, sondern eben das, daß auch sie in Resignation übergegangen war. Seine ganze Welt war für den Greis jetzt die kleine Insel. Er hatte sich schon ganz mit dem Gedanken vertraut gemacht, seinen Turm schon bis zum Tode nicht mehr zu verlassen und vergaß völlig, daß es außerhalb desselben noch etwas gebe. Zudem wurde er Mystiker. Seine sanften blauen Augen wurden wie die eines Kindes, fortwährend in die Ferne ohne Ziel gerichtet. In der beständigen Einsamkeit und einfachen, aber großartigen Umgebung begann der alte Mann das Bewußtsein seiner Individualität zu verlieren, hörte auf, als Person zu existieren und verschmolz immer mehr mit seiner Umgebung. Er stellte darüber keine Betrachtungen an, fühlte es nur unbewußt, aber zuletzt schien es ihm, als sei der Himmel, das Wasser, sein Felsen, der Turm und die goldenen Sandbänke, die geblähten Segel und die Möwen, Ebbe und Flut, als sei dies alles eine große Einheit, eine große geheimnisvolle Seele; er selber aber versinke in diesem Geheimnis und fühle diese Seele, die lebt und anbetet. Er versank darin, wiegte sich ein ins Vergessen — und in diesem Einschränken seines eigenen Ichseins, in diesem Halbwachen und Halbschlafe fand er eine Ruhe, so groß, daß sie fast dem Halbtode glich.

III.

Aber das Erwachen blieb nicht aus.

Eines Tages, als das Boot ihm Wasser und Nahrungsmittel gebracht hatte, fand Skawinski, als er eine Stunde später vom Turme gestiegen war, außer der gewöhnlichen Ladung ein Paketchen mehr vor. Auf dem Paket befanden sich Postmarken der Vereinigten Staaten und die deutliche Adresse „Skawinski Esq." auf grobem Segeltuch geschrieben. Neugierig schnitt der Greis die Leinwand auf und erblickte Bücher darin: er nahm eines derselben zur Hand, blickte hinein und legte es wieder hin, und dabei zitterten ihm die Hände heftig. Er bedeckte seine Augen, als traue er ihnen nicht, es schien ihm, als ob er träume — es war ein polnisches Buch. Was hatte das zu bedeuten? Wer konnte ihm ein Buch schicken? Im ersten Augenblick vergaß er augenscheinlich, daß er zu Anfang seines Dienstes als Leuchtturmwächter in einer vom Konsul geliehenen Nummer des Herald von der Gründung einer polnischen Gesellschaft in New York gelesen hatte und daß er der Gesellschaft sofort die Hälfte seiner Monatsgage gesandt hatte, mit der er auch auf dem Turme nichts anzufangen wußte. Die Gesellschaft schickte ihm als Dank dafür Bücher. Dieselben kamen auf natürlichem Wege an, aber im ersten Augenblick konnte der Greis sich dies nicht zusammenreimen. Polnische Bücher in Aspinwall, auf seinem Turme, in seiner Einsamkeit, dies war für ihn etwas Außergewöhnliches, ein Hauch längst entschwundener Zeiten: ein Wunder. Jetzt schien es ihm, wie jenen Schiffern nachts, es rufe ihn etwas beim Namen mit einer sehr lieben, fast vergessenen Stimme. Eine Weile saß er da mit geschlossenen Augen, fest überzeugt, der Traum würde entschwinden, wenn er sie öffne. Doch nein! das aufgeschnittene Päckchen lag ganz deutlich vor ihm im Glanze der Nachmittagssonne und obendrauf ein schon geöffnetes Buch. Als der Greis seine Hand wieder danach ausstreckte, hörte er in der Stille das Klopfen seines eigenen Herzens. Er sah hinein: es waren Verse. Oben stand in großen Buchstaben der Titel, darunter der Name des Verfassers. Der Name war Skawinski nicht fremd; er wußte, derselbe gehöre einem großen Dichter, dessen Werke er sogar noch 1830 in Paris gelesen hatte! Nachher, in Algier und in Spanien kämpfend, hatte er von seinen Landsleuten von dem wachsenden Ruhme des großen Dichters gehört, aber damals hatte er sich so an sein Gewehr gewöhnt, daß er gar keine Bücher zur Hand nahm. Im Jahre 1849 war er nach Amerika gefahren und hatte in dem Abenteuerleben, das er führte, fast gar keine

Polen angetroffen und polnische Bücher niemals. Mit um so größerem Eifer und um so stärker klopfendem Herzen wandte er das Titelblatt um. Es wollte ihm jetzt scheinen, als ginge auf seinem einsamen Felsen etwas Feierliches vor. Es war dies gerade der Augenblick der großen Ruhe und Stille. Die Uhren von Aspinwall schlugen die fünfte Stunde. Kein Wölkchen trübte den klaren Himmel, nur einige Möwen schwammen im Aether. Das Meer war eingewiegt. Kaum murmelten die Wellen leise am Ufer, auf dem Sande verrinnend. In der Ferne lachten die weißen Häuser von Aspinwall und wunderschöne Palmengruppen. Der Augenblick war in der That wie feierlich, still und ernst. Plötzlich erklang in dieser Stille der Natur die zitternde Stimme des Greises, welcher laut las, um sich selber besser zu verstehen.

Litauen! Wie die Gesundheit bist du, mein Vaterland! [1])
Wer dich noch nie verloren, der hat dich nicht erkannt.
In deiner ganzen Schönheit prangst du heut vor mir,
So will ich von dir singen, — denn mich verlangt nach dir!

Skawinskis Stimme stockte. Die Buchstaben begannen ihm vor den Augen zu tanzen; in der Brust zerriß etwas und stieg wie eine Welle vom Herzen immer höher und höher, ihm die Stimme erstickend und schnürte ihm die Kehle ... Noch ein Augenblick; er beherrschte sich und las weiter:

O heil'ge Jungfrau, Czenstochowas Schirm und Schild,
Leuchte der Ostrobrama! Du, deren Gnadenbild
Schloß Nowogrodek und sein treues Volk bewacht:
Wie mich als Kind dein Wunder einst gesund gemacht,
Als von der weinenden Mutter in deinen Schutz gegeben,
Ich das erstorb'ne Auge erhob zu neuem Leben,
Und konnte gleich zu Fuß in deine Tempel geh'n,
Gerettet, Gott zu danken fürs Heil, das mir gescheh'n:
So wird zum Schoß der Heimat dein Wunder uns wiederbringen ...

Die gestaute Welle zerriß den Damm des Willens; der Greis stieß einen Schrei aus und stürzte zu Boden: seine milchweißen Haare mengten sich mit dem Sande des Meeres. An vierzig Jahre waren verflossen, seit er sein Land nicht gesehen und Gott weiß wie viele, seit er seine Muttersprache nicht gehört und jetzt war die Sprache selber zu ihm gekommen; sie hatte den Ocean durchschwommen und ihn, den Vereinsamten, auf der anderen Halbkugel aufgefunden — sie, so lieb, so teuer, so schön! Im Schluchzen, welches ihn erschütterte, war kein Schmerz, sondern nur eine plötzlich erwachte grenzenlose Liebe, im Vergleich mit welcher alles schwindet ... Mit diesen seinen Thränen bat er diese Geliebte, Entfernte um Verzeihung, daß er schon so gealtert, daß er sich auf dem einsamen Felsen so eingelebt und dem Vergessen so anheimgegeben habe, daß sich sogar die Sehnsucht in ihm zu verwischen begann. Und jetzt „kehrte er wie durch ein Wunder zurück" — deshalb zuckte sein Herz. Die Augenblicke schwanden einer nach dem anderen: er lag noch immer. Die Möwen flogen schreiend um den Turm, wie ängstlich um ihren alten Freund. Die Stunde kam heran, da er sie mit den Ueberbleibseln seiner Nahrung fütterte, also flogen einige von ihnen vom Dache des Leuchtturmes zu ihm herab. Nach und nach kamen ihrer immer mehr und begannen ihn leise mit ihren Schnäbeln zu hacken und über seinem Kopfe mit den Flügeln zu schlagen. Das Rauschen der Flügel weckte ihn. Nachdem er sich ausgeweint hatte, war sein Antlitz ruhig und fast strahlend und sein Blick wie begeistert. Unbewußt streute er seine ganzen Lebensmittel den Vögeln hin, welche mit Geschrei und Lärm darüber herfielen, und nahm wieder das Buch zur Hand. Die Sonne stand schon hinter den Gärten und dem Urwalde von Panama und sank langsam hinter die Landenge, dem anderen Ocean zu, aber auch das Atlantische Meer war noch voll Glanz: es war noch ganz hell, also las er weiter:

Indessen trage du mir der sehnenden Seele Schwingen
Zu jenen waldigen Hügeln, zu jenen grünen Auen ...
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Die Dämmerung erst verwischte die Buchstaben auf dem weißen Blatt, eine Dämmerung — kurz, wie ein Augenblick. Der Greis lehnte den Kopf an den Felsen und schloß die Augen. Da erfaßte „Czenstochowas Schirm und Schild" seine Seele und trug sie „zu jenen Feldern prangend voll bunter Achren und Garben" [1]). Am Himmel glühten noch lange rote und goldene

[1]) Diese Verse und die folgenden sind der Anfang des Poemas von Adam Mickiewicz u. d. T. „Herr Thaddäus", in der Uebersetzung von Siegfried Lipiner, die 1882 bei Breitkopf u. Härtel in Leipzig erschien. Anm. d. Uebersetzers.

[1]) Einer von den nächstfolgenden Versen desselben Poemas. Anm. d. Uebers.

Spuren und in dieser leuchtenden Helle schwebte er den geliebten Gegenden zu. Er hört das Rauschen der Fichtenwälder und das Murmeln der Flüsse seiner Heimat; er sieht alles wieder, wie es war. Alles fragt ihn: „Erinnerst du dich?“ Er erinnert sich! überall sieht er: weite Felder, Raine, Wiesen, Wälder und Dörfer. Es ist schon Nacht! Um diese Zeit erleuchtete seine Laterne gewöhnlich schon die Finsternis des Meeres — aber jetzt ist er in seinem Heimatsdorfe. Das greise Haupt sinkt auf die Brust und träumt. Verschiedene Bilder ziehen schnell und etwas wirr an seinen Augen vorüber. Er sieht sein Vaterhaus nicht, denn der Krieg hat es vernichtet; er sieht weder Vater noch Mutter, denn sie starben, als er noch ein Kind war; aber im übrigen sieht er das Dorf, als wenn er es gestern verlassen hätte: eine Reihe Hütten mit Lichtern in den Fenstern, der Damm, die Mühle, die zwei sich einander nähernden Teiche, aus denen die ganze Nacht hindurch Froschchöre erzgen. Einst stand er hier in seinem Dorfe nachts auf dem Posten; jetzt erscheint ihm die Vergangenheit in einer Reihe von Gesichten: er ist wieder Ulan und steht auf dem Posten; aus der Ferne blickt der Krug herüber mit feurigen Augen und ertönt wieder in der nächtlichen Stille vom Stampfen und vom Klange der Violine und der Baßgeige. „Pink! Pink!“ so schlagen die Ulanen Feuer an mit den Stiefelabsätzen, und ihm ist es dort so langweilig allein zu Pferde! Die Stunden schleichen träge, endlich verlöschen die Lichter; so weit das Auge reicht, liegt ein dichter, undurchdringlicher Nebel, Dünste schweben über den Auen und hüllen die ganze Welt in einen weißlichen Schleier wie ein Ocean. Aber das sind Wiesen, jeden Augenblick kann die Wachtel schlagen und die Käfer im Schilfe summen. Die Nacht ist ruhig und kühl, eine echt polnische Nacht! In der Ferne rauscht der Fichtenwald bei Windesstille... wie eine Meereswelle. Bald wird das Tagesgrauen den Osten erhellen: die Hähne krähen schon hinter den Zäunen. Sie krähen einander zu von Hütte zu Hütte und darein mengt sich das Geschrei der Kraniche aus der weiten Höhe. Dem Ulanen ist es frisch und froh zu Mute. Man hatte da von der morgenden Schlacht gesprochen. Juchhe! er wird ja auch gehen, wenn die anderen gehen, mit Geschrei und flatternden Fähnchen. Das junge Blut springt in den Adern, obgleich die Nachtluft es kühlt. Aber es tagt schon, es dämmert! Die Nacht bleicht: aus dem Dunkel tauchen Wälder auf, Gebüsch, die Hüttenreihe, die Mühle, Pappeln. Die Brunnen ächzen wie das Blechfähnchen auf dem Turme. Wie lieb ist diese Erde, wie schön im rötlichen Glanze des Morgens! O, du einzige, einzige!

Still! Der wachsame Posten hört, daß jemand naht. Wahrscheinlich kommt die Ablösung.

Plötzlich ertönt eine Stimme über Skawinski:

„He, Alter! steht auf. Was ist mit Euch?“

Der Greis öffnet die Augen und blickt mit Erstaunen auf den vor ihm stehenden Mann. Der Rest der Traumgesichte kämpft in seinem Hirn mit der Wirklichkeit. Endlich werden die Erscheinungen bleich und schwinden. Vor ihm steht Johns, der Hafenwächter.

„Was ist das?“ fragte Johns, „seid Ihr krank?“

„Nein.“

„Ihr habt die Laterne nicht angezündet. Ihr werdet den Dienst verlassen. Das Boot aus San Geromo ist auf einer Sandbank zerschellt. Ein Glück, daß niemand ertrunken ist, sonst würdet Ihr dem Gerichte übergeben werden. Steigt mit mir ein, das übrige werdet Ihr im Konsulat erfahren.“

Der Greis erblaßte: er hatte wirklich diese Nacht die Laterne nicht angezündet.

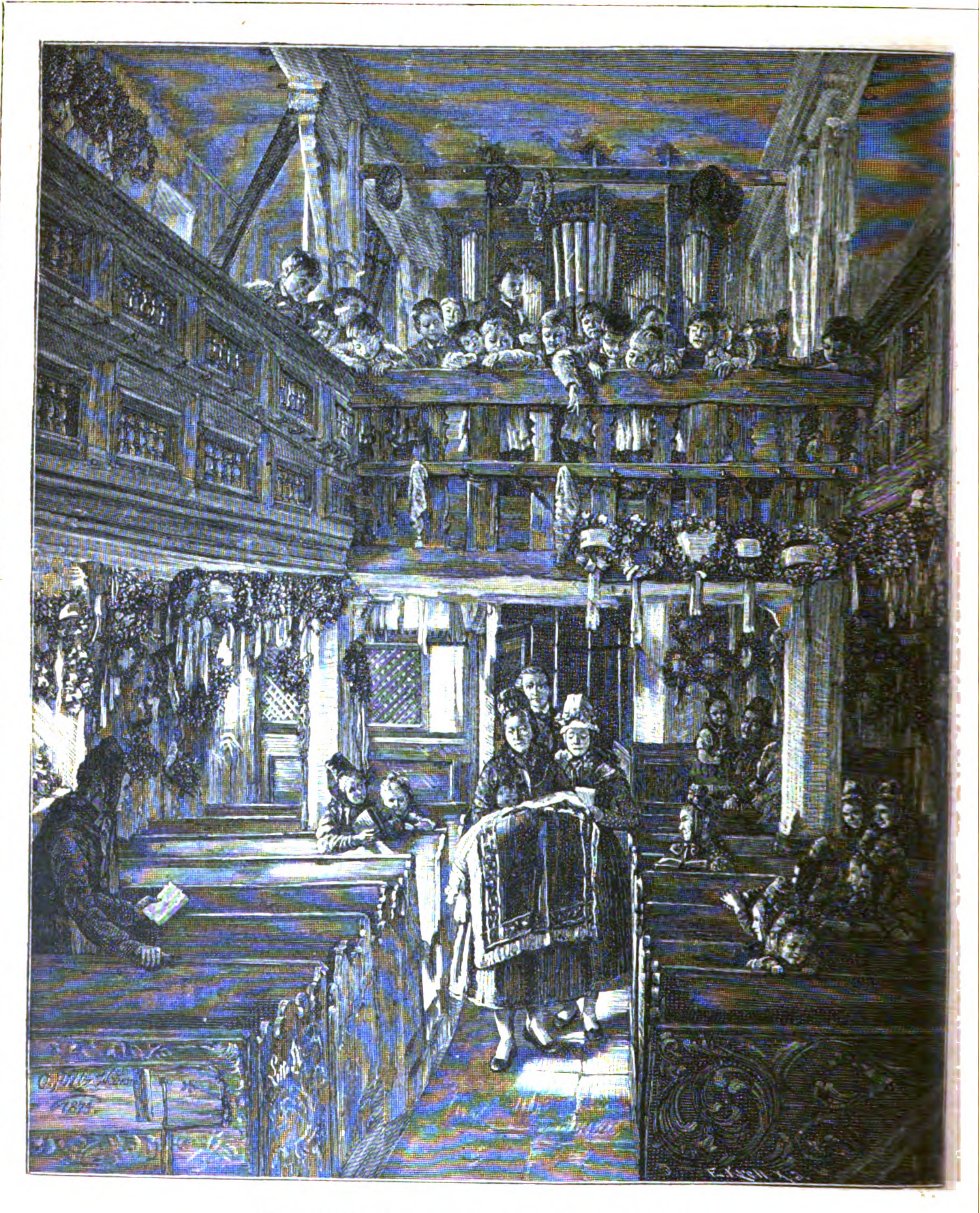
Einige Tage später sah man Skawinski auf dem Deck des Dampfers, der von Aspinwall nach New York geht. Der Arme hatte seine Stelle verloren. Vor ihm öffneten sich wieder neue Wege der Wanderschaft; der Wind erfaßte wieder dieses Blatt, um es über Länder und Meere zu tragen, sein Spiel zur Genüge damit zu treiben. Der Greis hatte auch in diesen paar Tagen sehr gealtert, hatte sich gebeugt; nur seine Augen glänzten. Auf seinem weiteren Lebensweg hatte er auch auf der Brust sein Buch, welches er ab und zu mit der Hand an sich drückte, wie aus Angst, es möchte ihm auch dies verloren gehen. . . .

Ruhe.

Tiefatmend und still entschläft mein Herz,
Wie der Vogel im dämmernden Neste,
Es lispeln ringsum und flüstern sacht
Vom Nachtwind bewegte Aeste.

Es flimmern die Gräser vom Sommertau,
Durch den Wipfel glänzen die Sterne,
Auf Nebelflügeln über die Au
Schwebt ein Traum in die schwindende Ferne.

L. Beger.



Des Erstgeborenen Taufe. Von O. Piltz.



Zur Zeitgeschichte.

Hofnachrichten.

Der russische Kaiser wurde auf einer Fahrt zur Jagd am 20. Dezbr. v. J. von einem schweren Unfall betroffen. Die Pferde wurden scheu, der Kaiser wurde aus dem Schlitten geworfen und zog sich bei diesem Sturze eine bedeutende Verletzung der rechten Schulterseite zu.

Die Verlobung des Erbprinzen von Anhalt mit der lieblichen Großnichte des deutschen Kaisers, der Tochter des Landgrafen Friedrich Wilhelm von Hessen-Kassel und der Landgräfin Anna Maria Friederike, geb. Prinzessin von Preußen, wurde unmittelbar vor dem Weihnachtsfest dem Lande kundgegeben und auf das freudigste begrüßt. Das neue Prinzenschloß, welches gegenwärtig in der Kavalierstraße zu Dessau gebaut wird, soll künftighin dem erbprinzlichen Paar als Wohnung dienen.

Ueber die Reise des Prinzen Heinrich von Preußen liegen wiederum neue Nachrichten vor. Der Sohn des Kaisers hatte Gelegenheit, die amerikanische Südostküste sehr genau zu studieren, denn die Korvette „Olga" besuchte Insel für Insel im Antillenmeer. Die letzte Briefsendung datiert aus Jamaika, woselbst der Prinz in dem deutschen Gasthaus „Hotel König" Absteigequartier nahm.

Die Genesung des Königs von Württemberg macht in dem milden Klima von St. Remo langsame aber befriedigende Fortschritte.

Vereinswesen.

Der Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen hielt kürzlich in der Reichshauptstadt seine Jahresversammlung ab, in welcher ein großer Zuwachs von Behörden, Körperschaften und Vereinen konstatiert wurde. Der Verein ist vorzugsweise bemüht gewesen, für die Hebung des Handwerkes zu wirken.

Der deutsche Beamtenverein hat die kaiserliche Genehmigung erhalten, neben der bereits bestehenden Spar-, Darlehens- und Unterstützungskasse noch eine Pensionszuschuß- und Sterbekasse für Reichs-, Staats-, Komunalbeamte und Beamte ständischer Korporationen zu gründen.

Theater und Musik.

Krieg im Frieden hat in englischer Bearbeitung unter dem Titel: „Our regiment" auf mehreren Londoner Bühnen großen Erfolg gehabt.

Das neueste Werk Edmund Kretschmers, des Komponisten der „Folkunger": „Schön Rottraut", romantische Oper wird mit Spannung erwartet.

Wagners Tristan und Isolde hat bei seiner ersten Aufführung in Bremen einen großartigen Erfolg davongetragen.

Oskar Blumenthals neues Lustspiel: Der Probepfeil hat im Berliner deutschen Theater einen sehr günstigen Erfolg gehabt. Der Vorwurf des Lustspiels ist, daß die allererste Liebe noch gar keine Liebe sei. Der Dialog wird gerühmt.

Eine Gesamtaufführung von Wagners „Nibelungenring" in mustergültiger Besetzung ist von der kgl. Hoftheaterintendanz in München für den nächsten Sommer in Aussicht genommen worden.

Ein einaktiges Charakterbild von Paul Heyse: „Im Bunde der Dritte" hat bei seiner ersten Aufführung am Dresdener Hoftheater sehr angesprochen.

Shakespeare's „Cymbelin" in der Bulthauptschen Bühnenbearbeitung kam am 15. Dezember v. J. am Leipziger Stadttheater zur Aufführung und hatte einen bedeutenden Erfolg. Der Bulthauptschen Bearbeitung ist großes Bühnengeschick nachzurühmen.

Goethe's Faust soll nun auch auf die Kopenhagener Bühne verpflanzt werden und zwar in der Devrientschen Einrichtung. Prof. Hansen hat eine meisterhafte dänische Uebersetzung des Dichterwerkes geliefert und dadurch zu dem Plane einer Aufführung die erste Anregung gegeben.

Das von König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen gestiftete goldene „Staatsstipendium" von 1000 Thalern ist Herrn Emil Vögel in Dresden, bisherigen Studiosus in Greifswald, erteilt worden, welcher durch die Uebertragung Palästrinascher Messen die Aufmerksamkeit der musikalischen Kreise auf sich gezogen hat.

Weltstreit zwischen Phöbus und Pan, das im Jahre 1732 entstandene Musikdrama von Joh. Seb. Bach wurde zum erstenmal im Konzert Lamoureux in Paris zur Aufführung gebracht.

Kunst.

Zur Errichtung eines Cavourdenkmals hat der Stadtrat von Rom 300 000 Lire gespendet.

Eine Ausgrabung römischer Skulpturen wird aus der Pfalz gemeldet. Dieselben wurden in einem Turmkegel, auf der Heidelsburg, östlich von Waldfischbach, gefunden.

Anton v. Werners figurenreiches Gemälde „Luther auf dem Reichstage zu Worms" ist von der Württembergischen Regierung für die Staatsgalerie in Stuttgart angekauft worden.

Die bronzene Statuette des deutschen Kronprinzen, welche dem König von Spanien zum Geschenk gemacht wurde, ist von dem Berliner Bildhauer R. Schweinitz nach der Natur modelliert und 52—53 Centim. hoch. Sie zeigt den Sohn des deutschen Kaisers als Kriegsheld in Kürassieruniform, den Marschallsstab in der Hand.

Ein Temperagemälde Filippo Filippis, eine Allegorie der Musik darstellend, ist für die Gemäldegalerie des Berliner Museums erworben worden. Die reizvolle phantastische Auffassung allegorischer Motive durch die italienische Frührenaissance wird durch das interessante Kabinettstück in besonders entsprechender Weise vergegenwärtigt.

Das Haus der Vestalinnen dürfte nach Mitteilungen der Zeitschrift für bildende Kunst endlich bei den Ausgrabungen auf dem Forum Romanum in der Nähe der noch stehenden, aber zum Abbruch bestimmten Kirche Sta. Maria Liberatrice gefunden worden sein. Ueber die Lage des alten Vestatempels, von dem nur noch ein

runder Erdhaufen übrig geblieben ist, war man schon lange einig. Jetzt scheint man auch Gewißheit erlangt zu haben über das von den Vestalinnen bewohnte Haus, welches durch die auch wieder aufgefundene Nova Via von dem Palatin getrennt wird. Das Gebäude, welches in der Nähe der Postamente zu Ehren großer Vestalinnen bloßgelegt wurde, zeigt enorme Proportionen. Im Tablinum bemerkt man die Spuren eines bunten Marmorfußbodens. Das Atrium, welches mit dem Tablinum durch einen Portikus verbunden ist, ist von einer Mehrzahl von Wohnräumen von verschiedener Größe umgeben. Man nimmt an, daß dieselben zur Aufbewahrung der Kultusgefäße u. s. w. gedient haben. Das ganze Mauerwerk ist gut erhalten und befindet sich unter der Straße, welche früher von Sta. Maria Liberatrice nach dem Titusbogen hinaufführte, jetzt aber allmählich verschwindet.

Ausstellung.

Die Berliner akademischen Kunstausstellungen erreichen 1886 das 100. Jahr ihres Bestehens. Die Akademie beabsichtigt, dieses Jubiläum durch eine großartige Ausstellung zu feiern, welche voraussichtlich im Gebäude der Hygieneausstellung stattfinden wird.

Eine internationale Ausstellung von Künsten, Fabrikaten sowie wissenschaftlichen, landwirtschaftlichen und gewerblichen Erzeugnissen soll am 3. April 1884 im Krystallpalast zu Sydenham bei London eröffnet werden.

Sport.

Der Pontonnier-Fahrverein in Zürich hat den Entschluß gefaßt, im Frühjahr 1884 eine Lustfahrt nach Straßburg zu veranstalten.

Die Rudersaison in England schloß mit einem Match zwischen den Professionsruderern Perkins und Brigtwall um 100 Pfd. St. ab. Perkins siegte mit drei Längen.

Für das Henkelrennen in Berlin 1885 sind 43, für das Unionrennen 61, für das Hartefeldrennen 42 und für den Preis der Diana 30 Pferde genannt.

Für die Ecclipse Stakes in Sandown, Juli 1886, sind 273 Pferde unterschrieben worden. Unter den Unterzeichnern sind englische, amerikanische, französische und italienische Ställe vertreten, deutsche und österreichische fehlen. Der Preis beläuft sich auf 10 000 Pfd. St.

Gesundheitspflege.

Der Verein für Kinderheilstätten entfaltet seine segensreiche Thätigkeit in immer größeren Dimensionen. In Wyk auf Föhr wurde im letzten Sommer eine Heilanstalt für Kinder gegründet, ebenso auf Norderney (mit 40 Betten), welch letztere zu einem Hospital für 250 Kinder erweitert werden soll. Auch an der Ostsee z. B. in Müritz zwischen Stralsund und Rostock werden weitere solche Anstalten geplant.

Die Bildung eines Verbandes unter den Thüringischen Bädern stand auf der Tagesordnung einer kürzlich in Weimar stattgehabten Versammlung von elf Vertretern Thüringischer Badeorte. Als vorläufige Grundlage wurde ein Statutenentwurf angenommen, der sich im wesentlichsten an das Statut des Schlesischen Bädertages anlehnt.

Professor Lacerda, welcher bekanntlich das Gegengift gegen Schlangenbiß in übermangansaurem Kali entdeckte, hat vom Kaiser von Brasilien ein Ehrengeschenk von 20 000 Dollars erhalten.

Statistisches.

Eine Statistik des Briefverkehrs zeigt die Thatsache, daß Deutschland in Bezug auf diesen unter den europäischen Ländern die zweite Stelle einnimmt. In England wurden 1425 Millionen Briefe im Jahre 1882 befördert, in Deutschland 891 Millionen, in Frankreich indessen nur 628½ Mill., in Oesterreich 410,7 Mill. und in Rußland trotz seiner ungeheuren Ausdehnung nicht mehr als 148 Mill.

Das großartige unterirdische Telegraphennetz, mit welchem der Staatssekretär Dr. Stephan Deutschland versehen hat, umfaßt nach einer im Archiv für Post und Telegraphie mitgeteilten Statistik zu Ende des Jahres 1881, 5500 km Kabel mit 37 600 km Leitungsdrähten. Die übrigen neun Staaten (Oesterreich-Ungarn, Belgien, Dänemark, Frankreich mit Kolonieen, Großbritannien und Irland, Niederlande, Rumänien, Rußland und die Schweiz), welche die Einrichtung ebenfalls angenommen haben, besitzen an derartigen Kabeln zusammen nur 2020 km.

Verbrechen.

Köln wurde in den Weihnachtstagen durch ein schreckliches Verbrechen heimgesucht. Am 25. Dezember nachmittags fand man den Uhrmacher Bernhard Stockhausen und seine betagte Mutter in der Flur ihres Hauses dicht hinter der Hausthür ermordet. Da einige Uhren fehlten, darf man auf einen Raubmord schließen, der gewiß noch länger unentdeckt geblieben wäre, wenn nicht ein Mietsmann des Hauses seinen Wirten zu den Feiertagen hätte Glück wünschen wollen.

Ein bedeutender Juwelendiebstahl wurde am 23. Dezember abends in einem Berliner Juwelengeschäft durch zwei Frauen verübt. Es wurden 150 Brillantringe im Gesamtwert von etwa 100 000 M. gestohlen.

Ein Wiener Polizeikonzipist Namens Hlubek wurde, als er am Abend des 15. Dezember von einer Arbeiterversammlung im Gasthause zu Jedlersdorf nach Hause zurückkehren wollte, unterwegs meuchlings überfallen und niedergeschossen. Der Socialdemokrat Schaffhauser und die socialistischen Agitatoren Zill Vater und Sohn und Ondra wurden als mutmaßliche Thäter verhaftet.

Unglücksfälle.

Ein furchtbarer Brand zerstörte das Nonnenkloster „zur unbefleckten Empfängnis" in Belleville (Illinois). Die Insassen desselben wurden von einer Panik ergriffen; mehrere Zöglinge und Lehrerinnen sprangen zu den Fenstern hinaus und wurden teils getötet, teils tödlich verletzt. 22 Zöglinge und 5 Nonnen fanden ihren Tod in den Flammen.

Der spanische Postdampfer San Augustin, auf der Fahrt von Manila nach Liverpool begriffen, ist am 16. Dez. in der Bai von Biskaya auf entsetzliche Weise untergegangen. An Bord des Schiffes brach Feuer aus, das mit rasender Schnelligkeit um sich griff. Während sich ein Teil der Besatzung vermittelst der Boote rettete, spielten sich an Bord des Schiffes unter den Zurückgebliebenen schreckliche Scenen ab. Der Kapitän, dem durch stürzendes Gerät ein Bein zerschmettert war, warf sich ins Meer, der zweite Offizier erschoß sich, Andere erstachen sich oder stürzten sich in der Verzweiflung in die See.

Das österreichische Barkschiff Leatta ist auf der Fahrt von Liverpool nach Fiume in der Meerenge von Gibraltar vollständig zerschellt. Die gesamte Mannschaft nebst den Offizieren fanden den Tod in den Wellen, nur dem zweiten Lieutenant gelang es, sich zu retten.

Totenschau.

Azutin, Ulysse, talentvoller französischer Maler, rühmlich bekannt durch seine effektvollen Strandscenen, starb am 10. Dezember in Paris.

Erk, Ludwig, königl. Professor, trefflicher Musikgelehrter und Förderer des deutschen Männergesanges, geb. am 6. Januar 1807 zu Wetzlar, starb am 25. November 1883 zu Berlin.

Gedon, Lorenz, bekannter Bildhauer, starb am 27. Dezember in München.

Hoffmann, Carl, Verlagsbuchhändler in Stuttgart, Besitzer des Bades Teinach, starb in Stuttgart am 29. Dezember.

Kohlschütter, Alfred, Regierungsrat, königl. Kommissar der Leipziger Ztg., starb am 11. Dezember in Leipzig.

Knesebeck, Frhr. v. dem, auf Karwe bei Neuruppin, preußischer Landtagsabgeordneter für Ruppin-Templin, Mitglied der freikonservativen Fraktion, geb. 1806, starb am 4. Dezember in Berlin.

Maria Amalie, Herzogin von Württemberg, die älteste Tochter aus der Ehe des Herzogs Philipp von Württemberg mit Erzherzogin Maria Theresia, Tochter des Erzherzogs Albrecht von Oesterreich, Zwillingsschwester des Herzogs Albrecht, geb. am 24. Dez. 1865, starb am 15. Dezember im Schloß Arco, Tirol.

Martin, Henri, französischer Senator und Mitglied der französischen Akademie, bekannter Historiker und Förderer chauvinistischer Ideen, Verfasser der „Histoire de France" u. a. m., starb am 14. Dezember zu Paris.

Noorden, Dr. Karl Friedr. Johann, ordentlicher Professor der Geschichte an der Leipziger Universität und Direktor des historischen Seminars daselbst, trefflicher Gelehrter, geb. am 11. Sept. 1833 zu Bonn, starb in Leipzig in der Nacht zum 23. Dezember.

Raday, Graf, ungar. Landesverteidigungsminister starb am 26. Dezember zu Pest.

Schönlaub, Joh., Bildhauer und ehem. Korrektor an der königl. Akademie der bildenden Künste zu München, starb, 79 Jahre alt, daselbst am 21. Dezember.

Personalien.

Dr. Peter Joseph Blum, Bischof von Limburg, ist nach erfolgter Begnadigung durch den Kaiser am 17. Dezember in Begleitung des Domkapitels und der katholischen Geistlichkeit Frankfurts und Wiesbadens in seine Diözese zurückgekehrt. Unter Glockengeläute fuhr der Kirchenfürst durch die festlich geschmückten Straßen Limburgs nach dem Dome, wo er den Segen erteilte.

Ernst Possart ist vom König von Bayern unterm 23. Dezember auf sein Ansuchen von der Stelle eines Direktors des königl. Schauspiels enthoben worden.

Ernst v. Wildenbruch ist in diesem Jahr für seinen „Harold" der Wiener Grillparzer-Preis im Betrage von 1500 fl. zuerkannt worden.

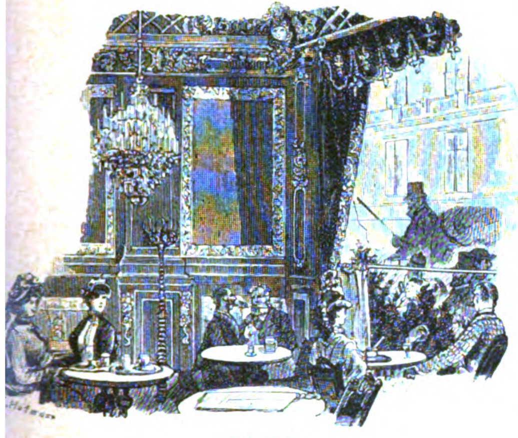
Der Maler Prof. Hans Makart erhielt in Anerkennung seiner Bildwerke auf der Ausstellung des Pariser Salon „Triennal" von der Französischen Regierung das Offizierskreuz der Ehrenlegion.

Dr. Fastenrath in Köln erhielt den Ritterkreuz des weißen Falkenordens in Anerkennung seiner litt. Verdienste.

Karl Schurz ist von der Leitung der New Yorker „Evening Post" zurückgetreten.

Berliner Cafés und Restaurationen.

Die neue Saison, die in den Berliner Theatern so durchgreifende Veränderungen geschaffen, die manch altem Musentempel sein eigentümlich typisches Gepräge geraubt, um ihm dasselbe, angethan mit einem neuen Gewande, an anderer Stelle wieder aufzuprägen, diese selbige Saison hat auch eine große Revolution und gleichzeitige Regeneration unter den Cafés und Restaurationen der Reichshauptstadt bewirkt.



Café Keck.

Noch bis vor zehn, fünfzehn Jahren lag, wenige renommierte Lokale ausgenommen, der Bau des Restaurationswesens, — nach außen hin in Bezug auf gediegene Monumentalität, nach innen in Bezug auf geeignete, gut ventilierte und angemessen erleuchtete Räume — sehr im argen. Zum bei weitem größeren Teil waren die Restaurationen in Räumen untergebracht, die ursprünglich für Wohnungen geplant gewesen waren und die einer großen Anzahl von Menschen nur sehr ungenügenden, zum Teil sogar ungesunden Aufenthalt bieten konnten. Erst seit der Einführung der süddeutschen Biere, die einen so außerordentlich bedeutsamen Einfluß auf die Entwickelung des Berliner Wirtshauslebens gehabt, hat man daran gedacht, für den Zweck des sich immer mehr und mehr entwickelnden Wirtshauslebens geeignete Lokale anzulegen, die dann im Laufe der letzten Jahre durch den immer steigenden Geschmack und Luxus oft von den Nützlichkeitsbauten bis zu den Schön- und Zierbauten der Stadt sich aufgeschwungen haben. Während früher die meisten Restaurationen im Innern der Häuser nach Hof und Garten zu angelegt wurden, schmückt jetzt nicht selten ein Restaurationsgebäude die Straßenfront mit geschmackvoller und gediegener Monumentalität und beweist, in wie erfreulicher Weise sich die allgemeine Geschmacksbildung Hand in Hand mit dem Bedürfnisse nach edlem künstlerischem Luxus gesteigert hat.

Zu den während des Herbstes neu entstandenen Cafés und Restaurationen gehören vor allen das Restaurant Sedan unterhalb des neuen Panoramas, der Ende und Böckmannsche Pavillon (Restaurant Helms) an der Spree, dem Roten Schloß gegenüber, Café Keck an der Ecke der Charlotten- und Leipzigerstraße, Restauration Rheingold in der Kronenstraße, und endlich das neu erbaute Bierhaus von Siechen in der Behrenstraße, der Passage gegenüber.

Die Anlage der Sedanrestauration, im eigentlichen Sinne nur eine geschickte Ausnutzung des Unterbaues des Panoramas, war durch die Verhältnisse desselben selbstverständlich eine bedingte. Seine Erbauer Ende und Böckmann haben in außerordentlich hübscher und sinnreicher Weise den niederen kreisrunden Raum zu einem behaglichen Aufenthalt gestaltet. Um den Mittelpunkt, einem mächtigen springenden Brunnen, von einer, elektrische Strahlen spendenden Glaskugel gekrönt, mit grünenden Gewächsen geziert, laufen drei große, unterschiedlich erleuchtete Kreise, aus einzelnen Nischen konstruiert. Den ersten Kreis um die Fontäne erleuchten Edisonsche Glühlampen, von schöner Schmiedeeisenarbeit gehalten, die beiden hinteren Kreise Gaslampen in gefälliger Form. Die nischentragenden Säulen, sowie der Plafond sind in dunkler Holzarchitektur ausgeführt; gelbliche Sandsteinbogen verbinden die einzelnen Säulen und stechen in angenehmer Farbenstimmung von Säule und Plafond ab. Als malerischen Schmuck tragen die Nischen die Wappen der Brigaden des deutschen Heeres und die Namen der Schlachten und Gefechte, in denen sie sich während des deutsch-französischen Krieges ausgezeichnet, auf gefällig verschlungenen Bändern und Eichenzweigen verzeichnet.

Den Hauptkriegsschmuck trägt die gewölbte Kuppel über dem Springbrunnen. In der Mitte einen mächtigen Aar, rings um denselben Waffen, Embleme und Kriegstrophäen, zwischen denen plastische Kanonenrohre sehr ingeniös zu Ventilationszwecken eingelassen sind.

Der Verkehr des Publikums, das sich besonders aus dem Bürger und dem stetig ab und zu ebbenden Provinzialen zusammensetzt, ist ein enormer, und ich glaube, daß zur Stunde nirgends so viele und so beigeschmacklose Erinnerungen an die „Große Zeit" gefeiert werden, als zu Füßen des Sedanpanoramas.

Die Firma Ende und Böckmann, die sich so unendliche Verdienste um die Schönbauten Berlins erworben, hat auch den neuen luftigen Pavillon an der Spree geschaffen, der zwar zu seiner Umgebung, vornehmlich zu dem altehrwürdigen Hohenzollernschloß in seinem Rücken nicht recht passen will, aber als Ding an sich ein heiteres, zierliches Bauwerk ist. Ueberdies hat er seine eigene Geschichte. Sein Besitzer, Fritz Helms, der frühere Restaurateur des gegenüberliegenden Industriepalastes, das Rote Schloß genannt, hat trotz sechsmonatelangen Einspruchs der Stadt den Mut gehabt, den luftigen Bau für 150 000 Mark aufführen zu lassen. Das Gebäude ist infolge dieser Prämisse transportabel aus Fachwerk und Eisenkonstruktion aufgeführt, um bei etwaigem Verlangen des Fiskus sich einen anderen Grund und Boden suchen zu können. Selbstverständlich würde eine solche Dislokation große Kosten mit sich bringen, abgesehen davon, daß sein Besitzer nicht leicht eine Stelle fände, wo die zwei wichtigsten Faktoren für das Gedeihen einer Restauration, vornehme Lage und gleichzeitig großer Geschäftsverkehr, in gleicher Weise zusammenträfen. Der äußere Schmuck des hallenartig gestreckten, in vortrefflichen Verhältnissen ausgeführten Baues ist eine Terracotta-Fassade mit bunter Majolikaornamentik.

Das Innere ist in reicher Holzarchitektur in abwechselnd tiefroten und braunen Tönen gehalten, mit diskreten Goldornamenten



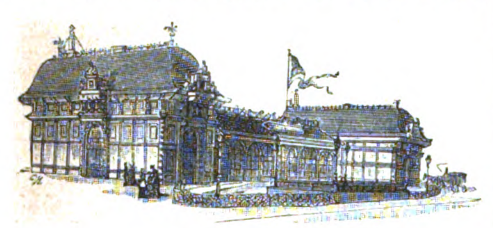
Sedanrestauration.

verbunden, ausgeführt. Die Tapeten passen sich in j… en Farben, Tiefrot und Gold, nach japanischem Muster gezeic… t, den verwendeten gleichfarbigen Stoffen, sowie der Architek… r des Raumes an, der einen durchaus wohlthätigen, vornehme… Eindruck macht.

Der Ausblick durch die hohen bogenartig gewölbten Fenster auf den Fluß, das Schloß, die Schloßbrücke und über dieselbe hinaus ist ein außerordentlich schöner, harmonisch abgerundeter.

Daß die Speisekarte im Restaurant Helms gut ist und civile Preise trägt, sei nicht vergessen zu erwähnen. Von der vornehmen und gediegenen Einfachheit, die den Ende und Böckmannschen Pavillon auszeichnet, wäre dem Café Keck an der Ecke der Charlottenstraße etwas zu wünschen.

Die vornehmlich für innere Einrichtungen und künstlerische Ausführung einzelner Einrichtungsteile, als da sind Plafonds, Paneele und sonstige Zimmerornamentik, so trefflich beleumundete Firma Ihne und Stegmüller hat mit dem Café Keck keinen so glücklichen Wurf gethan, als wir es sonst von dieser jungen, so durchaus künstlerisch veranlagten Firma gewohnt sind. Ich kann nur annehmen, daß ein stark ausgeprägter Prunksinn des Besitzers die Architekten zu der überreichen Goldornamentik im Louvrestil verführt habe, deren Ueberladung so wenig zu dem feinen künstlerischen Sinne der Firma Ihne und Stegmüller paßt. Der Besuch des strahlenden Cafés ist kein allzu lebhafter. Es ist wohl anzunehmen, daß seine Lage an der Hauptgeschäftsstraße der Stadt daran die Schuld trägt. Ein Café verträgt besser ein Boulevard, eine Luxusstraße, für die elegante flanierende Welt,



Restaurant Helms.

als das eilige, rastlose, aufenthaltslose Treiben in einer ausgesprochenen Geschäftsgegend.

Den Mitgliedern des Berliner Wagnervereins hat sich im Restaurant Rheingold ein wahlverwandtes Bierlokal erschlossen. Ob ihr Wähnen hier Friede findet, vermag ich nicht zu sagen; jedenfalls ist das Baireuther Angermannsche Bier, das eine in Nationaltracht gekleidete Wunschmaid schenkt, ganz vortrefflich, die Kolossalbüste von Wagner, die eine Nische schmückt, von großer Porträtähnlichkeit und bester Ausführung. Das gleiche läßt sich von den Wandschmuckbildern nicht gerade behaupten, aber sie bleiben trotz ihrer mangelhaften Ausführung — die Notwendigkeit dieser mangelhaften Ausführung ist zwar nicht einzusehen — hübsche Erinnerungsmomente aus dem Leben und Schaffen des großen Meisters. Da ist das Haus Wahnfried in Baireuth, da sind Scenen aus seinen Opern, da ist eine Erinnerungstafel an Wagners Bearbeitung von Glucks Iphigenie, alles Momente, die auch dem nicht Wagnervereinangehörigen, der das Lokal besucht, stimmungsvoll berühren. Ueber dem Schenktisch thront das Wahrzeichen des Hauses, ein von Alberich getragenes Rheingold aus bernsteinfarbig erleuchtetem Glas.

Einen neuen, sehr prächtigen Bau, aus rotem Backstein mit reichen Sandsteinverzierungen, viel Schmiedeeisenarbeit und gemalten Scheiben hat Siechen für den Ausschank seines berühmten „Echten" und den Besuch seiner enormen Gästezahl in der Behrenstraße erbaut. Der breit angelegte Aufgang verspricht baulich mehr als er innen hält. Das Hauptlokal besteht aus zwei ineinanderlaufenden Zimmern, die sich zu einem breiten Gang vereinen, an dessen beiden Seiten die Etablissements für die Gäste aufgestellt sind. Es mag diese Anordnung für den Kellnerverkehr sehr praktisch sein, hat aber für den Besucher nichts Gemütliches, Behagen Erweckendes. Die zwei oder drei, von der großen Straße abseits gelegenen Zimmer, weisen für eine gemütliche Kneiperei ein bei weitem vertrauenerweckenderes Ansehen, können aber nur ein Minimum der Gäste fassen. Ventilation, Heizungsanlagen und Beleuchtung erfreuen sich von Kennern höchsten Lobes, ebenso ist die Dekoration der Räume, in dunkler Holzarchitektur mit beachtenswert guten Sopraporten und Friesen, eine außerordentlich schöne. Das Entreezimmer ist mit einem trefflichen von allegorischen Figuren umgebenen Bilde des Kaisers geschmückt. Die anderen Zimmer illustrieren Trink- und Zechgelage; ein großes Lutherbild, mythologi[illegible] und Bachantenzüge, auch ein altägyptischer Fries in tr[illegible]echnischer Nachahmung ist vertreten. Im übrigen schmücken [illegible]trätradierungen berühmter Charakterköpfe nach Anton v. Werner die Räume. Einen besonderen Reiz gewähren die alten Theatererinnerungen der Siechenschen Kneipe, die von alters her ein Lieblingsaufenthalt der berliner Schauspieler gewesen ist, welche denn auch alter Tradition gemäß das neue Lokal am Eröffnungsabend mit Sang und Schall bezogen haben. Gern hätte ich von diesen Erinnerungen, nachgedunkelten und angejahrten Porträts von Schauspielern und Schauspielerinnen, Lorbeerkränzen mit verblichenen Schleifenbändern und halbverlöschten Zahlen, alten vergilbten Theaterzetteln mit Daten aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts, ein Näheres erzählt, wenn nicht die staunenerregende Inkulanz des Hauspersonals, vor allem seines Chefs, des Herrn Siechen selbst, eine eingehendere Betrachtung der Räume, und somit eine intimere Plauderei über ihre alten Erinnerungen vereitelt hätte.

Dora Duncker.

Unser Hausgarten.

Von O. Hüttig.

Obst-, Gemüse und Lustgarten.

— — — im Garten finden
Wir sanft Vergnügen, menschlichen Genuß,
Zu bessern den geringen Wert des Grunds,
Umzugestalten Wildheit in den Reiz
Der ungesuchten Anmut, welche scheint
Spiel eines zwanglos heitern Zufalls,
Heißt schaffen, heißt die reinste Freude ernten,
Die Jahr für Jahr sich mehrt.

Diese Worte Armstrongs möchten wir auf den Hausgarten angewendet wissen, wie wir wünschen, daß er jede „Sommerfrische", jede Villa auf dem Lande oder in der Vorstadt, jedes Wohnhaus des wohlhabenden Mannes in der Stadt umgeben möge, ein Garten, der nicht nur dem Genusse, dem Vergnügen geweiht sein, sondern auch Nutzen abwerfen soll. Ersterem Zwecke dient der Lustgarten, letzterem der Obst- und Gemüsegarten, was nicht ausschließt, daß Obstbäume auch im Lustgarten Verwendung finden, oder daß ein Obstgarten ganz und gar die freien Formen des Lustgartens zeigt. Der Gemüsegarten dagegen, in welchem jeder Quadratzoll vorherberechneten Ertrag geben soll, er zeige eine regelmäßige Einteilung und durchweg gerade Linien, innerhalb welcher die hier notwendigen Regeln der Wechselwirtschaft konsequent durchgeführt werden können.

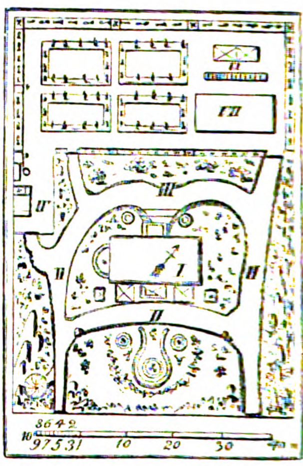


Fig. 1. Entwurf zum Plane einer Villa mit Blumen-, Obst und Gemüsegarten.

Erklärung: I. Villa. a. Blumen-[illegible] 1. Winterlauben mit Glaswänden. — II. Blumengarten mit Gehölzgruppen im [illegible] Wegen, und 2. Blumengruppen; 3. hochstämmige Rosen und Lianen. 4. Sommerlaube. — III. Obstgarten. — IV. Hof mit Stall oder Schuppen. 5. Platz zur Kompostbereitung. 6. Brunnen mit Wasserbehälter auf dem Erdboden. — V. Gemüsegarten mit Zwergobst und Weinstöcken; 7. Wasserbehälter im Erdboden. — VI. Gewächshäuser und Mistbeete. — VII. Saatschule, Reisergarten, Rosenschule, Liebhabereien des Besitzers, Spielplatz für die Kinder u. a. m.

Wir denken uns den Gemüsegarten des Schutzes und des größeren Ertrages halber mit Mauern umgeben, die wir mit Spalierbäumen und Weinreben bepflanzen, letztere auf der sonnigsten Seite, Süßkirsch-, Pfirsich- und Aprikosenbäume an der Seite nach Westen, wo sie am wenigsten vom Nachwinter („Frühjahrsfrösten") zu leiden haben, Birn- und Apfelbäume an der Ostseite, saure Kirschen an der Nordseite, wo sie reichlich tragen, gewöhnlich aber später reifen als an den anderen Seiten, was bekanntlich nicht immer ein Fehler ist. An [illegible]



Wand mit ihrer höheren und gleichmäßigeren Wärme bilden sich die Früchte bekanntlich besser aus als im Freien, wozu vielleicht auch die sorgfältigere Pflege beiträgt, welche die Bäume hier fordern, und welcher der Naturfreund gern seine Zeit widmen wird.

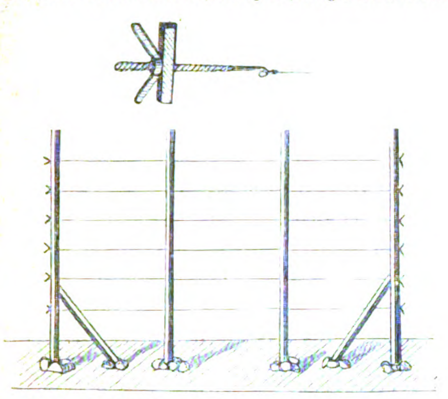


Fig. 2. Einfacher Drahtspanner und Spalier im Freien.

Die Spalierwände werden meist in einfache Kalktünche gesetzt, als die billigste Farbe. Dem Zweck der Erwärmung entspricht es aber besser, einen dunklen Ton beizumischen, und dazu möchte sich besonders Braunstein eignen, der, mit Kalkmilch und Leimmasse angemacht, eine ziemlich dunkle Wand hervorbringen kann, während ohne Zusatz von Kalkmilch und Leimmasse die pulverigen Stoffe durch den Regen von den Wänden abgewaschen werden. Am heißesten wird eine von blauem Dachschiefer überzogene Wand, die sich im vollen Sonnenlicht bis 50° R. und mehr erwärmt, und kann man hierzu die geringsten Sorten oder eigentlich Ausschuß verwenden; die Wärme hält sich hier bis tief in die Nacht beinahe unverändert. Eine gute graue Farbe gibt auch Cement mit Milch von der Kuh und wenig grüner Seife,

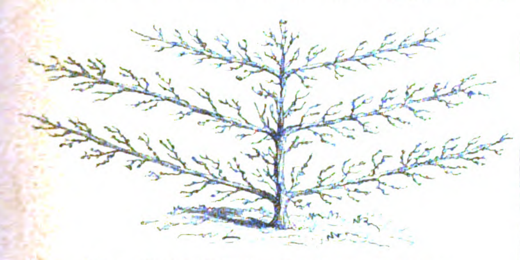


Fig. 3. Einfache Palmette. Vierjähriger Pfirsichbaum.

unter fortwährendem Umrühren angewendet; gewöhnlich genügt ein zweimaliger Anstrich mit der Mischung.

Zur Herstellung des Spaliers (das Wort stammt von palus = Pfahl, weil es früher von Holzpfählen und (Tannen-) Latten hergestellt wurde), empfehlen wir verzinkten Eisendraht von 2, höchstens 3 mm Stärke, der in Zwischenräumen von 25—35 cm (der geringste für Pfirsichbäume, der größte für Weinreben) horizontal fest an der Wand, aber 3—4 cm von ihr entfernt, angespannt wird. Es genügen hierzu für die Enden jeden Drahtes zwei starke Spannhaken und zur Stütze desselben in der Entfernung von 4 m leichte Zwischenträger, durch deren Oesen man

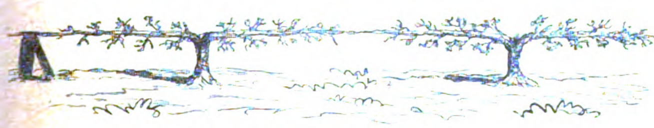


Fig. 4. Zweiarmiges Schnürbäumchen.

den Draht zieht. In die Mauer „bohrt“ man die nötigen Löcher, in welche die eisernen, aber verzinkten Spannhaken und Zwischenträger eingesetzt und mit Gips befestigt werden. Jeder Draht wird durch eine an dem einen Ende angebrachte kleine Maschine, den Drahtspanner, fest angezogen, im Winter aber, wegen des durch Temperaturwechsel verursachten, zuweilen vorkommenden Zerreißens, ein wenig locker gelassen.

Die Frei-Spaliere, welche fern von der Wand auf den Rabatten des Gemüsegartens angebracht werden können, errichtet man in der Breite von 3—4 m mit starken, durch Kupfervitriol gegen das Faulen geschützten starken Pfählen an beiden Enden und einem oder zwei schwächeren Pfählen in der Mitte, zwischen denen die Drähte mit den oben angegebenen Zwischenräumen vermittelst Schrauben und Wirbel als Schraubenmuttern angespannt und im Winter gelockert werden (Fig. 2). Die Pfähle von ungefähr 3 m Länge sollten wenigstens 60 cm tief in der Erde stehen und müßten die Endpfähle durch Streber festgehalten und gestützt werden. Ein einfacheres Freispalier besteht aus einem Pfahl, von dem drei Drähte nach der Erde geleitet und hier durch Pflöcke festgehalten werden. — Eine dritte Art der Spaliere sind die für Schnurbäumchen oder Guirlanden, die als zierliche Einfassung der Abteilungen im Gemüse- oder Obstgarten benützt werden können; es ist aber nötig, zahlreiche Oeffnungen zu lassen, wenigstens an jeder Ecke eine, durch welche arbeitende Frauen gehen können, die sonst beim Uebersteigen der Bäumchen durch ihre Kleider Zweige, Blütenknospen und Früchte herabreißen würden.

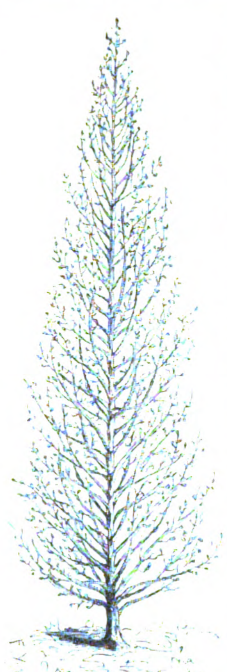


Fig. 5. Birn-Pyramide.

Die Formen der Spalierbäume, der Zwergobstbäume überhaupt, sind sehr mannigfaltig und geben wir in den Abbildungen (Fig. 3—10) einige Proben davon. Am wichtigsten scheinen uns die Pyramiden und da, wo man liebt, viel Sorten zu ziehen, die Säulenbäume, die ziemlich nahe aneinander gepflanzt werden können, ohne daß sie den neben und zwischen ihnen angebauten Nutzpflanzen allzuviel Licht (Sonne) entziehen. Auf die Anpflanzung und Pflege dieser Bäume kommen wir wohl gelegentlich noch ausführlich zurück, verweisen aber vorläufig auf das, was wir in unserem „Wredows Gartenfreund“ (Berlin 1881. Siegfr. Cronbachs Verlag. Preis 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark) darüber geschrieben haben.

Eine Hauptsache für die Pflege des Nutzgartens ist die Beschaffung des Gießwassers und die Verteilung desselben im ganzen Garten. Wo laufendes oder stehendes Wasser oder die in großen Städten eingeführte Wasserleitung mit Springwasser nicht vorhanden, da kann man sich mit einer „Halladaywindmühle“ oder einer einfachen Pumpe helfen, mittels welcher man das Brunnenwasser in einen auf dem Erdboden angebrachten Behälter und von diesem mittels unterirdischer Röhren in Behälter leitet, welche im Erdboden angebracht und im ganzen Garten so verteilt sind, daß das Gießen möglichst wenig Arbeit verursacht. — Der Lustgarten soll ein abgeschlossenes und abgegrenztes (eingerahmtes) Bild gewähren voller Ruhe, Einheit und Harmonie, die durch zweckmäßige Verteilung

Fig. 6. Säulenbaum

Der Ausblick durch die hohen bogenartig gewölbten Fenster auf den Fluß, das Schloß, die Schloßbrücke und über dieselbe hinaus ist ein außerordentlich schöner, harmonisch abgerundeter.

Daß die Speisekarte im Restaurant Helms gut ist und civile Preise trägt, sei nicht vergessen zu erwähnen. Von der vornehmen und gediegenen Einfachheit, die den Ende und Böckmannschen Pavillon auszeichnet, wäre dem Café Keck an der Ecke der Charlottenstraße etwas zu wünschen.

Die vornehmlich für innere Einrichtungen und künstlerische Ausführung einzelner Einrichtungsteile, als da sind Plafonds, Paneele und sonstige Zimmerornamentik, so trefflich beleumundete Firma Ihne und Stegmüller hat mit dem Café Keck keinen so glücklichen Wurf gethan, als wir es sonst von dieser jungen, so durchaus künstlerisch veranlagten Firma gewohnt sind. Ich kann nur annehmen, daß ein stark ausgeprägter Prunksinn des Besitzers die Architekten zu der überreichen Goldornamentik im Louvrestil verführt habe, deren Ueberladung so wenig zu dem feinen künstlerischen Sinne der Firma Ihne und Stegmüller paßt. Der Besuch des strahlenden Cafés ist kein allzu lebhafter. Es ist wohl anzunehmen, daß seine Lage an der Hauptgeschäftsstraße der Stadt daran die Schuld trägt. Ein Café verträgt besser ein Boulevard, eine Luxusstraße, für die elegante flanierende Welt,



Restaurant Helms.

als das eilige, rastlose, aufenthaltslose Treiben in einer ausgesprochenen Geschäftsgegend.

Den Mitgliedern des Berliner Wagnervereins hat sich im Restaurant Rheingold ein wahlverwandtes Bierlokal erschlossen. Ob ihr Wähnen hier Friede findet, vermag ich nicht zu sagen; jedenfalls ist das Baireuther Angermannsche Bier, das eine in Nationaltracht gekleidete Wunschmaid schenkt, ganz vortrefflich, die Kolossalbüste von Wagner, die eine Nische schmückt, von großer Porträtähnlichkeit und bester Ausführung. Das gleiche läßt sich von den Wandschmuckbildern nicht gerade behaupten, aber sie bleiben trotz ihrer mangelhaften Ausführung — die Notwendigkeit dieser mangelhaften Ausführung ist zwar nicht einzusehen — hübsche Erinnerungsmomente aus dem Leben und Schaffen des großen Meisters. Da ist das Haus Wahnfried in Baireuth, da sind Scenen aus seinen Opern, da ist eine Erinnerungstafel an Wagners Bearbeitung von Glucks Iphigenie, alles Momente, die auch den nicht Wagnervereinangehörigen, der das Lokal besucht, stimmungsvoll berühren. Ueber dem Schenktisch thront das Wahrzeichen des Hauses, ein von Alberich getragenes Rheingold aus bernsteinfarbig erleuchtetem Glas.

Einen neuen, sehr prächtigen Bau, aus rotem Backstein mit reichen Sandsteinverzierungen, viel Schmiedeeisenarbeit und gemalten Scheiben hat Siechen für den Ausschank seines berühmten „Echten" und den Besuch seiner enormen Gästezahl in der Behrenstraße erbaut. Der breit angelegte Aufgang verspricht baulich mehr als er innen hält. Das Hauptlokal besteht aus zwei ineinanderlaufenden Zimmern, die sich zu einem breiten Gang vereinen, an dessen beiden Seiten die Etablissements für die Gäste aufgestellt sind. Es mag diese Anordnung für den Kellnerverkehr sehr praktisch sein, hat aber für den Besucher nichts Gemütliches, Behagen Erweckendes. Die zwei oder drei, von der großen Straße abseits gelegenen Zimmer, weisen für eine gemütliche Kneiperei ein bei weitem vertrauenerweckenderes Ansehen, können aber nur ein Minimum der Gäste fassen. Ventilation, Heizungsanlagen und Beleuchtung erfreuen sich von Kennern höchsten Lobes, ebenso ist die Dekoration der Räume, in dunkler Holzarchitektur mit beachtenswert guten Sopraporten und Friesen, eine außerordentlich schöne. Das Entreezimmer ist mit einem trefflichen von allegorischen Figuren umgebenen Bilde des Kaisers geschmückt. Die anderen Zimmer illustrieren Trink- und Zechgelage; ein großes Lutherbild, mythologische und Bacchantenzüge, auch ein altägyptischer Fries in trefflicher technischer Nachahmung ist vertreten. Im übrigen schmücken die Portätradierungen berühmter Charakterköpfe nach Anton v. Werner die Räume. Einen besonderen Reiz gewähren die alten Theatererinnerungen der Siechenschen Kneipe, die von alters her ein Lieblingsaufenthalt der berliner Schauspieler gewesen ist, welche denn auch alter Tradition gemäß das neue Lokal am Eröffnungsabend mit Sang und Schall bezogen haben. Gern hätte ich von diesen Erinnerungen, nachgedunkelten und angejahrten Porträts von Schauspielern und Schauspielerinnen, Lorbeerkränzen mit verblichenen Schleifenbändern und halbverlöschten Zahlen, alten vergilbten Theaterzetteln mit Daten aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts, ein Näheres erzählt, wenn nicht die staunenerregende Inkulanz des Hauspersonals, vor allem seines Chefs, des Herrn Siechen selbst, eine eingehendere Betrachtung der Räume, und somit eine intimere Plauderei über ihre alten Erinnerungen vereitelt hätte.

Dora Duncker.

Unser Hausgarten.

Von O. Hüttig.

Obst-, Gemüse und Lustgarten.

— — — im Garten finden
Wir sanft Vergnügen, menschlichen Genuß.
Zu bessern den geringen Wert des Grunds,
Umzugestalten Wildheit in den Reiz
Der ungesuchten Anmut, welche scheint
Spiel eines zwanglos heitern Zufalls,
Heißt schaffen, heißt die reinste Freude ernten,
Die Jahr für Jahr sich mehrt.

Diese Worte Armstrongs möchten wir auf den Hausgarten angewendet wissen, wie wir wünschen, daß er jede „Sommerfrische", jede Villa auf dem Lande oder in der Vorstadt, jedes Wohnhaus des wohlhabenden Mannes in der Stadt umgeben möge, ein Garten, der nicht nur dem Genusse, dem Vergnügen geweiht sein, sondern auch Nutzen abwerfen soll. Ersterem Zwecke dient der Lustgarten, letzterem der Obst- und Gemüsegarten, was nicht ausschließt, daß Obstbäume auch im Lustgarten Verwendung finden, oder daß ein Obstgarten ganz und gar die freien Formen des Lustgartens zeigt. Der Gemüsegarten dagegen, in welchem jeder Quadratzoll vorherberechneten Ertrag geben soll, er zeige eine regelmäßige Einteilung und durchweg gerade Linien, innerhalb welcher die hier notwendigen Regeln der Wechselwirtschaft konsequent durchgeführt werden können.

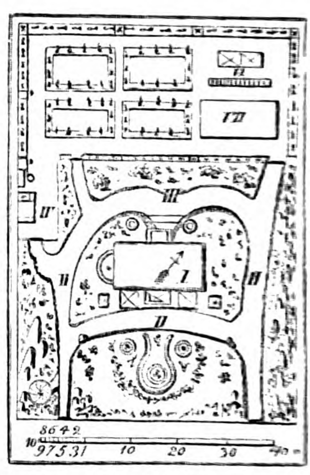


Fig. 1. Entwurf zum Plane einer Villa mit Blumen-, Obst und Gemüsegarten

Erklärung: I. Villa. a. Blumen-Salon 1. Winterlauben mit Glaswänden. — II Blumengarten mit Gehölzgruppen im Rosen-Wegen, und 2. Blumengruppen; 3. hochstammige Rosen und Lianen. 4. Sommerlaube. — III. Obstgarten. — IV. Hof mit Stall oder Schuppen 5. Platz zur Kompostbereitung. 6. Brunnen mit Wasserbehälter auf dem Erdboden. — V. Gemüsegarten mit Zwergobst und Weinstöcken; 7 Wasserbehälter im Erdboden. — VI. Gewächshäuser und Mistbeete. — VII. Saatschule, Reservegarten. Rosenschule, Liebhabereien des Besitzers. Spielplatz für die Kinder u. a. m.

Wir denken uns den Gemüsegarten des Schutzes und des größeren Ertrages halber mit Mauern umgeben, die wir mit Spalierbäumen und Weinreben bepflanzen, letztere auf der sonnigsten Seite, Süßkirsch-, Pfirsich- und Aprikosenbäume an der Seite nach Westen, wo sie am wenigsten vom Nachwinter („Frühjahrsfrösten") zu leiden haben. Birn- und Apfelbäume an der Ostseite, saure Kirschen an der Nordseite, wo sie reichlich tragen, gewöhnlich aber später reifen als an anderen Seiten, was bekanntlich nicht immer ein Fehler ist. An der

Wand mit ihrer höheren und gleichmäßigeren Wärme bilden sich die Früchte bekanntlich besser aus als im Freien, wozu vielleicht auch die sorgfältigere Pflege beiträgt, welche die Bäume hier fordern, und welcher der Naturfreund gern seine Zeit widmen wird.

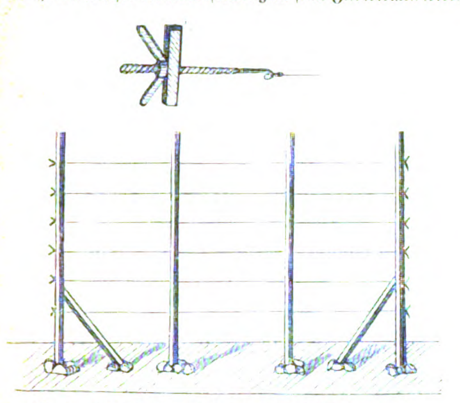


Fig. 2. Einfacher Drahtspanner und Spalier im Freien.

Die Spalierwände werden meist in einfache Kalktünche gesetzt, als die billigste Farbe. Dem Zweck der Erwärmung entspricht es aber besser, einen dunklen Ton beizumischen, und dazu möchte sich besonders Braunstein eignen, der, mit Kalkmilch und Leimmasse angemacht, eine ziemlich dunkle Wand hervorbringen kann, während ohne Zusatz von Kalkmilch und Leimmasse die pulverigen Stoffe durch den Regen von den Wänden abgewaschen werden. Am heißesten wird eine von blauem Dachschiefer überzogene Wand, die sich im vollen Sonnenlicht bis 50° R. und mehr erwärmt, und kann man hierzu die geringsten Sorten oder eigentlich Ausschuß verwenden; die Wärme hält sich hier bis tief in die Nacht beinahe unverändert. Eine gute graue Farbe gibt auch Cement mit Milch von der Kuh und wenig grüner Seife,



Fig. 3. Einfache Palmette. Vierjähriger Pfirsichbaum.

unter fortwährendem Umrühren angewendet; gewöhnlich genügt ein zweimaliger Anstrich mit der Mischung.

Zur Herstellung des Spaliers (das Wort stammt von palus = Pfahl, weil es früher von Holzpfählen und (Tannen-) Latten hergestellt wurde), empfehlen wir verzinkten Eisendraht von 2, höchstens 3 mm Stärke, der in Zwischenräumen von 25—35 cm (der geringste für Pfirsichbäume, der größte für Weinreben) horizontal fest an der Wand, aber 3—4 cm von ihr entfernt, angespannt wird. Es genügen hierzu für die Enden jeden Drahtes zwei starke Spannhaken und zur Stütze desselben in der Entfernung von 4 m leichte Zwischenträger, durch deren Oesen man

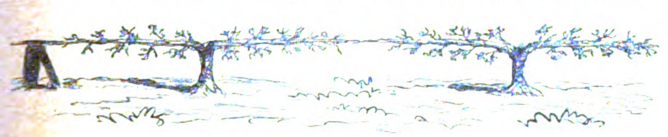


Fig. 4. Zweiarmiges Schnürbäumchen.

den Draht zieht. In die Mauer „bohrt“ man die nötigen Löcher, in welche die eisernen, aber verzinkten Spannhaken und Zwischenträger eingesetzt und mit Gips befestigt werden. Jeder Draht wird durch eine an dem einen Ende angebrachte kleine Maschine, den Drahtspanner, fest angezogen, im Winter aber, wegen des durch Temperaturwechsel verursachten, zuweilen vorkommenden Zerreißens, ein wenig locker gelassen.

Die Frei-Spaliere, welche fern von der Wand auf den Rabatten des Gemüsegartens angebracht werden können, errichtet man in der Breite von 3—4 m mit starken, durch Kupfervitriol gegen das Faulen geschützten starken Pfählen an beiden Enden und einem oder zwei schwächeren Pfählen in der Mitte, zwischen denen die Drähte mit den oben angegebenen Zwischenräumen vermittelst Schrauben und Wirbel als Schraubenmuttern angespannt und im Winter gelockert werden (Fig. 2). Die Pfähle von ungefähr 3 m Länge sollten wenigstens 60 cm tief in der Erde stehen und müßten die Endpfähle durch Streber festgehalten und gestützt werden. Ein einfacheres Freispalier besteht aus einem Pfahl, von dem drei Drähte nach der Erde geleitet und hier durch Pflöcke festgehalten werden. — Eine dritte Art der Spaliere sind die für Schnurbäumchen oder Guirlanden, die als zierliche Einfassung der Abteilungen im Gemüse- oder Obstgarten benützt werden können; es ist aber nötig, zahlreiche Oeffnungen zu lassen, wenigstens an jeder Ecke eine, durch welche arbeitende Frauen gehen können, die sonst beim Uebersteigen der Bäumchen durch ihre Kleider Zweige, Blütenknospen und Früchte herabreißen würden.

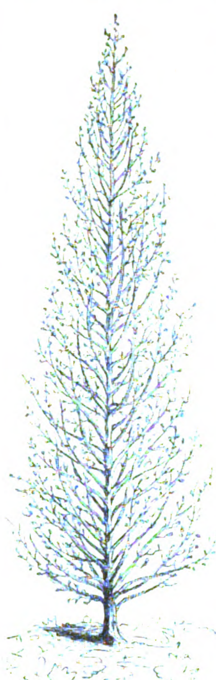


Fig. 5. Birn-Pyramide.

Die Formen der Spalierbäume, der Zwergobstbäume überhaupt, sind sehr mannigfaltig und geben wir in den Abbildungen (Fig. 3—10) einige Proben davon. Am wichtigsten scheinen uns die Pyramiden und da, wo man liebt, viel Sorten zu ziehen, die Säulenbäume, die ziemlich nahe aneinander gepflanzt werden können, ohne daß sie den neben und zwischen ihnen angebauten Nutzpflanzen allzuviel Licht (Sonne) entziehen. Auf die Anpflanzung und Pflege dieser Bäume kommen wir wohl gelegentlich noch ausführlich zurück, verweisen aber vorläufig auf das, was wir in unserem „Wredows Gartenfreund“ (Berlin 1881. Siegfr. Cronbachs Verlag. Preis 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark) darüber geschrieben haben.

Eine Hauptsache für die Pflege des Nutzgartens ist die Beschaffung des Gießwassers und die Verteilung desselben im ganzen Garten. Wo laufendes oder stehendes Wasser oder die in großen Städten eingeführte Wasserleitung mit Springwasser nicht vorhanden, da kann man sich mit einer „Halladaywindmühle“ oder einer einfachen Pumpe helfen, mittels welcher man das Brunnenwasser in einen auf dem Erdboden angebrachten Behälter und von diesem mittels unterirdischer Röhren in Behälter leitet, welche im Erdboden angebracht und im ganzen Garten so verteilt sind, daß das Gießen möglichst wenig Arbeit verursacht. — Der Lustgarten soll ein abgeschlossenes und abgegrenztes (eingerahmtes) Bild gewähren voller Ruhe, Einheit und Harmonie, die durch zweckmäßige Verteilung



Fig. 6. Säulenbaum

von Licht und Schatten hervorgebracht werden. Man umgebe den Garten mit einem Kranz höherer Bäume als Obergehölz, zwischen dem mehr oder weniger kostbare und schöne Sträucher, zur Herstellung des „Schlusses“, als Untergehölz zu verteilen sind; sie sind sämtlich in tief rigolten Boden zu pflanzen. — In der Mitte des Lustgartens bilde man einen möglichst großen Rasenteppich mit einigen besonders schönblühenden und schönbeblätterten Bäumen und Sträuchern in regelrechter, wohlgezogener Form als Einzel-

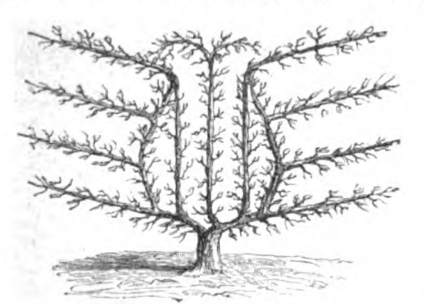


Fig. 7. Birn-Palmette.

(Solitär-) Pflanzen, als welche auch gut gezogene Obstbäume, namentlich solche in Pyramidenform verwendet werden können — bilden sie doch von der Blüte bis zur Ernte die schönste Zierde des Gartens — obwohl wir bei ausreichendem Platz vor-

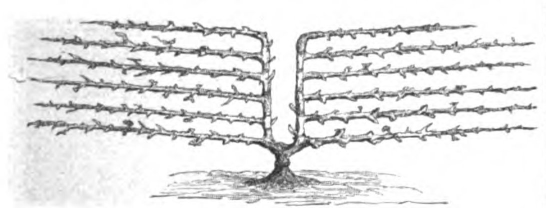


Fig. 8. Doppelte Palmette.

ziehen, Obstbäume mit oder ohne Beerensträucher in einen besonderen Teil des Lustgartens zu verweisen, den wir dann „Obstgarten“ nennen. Um die Farbenkontraste im Bilde zu steigern, sind auch die meist dunkelgrünen Koniferen einzeln oder in Gruppen zu empfehlen, wie auch Laubgehölze mit hängenden Zweigen, mit weißen, gelben und roten Blättern; doch dürfen dergleichen Farbeneffekte nur sparsam vorkommen, weil sie sonst die so wünschenswerte Einheit im Bilde stören würden. Aehnliches gilt von den Schlingpflanzen die, selten angewendet, reizend erscheinen, aber zu häufig vorkommend, dem Garten das Aussehen der Wildnis geben.

Auf den Rasenteppich gehören auch die Blumen, doch verhältnismäßig nur wenige, um das Bild nicht allzubunt zu machen und um die Arbeit mit dem Reinigen und Erneuern zu sparen — viel Blumen viel Arbeit oder unsauberes Aussehen des ganzen Lustgartens! — Zur Zusammenstellung der Blu-

Fig. 9. Spalierbaum im Freien.

men auf den Beeten („Gruppen“) gehört ein gewisses Verständnis für die Harmonie der Farben und suche man möglichst harmonische Kontraste zu bilden, die entstehen durch Zusammenstellung der Farben Gelb und Violett, Rot und Grün, Blau und Orange, und verwendet man, wenn sich solche Zusammenstellung nicht regelrecht durchführen läßt, möglichst viel weiße Blumen, denn Weiß hebt alle Disharmonie auf, Weiß verdirbt nichts, aber Weiß macht jeden Fehler wieder gut.

Außer einer Sommerlaube im Schatten der Bäume, wenn möglich im kühlsten Teile des Gartens gelegen, sollte man an der sonnigsten, geschütztesten Stelle des Gartens, auch wohl in Verbindung mit dem Wohnhause, eine Winterlaube anlegen, deren Wände man mit Moos polstern und die man mit Glas bedecken kann; die sonnigste Seite bekleidet man mit Reben oder

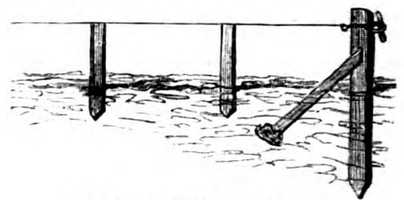


Fig. 10. Gestell für Schnürbäumchen.

Traubenwein, Glycine chinensis und anderen wärmeliebenden Schlingpflanzen; in der Nähe kann man die frühesten Frühlingsblumen anbringen, z. B. von Sträuchern den Seidelbast (Daphne), Kornelkirsche (Cornus mascula), Mandelbaum (Amygdalus communis fl. pl.) u. a., von Zwiebelgewächsen, Tulpen, Hyacinthen, Crocus, Tazetten, Schneeglöckchen, Jonquillen u. a. m. Die Wände des Wohnhauses können mit Spalierobst und Weinstöcken bekleidet, eine etwaige Veranda aber mit dem reichtragenden und wohlriechenden Isabella- oder Constantiawein bepflanzt werden. Die Sommerlaube bekleidet man mit wildem Wein (Ampelopsis hederacea), amerikanischem Wein (Vitis odoratissima, riparia, americana hybrida u. a.), Caprifolium, Clematis, namentlich den groß- und reichblühenden Hybriden, die auch im Schatten noch gut gedeihen.

Die weitere Ausschmückung des Gartens überlassen wir gern dem guten Geschmack und feinen Gefühl des Liebhabers, der in der Pflege desselben Genuß und Erholung finden wird.

Beim Wirt zum Schwarzen Adler.

(Zu dem Bilde von F. Hennings auf S. 664.)

Das war ein heißer Sonntag, aber der dicke Adlerwirt draußen vor dem Thore ertrug die Hundstagshitze trotz seiner Beleibtheit ohne Murren, ja mit einem vielsagenden Schmunzeln; wußte er doch, daß die Sonne eigentlich seine beste Freundin war und die menschlichen Kehlen nur ihm zu Liebe einem so energischen Trockenprozeß unterwarf. Und er hatte Recht: es fing an kühler zu werden, nur noch die Baumwipfel, die Zinnen des fürstlichen Schlosses und die alten Türme schwammen in rotem Golde, über die Wellen des Flüßchens, das den Wirtsgarten bespühlte, zog eine frische Brise und wehte in den Blätterschatten der Bäume, und aus dem Thore strömte die Bürgerschaft in hellen Haufen, um nach des Tages Last und Hitze die abendliche Kühle bei einem guten Schöpplein zu genießen. Das ist einmal eine heitere Gesellschaft um den Tisch an der Flußecke; dort präsidiert aber auch der würdige Herr Wachtmeister mit seinen beiden Nichten, so zierlichen Geschöpfchen, daß, was den Umfang anbelangt, ein Dutzend von ihnen noch keinen Herrn Wachtmeister ausmachen würde, und neben der jüngsten mit den schwarzen Augen und den blendend weißen Zähnchen sitzt der überlustige Cornet, den sie in Böhmen angeworben haben, und der wunderbare Schelmenlieder weiß, lieblich und lockend zu hören für Alt und Jung, besonders aber für hübsche Dirnlein, die schwarze Augen im Kopf und ein warmes Herz unter dem Mieder haben.

Herr Wirt, das ist ein froher Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Ihr Jungfräulein, herbei, herbei,
Denn Lieb und Lust und Lust und Lieb
Heißt des Soldaten Melodei.

Das strömt so keck von den Lippen des Sängers, die Guitarre klimpert so lustig die Begleitung dazu, die Mädchen lachen so fröhlich, der Wein ist so „süffig“ und so alt dabei — ebenso alt wie die Geschichten und Witze des Herrn Wachtmeisters —, die Wellen rauschen so munter in den kühlen Sommerabend hinein — — — — —

Des Erstgeborenen Taufe.

(Zu dem Bilde von O. Piltz auf S. 706.)

Keine hundert und eins Kanonenschüsse sind gefallen, nicht einmal der alte Böller, den der Herr Schulmeister bei besonders festlichen Gelegenheiten in Bewegung zu setzen pflegt, ist ab-

gefeuert worden, und doch ist ein Prinz geboren worden. Fragt nur die Mutter, die Hofbauerin, und sie wird es euch zehn[illegible] beweisen, daß es ein Prinz ist. Hat ein ganz gewöhnlicher Junge ein so feines Gesichtchen, solch kluge Augen und [illegible] einen Monat nach seiner Geburt einen solchen Ueberfluß [illegible], und allen möglichen Gebrauch? nein, es ist ein echter und rechter Prinz, und er wird einmal der Dorfprinz werden und allen Dirnen auf zehn Meilen in der Runde die Köpfe verdrehen, das steht fest, bei der Mutter wenigstens. Heute aber ist der Ehrentag des Neugeborenen, die Taufe findet statt. Die Gevatterin, den Helden des Tages auf den Armen, dann die Eltern, der Hofbauer im Sonntagsstaat seiner väterlichen Würde, die Hofbäuerin, noch etwas blaß aber nicht minder stolz, dann die Freunde und Anverwandte, in dieser Ordnung betritt der Zug die [illegible] Dorfkirche, der Pfarrherr nimmt den kleinen Weltbürger in die christliche Gemeinschaft auf, und die Dorfknaben singen unter Leitung des Schulmeisters ein schönes Kirchenlied, bei aller Andacht doch von Zeit zu Zeit des Teufelskuchens gedenkend, den die Hofbauerin ihnen versprochen hat.

Trachten der Zeit.

Von Ida Barber.

Allerlei aus der Saison.

Wieder einmal haben sich dem stets freudig begrüßten Prinz Karneval Thüren und Thore geöffnet, und indem er einzog, kamen mit ihm Lust und Frohsinn, Blumenpracht und Kerzenschimmer. Tanze Tanzeschaare und ihre Getreuen an fröhlichem Tanze und [illegible] war beim Klange rhythmischer Weisen, das ehedem das Herz bedrückte. Die Welt schien wie mit einem Zauberschlage verwandelt, Feste und Jubel aller Orten. Für die oberen Zehntausend gab es Elite- und Hofbälle, für die vielleicht glücklicher gestimmten anderen Zehn- und Hunderttausende traute Familienbälle, Feste, die so recht danach angethan waren, wieder einmal des Lebens froh zu werden. Und inmitten dieser der heiteren Muse geweihten Vereinigungen allüberall schöne, festlich geschmückte Frauen und Mädchen, deren gefällige farbenreiche Trachten das Auge in gleicher Weise entzückten, wie ihre Anmut das Herz. — Man sprach davon, daß heuer nur antike Farben zur Verwendung kommen sollten, die Jugend indes ließ sich ihr Recht nicht nehmen: rosa, himmelblau, goldgelb waren wiederum in lebhaften Farbentönen vertreten, die noch greller erschienen, da man ganz kontrastierende Farben, wie lila, kirschrot, bordeau mit ihnen in Verwendung brachte.

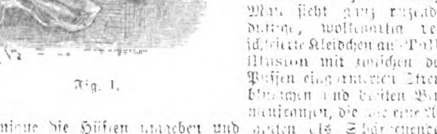


Fig. 1.

Obgleich die Saison schon vorgeschritten, kommen doch täglich noch neue Toilettenwunder zur Geltung. Man sieht ganz reizende, duftige, wolkenartig verschleierte Kleidchen aus Tülle illusion mit zwischen den Puffen eingearbeiteten Sternblümchen und breiten Blumenranken, die wie eine Art Tunique die Hüften umgeben und gelten als Schärpenenden andere Gebilde, die aus Gaze Donna Maria [illegible], wieder gefertigt, mit schneeartigen weißen Flocken übersäet sind und trotz ihrer Durchsichtigkeit eine rechte Wintertracht bilden.

Die eigentlichen Tanzkleider sind vorn fußfrei, hinten nur mäßig aufstoßend, die Diner- und Soiree-Toiletten dagegen mit langen Schleppen, die an der Tournure hochragend aufgebauscht erscheinen. Man fertigt die Schleppe zumeist aus einem Stoff, der vollständig von dem zu Taille und Rock verwendeten abweicht. Fig. 1 zeigt uns eine derartige Schleppprobe, deren Vorderblatt und Schneppentaille aus cremefarbigen, mit Früchten durchstickten Ottoman gefertigt ist, während die schmal gefaltete blaue Samtschleppe unvermittelt dem aus Spitzen gefertigten Seitenteil aufsitzt. Mit Früchten, namentlich Kirschen, Pflaumen, Weinbeeren, Aepfeln ec. broschierte Stoffe sind haute nouveauté. Die ausgeschnittenen Taillen werden zumeist wie in Fig. 1 skizziert, hinten in Dreieckform ausgeschnitten, die Achsel möglichst hoch, die Brustdraperie mit Spitzen gedeckt, der Arm vollständig frei. Solcher sind die jetzt allem Anschein nach wieder zur Geltung kommenden rund ausgeschnittenen Taillen, die rings um mit handbreiter Blumenbordüre abschließen (Fig. 2) und den Hals mit einer Art Blumen-Boller decken, das freilich kleidet und einen sonst gewagten Taillenausschnitt immerhin decent erscheinen läßt. Das überaus kleidsame Modell ist aus rosa Seidentüll gefertigt, mit Vergißmeinnichtranken garniert; die vorn stark pointierte Spitztaille schließt mit einem Veilchenstrauß ab, der sich zu einer Art Schärpe verlängert und das schräg plissierte Vorderblatt garniert, das seitwärts, da wo es mit der Schleppgarnitur zusammentrifft, wiederum mit einem Veilchenbouquet abgegrenzt ist. Die schräg gefalteten Seitenteile verlieren sich unter dem Vorderblatt; die Hinterbahnen sind reich gepufft und verbergen, wie uns Madame Rodrigues, in deren Atelier in Paris vorstehende beiden Modelle gefertigt wurden, ganz im Vertrauen mitteilt, nicht weniger als 60 Meter Seidentüll, der in fünffachen Lagen gepufft ist. — Die Roben der Rodrigues wandern, seitdem Mme. Judic uns mit dem feinen Genre der geschmackvollen Französin bekannt gemacht, zu Dutzenden bei uns ein. Wie es scheint, haben die schönen Emigrantinnen nicht sonderlich über Heimweh zu klagen, da man ihnen allerseits ein freundliches Willkomm entgegenbringt und sie ihren Pariser Schwestern, die sich auf die Vaterschaft der Herren Worth und Felix berufen, weit vorzieht.



Fig. 2.

Patriotisch gesinnte Damen verurteilen die bei uns herrschende Manie, stets nach Pariser Modellen arbeiten zu lassen, indes ist es nicht so leicht, wie man gemeinhin glaubt, ohne Pariser Vorlagen fertig werden zu können. Die Damen der Aristokratie und haute finance beharren zumeist bei der Ansicht, daß nur eine Französin mit jenem Chic zu arbeiten wisse, ohne den die teuerste Toilette wenig ansprechend erscheint.

Bei Anfertigung der Hüte berücksichtigt man schon mehr den individuellen Geschmack; der Formen sind so viele und so verschiedenartige, daß jede Dame das finden wird, was ihr zusagt. Trefflich kleidend sind die Kapotten mit ausgezackten, von doppelter Perlenreihe umgrenzten Bügel (Fig. 3), die aus gepufftem Samt gefertigt, oben mit Straußfedern garniert werden. Ganz glatte Formen (Fig. 4) werden aus langhaarigem Seidenplüsch, etwa von der Art wie der zu den Cylinderhüten der Herren verwendete, hergestellt, innen mit Samt gefüttert, oben mit einem Früchten-Bouquet garniert. Fig. 5 zeigt uns das Modell eines modernen Frühjahrshutes, der aus einem zum Kleide passenden Seidenstoff mit drei gerollten Volants gedeckt ist, die vorn die Passe begrenzen, nach hinten bis zum Mittelpunkt des Kopfes ansteigen und sich unter dem Federschmuck verlieren. Der Hut ist hinten eingeschnitten, so daß das Haar voll hervortritt, oben auf Straußfedern und Marabouts, seitwärts Samtbänder [illegible], die als Kinnbänder endigen.

Sehr fesch, doch nur für ganz junge Mädchen oder vollkommene Schönheiten geeignet ist der in Fig. 6 skizzierte, aus weichem, langhaarigem Plüsch gefertigte Hut, dessen eine Seite hochgeschlagen und mit einem Vogel garniert ist. Solid erscheint der innen voll mit Spitzen und einer roten Samtmasche garnierte chapeau Valerie, der jung und alt bereits [illegible]

elegant ist, ohne auffallend zu sein. Die Krempe ist vorn geschweift, hinten fast bis ins Genick reichend, der Kopf hoch und eckig, seitwärts mit voller Bandmasche, Tauben- und Reiherfedern garniert.

Im kommenden Frühjahr dürfte man, nach den jetzt schon eingetroffenen Modellen zu urteilen, viel Spitzenhüte tragen. Für Garnituren erfreut sich die Point vénise steigender Beliebtheit. Unsere Spitzenklöppelei-Schulen leisten jetzt so Vortreffliches, daß selbst die verwöhntesten Modedamen an den im Inlande gefertigten Arbeiten Genüge finden dürften.

Im Museum für Kunst und Gewerbe zu Wien sieht man jetzt diverse in Points vénise gefertigte Arbeiten ausgestellt, Garnituren für die Kronprinzessin Stephanie, die Herzogin Luise von Koburg, die Erzherzogin Marie, die die Bewunderung aller Fachkundigen erregen. F. Boltarih (Wien) hat das Verdienst, diese selten schönen Points, desgleichen die für den Gnadenaltar in Mariazell bestimmte Spitzenbekleidung, die im Auftrage hoher Damen gefertigt worden, in den heimischen Spitzenschulen herzustellen zu haben. Seit Jahrhunderten ist keine gleich große und gleich wertvolle Spitzenarbeit, wie die für den Gnadenaltar bestimmte, erzeugt worden, sie ist würdig, die Kunst im Dienste der Religion zu repräsentieren und an geweihter Stätte Zeugnis von dem edlen Sinn der hohen Frauen abzulegen, die seit Jahren unentwegt bemüht sind, das Los der armen Spitzenklöpplerinnen zu bessern, die heimische Industrie zur Geltung zu bringen und dadurch Tausende, die ehedem nach Venedig und Brüssel gewandert sind, dem Inlande zu erhalten.



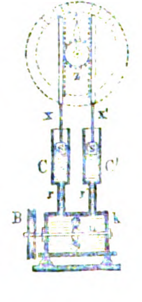

Fig. 4. Fig. 3. Fig. 7. Fig. 6. Fig. 5.

Aus der Technik.

Geschwindigkeitsmesser von Karl Otto Bernhardt und Georg Friedrich Rosenmüller in Dresden.

Es handelt sich hier um einen Apparat, welcher direkt anzuzeigen vermag, wie sich die Geschwindigkeit der Umdrehung eines Rades zu einer anderen als Norm angenommenen verhält. Wenn wir also z. B. die Anzahl der Umdrehungen eines Rades in einer Sekunde wissen, so können wir direkt ersehen, wieviel Umdrehungen ein anderes Rad in demselben Zeitraum macht. Die Einrichtung dieses Apparates ist kurz folgende:

In zwei parallelen, aufrecht stehenden Cylindern C und C' lassen sich die Schwimmer S und S^1 mit genügendem Spielraum leicht bewegen. Die Schwimmer stehen nach oben mit je einem gezahnten Stabe x und x^1 in Verbindung und diese greifen in das Zahnrad [illegible]. Die beiden Cylinder haben durch zwei untere Röhren r, mit einem horizontal liegenden ebenfalls cylindrischen Kasten k Verbindung und sind alle drei mit einer Flüssigkeit so weit gefüllt, daß die Schwimmer auf dieser ruhen können. Durch den horizontalen Cylinder geht eine drehbare Welle w, an welcher sich innerhalb des Kastens ein Propeller und außerhalb desselben ein Bandrad B befindet. Wird nun das Bandrad gedreht, was durch ein um dasselbe und um ein anderes Rad, dessen Geschwindigkeit gemessen werden soll, geschlungenes Band zu geschehen hat, so saugt der Propeller aus dem einen aufrechten Cylinder Flüssigkeit auf und treibt dieselbe in den anderen Cylinder, wodurch das Zahnrad [illegible] langsam oder geschwinder herumgedreht wird. An der Achse des Zahnrades befindet sich ein Zeiger, der sich längs der Peripherie einer gradierten Scheibe bewegt. Hat man nur das Fortschreiten des Zeigers bei einer bestimmten Anzahl Umdrehungen in einer Sekunde gemessen, so läßt sich aus jeder anderen Stellung des Zeigers leicht erkennen, wieviel Umdrehungen in derselben Zeit ein anderes Rad vollbracht hat.



Nach der Theorie muß dieser Apparat seinen Zweck gut und genau zu erfüllen vermögen.

Die praktische Ausführung freilich wird erst lehren, ob das Zusammenwirken der einzelnen Teile, des Propellers, der Schwimmer, des Zahnrades u. s. w., auch thatsächlich sich als ein so korrektes ergeben kann, daß die Messungen als zuverlässig anzusehen sind.



... haft für mich," erwiderte lächelnd der Dichter, "aber leider habe ich bereits einen langjährigen Mitarbeiter, der so eifersüchtig auf seine Beziehungen zu meinem künstlerischen Schaffen ist, daß er jeden unberufenen Dritten unfehlbar die Treppe hinunterbefördern würde, wenn er ihn hier träfe."

"Und wer ist dieser abscheuliche Grobian?" schrie angstvoll der [illegible] und hatte bereits die Thüre in der Hand.

"Mein Genius," antwortete [illegible] Auges der Dichter.



Lebensweisheit.

Nahen Tage unerfreulich,
Blickt der Himmel trüb' und gräulich,
Find' nicht gleich die Welt abscheulich:
Klage nicht!

Drohen Kummer und Beschwerde,
Trag' sie als das Los der Erde,
Hoff' nur, daß es besser werde;
Klage nicht!

Kommt ein schönes Kind gegangen,
Rosenrot die frischen Wangen,
Und erweckt dich Kußverlangen,
Frage nicht!



Inschrift für den Speisesaal eines Juristen:

"Hier darf kein Gericht verbarrikadiert werden."



Wechsel.

Die Sonne schien, der Kuckuck rief,
Es blühten Maiglöckchen und Flieder;
Dir, junge schöne Zauberin,
Ertönten meine Lieder.

Der Nebel steigt, die Krähe schreit,
Beide [illegible] sind des Frühlings Genosse;
Die junge Zaub'rin von ehedem
Ist jetzt eine alte Hexe.



Man muß sich zu helfen wissen.

Kammerdiener: "Herr Baron, der Doktor meint, Sie wären noch in seiner Schuld."

Baron: "Wie so denn?"

Kammerdiener: "Er hat Ihnen im letzten Winter mehrere Besuche gemacht."

Baron: "Richtig, richtig! Da will ich ihm doch gleich seine Gegenbesuche machen."



Epigramme.

Exegese.
[illegible] Herr [illegible]
Und bewundert stets [illegible] Nichts.

Auf eine Geizige.
Nenn' dich Aurea, anstatt Adelgunde!
[illegible] im Munde.

Auf die Ehe eines Juristen.
Durch [illegible] der alten häßlichen Maid
Plaidiert er [illegible]theorie.

Der Musikalische.

Ein Gutspächter wurde einst zu seinem [illegible] zu einer Abendgesellschaft geladen, wo neben guten Essen auch [illegible] schön musiziert wurde.

Am nächsten Morgen trifft er einen der Gäste der [illegible].

"Nun, Herr Müller, wie haben Sie sich gestern amüsiert? Waren die Quartette nicht ausgezeichnet?"

"Das kann ich wahrhaftig nicht sagen," erwiderte der Befragte, "die habe ich nicht gekostet, aber die Hammelkoteletten waren so schön, wie ich sie noch nie gekostet habe."



Sprüche.

Schwingt dir der Ungemach die Geißel,
Sei nicht von Zorn und Groll erfüllt,
Der Künstler schlägt mit scharfem Meißel
Aus rohem Stein ein holdes Bild.

Laß dich über deine Mittel
Treiben nicht vom großen Ziel;
Du hast erfunden einen Titel
Und schreibst dazu ein Trauerspiel.

Wer mir eines sagen kann,
Den will ich preisen
Als von allen Weisen
Den weisesten Mann:
Wo hört der [illegible] auf,
Wo fängt das Schicksal an?

Zu keines Menschen Freud' geboren werden,
Das gibt gar nicht ein schlimmes Los auf Erden,
Aber größeres Leid und schlimm'res Verderben
Ist, unbeweint und unbetrauert sterben.

Laß dich nicht locken in fremde Kreise,
In die nicht paßt deine Art und Weise,
Und sucht man dir es leicht zu machen
Durch scheinbar freundliches Empfangen,
So will man entweder über dich lachen,
Oder was von dir erlangen.

Du Böser fürchtest, daß Vergeltung droht,
Wenn hier dein Hiersein auch zu Ende ist;
Du Guter hoffst, daß der Erdentod
Nur eine neue Lebenswende ist.



Verschiedene Auffassung.

Hausherr: "Johann, die Wärmflasche!"
Johann [illegible] die Flasche Cognak.
Hausherr: "Die Wärmflasche, Esel!"
Johann: "[illegible] wärmt auch!"



Unangenehmer Druckfehler.

Ein Blatt rühmt in der Abonnements-Einladung die oft bewährte Findigkeit seiner Redaktion. Daraus macht der Druckfehlerteufel "die oft bewährte Windigkeit."



Kurz und bündig.

"Wann wollen Sie mein Haus kaufen?"
"Nicht um die Welt!"
"Warum nicht?"
"Schwamm drüber!"



Mahnung.

Du Großer, der du dich im Kleinen [illegible]
Kein [illegible] auf Bachesweite;
Du Kleiner, der du gern Großes [illegible],
Man mißt nicht Gebirge mit der Elle.

elegant ist, ohne auffallend zu sein. Die Krempe ist vorn geschweift, hinten fast bis ins Genick reichend, der Kopf hoch und eckig, seitwärts mit voller Bandmasche, Tauben- und Reiherfedern garniert.

Im kommenden Frühjahr dürfte man, nach den jetzt schon eingetroffenen Modellen zu urteilen, viel Spitzenhüte tragen. Für Garnituren erfreut sich die Point vénise steigender Beliebtheit. Unsere Spitzenklöppelei-Schulen leisten jetzt so Vortreffliches, daß selbst die verwöhntesten Modedamen an den im Inlande gefertigten Arbeiten Genüge finden dürften.

Im Museum für Kunst und Gewerbe zu Wien sieht man jetzt diverse in Points vénise gefertigte Arbeiten ausgestellt, Garnituren für die Kronprinzessin Stephanie, die Herzogin Luise von Koburg, die Erzherzogin Marie, die die Bewunderung aller Fachkundigen erregen. F. Bolarth (Wien) hat das Verdienst, diese selten schönen Points, desgleichen die für den Gnadenaltar in Mariazell bestimmte Spitzenbekleidung, die im Auftrage hoher Damen gefertigt worden, in den heimischen Spitzenschulen hergestellt zu haben. Seit Jahrhunderten ist keine gleich große und gleich wertvolle Spitzenarbeit, wie die für den Gnadenaltar bestimmte, erzeugt worden; sie ist würdig, die Kunst im Dienste der Religion zu repräsentieren und an geweihter Stätte Zeugnis von dem edlen Sinn der hohen Frauen abzulegen, die seit Jahren unentwegt bemüht sind, das Los der armen Spitzenklöpplerinnen zu bessern, die heimische Industrie zur Geltung zu bringen und dadurch Tausende, die ehedem nach Venedig und Brüssel gewandert sind, dem Inlande zu erhalten.

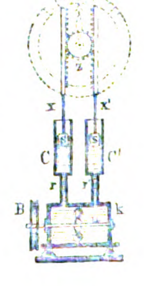


Fig. 4. Fig. 3. Fig. 7. Fig. 6. Fig. 5.

Aus der Technik.

Geschwindigkeitsmesser von Karl Otto Bernhardt und Georg Friedrich Rosenmüller in Dresden.

Es handelt sich hier um einen Apparat, welcher direkt anzuzeigen vermag, wie sich die Geschwindigkeit der Umdrehung eines Rades zu einer anderen als Norm angenommenen verhält.



Wenn wir also z. B. die Anzahl der Umdrehungen eines [illegible] in einer Sekunde wissen, so können wir direkt erfahren, wie viel Umdrehungen ein anderes Rad in demselben Zeitraum [illegible]. Die Einrichtung dieses Apparates ist kurz folgende:

In zwei parallelen, aufrecht stehenden Cylindern C und C' lassen sich die Schwimmer S und S¹ mit genügendem Spielraum leicht bewegen. Die Schwimmer stehen nach oben mit je einem gezahnten Stabe x und x¹ in Verbindung und diese [illegible] das Zahnrad [illegible] wirken [illegible]. Die beiden Cylinder [illegible] durch zwei [illegible] Röhren, mit einem horizontal liegenden [illegible] ebenfalls [illegible] Kasten [illegible] und sind wie dieser mit einer Flüssigkeit so weit gefüllt, daß die Schwimmer auf dieser ruhen können. Durch den horizontalen Cylinder geht eine drehbare Welle w, an welcher [illegible] innerhalb des Kastens ein Propeller und außerhalb desselben ein Bandrad B befindet. Wird nun das Bandrad gedreht, was durch ein um dasselbe und um ein anderes Rad, dessen Geschwindigkeit gemessen werden soll, geschlungenes Band zu geschehen hat, so saugt der Propeller aus dem einen aufrechten Cylinder Flüssigkeit auf und treibt dieselbe in den anderen Cylinder, wodurch das Zahnrad [illegible] langsam [illegible] gleichmäßig herumgedreht wird. An der Achse des Zahnrades befindet sich ein Zeiger, der sich längs der Peripherie einer gradierten Scheibe bewegt. Hat man nun das Fortschreiten des Zeigers bei einer bestimmten Anzahl Umdrehungen in einer Sekunde gemessen, so läßt sich aus jeder anderen Stellung des Zeigers leicht erkennen, wieviel Umdrehungen in derselben Zeit ein anderes Rad vollbracht hat.

Nach der Theorie muß dieser Apparat seinen Zweck gut und genau zu erfüllen vermögen.

Die praktische Ausführung freilich wird erst lehren, ob das Zusammenwirken der einzelnen Teile, des Propellers, der Schwimmer, des Zahnrades u. s. w., auch thatsächlich sich als ein so korrektes ergeben kann, daß die Messungen als zuverlässig anzusehen sind.



heit für mich," erwiderte lächelnd der Dichter, „aber leider habe ich bereits einen langjährigen Mitarbeiter, der so eifersüchtig auf seine Beziehungen zu meinem künstlerischen Schaffen ist, daß er jeden unberufenen dritten unfehlbar die Treppe hinunterbefördern würde, wenn er ihn hier träfe."

„Und wer ist dieser abscheuliche Grobian?" schrie angstvoll der Besucher und hatte bereits die Thüre in der Hand.

„Mein Genius," antwortete flammenden Auges der Dichter.



Lebensweisheit.

Nahen Tage unerfreulich,
Blickt der Himmel trüb' und gräulich
Find' nicht gleich die Welt abscheulich
Klage nicht!

Drohen Kummer und Beschwerde
Trag' sie als das Los der Erde,
Hoffend, daß es besser werde;
Zage nicht!

Kommt ein schönes Kind gegangen,
Rosenrot die frischen Wangen,
Und [illegible] dich Kußverlangen,
Frage nicht!



Inschrift für den Speisesaal eines Juristen:

„Hier darf [illegible] Gericht perhorresziert werden."



Wechsel.

Die Sonne schien, der Kuckuck rief,
Es blühten Maiglöckchen und Flieder;
Dir, junge schöne Zauberin,
Ertönten meine Lieder.

Der Nebel steigt, die Krähe schreit
Verdorrt sind des Frühlings Gewächse;
Die junge Zaub'rin von ehedem
Ist jetzt eine alte Hexe.



Man muß sich zu helfen wissen.

Kammerdiener: „Herr Baron, der Doktor meint, Sie wären noch in seiner Schuld."

Baron: „Wie so denn?"

Kammerdiener: „Er hat Ihnen im letzten Winter mehrere Besuche gemacht."

Baron: „Richtig, richtig! Da will ich ihm doch gleich meine Gegenbesuche machen."



Epigramme.

[illegible]

Ist admirabel! Herr Hohlkopf spricht's
Und bewundert sein eigenes Nichts.

Auf eine Geizige.

Nennt dich Aurora, anstatt Adelgunde!
Führst du doch stets das liebe Gold im Munde.

Auf die Ehe eines Juristen.

Durch Wahl der alten häßlichen Mar[illegible]
Plaidiert er die Abnutzungstheorie.

Der Musikalische.

Ein Gutspächter wurde einst zu seinem [illegible] zu einer Abendgesellschaft geladen, wo neben gutem Essen auch [illegible] schön musiziert wurde.

Am nächsten Morgen trifft er einen der Gäste, der ihn fragt:

„Nun, Herr Müller, wie haben Sie sich gestern amüsiert? Waren die Quartette nicht ausgezeichnet?"

„Das kann ich wahrhaftig nicht sagen," erwiderte der Befragte, „die habe ich nicht gekostet, aber die Hammelkoteletten waren so schön, wie ich sie noch nie gekostet habe."



Sprüche.

Schwingt dir das Ungemach die Geißel,
Sei nicht von Zorn und Groll erfüllt:
Der Künstler schlägt mit scharfem Meißel
Aus rohem Stein ein holdes Bild.

Laß dich über deine Mittel
Täuschen nicht vom großen Ziel;
Du hast erfunden einen Titel
Und schreibst dazu ein Trauerspiel.

Wer mir eines sagen kann,
Den will ich preisen
Als von allen Weisen
Den weisesten Mann:
Wo hört der Zufall auf,
Wo fängt das Schicksal an?

Zu keines Menschen Freud geboren werden,
Das gibt gar leicht ein schlimmes Los auf Erden,
Aber größeres Leid und schlimm'res Verderben
Ist, unbeweint und unbetrauert sterben.

Laß dich nicht locken in fremde Kreise,
Zu die nicht paßt deine Art und Weise,
Und sucht man dir es leicht zu machen
Durch scheinbar freundliches Empfangen,
So will man entweder über dich lachen,
Oder was von dir erlangen.

Du Böser fürchte, daß Vergeltung droht:
Wenn hier dein Fürchten auch zu Ende ist;
Du Guter hoffe, daß der Erdentod
Nur eine neue Lebenswende ist.



Verschiedene Auffassung.

Hausherr: „Johann, die Wärmflasche!"
Johann (bringt eine Flasche Cognak).
Hausherr: „Die Wärmflasche, Esel!"
Johann: „[illegible] wärmt auch!"



Unangenehmer Druckfehler.

Ein Blatt rühmt in der Abonnements-Einladung die [illegible] bewährte Findigkeit seiner Redaktion. Daraus macht [illegible] Druckfehlerteufel „die oft bewährte Windigkeit."



Kurz und bündig.

„Nun, wollen Sie mein Haus kaufen?"
„Nicht um die Welt!"
„Warum nicht?"
„Schwamm drüber!"

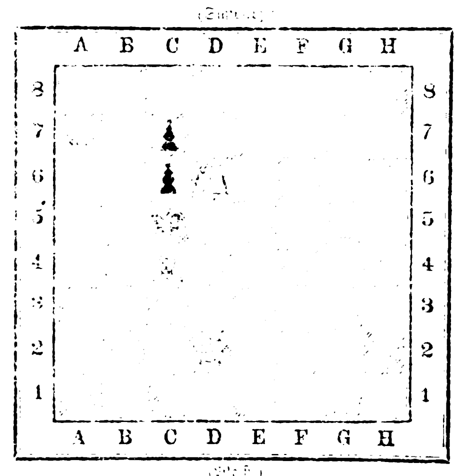


Mahnung.

Du Großer, der du dich im Kleinen verlierst,
Kein Walfisch reist auf Bachforellen;
Du Kleiner, der du gern Großes vollbringst:
Man mißt nicht Gebirge mit der Elle.

Schach-Aufgabe Nr. 2

von [illegible] in Wien.



Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung von Nr. 1.

[illegible]

Aus der Schachwelt.

[illegible]

Schachbriefkasten.

[illegible]

Naturanstalten in der Häuslichkeit.

Von

Dr. Karl Ruß.

4. [illegible] Zimmer-Treib[illegible]

[illegible] Mittel [illegible] Blumentische, Blumenkörbe [illegible] Etagere [illegible] oder minder praktische Vorrichtungen [illegible]

Es ist selbstverständlich, [illegible] mein [illegible] vielmehr [illegible], daß ich auf den [illegible] die vorzugsweise nutzbaren und [illegible] neueren, doch bereits erprobten [illegible] und dieselben einerseits [illegible] hier im ersten einleitenden Abschnitt [illegible] III. Heft [illegible] dargelegt und andererseits besonders mit [illegible] sie sich mühelos und kostenlos von jedermann selbst herstellen lassen [illegible]

Bevor ich nun auf eine solche [illegible] näher eingehe, muß ich auch hier [illegible] welche man an eine jede derartige [illegible] und die Ziele, um derentwillen man sie [illegible] soll, kurz besprechen.

Die Gewächse, gleichviel ob sie [illegible] anderen schönen Farben und Formen unser [illegible] ob sie in der Beobachtung des Wachstums [illegible] vom Keimen des Samens bis zum Emporschießen von [illegible] Kraut und Stamm, vom Schwellen der Knospen bis zum [illegible] der Blüten, vom Beginn der Fruchtentwicklung [illegible] zur Reife des Samens uns den Naturgenuß gewähren [illegible] derentwillen wir ja vornehmlich alle diese Naturanstalten [illegible] haben [illegible] vor unseren Augen [illegible] besondere [illegible] Aufgabe in der Häuslichkeit zu erfüllen [illegible] ist nämlich die Beförderung der menschlichen Gesundheit. [illegible] Gewächse, namentlich aber die Blattpflanzen, dienen zur [illegible] Reinigung bezw. Verbesserung in den Wohnräumen, [illegible] geben in wohltätiger Weise Feuchtigkeit an die Luft ab, verbrauchen [illegible] für das menschliche Atmen nachteilige Bestandteile der Luft und entwickeln ihrerseits unter dem Einfluß des [illegible] lichts reichlichen Sauerstoff[1]; besonders nehmen sie auch [illegible] haft den lästigen Staub auf, und sodann gewähren sie zur [illegible] Jahreszeit angenehme und wohltätige Kühle. Dabei ist aber freilich zu berücksichtigen, daß Zimmerpflanzen unter Umständen aber auch unsere Gesundheit bedrohen können, und zwar einerseits starkriechende Blumen, zu viele Blumen überhaupt, andererseits zu üppige Blatt- und Krautgewächse.

In der neuesten Zeit hat wiederum ein Beispiel ergeben, daß Freiligraths [illegible] Gedicht „Der Blumen Rache“ im [illegible] kunft auf Wahrheit beruht; ein Brautpärchen, welches in einem geschlossenen Gewächshause nur zur kurzen [illegible] am [illegible] Sonntagabend eingeschlossen, wurde inmitten der Blumen vom Tode [illegible]. So vermögen die betäubenden Gerüche und die sich stark entwickelnde Kohlensäure auch in den Wohnräumen verhältnismäßig übel auf die Bewohner, insbesondere aber auf Kinder einzuwirken. Blattpflanzen sodann, [illegible] bergen, modern und schimmeln, können [illegible] werden. Wie bei allen Dingen im Leben, so [illegible] ein mäßiger Gebrauch am ratsamsten, und auf diesem [illegible] Wege erreicht man stets das Höchste und [illegible]

Für das Schlafzimmer soll man also [illegible] Blumenaufstellungen, Blattpflanzen aber [illegible] im Wohnzimmer [illegible] vorausgesetzt, daß [illegible] Maße [illegible], darf man [illegible] und nicht von den letzteren [illegible] Am vorteilhaftesten ist es freilich, wenn man [illegible] daß in den Schlafstuben gar keine, in der [illegible]

---

[1] Vgl. Heft 3 dieses Jahrgangs.

eine beschränkte Anzahl von Pflanzen gehalten werden, daß man aber einen, wenn möglich in der Mitte gelegenen Raum, welcher verhältnismäßig wenig benutzt wird (in der bürgerlichen Häuslichkeit also die sogenannte Putz- oder gute Stube, bezw. das Empfangs- oder Fremdenzimmer), so reich als irgend ausführbar mit Pflanzenschmuck ausstatte und dann täglich, vorzugsweise bei hellem und warmem Wetter und namentlich, wenn auf die Gewächse der Sonnenschein einwirkt, die Thüren öffne und die Luft aus dem Pflanzenzimmer in die Wohn- und Schlafzimmer einströmen lasse. Eine solche Luftverbesserung ist zweifellos wohlthätiger als jede Anwendung von Desinfektions- und Auffrischungsmitteln, wie sogenannter Waldgeist und all dergl.

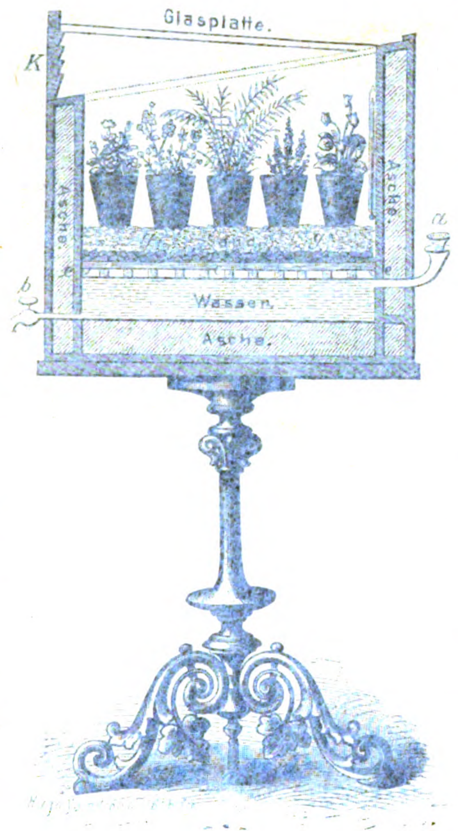
Viele eifrige Blumenliebhaber wie Freunde der Pflanzenwelt, welche deren soeben geschilderte wohlthätige Wirkung genügend kennen und sie daher gern in der Häuslichkeit haben möchten, können dieses Ziel trotzdem nicht zur Zufriedenheit erreichen, weil die Gewächse nämlich trotz aller Pflege durchaus nicht bei ihnen gedeihen wollen. Das ist nun aber nach meiner Ueberzeugung immer ein schlimmes Zeichen und man sollte stets die Wahrheit beherzigen, daß **in den Räumen, in welchen Pflanzen schlecht oder gar nicht gedeihen wollen, auch die Gesundheit der Menschen, insbesondere der Kinder arg gefährdet ist.** Schon von diesem Gesichtspunkte aus allein sollte man stets Gewächse, insbesondere Blattpflanzen in der Häuslichkeit um sich her haben.

Zum Wohlgedeihen bedürfen alle Stubenpflanzen günstiger Luft- und Lichtverhältnisse. Die erstere darf nicht zu trocken, heiß und namentlich nicht zu sehr mit den Verbrennungserzeugnissen von Petroleumlampen, oder Kerzen oder gar von Gasflammen überladen sein; sie darf auch nicht sehr staubig, kohlensäurereich, kurz und gut verdorben sein. Ausreichende Lüftung ist für das Wachstum der Pflanzen ebenso erforderlich wie für die menschliche Gesundheit. Fast alle Gewächse müssen im Zimmer einen hellen Standort haben und nur wenige kommen auch an dunkeln Stellen oder gar im Zwielicht gut fort.

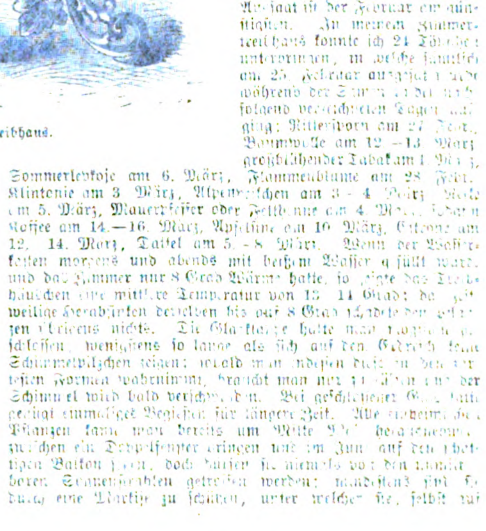
Wohlhabende Blumenliebhaber können die Besetzung ihrer Anlagen in der Häuslichkeit mit Pflanzen immer und immer erneuern, indem sie alle kränkelnden entfernen und dafür andere anschaffen. Dieser Weg ist nun aber für viele andere nicht allein zu teuer, sondern er beraubt den eigentlichen Blumenfreund ja auch von vornherein des größten Vergnügens, der eigenen Blumenzucht nämlich. Es bedarf keiner Erklärung, daß die unheilvollen Einflüsse, welche auf den Pflanzenwuchs im ganzen störend und hemmend einwirken, für die keimenden heranwachsenden jungen Gewächse am nachteiligsten sind — und wenn also die Pflanzenpflege im Zimmer unter gewissen Verhältnissen als schwierig sich ergiebt, so ist es natürlich die eigentliche Blumenzucht, bezw. Kultur der Gewächse im Zimmer überhaupt erst recht im höchsten Maße.

Angesichts dieser Thatsache gebe ich nun zunächst die Beschreibung einer Vorrichtung, welche Herr E. Conditt erfunden und hergestellt hat, um unter allen Verhältnissen ungeschwer allerlei Gewächse zur Belebung der Wohnräume mit bestem Erfolg heranzuziehen. Ein solches **Zimmertreibhaus** (s. Abbildung) kann man sich nach dieser Anleitung, die Herr Conditt zuerst in meiner „Isis", Zeitschrift für alle naturwissenschaftlichen Liebhabereien, veröffentlicht hat, selbst anfertigen lassen und zwar ohne bedeutende Kosten, je nach Geschmack und Belieben, mehr oder minder prunkvoll oder einfach.

„Zunächst läßt man sich vom Klempner einen Zinkblechkasten machen, welcher etwa 60 cm lang, 40 cm breit ist und $6\frac{1}{2}$ cm innere Weite und an allen vier Seiten sowohl doppelte Wände als auch einen doppelten Boden hat. An der einen Seite wird ein Trichter (a) zum Eingießen von Wasser, auf der anderen ein Hahn (b) zum Ablassen desselben angebracht. Dieser Kasten, von welchem aus das Erdreich erwärmt werden soll, ist natürlich nicht stark genug, um allein das letztere zu tragen; es muß daher ein Rost (c) von Holzstäbchen so darauf gelegt werden, daß sich zwei Lagen übereinander befinden, welche sich kreuzen und auf Querleisten ruhen, die an den Wänden des Holzkastens (ee) angebracht sind. Oberhalb des Rostes wird eine 5 cm hohe Schicht von Holzkohlen und auf diese wiederum eine ebensolche oder etwas höhere Lage von Scheuer- oder Stubensand (gg) geschüttet. Wenn der Blechkasten mit heißem Wasser gefüllt ist, so strahlt die Wärme nach oben aus, strömt zwischen dem Rost und der darüber liegenden losen Kohlen- und Sandschicht hindurch und erwärmt die Luft. Die Höhe der ganzen Bodenschicht beträgt etwa 24 bis 26 cm, die der Töpfe für die Pflanzen 15 cm, die des ganzen Kastens somit 40 cm. Um die Wärme andauernd zu erhalten, ist es zweckmäßig, daß zwischen den vier Wänden des Kastens und dem doppelten Boden die Räume mit Asche ausgefüllt werden. Vermittelst einer einfach aufgelegten Platte von Fensterglas wird das Treibhaus geschlossen und mit Hilfe eines aufgesetzten Stellholzes (k) muß die Lüftung bewirkt werden. Bei einer zweiten Einrichtung ließ ich anstatt der bloßen Glasplatte einen 24 cm hohen passenden Glaskasten aufsetzen, durch welchen ich es ermöglichte, auch höher sprießende Pflanzen in dem Häuschen unterzubringen. Die Blumentöpfe, welche auf den Sand gestellt werden, füllt man mit gesiebter Gartenerde, bringt die Sämereien darauf, bedeckt dieselben entsprechend mit fein gesiebter Erde und feuchtet letztere vermittelst eines Wasserzerstäubers an. Sodann wird der Blechkasten mit heißem Wasser gefüllt und die Wärme vermittelst des eingehängten Thermometers durch Ablassen, Nachfüllen des Wassers und Lüften geregelt. Für die Aussaat ist der Februar am günstigsten. In meinem Zimmertreibhaus konnte ich 24 Töpfchen unterbringen, in welche sämtlich am 25. Februar ausgesät wurde, während der Same an den nachfolgend verzeichneten Tagen aufging: Rittersporn am 27. Febr., Baumwolle am 12.—13. März, großblühender Tabak am 1. März,



Zimmer-Treibhaus.



Sommerlevkoje am 6. März, Flammenblume am 28. Febr., Klintonie am 3. März, Alpenveilchen am 3.—4. März, Melde am 5. März, Mauerpfeffer oder Fettbenne am 4. März, Kaffee am 14.—16. März, Apfelsine am 10. März, Citrone am 12.—14. März, Dattel am 5.—8. März. Wenn der Wasserkasten morgens und abends mit heißem Wasser gefüllt wurde und das Zimmer nur 8 Grad Wärme hatte, so zeigte das Treibhäuschen eine mittlere Temperatur von 13—14 Grad; das zeitweilige Herabsinken derselben bis auf 8 Grad schadete den Pflanzen übrigens nichts. Die Glasplatte halte man möglichst geschlossen, wenigstens so lange als sich auf dem Erdreich keine Schimmelpilzchen zeigen; sobald man indessen diese in den ersten Formen wahrnimmt, braucht man nur zu lüften und der Schimmel wird bald verschwinden. Bei geschlossener Glasplatte genügt einmaliges Begießen für längere Zeit. Alle erwähnten jungen Pflanzen kann man bereits um Mitte Mai herausnehmen, zwischen ein Doppelfenster bringen und im Juni auf den sonnigen Balkon stellen, doch dürfen sie niemals von den unmittelbaren Sonnenstrahlen getroffen werden; mindestens sind sie durch eine Markise zu schützen, unter welcher sie, selbst auf

einem nach Süden gelegenen Balkon [illegible]. Uebrigens [illegible] daß der Raum [illegible] nur [illegible] Ornamentik bildet [illegible] zu [illegible] Kräften, [illegible] Zinnien, [illegible] alle [illegible] deren feurige Blüten [illegible] nur zu bald [illegible] während sie [illegible] für die Dauer erhalten [illegible]. Aber [illegible] diese Anlage [illegible] viele Freuden und Genüsse für jeden [illegible] gewähren. Der [illegible] kostete etwa 5 Mark, [illegible] Mark, das [illegible] kann [illegible] je nach Geschmack mehr oder minder [illegible] herstellen lassen, und wenn man die Augen [illegible] eigenen, hübsch geschnittenen [illegible], so kann man [illegible] ja auch auf [illegible]

[illegible] ich [illegible] der Vor[illegible] [illegible] Leben [illegible] Bild und Wort [illegible].

Der gestirnte Himmel im Monat März.*)

[illegible]

Aus Küche und Haus.

Von L. von Propper.

Nützliche Verwendung der Speisereste.

„Sammelt die übrigen Brocken, auf daß nichts umkomme."

[illegible]

*) [illegible]

aufs [illegible] mehr Zeit, [illegible] ordentlichen [illegible]

Suppe und Gemüse sind [illegible]

[illegible] gelernt!

Endlich wird durch [illegible]

[illegible]

Sonntag: [illegible]

Montag: [illegible]

Dienstag: [illegible]

Mittwoch: [illegible]

Donnerstag: [illegible]

Freitag: [illegible]

Sonnabend: Suppe von [illegible]

Rezepte.

Sardinenbrötchen. [illegible]

[illegible]

Wildgeflügel [illegible]

[illegible]

Frikadellen aus Rindfleischresten. [illegible]

Zum Kopf-Zerbrechen.

Schlüsselrätsel.



Jedes Teilchen des Schmuckes dieser schönen Frau bedeutet einen besonderen Buchstaben. Es gilt also, aus der Häufigkeit der einzelnen Schmuckstücke auf die Buchstaben zu schließen. Wir haben früher schon oft das Prinzip des Schlüsselrätsels erklärt, das freilich zu den schwierigsten Aufgaben gehört, aus welchem Grunde wohl auch das Weihnachtsrätsel in Heft 4, welches auf denselben Prinzipien beruht, nur von einigen Personen geraten wurde, denen wir die ersten Preise zuerkannten.

Preis-Silbenrätsel

von

Oskar Justinus.

Jeder der nachstehenden Verse verrät dem rechten Löser eine Silbe. Die Silben richtig untereinandergestellt, geben die Lösung des Ganzen. Unter die Einsender von richtigen Lösungen dieses Rätsels werden 12 Preise verteilt, bestehend in sechsmal 5 und sechsmal 3 Bänden der Collection Spemann.

1. Ein Wörtlein trennend und verbindend
   Sich zwischen Gott und Teufel findend
   Sich zwischen Lipp und Lippe drängend
   Und an dem deutschen Brno noch hängend. —

2. Wer weiter kommen will im Leben
   Muß es in jeder Stunde geben
   Wem's einst der Kaiser zugedacht
   Der war um Ruh' und Glück gebracht. —

3. Die Silbe 2 selbstmal genommen.
   Wird sicher auf uns beide kommen:
   Die Garden, nach uns einst genannt,
   Sind als Napoleons Stolz bekannt, —

4. Des zweiten heiliges Symbol
   Verstand am Sinai Moses wohl,
   Und zweimal ward es Mensch und Affen
   An ihrem Leibe mitgeschaffen. —

5. Ein Alter, wenigen in Frieden
   Und Geisteskräften froh beschieden
   Doch Einer hat's in unsrer Mitten
   Längst glanz- und siegreich überschritten. —

6. Wie viele Könige oder Damen
   Zu lustigem Spiel zusammenkamen,
   Verrat ich Dir und sag Dir an,
   Wie oft die Jahrzeit wandeln kann. —

7. Das Ganze ist uns vor der Hand
   Zum allerkleinsten Teil bekannt.
   Was wollt ihr in die Ferne schweifen!
   Blickt Euch nur um — Ihr könnt es greifen.

Skataufgabe.

Bei einem Touren-Skat muß Vorhand Grand spielen, und zwar mit den folgenden Karten: Pique- und Carreau-Bube, Treff-König, Dame, Neun, Acht, Sieben, Pique-Aß, Dame und Sieben. Die Karten sind so verteilt und der Skat ist für den Spieler so günstig, daß die Gegner nicht aus dem Schneider kommen. Was liegt im Skat und wie ist der Gang des Spiels?

Rebus.

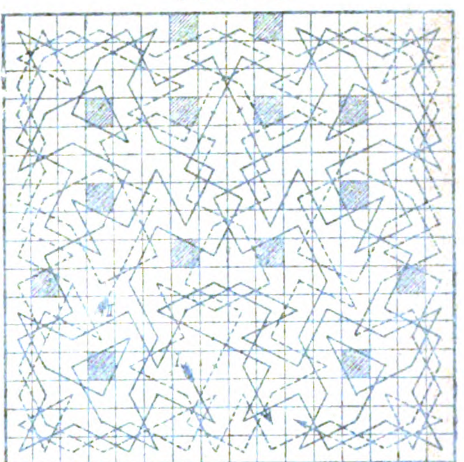


Algebraische Aufgabe.

$(1 \times r) : (a \times \varphi) \times t \quad ni \times (sb + o)$

Auflösungen zu Heft 5, S. 601.

Rösselsprung.



Geographische Aufgabe:



Rätselhafte Korrespondenz: Elisabeth! Ich sah, liebte Dich! Wenn Du zu mir Liebe hast, sei meine Liebste. Harald. — Liebster Harald! Da Du schon lange meine Liebe hast, behalte sie. Elisabeth.

Rebus: Buchdruck.

Bemerkenswert ist in den Sätzen, daß sie von hinten und vorn gelesen gleich lauten.

Silbenrätsel: Fiskus

Charade: Volta — Ire — Voltaire.

Arithmetische Aufgabe: 840 Mark.

Rätselhafte Inschrift: O die Sau sei'n gewiß vortrefflich am Fett wie an Mast — meinst du das denn nit auch.

Der lustige Gesellschafter.

(Freiwillige und unfreiwillige Mitarbeiter willkommen!)

Die Musterhafte.

Madame (mit einem zu mietenden Mädchen Rücksprache nehmend): „Bedenken Sie aber wohl, daß Sie viel Arbeit bei mir haben. Die Kinder müssen früh um acht Uhr zur Schule gehen. Sie müssen deshalb zeitig aufstehen, die Kinder [illegible] und zu frühstücken und dafür zu sorgen, daß sie zu rechter Zeit ihr Frühstück bekommen.“

Mädchen: „O, Madame, was denken Sie, bei meiner [illegible] Herrschaft stehe ich vor fünf Uhr auf, mache Feuer, besorge das Frühstück und mache alle Betten wieder, ehe nur eine Seele im Hause aufgestanden ist.“



Auch ein Grund.

„Wo das Korn jetzt so billig ist, sollten Sie uns für den halben Preis rasieren,“ sagte ein Landwirt zu seinem Barbier. „Im Gegenteil,“ versetzte dieser, „ich sollte den Preis erhöhen, denn bei den schlechten Zeiten machen die Herren Gutsbesitzer so lange Gesichter, daß ich doppelte Arbeit habe.“



Aus dem lateinischen Exercitien-Heft des Quintaners Fritz Pfiffig.

Nonne vides?
Siehst Du die Nonne?
Pueri valde gaudent.
Im Walde freuen sich die Knaben.
Caesaris alter [illegible] iste fuit.
Cäsar ist ein alter Egoist gewesen.
Hostes [illegible] processum [illegible].
Die Feinde machen schnellen Prozeß.
Curae absint.
Sorge für einen Absinth.



Höchster Vorzug.

Mein Lieb' hat Aeuglein hell und klar,
Die leuchten [illegible],
Mein Lieb' hat [illegible],
Das [illegible] entzückend.

Mein Lieb' hat [illegible],
[illegible] Rosen;
Mein Lieb' [illegible],
Die [illegible] zum Kosen und Koseu.

Doch das Schönste von allem ist dir neu:
Das Liebchen, das ich erkoren,
Ward am 29. Februar,
Am Schalttage geboren.

[illegible] Reizen [illegible]
[illegible] des Höschen zu denken:
[illegible] nur alle vier Jahre einmal
[illegible] Geburtstag zu [illegible].



Ein schlechter Erzähler.

([illegible])

[illegible] Lowen [illegible] unfreiwillig [illegible]. „Denken Sie sich, meine [illegible] in unserem Krankenhaus befindet sich ein [illegible] Mann, der [illegible] „Unmöglich!“ [illegible] — „[illegible] den [illegible] rechten Fuß, einen linken Fuß und den [illegible] Gelächter, [illegible] diesem Scherze Herr zu [illegible], [illegible] den [illegible] Ortes, auf einer [illegible] bei einem [illegible] zum Dessert anzubringen. „Denken Sie [illegible] ten!“ hebt er an, genau wie sein [illegible], „in unserem Krankenhause befindet sich [illegible] der drei Füße hat!“ — [illegible] einander. — „Und doch ist die Sache [illegible] rechten Fuß, einen linken Fuß — [illegible]



In das Album eines Junggesellen.

Die Rosen, die nicht [illegible] haben,
Die Sänger, die nicht [illegible],
Die [illegible], die kein [illegible],
Ward' [illegible] nie [illegible].



Eine wunderbare Kur.

Doktor Berger, ebenso bekannt als [illegible] war mit seiner Verwaltung einmal [illegible] Bettchen zu [illegible] genommen, sich [illegible] zu rächen. Einer der [illegible] ein [illegible] eine [illegible] über [illegible] Tertwasser herausgegeben. [illegible] der Abonnenten der [illegible] nicht über eine von [illegible] Operation [illegible].

„Ein Matrose,“ schrieb er, „brach [illegible] meine Hilfe. Ich [illegible] die gebrochenen [illegible] mit dem [illegible]. [illegible] Fast augenblicklich empfand der [illegible] fung dieses Heilmittels und [illegible] völlig geheilt.“

Der ärztliche Verein las und [illegible] der die verschiedensten Ansichten hervorrief.

Die Zeitungen schrieben für und wider [illegible] und der Streit [illegible], als ein zweiter Brief von dem [illegible] Doktor anlangte.

Derselbe lautete:

„Ich vergaß in meinem letzten Briefe zu [illegible] gebrochene Bein des Matrosen ein hölzernes war.“



Rechtfertigung.

A.: „[illegible], daß Sie sich [illegible] Bemerkung erlaubt haben, ich hätte eine Frau wie [illegible]“

B.: „Allerdings.“

A.: „Und was haben Sie zu Ihrer Rechtfertigung anzuführen?“

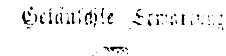
B.: „Daß es eine schöne [illegible] gibt.“



Der Mitarbeiter.

[illegible] einem Dichter, der bereits den [illegible] gehabt, [illegible] einer seiner [illegible] schreiber, denn die [illegible] eine [illegible] bedeutet, [illegible] machte ihm den Vorschlag, [illegible] mit ihm gemeinsam zu [illegible].

„Ihr Vorschlag ist sehr [illegible]





Vom Büchertisch.

Ein neuer Roman von Gerhard von Amyntor: „Ein Problem" (Verlag von F. Schneider in Basel, 1884) will ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Herzens und Erkenntnisstrebens sein. Das Problem selbst: Die Freiheit des Willens ist zwar nur insofern ein integrierender Teil des Ganzen, als eben jede Herzensgeschichte ihre philosophische Seite hat; aber es ist nun einmal Mode geworden, jeder Dichtung ein philosophisches Mäntelchen umzuhängen. Jedenfalls aber gehört der Roman zu den vornehmeren Schöpfungen und verdient gelesen zu werden. — „Die Vorrechte der Offiziere im Staate und in der Gesellschaft." Ein Wort zur Abwehr und Verständigung, von einem preuß. Offizier. 4. Abdruck. Berlin, 1883. Verlag der Liebelschen Buchhandlung, ist die Antwort auf eine unter dem gleichen Titel bei Walther & Apolant in Berlin erschienene Invektive gegen den Offizier als einen Stand des Staates und der Gesellschaft. Der Verfasser der Broschüre tritt den Attaquen des Gegners mit Sachkenntnis und einer keken Frische entgegen, die man häufiger bei dem litterarischen Dilettanten, als bei dem Fachschriftsteller antrifft.

Natur- und Kunstbetrachtungen einer schön und tief empfindenden Frauenseele enthält das bei Warnatz & Lehmann in Dresden 188[illegible] erschienene Werkchen: „Schweizerische Landschaftsbilder in Verbindung mit Geschichte und Sage." Blätter aus meinem Reisetagebuch von Cornelie Heißenberg. — Freunden und Freundinnen der Reiselektüre wird eine von G. v. Leberer besorgte Uebersetzung der von der kühnen und unerschrockenen Lady Florence Dixy ausgeführten und geschilderten Reisetour: „Bei den Patagoniern". Ein Damenritt durch unerforschte Jagdgründe mit vielen Illustrationen. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn, 2 [illegible] willkommen sein. Das Buch ist ein anregend und ... [illegible] weiblichen Unternehmungsgeistes. — Aus dem Verlage von C. Ed. Müller in Bremen liegt uns ein interessantes Werk Hermann Daltons vor, betitelt: „Reisebilder aus Griechenland und Kleinasien." Randzeichnungen zu einigen Stellen des neuen Testamentes. Selbsterworbene Anschauung und Angaben der Apostelbriefe [illegible] sich in diesen geistvollen, das Christentum verherrlichenden Schilderungen zu einer Darstellung der ersten Bekehrungsreise des Apostel Paulus, des Silas und des Timotheus durch kleinasiat. Heidenland. Das Buch ist dem Generalsuperintendenten Kögel gewidmet. — Eine höchst bemerkenswerte Arbeit auf dem Gebiete der biographischen Essays sind die „Charakterbilder aus dem 19. Jahrhundert" von Leopold Katscher. George Sand, Currer Bell, George Eliot, Alfred de Musset, Lawrence und andere litterarische Koryphäen werden von dem geschulten Kritiker mit großer Sachkenntnis und Unbefangenheit behandelt; der [illegible], das der moderne Kritiker so gerne gelegentlich in bengalische Beleuchtung rückt, tritt uns in diesen sachlichen Studien nirgends als Selbstzweck entgegen. Das Buch enthält auch eine interessante Studie über den englischen Atheisten und Gedankenfreiheitskämpfer Bradlaugh. — Die Dichtungen des englischen Poeten Chaucer sind mit Ausnahme einiger Bruchstücke [illegible] noch nicht dem deutschen Publikum zugänglich gewesen. Auf Grund eingehender Chaucerstudien hat es daher A. v. Düring unternommen, die sämtlichen Schriften des Begründers der englischen Sprache und Dichtkunst in deutscher Uebersetzung herauszugeben, ein Werk, dessen erster Band („Geoffrey Chaucers Werke", übersetzt von A. v. Düring. Straßburg, Carl J. Trübner, 1883) soeben erschienen ist und „Das Haus der Fama" — „Die Legende von den guten Weibern", — „Das Parlament der Vögel" enthält. — Von neuen Erscheinungen auf belletristischem Gebiete sind weiter zu nennen: „Plaudereien mit der Herzogin von Seeland" von Hermann Heiberg. 2. Aufl. Hamburg und Leipzig. Verlag von Carl Grädener, 1884. — „Gr[illegible]" Vier Erzählungen zu den beiden Hauptsachen von den [illegible] Testamenten von Ernst Evers. [illegible] Friedr. Scholz' Verlag, 1884. — „Abbazia", von A. v. Sonnleitner-Lerchenfeld, eine Idylle von der Adria, mit 11 Originalzeichnungen von [illegible]. A. Hartlebens Verlag, 1885. Populärwissenschaftliche Arbeiten ist die Sammlung: „[illegible] des menschlichen Körpers", von Dr. Ferdinand Grocach. Weimar 1884. Verlag von F. Winkler. In dem selben Verlage erschienen: „Beiträge zum Unterricht in der Geographie". Mit besonderer Rücksichtnahme auf Kartenlesen, Terrainzeichnung, Kartenprojektion ꝛc. mit 48 Abbildungen von G. Makasch, Prof. an der k. k. Lehrerbildungs-Anstalt in Brünn. — Aus dem Garten der Poesie bietet uns Julius Sturm einen frischen Liederstrauß unter dem Titel „Natur, Liebe und Vaterland" Leipzig, F. A. Brockhaus, 1884. Eine andere Sammlung des trefflichen Dichters, die in Bremen bei M. Heinsius soeben erschienen ist, betitelt sich: „Dem Herrn mein Lied". Sie umfaßt Gedichte, und enthält manches, das sich den besten Leistungen der Hauptvertreter der Erbauungspoesie, Gerok ebenbürtig anreiht; etwas mehr Selbstkritik würde beiden Sammlungen zum Vorteil gereicht haben. — Ein weiterer Beitrag zur [illegible] ist: „Das Buch der Weihnachtslieder," Weihnachtslieder, gesammelt und geordnet von L. Dietmayer. P. Zarisch, Pastoren in Bremen. Musikalisch bearbeitet von H. Buthe, Musikdirektor in Berlin. Bremen 1884. Verlag von C. E. Müller. — Einen Gruß aus deutschem Dichterherzen sendet Theodor Kirchhof in San Francisco seiner alten Heimat über den Ozean: „Balladen und Neue Gedichte" (Kiwitz, Schlaferte Buchhandlung — New-York, E. Steiger & Co.). Die großartige Scenerie Kaliforniens und das fremdartige Leben und Treiben der neuen Welt in der Beleuchtung eines echt deutschen Idealismus und dargestellt von einer gesunden und starken dichterischen Kraft, gewähren den Poesien Kirchhofs einen eigenartigen, das deutsche Gemüt halb fremd, halb traulich und wohlbekannt berührenden Reiz. Wir schließen unsere heutige Rundschau mit dem Hinweis auf ein lyrisch-episches Gedicht Ewald Löbers: „Melitta" (Frankfurt a. M., Carl Jügels Nachfolger), in welchem ein der Gegenwart entnommener, nicht sehr glücklich gewählter Stoff stellenweise mit poetischer Kraft und Schilderungskunst behandelt ist; die Reime und Trochäen, welche in der Lieder abwechselnd zu wirken sucht, lassen viel zu wünschen übrig.

Das Gefrier-Verfahren.

Eine neue Erfindung auf dem Gebiete der Bautechnik.

Von Prof. F. Steiner.

Beim Berg-, Wasser- und Tunnelbau tritt an den ausführenden Ingenieur oft häufig die Aufgabe heran, Arbeiten unter der Erdoberfläche in einem Boden vornehmen zu müssen, der aus kleinen, unzusammenhängenden Teilen besteht, die entweder einen flüssigen Brei bilden und dann schwimmendes Gebirge genannt werden, wie Schlamm, Triebsand u. s. w., oder welche dem Wasser, das von außen her Zutritt hat, von allen Seiten Durchzug gestatten, wie Sand u. dergl.

Nächst den bösen und schlagenden Wettern ist das schwimmende Gebirge des Bergmannes feindseligstes Element, und die Aufgabe, in den durchnäßten Boden unter die Sohle unserer Flüsse Mauerwerkskörper hinabzuführen, wie dies für die Herstellung von Brückenpfeilern, bei Erbauung von Tunnels unter Wasser u. s. w. nötig wird, gehört zu den schwierigsten, welche die Bautechnik kennt.

Der Bergmann bedient sich seit alters her der Getriebezimmerung, einer Bauweise, bei der man zunächst vom Stollen oder Schacht aus Pfähle ins Gebirge hineintreibt, sich den Umfang des auszuhöhlenden Raumes damit im voraus sichert und die Erdbewegung selbst nur in ganz kleinen Partien, in einzelnen Abschnitten, stets gesichert durch vorgetriebene Bohlen, vornimmt.

Dort jedoch, wo das eindringende Wasser unter hohem Drucke steht oder große Räume zu erschließen sind, wird diese Methode, welche schon in den Bergwerksbüchern des Mittelalters Beschreibung findet, unbrauchbar.

Die Erbauung des ersten Tunnels unter der Themse zu London (1807—1811) durch Brunnel brachte neue beachtenswerte Methoden zur Geltung. Als Zugang zum Tunnel wurden zwei große Schächte ausgeführt, die rohrförmig gemauerte Schachtauskleidung wurde von oben aus in die Tiefe gesenkt, indem man das Material im Innern der Röhre, die zum Teil unter Wasser stand, ausbaggerte, und diese selbst durch successives Aufmauern von oben her in dem Maße verlängerte, als infolge des Materialaushubes im Innern der Mauerwerkskörper in die Tiefe sank. Ein Verfahren, das damals neu war, seither zahlreiche Anwendung bei Herstellung von Schächten und Brückenpfeilern gefunden hat, wobei im letzteren Falle das Innere der Röhre schließlich ausgemauert wird.

Der Tunnel selbst wurde nach manchen vergeblichen Versuchen unter ungeheuren Kosten, [illegible] welche wiederholt das unvollendete Bauwerk überfluteten, hergestellt, indem man einen, aus 36 für sich beweglichen Zellen bestehenden, eisernen Schild allmählich durch partienweises Lösen des vor demselben befindlichen Materiales vorwärtsbrachte und an den Schild sofort die Ausmauerung anschloß.

Eisbahn auf dem Niagara.



Eisbahn auf dem Niagara.

[illegible] an [illegible] Arbeiten mittels der Taucherglocke, ent[illegible] das Prinzip der [illegible] Bo[illegible]tens, welches darin be[illegible], daß in den noch [illegible] als ab[illegible] eine [illegible] ge[illegible] Arbeitsraum, [illegible] die Aushebung des Materials erfolgt. Luft ein[illegible] wird, [illegible] der Arbeitern den [illegible] ermöglicht [illegible] das Wasser [illegible]. Die Fundierung der Rheinbrücke bei Köln [illegible] nach [illegible] erfolgte, gab das Signal zur weiteren Verbreitung des Verfahrens, welches heute [illegible] bei vielen Brücken- und Stollenbauten, [illegible] Tunnels [illegible] New-York unter dem Hudson An[illegible] gefunden hat.

[illegible] mit dem Arbeits[illegible], [illegible] unter dem Spiegel der Wa[illegible] die [illegible] Arbeitsraum direkt [illegible] durch das [illegible] des Erdreichs [illegible], so versagt das [illegible] seine Dienste. [illegible] hierbei ein Luftdruck von mehr als 4 [illegible] nötig wird [illegible] einen solchen der menschliche Organismus nicht [illegible] längere Zeit zu ertragen vermag.

In den allerjüngsten Tagen wird nun eine Gründung erwähnt, welche als äußerst [illegible] und interessant bezeichnet werden muß, [illegible] auf diesem Gebiete menschlicher Thätigkeit [illegible] erscheint und darin besteht, Triebsand und andere Wasser führende Erdschichten durch [illegible] erzielte Abkühlung in fest zusammengefrorene Massen zu verwandeln, die den weiteren Zutritt des Wassers verwehren und wie massives Gestein ausgeschachtet werden können.

[illegible] diesem [illegible] wird in die Sand- oder Schlammschicht, in welcher ein Hohlraum geschaffen werden soll, eine Anzahl von Röhren eingetrieben. Jede derselben ist unten geschlossen und in jeder steckt eine kleinere engere Röhre. In die engeren Röhren wird Chlorcalciumlösung, eine Flüssigkeit, welche erst bei — 40° C. erstarrt, eingepumpt, und diese vorher in einer Eismaschine tief gekühlt. Die Lauge strömt in den Zwischenräumen der weiteren Röhren wieder zurück und entzieht hierbei der Umgebung Wärme, [illegible] eine stetig zunehmende Eisschicht; diese [illegible] allmählich zusammen und verwandeln die ganze Masse in einen Eisklotz. Die aufsteigende Lauge wird vereinigt, [illegible] gekühlt und eingepumpt, macht mithin einen vollständigen Kreislauf durch.

Dies [illegible] „Gefrier-Verfahren“, dessen Erfinder Herr F. H. Poetsch in [illegible] ist, fand zum erstenmal [illegible] auf der Kohlengrube „Archibald“ bei Abteufung eines Schachtes, den man 5,5 m durch Triebsand zu führen hatte, [illegible] Anwendung.

Obwohl die eingepumpte Lauge nur auf — [illegible] war und bei Wiederaustritt noch [illegible] zeigte, [illegible] doch alsbald der Sand in einen Körper, der eine [illegible] Flußspath besaß, muscheligen Bruch, [illegible] eines festen Gesteines zeigte und sich nur [illegible]. Demungeachtet ist die Bearbeitung [illegible] höchst einfache, da Erwärmung diese [illegible] ja es ist, wie [illegible] Brennecke mit Recht hervorhebt, [illegible] scheinlich, daß man dies Material mittels eines [illegible] glühend gemachten Drahtes in ähnlicher Weise [illegible] kann, wie es in Amerika gelungen ist, sich dieses [illegible] Abschneiden von Bäumen zu bedienen.

Wie vor kurzer Zeit Honigmann bei [illegible] feuerlosen Dampfmaschine die Eigenschaft der [illegible] Wärme abzugeben, wenn man Wasserdampf in [illegible] hat, Wasser ohne Feuer zu verdampfen, und [illegible] Phase in der Entwickelungsgeschichte unserer Motoren [illegible] ist es auch hier [illegible] chemisch physikalischer Vorgang [illegible] Bahnen auf dem Gebiete der Bautechnik zu eröffnen [illegible] scheint, [illegible] freuen wir uns, daß es neuerdings [illegible] von dem dieser Schritt ausgeht.

Verantwortl. Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner [illegible]
Nachdruck, auch im Einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. — Uebersetzungsrecht vorbehalten.
Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.





